Der

Bürger = Freund,

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Achtzehnter Jahrgang.

Bremen,
gedruckt und verlegt bei Georg Jöntzen.

Universität Bremen
Bibliothek
F < 9431 - 1833

Inhalt.

Nro. 1. Das Gebet. - Durch Nacht zum Licht (Fortsetzung.) - Durch Tugend zum Ziel. - Geboren. - Zwingfeste am Dein. - Ueber Convents-Besuche. - Professor Scheibel als Mystiker. - Abschied an das Vaterland. - Neujahrswunsch für den Süden.

— 2. An das Holländische Volk. - Durch Nacht zum Licht (Forts.) - Eisenbahn von Minden nach Cöln. - Der Kirchenbote Nro. 12. - Gedanken eines Laien über die vielbesprochenen Zölle. - Presse. - Seufzer eines Elveldauer Bürgers als er in den Stadt-Graben gefallen war.

— 3. Die Zeit an ihre Genossen. - Durch Nacht zum Licht. (Forts.) - Ein Wort zur Beherzigung an meine Mitbürger. - Die giftigen Schlangen des mittäglichen Afrika's. - Der Hülfsverein bei Feuersgefahr.

— 4. Lust am Sterben. - Durch Nacht zum Licht (Forts.) - Die giftigen Schlangen des mittäglichen Afrika's (Beschluß.) - Die Handwerker als Missionaire. - Selbstopferungen der Hindus. - Große Neuigkeit. - Anfrage und Bitte. - Anfrage. - Buntes. - Miscelle. - Historische Aehrenlese. - Indifferenz.

— 5. Der Tod des Trompeters. - Durch Nacht zum Licht (Forts.) - Bemerkung. - Neujahrs-Nacht. - Tages-Allerlei. - Anfrage. - Gedankenspäne. - Toleranz. - Correspondenz.

— 6. Todtengräberlied. - Durch Nacht zum Licht (Forts.) - Betrachtungen. - Gedankenprofile. - Miscelle. - Trostspruch.

— 7. Die Spinne. - Durch Nacht zum Licht (Forts.) - Auszug aus dem Briefe eines Polen an den Herrn Dr. St. in Leipzig. - Miscelle. - Krankenhaus.

— 8. Leichenrede gehalten im Keller zu B. - Durch Nacht zum Licht (Beschl.) - Schreiben eines Bremers an einen Freund in Elberfeld im Januar 1833. - Aus meinem A. B. C. Buche für große Kinder.

— 9. Leichenrede gehalten im Keller zu B. (Beschl.) - Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne. - Miscelle. - Der neue Rolandsthaler. - Kleinigkeiten. - Die Inquisitin. - Correspondenz.

— 10. Der Waise. - Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne (Forts.) - Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester. - Bemerkung zum Lehrplan eines Bremers. - Union. - Heilender Balsam. - Entgegnung.

— 11. Glück der Seelenruhe. - Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne (Beschluß.) - Bürgerwehr. - Menschen- und Kuhpocken. - Aus meinem A. B. C. Buche für große Kinder. - Wunsch und Bitte. - Die Inquisitin (Forts.) - Das goldene Vließ und der Nectar-Vließ. - Replik. - Charade. - Räthsel.

— 12. Durch! - Ueber Spaltungen in kleinen Freistaaten in Bezug auf Bremen. - Ueber das bei einigen Völkern des Alterthums üblich gewesene Verbrennen und Einbalsamiren menschlicher Leichen. - Union. - Erwiederung. - Ueber den Gebrauch der Anonymität. - Anzeige. - Mahnbrief für ..... - Auflösung der Charade und des Räthsels in Nro. 11.

— 13. Zeit und Mensch. - Ueber das bei einigen Völkern des Alterthums übliche Verbrennen und Einbalsamiren menschlicher Leichen (Beschl.) - Aus meinem A. B. C. Buche für große Kinder. - Ueber einen Krankenbesuch. - Das neue Observatorium. - Des Helden Grab. - Vermischtes über Kunst und Gewerbe. - Miscelle. - Die Inquisitin (Beschluß.) - An die in blutiger Fehde begriffenen Pariser Zeitungs-Redacteure.

— 14. An Luthers Geist. - Ein amerikanischer Zeitungsschreiber. - Bekanntes. - Zeitgemäße Betrachtungen. - Antwort an den Mahnbriefsteller im Bürgerfreunde Nro. 12. - Der Kirchenbote Nro. 1. - Historisches über innere Angelegenheiten.

— 15. Für Bedrängte. - Beleuchtung. - Ueber Spaltungen in kleinen Freistaaten in Bezug auf Bremen. - Beste Bereitungsart des in Nro. 13 angegebenen Feuerzeugs. - Gefühl — wahrlich keine Empfindelei. - Viersylbige Charade.

Nr. 16. Der Todesmantel. - Ueber Spaltungen in kleinen Freistaaten in Bezug auf Bremen (Beschl.) - An den Professor Benedetto Marforio. - Tages-Allerlei. - Notiz. - Gedankenprofile.

— 17. Spiegelbild. - Letztes Wort. - Auf hiesigen Gebiet gewonnen und aufgespeichert Distelfutter. - Vermischte Nachrichten. - Hummel und Field. - Lied. - Sokrates Antwort.

— 18. Der ältliche Sänger und die richtende Jugend. - Die unglückliche Russische Prinzessin Katinka Tarakanoff. - Distelfutter (Beschl.) - Idem non est idem.

— 19. Servil und liberal. - Die unglückliche Russische Prinzessin Katinka Tarakanoff (Beschl.) - Frau Syntax. - Vermischte Nachrichten. - Die neuen Heilkuren. - Auch 'mal dichten.

— 20. Das Lied von Deutschland. - Die Vertriebenen. - Ein offenes Wort. - Ein Geschichtchen das nicht veralten will. - Literatur. - Oeffentliche Danksagung. - Wunsch und Warnung. - An *. - Erklärung.

— 21. Das Lied von Deutschland (Forts.) - Die Vertriebenen (Forts.) - Merkwürdige dämonische Erscheinung bei einer Verbrecherin. - Wiederholte Anfrage. - Literatur. - Als bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Oldenburg der „Schnee" gegeben wurde und ohne durchzufallen sich unmerkbar auf ein gedrängt volles Auditorium niederließ.

— 22. Das Lied von Deutschland (Beschl.) - Die Vertriebenen (Forts.) - Delcredere-Comptoir. - Anfrage. - Höfliche Erwiederung.

— 23. Lebens-Bilder. - Die Vertriebenen (Forts.) - Anzeige. - Mangel an Licht, Schlüssel, Wasser. - Die Ohrenbeichte. - Warnung. - Gemaßgeblicher Vorschlag. - Ein Jeder hat seine Meinung. - An die Leser des Bürgerfreundes.

— 24. Mein Grab. - Die Vertriebenen (Forts.) - Was hat der Deutsche, besonders in jetziger Zeit, zu thun? - Das heil. Abendmahl. - Antwort. - Erwiederung ꝛc. - Erwiederung auf Nro. 23. - Alt und Jung.

— 25. Der Bach. - Die Vertriebenen (Forts.) - Ein Wort zu seiner Zeit. - Du sollst nicht richten alsofort bis du gehört des Andern Wort. - Rüge, Dank und Anzeige. - Des redlichen und reuigen Kleidermacher-Amtsmeisters Prickluſius Elster's kurze Höllenfarth.

— 26. Danklied für Confirmanden. — Die Vertriebenen (Forts.) - Kaufmannsconvent des Jahres 1833. - Ein etwas behauener Stein. - Probepredigten. - Vorschlag. - Theatrum mundi. - Correspondenz-Nachricht.

— 27. Eltern-Liebe und Kindes-Dankbarkeit. - Die Vertriebenen (Forts.) - Eisenbahn von Minden nach Cöln. - Merkwürdige dämonische Erscheinung bei einer Verbrecherin (Bschl. von Nro. 21.) - Kaufmannsconvente. - Vorläufige Anzeige. - Miscellen. - An Madame H. Hülle.

— 28. Trostlied. - Die Vertriebenen (Forts.) - Beim Scheiden des Winters 1833. - Gustav Adolphs-Stiftung. - Zuruf. - Theater. - Literarische Vaterfreuden eines Mahnbriefstellers.

— 29. Leid und Lied. - Die Vertriebenen (Forts.) - Wanderungen durch Berlin: - Du sollst den Feiertag heilig halten. - Bitte - Grillen, mitunter auch Paradoxen. - Miscellen. - Erklärung.

— 30. Glosse. - Die Vertriebenen (Forts.) - Wanderungen durch Berlin (Beschl.) - Allgemeine Bemerkungen über das diesjährige Budget unsers Staats. - Stadtpost. - Miscelle. - Aehren und Körner. - Die dämmernde Stadt.

— 31. Der Wunsch. - Die Vertriebenen (Forts.) - Grillen mitunter auch Paradoxen. - Der Streitwagen der Italiener. - Notizen. - Bemerkung. - Wort des Trostes. - A la jeunesse dansante oder: Der tanzenden Jugend.

— 32. Danklied. - Die Vertriebenen (Fortsetzung.) - Handelskammern. - Wohlgemeinter Rath. - Die Apotheken.

— 33. Der Zeitspuck und der Zeitgeist. - Die Vertriebenen (Forts.) - Wohlgemeinter Rath. - Der Herzog von Reichstadt.

— 34. Der Anatom und das Scelett. - Die Vertriebenen (Forts.) - Wohlgemeinter Rath. - Seebilder. - Schottland. - Am Grabe der früh vollendeten Sophia Elisabeth.

— 35. Die geknickte Rose. - Die Vertriebenen (Forts.) - Türkei — Griechenland. - Ueber Mysticismus. - Wunsch und Rüge. - Historische Parallele.

Nr. 36. Die Schlacht an der Katzbach. - Die Vertriebenen (Forts.) - Bremens Deputationen und Administrationen. - Seebilder (Forts. von Nro. 34.) - Auch eine zeitgemäße Bemerkung. - Die leichteste Todesart. - Gruß an Herrn Dr. Böckel am Tage seiner Probepredigt.

— 37. Der Apotheker von Noyon. - Die Vertriebenen (Forts.) - Seebilder (Forts.) - Bremens Deputationen u. Administrationen (Forts.) - Auch eine zeitgemäße Bemerkung. - Eisenbahnen.

— 38. Der Apotheker von Noyon (Beschluß.) - Die Vertriebenen (Forts.) - Bremens Deputationen und Administrationen (Beschl.) - Auch eine zeitgemäße Bemerkung. - Dem genesenden R.

— 39. An Th. - Die Vertriebenen (Forts.) - Der Dom in Aachen. - Seebilder (Beschluß.) - Historische Miscelle.

— 40. Geist und Herz des Lenzes. - Die Vertriebenen (Forts.) - Rostocker Versorgungs-Tontine. - Aufforderung zur Theilnahme daran. - Heerrauch.

— 41. Threnodin. - Die Vertriebenen (Forts.) - Aus der Geschichte der Gegenwart. - Der Dom in Aachen (Beschluß.) - Für Landleute. - Schwere Bomben. - Spaziergänge. - Fragen. - Bemerkung.

— 42. Der Mönch und die Nonne. - Die Vertriebenen (Beschl.) - Aus der Geschichte der Gegenwart (Beschl.) - Die ärztlichen Radicalmittel. - Rechte Stelle. - Das Bild im Bache. - Miscelle. - Gedankenprofile. - Häuser-Inschriften in Holland.

— 43. Der Mönch und die Nonne (Forts.) - Ibrahim Pascha. - Mysticismus. - Verkehrte Gelehrsamkeit. - Anecdote und Miscelle. - Tages-Allerlei.

— 44. Der Mönch und die Nonne (Forts.) - Ueber Volks-Souverainität. - Die Russen am Bosphorus. - Reflexionen über öffentliche Aeußerungen. - Anfrage. - Bitte. - Napoleons Gesicht. - Gedankenprofile. - Miscellen.

— 45. Der Mönch und die Nonne (Forts.) - Die Russen am Bosphorus (Beschl.) - Die Nopaden des 16. Jahrhunderts. - Aus meinem Merkbuche. - Buntes. - Lage der Dinge im Orient. - Aehren und Körner. - Miscellen. - Helena. - Dem Andenken des in Hamburg am 11. Mai d. J. entschlafenen Herrn J. H. Imhorst aus Bremen gebürtig.

— 46. Der Mönch und die Nonne (Forts.) - Das Ohio-Thal. - Napoleon und die Franzosen. - Schlichte Bemerkung. - Spreu. - Vermischtes über Kunst und Gewerbe. - Brief-Adressen. - Allerlei. - Sentenz Bolingbrokes. - Condé unter der Last der Lorbeeren. - Miscellen. - Gedankenprofile.

— 47. Der Mönch und die Nonne (Forts.) - Der Bibeldieb. - Universalmittel. - Das Ohio-Thal (Beschl.) - Großes Institut des Mäßigkeitvereins in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika. - Zeit und Menschheit. - Die beiden Betrunkenen.

— 48. Der Mönch und die Nonne (Beschl.) - Der Bibeldieb (Forts.) - Tipu-Sahibs-Tiger in London. - Bemerkung. - Der theure Gast. - Zur Geschichte. - Humanität. - Privilegirte Selbsthülfe. - Tages-Allerlei. - Buntes. - Miscellen. - Leben und leben lassen. - Anfrage. - Quadrat-Räthsel. - Logogryph.

— 49. Das Lied. - Der Bibeldieb (Forts.) - Ein Eissturm in Pensylvanien. - Thurmuhr. - Menschen-Würden und Menschen Ziel. - Die unerwartete Frage. - Reflexion. - Die beiden Junker. - Liebhaber-Treue. - Auflösungen des Logogryphs und des Quadrat-Räthsels in Nro. 48.

— 50. Das wandelbare Wesen. - Der Bibeldieb (Forts.) - Die Kirche des heil. Grabes. - An meine Mitbürger, die Auswanderer betreffend. - Besonderer Versuch sich Deckung zu verschaffen. - Ein ehrwürdiger 76jähriger Greis. - Correspondenz-Nachricht.

— 51. Die Verwandlung der rothen Rose in eine weiße. - Der Bibeldieb (Forts.) - Transatlantische Reisebilder. - Die Nordsee. - Sittensprüche aus einem neuen chinesischen Buche. - Buntes. - Bemerkung. - Festliche Zwecke. - Aus dem Schreiben eines reisenden Freundes.

— 52. Die Frühlingslandschaft. - Der Bibeldieb (Forts.) - Transatlantische Reisebilder (Frs.) - Der Bürgerconvent am 26. Juni. - Krankenhaus und Krankencasse.

— 53. Götbe. - Der Bibeldieb (Forts.) - Transatlantische Reisebilder (Forts.) - Antwort. - Frankreich. - Die Stadt- und Landenge Panama. - Miscelle. - Berichtigung.

Nr. 54. Reisebilder. - Der Bibeldieb (Forts.) - Transatlantische Reisebilder (Beschl.) - Bürgerwehr. - Bitte an mehrere wohldenkende Bürger in Nro. 53. - Pater Abraham a Sancta Clara über die Deutschen. - Vermischtes über Kunst und Gewerbe. - Es ist ja klein. - Viersylbige Charade.

— 55. Das Lied vom Rhein. - Der Bibeldieb (Forts.) - Einige meteorolische Bemerkungen aus den älteren Zeiten als Beiträge zu der trockenen Witterung in diesem Jahre. - Bemerkung. - An die wohldenkenden Bürger in Nro. 53. - Zu dem auch besonders abgedruckten Aufsatze im Bremischen Magazine im 9. Hefte: „Ueber das 4. Bataillon Bürgerwehr."

— 56. Morgenbesuch. - Der Bibeldieb (Forts.) - Einige meteorologische Bemerkungen aus den älteren Zeiten als Beiträge zu der trockenen Witterung in diesem Jahre (Beschl.) - Einige Bemerkungen über die jetzige Organisation des Großherzoglich Oldenburgischen Militairs. - An meinen alten Correspondenten in Nro. 16 unterzeichnet: Kein Chamäleon. - Bürgerwehr. - Rüge. - Miscelle. - Auflösung der Charade in Nro. 54.

— 57. Was ist Alter! was ist Jugend? Der Bibeldieb (Forts.) - Gerecht scheinendes Urtheil. - Einfall. - Bemerkung über Bemerkung in Nro. 55. - Zur Homöopathik. - Miscellen. - Correspondenz-Nachricht. - Subscriptions-Anzeige. - Zur Steindruck-Beilage.

— 58. Der Mensch und die Jugend. - Der Bibeldieb (Forts.) - An meinen alten Correspondenten in Nro. 16 unterzeichnet: Kein Chamäleon (Forts.) - An die Leser des Bürgerfreundes. - Erwiederung. - Nachruf. - Correspondenz-Nachricht.

— 59. Reiner Genuß der Gegenwart und Nachruhm. - Der Bibeldieb (Forts.) - Bemerkung. - Zunahme der Bevölkerung in Nord-Amerika. - Nothwendige Erfordernisse. - Vorschlag. - Berichtigung einer Berichtigung. - Große Besoldung. - Allerlei. - An Agathon. - Dreisylbige Charade.

— 60. Jesus und seine Jünger. - Der Bibeldieb (Beschl.) - Dem Verdienste seine Kronen. - Lebensgefahr. - Zusatz zu einer gegründeten Rüge. - Ferien. - Correspondenz-Nachricht.

— 61. Jesus und seine Jünger (Forts.) - Die Rache. - Zwei nicht zu überschlagende Bemerkungen zu der Verordnung wegen der Steuern. - Hundstage. - Polypen, Stacheln und Fuchsschwänze. - Aufrichtige Huldigung. - Auflösung der Charade in Nro. 59.

— 62. Jesus und seine Jünger (Forts.) - Die Rache (Forts.) - Die Färbung des Montblanc bei Sonnenuntergang. - Tages-Allerlei. - Passende Inschrift. - Glosse. - Vermischte Nachrichten. - Die prompte Justiz.

— 63. Jesus und seine Jünger (Forts.) - Die Rache (Forts.) - Die neuesten Aufschlüsse über den Tod des Herzogs von Enghien. - An den Herrn Hundstage-Schreiber in Nro. 61. - Die heilige Genovefa und Voltaire. - Miscellen.

— 64. Jesus und seine Jünger (Forts.) Die Rache (Forts.) - Antwort. - An meinen alten Correspondenten in Nro. 16 unterzeichnet: Kein Chamäleon (Forts. von Nro. 58.)

— 65. Jesus und seine Jünger (Forts.) - Die Rache (Forts.) - Die neuesten Aufschlüsse über den Tod des Herzogs von Enghien (Forts. von Nro. 63.) - Bemerkung.

— 66. Jesus und seine Jünger (Forts.) - Die Rache (Forts. - Der Wallfischfang im Südmeere. - Marforio. - Offenes Geständniß. - Walter Scott. - Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

— 67. Jesus und seine Jünger (Beschl.) - Die Rache (Forts.) - Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner. - Herrnhuter, Mystiker und Kopfhänger. - Ist dem so? - Die Händeverbindung. - Buntes aus der Zeit. - Anecdote.

— 68. Dem Herrn Dr. med. Johann Heineken. - Die Rache (Forts.) - Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner (Forts.) - Die artesischen Brunnen.

— 69. Das reine Herz. - Die Rache (Forts.) - Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner (Fts.) Die artesischen Brunnen (Fts.) - Aus der Zeit. - Hamburger Leibrenten-Verein. - Comptoir-Kalender.

— 70. Ahasver der ewige Jude. - Die Rache (Forts.) - Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner (Forts.) - Die artesischen Brunnen (Beschl.) - Fähren an der Alt- und Neustadt. - Buntes. - Dreisylbige Charade.

Nr. 71. Ahasver der ewige Jude (Beschl.) - Die Rache (Forts.) - Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner (Forts.) - Bürgerconvent, Freitag den 30. Aug. 1833. - Lesefrüchte. - Correspondenz. - Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 70.

— 72. Die Erstürmung der Bastille. - Die Rache (Forts.) - Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner (Forts.) - Aerztliche Warnung. - Warnung. - Mittel. - Verschiedenes. - Indische Mystik. - Wunsch. - An Herrn Dr. Meierhoff.

— 73. Sehnsucht nach Bremen. - Die Rache (Forts.) - Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner (Forts.) - Auch ein Gebet.

— 74. Kraft für drohende Gefahren und Leiden gesammelt im Freudengenusse. - Die Rache (Forts.) - Luftspielungen. - Die Krankencasse für Dienstboten. - Bemerkungen. - Schweineschlächter. - Musik. - Was fehlt noch? - Friedrich der Große über Preßfreiheit. - Miscellen. - Poesien von Deharde.

— 75. Der letzte Trost. - Die Rache (Forts.) - Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner (Forts.) - Krankencasse für Dienstboten. - Bemerkung. - Frage. - Schreiben.

— 76. Die Gottesrache. - Die Rache (Forts.) - Bremer Zeitung. - Haupt-Schule. - Meinungen. - An die Fürsten. - Schreiben (Beschluß).

— 77. Die Matrone an den Myrtenkranz. - Die Rache (Ftf.) - Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner (Beschl.) - Ueber spätes Kommen in Gesellschaften, besonders zum Mittagessen. - Das Gute des Schlechten. - Gedachtes und Gelesenes. - Auszug eines Briefes aus Teplitz.

— 78. Herbstes-Farben. - Die Rache (Forts.) - Zur Geschichte Napoleons. - Bremer-Zeitung. - Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

— 79. Was bleibt uns? - Die Rache (Forts.) - Zur Geschichte Napoleons (Forts.) - Gelesenes und Gedachtes. - Miscelle. - Aphorismen. - Vermischtes über Kunst und Gewerbe. - Wunsch und Bitte. - Ein Beitrag zur Würdigung des Preußischen Zolltarifs.

— 80. Die Thränenweide von St. Helena. - Die Rache (Beschl.) - Die Verbrechen in England. - Zur Geschichte Napoleons (Forts.) - Zeuxis und sein Gemälde. - Frage. - Wiederholte Bitte. - Bemerkungen. - Der 22. August. - Bekanntmachung.

— 81. Der verlorne Schwimmer. - Der Spanier. - Zur Geschichte Napoleons (Forts.) - Bremer Zeitung. - Wohlgemeinter Rath. - Musik. - Auszug eines Briefes aus Nordamerika.

— 82. Dichtergluth und Dichterschwung. - Der Spanier (Forts.) - Zur Geschichte Napoleons (Forts.) - Das Fort Saint Michel. - Bürgerconvent. - Präparirtes Austerschaalenmehl. - Allerlei. - Gedanken. - Ueber die Folgen der Gewerbsfreiheit.

— 83. Der Wahlkandidat. - Der Spanier (Forts.) - Zur Geschichte Napoleons (Forts.) - Das Fort Saint Michel (Beschl.) - Auszug aus der Zeitung von Abdera. - Für Homöopathen. - Frage.

— 84. Der hinscheidende Dichter. - Der Spanier (Forts.) - Zur Geschichte Napoleons (Bschl.) - Auszug aus der Zeitung von Abdera (Beschl.) - Literatur. - Buntes. - Die Republikaner.

— 85. Der schwarze Douglas. - Der Spanier (Beschluß.) - Erwiederung. - Gefunden, doch kein Fund. - Neue Heilart der Hydrophobie. - Bunte Steine. - Miscelle. - Neue Kinderschrift. - Correspondenz-Nachricht.

— 86. Phöbus treue Liebe. - Die Herzogin von Berry in der Vendée. - Die Stufenjahre des menschlichen Alters. - Welker über Rottecks Motion zur Untersuchung des Zustandes des Vaterlandes. - Die Erwiederung in Nro. 85. - Buntes aus der Zeit. - Entlaufen der Matrosen. - Freimarkts-Sehenswürdigkeiten.

— 87. Des Herzens Wunsch. - Die Herzogin von Berry in der Vendée. (Forts.) - Die Stufenjahre des menschlichen Alters (Beschl.) - Bitte an Menschenfreunde. - Der morgende Bürgerconvent. - Mittel gegen literarisches Ungeziefer. - Bürgerwehr.

— 88. Aus dem Nachlaß eines Dichters. - Die Herzogin von Berry in der Vendée (Forts.) - Psychologie. Merkwürdige Fälle von Monomanie. - Plaudereien. - Buntes. - Bemerkungen.

— 89. Das starke Mutterherz. - Die Herzogin von Berry in der Vendée (Forts.) - Psychologie (Bschl.) - Merkwürdige Fälle von Monomanie (Beschl.) - Zunftzwang. - Ueber Nationalismus, Supranaturalismus und Mysticismus. - Sprüche. - Räthsel.

Nr. 90. Ehre und Kunst. - Die Herzogin von Berry in der Vendée (Forts.) - Zunftzwang (Forts.) - Ueber Rationalismus, Supranaturalismus und Mysticismus (Bschl.) - Correspondenz. - Homöopathie.

— 91. Sysiphus. - Die Herzogin von Berry in der Vendée (Forts.) - Zunftzwang (Beschluß.) - Darf der Staat die Homöopathie ihrem ungestörten Fortgange unbedingt überlassen, oder ist er verbunden polizeilich einzuschreiten. - Transmigraphie. - Electricität. - Torfpresse. - Des Deutschen Erinnerung an die Franzosenzeit. - Buntes. - Auflösung des Räthsels in Nro. 89.

— 92. Hehra's Sterbelager. - Die Herzogin von Berry in der Vendée (Forts.) - Darf der Staat die Homöopathie ihrem ungestörten Fortgange unbedingt überlassen, oder ist er verbunden polizeilich einzuschreiten (Forts.) - Liscov. - 13. Artikel zur Hamburger Mäklerordnung 1740. - Was nicht alles in einer Auster steckt. - Zeitblätter. - Buntes.

— 93. Sonnenuntergang. - Die Herzogin von Berry in der Vendée (Forts.) - Darf der Staat die Homöopathie ihrem ungestörten Fortgange unbedingt überlassen, oder ist er verbunden polizeilich einzuschreiten (Beschl.) - Homöopathische Thatsache. - Notiz. - Empfehlung.

— 94. Das Mädchen am Bache. - Die Herzogin von Berry in der Vendée (Forts.) - Homöopathische Thatsache (Forts.) - Krankencasse für fremde Dienstboten. - Bremische Consuln. - Kunstanzeige. - An H. Hanke. - Deutsche Sentenz. - Viersylbige Charade.

— 95. Der Selbstmord. - Die Herzogin von Berry in der Vendée (Forts.) - Homöopathische Thatsache (Beschl.) - Homöopathie. - Auch etwas über Domestiken-Krankencasse. - Wunsch. - Anecdote. - An Georg Rapp. - Logogryphische Füllungen. - Auflösung der viersylbigen Charade in Nro. 94. - Falling leaves oder: Fallendes Laub.

— 96. Freundes Heimsuchung. - Die Herzogin von Berry in der Vendée (Forts.) - Bremens Handelspolitik. - Schreiben aus Hamburg. - Aufforderung. - Erwiederung. - Anfrage. - Bitte an das Fischeramt. - Anzeige.

— 97. Der Schleier. - Die Herzogin von Berry in der Vendée (Forts.) - Bremens Handelspolitik (Forts.) - Bemerkungen. - Berichtigung. - Auflösung der logogryphischen Füllungen in Nro. 95. - Bekanntmachung.

— 98. Gebet des 65jährigen Sängers. - Die Herzogin von Berry in der Vendée (Beschluß. - Bremens Handelspolitik (Forts.) - Berichtigung der Berichtigung im vorigen Blatte. - Gerichtliche Deposita. - Bemerkung. - Eins kommt aus dem Andern. - Plaudereien. - Reflex. - Glaube, Liebe, Hoffnung. - Die Todtenspende. - Die schönste Zeit.

— 99. Der Geist des Menschen. - Kampf zweier Kriminalgefangenen in Hayti. - Bremens Handelspolitik (Beschl.) - Brief eines britischen Offiziers aus dem heiligen Lande. - Dank. - Dank und Bitte. - Bononaparte und das Gänsespiel. - Mamsell Sontag die Erste. - Miscellen. - Kleinere Poesien. - Logogryphische Füllungen.

— 100. Dem 11. November 1829. - Kampf zweier Kriminalgefangenen in Hayti (Beschluß. - Il vesuviano. - 11. Bürgerconvent. - Fromme Wünsche und dringende Bedürfnisse. - Vermischtes über Kunst und Gewerbe. - Lesefrüchte.

— 101. Der Kunstjünger und die Muse. - Il vesuviano (Forts.) - Brief eines britischen Offiziers aus dem heil. Lande (Beschl.) - Zwei nicht zu überschlagende Bemerkungen zur Verordnung wegen der Steuern. - Lesefrüchte. - Notiz. - Subscriptions-Anzeige.

— 102. Weihnachtslied. - Il vesuviano (Forts.) - Bemerkung auf die Bitte an das Fischeramt in Nro. 96. - Das bildliche Zeitalter. - Fructus belli. - Buntes aus der Zeit. - Die halbe Täuschung. - Auflösung der logogryphischen Füllungen in Nro. 99.

— 103. Unsere Zeit. - Il vesuviano (Forts.) - Das bildliche Zeitalter (Beschl.) - Ueber das Bellen der Hunde. - Sättel und Steigbügel. - Das hat man vom Reisen!

— 104. Unsere Zeit (Beschl.) - Il vesuviano (Forts.) - Aufforderung. - Bemerkung über Bemerkungen. - Begrüßungsweisen verschiedener Völker. - Reflexe. - Buntes aus der Zeit. - Lesefrüchte. - Kleinere Poesien. - Die Propaganda. - Die Congresse.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 1.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 3. Januar 1833.

Di inn're Freudigkeit und Stärke
Ist es Gebetes schönster Lohn.

* Das Gebet.

(Aus dem Taschenbuche für Hamburs Jugend.)

In Deiner Brust ist die Kapelle
Wo Deinem Herrn Du würdig dienst
Wo Du, wie vor des Altars Schwell,
Dich kräftigst, reinigst und entsühnst.
O säume nicht hinein zu treten,
In stiller Andacht hin zu knie'n,
Zu Deinem Gott empor zu beten
Und Dich zur Rechenschaft zu ziehn.

Weh Dir, wenn Du sie nie empfaden,
Die Kraft die im Gebete liegt,
Wenn Du des Lebens schwere Stunde
Mit Trotz und Hochmuth nur besiegt
Wie kann der seinen Schöpfer lieben
Der scheu sich stets vor ihm verkriecht?
Gehorsam ist ihm fremd geblieben,
Und auch die Demuth kennt er nicht.

Doch fühl's und lern' es auch verstehen,
Wann, wie und was Du beten mußt.
Nicht blos ein eigennützig Flehen
Aus tausend Wünschen Deiner Brust.
Nicht sey's ein unverständlich Stammeln,
Fremd Deinem Herzen, was Du sagst;
Nein, ehrfurchtsvoll mußt Du Dich sammeln
Eh' Du vor ihn zu treten wagst.

Willst Du Dich Deinem Gott vertrauen
Leg' auch Dein ganzes Herz ihm dar,
Laß ganz ihn in Dein Inn're schauen,
Und was Du sprichst sey ernst und wahr.
Doch fruchtlos wird Dein Wort verklingen,
Trägt Andacht es nicht himmelwärts;
Tief aus dem Herzen muß es dringen,
Dann stärkt und tröstet's auch das Herz.

Doch nicht in Einsamkeit verstecke
Die Andachtsopfer Deiner Brust.

Bet' auch im Tempel und erwecke
In Deinen Brüdern gleiche Lust.
Ermahne, die Dir untergeben,
In's Haus des Herrn mit Dir zu gehn.
Wo seine Säulen sich erheben
Will er sein Volk versammelt sehn.

Die Deine Augen nicht erreichen,
Und doch Dein Herz so innig liebt,
Wer giebt von ihnen Dir ein Zeichen,
Wenn Sorg' um sie Dein Herz betrübt?
Ihr Bild wird freundlich Dich umschweben,
Erleichtert wird der Sorge Last,
Wenn Du sie ihm ans Herz gegeben,
Und still für sie gebetet hast.

Dem Betenden durch Kerkernächte
Schickt er der Hoffnung goldnen Schein,
Reicht aus dem Himmel ihm die Rechte;
Wer beten kann ist nie allein,
Nie trostlos, Keiner flieht vergebens,
Wer voll Vertrauen zu ihm spricht.
Wer betet der ist reinen Lebens,
Wer beten kann verzweifelt nicht.

Bet' ernst, daß Du Dich ihm verbindest,
Eh' Du ein ernstes Wort beginnst,
Daß Du den rechten Anfang findest
Und auch das rechte Ziel gewinnst.
Nichts wird, was ohne ihn begonnen,
Mit ihm, ist Sieg und Ehre Dein;
Und jeder Kranz den Du gewonnen,
Er kömmt aus seiner Hand allein.

Doch eitle Thorheit ist's, zu wähnen,
Schon mit dem Beten sey's gethan:
Du brauchtest Worte nur und Thränen,
Um das Ersehnte zu empfahn.
Sey niemals lass' in Deinem Werke,
Zur rechten Stunde hilft er schon.
Die inn're Freudigkeit und Stärke
Ist des Gebetes schönster Lohn.

Drückt Dich des Leidens Last darnieder,
Dann bete, doch nicht dann allein!
Stets wird er Dich, erflehst Du wieder,
Mit wunderbarer Kraft erfreun.

Wo es auch sy, auf Felsenhöhen,
Sey's auf de Wüste heißem Sand.
Sein Ohr bleibt nie dem rechten Flehen
Von seinen Kindern abgewandt.

Bist du beglückt, o dann verschöne
Durch Dankzum Höchsten Deine Lust;
Dann bete demuthsvoll, versöhne
Den stillen Zorwurf Deiner Brust.
Dann magst Du deß was er beschieden
Dich gern nd ungetrübt erfreun,
Denn nur in reines Herz hienieden
Kann reine Glückes Tempel seyn.

Hermann Röpe.

---

* Durch Nacht zum Licht.

(Fortsetzung.)

Mit diesem Bekenntniß hob sich die Beklemmung seiner Brust. Der erste Strahl einer wunderbarer Ruhe drang in sein Gemüth. Er hob den bthränten Blick hoffnungsvoll zu dem leuchtenden Himmelsgewölbe, und dieser Aufblick war ein hores Gebet, das den Thron des über jeden Begiff und jeden Zweifel erhabenen Lenkers der Bahnen aller Wesen erreichte. Die räthselhaft Göttin, die die Spuhle der menschlichen Säckfale abwickelt, ließ bereits in weiter Ferne vo der seinigen die hellen Fäden der Freude duch ihre nimmer ruhenden Finger laufen.

Der indianische Häuptling hatte ihn verstanden; n seinem glänzenden Auge brachen sich die Stralen der Gestirne. „Mein Bruder," sprach er eierlich, „du bist unglücklich — und ich sollte nich von dir wenden in deinem Harmet — der große Geist schuf die Seelen der Menschen aus einem Stoffe, er schuf sie alle gut! — aber er ließ sie in einem Körper wohnen, den die bösen Geister in ihrer Gewalt haben. — Der große Geis freuet sich des Kampfes, den sie bestehen muß, denn nur darin wird sein Kind kräftig und stark. Der große Geist zrnet nicht,

aber er trauert, wenn es einmal unterliegt, aber er freuet sich, wenn es sich wieder erhebt. Silent-Roc, du hast dich wieder erhoben, der große Geist freuet sich auch deiner, und sollte dein Gebein auch vermodern im fernen Lande, so wird er Deinen Geist doch wieder vereinen mit den Geistern deiner Väter und deiner Brüder."

Beschwichtigend wirkten diese Worte aus dem Munde eines sogenannten Wilden auf Albrechts Gemüth. Er erzählte seinem Freunde nun, während sie ihren Weg fortsetzten, seine Lebensgeschichte und wenn dessen wohlgemeinte Trostworte ihm auch seine ganze Ruhe nicht wiedergeben konnten, so nährten sie doch die jungen Keime der Zuversicht und der Hoffnung in seiner Brust. —

O, schöne Hoffnung, milder Engel mit den ätherischen, ewig bewegten Flügeln, köstlichste Gabe der Gottheit, deine Schwingen kühlen die glühende Stirne, die brennenden Wunden des Sclaven, dein leiser Athem säuselt belebend durch den Moder der Kerker, deine Hand mischt Nektartropfen in den bittern Trank am Krankenbette, unter deinem Sylphentritte sprießen die Keime der Cypresse und der Trauerweide selbst auf dem verödeten Boden des unter Harm und Entsagung gebrochenen Herzens.

Fühltest nicht auch du ihren Flügelschlag, Alwine, als der braune Bote sich dir verstohlen nahete, und dir das Stückchen Baumrinde, den stummen, untreuen Zeugen deiner Liebe, überbrachte und dir zuflüsterte: „weiße Taube, sey muthig, dein Freund ist nahe."

Fühltest auch du nicht, gebeugter, alter Mann, ihre kühlende Schwinge, als der finstere Sioux-Häuptling freundlicher gegen dich wurde, und nicht mehr unerschwingliche Forderungen machte für deine Freiheit, und die Krieger seines Stammes vor deiner Hütte zwei Tragbahren flochten von jungen Zweigen, und die Pfosten deines Wighwams jeden Morgen mit frischem Wild und jungen Früchten verziert waren? — — und die Jungfrauen um den Sitz deiner Tochter tanzten, auf deren Wangen die Morgenröthe der Zufriedenheit zurückkehrte, aus deren Augen ein süßes Geheimniß lauschte? —

Die Botschaft des Propheten hatte Wunder bewirkt. Wer aber würde ihr auch zuwider gehandelt haben, da es nur eines Wortes, einer Bezeichnung von seinen Lippen bedurfte um die Tomahawks des ganzen Stammes über das Haupt des Frevlers zu erheben.

Der Frühling war gekommen, an den Gebirgen schmolz der Schnee, die Riesenströme überschwemmten ihre Ufer; wie durch Zauber schmückten sich die Wälder, die gefiederten Wandrer der Lüfte kehrten zurück in die neudecorirten Prunkhallen, der Biber baute sich eine neue Wohnung, denn der Sturz des Bergwassers hatte die alte zertrümmert, über die hochgelegene Savanne strichen die Rudel des Rothwilds den Niederungen zu, und auf der welken Prairie forschte der mächtige Büffel nach den ersten duftigen Halmen, da kehrte der junge Schawani zu dem Dorfe am Michigansee zurück. Schon von weitem bemerkte ihn Albrecht, und sein Herz wallte hoch auf, als der Jüngling schon aus der Ferne einen grünen Zweig über seinem Haupte schwenkte, und eiligen Laufs die Richtung auf seinen Wighwam nahm.

„Ich sah die dunkle Wolke und die weiße Taube," sprach er fast athemlos, „die jungen Männer der Sioux flochten Tragbahren, um sie zu ihren weißen Brüdern zu geleiten!"

„Gabst du ihr, was ich dir anvertraute," fragte Albrecht gespannt — „und verstandest du, was sie sagte?" —

„Die weißen Mädchen haben keine Sprache, die Massasoits Söhne verstehen könnten, sie sprechen mit den Augen, mit den Händen; die

weiße Taube sprach mit Thränen, sie legte die Rinde an ihre Brust, sie bewegte die Lippen, sie gab mir die Hand und drückte die meine."

„Sagtest du ihr nicht, daß ihr Freund nahe sey?" —

„Ich sagte so, da schüttelte sie das Haupt, und legte die Hand an die Stirne, und langsam sprach sie: „ich habe keinen Freund!" —

Mehr wußte der junge Indianer nicht zu berichten, denn alle Fragen, die Albrecht wegen der Botschaft des Propheten an ihn richtete, ließ er unbeantwortet.

Einige Tage nachher besuchte ihn sein Freund Tekumseh. „Du wirst die Deinigen wiedersehen," redete er ihn an, „das Wort meines Bruders reichte hin sie zu befreien. Schon rüsten sich die Stämme des großen Flusses zur Vereinigung mit ihrem Großvater und ihren Oheimen. Unser Vater, der Gouverneur in Fort Vincennes, kennt unsere Absicht, er hat mir einen Boten gesandt und verlangt mich zu sprechen. — Ich werde zu ihm reden, ehe meine Krieger das Kriegsbeil ausgraben, der große Geist gebe ihn Ohren zu hören; will nun mein weißer Bruder mich begleiten, so trifft er wohl eher seine Freunde, und ist näher bei seinen Landsleuten.

Albrecht nahm diesen Vorschlag freudig an. Er sagte dem ihm befreundeten Stamme nicht Lebewohl, denn seine Absicht war, zu ihm zurückzukehren, wenn er Alwine und ihren Vater in Sicherheit wußte.

In der Gesellschaft Tekumseh's, welchen dreihundert auserlesene, theils mit Feuerröhren, theils mit Bogen und Keulen bewaffnete Indianer folgten, brach er nach den Ufern des Wabash auf. Nach mancher mühsamen Tagereise langten sie in der Nähe des Forts an, ohne eine Spur von den erwarteten Sioux-Stämmen angetroffen zu haben. Zwischen den beiden Parteien wurde nun eine feierliche Unterredung festgesetzt. Der Gouverneur Harrison erschien an der Spitze von 30 Dragonern zu Fuß, und 2 Compagnien Milizen waren vor dem Forte aufmarschirt.

Der Indianische Häuptling stand am Rande des Waldes der das Fort umgab vor seiner Schaar, zu gleicher Zeit setzten sich die Führer in Bewegung und trafen in einer Entfernung von etwa funfzig Schritten von den Ihrigen unter einem großen, uralten Baume zusammen.

„Großer Häuptling der kriegerischen Schawanis," begann der Gouverneur, „man hat mir gesagt, deine Jünglinge wetzten den Tomahawk und die Enkel deines uralten Stammes sammelten sich um deinen Bruder, den Propheten, der sie anreize zum Kriege gegen meine friedlichen Kinder. Meine Botschafter haben mir ferner gesagt, die Häuptlinge der westlichen Stämme verweigerten die Auslieferung der Mörder aus dem Stamme der Potawatamier, die meine Kinder am Scioto erschlugen und sich jetzt zu Tippekanoe aufhalten, und die Losgebung ihrer Gefangenen. — Großer Häuptling, ich frage dich, ob man mich belogen hat?" —

„Vater," erwiederte der Häuptling fest, „man sagte dir die Wahrheit!"

„Weiß mein tapfrer Bruder auch," fuhr der Gouverneur fort, „was die Folge davon seyn wird? — Ich bin selbst von dem langen Messer-Feuer*), sobald sie meine Stimme hören, werden unabsehbare Haufen von Männern im Jagdhemde hervorbrechen, so zahlreich wie die Mosquitos an den Ufern des Wabash. Hütet euch vor ihren Stacheln." —

„Ich weiß, daß der Ruf meines Vaters weithin erschallt," entgegnete Tekumseh, „aber

*) Feuer bedeutet hier Stamm oder Genossenschaft, und das lange Messer das Bajonett. Die Unterredung ist größtentheils geschichtlich.

der Todesruf eines gemißhandelten Volks dringet weiter. Die Mörder befinden sich nicht unter uns, und wären sie auch zu Tippekanoe, wir würden sie nicht in deine Hände geben. Mein Vater möge ihnen verzeihen, wie wir seinen Söhnen verziehen, die in Illinois unsere Brüder erschlugen.

Der große Geist vertheilte die Erde unter seine Kinder, diese große Insel gab er seinen rothen Kindern; aber die Weißen, welche jenseits des großen Wassers wohnten, waren nicht zufrieden mit ihrem Theile. Sie kamen herüber, setzten sich an den Küsten fest und trieben die Indianer von dem Meere an die Seeen, sagten, der Theil gehört diesem, jener jenem Stamme, da doch der große Geist ihnen das Land zu gemeinsamen Eigenthume gegeben hat.

Dann holten sie von einem andern Theile der Erde die schwarzen Kinder der Wüste, machten sie sich dienstbar wie die Thiere, und das Jammern der Unglücklichen stieg zu dem Sonnenstuhle des großen Geistes.

Die rothen Bewohner dieses Landes wollen nicht weiter zurück von den Gräbern ihrer Väter. Nur die Anerkennung des gemeinsamen Eigenthums der Bezirke um die Seeen, das Versprechen, keine neue Ansiedelungen zu gestatten, kann den Frieden unter uns befestigen und uns zu euern Bundesgenossen gegen die Engländer machen."

„Ich werde deine Bedingungen unserm großen Vater, dem Präsidenten, mittheilen," versetzte der Gouverneur, „aber er wird ihnen sein Ohr verschließen, denn seine Weisheit hat vorher alles berathen!"

„Gut," antwortete der aufrichtige Krieger, wenn der große Häuptling entscheiden soll, so hoffe ich, daß der große Geist ihm Weisheit und Gerechtigkeit verleiht, um das strittige Land nicht zu begehren. Wohl ist er weit von hier entfernt und sitzt ruhig in seiner Stadt und trinkt seinen Wein, während ihr und ich die Sache ausfechten sollen. Vater, sage ihm, daß die vereinigten Staaten uns ein Beispiel der Vereinigung unter allen Feuern gegeben hätten, sage ihm, wir würden ihrem Beispiele folgen."

So endigte diese Zusammenkunft, denn obgleich der Gouverneur den indianischen Häuptling zu einer zweiten Unterredung auf den folgenden Morgen einlud, so kamen sie sich dennoch nicht näher, da der Gouverneur nichts zugestehen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Durch Tugend zum Ziel.

Wo die Wahrheit an's Licht tritt, da vergeht die Täuschung wie Schnee vor der Sonne; da wird es unheimlich alle Denen, die in dieser Täuschung ihren Vortheil fanden. Wie ist es daher zu verwundern, wenn Verfinsterer unserer Zeit, aufgeklärte, Wahrheit und Tugend liebende Männer verläumden und ihnen zu schaden suchen? Wie ist es zu verwundern, wenn sie ächt christliche Bücher, wie die „Stunden der Andacht," welche die Wahrheit in reicher Fülle spenden, hassen, verachten und verdächtigen; und dagegen phantastische, gehaltlose und mystische Schriften loben und empfehlen?

Man sollte nicht glauben, daß in einer Stadt, wo ein Jeder so leicht Gelegenheit findet, das lautere Wort der Wahrheit zu hören und zu lesen, es den Verfinsterern möglich werden könnte, ihr Wesen zu treiben, und durch Scheinheiligkeit zu täuschen; aber doch lehrt dieses leider die Erfahrung. Die Ursache davon liegt theils in einer sträflichen Gleichgültigkeit der Einsichtsvolleren; theils in der blinden Nachahmungssucht; so wie auch in der Leichtgläubigkeit und Dummehrlichkeit der Menschen; sie wähnen die heilige Religion in ihrer

ganzen Lauterkeit zu empfangen, und werden schmählich getäuscht, indem sie eine Religion einsaugen, welcher das edelste Element, die Tugend, geraubt ist. Nach dieser entheiligten, jesuitischen Religion glauben die Menschen nur bloß an die Person Jesu, halten es aber nicht für nöthig, auch das Ziel zu erreichen, welches der Heiland den Menschen gesteckt hat, nämlich nach der größest möglichen Vollkommenheit des Geistes zu trachten, oder empor zu steigen von aller Unlauterkeit zur Reinheit und Veredelung, von der Unverständigkeit und Unwissenheit zur Aufgeklärtheit und Weisheit. Ist es denn schon genug, wenn der unaufgeklärte, einseitig gebildete, vorurtheilsvolle und blind glaubende Mensch stehen bleibt, und nur darnach trachtet, das Böse zu unterlassen, was er in seinem beschränkten Zustande als Böse erkannt hat? Freilich sagen die unseligen Verfinsterer, der unwissende und einfältige Mensch könne auch in diesem Zustande selig werden, und die Vergebung der Sünden hoffen, wenn er nur an Christus glaube. Allerdings ist es wahr, der sündhafte Mensch, wenn er an Christus glaubt, d. h. wenn er seine Lehren befolgt, sich daher gebessert, und den verursachten Schaden so weit er konnte, wieder gut gemacht hat, darf die Vergebung der Sünden hoffen. Aber doch ist die Lehre der Verfinsterer nur Täuschung und Halbheit; sollen wir denn nicht auch gerade nach der Vorschrift Christi tugendhaft seyn, oder immer vollkommner zu werden suchen in allem Guten und Edlen? Sollte denn das der wahre gottgefällige Zustand seyn, wenn wir in Unwissenheit, Vorurtheilen und Täuschung verharren, nnd den Verstand nicht durch das Licht der Wahrheit erhellen? Muß der Mensch nicht nothwendig irre gehen, wenn er in vieler Hinsicht am Verstande wie die Kinder bleibt; wenn es gelingt, ihm die längst aufgefundenen Wahrheiten und Enttäuschungen zu verbergen? Begeht er nicht gerade aus Irrthum und Mangel an Aufklärung und Belehrung tausend Verkehrtheiten und Unterlassungsfehler, welche fortwuchernd Unglück erzeugen?

Hierin liegt eben das große Unglück, welches die Verfinsterer über das Volk bringen; sie haben die Tugend aus der Religion verbannt; sie entkräften und entnerven das Volk dadurch, daß sie ihm die Wahrheit und die Schätze der Weisheit vorenthalten; sie erhalten das Volk nicht einmal auf dem innehabenden Standpunct der Geistesbildung, sondern tragen auch noch dazu bei, daß es die Wahrheiten, in deren Besitz es ist, über ihre Schwärmereien, nach und nach wieder vergißt, und so Rückschritte macht zu dem Dunkel der vergangenen Zeit, und zu dem Joche selbstsüchtiger geistlicher und weltlicher Unterdrücker.

Sollten nun vielleicht manche fragen: giebt es denn noch sonst etwas Besseres oder noch mehr Wahrheiten als die wir schon wüßten, und die wir zu hören gewohnt sind? so würde ich ihnen antworten: wie könnt ihr nur daran zweifeln, gehet hin, höret, leset, forschet und prüfet, wie es eure heilige Christen-Pflicht ist, und ihr werdet köstliche Schätze entdecken, wovon ihr auch nicht mal eine Ahndung gehabt habt; ihr werdet bei näherer, sorgfältiger Prüfung am Ende finden, daß man euch nur ein Kinderspielzeug in die Hände gegeben, und euch nur so viel gesagt hat, als es den Absichten selbstsüchtiger, ränkevoller, tugendloser Menschen gemäß ist; ihr werdet finden, daß alles Unglück, woran die Menschheit leidet, nur aus den Folgen ihres Mangels an Aufklärung entspringt; und daß es besonders die aufgeklärten christlichen Lehrer sind, die das Volk vor größerem Unglücke und Verderben schützen.

Es sey mir vergönnt, diesen Aufsatz mit nachstehenden Versen aus den „Stunden der Andacht" (welche die Pietisten „Wassersuppe" und „Blumensprache" nennen) zu schließen.

Die Welt ließ sich die Wahrheit rauben,
Jahrhunderte voll Aberglauben,
Voll Greul für die Vernunft und Hohn;
Und Gottes Weinberg voll Verwüster,
Und Glaubensspötter statt der Priester,!
Und auf der Glaubensschändung Thron
Mordlechzend Inquisition!

Verzweifelnd sieht der Aberglaube
Zurück zur Welt nach seinem Raube,
Die täglich mehr erleuchtet wird!
Wie strebt er wider Gotteslehren,
Durch unsre Lust uns zu empören
Weil wer gern sündigt, gern auch irrt!

Wohl mir, wenn mich kein Wahn verführet,
Nicht Leidenschaft mein Herz regieret,
Denn Wahn und Laster sind verwandt;
Wo Gott das Licht der Wahrheit schenket
Und Liebe unsre Thaten lenket,
Da irrt, da strauchelt kein Verstand.

So laßt uns denn die Menschen lieben, indem wir die Wahrheit an's Licht ziehen, und die Verkehrtheiten bekämpfen; nicht ermüden im Guten, und die Wahrheit unserer Ueberzeugung höher achten als unser Leben.

Bremen, am 30. Decbr. 1832.

112.

---

* Geboren

ist ein jeder Mensch; dieses wird Niemand ab- und wegläugnen, indeß ist das Wie? das Wo? und Wann? sehr verschieden. Es giebt ein Volk in der Welt, welches, nachdem es kaum die Kinderschuhe ausgezogen hat, noch einmal geboren wird, nämlich das Deutsche Volk, ja manche Mitglieder desselben werden späterhin noch mehrere Male aufs Neue geboren, Wohl, Hochwohl, Hoch, HochEdel ꝛc., an Täufern und Wiedertäufern fehlt es nicht, viele taufen andre auf hohe Art, blos um von Andern wieder recht ausgezeichnet getauft zu werden, so wie es Leute giebt, die nur deßhalb freundlich nach allen Seiten den Hut abnehmen, damit Andre vor ihnen noch tiefer sich beugen — Mit vieler Freude höre ich, daß sich im aufgeklärt werdenden Bremen eine Anzahl wackerer Männer, alt und jung vereinigt hat, vom 1. Januar 1833 im Schreiben an sich und andere alle die verschiedenen Arten des Geborenseyns wegzulassen, ohne deßhalb den Aemtern und Würden, welche man bekleidet, zu nahe zu treten; auch wollen sie das S. T. (salvo Tit. — vorbehältlich des Titels) bei dem Schreiben von Auswärtigen sowie in als bei den äußern Aufschriften der Briefe von nun an gänzlich weglassen.

Tempus.

---

* Zwingfest am Dein,

den 0. Reinstoppspatz 3381.

Durch den großen Gewinn, welchen mehrere Feder und Papierfabrikanten des In- und Auslandes seit 17 Jahren durch ihre Sendungen an uns erlangt haben, sind andere Fabrikanten verleitet worden und haben so bedeutende Parthien Federn und Papier auf hiesigen Platz geworfen, daß es damit recht flau geworden ist, weßhalb wir es zur Pflicht machen vor augenblicklichen weitern Consignationen zu warnen. — Unsre eignen großen Waarenhäuser sind mit jenen Artikeln gänzlich überfüllt, so daß wir wahrscheinlich bis zu Ende dieses Jahrs genug haben; unser Vorrath von Propatria Papier ist besonders stark und hat durch langes Liegen so sehr gelitten, daß es kaum zu gebrauchen ist, weshalb wir die Einsender auf großen Verlust gefaßt machen müssen; Probeblätter von ächtem dichthaltendem Propatria Papier aus soliden Deutschen Fabriken,

so wie eine Sendung Federn von ächten Capitol Gänsen werden uns sehr willkommen seyn.

Irrlicht, Nacht et Comp.

---

* Ueber Convents-Besuche.

Aus glaubwürdiger Quelle weiß man, daß zu jedem Convente 3 bis 400 Bürger eingeladen werden.

Sind nun auf dem Convente 70 bis 80 Bürger versammelt so heißt es: der Convent ist gut besetzt. In den mehrsten Fällen sind 40 bis 50 da.

Wir wissen es bestimmt, und können es nachweisen, daß mehrere Bürger regelmäßig eingeladen werden und nie hingehen; ja, daß Bürger, die noch immer eingeladen werden, doch seit der französischen Occupation, also beinahe in 20 Jahren, den Convent nur zweimal besucht haben, ohne daß sie Kränklichkeiten oder Geschäfte vorzuschützen hätten; und Deren giebt es so viele.

Wäre es nicht zweckmäßig, ja nothwendig, daß die Listen der zu dem Convente eingeladenen Bürger einmal revidirt würden, und diese phlegmatischen, um Staats- und Bürgerwohl sich nicht Kümmernden, aus der Liste der Convents-Bürger ausgestrichen würden, weil sie nur andern, für Staats- und Bürgerwohl sich mehr interessirenden Bürgern im Wege stehen, die, so lange diese noch eingeladen werden, doch der angenommenen Zahl nach, nicht dazu gelangen werden.

Mögte es deßhalb festgesetzt werden, daß, wer 3 Mal hintereinander fehlte, ohne Angabe von Unpäßlichkeit, Verhinderung oder Abwesenheit beizubringen, zum viertenmale nicht werde eingeladen und aus der Liste gestrichen, und dann sofort an dessen Stelle Andere eingeladen werden.

---

* Professor Scheibel als Mystiker angeklagt.

Mehrere Deutsche Zeitungen, unter andern der Hamburger Correspondent vom 27. Decbr., enthielten kürzlich die Anzeige aus Leipzig, daß dort der Professor Scheibel aus Breslau als Kanzelredner aufgetreten sey, die dortige Bürgerzeitung hätte ihm aber Mysticismus vorgeworfen, welcher Meinung viele Stimmen des Publicums beigetreten seyen und daß das Cultusministerium ihm darauf das Predigen untersagt habe.

---

* Abschied an das Vaterland.

Leb wohl geliebte, heilge Muttererde
Polonia auf ewig laß ich dich!
Die Knute treibt vom heimathlichen Heerde
In ferne Steppen von Sibirien mich!
Ein Wurm nach Gold die Erde zu durchwühlen
Verurtheilt mich der nordische Despot,
Weil ich des Vaterlandes Schmach zu fühlen
Gewagt, und Trotz dem Unterdrücker bot.
Noch einen Kuß du vaterländ'scher Boden
Gedüngt mit deiner besten Söhne Blut!
Du kühner Völkerstamm, den auszuroden
Aufs neu' gelang gekrönter Räuberbrut.
Du weißer Aar, vor dem die Nord'sche Krähe
Auf Ostrolenka's Fluren feig entwich,
Indeß du von des tückschen Kuckuck's Nähe
Umgarnt erlagst, mit Thränen meid ich dich.
Nun Scherge fort, die Kette angezogen,
Fort zu der Eisgebürge dunklem Schacht
Versank doch in des trüben Zeitstroms Wogen
Der Freiheit Tag, nun dann willkommen Nacht!
Ersinne Henker nieempfundne Qualen,
Vielleicht vergeß ich dann ob eignem Weh
Das Bild, wenn bei geschwungnen Siegspokalen
Der Erbfeind brüllt: finis Poloniae!

---

* Neujahrswunsch für den Süden.

In ew'ger Frühlings Pracht; glückfel'ge Regionen!
O, möchte doch Cultur und Friede euch bewohnen!
Im Wahn kein Säbelheld, geschickt im Exercieren,
Sich dünken, es sey Spiel auch Länder zu regieren;
Mög' Freiheit und Gesetz sich tief bei euch begründen
Und bald der alten Welt das höchste Glück verkünden!

J. C. S.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 1.

Bremen, Donnerstag den 3. Januar 1833.

Gestorben:

Den 21. Dec. Der Arb. Carsten Steinforth, 33 J.; große Fuhrleutestraße Nro. 44.

Den 23. — Des verstorb. Arb. Hinrich Kruse Tochter, 6 Jahr; Buntenthorssteinweg.

Den 23. — Der Lotterie Collecteur Heinrich Wilhelm Matthias Papenhausen, 59 Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 40.

Den 23. — Des verst. Küpers Joh. Conrad Heinrich Eckenberg Sohn, 5¼ Jahr; Doventhorsdeich Nro. 19.

Den 23. — Der Schneidermeister Joh. Conr. Meyer, 76 Jahr; Catharinenstr. Nro. 19.

Den 23. — Der Dr. der Philosophie Johann Wilhelm Ludwig Hünerkoch, 81 Jahr; Düsternstraße Nro. 12.

Den 24. — Des verst. Maurergesellen Berend Daniel Brandt Wittwe, geb. Koch, 85 J.; Nicolai Wittwenhaus.

Den 24. — Des verstorb. Baumseidenmachers Jürgen Falckenburg Wittwe, geb. Kettelloth, 70 Jahr; hinterm Stephanithorswall Nro. 9.

Den 24. — Der Soldat Adam Wilhelm Hartmann, 34 Jahr; im Hospital am Hohenthor.

Den 25. — Des Wundarztes Carl Heinrich August Meyer Sohn, 5 Tage; an der Faulenstraße Nro. 60.

Den 25. Dec. Hinrich Hagemann, 52 Jahr; am Bollwerk Nro. 15.

Den 25. — Des Tischlermeisters Julius Blomberg Sohn, 2¾ Jahr; Piperstr. Nro. 17.

Den 25. — Des Arb. Joh. Hinr. Stellmann, genannt Hoppe, Ehefr., geb. Faber, 29 J.; Buntenthorssteinweg Nro. 244.

Den 26. — Des Arb. Philipp Theodor Ernst Tochter, 12⅓ Jahr; gr. St. Johannisstr. Nro. 219.

Den 26. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Christian Schultz Ehefrau, geborne Hirsch. 36 Jahr; Heerdenthorssteinweg Nro. 12.

Den 26. — Des Lichtziehers Christoph Saltzmann Ehefr., geborne Kaemna, 21 Jahr; Jacobikirchhof Nro. 5.

Den 26. — Des Hutmachers Martin Ernst Ehefr., geb. Hohrmann, 54 Jahr; Molkenstraße Nro. 32.

Den 26. — Des Bildhauers Louis Dunkelberg Sohn, 2½ Jahr; Buchtstraße Nro. 10.

Den 27. — Des Weinhändlers Albert Wilh. Detken Tochter, 9¾ Jahr; Sögestr. N. 44.

Den 27. — Der Arb. Diedr. Heinr. Bernhard, 68 Jahr; große Fuhrleutestraße Nro. 16.

Den 28. — Des Lohgärbers Joh. Ludwig Gudermann Tochter, 12 T.; Walldammstr. N. 11.

Gebu r t e n:

Den 21. Dec. Des Arb. Herm. Meyer Ehefr., geb. Sievers, Hastedt Nro. 1; von einem Knaben.

Den 21. — Des Krameramtsgenossen Johann Friedrich Capelle Ehefr., geb. Hüpohl, Sögestraße Nro. 29; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Hökers Friedrich Wilh. Rahe Ehefr., geb. Ivers, Oelmühlenstr. N. 19; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Küpers Heinr. Herm. Spiegel Ehefr., geborne Bruning, auf dem Häfen Nro. 31 A; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Wundarztes Carl Heinrich August Meyer Ehefr., geb. Schilling, Faulenstraße Nro. 60; von einem Knaben.

Den 23. Dec. Des Arb. Johann Dede Ehefr., geb. Baumgarten, Hastedt Nro. 113; von einem Knaben.

Den 23. — Des Arb. Johann Heinr. Albert Klee Ehefr., geb. Wachendorff, Wiggers-Gang Nro. 2; von einem Knaben.

Den 24. — Des Tonnenmachers Joh. Friedr. Meyer Ehefrau, geborne Zincke, kl. Helle Nro. 18; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Lichtziehers Joh. Friedrich Bödeker Ehefr., geborne Hesse, Buchtstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Kaufmanns Georg Wilhelm Cammert Ehefr., geb. Lahthusen, Langenstr. Nro. 55; von einem Knaben.

Den 26. December. Des Schuhmachermeisters Wilhelm Christoph Hartzmeyer Ehefrau, geborne Brockate, Grützmacherstraße Nro. 3; von einem Knaben.

Den 26. — Des Schenkwirts Heinrich Knefs Ehefr., geb. Anthony, Buntenthorsteinweg Nro. 213; von einem Knaben.

Den 27. — Des Arb. Joh. Jacob Schultze, Ehefr., geb. Bohm, Hastedt Nro. 36; von einem Knaben.

Den 27. — Des Maurergesellen Jacob Goerks Ehefr., geb. Fetten, auf dem Häfen N. 4; von einem Mädchen.

Den 28. December. Des Maurergesellen Wilh. Schmidt Ehefr., geb. Dierking, gr. Rosenstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 28. — Des Tischlers Joh. Hinr. Taucke Ehefr., geb. Fromholt, Plünkenstr. N. 9; von einem Mädchen.

Den 29. — Des Maurergesellen Henr. Depken, Ehefr., geb. von Bremen, Kohlhökerstraße Nro. 18; von einem todten Knaben.

Den 29. — Des Postsecretairs an dem Fürstl. Thurn- und Taxischen Ober-Postamte Joh. Georg Wilh. Prosch Ehefrau, geb. Heuser, Contrescarpe Nro. 4; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Krameramtsgenosse Diedr. Wilh. Christoph Böse hieselbst und Caroline Dorothea Luise Henriette Malusine Schmidt aus Hannover.

Der Gastwirth Heinrich Block und Lena Peymann, beyde von hier,

Der Kaufmann Hermann Henrich Schröder und Sophie Elise Mathilde Schumacher, beyde von hier.

Der Landmann Johann Theodor Klatte und Gesche Sanders hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 2.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 6. Januar 1833.

Brudervolk! für deine Tugend such' ich Worte stark und kühn
Und Teut's Sprache leiht mir Schwingen, deinem Fluge nach zu ziehn.

An das holländische Volk.

Brudervolk, auf dessen Stirne deutschen Stammes Siegel steht,
Wird der Deutsche dich verläugnen, da der wälsche Hahn gekräht,
Dich als Märtyrer des Rechtes, opfern blinder Pöbelwuth
Und dann rein die Hände waschen von dem wildvergoss'nen Blut?

Zweifelst wohl an deutscher Treue, deutschen Namens Zier und Hort?
Und doch zagst du nicht im Sturme, kämpfst durch Ströme Blutes fort,
Unbezwungen, unerschüttert, wenn rings Alles wankt und bebt,
Unbekümmert, ob ein Retter über dich den Schild erhebt!

Nur heran, ihr stolzen Franken, rufst du: näher nur heran!
Niederland hat feste Mauern, denn ein Fels ist jeder Mann:
Niederland hat Sümpf' und Wasser, und wir opfern gern der Fluth
Was wir haben, was wir hoffen, denn sie ist der Freiheit Hut!

Für die Freiheit Bettler werden, ist dem Niederländer Pflicht,
Doch bei dir um Freiheit betteln, mächt'ger Philipp, wird er nicht. —
Nur heran, — sein nacktes Leben willst du noch zu Blut und Schweiß —
Doch mit allen deinen Schätzen zahlst du nimmer seinen Preis!

Kein Verräther ist zu kaufen und kein eitles Machtwort schreckt;
Jeder Fußbreit freier Erde wird mit Leichen überdeckt

Eh' du ihn dein eigen nennen, neue Massen wälzen kannst
Auf den Feind, der hinter tausend frischen Leichen sich verschanzt!
Drauf und dran auf Hollands Bollwerk treibst die Krieger du — wohlan!
Endlich bricht die letzte Mauer, endlich stürzt der letzte Mann,
Endlichst hofft du zu verkünden, daß dein Banner droben weht,
Endlich soll dir Beifall wiehern deines Pöbels Majestät!

Doch noch rauscht, wie Adlerflügel, Hollands Fahn' in freier Luft!
Stolz und glorreich wird sie schweben über seiner Helden Gruft:
Und — wenn alle Fugen reißen, wenn die letzte Mine springt —
Wird zum Strom sie nieder schießen, der sie freien Brüdern bringt!

Noch ist Holland nicht verloren! denn die Ehr' ist unbefleckt
Und aus Eines Helden Blute werden tausend ihm erweckt;
Für das Vaterland zu sterben, bei den Vätern schwuren sie's:
Trümmer mag der Feind erobern, wie van Speyk sie hinterließ!

Brudervolk! für deine Tugend such' ich Worte stark und kühn
Und Teut's Sprache leiht mir Schwingen, deinem Fluge nach zu ziehn;
Doch was frommt der schwachen Töne eitle Pracht und Majestät? —
Thaten ruf' ich, Deutsche Thaten, aber ach! mein Ruf verweht!

Emden, 13. Dec. 1832. G. W. Bueren.

---

* Durch Nacht zum Licht.

(Fortsetzung.)

Die Indianer hatten sich einige Stunden weit in die Waldung zurückgezogen, ihre Wachen streiften nach allen Seiten, selbst bis an die Wälle des Forts. Ruhig saß der Häuptling neben Albrecht am Feuer, in abgemessenen Pausen wirbelten die Rauchwolken aus ihren Pfeifen. Jeder hing ernsten Gedanken nach und starrte unbeweglich in die, den düstern Waldgrund unheimlich erhellenden Flammen. Die Indianer hatten sich gruppenweise in einiger Entfernung um das Feuer gelagert, einige die Reste ihres einfachen Proviants verzehrend, andere unter lebhaften Gesticulationen die Begebenheiten des Tags besprechend und wieder andere aufmerksam in die Ferne horchend.

Plötzlich hob Tekumseh das Haupt und zu gleicher Zeit richteten sich hier und da leise mehrere der Indianer auf, alle aber verriethen eine Unruhe wie wenn eine Gefahr nahe sey und hatten die Blicke aufmerksam auf den Häuptling gerichtet. Albrecht war die Bewegung unter seinen Gefährten nicht entgangen, aber er gab sich nicht die Mühe, ihre Ursache zu erforschen, denn er wußte aus Erfahrung, daß seine Organe hier nicht ausreichten. Endlich vernahm auch er die fernen Laute einer menschlichen Stimme, die bald wie bittend, bald wie zürnend durch den Wiederhall der dichten Waldung in einander verflossen. Der Häuptling lächelte und nahm seine frühere Stellung ein, die jüngeren Indianer blickten neugierig dem Ankömmling entgegen.

Deutlicher wurden jetzt die Töne, einzelne Worte drangen vernehmlich durch das Dickicht und schlugen mit magischer Gewalt an Albrechts Ohr. Das waren Deutsche Laute, es konnte keine Täuschung seyn, das waren kräftige Glieder der kräftigen, langvermißten Sprache.

„Halt an! — langsam! — du vermaledeite rothe Brut! Ich breche Hals und Bein! — Hülfe, Hülfe! — Was wollt ihr von mir! — Verdammte Rothhaut, zieh nicht so fest!" — so klang es immer näher und näher kommend, bald wuthentbrannt drohend, bald weinerlich bit-

tend. — Albrecht war aufgesprungen und blickte erwartungsvoll, den Rücken gegen das Feuer gewandt, dem sonderbaren Zusammentreffen eines Landsmanns entgegen.

Da traten vier menschliche Gestalten aus dem Gebüsch. Der Vordere, eine Rothhaut, hatte einen starken Riemen um seine Faust geschlungen, dessen anderes Ende sich als Schlinge um den Hals eines fremdartig gekleideten Europäers legte. Zwei Indianer folgten ihm mit über die Schulter geworfenen Tomahawk. Der Europäer war ein kräftiger Mann in vorgerücktem Alter. Er trug eine Art Feldmütze, ein Reitcollet, enganliegende lederne Beinkleider und große Reiterstiefeln.

Verwundrungsvoll und ängstlich schweifte sein Blick über das grauenerregende Bivouac, seine Schritte stockten, und nur nach einigen derben Stößen von seinen Hinterleuten, und einem kräftigen Ruck seines Lenkers war er in die Nähe des Häuptlings zu bringen. Jetzt fiel der volle Schein des Feuers auf sein Gesicht, und rasch trat Albrecht auf ihn zu — einen kurzen Augenblick forschte sein Blick in den bekannten Zügen. „Traugott! — alter Bursche, wo kommst du her!" — rief er mit freudiger Ahnung aus.

„Gott sey gelobt und gedankt!" stammelte der treue Mensch, indem er, im Uebermaaß der Freude, seinem ehemaligen Herrn zu Füßen fiel und seine Kniee umfaßte; „wie aber in aller Welt kommen der Herr Rittmeister unter diese gräulichen Bestien?" Dabei sah er sich scheu um und legte schmerzlich zuckend die Hand an seinen Halsriemen.

„Mein großer Häuptling," sprach Albrecht zu Tekumseh, indem er seinen Diener von den Fesseln befreiete, „dieser Mann gehört nicht zu deinen Feinden, es ist mein früherer Diener und er muß wichtige Botschaft für mich haben, werde nicht mißtrauisch, wenn wir uns in der Sprache unsers Landes unterreden, denn er versteht keine andere."

„Mein Freund spreche mit dem fremden Manne," erwiederte ruhig Tekumseh — „er mache mit ihm, was ihm gutdünkt."

„Du bist frei, Traugott," — redete nun Albrecht den alten Krieger an, der noch immer kopfschüttelnd die fremde Umgebung und den Anzug seines Herrn betrachtete; „aber nun sage mir vor allen Dingen, was dich hierher trieb und wie Du mich fandest."

„Verstehen die Teufelskinder auch Deutsch?" — fragte der Angeredete zurück.

„Sie verstehen kein Wort davon," entgegnete Albrecht, „und wenn sie es auch thäten, so dürftest du doch von der Leber frei wegreden, denn sie sind mir treue Freunde!"

Wiederum schüttelte der Alte mit dem Kopfe, als aber in demselben Augenblicke ein junger Indianer ihm die Kürbisflasche mit Whisky und ein Stück von einer gebratenen Rehkeule reichte, da wurde sein Gesicht schon freundlicher und weniger unmuthig sprach er: „etwas Lebensart haben sie doch! — die werden sie aber wohl von meinem lieben Herrn gelernt haben," fügte er ernsthaft hinzu.

„Traugott, seh' dich hier ans Feuer und beantworte meine Fragen!" — forderte der Rittmeister dringend. —

Mit Beobachtung des ihm zur zweiten Natur gewordenen Respects befolgte Jener die Weisung, nachdem er zuvor bei einem Kehrt euch einen kräftigen Zug aus der Flasche gethan und so seine Lebensgeister gestärkt hatte. „Ja so, wo blieb ich denn stehen, oder wo fange ich vielmehr an, mit ihrem Wohlnehmen, mein lieber, junger Herr," begann er nun, und seine Blicke weilten mit dem unverkennbaren Ausdrucke der Freude auf Albrecht, ich will nur da anfangen, wo ich eigentlich aufhören sollte, das Beste aber

wird ihnen ein Anderer sagen," schaltete er schlau lächelnd ein, indem er unwillkührlich unter seiner Reitjacke nach etwas suchte.

„Nach ihrer Abreise war es für mich auch vorbei im Vaterlande; ich würde ihnen bald gefolgt seyn, wenn ich nur gewußt hätte, wo ich sie treffen könnte. So verstrich mir mancher liebe Tag, bis sich endlich etwas zutrug, woran keine menschliche Seele gedacht hatte. Es betraf sie! — und da konnte mich nichts mehr halten. Ihr Freund, der Justizrath, sagte mir, daß sie nach der neuen Welt gegangen seyen, — das konnte mir gleich seyn, ich hätte sie ja aufgesucht und wenn es auch an den Pforten der Hölle gewesen wäre. Du willst ihn wohl finden, dachte ich, schiffte, von dem Herrn Gerichtsverwalter mit Geld und einer Adresse versehen, über das Meer und erfuhr von dem Kaufmanne in Newyork, daß sie sich schon vor einem Jahre nach diesen Gegenden gewandt hätten, und daß seitdem so wenig von ihnen als dem Herrn Oeconomierath Nachricht eingelaufen wäre. Willst sie schon finden, dachte ich. In meiner Herberge hatte ich Bekanntschaft mit einem Kanonier gemacht, der zu einer leichten Batterie gehörte, die Befehl hatte, nach dem Innern aufzubrechen. Sie wissen, ich mache leicht Kameradschaft; und so schloß ich mich dieser Truppe an und gelangte glücklich bis zu Fort Wayné. Wohin aber nun? — Das vermaledeiete Land, mit seinen unermeßlichen Waldungen, ohne Dörfer, ohne Herbergen breitete sich rings um mich her aus. Ich sah die Zurüstungen, die die Besatzung des Forts machte, hörte von den verübten Grausamkeiten der Kopfschinder, und es wollte mir wohl ein Bischen unheimlich werden. Aber ich schämte mich meiner Furcht, und dachte, mit Gottes Hülfe willst du sie schon finden und haben sie die Kannibalen schon getödtet, dann ist an dir, du alter Kerl, ja auch nichts mehr gelegen."

Der Rittmeister reichte der treuen Seele gerührt die Hand. „So schlug ich mich denn durch die Wildniß bis zu Fort Vincennes und hier erfuhr ich die Zusammenkunft der Wilden mit den Weißen. Von den Wällen aus war ich Augenzeuge der heutigen Unterredung und bemerkte zu meinem Erstaunen unter denselben einen Mann, der wie ein Christenmensch gekleidet war. Meine Seele dachte nicht daran, daß es mein guter, lieber Herr seyn könnte. Ein Milizsoldat, der auch etwas Deutsch sprach, sagte mir auf meine Anfrage, es sey einer jener verwegenen Jäger, die unter den wilden Menschenstämmen Handel trieben.

Halt, dachte ich, das ist dein Mann! — aber Niemand wurde während der Zusammenkunft aus dem Fort gelassen, und so mußte ich mich schon gedulden, bis sie beendet war. Da hörte ich denn, daß morgen eine zweite stattfinden würde und daß die Rothhäute, ihrer Weise nach, sich eine Strecke weit in die Waldung zurückgezogen hätten. Ich ließ mich nicht aufhalten, ging der Richtung nach, die ich sie hatte nehmen sehen, und bemerkte kaum, daß die Nacht sich verbreitete. Die einfältigen Kanonen an meinen Füßen machten mir in der Wildniß viel zu schaffen, Gestrüpp und umgefallene Bäume versperrten mir den Weg, ich wußte weder ein noch aus, da schrie ich in Gottes Namen in die Einöde hinaus und — wo ist der rothe Satan, der hinter mir hergeschlichen war? — in demselben Augenblicke fühlte ich die Schlinge um meinen Hals und wurde zu Boden gerissen, wie ein angehauener Baum. Das Uebrige mag ich nicht erzählen, denn sie wissen ja selbst, daß ich gerad der Furchtsamste nicht bin, wo aber der Teufel einem ehrlichen Kriegsmanne seine höllischen Genossen auf den Leib schickt, da soll ein Anderer die Contenance behalten."

„Du erwähntest vorhin eines Anderem, der mich von dem mich Betreffenden unterrichten

würde?" — fragte Albrecht, „wer ist dieser Andere, und wo finde ich ihn?" —

„Ich trage ihn bei mir!" schmunzelte Traugott, indem er sein Kollet aufknöpfte und aus der inneren Tasche einen sorgfältig in ein altes Tuch gewickelten, aber dennoch durch das lange Tragen an den Ecken durchgeriebenen großen Brief hervorzog.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Eisenbahn von Minden nach Cöln.

Ich habe es gewagt, vor einiger Zeit in diesen Blättern meine Bedenklichkeiten über eine unbedingte Anschließung und Theilnahme Bremens an die großartige Unternehmung einer Eisenbahn von Minden nach Cöln auszudrücken, unbekümmert, ob man mir, als Mitglied der für jenes Project auf dem letzten Kaufmannsconvente erwählten Comité, solches gut oder übel heißen werde; das Vertrauen, womit man mich auch bei dieser Sache beehrt, und die Wichtigkeit derselben scharf ins Auge fassend, bewegt mich zu weiteren Bemerkungen und Mittheilungen.

Auf die kürzlich von mehreren Seiten an mich gerichtete Frage, warum die bereits am 26. Nov. v. J. erwählte Comité der Kaufmannschaft noch keinen Bericht ertheilt habe, kann ich nur erwiedern, daß dieselbe bisher zu sehr im Dunkeln tappte, die Materialien noch zu roh fand, um benutzt werden und zu reger Theilnahme auffordern zu können. Minden mag vielleicht die Unentschlossenheit und die sorgsame Prüfung Bremens nicht gefallen; allein sein Interesse bei jenem Projekte ist weit andrer, weit wichtiger Art als Bremens, es hat den Nutzen der Sache vor der Thür, vor Augen, auch wenn es bei einer Meile bliebe, welche von seinen Thoren gezogen würde; von unberechbaren Vortheil würde es aber für jene Stadt seyn, wenn dort die Weser mit dem Rheine durch eine Eisenbahn verbunden würde; die Behauptung, daß von dem Augenblicke an jedes, auch das kleinste Haus in Minden, größeren Werth als früher haben würde, darf man nicht falsch nennen, denn welch ein bedeutender, unentbehrlicher Geschäftsplatz würde Minden dann werden, da sich von allen Seiten Güter aller Art, der Transport von Menschen und Thieren auf diesen Punkt concentriren würden, mit der Zunahme des Geschäfts würde der Reichthum und die Zahl der Bewohner wachsen.

Wenn daher wie geschehen ist, in Minden in der kurzen Zeit von 4 Wochen 300 ganze Actien gezeichnet sind und nicht allein Beamte und Kaufleute, sondern auch Handwerker sich so lebhaft für die Sache durch Uebernahme von Actien interessiren: so wird man sich darüber gar nicht so sehr verwundern, wenn man das oben Gesagte mit unpartheiischen Augen genau prüft. — Die Comité (oder das Comité wie Einige wollen) in Minden will als Basis des Unternehmens 3 Sachen:

1) Die Ueberzeugung, daß das Unternehmen ausführbar und der erforderliche Kostenaufwand der Sache angemessen sey.

2) Eine möglichst genaue Bestimmung des Forderungsquantums und des muthmaßlichen Ertrags, damit über die Sicherheit der anzulegenden Capitalien und deren gute Verzinsung kein Zweifel obwalte.

3) Eine Feststellung der Fundation durch Zeichnung einer verhältnißmäßigen Summe. — Erstere beiden Punkte sind eigentlich am wichtigsten und bilden den eigentlichen Grund, auf dem, wenn er als solide anerkannt ist, Nro. 3 sich schnell und leicht, allen Stürmen trotzend, erbauen lassen wird. — Ehe nun Bremens Comité von der Haltbarkeit nicht genügend überzeugt ist,

würde sie — meiner Ansicht nach — das in sie von der Kaufmannschaft gesetzte Vererauen nur mißbrauchen, wenn sie Nro. 3 ins Leben riefe und ihre Mitbürger zur Zeichnung von Actien aufforderte.

Zwar hat sich das Preußische Staatsministerium sehr günstig für die Sache ausgesprochen und es bereits genehmigt, daß Minden als Anfangspunkt zu betrachten sey; zwar hofft man, daß sich die Regierung bei der im Februar stattfindenden Provinzialberathungen Westphalens noch günstiger und fördernder zeigen werde, zwar hat sich Minden bereit erklärt, die im Fundationsplan ausgesprochene vorläufige Garantie von 400 Actien zu übernehmen; allein die zu der Eisenbahn nothwendigen Vorarbeitungs-Materialien, welche eigentlich von der Regierung zu beschaffen sind, so wie eine durchaus erforderliche Aufgabe des Nivellements fehlen noch zu sehr, als daß der von Minden vorgelegte Fundationsplan schon jetzt auszuführen sey, um mit Ueberzeugung zu Actien aufmuntern, um mit Muth zur Einzeichnung von Actien schreiten zu können.

Nach jenem Fundationsplane wären außer den bereits in Bremen, Minden, Elberfeld und Barmen bestehenden Comités noch 2 andre, in Cöln und den Kohlengemarken zwischen Lippe und Ruhr zu errichten, jede dieser Comité hätte 400 Actien zu übernehmen, wodurch — die Actie à 500 Rt. Preuß. Courant — ein Capital von 1 Million Rt. Preuß. Courant entstehen würde, welches für die ganze Bahn als genügend gehalten wird. — Um das Werk gemeinnütziger zu machen und damit auch minder Begüterte Theil nehmen können, will man auch nach der Fundation des Unternehmens 5 Actien à 100 Rt. ausgeben, und damit der, als sehr sicher angenommene Gewinn der Unternehmer nicht so sehr geschmälert werde, wird vorgeschlagen, das Maximum der bei jeder Comité zu zeichnenden Actien auf 800 festzusetzen. — Das Ganze würde so, nicht allein auf Kaufmännischen Gewinn, sondern auch auf Deutschen Nationalsinn berechnet seyn; allein wenn ich über den im Deutschen Lande herrschenden Mangel an Nationalsinn, als Folge der Eintheilung des lieben Vaterlandes, der vielartigen, ein- und vielseitigen Regierungen, des verderblichen Zollsystems, der Wegelagerungen, der Verschiedenheit der Münze, der Maaße, des Gewichts ꝛc. nachdenke und solches als ächter Deutscher nur in trüber Stimmung thun kann: so will es mir gar nicht so recht durch den Kopf, daß Bremen ohne Ueberzeugung des Gewinns, der mir noch sehr problematisch scheint, und ohne daß die Preußische Regierung mehr feste, sicherstellende Garantie giebt, zur Zeichnung von 400 Actien oder wie auch vorgeschlagen wird, zu deren Garantie bereit seyn werde. — Irren ist menschlich, rufe ich beim Schlusse dieser Betrachtungen aus und werde mich freuen, sie bald von einer geschickteren Feder beleuchtet zu sehen.

Johannes Rösing.

---

* Der Kirchenbote Nro. 12

erschien noch am Schlusse dieses Jahres und brachte seinen Lesern verschiedener Farben sieben Sachen dem Nachdenken und der Unterhaltung, dem Ernste und dem Scherze. — Schreiber dieses, der auch in diesem Jahre dem Boten folgen und auf seine merkwürdigsten Gaben ohne irgend einen Angriff oder eine weitere Beleuchtung aufmerksam machen wird, begnügt sich dieses Mal von einer der sieben Sachen und zwar der letzten zu erzählen, welche als Schlußstein dem Grunde beigefügt ist, nämlich von der Bremer Kirchenchronik des Monats December, unterzeichnet Mallet — Dieser reformirte Prediger der freien, christlich gesinnten

Stadt Bremen kömmt noch einmal auf die letzte Wahl der St. Ansgarii Gemeinde zurück, indem er bemerkt, daß Herr Dr. Böckel sich endlich habe erbitten lassen, den Ruf anzunehmen, es sey wünschenswerth, daß das leidenschaftliche Sprechen und Wünschen für und gegen diesen Mann aufhören möge, Bremen habe schon zwei merkwürdige Beispiele gehabt, daß auch mit Predigern eine Veränderung vorgehen könne, wodurch alle Erwartungen, die man von ihnen gehabt, getäuscht werden. Es könne nur schädlich für uns und für ihn (Dr. Böckel) seyn, wenn er von einem Theile mit entschiedener Feindschaft zurückgestoßen, von dem andern mit dem blinden Enthusiasmus einer Parthei, die nie wisse, was sie thäte, gefangen und gefesselt würde. —

Weiterhin folgen Betrachtungen, wobei gesagt wird, bedenklicher als die Verwickelungen der politischen Welt, sey der Abfall vom Christenthume, der sich immer mehr kund thue und mit ihm verbunden die Umtriebe einer antichristlichen Parthei, die überall zahlreiche Anhänger zähle; das Reich des Antichrists sey in Bewegung, am stolzen Babel würde thätiger als je gearbeitet.

Mallet schließt mit einigen Bemerkungen über Einfluß, Wirkung und Tendenz des Kirchenboten; derselbe möge vielleicht Manchem zu polemisch gewesen seyn, allein man müsse bedenken, daß man in einer Zeit wie die unsre nicht anders arbeiten könne, als mit dem Schwerte in der Hand; wo es seyn kann, würde der Kirchenbote das Schwert niederlegen und zur Kelle greifen, er fülle lieber seine Tasche mit Brod für die Hungrigen, als mit Steinen für die frechen Stirnen, der das Wort und das Herr des lebendigen Gottes lästernden Philister, wenn es aber seyn müsse, dürfe er sich aber auch dieser Last nicht entziehen.

---

* Gedanken eines Laien über die vielbesprochnen Zölle.

Schon zu Christi Zeiten standen Zöllner und Sünder auf einer Stufe; man braucht sich also nicht zu wundern, daß Zölle verhaßt sind, wohl aber daß es Leute geben kann, die ihnen Lobreden halten und die Länder glücklich preisen, wo sie eingeführt sind.

England hat die glücklichen Zölle, — welches sind deren Folgen? England ist arm, sein Korn steht auf hohen, künstlichen Preisen, so wie alle seine Lebensmittel. Es hat von allen Staaten die mehrsten Schulden; dagegen hat der Zoll die Güterbesitzer und Fabrikanten reich gemacht.

Der Deutsche, d. h. die Mehrzahl, ist bieder und redlich, er will, Alle sollen so glücklich seyn als möglich ist. Er verabscheuet daher die Zölle. Unsere Kaiser litten keinen drückenden Zoll. Sie ließen keine Landstraßen, — welche Gemeingut sind — sperren u. s. w. Jetzt suchen Einige ein Zollsystem über ganz Deutschland zu verbreiten, warum? ist uns, d. h. mir und meinen Brüdern, unklar. Denn Deutschland würde dadurch sinken, dagegen freilich einige Wenige in dessen Schweiße schwelgen; dann ist es praktisch so lange unmöglich, Deutschland unter einen Zoll zu zwingen, bis es einen Oberherrn hat. Flösse der Zoll so wie Deutschland jetzt besteht, in eine Kasse, dieß könnte nicht anders seyn — so müßte er hinterher über die verschiedenen Länder getheilt werden und dies läßt sich wohl nach keinem andern Maßstabe als der Kopfanzahl thun. Wie ungleich aber die verschiedenen Länder sind, ist bekannt. Die in der Lüneburger Haide und die auf den Harz Wohnenden bringen an Zoll nicht den zehnten Theil auf, als die Bewohner von Marschgegenden und Hauptstädten und doch erhielten sie so viel als letztere. Dies ist schon eine Ungerech-

tigkeit, die aber nicht beseitigt werden kann, ohne unermeßliche Untersuchungen anzustellen.

Sollte es wohl in Deutschland einen Souverain oder ein selbstständiges Volk geben, welches sich so erniedrigen könnte, einem Andern sich Kopfweise zu verkaufen und seine Selbstständigkeit gegen eine Chimäre aufzuopfern? Wir glauben es nicht, geschähe es, so würde für Deutschland die goldene Sonne aufgehen, welche Frankreich zur Zeit der Generalpächter beschien.

Man sagt, der Preußische Zoll würde Glück und Segen verbreiten, wenn er erst ganz Deutschland umfaßte. Fabriken an Fabriken würden aufblühen u. s. w. Wir glauben gerne, daß sich überall Fabriken anlegen lassen, wissen aber auch, daß keine derselben ihr Bestehen haben kann, wenn ihr Absatz fehlet. Umschlösse man ganz Deutschland mit einer Zolllinie, welche den Eingang fremder Fabrikwaaren hinderte, so würde dieses die Ausländer zwingen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Amerikaner würden ihre Tabacke selbst fabriciren, die Westindier ihren Zucker raffiniren, den Cacao in Chokolade, die Baumwolle in Gewebe verarbeiten. Rußland aus seiner Pottasche und Talg Seife bereiten u. s. w. Deutschland wäre auf diese Art einer belagerten Festung gleich und auf sich selbst beschränkt. Wären wir dahin gelangt, so würde die schöne Zeit der Surrogate zurückkehren. Unser Korn würden wir statt Kaffee brennen, Rübensyrop statt Zucker genießen. Fusel statt Rack trinken und Haberschleim statt Reis essen ꝛc. Die Schifffahrt würde sich auf die Küstenfahrt beschränken. Unsere Wälder daher ihr Schiffsbauholz übrig haben, Brennmaterial daher wohlfeiler seyn. Nach unserer schlichten bürgerlichen Meinung halten wir dafür, daß Handel und Wandel sich frei bewegen müsse, Fabriken sich nur da eigen, wo sie außer Zwangsmaßregeln ihr Bestehen haben können. Fabriken, welche ihr Bestehen nur in Folge von Ordonnanzen haben, machen zwar den Inhaber reich; hingegen das Land arm. Landstraßen, als Gemeingut, dürfen durch Zölle nicht gesperrt werden. Billiges Weggeld auf Kunststraßen zu deren Unterhaltung, und etwa Brückengeld auf schlichten Straßen, müssen die einzigen Abgaben seyn, die erhoben werden dürfen.

Außer dem Preußischen Zoll hat in Preußen jede Stadt verschiedene Abgaben zu ihrem Unterhalte zu erheben. Unverdaulichkeit kann nur meinen, wo der Preußische Zoll sey, fielen andere Ausgaben weg und der Luxus würde verbreitet.

Rebuh, Unverzagt.

---

* Presse.

Die Servilen haben das Wort: „Preßfrechheit" lieb gewonnen und machen davon häufigen Gebrauch. Die Liberalen bedienen sich, im andern Sinne, des Worts: „Preßzwang." Dies ist aber weniger kräftig und hält dem Worte: „Preßfrechheit" nicht das Gleichgewicht. Ich schlage zu diesem Zwecke — ohne Partheisucht — den Liberalen ein neues Wort: „Preßzwangwuth" vor. Hier ein Versuch, wie's ungefähr anwendbar sey:

An die Cholera wird wenig mehr gedacht,
Seit die Preßzwangwuth große Fortschritte macht;
Mög' man wund sich schrei'n und publiciren:
Sie tödtet den Geist — ist nicht zu curiren!

J. C. S.

---

* Seufzer eines Eipeldauer Bürgers als er in den Stadtgraben gefallen war.

Ach! wollte Gott, daß der Inspector fiel hinein
So würde bald der Fußpfad hier befriedigt seyn.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 3.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 10. Januar 1833.

Um das karge Mein und Dein
Mögen Lumpen streiten,
Doch zum Kampf für geistig Seyn
Rufen alle Zeiten.

Die Zeit an ihre Genossen.

Frischen Geist und freien Muth
Woll' uns Gott verleihen,
Und so wird, was Jeder thut,
Leidlich ihm gedeihen;
Und so wird, was uns betrifft,
Heit'ren Sinns ertragen:
Denn es bringt nicht jedes Gift
Gleich um Kopf und Magen.

Wenn die Welt in Wirbeln treibt,
Taumeln rings die Fratzen;
Doch allmächt'ger Bau, er bleibt,
Ob sie schrei'n und kratzen.
Stürmt es rings, daß Alles schwankt,
Muß man Anker werfen:
Wer am Innern fest sich rankt
Mag den Sturm nicht schärfen.

Wo zu Rath die Schlauheit sitzt
Laßt uns würdig — fehlen;
Da sie doch vergebens schwitzt,
Wahrheit zu verhehlen.
Saat des Truges lohnet nicht,
Lehret nur im Großen:
Mancher Kopf kommt nie zu Licht,
Wird er nicht zerstoßen!

Gilt's indeß ein ewig Wohl,
Trefft mit sich'ren Lanzen
Heuchler, eh' sie, feig und hohl,
Sich durch Gunst verschanzen;
Um das karge Mein und Dein
Mögen Lumpen streiten,
Doch zum Kampf für geistig Seyn
Rufen alle Zeiten.

Bertram.

* Durch Nacht zum Licht.

(Fortsetzung.)

Hastig griff der Jüngling nach dem an ihn adressirten Päckchen. Mit zitternder Hand erbrach er es. Es war ein langer Bericht von seinem alten Freunde, dem Justizrath, — Er rückte dem Feuer näher und die Blicke Traugotts waren erwartungsvoll, selig verklärt auf die Züge des Lesenden gerichtet.

Noch hatte der Jüngling nicht die erste Seite des Schreibens bei dem flackernden Scheine der Flamme überflogen, da begann das Blatt in seiner Hand zu zittern, sein Haupt senkte sich tiefer und tiefer auf die Schrift, seine Augen traten hervor, wie bei dem Anblicke etwas Unerhörten; seine Brust flog, Thränen rollten über seine gebräunte Wange und fielen auf die so mächtig wirkenden Zeilen. Eine unbeschreibliche Seligkeit legte sich nach und nach in seine Züge, je weiter der Jüngling las; er drückte das Schreiben an seine Brust, er sprang auf und umarmte Traugott, dem die hellen Thränen durch den greisen Schnurrbart liefen, „ehrliche, treue Seele," rief er, wie kann ich dir jemals diesen Liebesdienst vergelten?" — Dann ergriff er seinen rothen Freund, der schon lange verwundrungsvoll das närrische Treiben seines Jagdgenossen beobachtet hatte, bei den Schultern, schüttelte ihn, daß dieser fast unwillig wurde über die Regsamkeit des sonst so ernsten Silent-Roc.

„Tekumseh," rief er, Freund, Bruder, es ist ein Wunder geschehen! freue dich mit mir, ich war es nicht, der meinen Freund erschlug."

Auf das Gesicht des Indianers legte sich jener starre Ausdruck, den das plötzlich sich ereignende Unbegreifliche, Wunderbare hervorbringt. Er blickte nachdenkend in die Höhe, dann sich nach Silent-Roc umwendend, schwebte eine Frage auf seinen Lippen. Sein Blick aber fand ihn nicht mehr in seiner Nähe, wohl aber stand der treue Diener mit gefalteten Händen und sah unverwandt und ernst in das Dunkel des Waldes, wo man bei dem Scheine der durch einen Luftzug angefachten Flamme den Jüngling auf die Knie gesunken, im innigen Gebete zu Gott, erblickte.

Der Häuptling ehrte das Gefühl seines Freundes; er winkte dem alten Krieger sich niederzusetzen.

Ruhiger gefaßter kehrte Albrecht zurück. Schweigend nahm er seine Stelle wieder ein und las nun aufmerksamer das erhaltene Schreiben:

„Mein junger Freund," schrieb der Biedermann: „Sie haben ihren Jähzorn hart gebüßt, Ihre Briefe waren mir ein treuer Spiegel Ihrer Gemüthsstimmung und ich konnte nur mit innigem Bedauern, und zweifelhaftem Aufblick nach Oben Ihrer gedenken. Ich wußte für Ihre Wunde keinen Balsam, denn das Instrument welches sie schlug — die That — machte sie unheilbar. Aber hoch über uns waltet eine Hand, der der Mensch vertrauen und zu der er kindlich aufblicken soll aus den Nächten des Lebens, aus den Wirren des Schicksals. — Auch für Sie bereitete sich dort der Tag der Versöhnung, der Tag der Freude, und ich segne die Hand, die mich würdigte der Bote derselben zu seyn.

Der Druck der eisernen Hand unter der unser deutsches Vaterland seufzt, wurde nach dem verhängnißvollen Frieden mit Oesterreich von Tage zu Tage fühlbarer. Der gefesselte Siechе dünkte dem Eroberer noch ein Riese, er sollte seine Nationalität, seine Wehrhaftigkeit verlieren. So erging auch in unserer Provinz der Befehl, alle Arten Waffen abzuliefern, und ich, ein alter Diener des Gesetzes, fühlte mich nicht berufen diesem Geheiß zuwider zu handeln. — Neben den Acten des Sie betreffenden Falls war auch das

Pistol, dessen Gegenstück Sie von sich geschleudert hatten, und die tödtliche Kugel in meinem Gewahrsam. Ich hielt mich verpflichtet, auch diese Waffe an die feindliche Behörde abzuliefern.

Nicht ohne manche trübe Reminiscenz suchte ich die genannten Gegenstände aus dem sicheren Behälter und mechanisch führte meine Hand die unheilvolle Kugel an die Mündung des Gewehrs. Wie aber wurde mir, als der Bleiball viel zu groß für das Caliber der Waffe war. Zweifel, Vermuthungen, Trugschlüsse drängten sich mir auf. Ich hielt das Pistol zurück, kundschaftete den Aufenthalt Ihres ehemaligen Reitknechts aus und ließ ihn zu mir kommen. Auf meine, ihm vorgelegte Frage, beharrte er fest darauf, daß das Paar Pistolen genau von gleichem Caliber gewesen sey, indem er sie mehr denn hundert Male geladen, und auch jetzt noch im Besitz der dazu gehörenden Kugelform sey. Ich ließ mir diese einhändigen und fand sie genau zu dem Exemplare passend, welches in meinem Gewahrsam befindlich war. Ueber dieses und die späteren Vorfälle finden Sie anliegend die gerichtlichen Bestätigungen.

Mir blieb nun nichts weiter übrig als das verhängnißvolle Duplicat des Pistols möglicherweise aufsuchen zu lassen; ein trockner Sommer begünstigte meine Bemühungen, der Bach ward abgegraben und der gesuchte Gegenstand mit Sand bedeckt, aufgefunden. Die Aussage Ihres Burschen erwies sich als richtig. Das Unbegreifliche, womit diese Entdeckung umgeben war, erfüllte mich mit einer unbeschreiblichen Unruhe. Ich nahm die Acten zur Hand — und hier — ich kann es nur mit Erröthen und nicht ohne eine ernste Warnung an meine Collegen, sowohl hohe als niedere, gestehen, hier tagte mir eine, wenn auch noch unwahrscheinliche Lösung des unbegreiflichen Räthsels.

Ihrer Aussage nach befanden Sie sich hinter dem Kammerherrn als der Schuß fiel, und das visum repertum erklärte, daß die Kugel auf der linken Seite eingedrungen sey.

Diesen Widerspruch brachte ich mit den andern Umständen, nemlich dem Aufenthalte in der nahen Herberge, der dort vorgefundenen Gesellschaft, dem Vorzeigen des Goldes, der Veränderung der Richtung ihres Gewehres vor der Explosion, der Beraubung des Getödteten und der letzten Worte desselben in Verbindung, und die leise Hoffnung, es könne zu gleicher Zeit von der entgegengesetzten Seite ein zweiter Schuß, den Sie in Ihrer Gemüthsstimmung überhörten, gefallen seyn, gewann mehr und mehr bei mir Raum.

Ich berichtete die gemachten Entdeckungen an die betreffenden höhern Behörden. Der Vorfall erregte allgemeine Aufmerksamkeit, von keiner Seite fehlte es an eifrigen Bemühungen das obwaltende Dunkel zu hellen, und — Jüngling, danke deinem Schöpfer! — meine Vermuthung, meine leise Hoffnung wurden zur Gewißheit.

Die gefährlichsten Genossen einer Räuberbande, die lange Zeit unsere Gegenden unsicher gemacht hatten, waren ergriffen und mehrerer schauderhaften Verbrechen überwiesen. Der Anführer derselben, ein Ungarischer Deserteur war bereits zum Tode verurtheilt, als er kurz vor dem Tage der Hinrichtung, durch die Zusprache eines würdigen Geistlichen erweicht, sein erwachtes Gewissen durch das Bekenntniß mehrerer noch verborgener Frevel zu erleichtern suchte. Durch diesen Zufall, wenn ich es so zu nennen wagen darf, erhielten wir die ersehnte Aufklärung.

Jener Bösewicht war zu gleicher Zeit mit Ihnen in der Herberge; das vorgezeigte Gold war eine zu große Lockung, als daß er nicht alles hätte wagen sollen, seiner habhaft zu werden. Er

wußte den Weg den Sie einschlagen würden, entfernte sich einige Zeit vor Ihnen und legte sich in dem bewachsnen Steinbruch in den Hinterhalt. Seine Bewaffnung bestand aus einem kurzgeschäfteten Stutzer, den er an einer Schnur befestigt, unter seinem Rocke trug und einem Paare in den Seitentaschen verborgener Terzerolen. Er sah Sie, vom Gebüsch verdeckt, kommen. Sie hatte er, als den Bewaffneten, zum ersten Opfer erkoren. Der Kammerherr aber ritt voran, dieß machte ihn stutzen. Da glaubte er zu bemerken, daß derselbe den Blick scharf auf den Ort seines Verstecks richtete. Hier galt kein Zögern, er legt seine Kugelbüchse an und der Kammerherr stürzt vom Pferde. Zu gleicher Zeit hört er Ihren Schuß, die Kugel schlägt über seinem Haupte in einen Baumstamm, er zieht seine Pistolen, aber schon sind Sie vom Pferde und werfen Sich über ihren Freund. Der Mörder weiß sich diese Bewegung nicht zu erklären, er steht an hervorzutreten, denn er bemerkt das Pistol in Ihrer Hand, da werfen Sie Sich aufs Roß, und sprengen fort, bevor er zu einem Entschluß kommen kann. Er beraubt nun sein Opfer, greift das Pferd auf, und entkommt mit seiner Beute.

Soweit das Bekenntniß des Gräßlichen, der bereits seinen Lohn auf dem Richtplatze empfangen hat.

Bei seiner Einziehung hatte man den Stutzer bei ihm gefunden, er erkannte die Kugel für die seinige. Die Ihrige fand sich, seiner Angabe entsprechend, in der Rinde einer Birke, am angegebenen Orte. Auch das Pferd des Kammerherrn war noch in den Händen des Berg-Offizianten, an welchen er es verkauft hatte. —

In meinen Gedanken bin ich froher Zeuge des Eindrucks, den diese Nachrichten auf Sie machen werden, und um den Harmonien der Freude, die jetzt, nach so langer Trübsal, in Ihre Brust ziehen werden, auch die leisesten nachklingenden Mißtöne zu entziehen, füge ich Ihnen die Documente bei, die das gegen Sie ausgesprochene Urtheil cassiren und Sie mit Beibehaltung Ihres Anciennitäts-Rechts in unsere Armeelisten wieder einführen."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ein Wort zur Beherzigung an meine Mitbürger.

Wird die Einführung der Conscription für den Reichthum einen so großen Vortheil mit sich führen, als ihn die Vertheidiger derselben darzustellen suchen? und ist nicht ein jeder Bürger verpflichtet, seinen Beitrag zu den Unterhaltungskosten des geworbenen Militairs zu leisten?

Die nachstehende Erläuterung möge ein Jeder, dem die Wahrheit lieb ist, einer näheren Beherzigung werth halten. Die Veranlassung dazu gab ein, in Nro. 53 des politischen Wochenblatts mitgetheilter Aufsatz, betitelt: Noch ein Wort an die Gegner der Wehrpflicht.

Mag denn eine unpartheiische Prüfung entscheiden, ob die Klagen der, durch die Einführung der Conscription betheiligten Bürger, nicht eine gerechte Anerkennung verdienen.

Um dem innern Dienste des Staats zu genügen, werden gewiß nicht weniger als der jetzt bestehende Stamm von 250 Mann, inclusive des Offizier- und Musik-Corps, dastehen dürfen, indem damit zugleich die Vermehrung des Policey-Personals überflüssig wird. Die dann an dem Contingent noch fehlenden 235 Mann erfordern, nach dem, in dem Convent vom 28. Dec. v. J. genehmigten Vorschlägen, ein Handgeld von 10 Rthlr. auf 3 Jahre pr. Mann, welches im Ganzen 2350 Rthlr. beträgt. Es ist demnach für 1 Jahr der dritte Theil zu rechnen, nämlich:

783 Rt. 24 Gr.

dazu an monatlichem Wartegelde, pr. Mann 1 Rt. 18 Gr., beträgt pr. Jahr . . . . . 3525 „

Im Ganzen 4308 Rt. 24 Gr.

Alle übrige Kosten, als: Bekleidung ꝛc. dürfen hierbei nicht in Anschlag gebracht werden, weil die Conscribirten gleiche Ausgaben nöthig machen würden. Diese 4308 Rt. 24 Gr. werden mit der Erhebung eines Achtel Procent Schosses, der etwa 45000 Rt. einbringt, auf 10 Jahre, ohne Benutzung der Zinsen, gedeckt seyn. Ein Schosser, der in dem Besitze eines Vermögens von 100000 Rt. ist, hat also dazu beizutragen 125 Rt. Derjenige dieser Reichen, der daher keine Söhne hat, würde mithin bei dem Conscriptions-Systeme den unbedeutenden Nutzen haben, jährlich, bei dem Vermögen von einer Tonne Goldes, 12½ Rt., sage zwölf und einen halben Thaler, zu ersparen. — Die Frage, ob ein solcher vermögender Bürger rechtmäßig zu den Kosten der Werbung seinen Beitrag leisten müsse, ist schon so oft besprochen, daß eine Beantwortung derselben unnöthig zu seyn scheint. Sie ist aber für die Lösung meiner Aufgabe sehr wichtig, da hauptsächlich von den Meisten aus dieser Classe, welche keine Söhne haben, die Einführung der Conscription so eifrig vertheidigt wird. Den Reichthum, den ein Bürger erlangt hat, hat er freilich zunächst Gott und seinem Fleiße zu danken. Allein dem Staate, in welchem er ihn erlangt hat, ist und bleibt er, so lange er darin wohnt, immer dafür verpflichtet; denn die besondern Verhältnisse desselben sind ihm nicht minder zur Erwerbung seines Wohlstandes günstig gewesen. Würde denn wohl ein solches Individuum diesen Wohlstand allenfalls in der Lüneburger Haide, oder in den Torfmooren jemals erreicht haben können? Und hat der Reiche nicht seines Reichthums wegen einen größern Schutz nöthig? Sind nicht sehr oft von dem Staate große Opfer gebracht, um auch für ihn neue Handelswege auszumitteln, und dem Bürger dadurch eine neue Bahn zu vortheilhaften commerciellen Verbindungen zu eröffnen? oder auch um den Handel von Fesseln zu befreien, die ihn drückten, wie z. B. mit der Aufhebung des Elsflether Zolls? Wurden die Kosten dazu wohl allein von denen getragen, die davon den directen Nutzen hatten? Trug nicht die Gesammtheit solche Lasten, der Reiche wie der minder Begüterte? Also auch die Kosten der Unterhaltung unsers Militairs können nur als eine Pflicht angesehen werden, die das Allgemeine zu tragen hat. Und wie leicht ist es nicht, für's Ganze eine so geringe Summe zu tragen, im Verhältniß gegen den Druck, unter welchem sonst so manche Familie erliegen müßte!

Nach dieser Auseinandersetzung gehe ich, im Gegensatz zu dem Verhältniß derjenigen Bürger über, welche Söhne haben, und eine kurze Uebersicht wird es zeigen, daß für diese, selbst bei einem ungewöhnlichen Vermögens-Zustand, immer noch bedeutende Vortheile in dem Werbungssysteme liegen. Ich will wieder einmal annehmen, ein Familienvater, der im Besitze eines Reichthums von ebenfalls 100000 Rt. wäre, müßte 2 Söhne stellen; daß ferner ein Stellvertreter muthmaßlich 300 Rt. kosten würde, so betrüge dieß für Beide 600 Rt. Wie oben bemerkt, hat er zu den Werbungskosten in 10 Jahren 125 Rt. zu bezahlen, und im Fall er 40 Jahre als Bürger leben sollte, so hätte er im Ganzen 4 Mal einen Achtel Procent Schoß, daher in Allen 500 Rt. zu entrichten. Er wird mithin bei dem Werbungssysteme 100 Rt. ersparen. — In einem Kriege werden die Werbungskosten, wenn dann auch das Handgeld auf 20 Rt. erhöht werden müßte, wohl nicht leicht über 7000 Rt. anzu-

nehmen seyn, weil alsdann das Wartegeld wegfällt, wofür indeß wieder nach Beendigung desselben die Gratification eintritt. Eine genaue Berechnung läßt sich hierin nicht angeben, weil diese von der Dauer des Krieges sowohl, als auch von der, dann zurückkehrenden, wirklichen Zahl des Contingents abhangen wird. In der Regel wird, wie in den größern Staaten, jährlich der fünfte Theil des Contingents an Ersatz-Mannschaft nöthig seyn. Da indeß keine Regel ohne Ausnahme ist, so können auch Fälle eintreten, die jedoch zu den seltenern gehören, daß eine zweimalige Ergänzung also $\frac{2}{5}$ Theile nöthig werden könnte. Indessen wird es nicht zu gering angeschlagen seyn, wenn ich annehme, daß jährlich der Betrag unserer Reserve von 250 Mann nachgeliefert werden muß. Die unpartheiische Prüfung dieser Rechnung wird den Beweis liefern, daß diejenigen, welche von der Ersparniß, die mit der Conscription verbunden ist, eine gar zu übertriebene Vorstellung hatten, und daher von einer irrigen Ansicht geleitet wurden. Wären die Vortheile und die Nachtheile, die damit verbunden sind, richtig aufgefaßt, so würde sie nicht so viele Vertheidiger gefunden haben.

Daß die Kosten zur Unterhaltung unsers geworbenen Militairs von dem Allgemeinen getragen wurden, ist eine uralte Einrichtung in Bremen. In früheren Zeiten mußte sie noch weit größere Summen erfordern als jetzt; weil außer dem Militair auch das Zeughaus und das darin befindliche Kriegs-Material mit in Anschlag gebracht werden muß. In unserm Zeughause befand sich damals eine Armatur von bedeutendem Werth, und die Unterhaltung der Constabel machte eine nicht geringe Ausgabe nöthig. — Eine eben so alte Einrichtung ist aber auch der Schoß, der aber durchaus nicht mit den Militairkosten in alleinigen Zusammenhang gebracht werden kann; weil er nur dazu eingeführt ist, um alle Ausgaben insgesammt, im Fall die gewöhnlichen Einnahmen nicht ausreichen, damit zu decken. Bei der Errichtung der neuen Eintracht hielten es unsere Vorfahren für eine ihrer heiligsten Interessen, den Schoß als eine, schon damals mit unserm Gemeinwesen so wohlthätig verflochtene Einrichtung, auch für die folgenden Zeiten, als eine der Grundprinzipien unsers Staats, beizubehalten, und die gewissenhafte Erfüllung desselben, in unserm Bürgereide beschwören zu lassen. Schon damals also hielt man ihn als ein, in den Rechten des minder begüterten Theils der Bürgerschaft nothwendiges Staats-Gesetz, das bei ungewöhnlichen Ausgaben nur allein dazu dienen sollte, diese Staatslast gleichmäßig auf die Kräfte der Bürger zu vertheilen. Mehrere Jahrhunderte hindurch dachte man nicht daran, dieses Gesetz umzustoßen, und nur in der neuesten Zeit erst suchte man es durch andere Abgaben zu vermeiden. Die Einführung der Grundsteuer, die wir vorher nicht gekannt haben, liefert schon den ersten Beweis dazu; und auch jetzt noch suchte man hauptsächlich den Schoß durch die Einführung der Conscription zu vermindern — Der Schoß ist also einer der Grundpfeiler unsers Staates, auf welchem die Rechte der Masse der Bürger beruhen. Vermöge unserer althergebrachten Verfassung, kann daher der begüterte Bürger nicht das Recht haben, die, sowohl von ihm als auch von jedem andern Bürger beschworenen Rechte der Staats-Bürger zu seinem Vortheile allein umzuändern, wenn der, sich nicht vertretende Theil der Bürger, solche Reformen gegen sein Interesse finden muß.

Außer der finanziellen Rücksicht haben manche auch wohl einen Grund für die Einführung der Conscription darin finden wollen, daß sie ja fast in allen Staaten des Deutschen Bundes eingeführt sey. Allein dieser Grund hat eben so wenig

einen festen Boden als der, daß, da das Preuß. Zollsystem nun in so vielen Deutschen Staaten eingeführt sey, es auch für Bremen Noth thue, sich demselben anzuschließen. Die Vertheidiger dieser letzten Meinung sagen, daß sich manche verfallene Gewerbe dadurch heben würden; man möchte nur einen Blick auf die Bierbrouereien, Branntweinbrennereien, Tabacks- und andere Fabriken werfen. Aber welcher Bürger, der von einem reinen Bürgersinne geleitet wird, möchte wohl, seines persönlichen Interesses wegen, wünschen, daß es dahin kommen möge, wenn es nicht auch zugleich das ganze Gemeinwohl gebietrisch fordere!

Es möchte gewiß eine schwierige Aufgabe seyn, irgend einen andern Staat nachzuweisen, wo die Einführung der Conscription durch den Handel und das Seewesen so hart und drückend auf dem übrigen Theile des mitteln und niedern Bürgerstandes lasten würde als hier. Wenn daher Tausende mit vollem Rechte sagen mußten: unser Wohlstand wird dadurch zu Grunde gerichtet, unsere Sitten, unser Friede, unsere Ruhe dadurch gestört werden, so verdienten sie eine um so größere Beachtung, da sie sich ja niemals über irgend ein Geldopfer beschwert haben. Und gewiß! das persönliche Interesse des Bürgers verdient immer, dem Geldinteresse vorgezogen zu werden, zumal wenn es nicht allein eine so geringe Ersparniß, sondern auch zugleich die Erhaltung seines theuersten Rechts — die Freiheit gilt! — — —

Und nun Ihr Alle, die Ihr einen so großen Einfluß auf unser Gemeinwohl habt, so beweis't es denn ferner in den Berathungen des Convents, daß Bremens so oft und mit Recht gepriesener Wohlthätigkeitssinn, sich auch in Eurer Achtung für die Rechte und Freiheit Eurer Mitbürger bewähre!

Die giftigen Schlangen des mittäglichen Afrika's.

Die Schlangen des mittäglichen Afrika's, die gewöhnlich für die gefährlichsten gehalten werden, sind die Cobra cappello, die Puffadder und die Bergadder oder Bergschlange. Die Cobra ist mit außerordentlicher Kraft und Lebendigkeit begabt, gewöhnlich fünf bis sieben Fuß und nie über zehn Fuß lang. Sie springt manchmal sogar auf einen Menschen zu Pferde los, und zwar mit solcher Schnellkraft, daß sie oft über ihm wegsetzt. Die Puffadder dagegen ist träg und langsam und greift den Menschen nur an, wenn sie auf das Aeußerste gereizt wird. Die Bergadder, obgleich viel kleiner als die beiden vorigen, ist doch nicht minder gefährlich und um so furchtbarer, als man sie nicht so gut sehen und fliehen kann. „Während eines sechsjährigen Aufenthalts auf dem Kap und bei mehreren langen Reisen ins Innere traf ich, erzählt ein Reisender, eine bedeutende Menge von Schlangen, und doch gerieth ich nur ein einziges Mal in Gefahr, gebissen zu werden. Eines Tages, als ich einige Hottentotten zu beaufsichtigen hatte, die beschäftigt waren, Niederholz wegzuräumen, das ein zum Anbau bestimmtes Stück Land bedeckte, rief plötzlich Einer dieser Leute: es sey eine Cobra auf den Bäumen, und sprang dabei erschrocken zurück. Da ich damals weder die Gewandtheit, noch die Tödtlichkeit des Bisses dieser Schlange kannte, so näherte ich mich dem bezeichneten Orte, um sie genauer zu sehen. Die Hottentotten riefen mir zu, mich in Acht zu nehmen, und kaum war ihnen der Ruf aus dem Munde, als ich das scharfe Zischen der Schlange hörte und sie auf mich zu stürzen sah. Sogleich sprang ich rückwärts und fiel in das Bette eines ausgetrockneten Waldstroms auf spitzige Steine, was mir einige Quetschungen zuzog; allein ich war doch der größern Gefahr entgangen, der ich mich durch meine Unklugkeit ausgesetzt hatte. Nun griffen die Hottentotten die Schlange mit Prügeln und Steinen an, und zwangen sie, sich auf eine Mimosa zu flüchten, wo sie ihr mit weniger Gefahr zusetzen konnten; bald fiel sie in einem Zustande herab, der von ihrer Schnelligkeit nichts mehr befürchten ließ. Die Hottentotten schnitten ihr, wie sie gewöhnlich zu thun pflegen, den Kopf ab und begruben ihn sorgfältig tief in die Erde,

weil sie glauben, daß Jemand, der zufällig auf ihren Kopf tritt, sich an seinen Zähnen verwunden und dieselbe Gefahr zu befürchten haben würde, als wenn er von der lebendigen Schlange gebissen worden wäre. Das Gift, sagen sie, behalte mehrere Wochen, ja Monate lang nach dem Tode des Thieres seine mörderische Kraft. Mein kleiner hottentottischer Korporal, Piet Spandilly, der bei Erlegung dieser Schlange zugegen war, entging einmal dem Biß einer zwar nicht so großen, aber doch nicht minder giftigen Schlange auf folgende Art: Piet und sechs Soldaten von dem Kapregimente, die sich mit mir auf einer der entlegensten von unsern Niederlassungen befanden, um dieselbe gegen die Einfälle der Kaffern zu schützen, schliefen in einem Zelte neben dem meinigen, unter dem Schatten der Mimosen, welche die Ufer des Bocian bedecken. Als Piet des Morgens von seinem Lager aus getrocknetem Grase aufstand, fühlte er etwas zwischen seinem Schenkel und seiner ledernen Hose sich regen. Da er glaubte, es sey eine der zahlreichen Eidechsen, von denen es in diesem Theile von Afrika wimmelt, so machte er sich wenig daraus, ging vor das Zelt und stampfte mit dem Fuße auf den Boden, um das Thier heraus zu schütteln. Allein wie groß war der Schrecken des armen Spandilly, als er ein schwarzes Gewürm um seinen Fußknöchel sich winden sah; er stieß einen Schrei des Entsetzens aus und schleuderte die Schlange weit von sich weg, war aber glücklicherweise nicht von ihr verletzt worden. Uebrigens greifen diese Schlangen weder Menschen noch Thiere von selbst an, sondern nur der Selbstvertheidigung wegen; wäre dieß nicht der Fall, und hätte die Natur der gefährlichen Eigenschaft dieser Thiere auch noch die Lust zur Grausamkeit verliehen, so würde ein Land, wie das Kap, gar nicht bewohnbar seyn." —

(Der Beschluß folgt.)

---

* Der Hülfsverein bei Feuersgefahr

hat in diesen Tagen bei zwei sich schnell auf einander gefolgten Gelegenheiten seine Wirksamkeit und Thätigkeit zeigen können und gezeigt.

Bei dem Brande am Punkendeiche in der Nacht vom 3. auf den 4. d. M. hatten sich aus dem natürlichen Grunde, daß durch unverzeihliche Nachlässigkeit von Nachtwächtern und andern Personen so wenig von dem Feuer bekannt geworden war, nur Wenige eingefunden, aber eifrigst trugen sie dazu bei, daß das Feuer so schnell gelöscht und die Nachbarhäuser gerettet wurden, ihre Hülfe war um so willkommener, da außer den zu den Sprützen gehörenden Personen sonst fast gar keine Leute zugegen waren, obgleich die Umgegend doch so sehr bevölkert ist.

Bei dem zweiten Brande, am 7. dieses Abends, zeigte sich, da das Feuer schnell bekannt ward, eine desto größere Anzahl der Mitglieder des Vereins; von allen Seiten eilten sie mit ihren Wassereimern und sonstigen Apparaten herbei und begaben sich willig auf den von den Vorstehern angewiesenen Posten; eine lange Reihe hinter dem brennenden Hause bis zu den Gräben von Prangen Bleiche ward fast ausschließlich von Mitgliedern des Vereins gebildet und löste sich nur auf, bis alle weitere Gefahr vorüber war; andre wirkten thätig in den übrigen Reihen und waren zweckmäßig zum Schutze des großen in Gefahr schwebenden Nachbarhauses vertheilt, so daß dessen Bewohner vertrauungsvoll ihre Effekten im Hause behielten.

Es hatten sich bei diesem Brande große dichte Massen von Zuschauern gebildet, denen die Thätigkeit des Hülfsvereins genügend zu seyn schien, so daß sie sich damit begnügten, mit offenem Munde und Augen das Feuer zu betrachten, ohne Hand ans Werck zu legen; es wäre zu wünschen, daß sich solche müssige unnütze Zuschauer ein ander Mal besser entfernt hielten, um weniger die Arbeit und die Arbeiter zu stören und ihnen im Wege zu stehen. — Hoffentlich vermehrt sich das Personal des Hülfsvereins bald so, daß Mittel genommen werden können, daß außer allen mit Abzeichen versehenen Personen, so wie den nächsten Nachbaren und etwa mit den Leidenden eng befreundeten Personen, alle andere unnütze Zuschauer entfernt gehalten werden können.

Mit vielem Vergnügen hat man bei den verschiedenen Feuern, welche seit der Entstehung des höchst nützlichen und wohlthätigen Hülfsvereins gewesen sind, die Harmonie zwischen den Ober- und Unterbehörden, den Löschanstalten und den Mitgliedern des Hülfsvereins bemerkt.

Verbesserungen zum vorigen Bürgerfreunde.

Pag. 12, Spalte 1, Zeile 8, von unten, lese man: welches für die Fundation der ganzen Bahn, statt: für die ganze Bahn, und Pag. 14, Spalte 1, Zeile 4, von unten, lese man: ein fünftel Actien, statt: fünf Actien.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 3.

Bremen, Donnerstag den 10. Januar 1833.

Gestorben:

Den 31. Dec. 1832. Des verst. Fuhrmanns Joh. Hinrich Pralle Wittwe, geborne Undütsch, 65 Jahr; gr. St. Johannisstr. Nro. 219.

Den 31. — Der Arb. Lüder Lindhorn, 40 J.; Langwedlerstraße Nro. 3.

Den 1. Januar 1833. Des Arb. Phil. Meyer Sohn, 7 Monat; Blumenstr. Nro. 4.

Den 1. — Anton Gerhard Günther, 80 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 1 A.

Den 1. — Der Dienstmagd Meta Martens Tochter, (todtgeb.); Buntenthorssteinweg Nro. 37.

Den 2. — Herm. Hinrich Marcks, 14 Jahr; an der Viehweide Nro. 3.

Den 2. — Des Gärtners Joseph Sigault Ehefr., g. Seekamp, 53 J.; hinter der Balge N. 8.

Den 3. — Des Schuhmachers Joh. Bernhard Lankenau Ehefr., geb. Lohmann, 41 Jahr; auf dem Häfen Nro. 12.

Den 3. Jan. Des Landmanns Johann Poppe Ehefr., geb. Hohrmann, 58 Jahr; am alten Steinweg Nro. 93.

Den 3. — Des verstorb. Lohndieners Hinrich Conrad Sprute Wittwe, geb. Schepeler, 67 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 219.

Den 3. — Des Arb. Hinrich Busch Sohn, (todtgeb.); Düsternstraße Nro. 57 B.

Den 4. — Des verstorb. Waisenvaters Hinrich Bunte Wittwe, geborne Meyer, 66 Jahr; Ilsabeen-Gasthaus.

Den 4. — Der Handlungsdiener Franz von Loewenich, 20 Jahr; an der Schlachte Nro. 17.

Den 4. — Der Schauspieler Carl Friedrich Robert, 49 Jahr; Buchtstraße Nro. 75.

Den 5. — Des verst. Arb. Claus Brüning Wittwe, geborne Kruse, 71 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 20.

Geburten:

Den 28. Dec. 1832. Des Windmüllers Joh. Hein. Dormann Ehefr., geb. Häschen, am Wall Nro. 9; von einem Knaben.

Den 30. — Des Maurergesellen Joh. Conrad Herr Ehefr., geb. Brandt, Hastedt; von einem Mädchen.

Den 31. — Des Küpers Joh. Vogeler Ehefr., geb. Schier, auf dem Häfen Nro. 36; von einem Knaben.

Den 31. — Des Schuhmachers Joh. Hinrich Castendieck Ehefr., geb. Stümpel, Hastedt Nro. 61; von einem Mädchen.

Den 1 Jan. 1833. Des Uhrmachers Cord Hagens Ehefr., geb. Lackmann, Faulenstraße Nro. 51; von einem Mädchen.

Den 1. — Des Küpers Gottlieb Schuncke Ehefr., geb. Helmich, Gerberstr. Nro. 3; von einem Knaben.

Den 1. — Des Arb. Lür Rolfs Ehefr., geb. Ohlsen, Hastedt Nro. 48; von einem Knaben.

Den 1. — Des Schiffcapitains Joh. Hinrich Homann Ehefr., geb. Scheel, Schmiedestr. Nro. 7; von einem Knaben.

Den 1. Jan. Des Schenkwirth Herm. Robert Adolph Sowersby Ehefr., geb. Becker, vor Stephanikirchhof; von einem Knaben.

Den 1. — Des Kahnschiffers Sigmund Thobias Frese Ehefr., geborne Kothe, Wichelnburg Nro. 6; von einem Knaben.

Den 1. — Des Schneidermeisters Joh. Herm. Corssen Ehefr., geb. Bellois, gr. St. Johannisstraße Nro. 77; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Cigarrenfabrikanten Franz Heinr. Carl Kohlwes Ehefrau, geb. Bussenschütt, Marterburg Nro. 46; von einem Knaben.

Den 2. — Des Schuhmachers Hermann Deß Ehefrau, geborne Fuhrmann, Ellhornstraße Nro. 17; von einem Knaben.

Den 3. — Des Schlossermeisters Gottfr. Joachim Schnackenberg Ehefr., geb. Kotterer, Bödekerstr. Nro. 13 A; von einem Knaben.

Den 3. — Des Lohgärbers Phil. Christ. Albr. Rehr Ehefr., geb. Zorbel, Stephanichorssteinweg Nro. 22; von einem Knaben.

Den 3. — Des Arb. Heinrich Busch Ehefrau, geb. Päß, Düsternstr. Nro. 57; von einem todten Knaben.

Den 3. Jan. Des Schuhmachermeisters Joh. Moritz Klemm Ehefrau, geb. Meyer, am Brill Nro. 8; von einem Knaben.

Den 4. Jan. Des Hökers Joh. Philipp Specht Ehefr., geborne Warnken, gr. Hundestraße Nro. 6; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Pastor Joh. Andreas Wendt zu Schwanewede, Königreichs Hannover und Johanna Henriette Bothe hieselbst.

Der Kappenmacher Johann Georg Christian Hartmann und Sesina Margaretha Andrich, beyde von hier.

Der Küper Liborius Schütte und Metta Ekelmann, beyde von hier.

Der Landmann Heinr. Wilh. Rode und Anna Sophia Tebelmann zu Thedinghausen.

Der Weisbäcker Hinr. Fasmer und Catharina Mahne, beyde von hier.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 4.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 13. Januar 1833.

Ich bebe nicht, entflieht mein eignes Leben
Und naht mir einst der vorbestimmte Tag,
Wo aus der Brust die letzten Seufzer schweben,
Das Herz erstarrt in seinem letzten Schlag.
Was soll ich klagen?
Einst wird es schöner tagen
Dem Auge, das im Tode bricht.
Ich bebe nicht.

Lust am Sterben.

Ich kann mich auf die Stunde freuen,
Wo mir der Tod sein Wort erfüllt.
Der Blumen wird man auf mich streuen,
Wenn mich ein Todtenhemd umhüllt;
Wie einen kampfesmüden Ringer
Wird man mit Kranz und Band mich schmücken,
Und bebend werden leise Finger
Die starre Wimper niederdrücken.

Vielleicht wird Mancher um mich weinen;
Und der geweinten Thränen Zahl
Wird sich zu einer Wolke einen,
Leicht wie ein Morgensonnenstrahl.
Auf dieser Wolke duft'gen Wagen
Setzt fesselos mein Geist sich dann,
Und Seufzer und Gebete tragen
Ihn himmelan, ein rasch Gespann.

Dann trink' ich aus des Lebens Bronnen,
Dann hör' ich Harfen, voll und süß —
O nein! es ist nicht blos ersonnen,
Es giebt gewiß ein Paradies!
Dort werd' ich von den Frommen, Treuen,
Die längst schon droben sind, gegrüßt; —
Ich kann mich auf die Stunde freuen,
Die mir des Himmels Thür erschließt!

Ferdinand Freiligrath.

* Durch Nacht zum Licht.

(Fortsetzung.)

So schrieb der Justizrath. Albrecht las, und las wieder, und mit jedem Augenblicke schwanden seine Zweifel mehr und mehr. „Deßhalb drücktest du mir die Hand, armer, unglücklicher Freund!" sprach er zu sich selbst, „deßhalb stammeltest du die Worte, die mich warnen sollten, und die — eine gerechte Strafe für meinen Jähzorn, jahrelang mit Centnerschwere auf meiner Brust lagen." —

Tekumseh hatte seinen jungen Freund nicht gestört, jetzt aber, als Albrecht die Papiere zusammenlegte, wandte er sich zu ihm: „Sagte mein Bruder nicht eben, er habe seinen Freund nicht getödtet, und sagte er mir nicht früher, er habe seine Leiche gesehen und den Hügel, worin sie begraben?" —

„Ich sagte vor Kurzem, daß nicht ich es war, der meinen Freund tödtete," erwiederte der Rittmeister, und der Indianer schüttelte ungläubig das Haupt. Erst, nachdem ihm Albrecht die sonderbare Verkettung der Begebenheit mitgetheilt hatte, erholte er sich von seinem Erstaunen. „Ihr mögt klüger seyn als wir, ihr mögt euere Gedanken auf den saftlosen weißen Blättern in die Ferne schicken können; aber das Ohr eines Indianers und das Auge von Massasoits Söhnen würden nicht so taub, so blind seyn, wie es die deinen waren," sprach er verächtlich; dann hüllte er sich in sein Bärenfell und streckte sich zum Schlafe nieder.

Noch lange unterhielt sich der Rittmeister mit Traugott, und der Alte bekämpfte die Müdigkeit, die jetzt, nachdem er nach so mancher Anstrengung und Gefahr das Ziel seines Zuges erreicht hatte, ihn mit verdoppelter Gewalt überfiel. Endlich behauptete die Natur ihr Recht, sein Haupt senkte sich auf die Brust, und bald diente auch ihm der kühle Waldgrund zum sanften Lager.

Am folgenden Morgen hatte der Häuptling die früher erwähnte zweite, eben so erfolglose als die erste Zusammenkunft mit dem Gouverneur. „Die Donner der langen Gewehre werden bald erschallen," redete er Albrecht nach seiner Rückkehr zu dem Lagerplatze an, „wir ziehen zu den Feuern, die die Gestade des Michigan bedecken, und müssen sehen, ob die weißen Krieger, in den rothen Röcken, an unserer Seite eben so gut kämpfen als anhetzen können. Will mein junger Freund jetzt nicht zu seinen weißen Brüdern gehen?" —

„Ich bleibe bei dir, großer Häuptling," entgegnete Albrecht, „bis ich meine Freunde gefunden habe; vorausgesetzt, daß du mich nicht von dir weisest. Kann ich auch nicht im offenen Kampfe dir zur Seite stehen, gegen Menschen, die mir nichts zu Leide thaten, so mögte ich dennoch dir nützlich werden können, und überdem kann mich jetzt nichts hindern, meinen Lieben nahe zu kommen, und auch sie mögten meiner wohl bedürfen."

Die Truppe war aufgebrochen und waldeinwärts ging es den Seeen zu; Traugott fluchte bald über die gräulichen Wege, bald über sein unbequemes Fußwerk. Die Indianer trieben ihren Spaß mit ihm und laut heulend tanzten sie um ihn her, wenn seine Sporen sich in den Dornen verwickelt hatten, oder die hohen Schäfte ihm nicht gestatteten, über einen Baumstamm zu klettern. Der Rittmeister sah ein, daß er bald ermüden würde, er rief einen Indianer zu sich, und trug ihm auf, seinem Diener zu einem leichteren Fußwerke behülflich zu seyn. — Augenblicklich waren die colossalen Röhren von Traugotts Füßen, ein rascher Schnitt mit dem Scalpiermesser, einige Hiebe mit dem Tomahawk, und Schäfte und Sporen flogen bei Seite. Traugott machte ein trübseliges Gesicht, die Indianer aber fielen wie die Raubvögel über das Abgetrennte her, und äußerten ihre lebhafte Freude über die Beute, besonders über die Schäfte, die sie dem Zuge wie Trommeln vorantrugen, und ihnen mit harten Hölzern eine gräuliche Musik abzwangen.

Der Häuptling ging wortkarg an des Rittmeisters Seite; dieser, der jetzt redseliger war als früher, redete ihn an: „denkt der große Häuptling an die Täge, die die Ströme röthen, an die Donner der langen Gewehre, die bald an den Gestaden der süßen Seeen wiederhallen werden? —

„Er dachte nicht daran," erwiederte Tekumseh — „er dachte an die Gebräuche, an die Sitten seiner weißen Brüder; er hat von ihnen gelernt, Silent-Roc, aber er kann nicht begreifen, wie in ihren Gesetzen die Ungerechtigkeit neben so viel Vorsicht und Klugheit wohnen kann." —

„Was will mein großer Bruder damit sagen?" forschte Albrecht.

„Er lernte von ihnen, daß auch das Auge der rothen Männer blind ist, daß die Leidenschaft ihren Verstand mit sich fortreißt, wie der Sturz des Niagara das schwankende Kanoe. Silent-Roc — du lebtest nicht mehr, wenn der große Geist dir eine rothe Haut gegeben hätte, denn die Brüder und die Freunde des Ermordeten hätten das Blut des Mörders verlangt, und dennoch wärest du der Unschuldige und sie die Mörder gewesen. Ich werde meinem Volke deine Geschichte erzählen." —

Nach mehreren Tagemärschen langte der bunte Hause in der Nähe der großen Seeen wieder an. Auf einem Hügel, der eine weite Aussicht über die Gestade und über die Waldungen bot, ließ der Häuptling Halt machen, und überblickte forschend die Gegend, dann schickte er einige Schnellläufer voraus, um seine Ankunft zu melden. „Die Erwarteten sind angelangt," sprach er mit allen Zeichen der Selbstzufriedenheit, die Feuer der Söhne unserer Brüder lodern neben den Feuern der Schawanis."

Höher schlug das Herz Albrechts. Waren auch seine Lieben mitgekommen? — Waren sie schon vorbereitet auf seine Nähe? — Und wie wurde er sie finden, wie wurde er von ihnen aufgenommen? — Diese Fragen beschäftigten ihn, während die Truppe den Hügel hinabstieg. — Da eilte Ondosnok mit der Schnelligkeit eines Rehes durch das niedere Strauchwerk, welches die Maisfelder der Indianer umgab. Laut auf jubelte das Mädchen, als es seines Retters ansichtig wurde. „Die dunkle Wolke ist da und die weiße Taube!" rief sie ihm schon von Weitem entgegen; als sie aber in seine Nähe gekommen war, und seine Hand ergriffen und an ihre Brust gedrückt hatte, worüber Traugott unzufriedener als je zuvor den Kopf schüttelte, setzte sie mit dem Ausdruck inniger Theilnahme hinzu: „aber kein Sonnenstrahl hellet die dunkle Wolke, und die weiße Taube läßt die Flügel hangen und ihr Auge schwimmt in den hellen Tropfen der Trauer." „Wo sind sie?" — fragte Albrecht lebhaft bewegt. „In den grünen Lauben der Sioux," erwiederte die Squaw schlau lächelnd.

Der Zug war in die Nähe der Dörfer gekommen, wo der große Baum der Berathung stand. Unter ihm gewahrte man auf einer mäßigen Erhöhung den Propheten, umgeben von den zahlreichen Häuptlingen der verbündeten Stämme. Tiefes Schweigen lag über der Versammlung ausgebreitet, man erwartete die Ankunft und den Bericht Tekumseh's.

Der Rittmeister trennte sich mit Traugott und Ondosnok von dem Zuge und schlug den Weg nach seinem Wighwam ein. Er fühlte, daß er erst ruhiger werden müsse, und mit jedem Schritte stieg seine Unruhe. Wie aber wurde ihm, als er die Pforte der Wohnung öffnete und sein erster Blick auf Alwine fiel, die neben dem, auf seinem Binsenlager schlummernden Vater sitzend, diesem mit einem grünen Zweige die Mosquitos abwehrte.

Laut auf schrie die Jungfrau, erbleichend machte sie eine Bewegung mit den Armen — war es zu umfangen oder abzuwehren? — dann sank sie bewußtlos auf das ärmliche Lager.

Der Oeconomierath hatte sich aufgerichtet, lange weilte sein Blick auf dem Jünglinge, der

wortlos — starr auf die Geliebte blickend in dem niedern Eingange der Hütte stand.

„Albrecht," redete ihn der Oeconomierath mit der unverkennbaren Betonung des Vorwurfs an, „was führt dich zu uns, was willst du hier?" —

„Reue und Versöhnung, mein Vater," erwiederte Albrecht tiefergriffen von den Eindrücken des Augenblicks.

„Kannst du die Todten erwecken?" — entgegnete der alte Mann eintönig.

„Das kann ich nicht, aber Gott hat wunderbar über mir gewaltet; Ihr Sohn starb mit dem Bewußtseyn, daß ich nicht sein Mörder war."

Fragend starrte ihn der Oeconomierath an.

„Lesen Sie diese Papiere, theilen Sie Alwine ihren Inhalt mit, und dann entscheiden Sie über mein Schicksal. Wollen sie mich dann noch aus Ihrer Nähe verbannen, wohlan! so werde ich mit blutendem Herzen gehen, wenn ich Sie in Sicherheit weiß, und nie wieder vernimmt Ihr Ohr meine Stimme."

Er hatte seinem Pflegevater das Päckchen mit den früher erwähnten Papieren übergeben, und verließ, indem er noch einen schmerzvollen Blick auf die, unter Ondosnoks Bemühungen sich erholende Geliebte warf, die Hütte. Am Ufer des Sees setzte er sich nieder. Ruhig erwartete er die nächste Stunde, er kannte den edlen Mann, er kannte das treue Herz Alwinens. Nicht lange hatte er gesessen und auf die unabsehbare mit zahllosen Kanoen bedeckte Fläche des Michigan geblickt, als Traugott, der die Unterredung außerhalb des Wighwams theilweise verstanden und nachher durch eine Spalte der Thür gelauscht hatte, auf die Gefahr, daß sein junger Herr ihm seine Neugierde ernst verweisen würde, ihm die erste Nachricht von dem Eindrucke, den die unerwartete Enthüllung auf Vater und Tochter gemacht hatte, überbrachte: „der alte Herr weint, und das junge Fräulein liegt auf ihren Knieen und betet. Gehen Sie nur dreist hinein, Herr Rittmeister, sie verlangen gewißlich beide nach Ihnen."

Der Rittmeister antwortete nicht auf diese gutgemeinte Trostrede; wenn er sich auch die Gefühle der Geliebten nicht klar denken konnte, so erschien ihm doch jedes unberufene Eintreten eine Entweihung des Heiligsten. —

„Sie kommen selbst!" rief nach einer Weile der dienstfertige Mensch — und ungern erfüllte er die Bitte des Rittmeisters, die ihn gehen hieß.

„Mein Sohn," sprach der Oeconomierath mit zitternder Stimme, indem er seine Arme ausbreitete, „du hast hart gebüßt; ich darf dir keinen Vorwurf mehr machen, denn auch ich fühle mich nicht rein von aller Schuld, und eine höhere Hand hat hier augenscheinlich über uns gewaltet, und die Zeit der Prüfung über uns gesandt, daß wir schon hier geläutert werden sollen von den Schlacken der Vergänglichkeit. Im Namen des längst im Lichte Wandelnden rufe ich dir zu: Versöhnung."

Da umfaßten sich die drei glücklichen Menschen in seliger Vereinigung, und der alte Diener stand in der Ferne mit entblößtem Haupte, und wohl noch nie vorher stieg von den schönen Gestaden jener Gewässer ein froheres, innigeres Dankopfer zu dem Sitze des großen Geistes, unter dessen Huth sich ewig in Harmonie auflöst, was dem kurzsichtigen Erdbewohner Mißton scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die giftigen Schlangen des mittäglichen Afrika's.

(Beschluß.)

Kapitain Harding, der lange Zeit im Innern dieses Landes zubrachte, erzählt, daß er auf

allen seinen Feldzügen an der Gränze der Kaffern, wo er oft im Freien übernachten mußte, nur ein Mal in nähere Berührung mit einem dieser gefährlichen Gewürme kam. „Auf einem unserer Streifzüge an der Gränze, sagt er, brachte ich eine Nacht wie gewöhnlich, in meinen Mantel gehüllt, unter einem Baume zu. Bei meinem Erwachen war das Erste, was ich bemerkte, als ich meinen Kopf von dem Sattel meines Pferdes erhob, der mir als Polster diente, der Schweif einer ungeheuern Puffadder, der auf meiner Brust lag, während sich das Thier, wahrscheinlich während der Kühle der Nacht durch die Wärme angezogen, in die Falten des Mantels verkrochen hatte. Ich mußte fürchten, eine tödtliche Wunde zu empfangen, wenn ich die Schlange durch eine Bewegung aufschreckte; ich faßte sie daher ganz leise beim Schwanze und schleuderte sie mit einem Male weit von mir weg. So wurde ich glücklicherweise dieses gefährlichen und ungebetenen Schlafgenossen los." Es ist nichts Seltenes auf dem Kap. Schlangen von verschiedener Größe in den Häusern zu finden, ohne daß man sich darüber sonderlich beunruhigt. Man gewöhnt sich nach und nach an den Anblick dieser Gewürme, und selbst Europäer betrachten sie endlich mit Gleichgültigkeit. Einige Wochen, bevor ich die Kolonie verließ, brachte ich einige Zeit bei meinem Freunde, dem Major Pigot, auf einem Landgute nahe bei der Stadt Graham zu. Als ich eines Tags in die Bibliothek trat, um ein Buch zu holen, fand ich hier eine schöne gelbe Schlange von wenigstens fünf Fuß Länge, die auf der untersten Bücherreihe zu schlafen schien. Sie lag so regungslos da, daß ich sie anfangs für eine hölzerne hielt; allein da ich eine Bewegung in ihrem Schweife bemerkte, so versetzte ich ihr mit einem Quartband einen Wurf, der sie kampfunfähig machte. Ich erfuhr nachher, daß man einige Tage zuvor in demselben Zimmer eine ähnliche Schlange und eine andere in dem Schlafgemache des Majors getödtet hatte. — Die Buschmänner tauchen ihre Pfeile in ein sehr tödtliches Gift, wozu sie das der gefährlichsten Schlangen des Landes benutzen, das eines der Bestandtheile ihrer Mischung bildet. Die Kühnheit und Gewandtheit dieser Wilden bei der Jagd auf die Cobra capello und die Puffadder, die sie oft lebendig fangen, ist erstaunlich. Noch entsetzlicher aber ist es anzusehen, wenn man den Schlangenjäger mit bloßem Fuß auf dem Kopfe der Cobra capello stehen sieht, indem er ihr die Giftblase aus dem Rachen reißt und sie verschluckt, wie man bei uns Kinder die Honigblase der Bienen naschen sieht. Dieß hält man nämlich für ein Verwahrungsmittel gegen die Folgen eines Schlangenbisses, dessen Gift nur tödtlich wird, wenn es mit dem Blute sich mischt, so wie gegen Verwundungen mit vergifteten Pfeilen. Die holländischen Kolonisten sind allgemein der festen Ueberzeugung, daß einige von diesen Wilden, denen sie den Namen Slangmeester (Schlangenbändiger) geben, die Gabe besitzen, die gefährlichsten Schlangen zu bezaubern und ihre Bisse schnell zu heilen. Indessen stellen die Buschmänner ihre Jagd auf Schlangen hauptsächlich deßwegen an, um Gift für ihre Pfeile zu erhalten. Dieses animalische Gift, das allzu flüchtiger Natur ist, um lange seine Wirksamkeit zu behalten, wenn man es allein anwendet, läßt man meist bis zu einer zähen Flüssigkeit verdichten, indem man sehr starke vegetabilische und mineralische Gifte beimischt. Diese Gifte werden gewöhnlich aus dem Safte einer Pflanzenwurzel bereitet, welche die Eingebornen dieser Eigenschaft wegen Giftbol (Doppelgift) nennen. Ferner soll man sich hierzu eines harzartigen oder schmierigen Stoffes bedienen, der in gewissen Höhlen

gefunden wird. In diese Gifte taucht der Afrikaner seine Pfeile, mit denen er die Angriffe der Kolonisten zurücktreibt und manchmal grausam das Unrecht, das er erlitten, rächt.

Die Handwerker als Missionaire.

Aus Earle's Tagebuch entlehnen wir folgende Bemerkung über eine Art von Missionairen, die derselbe auf der Insel Neu-Seeland beobachtete: „Die Missions-Anstalt zu Marsden-Thal könnte von großem Einfluß seyn; sie besteht nicht aus Geistlichen, sondern aus Handwerkern, welche von England hieher geschickt sind, um den Eingebornen die verschiedenen Gewerbe zu lehren. Nichts wäre verdienstlicher, als wenn sie die Eingebornen, kräftige Wilde, unterrichteten, am Ambos zu arbeiten, die Säge zu gebrauchen, sich wohnliche Häuser zu bauen, um allmählig die Vortheile friedlicher Beschäftigungen geltend zu machen; sie würden dann Gemüther finden von Dank erfüllt für die sichtlichen Wohlthaten, empfänglich gemacht für die Wahrheiten der christlichen Religion, die von den Missionairen in den Mußestunden und an Festtagen so einfach als möglich vorgetragen werden sollten. Statt dessen sind sie nur auf ein bequemes, behagliches Leben bedacht. Auf Neu-Seeland arbeitet solch ein Missionair nur so lange, bis er sein Haus gebaut, seinen Garten angelegt und mit einem starken Gehäge gegen die „heidnischen Wilden" geschützt hat; ist dies vollbracht, dann läßt er die Hände ruhen und beginnt ein Prediger-Geschäft, daß Christen und Heiden verscheuchen muß. Er holt einige zerlumpte Knaben herbei, läßt sie in ihrer Sprache (die englische darf nicht gelehrt werden) schlecht lesen und schreiben, und kommen sie wieder nach Hause, sind es weibische, für das dortige Leben unbrauchbare Geschöpfe. Sieht man nun gar einen stämmigen Hufschmied unter den Wilden, ihnen das Evangelium zu erklären, so geräth man in das unmuthigste Erstaunen über die Verwirrung und Albernheit, womit er dies thut, und kann sich nicht verhehlen, daß solch ein Thor besser thäte, wenn er auch ferner sein Eisen schmiedete und Nägel machte, nicht aber Unwissenden den Kopf verdrehte."

Selbstopferungen der Hindus.

Es ist bekannt, daß früher bei dem Feste von Dschagernath Hindus sich freiwillig unter die Wagenräder des Gottes warfen und sich zerquetschen ließen. Eines neuern Vorfalls dieser Art erwähnt das „Missionary-Register" in Folgendem: „In einem Dorfe, zwei englische Meilen von Berdwa, befindet sich ein Wagen des Dschagernath. Im Monate August 1831 feierten die Hindus das Fest dieses Gottes und führten seinen Wagen im Festzuge umher. Abends erfuhren wir, daß drei Menschen unter seinen Rädern das Leben eingebüßt hätten; allein wir konnten nicht erfahren, ob sie sich freiwillig geopfert, oder im Gedränge des Volks zu Boden geworfen und so überfahren worden waren; ersteres schien uns wahrscheinlicher. Als die Menge die unglücklichen Opfer in ihrem Blute schwimmen sah; lief Alles von Schrecken ergriffen auseinander. Am andern Tage setzte ich mich zu Pferde und besuchte in Begleitung eines meiner Freunde den Ort. Die Leichen lagen noch da, wo sie getödtet worden waren; an den Zuschauern ließ sich nur Gleichgültigkeit über dieses Unglück wahrnehmen. Die Räder hatten einem Manne die Schenkel zerquetscht, einem schönen Knaben von 15 Jahren aber das Knie entzwei gebrochen; ein anderes Rad war ihm über den Kopf gegangen. Die Wittwe eines der umgekommenen Männer saß neben seiner Leiche und betrachtete ihn ohne ein Wort zu sprechen, mit starrem Blick."

* Große Neuigkeit.

Aus der in diesen Tagen gedruckt erschienenen Liste der seewärts gekommenen Schiffe und eingeführten Waaren, unterzeichnet W. Wilders, wird man gewahr, daß die Provinz Rhodeisland mit der Stadt Bristol sich von den vereinigten Staaten Nord-Amerika's losgerissen habe, daß dagegen die Stadt Tampico (bekanntlich in Mexico liegend) jenen Staaten einverleibt worden sey; trotz diesen so ungemein wichtigen Nachrichten, welche gewiß Niemand vorher erfahren hat, kostet die Liste nur 48 Grote Gold.

Aufmerksam.

---

* Anfrage und Bitte.

Sollte Jemand im Stande seyn, über die Angelegenheit des Hamburger Leibrenten-Vereins, (nicht Tontine) welcher bekanntlich durch erlittene bedeutende Einbuße in Unordnung gerathen war, Auskunft zu geben, namentlich darüber, ob die Anstalt noch fortbestehen werde, oder, wenn nicht, wie die Interessenten, welche 6 Jahr hindurch ihren Beitrag geliefert haben, werden abgefunden werden, ob sie ihren Einsatz wieder erhalten oder nur gewisse Procente; so würde ein Solcher sich den Interessenten sehr verpflichten, wenn er die Güte hätte, diese Auskunft etwa durch den Bürgerfreund zu ertheilen. Vielleicht würde der bisherige Herr Agent dieses Vereins in Bremen am ersten dazu im Stande seyn.

---

* Anfrage.

Warum werden die, im vorigen Jahre auf dem Walle abgebrannten beiden Windmühlen nicht durch zwei neue ersetzt? da doch bei der jetzt herrschenden Windstille ein fühlbarer Mangel an Rockenmehl eingetreten ist.

Ein Bürger.

Buntes.

Franklin empfiehlt den öffentlichen Beamten folgende Wahrheit zur Beherzigung: „Der schlechteste Offiziant ist derjenige, der Alles nach seiner Ansicht, nach seinem Willen zu modeln gedenkt, denn ihm ist es nicht darum zu thun, daß die Sachen gut gehen, sondern eben nur so, wie er sie im Gange zu sehen wünscht. Es giebt in den menschlichen Verhältnissen keine unbedingte Consequenz und keines Menschen Kraft und Geist treffen überall auf Wahrheit, auf das Rechte; deshalb soll ein öffentlicher Beamte immer beharrlich im Guten seyn, immer aber auch bereit, gegen seine eigene Ansicht sich vom Besseren überzeugen zu lassen. Die meisten sogenannten Consequenzen sind Halsstarrigkeit und Eigenliebe, um nicht an das Schlimmere, an absichtliche, mit dem eigenen Vortheil verknüpfte Handelsweisen zu denken. Oft hat ein mittelmäßiger Kopf die Erfahrung voraus und kann den Klügsten belehren; und diesem begegnen selbst bei der schärfsten Theorie Dinge, die an dem wirklichen Zustande stumpf werden; ein öffentlicher Beamter muß also nichts verdammen, nichts vorweg protegiren, und am wenigsten sich selber." — Daß sich die Betheiligten nach diesem Maaßstabe prüfen möchten, wäre sehr wünschenswerth, aber die Meisten sind am consequentesten in dem Glauben, sich für unfehlbar zu halten; ja Manche betrachten dies sogar als eine Amtspflicht was denn freilich kein glänzendes Zeugniß für sie ist.

In Mannheim hat eine neue Oper: „Valeria", Musik von Aloys Schmidt, sehr gefallen. Es ist das Werk eines Deutschen — wollen nun abwarten, wie lange es dauert, ehe wir genannte Oper auf den Repertoiren der bedeutenderen deutschen Bühnen finden. Bisher scheint man in

solchen Fällen sich von Direktions wegen aus der Saumseligkeit eine Ehre gemacht zu haben.

Es wird angegeben, daß die ältesten Christen, welche, aus England verjagt, nach Amerika gingen, in ihren Kirchengesetzen feststellten: daß man am Sonntage nicht reisen, die Haare auf eine bestimmte Art verschneiden und die Frauen nicht umarmen solle; was auch noch jetzt bei einer amerikanischen Christen-Sekte gilt. Das Erste ist fast überjüdisch, da die Juden doch einen Sabbather-Weg gehen durften, etwa bis Emmaus; das Zweite scheint uns kurios: denn will man den Schöpfer durch die Behandlung der Haare verehren, so kann man es nur auf die Weise, daß man sie — stehen läßt. Im dritten Punkt haben jene Gesetzgeber einen entschiedenen Gegner am seligen Hippel, der alle Umarmungen auf den Sonntag verschiebt, wie der Bauer seine Kuren.

Franz Porta.

Miscelle.

Die Zeitung von Peking enthält einen Bericht Wang-yun-kin's, eines der Censoren der Sitten und Gebräuche, an den Kaiser, worin er Klage führt, daß so viele Studenten bei den öffentlichen Prüfungen als Menschen von geringen Talenten und noch geringerer klassischer Bildung befunden worden seyen. „Wenn sie zur Prüfung gehen, fügt er hinzu, stecken sie listigerweise die Klassiker in kleinen Ausgaben, mit Auslegungen versehen, zusich, um daraus abzuschreiben und die Buchhändler sind aus Gewinnsucht bemüht, diese kleinen Ausgaben so viel als möglich zu vervielfältigen. Die Kandidaten tragen solche dann im Busen und in den Aermeln ihrer Röcke, und drängen sich, um nicht untersucht zu werden, mit großem Lärm und Unfug in die Prüfungssäle." Der scharfsichtige Censor schlug gegen diese Mißbräuche vor, den Buchhändlern zu befehlen, alle ihre kleinen Ausgaben von Klassikern zu verbrennen. Dagegen meint der Kaiser in seiner „mit der scharlachrothen Schreibfeder" erlassenen Willensmeinung sehr vernünftig, ein solches Gebot würde nur dem Namen nach vollzogen werden, und die bisherige Ungebühr in der Wirklichkeit doch fortbestehen; weßhalb er dem geheimen Rathe und dem Tribunal der Gebräuche, sammt dem Obercensuramte auftrage, in gemeinschaftlicher Berathung sorgfältig zu erwägen, wie „auf ewige Zeiten diese Unschicklichkeiten mit der Wurzel ausgerauft werden können."

Historische Aehrenlese.

Als der Schwedische Admiral Bogge die Dänische Flotte geschlagen hgtte, stand ihm König Erich die Ehre eines triumphalischen Einzugs zu. Zuerst kam der Admiral mit einer goldenen Kette um den Hals und die Officiere, die in der Schlacht gefochten, in Goldstoff gekleidet. Dann folgte der gefangene Befehlshaber des feindlichen Geschwaders, Capitain Brockenhausen, mit den übrigen Dänen, und vor ihnen her ging der Hofnarr Herkules, der auf einer Fiedel spielte.

Carl Hälden.

Indifferenz.

Gemeinheit ist und bleibt unheilbar,
Man sag' ihr das, dann sey's genug;
Doch leider ist sie sehr vertheilbar,
Und will zu Gunst und Lobes-Trug
Sich ihr ein Colporteur verkaufen,
So treff' ihn erst des Wortes Kraft,
Doch wenn es keine Bess'rung schafft
So laßt auch ihn ins Unheil laufen:
Bei Zweien von gleich schlechtem Schroot
Macht Einer stets den Andern todt!

F. Pl.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße No. 26.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 5.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 17. Januar 1833.

Wenn diese letzten Töne zu Dir dringen,
Ich bin's, gedenke mein, dann weht von drüben
Dir meine Seele zu auf ihren Schwingen.

Der Tod des Trompeters.

Die Retraite.

Am Sonntag Abend auf dem Werder waren
Zum lust'gen Walzer in dem Fischerkrug
Die sechs Trompeter da von den Husaren.
Herüber von dem andern Ufer trug
Sie noch das Eis, nun gab es Spiel und Tanz;
Es waren zum Orchester fünf genug.
Der sechste hielt sich abgesondert, Franz,
Er kos'te wohl mit seiner Braut verstohlen,
Der Margarethe, der gehört er ganz.
„Wir haben unsre Sache Gott befohlen,
Und hat der Frühling erst den Fluß befreit,
So komm' ich nur, hinüber Dich zu holen." —
„O Franz! und diese lange, bange Zeit!
Wie soll ich, Dich zu sehen, mich entwöhnen,
Du bist mein Leben, meine Seligkeit!" —
„Du hörst mich, höreſt die Trompete dröhnen,
Sie wird Dir meiner Liebe Botschaft bringen
Bei der Retrait' in Nachhalls-Zittertönen.
Wenn diese letzten Töne zu Dir dringen,
Ich bin's, gedenke mein, dann weht von drüben
Dir meine Seele zu auf ihren Schwingen.
Mag doch der Eisgang kurze Feindschaft üben,
Der Frühling unsrer Liebe wird erwachen,
Und keine Trennung fürder uns betrüben." —
„Hört auf! wer mag noch lärmen hier und lachen!"
Ein Fischer sprang herein und schrie das Wort;
„Hört Ihr denn draußen nicht des Eises Krachen!?
Ihr Herrn, die Ihr hinüber müßt, macht fort;
Stromauf! da hält sich's länger, bis es bricht,
Dem Lichte zu, am andern Ufer dort!" —
„O Franz, bleib hier!" — „Mein Lieb, ich darf es nicht,
Nicht Urlaub hab' ich." — „Meines Vaters Haus..." —
Ich bin Soldat und kenne meine Pflicht." —
„O lieber Franz, in solchem nächt'gen Graus...!" —

„Wir scheiden ja, mein Lieb, zum letzten Male,
Laß ab! sey stark! die Andern sind voraus."
Stromauf, schräg über, nach dem Lichtsignale,
Sie schritten schnell und schweigsam durch die Nacht
Erhellt von keines Sternes bleichem Strahle;
In Nebeln, von dem Winde hergefacht,
Schien ihnen oft das Lichtlein zu verschweben,
Sie schritten zu, als ging es in die Schlacht.
Sie fühlten unter sich das Eis erbeben,
Und hörten's grausig donnernd sich zerspalten,
Und sah'n es aufgerissen sich erheben;
Und wie des Abgrunds Stimmen rings erschallten,
Beflügelten den Lauf sie landhinan,
Erst jenseits auf dem festen Grund zu halten.
Und wie sie dort erreicht den Rettungsplan,
Da zählten sie und zählten — „Gott und Vater!
Wir sind nur fünf! es fehlt der sechste Mann!
Der fehlt, ist Franz; sie hielt ihn auf; was that er?
Doch seht den Schatten dort! das muß er seyn,
Im windgefegten Schneegewölke naht er.
Franz! Franz! gieb Antwort! — keine Antwort! nein,
Er ist es nicht. Das Schneegewölk zerfallen,
Stumm, ebenmäßig, hüllt die Nacht uns ein."
Und von dem Strome her, wo wirbelnd wallen
Die Schollen und einander sich zerschmettern,
Hört laut man wohlbekannten Ton erschallen:
Der ehernen Trompete muthig Schmettern,
Retrait'! ihm selbst Posaune des Gerichtes,
Es ruft dem Tode, nicht den ird'schen Rettern.
Und stromabgleitend fern und ferner bricht es,
Und leis' und leiser, aus der Nacht hervor,
Ein Hauch der Ahnung überird'schen Lichtes.
Dem Krug vorbei! da lauschet wohl ein Ohr!
Und lang gezogen, leise zitternd schwingen
Des Nachhalls letzte Töne sich empor. —
„Wenn diese letzten Töne zu Dir dringen,
Ich bin's, gedenke mein, dann weht von drüben
Dir meine Seele zu auf ihren Schwingen.
Mag doch der Eisgang kurze Feindschaft üben,
Der Frühling uns'rer Liebe wird erwachen,
Und keine Trennung fürder uns betrüben."
Und unterwärts erschallt mit Donners-Krachen
Das Eis, das Scholle sich auf Scholle ballt,
Und dröhnend öffnet sich des Todes Rachen.
Es schweigt, die letzten Töne sind verhallt.

---

* Durch Nacht zum Licht.

4. Abtheilung.

Von A. Daeves.

Ein heiteres Leben begann nun für die Wiedervereinten. Sie theilten sich die erlebten Schicksale seit ihrer Trennung mit, und ängstlich lauschte der Rittmeister, wenn Alwine ihm den Ueberfall der wilden Sioux und ihre Fortschaffung zu den Dörfern dieses Stammes am obern Missisippi beschrieb. Aber freudig klopfte sein Herz, als sie von der Ankunft des treuen Schawani-Boten erzählte, und von der süßen Ahnung die ihre Brust durchdrang, als er sagte: „dein Freund ist nahe."

Der Oeconomierath, der sich nur schwer an die Entbehrungen gewöhnt hatte, die das Leben unter den Indianern mit sich brachte, hätte gern augenblicklich die Reise nach einem der entlegenen amerikanischen Etablissements angetreten; aber die Unsicherheit der von feindlichen Stämmen durchstreiften Gegenden, und der nahe Ausbruch der Feindseligkeiten, die das Eintreffen mehrerer kleiner Commando's englischer Truppen und die täglich zahlreicher besuchten Versammlungen der Indianer als wahrscheinlich erscheinen ließen, nöthigten ihn vor der Hand noch von der Gastfreundschaft der Schawanis Gebrauch zu machen. Albrecht wußte sich von den Engländern einiges Kochgeschirr zu verschaffen, legte in seinem Wighwam einen Heerd nach vaterländischer Weise an, und ließ es sich nun eifrig angelegen seyn, die Küche Alwinen's mit Geflügel und Wildprett zu versorgen. Der Oeconomierath und Traugott begleiteten ihn auf seinen Zügen. Ondosnok lehrte auch Alwine den Fischfang mit leichtem Speere und das Einsammeln des wilden Reis.

Mit Behendigkeit lenkte die junge Indianerin die leichte Pirogue, worin ihre weißen Freunde Platz genommen hatten, durch die klaren Fluten

des Sees zu den Buchten, wo diese wohlschmeckende Frucht über dem Wasser wächst. Von beiden Seiten waren die Hände dann beschäftigt, die Halme über den niedern Bord zu biegen, und einige leichte Schläge mit einem Stöckchen waren hinreichend, sie ihrer reifen Körner zu entledigen.

Eines Tages, wo der Himmel sich in seiner tiefblauen Pracht über den See ausbreitete, hatten sich die Schiffenden weiter vom Ufer entfernt wie gewöhnlich. Hunderte von Schwänen segelten majestätisch durch die klare Fluth, Flamingo's und andere buntgefiederte Sumpfvögel gaukelten in zahllosen Schwärmen um das Kanoe; da entsank Ondosnok plötzlich das Ruder; mit allen Anzeichen der höchsten Angst blickte sie nach einer Gegend des Horizonts, wo sich nach und nach ein gelblicher Schein bildete, der sich mehr und mehr kugelförmig verdichtete.

„Ondosnok, was fürchtest du?" rief der Rittmeister, den die Aufregung des Mädchens beunruhigte.

Aber die Indianerin antwortete nicht, sie hatte die Ruder wieder ergriffen und arbeitete mit übermenschlicher Anstrengung um das Ufer zu gewinnen. Mehr und mehr gewann die Kugel an Glanz, sie glich dem aufgehenden Monde, wenn er durch einen leichten Nebel sichtbar wird, da entschwand sie plötzlich den Blicken der, mit diesem Vorboten der furchtbaren Orcane unbekannten Zuschauer, und ihre Auflösung war mit einem dumpfen Rollen durch die Lüfte begleitet. Noch hatten sie das Ufer nicht erreicht, noch ruhte der See, einem Spiegel gleich, da krachte es weit hinausschallend in der fernen Waldung, da wurden die kreischenden Vögel mit furchtbarer Gewalt aus der Höhe gerissen, die Luft füllte sich mit einem gelblichen Staube, der See hob sich, wie wenn ein Vulkan sich in seiner Tiefe öffnete, eine brüllende Woge schleuderte die Pirogue in den Abgrund. —

Albrecht, ein fertiger Schwimmer, sah, als er auftauchte, sich zunächst den Oeconomierath; ohne sich zu besinnen, ergriff er ihn und arbeitete mit der größten Anstrengung gegen das nahe Gestade. Es war ein schweres Stück Arbeit, den Mann, der in der Todesangst seinen Arm umklammert hatte, über dem Wasser zu halten, und fortzubringen; schon wichen seine Kräfte, da sah er, wie Ondosnok mit der bewußtlosen Geliebten das Ufer erreichte und eine hülfreiche Woge schleuderte auch ihn mit seiner Bürde zu gleicher Zeit an den Strand. Jetzt war Traugott sein erster Gedanke; mit der raschen Vornahme, dem treuen Diener zu Hülfe zu kommen, raffte er sich auf, aber schon war ihm Jemand zuvorgekommen, denn er bemerkte in der Nähe des Ufers zwei Köpfe, die von Zeit zu Zeit über dem Wasser erschienen. Es war Leech, der am Gestade zurückgeblieben war und jetzt den hülflosen, mit diesem Elemente nicht vertrauten Reitersmann am Kragen gefaßt hatte und bald darauf glücklich den festen Boden erreichte.

Der Rittmeister ergriff die erblaßte Alwine und wollte sie zu einem benachbarten Pinienwalde tragen, wo er Schutz gegen dieß ihm unbekannte Naturereigniß zu finden hoffte, Ondosnok jedoch vertrat ihren Freunden, noch immer in ängstlicher Spannung, den Weg. Ihr Blick überflog pfeilschnell die nahe Umgebung und wurde ruhiger Sie ergriff den Oeconomierath am Arme, rief: „folgt mir schnell!" und eilte auf einen kürzlich gefällten, seiner Aeste entledigten ungeheuern Cedernstamm, zu, hinter welchem sie sich der Länge nach niederwarf, und ihre Freunde flehentlich bat, ein Gleiches zu thun. Sie folgten ihrem Beispiele, nur Traugott, der nicht begreifen konnte, wie ihm jetzt noch Gefahr drohen könne, da er festen Grund unter seinen Füßen fühle, lehnte sich seitwärts an einen dichtbelaubten

Ahorn und blickte neugierig auf die wildbewegte Fläche des Sees, die so leicht sein Grab hätte werden können.

Wie Donner rollte es in den höhern Regionen der Luft, das Krachen in den Waldungen nahm zu, Zweige und selbst ansehnliche Aeste wurden weite Strecken durch den Wind fortgetragen, wie dürre Laubhaufen verwehten die Wighwams auf dem höher gelegenen Gestade; — laut auf schrie Traugott, die Lehne schwand hinter seinem Rücken, der Orcan zersplitterte den mächtigen Stamm wie ein leichtes Rohr, hob den Vorwitzigen auf, wirbelte ihn mehrere hundert Schritte über einen Sumpf fort und schleuderte ihn zu seinem Glücke in ein dichtes Tamarindengebüsch.

Der Orcan hatte seine verheerende Wuth erschöpft, in einer Breite von mehreren Stunden bezeichnete die Verwüstung seinen Lauf. Hell leuchtete die Sonne am Firmament und trocknete bald die nassen Kleider der Schiffbrüchigen. Alwine aber war durch die Vorsorge der jungen Indianerin in deren Festanzug gekleidet, denn ihre spärliche, der Raubsucht der Wilden entgangene Garderobe, war bis auf den einzigen Anzug zusammengeschmolzen.

Doppelt reizend erschien sie dem Rittmeister in dem bunten Gewande und selbst ihr Vater konnte sich des Lächelns nicht erwehren, und bat sie, sich die einzelnen Theile genau zu merken, da er wünsche, wenn das Geschick sie glücklich ins Vaterland zurückgeführt habe, sie noch einmal so gekleidet zu sehen. Dann umarmte er den Rittmeister, und sagte gerührt: „mein theurer Sohn, du hast mir heute ein großes Opfer gebracht, du ließest das Theuerste und rettetest mich!“ —

„Ich konnte nicht anderst,“ rief der Rittmeister und zog Alwine an seine Brust; „aber ich würde auch sie gerettet oder mit ihr unter den Wellen des Michigan begraben seyn!“

Auch Traugott hatte sich wieder eingefunden. — Er benutzte die erste Gelegenheit, wo er den Rittmeister allein traf: „Herr Rittmeister,“ sprach er treuherzig, „Sie wissen, ich lasse gern mein Leben für Sie, aber machen Sie, daß wir aus diesem vermaledeiten Lande fortkommen, wo nur die Hunde menschlich und verständig sind und welches mit seinen Wildnissen, seinen rothhäutigen Halbmenschen, die keine Religion und keine Lebensart kennen, und seinen ungeschliffenen, falschen Elementen einen noch um sein bischen Verstand und Lebensmuth bringt.“ —

Der Rittmeister beruhigte ihn und machte ihm Hoffnung auf baldigen Aufbruch.

Einige Tage nach diesem Vorfalle beschied der Prophet den Rittmeister zu sich. „Du hast die Deinigen wiedergefunden,“ sprach er zu dem jungen Manne, der diese Gelegenheit benutzte, um ihn seinen Dank abzustatten. „Der Winter wird bald über die Seeen ziehen, aber Blut wird seinen weißen Vorboten röthen und mein junger Freund steht nicht allein mehr. Die Amerikaner ziehen gegen uns an; will er nun seinen Vater und die weiße Taube in Sicherheit bringen, so mögen sie morgen mit uns ziehen. Unsere Bundesgenossen, die Engländer, werden sie freundlich aufnehmen und sie über den Ontario-See führen, wo sie dann auf dem großen Lorenzostrome durch Canada, Quebeck bald erreichen können. Wollen meine Freunde aber noch bei uns bleiben, so stehen ihnen die Wighwams der Schawani offen und das Wild ihrer Wälder und die Fische ihrer Seeen sind auch für sie da.“

„Ich werde mit meinem Vater sprechen,“ erwiederte Albrecht, „und meinem weisen Freunde Nachricht bringen.“

Am kleinen Heerde der Hütte wurde nun berathschlagt, welcher Weg einzuschlagen sey, und das Resultat war, zu bleiben, da die kleine Gesellschaft gänzlich von Geld entblößt war und der Oeconomierath nur in den vereinigten Staaten über einige Fonds verfügen konnte.

Die Indianer zogen mit anbrechendem Morgen unter Anführung des Propheten ab, längs dem Ufer des Michigan dem Eriesee zu, und nur die Greise, Weiber und Kinder blieben zurück; aber schon nach acht Tagen kehrten mehrere schwer Verwundete auf erbeuteten Pferden, unter dem Geleite einer kleinen Abtheilung ihrer Landsleute, zurück. Sie sprachen von einem hitzigen Gefechte, welches die Indianer in Verbindung mit einem Detaschement Engländer, einem aus regulairer Infanterie, Dragonern, Milizen und reitenden Schützen bestehenden Corps Amerikaner unter persönlicher Anführuug des Gouverneurs geliefert hätten, und schilderten dessen Ausgang als nachtheilig für die letzteren. Unter der Beute, die sie mit sich führten, befanden sich neben mehreren Uniformen der ebengenannten Truppengattungen auch einige englischer Offiziere und Soldaten.

Lauter Jubel verbreitete sich unter den Zurückgebliebenen, aber bald verwandelte er sich in Wehklage, denn später angelangte Flüchtlinge sagten aus, daß die vereinten Stämme und Engländer sich gegen Fort detroit zurückgezogen hätten und Streifcorpse der Amerikaner die Dörfer der Indianer zerstörten und die hülflosen Zurückgebliebenen schonungslos niedermetzelten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bemerkung.

Im Politischen Wochenblatt Nro. 53 wurde die Frage aufgeworfen, „ob der Capitain eines Schiffes in Bremerhaven angekommen, verlangen könne, daß sein Schiff sofort entladen würde, wenn wegen plötzlich eingetretenen Frostes keine Lichterschiffe benutzt werden könnten, indem es doch in der Chartepartie heiße: „nach Ankunft entladen zu werden" und die Ankunft „in dem Hafen von Bremen," wie das Connoissement bestimme, erfolgt sey." —

Einsender ist der Meinung, daß der Schiffer die Ladung behalten müsse, bis die Ladung auf die gewöhnliche Art, durch Lichter von Bord genommen werden könne, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Ausdrücke im Connoissement „in dem Hafen von Bremen" und „nach Ankunft daselbst entladen zu werden" sind die gewöhnlichen, welche von jeher gebraucht worden sind, und haben die Schiffe, deren Tiefe es erlaubt, dieser Verpflichtung nachzukommen. Die größern dagegen kamen so weit herauf, als es die Tiefe des Wassers erlaubte, d. h. bis Vegesack, Rekum, Elsfleth, Brake, Großensiel. Alle diese Plätze, und für die größeren Schiffe die beiden Letzteren, waren „der Hafen von Bremen." Daselbst angekommen, wurden ihnen die Güter durch Lichterfahrzeuge abgenommen. — Froren die Schiffe ein, so behielten sie solche an Bord, bis es Thauwetter wurde, wenn nicht etwa die gefährliche Lage des Schiffs dem Eigner, oder Assecuradeur der Waaren die Entladung wünschenswerth machten. Nie konnte ein Schiffer darauf bestehen. Warum sollte es nun anders seyn? Zu den genannten Häfen oder Entladungsplätzen ist der Bremerhaven, zum großen Nutzen von Handel und Schifffahrt, hinzugekommen, und der Schiffer oder hiesiger Schiffseigner hat die Freiheit, den Löschplatz zu benutzen, welcher ihm am zweckdienlichsten scheint, und der Empfänger der Ladung kann und muß sich dieses gefallen lassen, wenn es ihm in Ansehung der Kosten keinen Unterschied macht. Aber

es muß nicht in der Willkühr des Schiffers oder Schiffseigners liegen, den Eigner der Ladung in einen Schaden von 5 bis 20 pCt. zu bringen. Um dieses durch ein Beispiel zu erläutern:

Es käme in diesem Monate ein Schiff aus der Ostsee mit einer Ladung von 2 bis 300 Last Roggen, und erreichte den Hafen. Ein plötzlicher Frost verhindert die Entladung durch Lichter, welche den Rocken zu 1 bis 1¼ Rthlr. pr. Last heraufbringen. Kann der Schiffer nun de nEigner zwingen, 11 bis 12 Rthlr. Landfracht zu bezahlen, wenn keine Packhäuser da sind, um die Ladung aufnehmen zu können? Aber gesetzt, diese wären schon da, würde auf eine Ladung von 200 bis 300 Last nicht eine vermehrte Ausgabe von 5 bis 600 Rthlr. über die Kahnfracht fallen, und sind diese dem Eigner oder Empfänger aufzubürden? Mit Nichten. Denn der Frost ist in diesem Falle die höhere Gewalt, welche die Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten in der Chartepartie und Connoissemente aufhebt, und Schiffer und Ladungs-Eigner haben sich dem, ihnen daraus entstehenden Schaden zu unterwerfen. So ist es hier immer gehalten worden, selbst dann, wenn die Schiffe sich bei Frost und Eisgang in den ehemaligen sogenannten Geest-Hafen flüchteten, woselbst sie bei jeder Ebbe auf den Grund zu sitzen kommen. Dieses war für beladene Amerikanische Schiffe wegen ihrer scharfen Bauart eine schwere Aufgabe, und die Schiffer bestanden immer dringend auf Entladung; aber dennoch gewährte man sie ihnen in der Regel nur dann, wenn sie oder deren Assecuradeurs den Unterschied der Land- und Kahnfracht beinahe ganz vergüteten. Und jetzt, wenn die Schiffer sicher, bequem und stets flott im Hafen liegen, sollte es anders seyn? Ist dem Schiffer daran gelegen, sein Schiff sofort wieder zu seiner Disposition zu haben, um eine sich darbietende Gelegenheit nach See zu kommen, zu benutzen, wenn die Weser höher herauf mit Eis belegt ist, und die Kähne verhindert sind, nach dem Hafen zu kommen, oder fürchtet der Eigner der Ladung Beschädigung durch das lange Liegen, so bleibt der oben angedeutete Weg der gütlichen Uebereinkunft nach der Billigkeit immer offen, und werden darüber wohl keine Processe entstehen.

H.

Neujahrs-Nacht.

(Verspätet.)

Da steh ich in der Mitte der Nacht, zwischen Scheiden und Kommen, zwischen dem Rufe des Grabes und dem der Auferstehung. Ich schaue auf die Hügel ringsum, sie decken die Erfahrungen, die frohen wie die traurigen; das Frühroth des nächsten Tages besäumt sie, und die Hoffnung erwacht. Durch die Lüfte trägt sie der Ton, der die Trennung von gestern und heute verkündet, und wie er die Tage geschieden, so scheidet er das Jahr. Staub wird dem Staube vermählt, und die Ewigkeit hinter uns wird durch das Jahr nicht vermehrt, das wir begraben; aber wir wandeln fort in ihrem Reiche mit dem ewigen Geist, der uns von den Formen der Zeit unabhängig macht. — Sieh — wie die Sterne am Himmel erglänzen, wie ruhig und unbekümmert ihr Auge herabschaut! Was gilt ihnen der Wandel und das Treiben des Erdenlebens! — Blicken sie doch in eine stets offene Gruft, auf Träumer und Schlummernde, auf Befangene und Beschränkte, die nur dann aus dem engen Kreise ihrer Ideen treten, wenn ein heiliger Glaube sie aufwärts führt.

Und in der Mitte der Nacht, zwischen Scheiden und Kommen, zwischen dem Rufe des Grabes und dem der Auferstehung, werde die Weihe des Glaubens auch mir zu Theil.

Neigt euch, ihr Blumen meiner Phantasie, vor dem Schmucke der Lilie, die von heiligen Höhen herabblickt; und ihr Sorgen des Lebens, du dunkles Gefolge der irdischen Fahrt, ihr Bilder des Kleinmuths, zerstreut euch, wie die nächtlichen Schatten vor dem Aufgang in Osten. Der Hügel der die entschummerte Vergangenheit birgt, wölbt sich, und die Zurückgebliebenen schicken sich an, die Standrede zu halten, zu denen ein Jeder nach seinen Erfahrungen sich befugt hält. Noch einmal werden alle Erinnerungen heraufbeschworen, die gesegneten wie die verwünschten, die der Thränen wie die der Freude. Und der lange Zug wallt vorüber, Engel mit der Friedenspalme und die Furien der Zwietracht, die Bilder der Liebe und die des Hasses, lächelnde Gestalten und grinsende Larven; das Heer der Leiden rauscht dahin, und zwischen durch schimmern die Freuden, die auf Rosenwölkchen entfliehen. Tausend Stimmen — jede verschieden — geleiten den Zug; aber plötzlich wird's still. Die Glocken, die den Wechsel des Jahrs verkündeten, sie verstummen; die Feierlieder, die durch die Nacht gezogen, sie verwehen; das Grab hat seine Beute, das Leichen-Gefolge hat sich zerstreut und die Blicke wenden sich gegen Morgen, wo der junge Tag erwacht. — Und sie alle hängen trunken an dem aufgehenden Stern, zahllose Wünsche begrüßen ihn, zahllose Hoffnungen schweben ihm entgegen. Der Schmerz der Vergangenheit und die Freude von gestern, sie treten Hand in Hand in die Zukunft, Beide begehren, und Beiden wird gegeben werden.

O armes Herz! o reiches Herz des Menschen! — von Trennung und Entbehrung täglich zerrissen, und von Wiederfinden und Genuß täglich geheilt.

Sieh, wie die Schatten weichen, sieh die Purpurwölkchen, wie sie aus der Tiefe des Himmels auftauchen, und sie steigt empor die Sonne; es ist die Glaubenssone, an der das Herz erwarmt, der Muth erglüht, die Sonne, an der Keiner erblindet. Unendlicher! Unbegreiflicher! laß dieses Licht durch alle Nächte dringen, laß es wohnen in aller Welt, laß es leuchten in den Palläsien wie in den Hütten, damit das Mißtrauen schwinde und Friede sey auf der Erde. — Vater! erfülle mich mit Glauben und höre das Flehen deines Kindes in der Mitte der Nacht zwischen Scheiden und Kommen, zwischen dem Rufe des Grabes und dem der Auferstehnug.

Carl Gern.

Tages-Allerlei.

Es giebt einen Ort in Deutschland, wo man mit der Censur zufrieden ist, nach eigener nun schon mehrmals wiederholter Erklärung verschiedener Schriftsteller. Dies darf als eine Merkwürdigkeit bezeichnet werden, wenn wir auch hinzufügen, daß nicht jede Klage gegen die Censur haltbaren Grund hat. Jene Stadt ist Altenburg, allerdings im Bereich der Bundestags-Beschlüsse liegend, die man aber dort mit dem liberalsten Sinne handhabt, und dadurch einen Beweis giebt: wie verschieden in der Welt bei einer und derselben Sache Auffassung und Verständniß sind; oft so verschieden, daß sie an dem einen Orte wie Engherzigkeit, an dem andern wie Hochherzigkeit aussehen.

Ein englisches Journal berichtet: „In London hat sich ein Verein von Dieben zusammen gefunden, und sich den Namen gegeben: Gesellschaft wahrer Freunde. Sie beschränkt sich auf sechzig Mitglieder, welche sich allmonatlich in einer Taverne versammeln; wer ohne hinlänglichen Grund ausbleibt, muß eine Geldstrafe erlegen. Bei der letzten Zusammenkunft fehlten drei und vierzig, doch es fanden sich gültige Entschuldigungen: acht waren gehängt, elf deportirt, neun wegen

ihrer entdeckten Thaten flüchtig geworden, und funfzehn saßen im Gefängniß."

Die kolossale fürchterliche Gestalt, welche Byron dadurch, daß sie ihm zu seinen Gemälden saß, größtentheils mit auf den dichterischen Triumphwagen unserer Zeit gehoben, hat endlich vor der Welt sich selbst gesessen. Trelawney, der in Griechenland fast stets um jenen Dichter war, dieser Trelawney, von dem man sich die grausenvollsten Geschichten erzählte, hat neulich seine eigene Lebensgeschichte herausgegeben. Danach zweifeln wir nicht, daß dieser Mann dem Lord in seiner timonischen Richtung als Menschen und als Dichter viel gegeben hat. So verdankt Klopstock seine elegische Stimmung der unglücklichen Liebe zur Fanny, und wer weiß es nicht, daß seine Elegien noch über seinen Oden stehen.

F. Wege.

---

* Anfrage.

Kann man Jemanden zwingen, Mitglied einer Gesellschaft zu werden? nehmlich, wenn ein Vater Mitglied irgend einer Brüderschafts-Sterbe-Casse ist, und Deren Artikel besagen, „daß auch Dessen Kinder gehalten sind, sich als Mitglieder einzukaufen." Ist man daher rechtlich dazu verpflichtet? und findet denn wirklich ein solcher Zwang hier noch statt?

Gedankenspäne.

Ueber Aufklärung.

Die Wochenschriftsteller, die praktischen Anweisungen von erfahrnen Geschäftsmännern, die periodischen Schriften von Privatleuten, die gemäßigten Freunde der Wissenschaften, brachten nach und nach das wohlthätige Licht unter das Volk. Und so Gott will, werden wir auch künftig nicht den Hohen und den Schreiern, sondern den bescheidenen und rechtlichen Männern unsre Aufklärung zu danken haben. — Gewiß, es giebt in Deutschland noch ein großes Publikum, das gar nicht das Gelehrte heißt, dem der gesunde Menschenverstand noch etwas werth ist, und sein Unterscheidungszeichen bleibt, daß es seine Einsicht weniger aus Büchern, als aus eigner Welterfahrung schöpft, in der großen Schule der Geschäftsmänner sich bildet, ihre Schriften allein lies't, und, was man gelehrte Werke nennt, gar nicht versteht, oder nicht verstehen will.

Toleranz.

A., ein krasser Pietist,
Stets bereit zu disputiren,
Fertig den Beweis zu führen,
Daß verdammt ein Jeder ist,
Der, nun ja, der überhaupt
So, wie er, nicht grade glaubt.
A., als er spazieren ging,
Traf letzthin mit B. zusammen,
Und, zu ihm gewendet, fing
Er an, Alle zu verdammen,
Die — ihr kennt die saub're Zunft —
Die gebrauchen die Vernunft.
B., erfüllt mit Toleranz,
Suchte ihn zu wiederlegen.
Rügte seine Arroganz,
Sprach sich kräftig aus dagegen,
Fragte ihn: ach, sage mir,
Was steht Römer 14, 4.
Doch mit Eifer spricht der A.:
Ihr verkennt uns Pietisten;
Wahrlich, wir verdammen ja
Nicht die Rationalisten;
Aber — ruft er hochentflammt —
Aber Gott hat sie verdammt!

r.

Correspondenz.

(Auszug aus einem Briefe aus Berlin.)

Angenehm wurde jüngst der Freund der Humanität durch die königliche Erklärung überrascht, daß die, in ihren Wirkungen oft furchtbare Strafe des Lattenarrestes für das Militär abgeschafft sey. Auch ohne parlamentarische Anträge und Debatten, ohne Berathunng und Abstimmung der Repräsentanten hatte sich hier die öffentliche Meinung so entschieden ausgesprochen, das dieses Gesetz sich von selbst machte. Und diese Mitwirkung der Allgemeinheit (um nicht Nation zu sagen) ist hier häufiger bei wichtigen Angelegenheiten, als man im Auslande meint; nur sind die Organe feiner. Man denke, welchen Widerstand seit langen Jahren ein ähnlicher Gegenstand im hochgebildeten englischen Parlamente gefunden, und noch unter allen Ministern, Torys und Whigs, ist es keine Bill geworden, sondern eine Frage geblieben: ob der Englische Soldat nicht mehr geprügelt werden soll?

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 5.

Bremen, Donnerstag den 17. Januar 1833.

Gestorben:

Den 4. Jan. Des Arb. Christian Esselmann Tochter, 6 Jahr; Hastedt.
Den 5. — Der Knochenhauer Friedrich Wilh. Bölken, 66 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 20.
Den 5. — Anna Dorothea Kierieleis, 18 J.; Piperstraße Nro. 19.
Den 5. — Des Cigarrenmachers Aug. Potthoff Tochter, 3 Wochen; a. d. Häfen Nro. 17.
Den 6. — Des Arb. Joh. Herm. Rüter, Tochter, 3 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 114.
Den 6. — Catharina Margar. Neidel, 32 J.; Dragen-Gang Nro. 4.
Den 6. — Des Küpers Gerhard Tackenberg Ehefr., geb. Kniep, 27 Jahr; am Wandrahm.
Den 6. — Der Buchdrucker Friedr. Christoph August Ehlers, 40 Jahr; Schwanenstraße Nro. 5.
Den 7. — Des Schuhmachers Hermann Deß Ehefr., geb. Husemann, 28 Jahr; Ellhornstraße Nro. 17.
Den 7. Jan. Des Kaufmanns Friedr. Martin Vietor Tochter, 15¼ J.; Langenstr. N. 59.
Den 7. — Der Catharina Mattfeld Sohn, (todtgeb.); Düsternstraße Nro. 95.
Den 9. — Der Arb. Wilh. Thessen, 32 Jahr; Dreckort Nro. 3.
Den 9. — Des Zimmergesellen Albert Heinrich Hencke Tochter, 1 St.; Bornstr. Nro. 11.
Den 9. — Des Schuhmachers Herm. Anton Deß Sohn, 3 Tage; Ellhornstr. Nro. 17.
Den 9. — Des Kimkers Johann Carsten Dormann Ehefr., geb. Ufferland, 64 Jahr; Westerstraße Nro. 68.
Den 10. — Catharina Wilhelmine Charlotte Hüsener, genannt Backmeyer, 20 Jahr; Schafskoben Nro. 3.
Den 11 — Adelheid Wehland, 17 Jahr; große Krummenstraße Nro. 36.
Den 11. — Des Arb. Hinrich Lange Tochter, 11 Jahr; Jokels-Gang Nro. 3.
Den 11. — Des Arb. Herm. Thomssen Sohn, 7 Tage; Hastedt.

Gebuurten:

Den 4. Jan. Des Arb. Joh. Hinr. Brüggemann Ehefrau, geb. Feldhusen, Paulsberg Nro. 31; von einem Knaben.
Den 4. — Des Cigarrenmachers Joh. Balje Ehefr., geb. Langemann, Klitzenburg Nro. 7; von einem Knaben.
Den 4. — Des Schiffscapitains Daniel Jeremias Eggers Ehefr., geb. Becker, gr. Rosenstraße Nro. 33; von einem Mädchen.
Den 4. — Des Matrosen Conrad Schmincke Ehefr., geb. Ahlbring, im polnischen Bock Nro. 1; von einem Mädchen.
Den 5. — Des Krameramtsgenossen Carl Christian Duisenberg Ehefr., g. Mensing, Langwedlerstraße Nro. 1; von einem Mädchen.
Den 5. — Des Arb. Herm. Thomsen Ehefr., geb. Kompfer, Hastedt; von einem Knaben.
Den 5. — Des Arb. Berend Rauch Ehefr., g. Lürssen, Hastedt; von einem Mädchen.
Den 5. Jan. Des Zimmermeisters Christian Detjen Ehefr., geb. Rauschenberg, Weerder Nro. 46; von einem Mädchen.
Den 5. — Des Maurergesellen Gottfr. Theodor Wagner Ehefr., geb. Quebe, Buntenthorssteinweg Nro. 252; von einem Mädchen.
Den 5. — Des Küpers Hinrich Stolze Ehefr., geborne Vagt, Lingen-Gang Nro. 2; von einem Knaben.
Den 6. — Des Maurergesellen Joh. Hinrich Kebel Ehefr., geb. Meyer, im krummen Arm Nro. 3; von einem Mädchen.
Den 6. — Des Amtsfischers Hermann Rhode Ehefr., geb. Schnelle, kl. Payken-Gang; von einem Knaben.
Den 6. — Des Schauspielers Adam Louis Wilhelm Diedrich Müller, genannt Milde, Ehefrau, geb. Poggenburg, Heerdenthorswallstraße Nro. 59; von einem Mädchen.

Den 6. Jan. Des Steuermanns Joh. Hinrich Ziegler Ehefr., geb. Buchtenkirchen, Doventhorssteinweg Nro. 4; von einem Knaben.

Den 6. — Des Strumpffabrikanten Jacob Ohlmeyer Ehefrau, geborne Kind, am Markt Nro. 14; von einem Knaben.

Den 7. — Des Strumpfwebers Franz Anton Kirchner Ehefr., geb. Klee, gr. St. Annenstraße Nro. 41; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Kahnschiffers Johann Hinrich Meyer Ehefr., geb. Walter, Stephanithorssteinweg Nro. 8; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Consumtionsaufsehers Heinrich Christ. Behrens Ehefr., g. Wallbaum, Stephanithorssteinweg Nro. 4 C; v. e. M.

Den 8. — Des Malers Joh. Jürgen Mahler Ehefr., geb. Klevenhusen, kl. Krummenstr. Nro. 19; von einem Knaben.

Den 8. — Des Tonnenmachermeisters Johann Hinrich Tons Ehefr., geb. Wilckens große Fuhrleutestreße Nro. 4; von einem Knaben.

Den 8. Jan. Des Tonnenmachers Nicolaus Lange Ehefr., geb. Wolters, Stavendamm Nro. 20; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Zimmergesellen Albert Heinrich Hencke Ehefr., geb. Wehmeyer, Bornstraße Nro. 11; von Zwillings-Töchtern.

Den 9. — Des Kirchendieners Johann Hinr. Wienecke Ehefr., geb. Kottmeyer, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 29; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Schlossermeisters Heinr. Franz Lagemann Ehefr. geborne Riete, Theerhof Nro. 45; von einem Knaben.

Den 10. — Des Consumtions-Einnehmers Gottf. Jacob Wolff Ehefr., geborne Siemer, am Gröp linger Baum; von einem Knaben.

Den 10. — Des Blechenschlägermeisters Herm. Conrad Dehne Ehefr., geb. Lohmüller, Faulenstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Schuhmachers Hermann Christian Ruhase Ehefr., geb. Traue, Bürgerstraße Nro. 2; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Kaufmann Carl Engelbert Eduard Klugkist und Sophia Heidmann hieselbst.

Der Bleicher Joh. Herm. Henrich Christ. Ellebracht und des verstorbenen Zimmermanns Christoph Bischoff Wittwe, Anna geborne Bruns, hieselbst.

Der Grobbäcker Johann Carl Friedrich Kasten und Dorothea Biskanter hieselbst.

Der Kupferschmiedeamtsmeister Gerhard Lange und Sara Ilsabe Horst, beyde von hier.

Der Oberländische Schiffer Johann Heinr. Bischoff hieselbst und Johanna Sophia Bote aus Bösingfeld, Fürstenthums Lippe.

Der Kaufmann Henrich Tecklenborg und Anna Catharina Wiemeyer, beyde von hier.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 6.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 20. Januar 1833.

Hoheit, Ehr, Macht und Ruhm sind eitel,
Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd' Haupt am Pilgerstab'
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

Matthison.

Todtengräberlied.

Husch! wie ist's so frostig heut',
Kann beinah' nicht graben,
Möchte gern im Stübchen mich
An dem Feuer laben.

Doch ich muß ja fleißig seyn,
Muß mir Geld erwerben,
Und viel Arbeit habe ich,
Wenn viel Leute sterben.

Auf dem großen Erdenrund
Weicht der Ein' dem Andern,
Und der Menschen Kommen, Geh'n,
Ist ein ew'ges Wandern.

Bei mir kommet Reich und Arm
Unter Eine Erde;
Gleich geh'n Alle, Alle ein
Zu der großen Heerde.

Und sie ruh'n da friedlich, still,
Haß und Mißmuth schwinden;
Jeder wird den Todesfeind
Dort versöhnet finden.

Und nach langer, später Zeit
Grab' ich alle Beine
Wieder aus der Erde aus
In dem Mondenscheine.

Da entsteht ein bunt Gewirr',
Fürsten, Bettler, Grafen
Werf' ich durch einander all',
Da sie lang' geschlafen.

Und da denk' ich so bei mir:
'S ist doch hier auf Erden
Gleichviel, was der Herr bestimmt,
Das soll Einer werden.

Denn ich seh's ja deutlich, klar,
Jede Größe schwindet;

Glücklich, der dort Oben einst
Wahren Frieden findet.

Husch! wie ist's so frostig heut',
Kann beinah' nicht graben,
Möchte gern im Stübchen mich
An dem Feuer laben.

Heinrich Proch.

---

* Durch Nacht zum Licht.

(Fortsetzung.)

Ein Eilbote des Propheten bestätigte diese Nachricht. Er brachte den Befehl, daß die Zurückgebliebenen sich ins Innere der Waldung, in einen der schon früher befestigten, räthselhaften Hügelringe, die in diesen Gegenden mit ihren Ueberbleibseln einer unbekannten Menschenrace den Scharfsinn des Geschichtsforschers in Anspruch nehmen, zurückziehen sollten.

Die Warnung durfte nicht später eintreffen, denn kaum standen die Dörfer verödet, als schon eine kleine Abtheilung Dragoner die Feuerbrände in die so leicht entzündbaren Hütten warf. Bald darauf brachten Späher die Nachricht, daß auch einige hundert Milizen von den Anhöhen herabzögen, ihre Vorposten gegen die Waldung vorschöben, und daß eine andere Abtheilung berittener Schützen die Hochebene besetzt hielte, die sich an das Gehölz in den Rücken der Erdveste schlösse.

In unbeschreiblicher Angst liefen die Weiber und Kinder der Indianer durcheinander und die wenigen kampffähigen Männer standen unentschlossen und rathlos.

Der Rittmeister sah bald ein, daß die nur von zwei Seiten durch einen tiefen Sumpf, von den andern beiden aber nur durch einen Graben und eine Reihe Pfahlwerk geschützte Befestigung bei dem Mangel gehöriger Vertheidigung sich nicht lange werde halten können und es wurde ihm — bei dem Gedanken an den bekannten Rachedurst jener Truppen und der schon oft von ihnen an den Kindern der Wälder verübten Grausamkeiten, bange um die wehrlosen Angehörigen seiner gastlichen Wirthe.

Mit der Gegend aufs Genaueste bekannt, verfiel er auf eine Kriegslist, in derem glücklichen Erfolge er die einzige Rettung finden zu können glaubte. Wenn sie gelang, wurde der Feind sich zurückziehen oder wenigstens eine geschlossene Stellung annehmen, die den Belagerten Gelegenheit bot, während der Nacht tiefer in das höher gelegene Land zu entkommen. Er theilte seinen Plan seinen männlichen Landsleuten und den wenigen Indianern mit, prägte jedem einzeln die Rolle, die er dabei zu spielen habe, ein, ermahnte die Weiber und Kinder zur Stille, warf seine lange Büchse über die Schulter und verlor sich in die Waldung, die sich nach den Seeen hinabzog.

Bald durch niederes Gebüsch, bald durch das hohe Gras am Rande der Sümpfe, nahte er sich vorsichtig dem Orte, wo das Hauptcorps der Amerikaner sich am kahlen Abhange einer Anhöhe gelagert hatte; glücklich täuschte er die Aufmerksamkeit der ausgestellten Wachtposten und trat plötzlich zwischen die sorglosen Rotten, die nur die Nacht abzuwarten schienen, um unter der Führung eines durch den Propheten von den Feuern der Berathung verstoßenen Schawani den Ueberfall des Zufluchtsortes zu bewerkstelligen.

Die unerwartete Erscheinung electrisirte die Truppe, alle griffen nach den Gewehren, die Offiziere sprangen auf und zogen ihre Degen.

Unbekümmert schritt der Rittmeister auf sie zu und grüßte sie leichthin.

„Woher kommst du?" schnauzte ihn ein dicker Major der Milizen, der sich hierdurch als Anführer der Abtheilung zu erkennen gab, an.

„Aus meiner Heimat, den Wäldern!" erwiederte der Rittmeister gelassen, indem er sein

Gewehr abnahm und prüfend die Feldflasche schüttelte, die über die Schulter des Offiziers hing. —

Grimmiger wie zuvor fragte der Befehlende: „Wer bist du, und was suchst du hier?" —

„Ihr müßt wohl ein Neuling seyn in diesen Gegenden, daß ihr so einfältig fragen könnt. — Uebrigens laßt uns gegenseitig höflich bleiben, es mögte wohl besser für uns beide seyn; vorab aber gebt mir von Euerem Ueberflusse in der Flasche da, nur einen kleinen Theil, denn meine Zunge klebt mir am Gaumen; die verdammten Rothröcke haben mich arg gehetzt."

„Was raisonnirt der ungeschliffene Bursche von Rothröcken," unterbrach ihn der etwas blaß gewordene Held, „meint er damit vielleicht die rothhäutigen Banditen dieser Gegend."

„Der Träder meint nicht — er weiß. Aber der gestrenge Herr erkennt wohl eben so wenig den Biber vom Murmelthiere, wie John Bull von der Rothhaut."

„Hier, trink!" sprach der Anführer schon milder, „und dann sage was du zu sagen hast."

„Ja so, das klingt schon besser," schmunzelte der Rittmeister, indem er gierig die Flasche ergriff und einen langen Zug that. „So so! — das erfrischt die müden Glieder, und macht die Zunge geläufig, die nach und nach aus der Uebung kommt in der Einöde. He, Leech! — da hast du auch einen Bissen!" und ohne Umstände nahm er ein Stück Brod, welches ein Soldat an seinem Ladstocke über Kohlen briet und warf es dem Hunde hin.

Die Milizen und die Dragoner lachten über den tölpischen Gast, der Offizier aber drang in ihn, sich näher über seine frühere Aeußerung zu erklären.

„Nun ja denn" — fuhr er fort — „das ist mit ein Paar Worten geschehen. Mein Pulver ist verschossen, der Winter kommt heran. Ich verließ die Prairieen, um mir Kraut und Loth zu verschaffen. Die Lederhändler sagten mir, daß die Milizen ihr Pulver verschössen gegen die Rothhäute, da, dachte ich, wird für dich wohl etwas übrig seyn, und somit wandte ich mich nach den Seeen. Außerdem aber hatte ich noch einen andern Grund. Ich kaufte einen Euerer Pflanzer mit seiner Tochter aus den Händen der Sioux. Die Befreieten versprachen mir reichen Lohn, wenn ich sie zu den Ihrigen brächte. Sie sind hier in der Nähe, und ich hoffte, deshalb ein vernünftig Wort mit Euch zu sprechen."

„Wie heißt der Mann?" unterbrach ihn der aufmerksam Gewordene.

„Er wohnte an den Ufern des Scioto, seinen Namen weiß ich nicht genau; ich glaube aber Nip — Nip —, ja — weiter will's nicht."

„Es wird der Pflanzer von Rippoldtown seyn," riefen einige der Umstehenden.

„Ein Bekannter von mir," ergänzte der Major, „ich habe einige Wochen bei dem braven Manne in Quartier gelegen; zehn Dollars von mir, wenn du die Wahrheit gesagt; aber die Rothröcke? — was meintest du mit den Rothröcken?" —

„Zwanzig Murmelthiere, sechs Otter, acht Biber, zwei Büffel, funfzehn Füchse, zwei Wölfe, und noch nicht zehn Dollars; Herr, ich halte Euch beim Worte, wie ein ehrlicher Waidmann. Die zehn Dollars sind mein!

Doch auf die Rothröcke zu kommen, an denen Euch so viel gelegen scheint und deren Wachen aufmerksamer sind, als die Eueren, da sie doch bald den besten Streifschützen zwischen Missouri und Mississippi erwischt hätten, — die Rothröcke müssen über den See geschwommen seyn, denn sie lagern kaum eine Stunde von hier."

„Bursche, du lügst, oder willst mich aufziehen?" — donnerte der Bromarbas, und verfärbte sich ob vor Verdruß oder Furcht.

„Gestrenger Herr" — fuhr der Schütze, den die versprochene Belohnung geschmeidiger gemacht zu haben schien, fort — „sprecht nicht so leicht ab über das, was die Augen des Waldsohns sahen, denn wahrhaftig, eure eigenen Maulwurfsaugen können sie erblicken, wenn Ihr mir nur einige Schußweiten folgen wollt." —

Der Major schien hierzu keine Lust zu haben; denn er mogte wohl Verrath fürchten; er befahl jedoch einem Lieutenant und zwölf Milizen den Waidmann zu begleiten, ihn aber nicht aus den Augen zu lassen und ihn todt oder lebendig zurückzubringen.

Zuversichtlich lächelnd entfernte sich der Rittmeister in der Mitte seiner Begleiter, er führte sie in die Kreuz und Queere durch Gebüsch und Rohr bis an eine freie ansehnliche Strecke. Jetzt deutete er auf den gegenüberliegenden Wald, durch dessen Niederholz hin und wieder die erwähnten rothen Uniformen sichtbar wurden.

Der Lieutenant zog bedächtig sein Fernrohr, setzte es ans Auge und „So helfe mir Gott," rief er, „das sind Engländer." Eine tiefe Stille trat ein. Die Hand des Lieutenants bebte.

„Mord Element, sogar zwei Cavallerie-Offiziere bemerke ich deutlich — lispelte er jetzt, und „zurück zum Corps!" befahl er mit zitternder Stimme.

Im Herzen froh über das Gelingen seiner List, wandte sich der Rittmeister noch einmal um, und er konnte sich einer Art Neides nicht erwehren, als er den Oeconomierath und Traugott in den schimmernden Uniformen am Rande des Waldes hin und her galoppiren sah.

Sie langten wieder beim Hauptcorps an, der Lieutenant stattete seinen Rapport ab und die Offiziere traten zusammen und hielten eine Art Kriegsrath. Die Milizen, welche die Patrouille gebildet hatten, erzählten ihren neugierigen Kameraden was sie gesehen und was sie nicht gesehen hatten, denn sie machten aus dem Dutzend in rothe Jacken gekleideter und in gewissen Distangen im Gebüsch vertheilter Indianer und den beiden berittenen Europäern eine vollständig zusammengesetzte Brigade Engländer. Ein unwilliges Gemurmel erhob sich unter den Haufen der Soldaten, dann traten einige Unteroffiziere vor die Befehlenden und drangen auf die Rückkehr in ihre Bezirke, da sie nicht verpflichtet wären außerhalb der Grenzen zu dienen.

Der Rittmeister hatte sich anscheinend unbefangen an das Feuer gesetzt und machte sich mit seinem Gewehre zu schaffen.

Der Major ertheilte mehrere Befehle, von denender aufmerksam Horchende soviel erlauschte, daß die detaschirten Commando's zurückgerufen werden sollten; zu dem Streifschützen gewandt, sprach er dann: „Guter Freund, führe die Losgekauften zu uns, aber bald, denn wir brechen binnen wenigen Stunden auf. Vor der Hand werden wir auf jener Höhe eine feste Stellung einnehmen, um sie zu erwarten. Nimm dich jedoch in Acht, daß dich John Bull nicht erwischt."

„Hat keine Noth," versetzte der Streifschütz; „aber die zehn Dollars, gestrenger Herr, und meine Auslagen an die Sioux, he! — wie wird es damit?"

„Glaubst du, du habest mit einem Lederjuden zu thun?" — grollte der Major, „mach' fort, denn um deinetwillen soll nicht unnütz Blut vergossen werden."

Mit weit ausgeholten Schritten entfernte sich der Waidmann, und erreichte bald, als er sicher vor Nachspähung war, seine Freunde. Er ließ die Indianer unter dem Oberbefehl Traugott's,

nahm den Oeconomierath mit sich, theilte ihm das Gelingen seines Plans, und die Einrichtung, die er zu ihrem Abzuge getroffen, mit, und schon nach wenigen Minuten war auch Alwine zur Reise bereit.

Ondosnok äußerte laut ihren Schmerz, als sie die Zurüstungen gewahrte, und sie wurde nur ruhiger, als ihr Albrecht leise zuflüsterte: „ich bleibe noch einige Tage bei euch, bis euere Krieger zurückgekehrt sind."

Der Rittmeister besprach sich nun mit dem Oeconomierath über den Ort, wo sie sich wiederfinden wollten, und überzeugte auch die weinende Alwine, daß ihr Verhältniß den Amerikanern durchaus fremd bleiben müsse, daß er und Traugott sich dem Zuge nicht anschließen dürften, ohne Verdacht zu erregen, und daß er seine gütigen Wirthe nicht verlassen könne, ohne ihnen seinen Dank gesagt zu haben. Schmerzlich war der Abschied der schon so schwer geprüften Liebenden, und nur das Vertrauen auf die über ihnen waltende Hand konnte ihnen die für die nächsten Augenblicke nöthige Kraft geben.

Es dämmerte stark, als die drei, so verschiedenartigen Wanderer bei dem Corps der Amerikaner, die sich bereits zusammengezogen hatten, ankamen. Der Major begrüßte den Oeconomierath wie einen alten Bekannten, und nahete sich Alwine mit einer Zudringlichkeit und plumpen Vertraulichkeit, die fast die Eifersucht Albrecht's rege gemacht hätte. Mit den unwiderstehlichen Waffen weiblicher Würde wieß ihn die Jungfrau in die Schranken der Schicklichkeit zurück.

Der Major überließ nun seinen beiden Schützlingen zwei seiner Pferde und gab den Befehl zum Aufbruch. Einen schmerzvollen Blick warf Alwine auf den Rittmeister, dieser aber lächelte ihr ermuthigend zu und trat an den Oeconomierath heran:

„Ich habe die dunkle Wolke und die weiße Taube aus den Händen der Sioux gekauft, den halbjährigen Ertrag meiner Jagdbeute gab ich für ihre Freiheit, ich habe sie zu ihren Brüdern geleitet — der Winter kommt heran — der Streifschütz bringt die ausgestandene Lebensgefahr nicht in Anschlag, wer aber ersetzt ihm nun seine Auslage und seine Mühen?"

Anscheinend verlegen wandte sich der Oeconomierath an den Major und erbat sich ein Darlehn von ihm.

Laut auflachend erwiederte dieser: „der Krieger nimmt kein Geld mit ins Feld, werther Freund, und Euer, diesem Landstreicher gegebenes Wort, braucht Ihr so genau nicht zu nehmen."

Beinahe hätte der Rittmeister bei dieser ehrlosen Aeußerung seine Rolle vergessen; aber er fühlte in diesem Augenblicke, daß die bestandenen Prüfungen ihn mehr und mehr in der Beherrschung seiner Leidenschaft kräftigten, und ruhig wie zuvor, sprach er: „Du alter Mann, und du junges Mädchen, zieht mit Gott. Wenn Ihr meint, der Streifschütz sey Euch nützlich gewesen, so genügt ihm Euer Dank; Ihr aber, Major der Milizen, löset Euer gegebenes Wort."

„Komm nach Vincennes," rief ihm der Major zu, indem er sich aufs Pferd schwang, „und hole dir den Lohn, du sollst mehr haben als du tragen kannst," setzte er höhnend hinzu, indem er eine Pantomime mit seiner Reitgerte machte.

„Ich komme!" rief ihm der Rittmeister furchtbar ernst zu, „und nur wenn Ihr diese Beiden gut und ungefährdet in Sicherheit gebracht habt, mögte ich mich glimpflich finden lassen, sonst, Major, sey auf deiner Huth!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen.

Endlich ist der Zeitpunkt gekommen, wo die Ausländer dieselbe Sucht nach Deutschen Geistesproducten zu äußern scheinen, wie die Deutschen bis hierher nach dem Ausländischen; ein Rollentausch, über den Deutsche Patrioten sich freuen müssen. Schade, daß Klopstock die Uebersetzungswuth nicht erlebte! er würde wenigstens einen zweiten satyrischen Einfall über die Fortpflanzung jener Epidemie geäußert haben; denn den ersten hatte sich bekanntlich Wieland von ihm verdient. Wenn nur endlich die Affenkrankheit bei uns aufhörte! Allein kaum sind die Griechischen und Römischen Deutschen etwas unmodisch geworden, so ereifert man sich schon wieder um das Nachtreten der Neuern: besonders müssen Shakespeare und Byron sich als Heerführer gebrauchen lassen. Die letztere Tollheit ist jünger, aber von der ersteren nur so verschieden, wie ein junger Narr von einem alten. Wozu soll aber diese Vermischung der Volks-Charaktere führen? Dazu vielleicht, daß jedes Volk, wenn es möglich ist, seinen Charakter verliert? Wollte man doch erst einsehen lernen, daß ein Uebertragen der Volksbücher in eine andre Sprache an sich eben so unmöglich ist, als die Uebersetzung eines Tonstückes aus Dur in Moll! — besonders bei zwei so gerade einander entgegengesetzten Völkern, als das Französische und Deutsche Volk sind. Eins von beiden Völkern muß nothwendig um seine Eigenthümlichkeit kommen. Das beste Beispiel für unsere Bemerkungen geben die Französischen Uebertragungen Deutscher Dichter. Man hat Schiller und Goethe übertragen, jetzt kömmt die Reihe an Tieck. Möge es nur besser glücken, als die Französische Uebersetzung der Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab durch die verewigte Frau von Stael, bekanntlich durch Jean Paul selbst recensirt. Ref. gesteht, nie eine abscheulichere Uebertragung gelesen zu haben. Nächstens werden wir eine Französische Uebersetzung oder Nachahmung der Brockhausischen Encyklopädie haben; so holen die Franzosen also auch ihr Conversations-Wissen bequemer Weise von uns; — aber im Uebrigen hilft doch kein Reden, die Deutschen lassen es sich auch nicht nehmen, das Buch der Hundert und Eins für Deutsche anzurichten, obwohl es meist Gerichte enthält, die nur dem Französischen Sinn und einer frivolen Richtung zusagen.

Die Homöopathen und ihre Gegner gebrauchen in ihren Streitschriften solche Hyperbeln, daß auch dem Laien die Sache Beider verdächtig wird. Ref. fällt hierbei jener Bauer ein, der, einer lateinischen Disputation beiwohnend, allemal wußte, wer Unrecht hatte. Als man ihn um das Kennzeichen fragte, meinte er: derjenige habe allemal Unrecht, welcher zuerst böse würde. So versichern die Allopathen ewig, die hippokratische Empirie werde siegen und Hahnemanns Lehre nur als Anhang dazu fortdauern; die Homöopathen aber (vergleiche 1832. S. 4558 im „Allgemeinen Anzeiger") ermangeln nicht minder, zu behaupten: „die Homöopathie werde immer allgemeiner und müsse trotz des harten Kampfes dennoch den Sieg über die Allopathie davon tragen." Vor einem solchen Glauben, der Alles mit dem diktatorischen Muß niederschmettert, haben wir höchstens aus Widerwillen gegen den Streit ohne Inhalt einen öffentlich zu bekennenden Respekt. Daß aber derselbe Scribent sagt: die Homöopathie habe das Verdienst, die Spirituosa, Kaffee und Gewürze streng zu untersagen — darüber ist füglich nichts weiter anzuführen, als daß wir es angeführt haben.

Jede Fakultät hat ihre chronique scandaleuse; das ist des wechselseitigen Vorwurfs wegen gut. Die Theologen haben an Religionskriegen,

Kreuzzügen, Inquisitionen, Gregor VII. u. s. w. zu tragen; die Juristen an der Geschichte der Kriminal-Justiz, besonders der Folter, Hexenprozesse, Gottesurtheile, Advokaten u. s. w.; die Mediziner an beliebten Kurmethoden früherer und jetziger Zeit, an zu vielem Abführen, Blutlassen, zu früher Beförderung auf den Kirchhof, Cholera u. s. w. Die Philosophie ist sich selbst ein Makel.

Gentzel.

Gedankenprofile,

von Carlo Montano.

Ein kluger Mann pflügt die Gegenwart mit der Vergangenheit und besäet sie mit der Zukunft.

Gefühl ist das Zeichen einer guten Seele. Es kann wohl in Narrheit, aber nie in Schlechtigkeit ausarten. —

Verläumdung gleicht dem Schnee, welcher die äußere Rinde der Erde dem Auge entziehen kann, aber das Innere dadurch nur wärmer macht. —

Lustige Streiche unterscheiden sich dadurch von schlechten, daß man die Entdeckung der ersteren wünscht, die der letzteren aber natürlich scheuet. —

Ein Herz, das von Liebe betrogen wurde, stößt den Arm der Freundschaft zurück, so lange die Wunde noch blutet; bald aber schlägt es wärmer als früher an der Freundesbrust.

Mutterliebe gleicht einem Becher, dessen Fuß im Meere steht. Die ungerathenen Söhne mögen daraus trinken, so stark wie einst Gott Thor, er bleibt immer gefüllt. —

Aus den Wolken fahren die Blitze zur Erde; aber die Erde muß den Stoff hergeben! — Ihr armen Wohlthäter, tröstet Euch, auch Ihr gebt oft den Stoff her, womit die Undankbarkeit Euch zerschmettert.

Herzlichkeit läßt sich sehr schwer oder gar nicht heucheln. —

Die Ferne mildert die Umrisse der Gegenstände. Darum scheinen uns Vergangenheit und Zukunft immer im rosigern Lichte als die Gegenwart. —

Einige gute Menschen sehen unbewußt durch's Fernrohr und glauben, das, was sie so ganz nahe erblicken, sey ihnen wirklich nahe. Nach entdeckter Täuschung kehren sie mißmuthig das Fernrohr um, und nun erscheint ihnen Alles kleiner und entfernter als es ist. — So entstehen die Misanthropen. —

Wenn der Weg zwischen Freunden nicht oft betreten wird, so beraset er. Der zwischen Liebenden schmückt sich mit Blumen der Sehnsucht.

Kleine Freuden sind wie kleine Mädchen — man umarmt sie und läßt sie laufen, ohne sie sehnsüchtig zurückzuwünschen. Große Freuden und große Mädchen lassen bei ihrem Abschiede ein Sehnen zurück, das an Schmerz grenzt. —

Miscelle.

Das „Journal der Französischen Gesellschaft für allgemeine Statistik" giebt folgenden approximativen Anschlag der, von den Franzosen seit dem Jahre 1798 in den verschiedenen Ländern von Europa erhobenen Kontributionen, Konfiskationen, Requisitionen u. s. w.:

Namen der Länder.	Franken.
Aus dem ehemaligen Deutschen Kaiserreiche	1,402,350,000
In den Ländern des Königreichs Preußen	5,980,000
Holland	873,745,000
In verschiedenen Ländern von Holland bis ins Elsaß, namentlich in den Ländern zwischen der Mosel, dem Kanal und dem Rhein	145,780,000
Im ehemaligen Kurfürstenthume Trier	6,120,000
In der Pfalz	12,462,000
Zweibrücken	4,455,000
Schwaben	57,758,408
Herzogthum Berg	2,464,000
Kaiserthum Oesterreich, im zweiten Feldzuge	464,061,375
Würtemberg	13,031,100
Bayern	16,970,000
Baden	3,345,000
Mailand oder die cisalpinische Republik	284,000,000
Modena	10,400,000
Lucca	5,000,000
Parma	3,858,000
Neapel	150,000
Genua	4,000,000
Toscana	8,000,000
Venedig	172,045,788
Spanien	30,000,000
Portugal	36,000,000
Schweiz	10,300,000
Hamburg	7,000,000
Bremen und Lübeck	3,000,000
Im Ganzen	3,582,267,671

Hierzu sind noch zu rechnen die Verluste, die Europa durch die Französische Revolution in Gegenständen erlitten hat, die in obige Berechnung nicht aufgenommen werden konnten, weil sich keine genaue Schätzung derselben stellen läßt; als: Silberwaaren von Kirchen, Palläſten, Nationaldomänen, Eigenthum der Emigranten in eroberten Ländern, Unterhalt von Armeen, Befestigungen, Gebietsverluste u. s. w., im Anschlage von 20,000,000,000

Ferner die durch die Assignaten erlittenen Verluste. Funfzig Milliarden Assignaten, von denen ein Drittheil von den Ländern außer Frankreich eingebüßt wurde, die in den öffentlichen Fonds erlittenen Verluste mit eingerechnet . . 16,666,666,666

Die Verluste Hollands, die es durch die Bankerotte Frankreichs erlitt 1,920,000,000

Werth von Schiffen, die neutralen Mächten weggenommen wurden 125,000,000

Gesammtverlust Europa's in Geld und Gebieten . . . 42,293,934,337

Hierin sind die Verluste Großbritaniens an Handelsschiffen nicht begriffen, da Frankreich dagegen weit beträchtlichere Verluste an Kriegsschiffen erlitt.

* Trostspruch

auf den „Stoßseufzer" eines (zu Bremen, wo und warum?) in den Stadtgraben gerathenen und eine Einfriedigung desselben wünschenden Eipeldauer Bürgers.

Zwar ist der Graben lang und breit: —
Geld! — gelt? dann bin ich zu helfen bereit.

Der Inspector.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße Nro. 56.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 7.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 24. Januar 1833.

Nur im Kraftgefühle
Männlicher Beharrlichkeit
Kämpft man sich zum Ziele.

Matthison.

* Die Spinne.

(Aus dem Taschenbuche für Hamburgs Jugend.)

Auf seinem Lager einsam lag ein Jüngling,
Die Sorge hielt ihn wach. Die Morgensonne
Warf ihre frühsten Strahlen durch das Fenster,
Doch seine bange Brust blieb unerhellt.
Schmerzvoll hatt' er die lange Nacht durchwacht,
Sein trübes Loos bedenkend; Alles hatte
Das Schicksal ihm geraubt, sein ganzes Glück,
Die Arbeit vieler Jahre, war zertrümmert,
In eines Tages, einer Stunde Flug.
Des Jugendfleißes schwererrungne Frucht
Gewaltsam ihm entrissen, seines Herzens
Geliebte Hoffnung todt, sein Erdenglück
Unrettbar ihm verloren, finstre Bilder,
Gleich Nachtgespenstern, marterten sein Inn'res,
Mit Schaudern in die Zukunft sah sein Auge,
Und die Verzweiflung nahte seiner Seele.

So lag, ermattet von des Elends Last,
Der Unglückselige, ach! er fühlte nicht
Der Morgensonne Gruß, die ihn so oft
Nach süßem Schlaf zum frohen Tagwerk rief;
Ein gräßlicher Entschluß — zu sterben stieg
In ihm empor.
Da fiel sein starrer Blick
Auf eine kleine Spinne, welche emsig
Ihr zartes Netz wob und mit regem Fleiß
Den kleinen Wunderbau vollendete.

Doch plötzlich fiel aus einer Blume Kelch
Ein Tropfen Thau's hernieder und zerstörte
Das zarte Werk in allen seinen Theilen.

Das ist mein Loos, sprach dumpf er in sich selbst;
Das rauhe Schicksal freut sich am Vernichten,
Das Kleinste, wie das Höchste gilt ihm gleich,
Und überall hat es geschäft'ge Diener
Ein Fürstenwort vernichtet Menschenglück,
Wie jener Tropfen Thau's dies Spinngewebe.

Er warf sein Haupt zurück auf's Schmerzenbette,
Erschöpft von Qualen lag er regungslos,
Die heißen Augen deckt' er mit den Händen,
Und der so lang entbehrte süße Schlaf
Schloß seines Herzens düstre Kummerpforten.

Nach kurzer Ruh' — ach! sie erquickt' ihn nicht —
Erwacht' er wieder, unwillkührlich wandt' er,
Sein Auge nach dem Fenster und erblickte
Die kleine Spinne, emsiglich beschäftigt
Ihr Netz auf's Neu' zu weben, unverdrossen
Nahm sie zerriss'ne Fäden wieder auf
Und bald war es gethan, das Netzchen hing
Fast schöner als vorhin, frei, silberglänzend
Im Strahl des Morgens, in der Mitte saß
Die Künstlerin in ihrem luft'gen Tempel.
Er sprang vom Lager auf, mit düsterm Blick
Betrachtet' er der Spinne Werk, doch Groll
Wohnt' ihm in Herzen; eitle Thörin, sprach er,
Willst du dem Schicksal trotzen das mich grausam
Hinab geschmettert in des Elends Abgrund.
Willst du mir zeigen daß du stärker bist
Als ich — ein Mensch — Hier zuckt' er mit dem Finger,
Die Spinne floh, ihr Netzchen war nicht mehr.
Er stürzte fort, des nahen Waldes Nacht
Nahm den Verlornen auf, mit heißen Thränen
Dacht' er der Tage des vergangnen Glückes.
Hin, rief er, Alles hin! ein wilder Schauer
Durchfuhr sein Innerstes, sein Elend stieg
In riesenhafter Größe vor ihm auf;
Nacht ward sein Auge, Sterben sein Entschluß.
Was zögerst du? rief er, du bist ein Mann,
Doch deine Kraft ist hin dein Loos zu tragen!

Mit dem entsetzlichen Entschluß betrat er
Sein Zimmer wieder, doch elektrisch fuhr
Beim ersten Blick ein Strahl durch seine Seele;
Schaam, Staunen und Bewunderung erfüllten
Urplötzlich seine innre Brust — er sah
Die kleine Spinne, die zum drittenmal
Ihr wunderbares Werk bereitet hatte.

Was ist das?! rief er — das ist mehr als ich
In meiner Einfalt ahnte — kleine Spinne,
Beschämt steh' ich, ein stolzer Mensch, vor dir.
Wer gab dir diese Kraft? Gott gab sie dir!
Und minder mich als dich hätt' er geliebt?
Die erste Lehre die du mir gegeben,
Ich habe sie verachtet, dich verhöhnt,
Ich will nicht schwächer seyn als du die zweimal
Mein eignes Schicksal mir vor's Auge führte;
Du bliebst beharrlich — ich verzweifelte!
Mit Festigkeit und Seelenstärke trug
Der Jüngling sein Geschick; was er verloren,
Wenn auch nur langsam, er errang es wieder,
Und stets, in allen Stürmen seines Lebens,
Dacht' er der Lehre jener kleinen Spinne.

Auch dir, mein junger Leser, zeige sie
Die ernste Wahrheit, daß des Schicksals Fügung
Oft schwer, ja unerträglich scheint, doch nie
Verzweifelt der, der auf sich selbst vertraut,
Der rastlos schafft und Gott im Herzen trägt;
Denn Gottes Huld ist größer als das Unglück!

Hermann Röpe.

---

* Durch Nacht zum Licht.

(Fortsetzung.)

Der Major winkte einigen seiner Leute sich des Streifschützen zu bemächtigen; aber dieser war längst verschwunden, und nur das Schwanken einiger Zweige deutete die Stelle an, wo er in das Gebüsch drang.

„Wenn uns der Schurke nur nicht die Engländer auf den Hals hetzt!" — sprach der Major zu dem Oeconomierath, der neben ihm ritt.

„Befürchtet das nicht," erwiederte dieser ruhig, „der Mann ist brav und wir verdanken ihm viel."

Lautlos zog sich jetzt das Corps über die Anhöhen zurück, und erst als der Morgen anbrach und hinter dem Kankakee-Flusse, dessen aus Baumstämmen bestehende Brücke der Anführer weislich zerstören ließ, Halt gemacht wurde, schlugen die Herzen der Milizen ruhiger.

Noch waren die Reiter nicht abgestiegen, als plötzlich mehrere der Truppen mit dem Ausruf der Verwunderung auf einen am gegenseitigen Ufer sich erhebenden Felsen zeigten, auf dessen Schritel, von der Morgensonne beleuchtet, der Waidmann stand.

„Schießt den Schurken herunter!" — rief der Major zwischen Furcht und Zorn. Einige der reitenden Schützen machten sich bereit, diesem Befehle nachzukommen, da schrie Alwine laut auf: „Um Gottes Willen, haltet ein!" — und mit einem Sprunge war sie vom Pferde und fiel einem der Schützen, der angeschlagen hatte, in den Arm.

„Lebt wohl!" — ertönte es vom Felsen herab, „auf baldiges Wiedersehen," und der Waidmann legte leicht sein Gewehr an, das Echo der Ufer vervielfältigte hundertfach den Schuß und ein großer Geier fiel, im Todeskampf mit den Flügeln schlagend, vor dem Rosse des Majors nieder; das Thier hob sich und setzte seinen Reiter unsanft auf den feuchten Grund.

Die Schützen hatten nach diesem Meisterschusse wie auf Commando ihre Gewehre abgesetzt und lachten laut auf über ihren Führer, der sich fluchend aufzuraffen suchte, aber vermöge seiner Schwere und Unbeholfenheit mehrmals in den Abdruck, den der gewichtige Körper in dem Sumpfboden hervorgebracht hatte, zurückfiel.

Als er endlich mit Hülfe seiner Leute wieder auf die Füße gekommen war, spöttelte er grollend: „Lady, Ihr nehmt sehr lebhaften Antheil an dem Landstreicher, denn ohne Euch, läge er jetzt wohl an der Stelle jener verteufelten Bestie!"

„Geduldet Euch nur wenige Wochen," erwiederte Alwine gelassen „und Ihr werdet besser von mir und von ihm denken. Lasset aber einstweilen Eueren Groll nur Euere Schützlinge nicht entgelten." —

Nachdem Albrecht sich überzeugt hatte, daß seine Lieben außer Gefahr seyen, nachdem er ihnen ein Lebewohl zugerufen und den Schützen einen Beweis seiner Meisterschaft in ihrem Fache abgelegt hatte, machte er sich eilig auf den Rückweg zu dem ihm befreundeten Stamme. Gegen Abend langte er in der Nähe der Befestigung an. Er erstaunte, auf keinen Späher, auf keinen umherstreifenden Indianer zu stoßen und seine Verwunderung stieg, als er selbst die Erdwälle unbesetzt fand. Die Baumstämme, welche die Brücke über den äußern Graben bildeten, lagen in gehöriger Ordnung, kein Laut, außer dem Geschrei einiger Raubvögel, die sich auf den benachbarten Baumwipfeln niedergelassen hatten, ließ sich vernehmen.

Die Füchse hatten die Höhlen der Erdwälle, aus welche sie der Einzug der Indianer verscheucht hatte, wieder bezogen und nur ein schwacher Rauch, der aus der kleinen Veste emporstieg, zeugte von der jüngst stattgefundenen Anwesenheit menschlicher Wesen.

Der Rittmeister nahete sich behutsam dem Eingange, da gewahrte er am fast erloschenen Feuer Traugott und Ondosnok in einiger Entfernung von einander und wie es schien, beide in düsterem Nachsinnen. Er rief ihre Namen und dieser Ruf belebte plötzlich die starren Gestalten. Beide liefen ihm entgegen, Traugott, der sich unaussprechlich unglücklich unter Menschen, die er nun einmal für ganz andere Geschöpfe, als sich selbst hielt, gefühlt hatte, unter lautem Frohlocken, Ondosnok aber weinend und mit den Ausrufungen des höchsten Schmerzes.

„Die Amerikaner haben meinen Miami verwundet und ihn weggeschleppt nach ihren Erdhöhlen. Sie werden den Kriegstanz um ihn halten und ihn scalpiren, wie mein Volk jetzt die ihrigen den Gefallenen zur Sühne opfert."

„Was sagt meine Freundin von Opfern?" — rief der Rittmeister in ängstlicher Spannung. —

„Der Prophet ist zurückgekehrt und der Häuptling der Schawanis mit seinen Kriegern. Sie hatten zwei Führer der Amerikaner bei sich und die Stämme sind in die Wälder gezogen, um das Todtenopfer zu halten." —

„Kannst du mich zu ihnen führen, Ondosnok?" — fragte der Rittmeister dringend; „von der Rettung jener Beiden hängt auch die deines Geliebten ab!" —

„Folgt mir!" rief das beängstigte Mädchen, und flog ihren Begleitern voran.

In der Tiefe der Urwaldung hatten sich die Stämme gelagert. Um das größere Feuer im Mittelpunkte der übrigen zog sich eine dreifache Reihe bewaffneter Indianer, mit über die Schulter geworfenen Keulen und Tomahawks und in reichgefiedertem Kopfschmucke. Die Häuptlinge der verschiedenen Stämme umgaben den Propheten und dessen Bruder in ernster Berathung. An der entgegengesetzten Seite des Feuers erblickte man zwei halbentkleidete Weiße an den Stumpf eines abgebrochenen Baumes gefesselt, auf deren Zügen der höchste Ausdruck der Todesangst und der Verzweiflung lag.

Als die drei Wanderer dem Lager nahe gekommen waren, erhoben die Weiber und Kinder ein Freudengeschrei, umgaben den Rittmeister und zerrten ihn unter Liebkosungen bis in die Nähe des Kriegerkreises. Auch diese stießen einen kurzen Schrei freudigen Erstaunens aus, und öffneten ihre Glieder und der Jüngling trat in die Nähe des Feuers. —

Mehrere der jüngern Häuptlinge wandten ihre Häupter und nickten ihm freundlich zu; aber der Rittmeister kannte schon die strenge Förmlichkeit dieser Berathungen zu gut, um sich dadurch zu einer Voreiligkeit verleiten zu lassen. Langsam nahm er sein langes Gewehr von der Schulter, setzte es vor sich, lehnte die Arme darauf und starrte gedankenvoll in das Feuer. Ein flüchtiger Seitenblick zeigte ihm die beiden Unglücklichen, über deren Häuptern der Todesengel schwebte.

Die kraftvolle Stimme Tekumseh's drang zu ihm, die Häuptlinge traten zu beiden Seiten und der große Häuptling rief Silent-Roc und winkte ihn in die Mitte der Versammlung, die sich von beiden Seiten wieder zum Kreise schloß.

Tiefe Stille herrschte, man hörte das Athmen jeder Brust, das leiseste Knistern der Flamme. Der Prophet blickte lange zu dem bestirnten Himmel auf:

„Weißer Bruder," hob er endlich mit bewegter Stimme an, „die Söhne der Schildkröte und des Tigers, die Töchter der großen Schlange und des Adlers sind dir Dank schuldig.

Der große Geist führte dich über die wogenden Gebirge der Salzfluth auf diese große Insel, damit du seinen rothen Kindern ein Zeugniß geben solltest, daß nicht alle Weiße von einem Stamme sind, daß es unter ihnen, sogut wie unter allen andern Farben, einige giebt, die seinem Sitze näher stehen durch Rechtlichkeit und Wahrheit, wie einige, die dem Blicke seines Auges fern bleiben wegen Ungerechtigkeit und Lüge. Weißer Fremdling, du hast die Wehrlosen gerettet aus den Mörderhänden der Vernichtung, die Söhne Massasoits nehmen dich als Bruder auf! —

Morgen wird der Pouah in Gegenwart dieser Führer, unter denen keiner ist, dessen Hauptschmuck nicht von seinen Thaten zeugte *), deiner Brust das Totum unserer Väter geben und

*) Viele Indianer bezeichnen durch die Anzahl der Federn, mit welchen sie ihr Haupt schmücken, die Zahl der durch sie erschlagenen Feinde und selbst die Farbe und Größe derselben deutet entweder Männer, Weiber oder Kinder an.

fortan findest du Freunde und Genossen an den großen Feuern von den Ufern der Seeen bis an die Quellen der großen Ströme."

„Tapfre Krieger," erwiederte der Rittmeister, „Ihr habt mich hoch geehrt durch Euer Vertrauen; aber mein Herz ist traurig und kann sich nicht freuen, denn ich vermisse in Euerem Kreise einige Euerer Krieger und unter ihnen einen, der schon früher mein Bruder war. Ondosnoks Auge schwimmt in Thränen, und dort liegen zwei Herzen in Todesangst vor dem großen Geiste und flehen zu ihm, daß er ihren Besiegern Menschlichkeit eingebe gegen die Wehrlosen. Sollte ich vergebens zu meinen Brüdern reden, wenn ich sie bitte, Jene frei zu geben, damit auch die Söhne der Schildkröte in ihre Wighwams zurückkehren können, und die Thränen ihrer Töchter nicht mehr fließen, um die unglücklichen Opfer gegenseitiger Rache!" —

Eine tiefe Stille folgte dieser Rede; keiner der Häuptlinge wagte der Meinung der beiden mächtigen Brüder vorzugreifen, der Prophet blickte theilnahmlos zu den Sternen, und keine seiner Mienen verrieth, daß er sich sammele um das Wort zu nehmen.

Da warf Tekumseh das Haupt auf: „Junger Bruder" — sprach er, „ich habe vielmals in dein Herz geblickt, es ist gut und ohne Falsch; aber die Herzen unserer weißen Nachbaren sind nicht so. Sie haben den Vertilgungskrieg gegen uns beschlossen, die rothen Kinder der Prairieen sollen verschwinden von der Erde, ihre Gebeine sollen angehäuft werden in großen Grabhügeln, damit nach Jahrhunderten ihre klugen Männer sie in die Hand nehmen und sich den Kopf zerbrechen können um zu ergrübeln, welchem Geschlechte sie angehörten. — Sie haben die Wehrlosen ermordet und unsere Wighwams verbrannt. Kann der große Geist wollen, daß wir milder sind als sie? — erlaubt die Klugheit, daß wir ihre rüstigen Krieger freigeben, damit sie, mit der nächsten Sonne, wieder feindlich gegen uns über stehen?"

„Mein edler Häuptling," erwiederte der Rittmeister, „der große Geist zürnet über das vergossene Blut der Wehrlosen, vor ihm ist die Rache ein Verbrechen, und seine Hand bedeckt die Krieger nicht, die nur aus Blutdurst die tödtliche Waffe erheben. Ich will Euere Feinde nicht vertheidigen, der Zorn des großen Geistes wird sie, wenn auch erst später, ereilen. Aber die Grausamkeiten werden aus Eueren Kriegen verschwinden, Euere Greise und Euere Schwachen werden nicht mehr zittern, wenn die Helden ausgezogen sind, — wenn Ihr Eueren Feinden ein Beispiel gebt, daß Menschlichkeit unter den Söhnen der Wälder wohnt. Was aber diese beiden fremden Krieger anbelangt, so verspreche ich Euch, daß sie nicht wieder gegen Euch kämpfen, und daß Euere gefangenen Brüder gegen sie ausgeliefert werden sollen.

Meine Brüder, ich kehrte zu Euch zurück, denn ich konnte Euch nicht verlassen, ohne Euch und vor Allen dir, du weiser Seher, und dir, du größter Krieger der heldenmüthigen Stämme, meinen Dank zu sagen für Euere Gastfreundschaft und Euere Güte. Morgen verlasse ich Euch, und wir sehen uns wohl nur erst an jenem Tage wieder, wo der große Geist alle seine Kinder um seinen Thron versammelt und jedem das Loos zutheilt, das er sich auf seiner Erdenbahn bereitet. Laßt mir eine schöne Erinnerung an unsere Trennung, die Rettung jener Unglücklichen und die Wiedervereinigung Ondosnoks und ihres Geliebten." —

Der Prophet schien aufmerksamer geworden zu seyn. Er machte eine Bewegung mit der Hand. „Mein Bruder spricht gut" — hob er

an, „er mag zu den Feuern der Weiber gehen, — die klugen Männer wollen reden, das Auge des großen Geistes wird bald aufgehen über diesen Wäldern, und die Schatten der Nacht vertreiben, und das Gemüth erfüllen mit den Strahlen der Wahrheit und der Gerechtigkeit."

(Der Beschluß folgt.)

Auszug aus dem Briefe eines Polen an den Hrn. Dr. St. in Leipzig.

Marseille, den 10. Nov. 1832.

— — Durch widrige Umstände hin- und hergestoßen, bin ich gezwungen in diesem quasi edlen und sympathisirenden Frankreich, wo ich weder einen Dienst in der Armee, noch eine Anstellung bei irgend einem Handelshause finden konnte, um meine Lage zu erleichtern — Sprachunterricht zu ertheilen, und zwar (Sie werden sich über meine Keckheit wundern!) in der Deutschen Sprache. — Darauf kann ich nur antworten: inter coecos non oculus rex, und widme mich meinem Berufe in der süßen Hoffnung, daß mir kein Amphitryo in den Weg treten wird, mit dem ich meine Kräfte und Fähigkeiten zu messen verbunden wäre. Aber da ich meine Sachen gleich auf großen Fuß einrichten will und darum einen glänzenden Erfolg beabsichtige, so brauche ich dazu nichts weniger, als einige Bücher, die ich in dieser Stadt, welche zwar an Geld und Handel sehr reich ist, aber sich sonst um die tiefen Grübeleien der Wissenschaft nicht viel bekümmert, trotz dem eifrigsten Nachsuchen in allen Niederlagen, neuen wie auch halbvermoderten Spargalien, deren Reichthum in Hinsicht der deutschen Literatur auf einige Exemplare von Gottsched's deutscher Sprachlehre und einige recht artig eingebundene, aber inhaltleere Taschenwörterbücher sich beschränkt, nicht finden kann.

Freilich gewinne ich bei den Gängen, die ich deßhalb zu machen gezwungen bin, an Lebensphilosophie und habe reichliche Gelegenheit, über den Stolz und Dünkel dieser Papageiennation zu lächeln, die jeden Augenblick es einem zu verstehen giebt, daß sie, die Nation, par excellence, wohl berufen ist, andere barbarische Völker aufzuklären, selbst aber weder durch die Kenntniß fremder Sprachen und Literatur ihren Glanz vermehren kann. Doch bei dem Allen kann man nicht satt werden; der Winter naht, das Holz ist theuer, man muß also bon gré mal gré die französische Maske der Charlatanerie vornehmen, und sich — vielleicht recht ungeschickt vorgetragene Sprachregeln von den Franzosen bezahlen lassen, um auch noch das Vergnügen zu haben, sie gestehen zu machen, daß doch etwas an ihrer Allwissenheit mangelt. Hisce praemissis und befürchtend, daß man mir aus der capitale du monde civilisé nicht auch einen Gottsched schickt, nehme ich mir die Freiheit, sie zu bitten, mir aus Leipzig folgende Bücher schicken zu wollen ꝛc. ꝛc. —

— Jetzt zu der allgemeinen Lage der Polen. In Algier wird aus denselben ein Bataillon der Fremdenlegion gebildet. Dies geht aber sehr langsam von Statten, da die polnischen Barbaren einigen Widerwillen zeigen, sich mit einer Sammlung von Ueberläufern und Landstreichern in gleichen Rang versetzen zu lassen. Man spricht auch von einer Amnestie, die Frankreich von der Last der Ernährung so vieler Schmarotzer befreien soll; da ich aber mit so vielen Andern das gleiche Loos theile, die als Cavallerieofficiere weder in der Legion dienen, noch von der russischen Amnestie Gebrauch machen, so muß man trachten, sein Brod auf andere Weise zu erwerben.

Mit Schmerzen muß man gestehen, daß die närrischen, überspannten Ideen der französischen

bon singets *) auch manchem unschuldigen polnischen Milchbarte den Kopf verdreht haben, und daß schon manche Thorheit begangen worden ist, deren sonst unsere Polen nicht fähig gewesen wären.

Entschuldigen Ew. Wohlgeb. ꝛc.

v. B.....

Major.

Miscelle.

Das „New Monthly-Magazine" zählt folgende Neuerungen im menschlichen Haushalte auf, die anfangs bei ihrer Einführung großen Widerspruch erfuhren: Gabeln. Die Gabel ist eine Italienische Erfindung und war in England zur Zeit der Königin Elisabeth eine solche Neuheit, daß Fynes Morison in seinem merkwürdigen Reisetagbuche eines Vertrages erwähnt, den er mit einem Schiffsherrn für eine Reise von Venedig nach Konstantinopel schloß, und worin er sich das Essen am Tische des Kapitäns ausbedung, wobei er „sein Glas oder seinen Becher für sich eigens haben sollte, nebst Messer, Löffel und Gabel." Das letztgenannte Eßwerkzeug war so unbekannt, daß er eine Beschreibung desselben nöthig hielt. „Es ist ein Instrument, dessen man sich bedient, um das Fleisch festzuhalten, während man es schneidet, sie erachten es dort für unschicklich, die Speisen mit den Fingern zu fassen." Noch zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts aßen unsere Vorfahren, gleich den heutigen Türken, das Fleisch mit ihren bloßen Fingern. Ueberhaupt scheint es an ihren Tafeln nicht sehr säuberlich zugegangen zu seyn, indem sie alle Knochen und Ueberbleibsel auf das Tischtuch legten, und um diese wegzuräumen, hatten die Diener ein großes hölzernes Messer, „das Abhubmesser" (voiding knife), [womit sie die abgenagten Knochen und Krumen vom Tische in einen Korb scharrten. In Deutschland war der Gebrauch der Gabeln längst eingeführt, obgleich dort einige geistliche Eiferer es für eine Versündigung erklärt hatten, sein Fleisch anders als mit den Händen zu essen. Es verdient noch erwähnt zu werden, daß sich im Kloster St. Maur ein großer und langer Streit erhob zwischen den alten Mönchen, die auf dem alten Herkommen bestanden, und den jüngeren, die für die Neuerung mit Gabeln kämpften. Die vielen Anspielungen auf die Gabel, die man in allen dramatischen Dichtern unter der Regierung Jakobs I. und Karls I. findet, beweisen, daß man den Gebrauch der Gabeln immer als eine seltsame Affektation und Neuerung ansah. — Zahnstocher. Der Zahnstocher scheint der jüngere Bruder der Gabel zu seyn. Wahrscheinlich dankt man seine Erfindung dem reinlichen Wesen der stattlichen Venetianer. Auch er wurde anfangs in England als eine lächerlich übertriebene Sucht, den „vollkommenen Signor" (the complete Signor) — den italienisirten Engländer zu spielen, betrachtet. — Regenschirme waren noch vor funfzig Jahren nicht sehr im Brauche, nur die Macaronis jener Tage, oder die Dandies, wie man jetzt die Stutzer heißt, konnten den Muth haben, öffentlich damit zu erscheinen. Lange Zeit durfte man sich nicht mit einem Regenschirme sehen lassen, ohne für einen höchst weibischen Menschen oder für einen Französischen Gecken gehalten zu werden, gegen den der Pöbel einen ganz eigenen Haß hegte. Anfangs gab es nur in Kaffeehäusern einen einzigen Regenschirm, den man bei plötzlichem Regen einem Gaste lieh; gewöhnlich aber trug man keine Schirme bei sich. Ein gewisser John Macdonald, der eine Lebensbeschreibung von sich hinterließ, erwähnt, daß er sich im Jahre 1778 eines schönen seidenen Regen-

*) Im Manuscripte unlesbar.

schirms, den er aus Spanien mitgebracht, bediente, und daß, so oft er sich damit zeigte, das Volk ihm zurief: „Franzose, warum nehmt ihr keine Kutsche?" Vorzüglich schrieen auch die Kutscher und Sänftenträger gegen diese Neuerung, von der sie große Beeinträchtigung fürchteten. „Damals (1773), bemerkt Macdonald, waren die Regenschirme noch nicht im Brauche; nur ein großes Paraplue hing in den Vorzimmern des Adels und wurde bei Regenwetter zwischen der Thüre und Kutsche über den Herrn und die Dame, welche ein- und ausstiegen, gehalten." Macdonald's Schwester sah sich eines Tags genöthigt, seinen Arm fahren zu lassen, so sehr wurde ihm von dem Pöbel wegen seines Regenschirmes zugesetzt." „Allein, fügt er hinzu, ich trieb es drei Monate fort, bis man endlich der Sache gewohnt wurde und nicht mehr darauf achtete. Nun fingen auch die Fremden an, sich der ihrigen zu bedienen, und endlich die Engländer, und gegenwärtig wird in London damit ein großer Handel getrieben."

(Der Beschluß folgt.)

---

* Krankenhaus.

Zum 9. Male ist in diesen Tagen von den Herren Aerzten dieser Anstalt dem Publiko ein Jahresbericht über die Ereignisse im Kranken- und Irrenhause ertheilt, welcher wegen seiner Gründlichkeit und Ausführlichkeit nicht allein die allgemeine Aufmerksamkeit verdient, sondern auch zu lebhaftem Danke gegen die Berichterstatter für die damit verbundene große Mühe auffordert.

Im Bewußtseyn, das ihnen obliegende, eben so schwere als wichtige Berufsgeschäft mit regem Eifer und treuer Liebe auch bei diesen Anstalten zum Segen der leidenden Menschheit wahrgenommen zu haben, mag ihnen der Hinblick auf die große Zahl, welche geheilt das Krankenhaus verlassen haben, ein genügender Lohn für ihre Mühe und Sorge seyn, so wie daß selbes von ihren Mitbürgern im Stillen dankend anerkannt werde; sie wollen aber auch dem, der oft Zeuge ihres Eifers gewesen, einen öffentlichen Dank nicht verübeln.

Man sieht aus dem Berichte, mit wie vielen Plagen der gebrechliche Mensch zu kämpfen hat, wie viele Vorsicht man zur Erhaltung seiner Gesundheit anzuwenden hat, welchen Dank man dem Höchsten schuldig ist, wenn man sich einer dauernden Gesundheit erfreut; man sieht aber auch, wie schnelle Hülfe und sorgsame Pflege es möglich machen, daß Tausende von schweren Leiden und Uebeln befreit werden; man erkennt indeß nicht minder, wie segensreich und wohlthätig Bremens Krankenhaus wirkt. Der Wirkungskreis dieser Anstalt ist seit mehreren Jahren durch das immer mehr schwindende Vorurtheil gegen diese und die allgemeine Zufriedenheit derer, welche dort Hülfe suchten und fanden, besonders durch die sich immer nützlicher zeigende Dienstboten-Krankenkasse, ungemein größer geworden.

Durch die Dienstboten-Krankenkasse, deren Mittel ohnlängst als ungenügend erkannt worden sind, wurden im verflossenen Jahre 249 Personen verpflegt, wovon nur 7 gestorben sind; bekanntlich erstreckt sich diese Kasse fast ausschließlich auf fremde Dienstboten, welche laut Rath- und Bürgerschluß zu einem jährlichen Beitrage verpflichtet sind; es wäre indeß sehr zu wünschen, wenn sie auch auf hiesige Dienstboten erweitert würde — einige Hiesige haben sich der Kasse bereits angeschlossen und deren Segen und Nützlichkeit erprobt.

Mit der Zunahme der Ansprüche an das Krankenhaus vermehren sich natürlich auch seine Bedürfnisse und immer ungenügender werden die Mittel dieser so stiefmütterlich fundirten Anstalt, deren Einnahme seit einigen Jahren durch den so sehr gesunkenen Werth ihrer Ländereien ohnehin ungemein verringert worden ist. — Möchte daher der am Schlusse ihres Berichts von den Herren Aerzten ausgesprochene Wunsch, daß die Herzen der Bewohner des Bremischen Staates mit wachsendem Wohlwollen einer Einrichtung zugelenkt werden, deren unausgesetztes Bestreben es sey, Leiden zu mildern und Wohlseyn zu verbreiten, in Erfüllung gehen!

Js. R.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 7.

Bremen, Donnerstag den 24. Januar 1833.

Gestorben:

Den 12. Jan. Der Näherin Beta Wulfken Sohn, 12 Tage; kl. Sortillenstr. Nro. 5.
Den 13. — Der Arb. Henr. Woltmann, 45 J.; Stephanithorssteinweg.
Den 13. — Des Arb. Cord Hinr. Lindemann Ehefr., geborne Kohlmann, 64 Jahr; am Bollwerk Nro. 17.
Den 13. — Des Schieferdeckers Joh. Hohnholt Sohn, 7½ Jahr; Hastedt.
Den 13. — Des verst. Maurers Conr. Brockmann Wittwe, geb. Behrens, 88 Jahr; Doventhorsdeich Nro. 8.
Den 13. — Des verst. Küpermeisters Reinhard Reinken Wittwe, geb. Schneider, 91 J.; große Rosenstraße Nro. 18.
Den 14. — Der Schuhmacher Heinr. August Klages, 51 Jahr; U. L. Fr. Kirchhof N. 17.
Den 14. — Des Arb. Joh. Evers Tochter, 8 Tage; Punkendeich Nro. 3.
Den 14. — Der Kaufmann Gottfr. Heinrich Nolte, 51 Jahr; Tiefer Nro. 12.
Den 14. — Des Schuhmachers Joh. Christ. Klingner Ehefr., geb. Rothers, 53 Jahr; große Rosenstraße Nro. 17.
Den 14. — Des Hutmachers Lüder Bothe Sohn, 12 Jahr; gr. Fuhrleutestr. N. 11.
Den 14. — Des Arb. Joh. Hinrich Anton Kühne Tochter, (todtgeb.); Düsternstraße Nro. 16.
Den 15. Jan. Des Küpers Liborius Schütte Tochter, 1 Tag; Abbenthorswallstr. N. 27.
Den 15. — Des verstorb. Küpers Herm. Frey Wittwe, geb. Behrens, 89 Jahr; auf dem Häfen Nro. 15.
Den 15. — Des Tischlers Christian Friedrich Johannes Tochter, 4 Monat; Punkendeich Nro. 20.
Den 15. — Der Waarenagent Carl Ferdinand Pfaff, 33 Jahr; gr. Hundestraße Nro. 3.
Den 16. — Des Feuerwerkers auf dem Dampfschiffe Heinr. Wilh. Ludwig Sturm Tochter, 1 Jahr 2 Monat; Eckhardts-Gang N. 4.
Den 17. — Des Arb. Bernh. Dencker Sohn, 8 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 185.
Den 17. — Der Höker Johann Heinr. Conr. Mühlke, 61 Jahr; kl. Krummenstr. N. 26.
Den 17. — Des verstorb. Krameramtsgenossen Joh. Arensberg Wittwe, geb. Hoffmeyer, 78 Jahr; Doventhorsdeich Nro. 17.
Den 17. — Des Arb. Joh. Wilckens Sohn, 2 Jahr; Hastedt.
Den 18. — Des Bockschiffers Diedrich Sievers Ehefr., geb. Warnken, 21 Jahr; vor Stephanikirchhof Nro. 8.
Den 18. — Des Lichtziehers Christoph Saltzmann Tochter, 10 Wochen; Jacobikirchhof N. 5.
Den 19. — Der Schuhmachermeister Isaac Lohmann, 74 Jahr; Molkenstr. Nro. 63.

Geburten:

Den 8. Jan. Des Renteniers Diedr. Heymann Ehefr., geb. Castendyk, am Wall Nro. 70; von einem Mädchen.
Den 10. — Des Kaufmanns Lambert Christ. Stallforth Ehefr., geb. Haase, am Wall Nro. 84; von einem Mädchen.
Den 10. — Des Küpers Joh. Friedr. Wiese Ehefr., geb. Martens, Grünenstr. N. 117; von einem Knaben.
Den 11. — Des Schuhmachers Gerd Hinrich Wilh. Haberland Ehefr., geb. Rosemeyer, Osterthorswallstr. N. 95; v. e. Mädchen.
Den 11. Jan. Des Kaufmanns Gottfr. Heinr. Wilh. Theodor Westphal Ehefr., geb. Friese, am Brill Nro. 2; von einem Mädchen.
Den 12. — Des Schreibers Ernst Friedrich Backhoff Ehefr., geb. Hackmann, Buntenthorssteinweg Nro. 186; von einem Knaben.
Den 12. — Des Cigarrenmachers Hinr. Meyn Ehefr., geb. Mängler, Müllers-Hof N. 4. von einem Knaben.
Den 13. — Des Stuhlmachers Dettmar Herm. Hinr. Krebs Ehefr., geb. Haslop, Töverbohmstraße Nro. 6.

Den 13. Jan. Des Arb. Albert Vollers Ehefr.; geborne Wortmann, Doventhorssteinweg Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Kaufmanns Joh. Hinr. Brune Ehefr., geb. Payecken, am Stavendamm Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Knochenhauers Diedr. Herm. Bölken Ehefr., geb. Hashagen, am Sandweg; von einem Knaben.

Den 14. — Des Arb. Joh. Heinrich Anton Kühne Ehefr., geb. Wierenberg, Düsternstraße Nro. 16; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Schneidermeisters Joh. Friedr. Klinckhardt Ehefr., geb. Rabba, Theerhof Nro. 3; von einem Knaben.

Den 14. — Des Strumpfwebers Joh. Daniel Immel Ehefr., geb. Dede, hinterm Paulsberg Nro. 74; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Arb. Joh. Friedr. Kumpfer Ehefr., geb. Mohr, Hülsberg Nro. 22; von Zwillings-Töchtern.

Den 15. — Des Kahnschiffers Johann Hinrich Arncke Ehefr., geb. Lindemann, am Fischerdeich Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 15. — Des Maurergesellen Herm. Brüning Ehefrau, geb. Budelmann, Dreckort Nro. 27; von einem Mädchen.

Den 16. Jan. Des Schreibers Hinr. Wilhelm Neddermann Ehefr., geb. Koch, Rembertistraße Nro. 22; von einem Knaben.

Den 16. — Des Arb. Friedr. Heinr. Ludwig Kroeger Ehefr., geb. Becker, Steinthorssteinweg Nro. 90; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Schneidermeisters Wilh. Friedr. Böhmer Ehefr., geb. Poppe, Piperstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Maurergesellen Herm. Gardelmann Ehefr., geborne Gardelmann, im krummen Arm Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Arb. Arend Wohlers Ehefr., geb. Sengstacke, Schwachhausen Nro. 21; von einem Knaben.

Den 17. — Des Stuhlmachers Johann Hinr. Roselius Ehefr., geb. Kortwig, Grafenstr. Nro. 25; von einem Knaben.

Den 17. — Des Schuhmachermeisters Johann Carl Plenge Ehefr., geb. Corssen, Bürgerstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 18. — Des Malers Carl Johann Friedr. Lühmann Ehefr., geb. Meybohm, Grünenstraße Nro. 55; von einem Knaben.

Den 18. — Des Kaufmanns Lüder zur Mühlen Ehefr., geb. Mennes, Knochenhauerstraße Nro. 27; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Juwelier und Goldarbeiter Gottfried Koch hieselbst und Marie Dorothea Elisabeth Schüler zu Hannover.

Der Steinschneider und Graveur Ludwig Wilh. Bergfeld hieselbst und Dorothea Georgina Magdalena Schüler zu Hannover.

Der Bockschiffer Engelbert Meyerdiercks und Rebecca Knochenhauer, beyde von hier.

Der Galanteriehändler Zacharias Carbinius Buchwieser hieselbst und Imke Margaretha Knübel aus Wurthfleth, Königlich Hannöv. Amts Hagen.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 8.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 27. Januar 1833.

O, Geist des Weines! — unsre Feste
Verdanken dir ihr Fortbestehn;
So wollen wir auch deinem Reste
Ein würd'ges Todtenamt begehn.

* Leichenrede, gehalten im Keller zu B.....

O, trauert Freunde! unsrer Mitte
Entfloh ein seltner, edler Geist,
Wenngleich er, nach Braminen Sitte,
Im Tode selbst nur ist verreis't. —
In Kellern pflegte er zu wohnen,
Jetzt flog in höh're Regionen
Er, bis ins Capitol.

Wenn Geister sonst wie Eiderdaunen
Entweichen, bleibt die Hülle schwer,
Selbst schwerer nach der Physik Launen,
Als je belebt sie war vorher,
Nun wich beim Fliehen dieses Hauches
Zwar nicht die Corpulenz des Bauches,
Jedoch die Schwere sehr. —

Der Blitz und Herrschsucht hat gebunden,
Franklin, erhab'ner Freiheit Schild,
Der manches Weisheitswort erfunden,
War in dir treues Ebenbild;
Auch hinterläßt bei deinem Sterben
Du, so wie Jener, keine Erben,
Als die dein Geist dir schuf. —

Zuweilen halfst du Staaten stiften,
Du triebst das Volk im Aufruhr an,
Oft wähnte sich in freien Triften
Durch dich der schwergedrückte Mann;
Oft jagtest du ein Heer Tyrannen,
Die Sorgen, siegend uns von dannen;
Wen kümmert Theezoll noch? —

Dir dankt auch manches Buch die Stunden
Des Daseyns, ihm geschenkt durch Druck,
Denn hättest du es nicht erfunden,
Nie ward es unsres Schrankes Schmuck:
Auch pflegtest Furcht vor Wetterstrahlen
Du nie ins Angesicht zu malen;
Du liehst, wir wähnten's Schutz. —

Dein Vorfahr war nach alter Fabel,
Mit den neun Damen sehr vertraut,
Die hoch, wie auf dem Thurm zu Babel,
Ihr Nest auf Griech'schem Berg gebaut;
Er war das Sprachrohr der neun Musen
Und schlich sich in des Tejer's Busen
Mit jener Damen Kuß. —

(Der Beschluß folgt.)

---

* Durch Nacht zum Licht.

(Beschluß.)

Der Rittmeister schöpfte Hoffnung aus dieser dunkeln Andeutung, er entfernte sich aus dem Kreise und kehrte zu Traugott und Ondosnok zurück, die sich an einem der Nebenfeuer gelagert hatten.

Kein Schlaf kam in sein Auge, das ungewisse Schicksal der Unglücklichen bekümmerte ihn zu sehr und die halbunterdrückten Seufzer der jungen Indianerin schlugen von Zeit zu Zeit schmerzlich an sein Ohr. Die Berathung der Häuptlinge währte bis zum Anbruch des Tages. Da rief die Stimme Tekumseh's seinen Namen.

Mit ängstlichem Herzklopfen trat er wieder in den Kreis. Einer der ältesten Häuptlinge kam auf ihn zu, öffnete sein Wamms und der Pauah nahte sich ihm mit einer Büchse, welche den Staub mehrerer greller Farben enthielt. Mit den zu einem kleinen Bündel vereinigten spitzigen Stacheln einer Staude tätowirte er das Totum der Schawanis, einen Tiger auf die linke Seite seiner Brust, rieb die Farben in die leichten Wunden und die Häuptlinge begrüßten nun einzeln den Jüngling als ihren Stammgenossen. Dann trat Tekumseh auf ihn zu:

„Die Väter der Nationen haben sich berathen, deine Bitte hat ihr Ohr erreicht und ihr Mund war offen zur Bestätigung deines Wunsches; sie zählen ihre Feinde nicht, wenn sie den Kampf beginnen, sie zählen sie, wenn ihr Siegesgeschrei über das Leichenfeld erschallt. Die beiden Gefangenen gehören dir, du magst mit ihnen schalten, wie du willst!"

Mit einem freudigen Ausrufe empfing der Rittmeister diese Botschaft, er eilte zu den Gefesselten und befreite sie von ihren Banden. „Ihr seyd gerettet, seyd frei!" rief er, und diese Worte wirkten mit ergreifender Gewalt auf die beiden, bereits an jeder Rettung Verzweifelnden. Ihre erste Bewegung, ihre erste Aeußerung des Gefühls, nachdem sie der Rittmeister der schmerzenden Lianenbande entledigt hatte, war sich zu umarmen, dann erhoben sie sich mühsam, einer auf den andern gestützt und ergriffen die Hände ihres Retters:

„Edler Mann," redete ihn der Aeltere an, — „wer bist du? wie gelang es dir, die Wuth der Cannibalen zu beschwichtigen und den Tiger zu bewegen, die Beute aus seinen Klauen zu lassen?" —

„Wir werden uns schon näher kennen lernen," erwiederte Albrecht, „vor allen aber stärkt Euch mit Speise und Trank, denn heute noch brechen wir auf, um zu den Eueren zu gelangen. Nach ehrlichem Kriegsgebrauch seyd Ihr ausgewechselt; denn ich übernahm für Euch die Bürgschaft, daß die Krieger dieses Stammes, die in die Hände der Eurigen fielen, ebenfalls frei gegeben werden sollen, und daß Ihr Beide nicht wieder gegen diese Stämme kämpft."

„Mein Vater wird Euer Wort lösen, großmüthiger Fremdling," gelobte der Jüngere mit strahlenden Augen, „er ist der Gouverneur der westlichen Provinzen, und auch ihr sollt nicht unbelohnt bleiben für den großen Dienst, den Ihr uns erwiesen."

„Ich that für Euch, was unter civilisirten Völkern ein Kamerad für den andern thut!" erwiederte der Rittmeister mit einer Hoheit, die

unwillkührlich den Blick seiner Geretteten forschend an seine unscheinbare, einen wenig geachteten Stand bezeichnende, Kleidung fesselte. „Noch einmal, Ihr Herren, rüstet Euch, der Aufbruch ist nahe."

Der Rittmeister sagte nun den Häuptlingen der Schawanis Lebewohl; tiefe Rührung sprach aus den Zügen der beiden mächtigen Brüder, als der Jüngling ihnen nochmals aus voller Seele dankte für die Theilnahme, die er bei ihnen gefunden, und ihnen den Beistand des großen Geistes wünschte in ihrem nicht ungerechten Kampfe.

Ondosnok ließ sich nicht abreden, sie wollte mit dem Rittmeister ziehen, aus seinen Händen ihren Geliebten empfangen, denn sie trauete auf sein Wort.

Von dem ganzen Stamme eine Strecke weit begleitet, setzte sich der Zug, nachdem die Gefangenen ihre sämmtlichen Kleidungsstücke wieder erhalten hatten, in Bewegung. Die Freude, die in dem Herzen jedes Einzelnen lebte, die Hoffnung, die einem Jeden die verschiedenartigen Bilder des Wiedersehens von Geliebten und Vaterland vorführte, hieß die Lippen verstummen, und nur Traugott und Leech unterbrachen die Stille mit der die Waldung die Wanderer umfing, jener durch halbleises Brummen seiner Lieblingsgesänge, dieser durch ungeduldiges Gebell, wenn die Begleiter seinem eiligen Laufe nicht folgen konnten.

Endlich brach der Rittmeister das Schweigen. Er machte die beiden amerikanischen Offiziere mit seinem Stande und einem Theile der Ursache seines Aufenthalts unter den Eingeborenen bekannt. Sie äußerten ihre innige Theilnahme an seinem Schicksale, und versprachen ihm, so weit es in ihren Kräften stände, Sorge zu tragen, daß der Kampf mit ihren rothen Nachbaren für die Folge mit mehr Menschlichkeit geführt werden solle.

Nach mehrtägiger Wanderung langte die kleine Carawane vor Fort Vincennes an. Die dort versammelten Offiziere begrüßten ihre beiden, bereits todt geglaubten Cameraden, mit lautem Jubel, der Gouverneur umarmte weinend seinen Sohn, dann den Rittmeister, auf dessen Ankunft er bereits durch den Oeconomierath vorbereitet war, und freuete sich doppelt, in ihm den Retter seines Sohnes zu begrüßen.

Nur der Major der Milizen, der den Zug gegen die Dörfer der Schawanis befehligt hatte, stand verlegen in der Ferne. Kaum aber bemerkte ihn der Rittmeister, als er auf ihn zu ging, ihm treuherzig die Hand bot und artig seinen Dank abstattete für das sichere Geleite, welches er seinen Lieben geleistet hatte. Das Vollmondsgesicht des Majors erheiterte sich merklich, und anscheinend scherzhaft sprach er: „Kamerad, Sie haben mir eine Nase gedreht!"

„Ich habe Sie nur einer unmenschlichen Handlung überhoben!" — erwiederte der Rittmeister ernst.

Als aber der Major kleinlaut erwiederte: „ich handelte nach Auftrag!" — wandte sich Albrecht, seine Fassung mit Gewalt behauptend, von ihm.

Die eingebrachten Schawanis wurden nun freigegeben. Rührend war das Wiedersehen der Liebenden, rührend ihre Dankbezeugungen gegen den Rittmeister. Dieser ließ sich von dem Gouverneur eine für ihn von dem Oeconomierath, der sich mit Alwine nach der Hauptstadt des Ohio-Staates gewandt hatte, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, ausgesetzte Summe geben und beschenkte seine rothen Freunde reichlich. Auch für Tekumseh und den Propheten machte er kostbare Einkäufe, und mit einem Frei-

briefe vom Gouverneur versehen, kehrten die drei Schawanis zu ihrem Stamme zurück.

Der Rittmeister folgte nun seinen Lieben und eine selige Zeit begann für das so sehr geprüfte Paar. Der Oeconomierath, der von Tage zu Tage mehr eingesehen hatte, daß das Wort Vaterland kein leerer Schall ist, — und daß die Fremde mit allen ihren Herrlichkeiten und Genüssen keinen Ersatz bieten kann für die traute Scholle Erde, an die sich die düstern und hellen Fäden der Erinnerung knüpfen, suchte seine Besitzthümer zu veräußern und rüstete sich zur Rückkehr nach Europa.

Alles gelang nach Wunsch. — Nicht ohne Wehmuth sagten die Reisenden der neuen Welt Lebewohl und schifften sich nach Deutschland ein. Ohne Unfall erreichten sie einen norddeutschen Hafen, es war im Herbste des Jahres 1813. —

Siegesdonner begrüßte sie. Der Löwe hatte seine Fesseln gebrochen. Das Reich des Blendwerks und der despotischen Willkühr stürzte zusammen. Tief in dem Norden war der Stern der Freiheit aufgegangen über dem Feuermeere Moskaus, und schon welkte die erste grüne Decke auf den Gräbern der sieggewohnten Heere des Weltenstürmers.

Aber noch galt es einen harten Kampf. Der Eroberer hatte neue Massen zusammengerafft, ein großer Theil Deutschlands war ihm noch dienstbar, und in dem Herzen desselben, in dem schönen Sachsenlande, versammelte er seine Schaaren zum letzten, verzweiflungsvollen Wagen.

Die Fürsten hatten begriffen, daß die Stütze ihrer Throne nur auf die Liebe ihrer Völker gebaut ist, — sie hatten gelernt, daß ohne Gerechtigkeit und Treue in ihrem hehren Berufe der Purpur, der sie bedeckt, ein Fastnachtsanzug ist; daß das Beispiel der Redlichkeit, der Tugend, der Sittlichkeit, der Wahrheit, der ritterlichen Deutschheit in ihren edleren Formen von oben herab dem Deutschen vorleuchten muß; — o, mögten sie nie es vergessen haben. Sie sprachen zu dem Volke — die Väter sprachen zu ihren Kindern!

Das Volk hatte begriffen, daß von jenem leidenschaftlichen, dem Augenblicke lebenden, Nachbarvolke kein Heil für es ausgehen könne; die fremde Anmaßung, die methodische Aussaugung, die täglich zunehmende Schmach, die Willkühr seiner Dränger, die Frivolität, die sich frech an die Stelle uralter, geheiligter Gebräuche und Einrichtungen drängte, preßten den Schrei des Unmuths aus seinem Herzen; aber die Furcht machte ihn im schmerzlichen Seufzer verhallen. Es hatte gelernt, daß nur Achtung und Heilighaltung bestehender guter, seiner Stellung und seinem Charakter angemessener Gesetze, daß nur gemeinschaftliches, innigverbundenes, uneigennütziges Wirken aller deutschen Fürsten und Völker das schöne Land auf die Stufe des Glückes, der Ausbildung und der Kraftentwicklung führen könne, die seine Lage gestattet, die seine Bewohner verdienen; o, mögte es diesen Glauben ewig bewahrt haben! — das Volk folgte dem Rufe seiner Fürsten.

Von den Bergen loderten die Feuer des Aufgebots, durch die Thäler drang der Ruf der Freiheit. Die Greise fühlten Jugendkraft in ihren Adern, die Knaben prüften die Wucht des Schwertes, die Jünglinge drückten sich siegesmuthig die Hand, die Männer küßten stillernst die Thräne von den, in freudiger Ergebung strahlendem, Antlitze ihrer Gattinnen. Das Volk stand auf! —

Da gab es keinen Rang, kein verjährtes Vorurtheil mehr, nur nach einem Ziele ging das allgemeine Streben: „Befreiung vom fremden Joche, Untergang der Tyrannei.“

Mit Gott für Fürst und Vaterland! war die Losung, die die Hörsäle leerte, die die Gewölbe und Werkstätten der bürgerlichen Gewerbe in Waffenplätze verwandelte, mit der der greise Vater die Handhabe des Pflugs ergriff, denn mit ihr waren seine Söhne in das Feld gezogen.

Das waren nicht mehr die künstlich dressirten Truppen von Jena und Austerlitz, da bedurfte es nicht mehr des Handgelds, nicht mehr des Stockes als Lehrmeister und Ermuthiger. Tausende von Freiwilligen bildeten wie durch Zauberschlag furchtbare, leicht bewegliche Schützenmassen. „Hört ihr's, schon jauchzt es uns donnernd entgegen," jubelten die kühnen, todesmuthigen Jünglinge. „Brüder hinein, in den blitzenden Regen," intonirten die kräftigen Schaaren der Linie und der Landwehren und „mit Gott, wir wollen's wagen" hallte es in den dichten Reihen des Landsturms wieder. —

Die Katzbach, Leipzig, Hanau, Bar sur Aube, — Paris — sie werden noch nach späten Jahren von den Kriegern und den Thaten, die die große Zeit gebar, zeugen; und ging auch die blutige Saat nicht auf zu freudiger Erfüllung gerechter Wünsche, so werden jene Namen doch noch lange ihren begeisternden Klang behalten und in jeder deutschen Brust wiederhallen wie ein heiliges Vermächtniß. —

An der Spitze seiner Schwadron hatte der Rittmeister die Schlachten mitgeschlagen, die das Vaterland befreieten, das einfache Kreuz von Eisen hing auf seiner Brust über dem Totum seiner Brüder am Michigan.

Sein König selbst hatte es da befestigt, als er, der erste bei dem Sturm auf den Mont Martre, mit zerschmetterter Schulter aus dem Gefechte getragen wurde. —

An einem schönen Sommertage des Jahres 1814 begrüßte das Regiment mit klingendem Spiele die Gebirge der Heimat. Der Oeconomierath an der Spitze des Landsturms, die Beamten, unter ihnen der Justizrath, empfingen die rückkehrenden Helden. Die Jungfrauen hatten Kränze geflochten und warfen sie mit freudestrahlenden Blicken auf die von Frost und Hitze gebräunten Sieger. Aber der schönste Kranz winkte Albrecht.

Mit Majorsrang aus dem Dienste entlassen, führte er sein treues Mädchen zum Altar und widmete sich fortan der Landwirthschaft. Der Oeconomierath fühlte sich in seinen Kindern verjüngt. Traugott, der auch während des letzten Feldzugs treu an der Seite seines Herrn focht, wurde mit zu der Familie gerechnet; trotz seiner anfänglichen Weigerung mußte er mit an ihrer Tafel speisen, und keiner der etwaigen Gäste rümpfte die Nase über den bärtigen, schlichten Tischgenossen; denn die bewiesene Treue gegen seinen Herrn war zum Sprichwort geworden in der ganzen Provinz. —

Mit stiller Trauer gedachten die Glücklichen noch oft ihrer Freunde am Michigan. Von ihren Bundesgenossen, den Engländern, verlassen, war der größte Theil im beharrlichen Kampfe gegen die Unterdrücker gefallen, und der zahlreiche Stamm der Schawanis zählte, nachdem das Kriegsbeil wieder vergraben war, nur noch zwanzig Köpfe an Greisen, Weibern und Kindern.

A. Daeves.

---

* Schreiben eines Bremers an einen Freund in Elberfeld, im Januar 1833.

Der Plan zu einer Eisenbahn zwischen Braunschweig, Hannover und den Hansestädten war von ersterem Platze aus in Anregung gekommen, und ich fand ihn so ansprechend, daß

ich die Theilnahme dafür zu befördern suchte. Indem ich aber so zu nähern Betrachtungen darüber geführt wurde, mußte mir wie von selbst der Gedanke kommen, daß eine Eisenbahn bis zu Ihnen und dann etwa bis Cöln, noch unendlich wichtiger und segensreicher für uns, und in fast noch höherem Maaße für Ihre Gegend seyn müßte. So viele Jahre schon haben die Preußische und die andern betheiligten Regierungen sich vergebens mit den Holländern, um eine freie Gemeinschaft mit dem Meere, herumgestritten, und was nun endlich in äußerst beschränktem Maaße und eigentlich nur dem Schein nach, zugestanden ist, kann bei der ersten Collision zurückgenommen werden. Besitzen Sie eine Eisenbahn bis zu uns, zu einer verbündeten, von allen Zollbeschwerden gänzlich freien Stadt, so ist der Ausgang bis zum Meere factisch da, und dabei weit sicherer und näher als Holland ihn, vermittelst seiner Ströme zu geben vermochte. Doch bevor ich mich über die Vortheile dieser Unternehmung weiter verbreite, will ich erst meine Ansicht über die verhältnißmäßig leichte Ausführbarkeit darlegen.

Es ist in dem Braunschweiger Plane gesagt, daß die Erbauung der Eisenbahnen mit den dazu erforderlichen Erddämmen, Gebäuden und sonstigen Verkehrungen auf 35000 Rthlr. die Meile kommen solle. Sind nun schon Chausséen da, wie z. B. auf der Strecke von hier bis Münster, die nur einer mäßigen Verbreitung von 6 oder 8 Fuß bedürfen, so kann der Kostenbelauf aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf die Hälfte hinankommen. Angenommen aber, dieß Maximum müßte durchgehends verwendet werden, so kostete die ganze Eisenbahn von hier bis Cöln, also auf eine Distanz von 40 Meilen doch nur 1400/m Rthlr. — Man könnte noch 100/m Rthlr. für mögliche außerordentliche Ausgaben anschlagen, und dann das Capital von 1½ Mill. auf 1500 Actien, jede von 1000 Rthlr. fundiren, zahlbar in vierteljährigen Terminen von 10 à 15 pCt., da die Vollendung des Werks vermuthlich 2 Jahre erfordern, oder doch die soviel spätere Einzahlung der letzten Termine genügen würde. Wer denn auch im ersten Augenblick kein bedeutendes Capital disponibel hätte, könnte doch bei der Aussicht auf eine bedeutende Erhöhung der Actien, nach theilweiser Vollführung des Werks, ziemlich tief darauf hineingehen und es würde also nur einer verhältnißmäßig kleineren Gesellschaft von 30 bis 50 Personen dort und hier bedürfen, um das Werk anzufassen. Es könnten gleich 6 pCt. Zinsen ausgemacht werden, um etwaige Belehnungen auf diese Actien zu erleichtern, und so ihren Cours um so mehr zu heben und zu befestigen. — Alles dieß läßt sich jedoch vielfältig, den Umständen so wie den Ansichten der Interessenten gemäß, modifiziren.

Dieser Actien-Verein würde nun natürlich eine Eigenthums-Erwerbung der Eisenbahnen voraussetzen und zur Vermeidung aller Collisionen, auch diejenige der Chausséen, mit denen sie verbunden werden müßten. Dieß würde sich vermuthlich durch Uebernahme dieser Chausséen von der Regierung, gegen Vergütung des reinen bisherigen Durchschnitts-Ertrages der Chausséegelder, bewerkstelligen lassen, allenfalls mit einer Erhöhung, als Vergütung für die Benutzung der Häuser und sonstigen schon vorhandenen Einrichtungen. Auch könnte das Eigenthumsrecht in so fern auf eine gewisse Dauer beschränkt werden, daß es etwa nach 20 oder 30 Jahren dem Staat freigestellt würde, dasselbe nach vorabgängigen Bestimmungen zurückzukaufen.

Was nun die eigentlichen Einkünfte der Eisenbahn oder das Weggeld auf derselben betrifft, so ist in dem Braunschweiger Plan 1 Pfennig pr. 100 Pf. die Meile, für mehr als zureichend angenommen; dieß wäre also 10 Grote die 100 Pfund für die ganze Distanz von 40 Meilen bis Cöln. Nehmen wir dann zu den 6 pCt. Zinsen noch 2 pCt. Verwaltungskosten und Chausséegeld-Uebernahme, also 8 pCt. vom Anlege-Capital von 1½ Mill., so sind jährlich 120/m Rthlr. erforderlich, und zu deren Aufbringung ein täglicher Transport von 1200 Centner oder 30 Schiffslasten hin und zurück, worüber es in der Wirklichkeit sicherlich weit hinausgehen wird, und wozu denn noch ein Bedeutendes für Personen-Fuhrwerk kommt. Die eigentliche Fracht ist in jenem Plane zu 2 Pfennig pr. 100 Pfund angenommen, was auch mehr als hinlänglich ist, weil jedes Pferd, das sonst mit Mühe 1000 Pfund zieht und bis Cöln etwa 10 Tage unterwegs ist, dann 6 bis 8000 Pfund in 3 Tagen dahin bringt; (natürlich stationsweise, wie jetzt mit Extraposten) — so daß also mit gleichen Mitteln etwa 20 Mal mehr geleistet wird. Ist also die ganze Fracht 20 Gr. pr. Ctr. oder ⅔ Rthlr. Lo'or., etwa 1 Rthlr. Preuß. Courant pr. L. Pf., so erhöht sich gleichwohl durch so viel größere Leistung der Gewinn des Fuhrwerks um mehr als das doppelte Fracht- und Bahngeld zusammen 30 Gr. pr. Ctr. oder circa 1½ Rthlr. pr. Schiff Pfund macht dann aber erst $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{5}$ der jetzigen Landfracht aus, macht selbst weniger aus als die Wasserfracht von Holland aufwärts bis Cöln und vermuthlich nicht viel mehr als dahin Strom abwärts. Nehmen wir nun an, daß ganze

Schiffsladungen Taback und sonstige Artikel von hier nach Holland gehen, um von da mit unendlichem Zeitverlust und vielen Plackereien den Rhein hinaufgeschickt zu werden, daß gegenseitig Vieles vom Rhein über Holland zu uns kommt — was Alles dann wohlfeiler und ohne Vergleich schneller und sicherer über die Eisenbahn gehen würde, so ergiebt sich von selbst, daß die Frequenz dieser neuen Straße über alle jetzige Berechnung hinausgehen müßte. Sie würde zugleich manchen neuen Verkehr zwischen den so verbundenen Landstrecken ins Leben rufen, an welchem jetzt bei der Schwierigkeit des Transports nicht gedacht werden kann, und den Austausch gegenseitiger Producte und Bedürfnisse veranlassen, bei denen es jetzt an gehörigen Absatz einerseits, wie Versorgung andererseits gebricht. So würde selbst das wichtigste aller Producte und das unentbehrlichste aller Bedürfnisse, das Getreide, zwischen Weser und Rhein einen bedeutenden Verkehr veranlassen. Wie oft schon hatte die Rheingegend Bedürfnisse daran, die Holland nicht allein nicht befriedigen konnte, sondern durch Monopolisirung der Zufuhr vielmehr noch steigerte! Wäre im Jahr 1816 und 17, als die Noth am Rhein so hoch stieg, und alle Bemühungen der Preußischen Regierung und der Privat-Vereine, um Zufuhren dahin zu schaffen, an den mannigfaltigen Schwierigkeiten des Transports, wie an den Hindernissen des Eigennutzes fast erlahmte; wäre damals eine Eisenbahn von hier bis zum Rhein vorhanden gewesen, so hätte die Noth sicherlich nicht diese Höhe erreicht, und vielleicht würde derselben durch die Thätigkeit unserer Kaufleute gänzlich vorgebeugt worden; wie dies noch im letzten und vorletzten Jahre im Hannövrischen und Hessischen durch Einführung von 30000 Last Rocken aus dem Russischen und andern Nordischen Häfen und selbst aus Frankreich, England und Amerika der Fall war. —

Dieser letzte Gesichtspunkt, die Sicherstellung der Subsistenz der Rheinbewohner, im Fall von Mißwachs, neben ihrer größeren Unabhängigkeit von Holland in dieser wie in jeder andern Hinsicht, müßte vorzüglich den Plan zu einer Eisenbahn bei Ihrer Regierung eine bereitwillige Aufnahme zu wege bringen und ihr bei dem gleichen oder selbst größeren Nutzen als dem der Wasserstraßen auch dieselben Vortheile und Erleichterungen verschaffen, welche jetzt die erstern, zum Nachtheil der Landstraßen in Betreff der Durchgangszölle, genießen. Dies wäre jedenfalls ein wesentlicher Punkt, von dessen Gewährung mehr oder minder der ganze Erfolg der Unternehmung abhangen würde, worauf aber auch um so zuversichtlicher zu hoffen ist, weil eben durch die Eisenbahn einerseits die Einnahme des Zolls bedeutend anwachsen, und andererseits die Hebung und Controlle desselben mehr gesichert, vereinfacht würde. Außerdem aber müßte auch der große Gewinn, der insbesondere für Cöln daraus hervorginge, die Regierung günstig dafür stimmen, die doch sichtlich das Bestreben äußert, dieser Stadt einen Theil ihres früheren Glanzes zurück zu geben. —

Daß die hiesige Comité vorsichtig zu Werke geht und die wichtige Sache genau prüft, ehe sie ihre Mitbürger zur Zeichnung von Actien auffordert, kann nur mit Dank erkannt werden. Bei den jährlichen Erfahrungen des kläglichen Zustandes unsers Stroms, dessen Radicalcur eine ungeheuere Summe kosten würde, sind viele achtungswerthe Mitglieder unsrer Börse der Meinung, daß Bremen nur dann einen reellen Nutzen von der Eisenbahn nach Cöln und nur dann den Hamburgern einen bedeutenden Vorsprung abgewinnen werde, wenn die Eisenbahn von Bremen ihren Anfang nehme. Würde die Bahn aber erst in Minden beginnen, wie man bis jetzt beabsichtigt und wollte man die Weser zu Hülfe nehmen, von welchem Gedanken die Kurzsichtigkeit, welche die Seichtigkeit, Unzuverlässigkeit und die Krümmungen nicht kennt oder nicht kennen will, sich nicht trennen zu wollen scheint, dann dürfte die Sache, besonders für Bremen, sehr viel von ihrer Wichtigkeit und Nützlichkeit verlieren und die 400 Actien, worauf Minden für Bremen rechnet, dürften hier bei weitem nicht genommen werden, während die Unterbringung einer ungleich größern Anzahl von Actien nicht schwer seyn wird, wenn die Eisenbahn in Bremen beginnt und sey es nun über Minden oder, was Manche noch weit vortheilhafter halten, über Osnabrück und Münster nach dem Rheine geführt wird. — Wir vertrauen der Sorgfalt der hiesigen Comité, hoffen, daß sich bei derselben keine Einseitigkeit, sondern Gradheit und Offenheit im Austausche der Meinungen zeigen werde, dieselbe aus ihren Verhandlungen keine Geheimnißkrämerei machen, sondern, dem Geiste der Zeit gemäß, öffentlich Mittheilungen ertheilen werde.

* Aus meinem A. B. C. Buche für große Kinder.

Fuß. Die Füße haben gewiß größere Uebel in der Welt angerichtet als die Köpfe. Ein Kopf hat noch Keinen um seinen Fuß gebracht; aber wie Viele sind nicht durch einen artigen Fuß um ihre Köpfe und um ihr schönes Vermögen gekommen. Von diesen gefährlichen Füßen aber müssen wir ausnehmen: die oft stropirten Füße in der Poesie — den Münz- und Kaufmanns-Fuß — und die Füße, die der fußliebende Mensch den Bergen beigelegt hat.

Falschheit, eine sehr nothwendige Eigenschaft eines Mannes, der in der Welt sein Glück machen will. Sie gleicht einem Schleier, welcher zuweilen mehr Reize vermuthen läßt, als das im Blick gehemmte Auge zu sehen vermag. Der Weltmann wirft diese, dem Spinngewebe gleichende Drapperie über, und erwartet drinnen die unvorsichtigen Mücken, welche kommen und sich fangen lassen wollen. Falschheit ist ferner der Grundzug des weiblichen Characters, welchem Gefälligkeit und Tändelei eine angenehme Mischung verleihen.

Gelassenheit, eine an den Vorfahren bewunderte Tugend, welche auf unser Zeitalter einen blendenden Schein zurückwirft, welchen die Herrnhuter und das heilige Muckerpack gehascht zu haben vorgeben — es ist indessen nur Schein — ein täuschendes Irrlicht.

Gewogenheit ist eine Scheidemünze, die beständig im Cours ist.

Gnädig. Ein gnädiger ist 1) ein Mann, der von der Gnade seiner Gläubiger lebt; 2) der Andere, wenn es ihm einfällt, ins Gefängniß stecken lassen kann; 2) der ein gnädiges Fräulein heirathen muß.

Gnädige Strafe ist eine Anstalt, nach welcher man nicht geköpft, gehenkt und gerädert, sondern ganz piano und andantino mit Wasser und verschimmeltem Brod zu Tode gefüttert, und in den unterirdischen Gefängnissen, die ein Meisterstück der Polizei größtentheils hier und dort noch sind oder seyn mögen, bei lebendigem Leibe ein Gericht der Würmer und des Ungeziefers wird. Sich für die gnädige Strafe bedanken, ist ein erläuternder Holzschnitt zur siebenten Bitte, und ein Loos, das ich meinem größten Feinde nicht wünschen will.

Kappe. Jedem Narren gefällt seine Kappe, sagt das Sprichwort — warum wollen wir es also gewissen Leuten übel nehmen, wenn der auf eine Spitzige und der auf eine Runde mehr hält.

Kammerherr ist ein Edelmann, welcher Erlaubniß hat, einen Schlüssel zu des Fürsten oder der Fürstin Cabinet zu führen — welcher nicht schließt — mehrentheils tragen die Deutschen Kammerherren Französische Schlüssel. — Sie stehen, nach Friedrichs II. Ausspruch, mit den Frei-Corporals in gleichem Range.

Kessel. Was für einen verschiedenen Eindruck — ein Bombenkessel und ein Fleischkessel auf den Soldaten macht!

Leonischer Adel ist im Oesterreichischen und zu Wien so zahlreich, und von gleichem innerlichen Werth, als das Leonische Gold. In andern Ländern steht jeder gekaufte und erkuppelte Adel — mit Diesem in gleichem Range. Ob die Kinder des alten Bundes aus dem Saamen Israels, die sich zu Wien adeln, ja sogar baronisiren lassen, zu diesem After-Adel gehören, müssen die Diplomatiker entscheiden — da sie doch zum auserwählten Volke Gottes gehören, so müßte ihr Adel doch auch zum auserwählten Adel gehören — aber was würde Siegfried von Lindenberg oder Max von Non Nomine dazu sagen? Der würde dem Jüdischen Baron das Patent darüber vom Ludimagister ausfertigen lassen, daß er ein Narr in Folio sey. —

Lorbeer. Unsere Krieger setzten einst um ein Paar Lorbeer-Reiser ihr Leben auf das Spiel, und könnten sich doch ohne Blutverlust, für wenige Groten, ihre ganze Lebenszeit damit versehen. Die Lorbeer-Kränze der Dichter kosten kein Blut, sondern bloß den edlen Rebensaft.

List ist eine nothwendige Wissenschaft, um durch die Welt zu kommen, und mit andern ehrlichen Leuten gleichen Schritt zu halten.

Mann, großer, hat viele Bedeutungen; es heißt ein langer — dicker — reicher und vornehmer Mann — ein Mann, dessen Namen bei vielen Gelegenheiten gedruckt und groß gedruckt wird — ein Mann, dessen Gegengruß sich zum Gruße kleiner Leute wie 1 zu 1000 verhält — ein Mann, über den Alle lachen, indem er wieder über Andere lacht. Ein kleiner Mann kriecht überall durch ohne anzustoßen.

Veritas.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 9.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 31. Januar 1833.

Es bleibt sein Körper nur der niedern Erde,
Damit dem Freund' sein Geist die Ruhmesstaffel werde.

* Leichenrede, gehalten im Keller zu B.....

(Beschluß.)

Des alten Cato's Tugend glühte *)
Durch einen Freund aus deinem Stamm;
Selbst finstrer Mönche Sinn ersprühte
Durch ihn; zum Wüthrich ward ein Lamm;
Und manche kranzumwundne Leier
Beging die lust'ge Todtenfeier
Für deines Urahn's Geist. —

O, Abgeschiedner! dessen Preisen
Uns neue Sehnsuchtsthränen schafft,
Nimmst du die Ruhe uns der Weisen,
So giebst dafür du Heldenkraft;
Denn deine letzte Abschiedsstunde
Verschloß, wie Balsam, schon die Wunde,
Die Schicksalstück' uns schlug. —

Des Schicksals Tücke anzuklagen,
Das hieße, in der Lüge Nacht
Die Wahrheit mit zu Grabe tragen,
Da, wir gestehn's, dir Tod gebracht,
Was And'ren Lebenszunder bliebe;
Ja, unsre allzugroße Liebe
Schuf Tod dir und Sermon.

O sel'ge, nie vergess'ne Stunde!
Wo man in uns'res Zirkels Ring,
An deinem Gotterfüllten Munde
Wie Bien' am Honigbecher hing:
Dann floß aus deiner goldnen Lippe,
Wie aus dem Strom der Aganippe,
Uns Geist und Wort in's Herz. —

Wie närrisch! daß die Trauertöne,
Die mir zu deinem hohen Preis,
Geschenkt die Milde der Camöne,
Dein Geist in uns zu mildern weiß,
Und daß, wie in der Wesen Leben,

*) Narratur et prisci Catonis saepe — caluisse virtus. Horat.

Sich bunt und hüpfend hier durchweben,
Dem Schmerz gepaart die Lust. —

Das kommt — doch halt! dich zu verbrennen,
Des jüngst entschwund'nen Geistes Faß,
Sey erste Pflicht, die wir erkennen,
Damit kein schlecht'res Rebennaß
Ins Künftige den Leib besetze,
Aus dem, nach dem Naturgesetze,
Ein leerer Raum jetzt ward. —

O Geist des Weines! Unsre Feste
Verdanken dir ihr Fortbestehn;
So wollen wir auch deinem Reste
Ein würd'ges Todtenamt begehn. —
Ja! es tönet schon die Klingel!
Komm Knabe! Nun, wo steckt der Schlingel?
Zum Feuer bring' uns Wein!

X. A. Leander.

Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne. *)

Auf einer Wanderung durch die südlichen Provinzen Frankreichs, im Herbst 1823, schlug ich mein Hauptquartier in einen kleinen, etwa zwei Stunden von dem freundlichen Städtchen Riom entfernten Dorfe auf, von Riom, das wegen der wilden Schönheit seiner Umgebungen, und wegen der köstlichen Aprikosen- und Quittenpasteten, mit denen es die üppigen Gaumen der guten Bürger von Paris und der andern Hauptstädte Frankreichs versieht, gleich bekannt und merkwürdig ist. Ein paar Bücher, die unten in meinem Mantelsack lagen, mein Zeichnungsgeräthe, eine Doppelbüchse von Manton, eine Koppel englischer Hühnerhunde und meine Angelruthe gewährten mir hinlänglichen Zeitvertreib in meiner romantischen Einsamkeit. Die nahen Berge sind reich an Wild; und in den Waldbächen, die sich in glitzernden Fällen von ihren Halden niedergießen, wimmelte es von rothgesprenkelten Forellen, die dem Angler eine nie versiegende Quelle von Beschäftigungen geben.

Es war gegen das Ende eines rauhen und düstern Spätoktobertags, den ich mit dem Aufsuchen der schönen rothen Rebhuhnart, die in großen Ketten in den haidebekleideten Abhängen des Puy de Dome nistet, zugebracht hatte, als ich müde, und von Hunger und Durst erschöpft, in der Nähe einer kleinen uralten Kapelle Halt machte, zu der die Bergbewohner in einer Art Wallfahrt zu „Unserer lieben Frau vom Goldberg" (Notre Dame de Mont d'Or) alljährlich zu pilgern pflegen. Ihr Bild, in Stein gehauen, mit dem Christuskinde in den Armen, steht über dem gothischen Thorbogen, der in das Innere des Gebäudes führt. Das graue moosbewachsene Fußgestell eines großen Steinkreuzes, das ursprünglich dem Eingange gegenüber aufgerichtet gewesen, jetzt aber umgestürzt und zum Theil in dem grünen sammetnen Rasen, auf dem es lag, vergraben war, bot mir einen willkommenen Ruheplatz für meine müden Glieder. Ein heller durchsichtiger Quell sprang aus einer Ritze des Felsens, an dessen eine Seite die Kapelle gebaut war, ergoß sich in ein kleines von der Natur gebildetes Becken unten, und rann dann, über Kieselgrund murmelnd, einem Waldstrome zu, dessen betäubendes Brüllen allein die schauerliche Stille unterbrach, die ringsum herrschte. Ein kleines massives Trinkgefäß von Eisen hing an einer Kette neben diesem Born; und wahrscheinlich rührten die Worte „Fesso Viatori," *) die ich in rohen Buchstaben über der Stelle, wo es hing, in demselben Felsen gegraben fand, von der frommen Hand her, deren werkthätiges Wohlwollen es hierher gestiftet hatte. Das Gedächtniß des unbekannten Wohlthäters, wer er auch

*) Aus dem Forget me-not für 1833, von Georg Agar Hansard Esq. geschrieben in Dijon.

*) Dem müden Wanderer.

immer seyn mochte, aus vollem Herzen segnend, trank ich in tiefen Zügen.

Ich fühlte mich jetzt wieder bedeutend erfrischt, und verfolgte meinen Pfad weiter in der furchtbar prachtvollen Gebirgslandschaft: auf allen Seiten stiegen die Berge in den mannichfaltigsten und seltsamsten Gestalten empor und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die ihre Gipfel vergoldete, warfen noch einen Theil ihres Glanzes auf das verschiedenfarbige Herbstlaub der prachtvollen Waldbäume, die ringsum wuchsen; die Scene wechselte — und ich stieg nun in eine tiefe Schlucht hinab, wo mächtige Granitblöcke, die irgend eine gewaltsame Naturbegebenheit von den überhangenden Felsklippen gerissen hatte, da und dort den Weg sperrten oder in den wunderlichsten Gebilden auf einander gethürmt lagen. Unter sie gemischt, und an einigen Stellen in ihren gähnenden Höhlungen wurzelnd, schossen einige hohe uralte Fichten gespenstergleich gegen den finstern Himmel auf und bewegten die langen düstern Aeste, wie Arme in dem Nachtwinde hin und her.

Die wilde Oede des Orts lockte nicht eben zu längerem Verweilen, und so eilte ich, mich nach der Sonne richtend, so schnell als es der schroffe Bergpfad erlauben wollte, voran; allein plötzlich theilte sich dieser in zwei oder drei verschiedene Arme; und wie ich noch, mit mir selbst zu Rathe gehend, welchen ich nun einschlagen sollte, da stand, wurde meine Aufmerksamkeit durch den lauten klagenden, fast zu gellendem Wehschreien steigenden Ruf eines in Noth befindlichen Thiers festgehalten. Ein Föhrenwald zog sich auf beiden Seiten bis in die Schlucht herab, durch die ich hinging. Aus diesem kamen die Töne. In wenigen Augenblicken folgte ein durchdringendes und wildes Geheul den Schreckenslauten, das mit dem Gekreisch zahlloser Vögel, die in schwarzen Schwärmen von den Bäumen aufstiegen, dem schrillen Pfeifen des Falken, wie er kreisend sein Klippennest umflog, und dem bangen Winseln meiner Hunde ein schauerliches Konzert bildete und mir die Gewißheit gab, daß die Wölfe, von denen dieser Theil von Frankreich arg heimgesucht ist, ihre nächtlichen Raubzüge begonnen hatten. Ich stand still, nahm meine Jagdflinte von der Schulter, lehnte mich mit dem Rücken an einen Baum, und harrte, den Finger am Drücker des Gewehrs, ängstlich der kommenden Dinge. Dieser Zustand banger Erwartung sollte nicht lange dauern. Ein lautes Krachen der Zweige hinter mir hieß mich rasch umdrehen und gleich darauf brach — von einer dürren Wölfin mit ihren zwei Jungen hart verfolgt — ein Rehbock durch das Dickicht. Das arme Thier schien von Mattigkeit und Schrecken bereits erschöpft, denn nach einem Wettlauf von etwa dreißig Schritten die Schlucht hinauf, sprang ihm seine unbarmherzige Verfolgerin mit einem Satze an die Kehle, und riß das Thier zu Boden, der sich schnell von seinem Schweiße röthete. Die Jungen, fast eben so behend und nicht minder wild wie ihre Mutter, kamen jetzt herbei und Alle zusammen machten sich nun an das Zerreißen und Verschlingen ihrer Beute. Obwohl der ganze Auftritt in kürzerer Zeit sich zutrug, als wohl seine Erzählung erforderte, so blieb mir doch noch Muße und auch Geistesgegenwart genug, eine Kugel auf die gewöhnliche Ladung meines Gewehrs zu setzen, und da ich eine unwiderstehliche Lust in mir fühlte, selbst eine Hauptrolle in dem Drama zu spielen, bei dem ich bisher bloß den Zuschauer abgegeben hatte, so ließ ich mich behutsam auf ein Knie nieder, zielte wohlbedächtig und feuerte. Mein Schuß hatte getroffen, allein nicht so, wie ich gewollt hatte, das größere von den beiden Jungen

fiel, tödtlich verwundet, das andere flüchtete in den Wald, verfolgt von meinen Hunden, die ich nicht länger zurückzuhalten im Stande war.

Allein und ohne eine Ladung in meinem zweiten Gewehrlaufe, sollte ich im Augenblick die ganze Gefahr meiner Lage kennen lernen; denn mit einem entsetzlichen Knurren verließ die alte Wölfin ihre Beute und kam, die Borsten ihres Nackens vor Wuth hoch aufgesträubt, ein fast übernatürliches Feuer in den rothen blitzenden Augen, in hurtigen Sätzen der Stelle zu, wo ich immer noch kniete. Keine Sekunde war zu verlieren. Im Nu war ich aufgesprungen. Die Fersen fest in den Boden gestemmt, und die Mündung meines Gewehrs mit beiden Händen fest fassend, schwang ich den Kolben rund um den Kopf, und erwartete so vorbereitet, das Herankommen des Ungethüms. Die Wölfin war jetzt noch etwa sechs Fuß von dem Platze, wo ich stand: schon glaubte ich ihre Fänge an der Kehle zu spüren. Kalter Schweiß rann mir über das Gesicht, als in dem Augenblick, wo ich meine ganze Kraft zu einem entscheidenden Schlage zusammennahm, das Unthier einen krampfhaften Satz in die Höhe that, und mir todt vor die Füße rollte. Der Knall einer Flinte folgte in demselben Augenblicke. Ich hörte eine tiefe Stimme, die den wohlbekannten Jagdruf „Harloup chiens! harloup! le voici! harloup!“ erschallen ließ; und zwei Wolfshunde rannten in vollem Laufe an mir vorüber und fuhren auf meinen hingestreckten Feind hinein.

Der Uebergang von der drohendsten Gefahr zu unerwarteter Rettung war so blitzschnell, daß ich für einen Augenblick nicht im Stande war, meine Lage ganz zu fassen. Als ich mich hastig in der Richtung umdrehte, woher der Schuß gekommen war, sah ich einen hochgewachsenen ältlichen Mann in Jagdkleidung zwischen den Bäumen heraustreten, die in vereinzelten Gruppen am Eingange des Waldes standen. Wie er näher kam, nahm er höflich seine Mütze ab, und bemerkte lächelnd, indem er zu gleicher Zeit den Riesenleib des todten Wolfs mit dem Rohre seines Gewehrs umkehrte, daß „Monsieur“ ohne Zweifel ein Fremder sey, da kein Auvergner Jägersmann es wagen würde, allein, zu einer solchen Stunde, nur in einem Laufe eine Ladung und ohne Begleitung von wenigstens ein Paar Wolfshunden, in den Bergen zu verweilen. Ich gab ihm mit warmen Worten meine Dankbarkeit für seine so zur rechten Zeit gekommene Hülfeleistung zu erkennen, und sagte ihm dann, ich sey ein Engländer, in der Gegend herum auf der Rebhuhnjagd gewesen, und hätte mich freilich keineswegs einer Begegnung mit einem solchen Wildprett, wie hier zu meinen Füßen lag, versehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(Beschluß.)

Kutschen. Die Erfindung derselben gab den Zionswächtern einen erwünschten Anlaß, über Ueppigkeit und Welteitelkeit ins Horn zu stoßen, vorzüglich in dem mönchischen Spanien. Der Spanische Biograph des Don Juan d'Austria, indem er das goldene Zeitalter der guten alten Zeiten beschreibt, „wo man auf Karren von Ochsen gezogen gen Hof fuhr,“ fügt hinzu: „soweit wurde dieses höllische Laster — nämlich in Kutschen daher zu rollen — getrieben, das Castilien so vielen Schaden zufügte, daß eine königliche Verordnung dagegen nöthig erachtet wurde.“ Der Schaden, der daraus für Castilien erwuchs, wird wahrscheinlich großen Theils auf Seite der Karrenführer und Ochsentreiber gewesen seyn. Dasselbe war auch in England der Fall.

Eine Menge Leute fanden sich in ihrem bisherigen Erwerbe verkürzt. Die Damen wollten nicht mehr auf Kissen hinter ihren Lakaien reiten, die Richter und Advokaten sich aus ihren Wohnungen nicht mehr nach Westminsterhall über das Wasser setzen lassen, oder auf einem Zelter stattlich einhertraben; Schiffer, Sattler und Pferdeverleiher klagten daher laut über den Verfall ihrer Gewerbe. Familien rollten nun in schwerfälligen hölzernen Maschinen glanzvoll einher — aber auch in ihr Verderben. Man würde sich kaum von dem Tumult und dem Widerstande, den diese Kutschen anrichteten, einen Begriff machen können, wäre nicht eine Satyre des Poeten Taylor auf uns gekommen, die er im Jahre 1629 gegen die Kutschen richtete und Allen witmete, die Beschwerde gegen die „auf Rädern rollende Welt" zu führen haben. Taylor klagt, daß man sonst zehn bis hundert Bedienten gehalten habe, jetzt aber sich so gut es gehen wolle, behelfe, nur um Kutsche und Pferde halten zu können; man habe gegenwärtig, fügt er hinzu, nur noch einen schmetterlingsleichten Pagen, einen trabenden Lakaien, einen steiftrinkenden Kutscher, einen Koch, Schreiber, Hausmeister und Kellermeister, wodurch eine Heerschaar rüstiger Bursche in die Gefängnisse zu wandern gezwungen worden sey. Als eine der üblen Wirkungen, die durch das Aufkommen der Kutschen erfolgt sey, bezeichnet der Dichter witzig die, daß kein Mann zum Ritter geschlagen werden könne, ohne daß seine Frau für ihre ganze Lebenszeit mit Lahmheit geschlagen werde, und nur in einer Kutsche sich sehen lassen könne. — Taback. Zur Zeit, wo man sich dessen zu bedienen anfing, war die Besorgniß allgemein, die Nation würde dadurch zu Grunde gerichtet werden. Gleich allen neuen Moden verrückte auch die Einführung des Tabackblattes die Köpfe aller Stände. „Das Geld, das so in Rauch aufgeht," sagt ein Schriftsteller jener Tage, „ist nicht zu berechnen." Jakob I., in seinem merkwürdigen „Counter-blast to Tabacco" (Gegenblaser wider den Tabacksrauch) war bloß das Echo des Thrones von dem Geschrei des Volkes; allein der „Blaser" war zu schwach gegen den Rauch, und seine väterliche Majestät suchte vergebens seine treuen Kinder dadurch zu schrecken, daß er ihnen vorstellte, „sie machten aus ihrem Innern eine Sudelküche, und beschmutzten die edelsten Theile des Leibes mit einem fettigen Ruße, wie denn bei starken Tabacksessern nach ihrem Tode bei Eröffnung derselben gefunden worden." — Steinkohlen. Die Einführung derselben als gewöhnliches Brennmaterial hatte den Mangel an Holz in der Umgegend der Englischen Hauptstadt zum Grunde. Allein es bildete sich eine ganz eigene Atmosphäre über London; und es ist bekannt, daß eine reinere Luft oft Denen tödtlich wurde, die von ihrer frühesten Jugend an in diesem Schwefel und Rauchdunst gelebt hatten. Karl Fox sagte einst zu einem Freunde: „ich kann nicht auf dem Lande leben, meine Konstitution ist dazu nicht stark genug." Evelyn unterhielt einen steten Angriff gegen die „Londoner Rauchstadt." Man denke sich, ruft er unwillig aus, ein dichtes Zelt oder Gewölbe über London, würde man nicht sofort im Rauch ersticken! Dieser rußige Dunst schlägt sich nun alle Nächte auf die Straßen, unsre Häuser, auf das Wasser nieder, und wird in unsern Leib aufgenommen. Er überzieht das Wasser mit einem dünnen Häutchen, das auf der Oberfläche desselben tanzt; wie denn Alle, die in der Themse baden, Spuren davon an ihrem Leibe mit nach Hause bringen." Evelyn zählt auch die Zerstörungen auf, die dieser Dampf an allen werthvollen Gegenständen anrichtet, und in Frankreich sagte man ihm, „daß die südwestlich von England gelegenen Provinzen sich beschwerten, daß der Rauch,

der von der englischen Küste sich herüberziehe, ihrem Weinstock in der Blüthe verderblich werde." Die Wirkung dieser Schwefelatmosphäre läßt sich vorzüglich an den in London zum Verkauf ausgestellten Büchern wahrnehmen, die in kurzer Zeit geschwärzt, und wie vom Roste zernagt aussehen. Der Gebrauch der Steinkohle ist nun in London seit dreihundert Jahren im Gange. Unter Eduard I. erschien eine königliche Verordnung, welche das Brennen der Steinkohle in den Londoner Vorstädten untersagte, da der Adel sich beschwerte, man könne nicht nach London gehen, wegen des ungesunden und widerlichen Rauches. Holinshed sah im Jahre 1550 die allgemeine Benutzung der Steinkohle voraus, weil man damals die Kultur der Wälder so sehr zu vernachlässigen anfing. Leute, die in Gegenden wohnen, wo man noch mit Holz feuert, behaupten, einen Londoner stets an dem Geruch seiner Kleider zu erkennen, die nach Schwefel riechen.

---

* Der neue Rolandsthaler.

Diese kleine Medaille zeigt auf der rechten Seite unsere im Roland sinnbildlich dargestellte Freiheit, mit einer Umschrift, welche aus dem Verse, den derselbe in seinem Schilde führt, hergenommen ist: Vryheid do ick ju openbahr. Die Kehrseite enthält die in einem Sternenkreis eingefaßten bekannten Worte der Bibel: Welche der Sohn frei macht, die sind recht frei.

Die Medaillen von Blum sprechen auf einer Seite den frommen Wunsch aus: Erhalte Herr die Herberge deiner Kirche. Trägt nun unsere Stadt diesen schönen Namen noch mit Recht, so stimmen gewiß die Bewohner derselben, so oft von Freiheit die Rede ist, von Herzen mit ein in die Worte: Welche der Sohn frei macht, die sind recht frei.

Kleinigkeiten.

„Ich erinnere mich," erzählt Oelsner, ein Deutscher, der während der ganzen ersten französischen Revolution in Paris lebte, „noch immer, nach der Einnahme der Bastille, eines Schmiedes aus der Vorstadt St. Antoine. Er kam in das Caffeehaus von Fore und jubelte über die erstürmte Freiheit, die Freiheit von allen Abgaben. Man stellt ihm vor, daß es nicht so gemeint sey; daß für den Staat immer Abgaben nöthig wären." — „Aber," rief er ganz verblüfft, „da ist ja der ganze Lärm um nichts gemacht worden! warum haben wir denn da die Bastille erstürmt?" —

Als 1821 in Tortosa das gelbe Fieber grassirte, rieth Maltebrun, der berühmte Geograph, im Journal des Débats ganz ernsthaft, man solle, als Luftreinigungsmittel, diese Stadt bombardiren.

---

* Ein schöner Mann ist in den Augen unserer modischen Damen ein sechs Schuh langer, wohl bewadeter Grenadier — in den Augen des Kommandirenden ist aber gemeiniglich derjenige ein schöner Mann, der ein wenig dem Teufel ähnlich sieht. — Ein freier Mann! ist — — doch dieses sagt ohnlängst der biedere Pfeffel so wahr und schön in seinem Gedichte:

Wer ist ein freier Mann? u. s. w.

Die Inquisitin.

Eine Sage der Vorzeit für die Gegenwart.

Hochbebrillt die spitzen Nasen, unter Acten ringsverloren,
Saßen einst, so geht die Sage, Schreiber, Räthe und Doctoren;
Um zu prüfen, zu entscheiden einen Fall ganz eigner Art,
Der bis dahin nie in praxi vor Gericht gesehen ward

Eine Weibsperson, so hieß es, unbekannt von Rang und Stande,
Sey ergriffen worden, welche rings im deutschen Vaterlande
Heimlich freche Freiheitslehren auszustreuen keck gewagt,
Und in Folge dessen peinlich als Rebellin angeklagt.

An den Händen festgebunden, eingezwängt in Eisenschienen,
Schleppt sie drauf der rohe Häscher in gebieterischen Mienen
Vor die Richter; diese aber kurz vorher noch baß ergrimmt,
Fühlen sich bei ihrem Anblick Alle plötzlich umgestimmt.

Denn noch niemals war erschienen solche Schönheit vor den Schranken;
Und das Jus der hohen Herren fing bedeutend an zu wanken.
Nicht begriffen sie, wie's möglich, daß so trügerisch der Schein,
Und daß eine Landsrebellin gar so reizend könne seyn.

Denn es stand mit hoher Würde vor den flachen Amtsgesichtern
Eine Jungfrau, schön, wie Hebe, sanft erröthend, doch nicht schüchtern.
Ruhig sah sie die hochweisen Herren Alle Mann für Mann,
Mit dem Blick voll hoher Unschuld, gleich dem einer Göttin an.

Um die zarten Schultern hing ihr, leicht in malerischen Falten
Ein Gewand, von einem Gürtel aus Rubinen festgehalten,
Und durch ihrer überreichen, goldnen Lockenfülle Glanz,
Wand sich ernst und majestätisch rings ein frischer Eichenkranz.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Correspondenz.

Nachdem mehrmals über den in Deutschland, unter dem Namen Proli, bekannten ehemaligen Gutsbesitzer aus der Nähe von Offenbach, welcher sich im vorletzten Jahre mit seiner Gesellschaft von Bremen nach New-York einschiffte, und in Amerika unter dem Namen eines Grafen von Leon Aufsehen erregte, nachtheilige Berichte verbreitet worden sind, glaubt Einsender Dieses es nicht uninteressant, eine kürzlich wieder eingegangene Nachricht eines jungen Mannes mitzutheilen, welcher, an einem hiesigen Comptoire angestellt, die interessanten Männer der genannten Gesellschaft kennen lernte, durch deren ausgezeichnete moralische und wissenschaftliche Bildung sich zu ihnen hingezogen fühlte, nach einiger Verwendung für ihn sich ihnen anschloß, und dessen Briefe seitdem voll Lobes sind über die Verdienste des Grafen von Leon und über die Harmonie unter den Mitgliedern seiner Gesellschaft; wie sie auch voll Dankbarkeit und Zufriedenheit die Situation des erwähnten jungen Mannes selbst aussprechen.

Auszug eines solchen Briefes ist folgender:

Philipsburgh, den 18. Juli 1832.

In meinem Briefe aus New-York bat ich Sie um ein Attest; da ich nun aber schon längst entschlossen bin, auf immer bei der Gesellschaft des Grafen zu bleiben, so bedarf ich Dessen nicht mehr.

Es wird Ihnen hoffentlich nicht uninteressant seyn, wenn ich Ihnen nun noch Einiges über unsere jetzigen Verhältnisse mittheile, weil alle Welt, mögte ich sagen, ihr Augenmerk auf uns gerichtet hat. Vor ungefähr zwei Monaten sind wir aus dem Winterquartier gezogen, und haben uns auf einer sehr großen Strecke Landes an dem linken Ufer des Ohio niedergelassen; ein kleiner Ort, der sich schon darauf befand, ist mitgekauft worden. Das Land hier, wie auch in der ganzen Gegend, ist cultivirt. Unsere Gesellschaft, die früher nur 48 Personen stark war, ist jetzt bis zu 325 angewachsen, und vergrößert sich mit jedem Tage noch mehr. Es befinden sich darunter: Gelehrte, Aerzte, Architekten, Mechaniker, Tuchfabrikanten, alle möglichen Weber, Drechsler, Tischler, Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Schuster, Schneider, Hutmacher, Wagner, Tonnenmacher, Kunstgärtner und Oekonomen; kurz alles Mögliche kann hier getrieben und alle Kunst soll auch mit der Zeit von Europa hierher verpflanzt werden, wozu die Gesellschaft die außerordentlichsten Mittel hat.

Unter den Kostbarkeiten, welche die Gesellschaft mit herübergebracht, befindet sich unter Andern auch eine sehr schöne Bibliothek, die alle möglichen und zwar die neuesten und schönsten Werke der Kunst und Wissenschaft enthält, wie auch eine prächtige Oelgemälde-Sammlung. Astronomische und alle mögliche musikalische In-

strumente sind gleichfalls mit hinüber gekommen. Viele von der Gesellschaft sind auch sehr weit in der Musik, die uns manche Freude gewährt.

Ich habe hier mit noch zwei andern jungen Leuten den Store oder Laden zu versehen, den wir vor circa 4 Wochen schon in unsrem Ort errichtet, und der den durchreisenden Fremden alle möglichen Waaren darbietet. Da ich meistens nur mit Amerikanern hierin zu thun habe, so ist mir Dieses eine schöne Gelegenheit mich im Englischen zu vervollkommnen. In 6 Wochen wird unser erstes Wirthshaus fertig, welches sich wohl mit Vorwerk's dort messen dürfte. Es herrscht hier Fleiß und Betriebsamkeit in allen Fächern; Jeder arbeitet gern; ein befehlerischer anmaßender Ton ist hier fremd. Alles geht in Frieden, Liebe und Ruhe zu, und doch geschieht hier mehr als sonst wo. Niemand weiß etwas von Sorgen; Jeder ist hinreichend mit Allem versehen. In diesem freien schönen Lande kann sich Jeder von uns glücklich fühlen! Ich habe daher auch viele Ursache, meinem Schöpfer zu danken, der mich unter solche gute Menschen geführt hat.

Man hat die Leute Sectirer genannt; diesen Namen verdienen sie wahrhaftig nicht; denn wer ihre allumfassenden Ansichten und die Verfassung und Gesetze gehörig kennt, worauf unsere Gemeinde jetzt gegründet ist, und die Wahrheit aus reinem Herzen sucht, der wird weder etwas Einseitiges und Sectisches noch etwas bloß Idealisches darin finden. Es sind die aufgeklärtesten und gebildetsten Menschen, die es giebt. Ich würde Ihnen gern jetzt noch Vieles über unser religiöses Verhältniß sagen, welches Gott schon seit vielen Jahren wunderbar geleitet hat, wie Ihnen auch über die Person des Grafen Manches mittheilen, was ich jetzt von so vielen uneigennützigen und glaubwürdigen Zeugen weiß, wenn ich nicht berechnete, daß diese Zeilen auch in andere Hände als die Ihrigen kommen könnten, und mich dann Manche vielleicht für einen Schwärmer oder für einen von Sectirern Angesteckten und Bekehrten halten mögte.

Glauben Sie ja nicht, daß es eine abgöttische Ehre ist, die man dem Grafen erzeigt, sondern er, der nur strenge auf Gott und Jesum Christum hinweiset, sich nur als unsren Bruder betrachtet, wird nur als der von Gott bestimmte höchste Leiter unserer Gemeinde, als welcher er sich bewiesen, anerkannt und verehrt. Wenn ich Ihnen den Mann, der nichts Unrechtes duldet, der die Liebe, die Sanftmuth und Demuth selbst, aber auf der anderen Seite auch im Strafen außerordentlich streng ist, ganz beschreiben wollte, wie ich jetzt kann: so müßte ich noch viele Bogen füllen, wozu es mir jetzt an Zeit gebricht.

Unseren Gottesdienst halten wir bis jetzt, so lange unsre Kirche noch nicht fertig ist, in einem großen, inwendig prächtig ausgeschmückten Zelt. Dr. G., ein sehr gelehrter Mann, der schon seit 10 Jahren mit dem Grafen in Verbindung steht, predigt Sonntags zweimal und Mittwoch Abends einmal.

Denken Sie sich ja keine Kopfhänger in diesen Leuten, denn sie sind in einem reinen Sinne immer froh und vergnügt, und es vereinigt sich in ihnen der rein religiöse und fromme Sinn, mit dem Geschmack für alles wahre Schöne und Gute.

Wer der Gesellschaft etwas Unmoralisches nachsagt, lügt es offenbar; denn so gesittete Menschen wie diese giebt es wenige; und es ist mir unbegreiflich, wie man diesen Leuten solche Schlechtigkeiten hat andichten können, da sie doch überall ihren Nebenmenschen nur Gutes gethan haben. Manche von Denen, woran besonders viel auf der Reise gethan ist, und einige, die bloß zur Bedienung gehörten, indeß nicht den mindesten Begriff von der Absicht und den Verhältnissen der Gesellschaft hatten, und weil es schlechte Menschen waren, entweder abgedankt sind, oder sich von selbst entfernten, haben alle mögliche Ränke aufgeboten, die Gesellschaft in ein schlechtes Licht zu stellen.

Unser Platz, wo nach und nach die ganze Stadt aufgebaut wird, liegt sehr romantisch, und circa 80 Fuß höher als der Ohio, und kann daher von Diesem nicht überschwemmt werden.

Die ganze Gegend umher ist bergig, daher sehr gesund und außerordentlich reizend.

Den Ohio, der sich in den Missisippi ergießt, beleben täglich eine Menge Dampfschiffe, die hinunter nach Cincinati, New-Orleans und wieder herauf nach Pittsburgh fahren, einer bedeutenden Fabrikstadt, von welcher wir den größten Theil unserer Waaren beziehen. Ich bin froh und fühle mich glücklich, werde mich von der Gesellschaft des Grafen nie wieder trennen, und daher meinem Deutschen Vaterlande auf immer Lebewohl sagen. U. s. w.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 9.

Bremen, Donnerstag den 31. Januar 1833.

Gestorben:

Den 18. Jan. Der Dienstknecht Ludwig Lohmann, 33 J.; Neustadts-Deich N. 38 A.

Den 19. — Des Zimmergesellen Albert Heinr. Hencke Ehefr., geb. Wehmeyer, 36 Jahr; Bornstraße Nro. 11.

Den 19. — Des Seilers Joh. Mencke Ehefr., geb. Lürßen, 38 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 233.

Den 19. — Des Arb. Johann Ludwig Timm Tochter, 9½ Jahr; Hastedt Nro. 35.

Den 20. — Der Maurergesell Otto Brünings, 63 Jahr; gr. St. Annenstraße Nro. 89.

Den 20. — Des Schauspielers Heinrich Gutperl Sohn, (todtgeb.); Osterthorswallstraße Nro. 34.

Den 20. — Der Kaufmann Carl Gottfried Müller, 33 Jahr; am Wall Nro. 38 A.

Den 20. — Almata Wilhelmi, 76 Jahr; im Runken.

Den 21. — Henriette Sorgenfrey, 20 Jahr; Schwarzpott Nro. 2.

Den 21. — Des Kaufmanns Lüder zur Mühlen Ehefr., geb. Mennes, 43 Jahr; Knochenhauerstraße Nro. 27.

Den 21. — Der Handlungsgehülfe Joh. Friedr. Weber, 29 Jahr; Brautstraße Nro. 7.

Den 22. — Gerdruth Horstmann, 37 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 29.

Den 22. — Des Zimmergesellen Joh. Wilhelm Meyer Wittwe, geb. Bergmüller, 69 J.; kleine Hundestraße Nro. 7.

Den 22. — Des Zimmermanns Joh. Conrad Neuwirth Wittwe. geb. Kauffmann, 92 J.; Osterthorssteinweg Nro. 8.

Den 22. — Des verst. Arb. Mathias Spreckelmann Wittwe, geb. Esmann, 72 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 138.

Den 23. Jan. Anna Flamm, 18 Jahr; im Weerder Nro. 39.

Den 23. — Anna Adelheid Lankenau, 55 J.; Burgstraße Nro. 4.

Den 23. — Des Landmanns Hermann Solte Sohn, 7 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 136.

Den 23. — Die Schullehrerin Dorothea Luise Stein, 73 Jahr; Buchtstraße Nro. 27.

Den 23. — Der Koch Herm. Heinr. Wagner 80 Jahr; Obernstr. Nro. 63 B (Vorst.).

Den 23. — Der Marie Luise Wöhlking Sohn, (todtgeb.); im Krankenhause.

Den 24. — Der Krameramtsgenosse Johann Christ. Hanewinkel, 60 J.; Buchtstr. N. 35.

Den 25. — Des verstorb. Zimmermanns Peter Diedr. Holländer Wittwe, geb. Köcheln, 85 Jahr; Laufstraße Nro. 8.

Den 25. — Des verst. Blechenschlägers Christ. Klusmann Wittwe, geborne Landgrafen, 93 Jahr; Kahlenstraße Nro. 2.

Den 25. — Des Mäklergehülfen Joh. Wilh. Stange Tochter, 5¼ Jahr; Langenstraße Nro. 98.

Den 25. — Des Tischlers Gerhard Budde Ehefr., g.. Baumann, 50 J.; Tiefer N. 20.

Den 25. — Die Krankenwärterin Cunigunda Warckmester geb. Gleistein, 59 Jahr; im Krankenhause.

Den 25. — Des verstorbenen Johann Wilhelm Friedrich Eberlein Ehefr., geb. Rindfleis, 64 Jahr; auf dem Häfen Nro. 8 C.

Den 26. — Der Gärtner Friedrich Bonnet, 84 Jahr; Michaeliskirchhof Nro. 22.

Den 25. — Des Goldschmidts Friedr. Heinrich August Grotevent Tochter, 1¼ Jahr; Wegesende Nro. 13.

Den 15. September v. J. wurde zu Guanabacona beerdigt der Koch auf dem Bremer Schiffe Claus Cassebohm, 32 Jahr; gebürtig aus Deichhausen.

Gebuurten:

Den 17. Jan. Des Landmanns Lühr Ellmers Ehefr., geb. Sudhoff, Hastedt; von einem Mädchen.

Den 17. Jan. Des Kappenmachers Eduard Förster Ehefr., geb. Behrens, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

Den 19. Jan. Des Schuhmachers Joh. Friedr. Trolsch Ehefr., geb. Dekanst, gr. Fuhrleutestraße Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 19. — Des Schenkwirths Joh. Conrad Heinr. Blume Ehefr., geb. Meyer, Obernstraße N. 84 (Vorst.); von einem Mädchen.

Den 20. — Des Kunstgärtners Gottl. Herm. Hattorff Ehefr., geb. Steencken, Kohlhökerstraße Nro. 42; von einem Knaben.

Den 20. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Sparre Ehefr., geb. Jung, kl. St. Annenstraße Nro. 4; von einem Knaben.

Den 21. — Des Arb. Joh. Heinr. Friedr. Heimschemeyer Ehefr., geb. Brunecken, gr. Rosenstr. Nro. 3; von einem Knaben.

Den 21. — Des Navigations-Lehrers Eybe Arend Frerichs Ehefr., geb. Hamcken, Johannisstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Lohgerbergesellen Christ. Lukegott Lein Ehefr., geb. Harves, große St. Johannisstr. N. 32; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Landmanns Herm. Hinrich Trost Ehefr., geb. Bunten, im Neuenlande; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Arb. Heinr. Gottfr. Wieneken Ehefr., geb. Meyer, Steinthorsteinweg Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Arb. Ludwig Arend Starcke Ehefr., geb. Hesse, Grafenstraße Nro. 25; von einem Mädchen.

Den 23. Jan. Des Arb. Georg Heinr. Schilling Ehefr., geb. Schrader, kl. Rosenstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Tabacksarbeiters Joh. Hinr. Eberh. Westermann Ehefrau, geb. Focken, Steinthorsteinweg Nro. 32; v. e. Knaben.

Den 24. — Des Arb. Joh. Christ. Fohrenholt Ehefr., geb. Breling, Hastedt N. 33; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Tröblers Carl Peter Solger Ehefr., geb. Kummer, gr. St. Johannisstraße Nro. 244; von einem Knaben.

Den 24. — Des Malers Christ. Phil. Wilh. Brincker Ehefr., geb. Sassenberg, gr. St. Johannisstr. Nro. 27; von einem Knaben.

Den 25. — Des Kaufmanns Carl Emanuel Schellhaß Ehefr., geb. Merckel, Wachtstr. Nro. 29; von einem Knaben.

Den 25. — Des Untergerichtssecretairs Dr. jur. Carl von Lingen, Ehefr., geb. Schumacher, Langenstraße N. 141; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Schneidermeisters Joh. Aug. Friedr. Schmädeke Ehefr., geb. Bachmann, Heerdenthorswallstraße Nro. 44; v. e. M.

Den 26. — Des Kornaufsehers Friedr. Wilh. Sauerberg Ehefr., geb. Werlitz, 2. Schlachtpforte Nro. 11; von einem Knaben.

Den 26. — Des Cigarrenmachers Carl Eduard Wollenz Ehefr., geb. Norwald, Kirchenstr. Nro. 30 (Neustadt); von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Schneider Hermann Hinrich Reinhard Dunkake und des verstorbenen Arb. Christ. Rippe Wittwe, Anna Margaretha geborne Schörling, am Buntenthorsteinweg.

Der Stellmacher Hermann Hollstein zu Barby bey Magdeburg und Auguste Catharina Weissenfels daselbst.

Der Schiffskoch Wilhelm Lehrknecht und Anna Margaretha Gefke, beyde von hier.

Der Waagediener beim Weser-Zollamt Johann Georg Christian Meyer und Metta Margaretha Jablonsky, beyde von hier.

Der Weisgerber und Lederhändler Wichmann Goosmann und Gebetha Geerken, beyde von hier.

Der Bockfahrer Joh. Friedrich Adolph Dröge und Anna Sophia Margaretha Drewes, beyde von hier.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 10.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 3. Februar 1833.

O käme doch ein Engel, mir erzählen
Von jenen Sternen, die so freundlich glühn!
Er sagte mir gewiß: wo jetzt die Seelen
Dort wandeln mir verwandt mit zartem Sinn,
Ob sie oft schauen nach der Erde hin?

J. H. Wessenberg.

* Der Waise.

Einsam steh ich und verlassen
In dem weiten Weltenrund;
Alles ist mir hingestorben,
Aufgelöst der Herzensbund.

Liebevolle Eltern theilten
Meine Freuden, meine Lust;
Meinen Kummer auszuschütten
Kam ich an die Mutterbrust.

Im dem Grabe liegt der Vater,
Und die Mutter ihm zur Seit';
Beide sind sie hingeschieden,
In die ew'ge Seligkeit.

Haben mich zurückgelassen
Mit der Einsamkeit allein —
Freuden kann sie mir nicht geben:
Will sie der Erinn'rung weih'n.

So muß ich mein Leid beweinen,
Bis der Thränenquell versiegt;
In der Brust den Schmerz verschließen,
Bis dem Schmerz sie unterliegt.

Gr.

Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne.

(Fortsetzung.)

Zu meinem Verdrusse mußte ich jetzt erfahren, daß ich noch ziemlich weit von meinem Bestimmungsorte entfernt war. „Das Dorf St. Amande ist wenigstens drei starke Stunden von hier; es liegt drüben auf der andern Seite des Berges dort," sagte mein Befreier und deutete nach einer in dem rasch abnehmenden Tageslichte kaum noch sichtbaren Kuppe. „Der kleine Dienst, den

ich Ihnen, mein Herr, zu erweisen so glücklich war, würde nur halb geleistet seyn, wenn ich Sie den Weg, der vielleicht der gefährlichste und schwierigste in dieser ganzen wilden Gegend ist, allein gehen lassen wollte. Hält das Wetter an," setzte er hinzu und sah nach dem Himmel, an dem sich, wie Dieß den ganzen Tag über der Fall gewesen war, schwarze Wolken pfeilschnell jagten, „so erreichen wir wohl noch das Thal zeitig genug, um über die Fuhrt zu kommen; sind wir einmal hinüber, so haben Sie leichten Weg. Ich will nur vorher den Aasen da die Felle abziehen, das Einzige, was an ihnen etwas nütz ist." Damit machte er sich flink daran, sich in den Besitz der Jagdbeute zu setzen.

Während er auf diese Weise beschäftigt war, hatte ich Muße, die wirklich recht interessante Gestalt und ganze Erscheinung des Waidmannes näher ins Auge zu fassen. Am Boden lag sein furchtbares Feuerrohr, dessen Schaft reich mit Silber eingelegt und mit Schnitzarbeit, Jagdgegenstände darstellend, verziert war. Seine große, aus Wolfsfell verfertigte Pelzmütze beschattete ein tiefgebräuntes, verwittertes Gesicht, aus dem Gutmüthigkeit und frohe Laune lachte. Ein grünsammtner Jagdrock mit silbernen Knöpfen, auf denen ein wilder Eberkopf als Wappen zu schauen war, und ein Paar hirschlederne Halbstiefel vollendeten den übrigen Theil seines Anzugs. Ein kleines, aus einem Stierhorn verfertigtes, mit Silber beschlagenes Hüfthorn hing an einem Lederriemen auf der einen Seite, während über die andere Schulter eine breite büffellederne Hirschfängerkuppel mit einem zierlichen silbernen Schild lief, auf welchem ein Wappen eingegraben und die Worte zu lesen waren: „Garde Chasse de Monsieur le Baron de St. Geneste." Nachdem er einem jeden der Thiere das Fell mit der Geschicklichkeit eines in dem edlen Waidwerk lang Geübten abgezogen, und die Vorderpfoten, nach altem Jägerbrauche, als Siegeszeichen abgeschnitten hatte, warf er den Rest des gemordeten Rehbocks über die Schultern, blies dann auf seinem Horn einen lauten langgezogenen Ton, daß die Felswände ringsum wiederhallten, um seine Hunde zurückzurufen, und machte sich nun mit mir raschen Schrittes in der bereits bezeichneten Richtung auf den Weg.

Ehe wir indessen eine Stunde weit gegangen waren, fing das bisher nur drohende Gewölk an, sich in vollem Ernst in Regen aufzulösen; der Wind tobte in wüthenden Stößen durch die unsern Pfad einfassenden Felsen und wirbelte die Blätter und Zweige, die auf dem Grase lagen, in wildem Getümmel in die Luft. Um unsere Noth zu vermehren, brach auch die Nacht immer rascher und dunkler herein, und ein dunkler Nebel umhüllte allmählich mehr und mehr Alles um uns her. Mein Begleiter machte jetzt auf einmal Halt und rief, indem er einen Augenblick stille stand, als wenn er sich bemühte, ferne Töne zu erlauschen; „Der Hinüberweg, fürcht' ich, ist uns abgeschnitten; ich höre den Waldbach schon donnern; wir werden zu spät an die Fuhrt kommen." Wir verdoppelten unsere Eile, und langten in ungefähr einer halben Stunde an dem Bergstrom an, fanden aber zu unserm Schrecken die Besorgnisse meines Wegweisers nur zu wohl gegründet. Bei dem undeutlichen Dämmerschein, der noch am Himmel blieb, konnte ich deutlich den weißen Gischt des angeschwollenen und trübgefärbten Wildwassers unterscheiden, wie es zwischen den Felsen, die seinen Lauf hemmten, mit einem wahrhaft Entsetzen erregenden Gebrüll donnernd hinabstürzte.

„Das ist die Stelle," sagte mein Begleiter, indem er sich einer kleinen Höhlung am Ufer näherte; „mit Hülfe meines Flintenlaufs bin ich schon in schlimmerem Wetter, als heute Nacht,

hinübergekommen; allein Monsieur" setzte er hinzu, und sah mich zweifelhaft an, „dürften vielleicht keine Lust haben, das Wagstück zu versuchen?" Wiewohl keineswegs ängstlich oder schwächlich, fand ich doch — ich läugne es nicht — den Vorschlag, in Sturm, Regen und Finsterniß über einen reißenden Waldstrom zu setzen, etwas zu bedenklich, abgesehen von der Schwierigkeit, meine Hunde hinüber zu bringen, die die Strömung wahrscheinlich mit sich fortgerissen haben würde. Ich lehnte deßhalb den Vorschlrg ab, und erkundigte mich, ob denn kein Plätzchen in der Nähe sey, an dem wir auf so lange einiges Obdach finden könnten, bis sich der Sturm gelegt hätte. „Allerdings!" versetzte mein Führer, „keine fünf Minuten weit von hier ist eine Höhle, die mir schon oft in Nothfällen wie der gegenwärtige, freundliche Unterkunft gegeben hat. Es ist ein reichlicher Vorrath von abgefallenem Holz drinnen aufgehäuft; wir haben Stein, Stahl und, Dank den Wölfen, gutes Wildprett übergenug — was sagen Sie, mein Herr, zu einem Waidmanns-Mahle?"

Vor Kälte schaudernd und bis auf die Haut durchnäßt, stimmte ich freudig ein. Wir schritten nun vorsichtig, in fast gänzlicher Finsterniß, immer an dem Ufer des Bergwassers hin, dessen Brüllen uns als Wegweiser diente. Als wir in unserm dunklen Versteck angekommen waren, hieß mir mein Begleiter ein paar Augenblicke warten; bald hatte er trockenes Laub und Strauchwerk in ansehnlicher Menge zusammengerafft, zündete es dann mit seinem Gewehrschlosse an, und in kurzer Zeit loderte ein herrliches Feuer in der Mitte der Höhle lustig auf. Der „Garde" machte es sich jetzt bequem; zog dann ein hellfunkelndes couteau-de-chasse aus der Scheide, schnitt eine Anzahl Scheiben aus dem Schenkel des Rehes, und in Kurzem wurden unsere Geruchsorgane mit dem Duft von Wildbraten erquickt. In voller Länge zu beiden Seiten eines mächtigen Feuers hingestreckt, ruhten wir zugleich unsere müden Glieder aus, und erwiesen dem köstlichen Fleischgericht vor uns alle Ehre; und als „der gesättigte Hunger" seinem „Bruder Durst" Platz machte, kehrte mein Gesellschafter, nach einer minutenlangen Entfernung, mit Wasser zurück, um den Inhalt unserer Branntweinfläschchen damit zu verdünnen.

Nachdem die Forderungen der Natur vollständig befriedigt, und auch für unsere stummen Begleiter hinlänglich Sorge getragen war, hatte ich Muße, mich genauer umzusehen. Die Höhle war geräumig und hoch; ihre Wände und Decke, deren von Natur schon dunkle Farbe durch den Rauch häufiger Feuer noch einmal so schwarz gefärbt worden waren, glänzten jetzt in der hellsten Beleuchtung der rothen und flackernden Flamme der harzigen Fichtenäste, und hallten von der fröhlichen Stimme meines Gefährten wieder, der mit der seinen Landsleuten eigenen Lustigkeit, laut hinaussingend das Lob des Jägerlebens pries. Die massiven Halsbänder der majestätischen Wolfshunde blitzten und glitzerten in dem Feuerscheine, als sie so mit dem vollen Behagen der Sättigung neben uns lagen, und durch ihr plötzliches und kurzes Auffahren anzuzeigen schienen, daß sie die Ereignisse des Tages in dem Lande der Träume noch einmal durchspielten. Gewehre, Waidtaschen, Hüfthorn und Pulverhörner lehnten malerisch durch einander an der Wand; während das Plätschern des Regens, das wilde Rauschen des Bergstromes, das Krachen der im Sturme zusammenstoßenden Baumäste das Romantische der ganzen Scene noch bedeutend erhöhte.

Der Förster, dessen Singlust keine unpassende Erläuterung des „vires acquirit eundo" ab-

gab, versuchte, trotz des Kampfs der Elemente draußen, sich hörbar zu machen. Er war eben mitten im besten Singen des jetzt zum dritten Male wiederholten allbekannten Jagdliedchens:

„Allons, chasseur, vite en campagne,
Du cor n'entends-tu pas le son?
Tonton, tonton, tontaine, tonton.
Pars, et qu'auprès de ta compagne
L'amour chasse dans — — *)

als ein dumpfes unterdrücktes Knurren des einen Hundes, der sich aus seiner liegenden Stellung halb in die Höhe hob, und immerfort aufmerksam nach dem Eingange der Höhle blickte, seiner Lustigkeit schnell ein Ziel setzte.

„Beim heiligen Hubertus, schrie der Jäger, indem er aufsprang und mit der einen Hand seine Büchse ergriff, während er mit der andern den Hund, der schon in einem Satze zur Höhle hinaus wollte, am Halsband festhielt, „der Geruch unsers Wildprets hat uns noch mehr von dem Geziefer auf den Hals gezogen; ja — eine Wolfsschnauze riecht niemals fehl, wenn sie Rothwild im Winde wittert! Halten Sie Ihre Hunde zurück, mein Herr," setzte er gegen mich gewendet hinzu, „sie sind an dergleichen Arbeit wenig gewöhnt; ich will sie bald ins Dickicht jagen!" Dann ließ er die Hand von dem Halsbande des Hundes los, und kaum hatte die Höhle von seinem Rufe: „Horch' zu! Polidor! Belmont! horch' zu! sag' ich!" wiedergehallt, so waren schon die beiden Hunde mit einem vollen und tiefen Gebell, das man durch das Brüllen des Bergwassers und das Sausen des Sturms hörte, zu der Oeffnung hinausgerafft. Zuletzt erstarben die Töne in der Ferne. „Diese Wölfe," bemerkte er, indem er sich wieder, den Ellbogen aufstemmend, neben dem Feuer niederlegte, „sind noch eine schreckliche Geißel für unsere Bergprovinzen; aber jetzt in keiner Vergleichung mehr mit Dem, was sie in meiner Jugend waren." Der alte Mann sprach diese Worte mit einem ernsthaften Gesichte, das seinem bisherigen lustigen und lebendigen Benehmen ganz fremd stand, und meine Neugierde zu der Frage veranlaßte, ob er in der Ausübung seines Berufs während so vieler Jahre schon oft Zeuge solcher gefährlichen Abenteuer gewesen sey, wie das, dessen Held ich heute war.

(Der Beschluß folgt.)

*) „ta maison. Tonton, tontaine, tonton." Wer erkennt nicht Berangers muthwilliges Lied: „La double chasse?"

Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester.

(Mit einer Steindruck-Beilage.)

Da diese Eisenbahn wohl das größte und interessanteste Werk dieser Art ist, so dürfte eine besondere Abbildung und Beschreibung derselben unsern Lesern in diesem Augenblicke nicht unwillkommen seyn.

Liverpool, am Ausflusse des Flusses Mersey in's irelándische Meer, ist gegenwärtig die zweite Stadt Großbritannien's; sie besitzt nächst London die meisten Einwohner (180,000 an der Zahl) die größten Reichthümer und den ausgedehntesten Handelsverkehr. Die auf einem Hügel angenehm gelegene Stadt hat mehrere schöne öffentliche Gebäude z. B. die Börse, das Zollhaus, die Bibliothek, das Königl. Theater und das Irrenhaus. Die größte Zierde Liverpools sind aber ohne Zweifel die Docken oder kleinern Häfen, wo die Schiffe sicher vor Stürmen liegen. Es sind gegenwärtig 8 solcher Docken im Gange, welche zusammen tausend Schiffe aufnehmen können. Ihren hohen Rang als Handelsstadt hat sie erst in neuerer Zeit erlangt, und nicht wenig hat hierzu die merkwürdige Eisenbahn beigetragen, welche zwischen ihr und der 32 eng-

lische Meilen entfernten Stadt Manchester den Waarentransport so außerordentlich erleichtert.

Der Abfahrtspunkt zu Liverpool befindet sich unfern der Königindocke unter der Erde. Hier ist nämlich der Weg eine Strecke von einer guten halben Stunde lang, in einer Höhe von 16 und einer Breite von 22 Fuß durch einen Felsen gehauen, und bildet also einen unabsehr langen Stollen oder unterirdischen Durchstrich (Tunnel). Vor dem Eingange in denselben sind die Magazine angebracht, in welche die Waaren niedergelegt werden, die nicht unter freiem Himmel bleiben dürfen. Schlanke, gußeiserne Pfeiler, welche zwischen 4 Gleisen sich erheben, tragen die Balken der Decken, welche so hoch sind, daß die Wagen darunter wegfahren können, und diese werden mittelst in den Decken angebrachter Fallthüren von oben befrachtet und abgeladen.

Der Fremde, welcher dieses prächtige und anscheinend endlose Gewölbe zum erstenmal betrachtet, kann sich des Erstaunens nicht erwehren. Erwägt man dessen Länge und die Gefahren und Schwierigkeiten, welche dessen Ausführung zu überwinden nöthig machte, so muß man zugeben, daß das Genie und die Beharrlichkeit des Menschen hier einen ausgezeichneten Triumph errungen haben. Die Arbeiter mußten nämlich den Fels mit Pulver sprengen, ihn mit der Steinhaue und dem Hammer zuhauen, den bröckeligen Sand vorsichtig wegschaffen und von einer Strecke zur andern die Decke stützen, bis das gemauerte Gewölbe eine dauerhafte Unterstützung bildete. Oft wurden sie durch hereinbrechende Wasser gehindert; diese mußten durch Dampfmaschinen wieder weggeschafft werden, und so dauerte die Arbeit unter unsäglichen Schwierigkeiten über ein Jahr lang Tag und Nacht fort, ehe man es dahin bringen konnte, den Gang von einem Ende bis zum andern zu öffnen.

Der Boden des unterirdischen Weges ist mit festgestampftem trockenen Sande bedeckt; die Wände sind geweißt und haben ein freundliches Aussehen, und da die Luft frei cirkulirt, so fühlt man keine Beängstigung bei'm Athmen. Bei'm Weiterfahren gewahrt man an dem dumpfen Rollen von Wagen über dem Kopfe, daß man sich unter einigen der lebhaftesten Straßen von Liverpool fortbewegt. Bei hellem Wetter kann man eine Viertelstunde von der Oeffnung einen Brief lesen, an trüben Tagen aber wird das Gewölbe mit Gasflammen erleuchtet und bietet dann einen unbeschreiblich prächtigen Anblick dar. Da der Weg sanft abwärts geht, so rollen die Wagen mit solcher Geschwindigkeit in den eisernen Gleisen hinab, daß sie denselben in 3 Minuten zurücklegen können. So wie der Reisende aus dem Stollen kommt, langt er auf dem großen Plateau bei Edge Hill an. Es ist dieß ein großer viereckiger Raum von 150 Fuß Länge, an dessen beiden Ecken sich unbewegliche Dampfmaschinen befinden, welche die Wagen mit Hülfe von Tauen bis auf die Höhe der geneigten Ebene ziehen. Hier bemerkt man eine gewisse Strecke des offenen Wegs, welcher sich auf einer genau horizontalen Fläche allmählig links krümmt; die Straße ist beträchtlich breit und mit feinem Sande bedeckt, und in der Mitte zieht sich mit mathematischer Genauigkeit die doppelte Eisenbahn hin. Nun gelangt man in einen künstlich gehauenen Hohlweg und nach und nach unter 5 schönen Brücken von einem Bogen hindurch, in eine furchtbar tiefe Schlucht, über deren senkrechten Seiten man nur einen schmalen Streifen des blauen Himmels erblickt. Hierauf führt die Straße vor dem Dorfe Broadgreen vorbei über einen Morast hin, den man mit Bauschutt ausfüllen mußte, nach Chat-moß, wo sie sich beträchtlich erweitert, und mit doppelt so viel

Gleisen, als früher, eine Strecke weit über eine 22 Bogen lange Brücke fortläuft, bis sie ihr Ziel an einer großen Steinkohlenniederlage unweit Manchester erreicht. Auf der andern Seite der Steinkohlenmagazine, wo die Wagen abgeladen werden, befindet sich ein geräumiges Gebäude nach griechischem Geschmack, an welchem die Reisenden abtreten, oder sich zur Abfahrt sammeln.

Die Wagen, in denen die Reisenden fahren, zerfallen in 2 Classen und fahren zu verschiedenen Stunden ab. Die der ersten Classe haben im Innern 6 Plätze, fahren um 7 und 10 Uhr Morgens, so wie um 2 und 7 Uhr Abends ab und sind durch Glasscheiben geschlossen; die Wagen der zweiten Classe sind offen und ihre Abfahrt geht um halb 8 Uhr Morgens und um 1 und halb 6 Uhr Nachmittags vor sich.

Unsere Tafel stellt die am 15. Sept. 1830 stattgefundene feierliche Eröffnung der Eisenbahn von Liverpool bis Manchester dar. Der Herzog von Wellington und viele ausgezeichnete Männer Englands wohnten derselben bei. Für den Herzog, Sir Robert Peel, Herrn Huskisson ꝛc. war ein Prachtwagen eingerichtet, der durch die Maschine Northumberland gezogen werden sollte; sieben andere Maschinen sollten in eben so vielen Wagen den Rest der Gesellschaft transportiren. Der Zug setzte sich in Bewegung und legte die Distanz bis Parkside, 17 Meilen von Liverpool, binnen 56 Minuten unter dem Beifall aller Theilnehmenden zurück. Dort hielt man an, um Wasser einzunehmen und daselbst machte ein Unglücksfall, der nicht durch eine Unvollkommenheit in der Maschine herbeigeführt wurde, dem Feste ein Ende. Der Herzog sprach mit Huskisson, welcher sich mit mehreren andern Herren neben seinem Wagen befand. Plötzlich sieht man auf der Nebenbahn eine Maschine herankommen; Alles ruft, man solle geschwind einsteigen; aber Huskisson beeilt sich nicht genug und wird, indem er sich zwischen der Maschine und der offenen Thüre des Wagens befindet, von der erstern ergriffen und niedergerissen. Das linke Bein kam dabei auf das Gleis zu liegen und wurde zerquetscht. Er lebte nur noch wenige Stunden. Da sehr ernstliche Folgen daraus hätten entstehen können, wenn man die Erwartung der zu Manchester versammelten ungeheuern Menschenmasse getäuscht hätte, so setzte der Herzog die Reise fort, welche ohne weiteres Unglück vollendet ward, und den Anfangspunkt einer neuen Epoche der englischen Industrie bezeichnet. C. S.

---

* Bemerkung zum Schreiben eines Bremers ꝛc.

Das im vorletzten Bürgerfreunde ohne Erlaubniß des Verfassers mitgetheilte Schreiben *) nach Elberfeld über ein Eisenbahn-Project von hier nach Cöln, ist vom Juni des vorigen und nicht vom Januar dieses Jahrs. Er wurde, wie auch der Inhalt zeigt, durch den kurz vorher von Braunschweig ausgegangenen Plan zu einer Eisenbahn nach den Hansestädten veranlaßt, zu einer Zeit, als hier von einer solchen Straße nach Cöln noch nicht die Rede war. Darum aber ist so manches darin Gesagte jetzt nicht mehr an der Zeit, seitdem der in Minden entworfene Plan schon einen gewissen Grad der Reife erlangt hat, und schwerlich mehr eine abweichende Richtung der Eisenbahn aufkommen läßt. Eben so ist Manches Andere über die Ausführung darin Angedeutete, was im ersten flüchtigen Entwurf, und in freundschaftlicher Mittheilung seinen Platz

*) Jenes Schreiben wurde der Unterzeichneten von einem ehrenwerthen Mitbürger zum Einrücken in d. Bl. übergeben, der Verfasser war ihr jedoch damals unbekannt. Die Red.

finden mochte, nunmehr aber in Beziehung auf einen schon vorhandenen Plan, zur öffentlichen Vorlegung nicht mehr geeignet scheint.

So unangenehm nun aber auch die hieraus leicht entstehende Mißdeutung dem Verfasser seyn mag, so muß er sich doch bei der guten Absicht beruhigen, die den eigenmächtigen Abdruck einer anvertrauten Copie jenes Schreibens veranlaßt hat. Diese Absicht ging offenbar dahin, das Interesse für die besprochene große Unternehmung anzuregen und zu erhöhen, durch mehrseitige Beleuchtung ihrer Vortheile und der Mittel und Wege zu ihrer Ausführung.

Dem Verfasser selbst liegt diese Unternehmung so sehr am Herzen, daß er vielmehr gerne zu ihrer Beförderung noch beitragen möchte. Und dies glaubt er zunächst am wirksamsten zu thun, wenn er den anscheinenden Zwiespalt unter den Freunden der Unternehmung zu heben sucht.

In jenem Schreiben ist allerdings von einer direkten Bahn von hier nach Cöln, und zwar über Osnabrück und Münster die Rede gewesen, und wenn wir allein zu wählen hätten, würde vermuthlich auch jetzt noch diese Richtung vor jeder andernden Vorzug verdienen. Aber auf unsere Wahl kommt es hierbei offenbar weniger an, als auf die Wahl der Länder, durch welche und zu welchen die Bahn geht. Diese sind Hannover und Preußen, die sich in ihren Zollsystemen so schroff einander gegenüber stehen, daß an keine Vereinigung über Eisenbahnen zu denken ist, devor jene Stellung sich ändert. Hannover kann seinen Durchgangszoll nicht ausschließlich zu Gunsten der Eisenbahnen aufgeben, und Preußen kann nicht diese Abgabe bewilligen, wenn es nicht den Verkehr auf dieser Straße lähmen und zugleich ein System noch mehr befestigen will, das es sonst aus allen Kräften bekämpft. Und bis zur Beendigung dieses Kampfes kann noch manches Jahr verfließen, wo denn immer noch die ganze Unternehmung ein frommer Wunsch bliebe, wenn nicht durch theilweise Verbindung der Stromschifffahrt mit der Eisenbahn ein Ausweg gefunden wäre.

Dieser Ausweg ist nun eben der Mindner Plan, über welchen hier so abweichende Ansichten Statt finden. Vielen genügt es nicht, daß die Bahn erst in Minden anfangen und einer mangelhaften Stromschifffahrt bis dahin aushelfen soll; und es läßt sich auch keineswegs bestreiten, daß es unendlich vortheilhafter wäre, wenn die Bahn gleich von hier anfinge. Aber sollen wir das erreichbare Gute verwerfen oder gering schätzen, weil es noch ein Besseres giebt, was wir vorerst nicht erreichen können? — Und gewiß ist doch jene Verbindung der Weser mit dem Rhein ein solches Glück für uns, wie wir es uns früherhin kaum als möglich haben denken mögen. Die Eisenbahn von Minden bis Cöln ist für alle Zwecke dienlicher als eine Strombahn, oder als ein Kanal dahin; giebt alle Vortheile derselben ohne ihre Nachtheile und Gefahren; und doch, wie glücklich würden wir uns früherhin gepriesen haben, wenn, selbst viel weiter Strom aufwärts, und also um so viel unbequemer, eine Kanalverbindung mit dem Rhein oder dem Main hätte bewerkstelligt werden können!

Vereinigen wir uns also in dem Bestreben, dieß erreichbare Glück uns zuzueignen. Lassen wir uns keine Besorgnisse über mögliche Neben-Absichten der Preußischen Regierung aufdringen, oder über mögliche Nachtheile, die eine weitere Verzweigung dieser Bahn uns zufügen könnte. Die Preußische Regierung kann nur ein mächtiges Förderungsmittel der Industrie und des allgemeinen Flors ihrer westphälischen und Rheinprovinzen in dem Werke sehen, und als solches wird sie es möglichst begünstigen und schützen. Unser Vortheil kann zwar dabei keiner besondern Rücksicht verdienen; aber er geht von selbst aus dem eigenen Vortheil jener Länder hervor. Doch gegenseitig wirkt auch der zunehmende Flor unsers Handels und unserer Schifffahrt auf ganz Westphalen wohlthätig zurück, so wie auf die entferntern Rheinprovinzen, die vermittelst der Eisenbahn einen neuen wichtigen Markt bei uns, und eine ungestörte Gemeinschaft mit dem Meere erlangen. Und Alles was zu unserm Nachtheile geschähe, würde auch diese Wohlthaten schmälern, und so zum Schaden der eigenen Länder gereichen. Eben deswegen wird auch die weitere Verzweigung der Bahn sicherlich keine für uns nachtheilige Richtung nehmen, sondern, eben weil sie zunächst von der Preußischen Regierung zu hoffen ist, die aller vortheilhafteste Richtung die wir nur wünschen können. Denn die Durchführung der Bahn nach der Nieder-Elbe könnte gar keinen erheblichen Zweck haben; dagegen die unmittelbare Verbindung mit Magdeburg das höchste politische Interesse für den ganzen Staat. Und über diese Richtung würde auch mit der Hannövrischen Regierung am leichtesten zum Einverständniß zu kommen seyn, da die Bahn vermuthlich die Hauptstadt mit berührte, und so in commerzieller wie in politischer Hinsicht von großer Wichtigkeit für sie seyn müßte.

Bis denn aber auf solche Weise unsere Verbindung mit dem Rhein und der Ober-Elbe zu Stande gebracht ist, werden sich auch neue Mittel zur Erleichterung unserer Stromschifffahrt auffinden lassen; oder wenn diese dennoch so gesteigerten Ansprüche nicht genügen können, werden alsdann auf so viel sichererm Grunde, mit vergrößerten Kräften und mit allen Vortheilen der Erfahrung andre Bahnen unternommen werden, um unsern Verkehr noch mehr zu erleichtern, und den Flor unsers Handels auf dem höchsten Punkt zu bringen.

---

* Union.

Die Union hat ihre Steinmassen abermals vermehrt, und zwar mittelst der Summe von 18000 Rthlr.; soll nun gebaut werden, wozu sich der Unionsschatz nothwendigerweise während mehrerer Jahre vergrößern muß: so dürften für circa 6000 Rthlr. Steine niedergerissen werden, dazu ein Neubau von circa 40,000 Rthlr. und vollständiges Inventarium. Indeß kann ein Theil der jetzigen Fronte wieder verkauft werden; der Pfefferbaum, dessen Rudera jetzt von der babylonischen Mauer bedeckt werden, kann wieder zu Ehren kommen, und die mit so schwerem Gelde erstandenen Packhäuser belebt werden und sich verzinsen. Durch den kürzlichen Kauf dürfte indessen der indirecte Nutzen für die Union größer seyn als der directe, indem die Unzufriedenheit, welche sich seit einiger Zeit in Folge des Rauchedicts (kürzlich aber wieder aus dem Lesezimmer verschwunden, da es so manchen Gegner fand) der Edicte wegen der Vorlesungen und Concerte, wodurch dieses Jahr die Theilnahme und die Mitwirkung so geringe ist, gezeigt hat, eine andere Richtung erhalten dürfte.

Die im Stillen immer kräftiger werdende Gesellschaft Vereinigung, welche nicht minder als die Union ihren Wohlthätigkeitssinn bewährt hat, zieht vor, statt Jahrelang Zinsen für todte Steinmassen zu vergeuden, jährlich ein paar Hundert Thaler für einen schönen Garten und Gartenmusik anzuwenden, wodurch der Gesellschaft während der Sommermonate so mancher Genuß zu Theil wird. Daran denkt aber die Union nicht; — ein Garten in der Vorstadt glänzt ja nicht; davon spricht ja nicht die ganze Stadt. Bei der Vereinigung fühlt man gar keine Direction, und doch geht Alles in bester Harmonie und Ordnung zu, bei der Union macht sich die zeitige Direction, die kürzlich in den hiesigen Blättern eine regierende benannt ist, desto mehr bemerklich, und doch war bei den wenigen Vorträgen im Laufe dieses Winters das Aus- und Einlaufen unleidlich, und im Concerte wurde sogar bei dem Gesange eines ehrenwerthen Mitgliedes gescharrt; der Tumult bei den Billiarden, Sonntags Morgens während der Predigt, ist entsetzlich, und im Lesezimmer wird geraucht, trotz der kommenden und verschwindenden Edicte.

Ein Mitglied der Union und Vereinigunng.

---

* Heilender Balsam

für die Widersacher der Union.

Es soll die Einheit, die wir pflegen
in allen Stücken edel seyn;
Der Tugend nie, nie sich entgegen,
und stets entfernt von eitlem Schein.
Durch Wahrheit groß, durch Weisheit schön,
und reizend allen die sie sehn.
Treu nach den ewigen Gesetzen
der nie befleckten Redlichkeit,
Weit über alles Glück zu schätzen,
und würdig selbst der Augen Neid:
Erhab'ner als ein Königreich
nie wankend stets sich selber gleich;
In Kunst und Wissenschaft geschäftig,
Minervens Diensten stets geweiht,
Bei unserm Streben noch so kräftig,
als jetzt in unsrer besten Zeit! —
Ein Glück, das keinen Nachruhm kennt,
und das sich jeder Kluge gönnt! —

Von einem Ehrenmitgliede der Union gewidmet.

---

* Entgegnung.

Das gestrige Unterhaltungsblatt enthält unter dem Schiboleth: „ein Zänker, Namens mehrerer" eine Aufforderung an die Unterzeichnete, gewisse Acten dem Druck zu übergeben.

Da sie nun aber keine Freundin von Zänkereien ist, auch von jenen Acten weder jemals Einsicht genommen hat, noch in derem Besitze ist, so verweiset sie den Vorsprecher jener liebenswürdigen Gesellschaft an den Anwald oder an das Knochenhauer-Amt selbst, wo seine Wißbegierde vielleicht befriedigt werden wird.

Die Redaction des Bgrfds.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 11.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 7. Februar 1833.

Sey deiner Welt, so viel du kannst, ein Engel,
So wird sie dir, trotz dem Gefühl der Mängel,
So viel sie kann, dafür ein Himmel seyn.

Tiedge.

Glück der Seelenruhe.

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle,
Bewahrt die kindlich reine Seele,
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle,
Dem Biedermann in's Auge blickt,
Der mit der spiegelreinen Seele,
Den niedern Argwohn unterdrückt:
Von keiner schlechten That befangen,
Nur Schuld vom Hörensagen kennt,
Und dessen süßestes Verlangen
Nur Tugenden von Andern nennt.

Bewahrt die kindlich reine Seele!
So ruft Eu'r Inneres Euch zu,
Denn schwer gedrückt von Schuld und Fehle,
Hat nimmer das Gewissen Ruh —;
Denn ist der erste Schritt zum Bösen
Mit Eures Willens Kraft vollbracht,
So kann man in den Augen lesen,
Daß das Gewissen ist erwacht.

Dann scheidet Eurer Seele Frieden
Auf immerdar aus Eurer Brust,
Das Leben wandelt dann hienieden
In Angst und Ueberdruß die Lust.
Es bricht bis zu des Thrones Stufen,
Die Nemesis sich blut'ge Bahn;
Doch seyd Ihr rein, so wird sie rufen:
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n!

Wem auf der Pilgerfahrt des Lebens
Beschieden ist ein solch' Geschick,
Der hofft im Paradies vergebens
Auf glänzenderes Seelenglück;
Denn die verführenden Gedanken
Des Bösen dürfen ihm nicht nah'n,
Es läßt die Tugend ihn nicht wanken,
Er wandelt frei des Lebens Bahn!

F. Mauritius.

Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne.

(Beschluß.)

„Wir haben noch eine volle halbe Stunde, bis der Mond aufgeht," sagte er, „da der Regen aufgehört hat, so wird hoffentlich die Fuhrt zu passiren seyn; denn die Bergbäche sind sonst seicht, so schnell sie auch anlaufen. In der Zwischenzeit will ich Ihnen einen traurigen Vorfall erzählen, der sich in meinen jungen Jahren ereignete, und von dem ich fast der einzige Zeuge war. Es leben jetzt nur noch wenige Leute, denen es bis Anno 1768 oder den schrecklichen Winter zurückdenkt, der dieses Jahr in der Chronik von Auvergne unvergeßlich gemacht hat. Das Wetter, das bis gegen den Ausgang des Novembers hin schön und klar, wiewohl es ausnehmend kalt gewesen war, änderte sich plötzlich und in der Nacht vom 24. trat ein furchtbares Schneegestöber ein, das fast vier Tage lang unaufhörlich fortdauerte. Am Abend des 29. erhob sich ein arger Wind. Die entsetzlich aufgewirbelte Schneelast machte die Straßen ungangbar, und jeder Verkehr zwischen den Städten und Dörfern war abgebrochen. Die Bewohner hielten sich so viel wie möglich zu Hause, denn selbst am lichten Tage sah man gelegentlich einen fraßsuchenden Wolf um die Pachthöfe streifen, während sie bei Nacht rudelweise die Gegend durchstrichen und wüthend vor Hunger jedes lebende Wesen anfielen, das unglücklicherweise schutzlos in ihre Klauen gerieth. Wenn sie so die Schaafställe und andre Außengebäude, wo das Vieh untergebracht war, belagerten, konnte man deutlich in der Stille der Nacht ihr wildes Geheul hören, das Einem das Herz mit Bangigkeit füllte, und allen Schlaf raubte. In einer Nacht, wo mich die gräulichen Gäste auch wach hielten, hörte ich auf einmal wüthend schnelle Pferdetritte dem Dorfe näher kommen, und zwischen hinein das durchdringende Hülfgeschrei eines Menschen. Ich war allein — ziemlich weit entfernt von der übrigen Familie — meine Mutter schlief im Erdgeschoß, und mein Vater war abwesend, auf dem Schlosse St. Geneste, um am Morgen einen Hirsch auftreiben zu helfen. Einige Augenblicke lag ich mit pochendem Herzen da, als aber die Hufschläge näher kamen, gewann die Neugierde die Oberhand über meine Angst. Ich stand auf und schlich vor Kälte bebend, an das Fenster, das ich öffnete. Der Himmel war mit Sternen übersäet, und der Mond schien hell auf den kalten fleckenlosen Schnee. Unserer Hausthüre gegenüber, und etwa zwanzig Schritte von der Landstraße entfernt, stand das Dorfwirthshaus. Wie ich aufmerksam nach der Richtung hinausblickte, von der die Pferdetritte und das Geschrei kamen, galoppirte ein Reiter wüthend der „Auberge" zu, deren Schild wahrscheinlich seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, als es sich im Winde hin und her bewegte. Sein Roß plötzlich anhaltend schrie er auf die entsetzlichste und herzzerreißendste Weise um Einlaß und Beistand. Keine Seele gab Antwort — kein Laut verrieth, daß sein Nothruf gehört wurde — Alles schien in tiefem Schlaf begraben, oder was wahrscheinlicher ist — zu sehr um der eigenen Sicherheit willen in Angst, um aufzustehen. Gerade in diesem Augenblick erhob sich von hinten ein durchdringendes und scheußliches Geheul; das Pferd bäumte sich, und schlug wild aus, und wieder spornte es sein unglückseliger Reiter mit einem verzweifelnden Schrei, der mir noch in den Ohren tönt, vorwärts. Ich war, mein Herr, wie ich vorhin bemerkte, noch ein Knabe, kaum eilf Jahre alt; und das Herz wollte mir vor Grausen zerspringen, als ich, mich zum Fenster hinauslehnend, deutlich den ganzen Rudel um die Ecke an der Kirche biegen

und mit hellem Geschrei der Stelle zukommen sah, wo der ich stand. Für einen Augenblick schienen sie die Witterung verloren zu haben, oder wurden durch die Hoffnung auf ein zweites Schlachtopfer aufgehalten, denn während einige mit lautlosen Tritten und die Schnauzen am Boden, vor der Wirthshausthüre auf und nieder rannten, versammelte sich die Mehrzahl unter meinem Fenster, hob sich auf die Hinterbeine, schnuffelte in der Luft, und bellte und heulte nach der ihnen unerreichbaren Beute. Endlich fanden sie die Witterung wieder und mit unglückdrohender Genauigkeit setzte sich der ganze Rudel aufs Neue gerade in der Richtung in Bewegung, welche der unglückliche Fremde eingeschlagen hatte. Ich blieb horchend stehen, bis sich die Töne in der Ferne verloren, und kroch dann zitternd in's Bett, aber freilich nicht um einzuschlafen."

„Und der Fremde? — Er kam nicht um — die Schnelligkeit seines Pferdes rettete vielleicht —" rief ich, äußerst gespannt auf das Ende der Erzählung.

„Nein, mein Herr, nein! Dazu war wenig Aussicht, denn der Wolf hat die Nase eines Schweißhundes, und obwohl langsam, verfehlt er doch nie seine Beute einzuholen.

„Am folgenden Morgen herrschte die größte Bestürzung unter den Dorfbewohnern, denn noch viele außer mir, hatten das Geschrei des Fremden gehört. Sie versammelten sich gruppenweise vor der Thüre der „Auberge" oder wandelten, in kleinen Trüppchen, in ernstem und eifrigem Gespräch die Straße auf und ab. Meine Mutter, der ich das Vorgefallene erzählt hatte, mischte sich jetzt auch, mich an der Hand führend, unter unsere Nachbarn; und bald wurde ich der einzige Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, als sie so in athemlosem Schweigen meiner ausführlichen Erzählung der Schrecken der verwichenen Nacht zuhörten. Als ich im Verlaufe meiner Geschichte auf des Unglücklichen wildes und verzweifelndes Geschrei um Einlaß und Beistand zu sprechen kam; und dabei auf die noch immer im Schnee sichtbaren Eindrücke der Pferdshufe und Fußspuren seiner Verfolger zeigte, brach ein allgemeiner Schrei des Entsetzens und Mitleids von den Lippen meiner Zuhörer. Während Alle noch schweigend diese traurigen Bestätigungszeichen meiner Unglücksgeschichte näher betrachteten, kam mein Vater, mit seiner Doppelbüchse bewaffnet, und von seinen Hunden begleitet — wie Dieß immer auf seinen Berufsgängen der Fall war — in das Dorf. Sein Gesicht war todtenblaß; in seiner Hand trug er eine Pistole, die Ueberbleibsel eines Reitmantels und einen arg zerrissenen und mit Blut beschmierten Sattel. Auf seinem Wege über die Haide, die von dem Herrenschloß nach der Heerstraße führt, rannten die Hunde plötzlich wegab, und in eine Vertiefung hinunter, die etwa einen Büchsenschuß weit von dem Fußpfade liegt, auf dem er ging. Von Neugierde getrieben, näherte sich mein Vater der Stelle und erblickte mit Entsetzen und Verwunderung das verstümmelte und ganz frische Gerippe eines Pferdes, an welchem der Sattel noch immer angeschnallt war, während das eben erwähnte Stück Mantel und eine abgeschossene Pistole unfern davon auf der Erde lag. Kein Zweifel konnte jetzt mehr über das Schicksal des Fremden obwalten. Einige wenige Papiere und noch ein paar Kleidungsstücke wurden späterhin unter den Dornbüschen verstreut gefunden; keine Spur aber ließ sich entdecken, wer der Fremde oder woher er kam; auch wurden nie weitere Nachforschungen in Bezug auf ihn in der Nachbarschaft angestellt. . . . Manche Messe wurde indessen für die Ruhe seiner Seele gelesen," setzte der Förster, andächtig das Kreuz schlagend, hinzu. —

In diesem Augenblicke trat der Mond in unbewölkter Pracht hinter dem sich zertheilenden Gewölke hervor, und ein heller Lichtglanz strömte in die Höhle. Hurtig holten wir unsere Siebensachen zusammen, und machten uns, von den Hunden begleitet, die inzwischen von ihrer Jagd zurückgekehrt waren, und sich wieder zu unsern Füßen niedergelegt hatten, auf den Weg nach der Fuhrt hinab. Die schwarzen Steinblöcke, die als Auftritt-Steine dienten, und die Stelle einer Brücke vertraten, waren jetzt zwischen den Wirbeln der Strömung, die über ihre Oberfläche hinrollte, heraus schwach sichtbar. Mein Führer schritt voraus; glücklich erreichten wir das jenseitige Ufer und waren in wenigen Minuten auf der eigentlichen Straße. „Ihr Weg führt Sie jetzt hier gerade aus, mein Herr: in zehn Minuten sind Sie in St. Amande — mein Weg geht links." Ich zog meine Börse; allein der Jägersmann lehnte standhaft jede Geldbelohnung ab. „'S war ja nur, was jeder Christenmensch dem andern thut, wenn er ihn in Noth sieht," sprach er, „nähme ich Ihr Geld, so würde ich nicht halb so viel Freude mehr empfinden; sollten Sie aber," setzte er, indem er dem größern meiner Hunde (einen schönen großen Hühnerhund von ächt irelándischer Zucht) schmeichelte, hinzu, „inskünftige einmal mir ein Junges von dieser Race verschaffen können" —

„Mein ehrenwerther Waidgenoß," sagte ich, ihm meinen Namen und meine Adresse nennend, und schüttelte ihm auf's herzlichste die Hand, „ich will schon Gelegenheit finden, Ihnen nach Ihrem Wunsche gefällig zu seyn." Damit schieden wir freundlich.

Den Tag darauf schrieb ich nach England, und etwa einen Monat später erhielt ich einen Besuch von dem Conducteur des Pariser Eilwagens, der an einer Schnur eine Koppel prächtiger junger Hühnerhunde führte, die von Calais aus die Reise auf der „Imperiale" gemacht hatten, und mit denen ich kurz nachher meinen Freund, den Förster, als Gabe der Dankbarkeit dafür erfreute, daß mich seine rettende Hand davor bewahrt hatte, eine Speise der Wölfe *) in den Bergen des Puy de Dôme zu werden.

---

* Bürgerwehr.

Im Convente vom 28. Decbr. v. J. wurde der Bericht vom 14. Decbr., die Annahme von Freiwilligen zur Ergänzung des Bundes-Contingents betreffend, von Rath und Bürgerschaft angenommen.

Damit ist nun zwar auch die Verfügung getroffen,

> daß die Einberufung der nach den bestehenden Gesetzen zum Eintritt in die Bürgerwehr verpflichteten jungen Mannschaft ohne Verzug vorgenommen werde,

und es ließ sich wohl erwarten, daß von da an einige Spalten unsers Moniteurs auch von bürgerwehrlichen Aufforderungen und Anordnungen angefüllt werden würden.

Allein man hört auch, daß die neu Einberufenen auch schon in den Waffen geübt werden sollen, und zwar nicht nur diejenigen, welche freiwillig gegen Bezahlung eines Honorars Unterricht darin nehmen, sondern daß auch die Uebrigen dazu commandirt werden sollen.

Das hat aber die Bürgerschaft nicht gewollt, und der bezeichnete Bericht gestattet dieß auch

---

*) In dem harten Winter 1829 sah man über vierzig dieser wilden Thiere an hellem Tage auf der von Dijon nach Paris führenden Landstraße hin galloppiren, und auf einer Angelluftwanderung, die der Erzähler im verwichenen Sommer in der Provinz Burgund machte, sah er auf einem Landsitze die Köpfe von drei und zwanzig Wölfen, die der Eigenthümer sämmtlich an einem Winter getödtet hatte, an das Hausthor genagelt. D. Verf.

nicht. Denn es heißt darin, daß zwar der Zweifel über die Bürgerwehrpflichtigkeit beseitigt sey; ob aber das 4. Bataillon der Bürgerwehr in seiner jetzigen Form beibehalten, oder ob dasselbe durch „andre Einrichtungen zur Einübung der jungen Mannschaft" ersetzt werden solle? Dieses sind Fragen, die bei der hier vorgeschlagenen Maaßregel nicht berücksichtigt zu werden brauchen, und die den Verhandlungen über die Reorganisation der Bürgerwehr überlassen bleiben können.

Könnte man über den Sinn dieser Fragen und über den ganzen Zweck der von Rath und Bürgerschaft beschlossenen Einberufung der jungen Mannschaft Zweifel haben, so müßte derselbe doch, durch die Erläuterungen einiger Mitglieder der Deputation, der wir die Abfassung des Berichts verdanken, beseitigt erscheinen, welche im Convente vom 28. Decbr. v. J. bei Gelegenheit der Verhandlungen über diesen Bericht gegeben wurden, und welche im Wesentlichen dahin gingen,

daß der Zweck dieser Bestimmung kein anderer sey, als der, der jungen Mannschaft den Wahn zu benehmen, als sey ihre Bürgerwehrpflicht gänzlich aufgehoben, und daß die einberufenen Jahrgänge der Wehrpflichtigen keineswegs auch schon in Activität gesetzt werden sollen; das vielmehr noch von dem Resultate der Berathungen über die Reorganisation der Bürgerwehr abhängig bliebe.

R.

---

* Menschen- und Kuhpocken.

Die Menschenblattern fangen an sich wieder zu zeigen. An manchen Orten leiden sehr viele Personen daran; und obgleich die Aerzte den Pocken einen lateinischen Namen beilegen, der soviel heißen soll als gutartige Pocken oder kleine Pocken: so will diese Benennung die Krankheit nicht gelinder machen, sondern sie fordert dieserhalb ihre Opfer, und kehrt sich nicht an Beschönigungen, daß die Kuhpocken früher dagewesen und regelmäßig abgegangen sind. Es entstehet also die Frage: haben bisher die Kuhpocken vor den Menschenblattern gesichert, oder ist die Vorsicht, welche man gegen die Letzteren nahm, um deren Ansteckung zu verhindern, die Ursache, daß sie sich nicht ausbreiten konnten? Sollten Sachkundige in diesen Blättern den ersten Satz bejahen, so würde man fragen müssen: warum leisten denn gegenwärtig die Kuhpocken keine Sicherheit mehr. Uns sind viele Fälle bekannt, daß Menschen, welche die Kuhpocken regelmäßig gehabt haben, dennoch von den Menschenblattern befallen und ihr Opfer geworden sind. Unter Andern wollen wir einen Fall herausheben, der uns am merkwürdigsten scheint. Ein junger Mann, der die Arzneikunde studirte und das Doctor-Diplom schon erworben hatte, impfte sich selbst die Kuhpocken ein, ungeachtet er sie in seiner Jugend schon regelmäßig gehabt hatte, wahrscheinlich weil man die Hipothese aufgestellt hatte, die Kuhpocken schützten nur zehn Jahre. Einige Zeit darauf wurde er von den rechten Blattern befallen und von ihnen hingerafft. Würde der zweite Satz bejahet und erwiesen, so könnten die Impfanstalten aufhören, und Jeder das Impfgeld in der Tasche behalten.

---

* Aus meinem A. B. C. Buche für große Kinder.

Zueignungsschrift. So nennt sich ein gedruckter Erlaubnißschein, daß es Vorzeiger Dieses erlaubt seyn solle, auf den Brand betteln zu gehen. An den vornehmen Ausdruck darf sich Niemand stoßen, denn ein Zahnarzt nennt sich ein Operateur; Taschenspieler nennen sich Künstler; Krämer, Kaufleute; Prediger heißen Redner, und Studirte heut zu Tage Gelehrte.

— So etwas muß gar nicht mehr auffallen. Aber nun zur Sache. Ja, von Abgebrannten war die Rede, und zwar von abgebrannten Schriftstellern, die, kraft einer vorgezeigten Dedication, um ein Allmosen bitten. Ehedem mögen sie sich viel zusammen getragen haben; aber in unseren Zeiten sind die wohlthätigen Leute dünner gesäet; und da ein abgebrannter Schriftsteller überdieß nicht beweisen kann, daß sein Kopf in der Brand-Assecuration mit taxirt worden wäre, so wird er oft, häufig und nicht selten mit Kupferpfennigen abgespeiset, die gerade soviel betragen, das Papier zur Zueignungsschrift zu bezahlen.

Titel eines Buchs. Wenn ein gekaufter Titel, ein Degen ist, der statt der Klinge eine Truthahnsfeder hat, so ist der Titel eines Buches wichtig und bedeutend, oft die Hauptsache, und mehr als das ganze dicke Buch werth. In unsern erfindungsreichen Zeiten wird leider! viel Schmuck damit getrieben, und es ist, den Himmel zu erbarmen, nicht selten, daß man ein paar schön klingende und schön gedruckte Werke, mit dem ellenlangen Titel eines berühmten Bücherfabrikanten ausgezieret, auf der ersten Seite mit 1 bis 2 Rthlr. bezahlen muß. Bücherkauf und Pferdekauf sind daher in unsern Tagen zwei sehr nahe verschwisterte Handlungszweige; Beide führen das Motto: Mundus vult decipi, ergo decipiatur (die Welt will betrogen seyn, deßhalb wird sie betrogen). Der Roßkamm weiß uns sein Pferd so vorzureiten, das wir die elendeste Ziege für ein flinkes Pferd halten; und wenn uns die Recensenten ein Buch nach ihrem Geschmack vorreiten, geht's so im Galopp, daß wir kaum den nächsten Posttag erwarten können, um es in unsern literarischen Stall zu ziehen. Menschen, die gern auf Titel und Bücher pränumeriren, hat die Natur eigentlich zu Kaufleuten, und zwar zu recht großen Kaufleuten, bestimmt, die ihr Geld an verlorne Schiffe wagen, und bei der Nachricht, daß sie darum geprellt sind, ihre Pfeife Knaster ruhig fortrauchen können.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Wunsch und Bitte.

Das am 26. Jan. d. J. in einem fröhlichen Privat-Zirkel von Hrn. M. vorgetragene Gedicht in Knittelversen: „Ihr glaubt, Ihr wärt schon um die Ecke, weil ich Euch nicht mehr sehen kann," u. s. w. welches dem Vernehmen nach ein sehr bekannter Mann hieselbst verfaßt hat, und welches wahrlich seiner Tendenz wegen wohl verdient, allgemein bekannt zu werden, um mit andern ähnlichen Inhalts zu realisiren, wird von mehreren Zuhörern Hr. M., oder besser der bekannte Hr. Verfasser recht sehr gebeten, in diesen Blättern gefälligst mitzutheilen, indem es den allgemeinsten Beifall sich zu erfreuen haben wird, weil es ferner zu einer Zeit verfaßt seyn soll, wo Bremen unter Französischer Zwingherrschaft stand, und die damalige Geschäftslosigkeit dieses schöne Product zu Tage förderte, welches vielen Anderen die Krone streitig machen dürfte.

Veritas.

Die Inquisitin.

Eine Sage der Vorzeit für die Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Also stand sie lange schweigend, wie ein Ideal der Frauen,
Vor den Richtern, bis sich diese rings erholt von ihrem Schauen,
Und der Dümmste unter ihnen dann das lange Schweigen brach;
Und im Inquirententone also zu der Jungfrau sprach:

„Inquisitin ist verdächtig, gegen das Gesetz im Reiche,
Ausgeführt zu haben viele demagogisch-dumme Streiche.
Drum Beklagte herbeschieden, um nach Recht und nach Gebühr,
Streng' auf jede meiner Fragen Antwort zu ertheilen hier."

„Dieserwegen ich zuvörderst Inquisitin laut befrage:
Was für Namen sie und Alter, Stand und Rang und Titel trage?
Wo sie ferner dann geboren, und wo sie erzogen sey,
Und ob sie vermählt gewesen? Darauf antworte man frei!"

Also sprach mit wicht'ger Miene er, der Weiseste der Richter
Und als ob mit Himmelshoheit eine Göttin vor ihn träte,
Rahte ernst die hehre Jungfrau sich dem hochbebrillten Mann,
Und fing drauf mit edler Würde also hold zu sprechen an:

„Schon seit fast zweitausend Jahren kennt man mich in Deutschlands Gauen.
Mein Erscheinen brachte immer Freiheit, Kraft und Selbstvertrauen;
Aber leider hat man später meines Strebens Werth verkannt,
Und von Ort zu Ort im Reiche mich verstoßen und verbannt."

„Dennoch hab ich stets vor Allem heiß geliebt die theuren Fluren,
Die von ihrer einst'gen Größe heute noch die Heldenspuren
Rings in ihren Hainen tragen, die einst stolz mein Fuß durchwallt,
Als des Deutschen Reiches Fahne noch als Siegeszeichen galt."

„Wessen Stands ich sei? so fragt Ihr. Wißt! Ich zähl' zu meinen Söhnen,
Hohe Fürsten, wie nicht minder hohe Jünger der Kamönen;
Doch die liebsten meiner Kinder, wahrhaft groß und königlich,
Nennen Hermann, Huß und Luther, Sickingen und Hutten sich."

„Und noch viele Hohe seh' ich in dem Strome spät'rer Zeiten,
An dem ahnungstiefen Blicke meines Geists vorübergleiten:
Schiller, Bürger, Schubart, Seume, Arndt und Gneisenau und Stein
Mendelssohn und Kant und Leibnitz, werden ihre Namen seyn."

„Auch viel Andere noch werden glänzen auf des Lichtes Höhen;
Und unwandelbar und ewig auf des Rechtes Seite stehen:
Rotteck, Welcker, Oken, Raumer, wird sie nennen ihre Zeit,
Und mit Andern: Zschokke, Tiedge ehren bis in Ewigkeit."

„Ob ich schon vermählt gewesen, soll ich Euch, Ihr Herren sagen?
Wißt! daß man seit grauen Zeiten sich um meine Hand geschlagen,
Und Europa's größte Kaiser, größte Kön'ge, nah und fern,
Um mich buhlten; doch erkannte Keinen ich als meinen Herrn.

„Bin, so lang ich wirk' und walte, strenge Jungfrau stets geblieben.
Konnte keine fremde Herrschaft lange dulden, niemals lieben;
Und werd's auch so lange bleiben, als man mich und meinen Werth
Schätzt, und rings im deutschen Reiche deutschen Nationalsinn ehrt."—

(Die Fortsetzung folgt.)

* Das goldene Vließ und der Nectar-Vließ.

Eine Parallele.

Im Alterthum gab es ein goldenes Vließ,
Was die Fabel einst als das Himmlischste pries;
Den kühnsten Helden wollt's nicht gelingen,
Das hohe Ziel, muthvoll, zu erringen.
Jetzt giebt es ein köstliches Nectar-Vließ,
In Villanova gespeichert, *)
Das Don Pedro längst dem Heere verhieß,
— Wovon er schon oft sich bereichert! —
Doch, Jeden erwartet Todesqual
Wer dort will trinken aus Lethe's Schal'.
Da stehen nun, lechzend, am Douro Strand
Die Tapfern und schau'n in's gelobte Land!
Sie lasen oft, gläubig, vom Manna-Regen
Und hoffen auf ähnlichen Nectar-Vließ-Segen!

J. C. Schierenberg.

---

* Replik

auf den Trostspruch des Herrn Inspektors.

Der Wunsch, daß selbst der Graben
Der Stadt, durch einen Zaun
Befried'gung mögte haben
Erregte schmerzlich Grau'n.
Allein ihn dort zu sehen
Vor unserm Friedhof hin,
Daß man könnt' sicher gehen,
Wär' größerer Gewinn.
Denn nur durch zehn Pistolen
Hätt' man ein gut' Gehege
Und hiemit Gott befohlen!
Befehlt' ihm auch die Wege!

Der Eipeldauer.

---

*) 50000 Piepen köstlichen Wein.

Charade.

1.

Das Feuer, das die Seufzer kocht,
Und Thränen durch die Augen preßt,
Der Feind, dem ihr es nie vergeßt,
Wenn ihr nichts gegen ihn vermocht.

2.

Der Freund, der jenes Feuers Wuth
Schnell dämpft und jene Presse bricht;
Er zeigt und schafft euch manches Gut
Mit starkem Arm und Geisteslicht.

1. 2.

Doch wenn auch er nicht helfen kann
Zum liebsten Gut, das ihr vermißt,
So siedelt sich das Ganze an;
Ein Menschenherz sein Stübchen ist.

J. G. M.

Räthsel.

Wer es sucht, dem frommt's nicht immer,
Wer es hat, bekommt's nicht immer,
Wer's behält, der hat's nicht immer,
Bei der Macht hat's Platz nicht immer.
Wer's verdreht, der hat es nimmer;
Thor, der meint, er hab' es immer!
Ist's recht alt, so taugt's nicht immer,
Doch verjüngt wird's oft noch schlimmer;
Wer es festhält, läßt ihm immer
Freien Lauf und hemmt es nimmer;
Wer es spricht, der spricht's nicht immer,
Doch, wer's beugt, der bricht es immer.

J. G. M.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 11.

Bremen, Donnerstag den 7. Februar 1833.

Gestorben:

Den 26. Jan. Der Schuhmacher Georg Wilh. Brüning, 68 Jahr; Klosterhof Nro. 4.

Den 26. — Des verst. Kaufmanns Wichmann Bothe Sohn, 1¼ Jahr; Nicolaistraße.

Den 26. — Der Kaufmann Diedrich Ludwig Barckhausen, 66 Jahr; Obernstr. N. 52 (Vorstadt).

Den 26. — Des Hans Harm Korff Ehefr., geb. Jacobs, 63 Jahr; Armenhaus.

Den 27. — Des Conditors Rudolph Wilhelm Meyer Sohn, 3 St.; Molkenstr. N. 47.

Den 27. — Die Dienstmagd Christina Beata Tietjen, 43 Jahr; Gürtz-Hof Nro. 2.

Den 27. — Des Joh. Michael Brockmann Ehefrau, geborne Schwetmann, 73 Jahr; Armenhaus.

Den 27. — Joh. Carl Hoffmann, 13 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 48.

Den 27. — Des Landmanns Joh. Christoffer Wohlers Sohn, (todtgeb.); Schwachhausen Nro. 4.

Den 27. — Des verst. Zimmermanns Georg Gottfried Albrecht Wittwe, geb. Oetjen, 84 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 51.

Den 28. — Der Tonnenmacher Joh. Hinrich Becker, 77 Jahr; Langenstraße Nro. 72.

Den 28. — Des Kunstgärtners Gottlieb Herm. Hattorff Sohn, 8 T.; Kohlhökerstr. N. 42.

Den 28. — Des Tischlermeisters Herm. Hinr. Tuntemann Ehefr., geb. Lehmann, 58 J.; Theerhof Nro. 36.

Den 28. Jan. Der Schneider Friedrich Jacob Teschmacher, 46 Jahr; im großen Barckhof Nro. 4.

Den 29. — Des Arb. Christ. Vogt Tochter, (todtgeb.); Schweinestraße Nro. 15.

Den 29. — Der Schweineschlachter Henrich Pundsack, 35 Jahr; Neuenstr. Nro. 31.

Den 29. — Des verst. Arb. Gerhard Eggers Wittwe, geb. Eggers, 73 Jahr; Klitzenburg Nro. 5.

Den 29. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Westermann Sohn, 7 Tage; außerm Steinthor Nro. 32.

Den 30. — Der Waaren-Agent Carl Christian Schmitt, 32 Jahr; Contrescarpe Nro. 15 C.

Den 30. — Des Hökers Peter Schauwacker Tochter, 2 Jahr; vor dem Hohenthore Nro. 34.

Den 30. — Des Bockschiffers Friedrich Hartmann Sohn, gleich nach der Geburt gestorben; Osterthorssteinweg Nro. 16.

Den 30. — Die Dienstmagd Marie Luise Wöhlking, 25 Jahr; Klosterstr. Nro. 20.

Den 30. — Die Näherin Anna Vogelsang, 87 Jahr; hinter der Holzpforte Nro. 13.

Den 31. — Des Schuhmachers Diedr. Haetjen Sohn, 2 Tage; Weerder Nro. 37.

Den 2. Febr. Engel Hillers, 83 Jahr; hinter dem Abbenthorswall Nro. 38.

Geburten:

Den 17. Jan. Des Schuhmachers Joh. Friedr. Corssen Ehefr., geb. Schröder, Heerdenthorswallstraße N. 84; von einem Knaben.

Den 18. — Des Schuhmachers Helmerich Jacob Gerken Ehefr., geb. Griemen, Klosterkirchenstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

Den 18. — Des Conditors Melchior Behling Ehefr., geb. Biesewig, Pelzerstr. Nro. 39; von einem Mädchen.

Den 18. — Des Stuhlmachers Joh. Christ. Kahlenberg Ehefr., geb. Huß, Dreckort Nro. 28; von einem Knaben.

Den 18 Jan. Des Schiffsmaklergehülfen Georg Friedr. Pflüger Ehefr., geb. Kiesel, Langenstraße Nro. 89; von einem Knaben.

Den 19. — Des Tabacksfabrikanten Johann Christian Scholle Ehefrau, geb. Schötter, Grasmarkt Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 19. — Des Sängers am hiesigen Stadt-Theater Georg Gllemann Ehefr., g. Strato, am alten Wall N. 10; von einem Knaben.

Den 19. — Des Dr. juris und Sachführers Carl Friedr. Gottfr. Mohr Ehefr., g. Löning, am Wall N. * (bei N. 65); v. e. Mädchen.

Den 20. Jan. Des Schauspielers am hiesigen Stadt-Theater Heinrich Gutperl Ehefrau, geb. Huep, Osterthorswallstraße Nro. 34; von einem todten Knaben.

Den 20. — Des Kaufmanns Christ. Heinrich Schultz Ehefrau, geb. Poppe, Sögestraße Nro. 40; von einem Knaben.

Den 24. — Des Schneidermeisters Joh. Hinr. Dreyer Ehefr., geb. Heytmann, Osterthorssteinweg Nro. 29; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Kaufmanns Georg Wilhelm Ueltzen Ehefr., geb. Steinkamp, Sögestraße Nro. 34; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Arb. Joh. Hinr. Vosmeyer Ehefr., geb. Veupel, Düsternstr. Nro. 61; von einem Knaben.

Den 26. — Des Schuhmachers Nicolaus Matthias Ehefr., geb. Etjen, Osterthorswallstraße Nro. 31; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Conditors Rudolph Wilhelm Meyer Ehefr., geb. Hummel, Molkenstraße Nro. 47; von einem Knaben.

Den 27. — Des Landmanns Joh. Christoffer Wohlers Ehefr., geb. Behrens, Schwachhausen Nro. 4; von einem todten Knaben.

Den 27. — Des Schuhmachers Hinr. Aress Ehefr., geb. Heuß, Hastedt Nro. 10; von einem Knaben.

Den 27. — Des Sattlers Joh. Georg Friedr. Tolle Ehefrau, geborne Schröder, Hastedt Nro. 53; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Tischlers Albert Bödeker Ehefr., geb. Bredhorst, Punkendeich N. 21; von einem Knaben.

Den 27. — Des Schuhmachers Franz Julius Harjes Ehefr., geb. Thomas, a. d. Häfen; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Schiffszimmermanns Johann Schnelle Ehefr., geb. Köster, Uthbremerstr. Nro. 25; von einem Knaben.

Den 27. — Des Schuhmachers Oledr. Hartjen Ehefr., geb. Isenberg, Weerder Nro. 37; von einem Knaben.

Den 28. — Des Branntweinbrenners Friedr. Wilhelm Rahe Ehefr., geb. Riechers, Klosterstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 28. Jan. Des Wegaufsehers Georg Meyerdiercks Ehefr., geb. Meyer, Schwachhausen; von einem Knaben.

Den 28. — Des Kaufmanns zu Newyork Heinr. Delius Ehefr., geb. Delius, Geeren N. 39; von einem Knaben.

Den 28. — Des Arb. Christian Vagt Ehefr., geb. Meyer, Schweinestr. Nro. 15; von einem todten Mädchen.

Den 28. — Des Arb. Johann Georg Tauch Ehefrau, geborne Baumgarten, große St. Johannisstraße Nro. 139; von einem Knaben.

Den 29. — Des Kaufmanns Hinr. Albrecht Gevekoht Ehefr., geb. Meyer, Neuenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

Den 29. — Des Schuhmachers Moritz Werner Geise Ehefr., geb. Schultz, Osterthorswallstraße Nro. 87; von einem Knaben.

Den 29. — Des Fuhrmanns Franz Heinrich Kenneweg Ehefr., geb. Lohmann, Plünken-Nro. 24; von einem Mädchen.

Den 30. — Des Kaufmanns Daniel Johann Christ. Friedr. Möller Ehefr., geb. Laun, Wachtstraße Nro. 26; von einem Knaben.

Den 30. — Des Bockfahrers Friedrich Hartmann Ehefr., geb. Jenssen, Osterthorssteinweg Nro. 16; von einem Knaben.

Den 30. — Des Seeschiffers Jan Tysens Drent Ehefr., g. Mulder, an der Schlachte; von einem Mädchen.

Den 30. — Des Kunstdrechslers Conr. Heinr. Däne Ehefr., geb. Schwöpmann, Stintbrücke Nro. 7; von einem Mädchen.

Den 30. — Den Sattlers Anrdeas Beling Ehefr., geb. Ehlers, Spitzenkiel Nro. 1; von einem Knaben.

Den 30. — Des Arb. Albert Daneken Ehefr., geb. Nirgens, Buntenthorssteinweg N. 99; von einem Mädchen.

Den 31. — Des Tischlers Hinr. Lüder Schlodtmann Ehefr., geb. Bollwinkel, kl. Fuhrleutestraße Nro. 24; von einem Mädchen.

Den 31. — Des Schneidermeisters Carl Friedr. Wilh. Gehle Ehefr., geb. Lindner, Klosterkirchenstraße Nro. 4 B; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Wechsel-Maklergehülfe Ferdin. Justinian Ludwig Hirt hieselbst und Johanne Bernhardine Sophie Wilhelmine Petzold zu Verden.

Der Stuhlmacher Wilh. Christel Osterloh und Therese Wilkens, beyde von hier.

Der Saamenhändler Johann Hinr. Meybohm und Maria Catharina Sophia Wolters, beyde von hier.

Der Zimmergesell Lüder Auwieg und Anna Elisabeth Meyer, beyde von hier.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 12.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 10. Februar 1833.

Sterne wirbeln, und Herzen schlagen, Sonnen kreisen und Pulse schwellen im ewigen Welttanz; aber all' die Sonnen und Sterne umfängt weitgedehnt der unendliche Raum, und in des Raums zersplitternder Einheit verliert sich die Welt an den Gott über dem Raume.

Rudolph v. Fraustadt.

Durch!

Des Lichtes Freunde, sagt, wie ist's zu deuten?
Viel Finsterniß droht in dem jetz'gen Jahr
Uns der Kalendermann an: das ist klar *).
Zwar sonst geschah dieß auch, wie nicht zu streiten;

Auch drohten sonst schon, und nicht nur von Weitem:
Des Lichtes Feinde vielfach dem Altar,
Den Thronen und den Völkern auch Gefahr,
Und suchten Tod dem Lichte zu bereiten.

Was aber nun fünf Finsternisse sollen —
Und sichtbar alle fast! — auf einmal heißen?
Kann nun auch noch der Himmel sich verbinden,
Den ird'schen Obscuranten etwa wollen? —

Getrost! Prometheus soll den Weg uns weisen.
Das Licht wird auch durch Nacht den Ausgang finden!

Th. Kind.

*) Nach dem Kalender auf 1833 haben wir in diesem Jahre fünf Finsternisse zu erwarten, von welchen vier in unseren Gegenden sichtbar seyn werden.

* Ueber Spaltungen in kleinen Freistaaten, in Bezug auf Bremen.

Spaltungen zwischen verschiedenen Ständen, Classen oder Corporationen in kleinen Freistaaten ist nichts Seltenes; sie entstehen gewöhnlich aus der Verwebung des Particular-Interesses in die Angelegenheiten des Gemeinwesens; sie haben selbst ihr Gutes, denn sie erhöhen die Theilnahme an den Letztern, nur müssen sie ihr Ende erreichen, wenn der Grund, aus welchen sie entsprangen, gehoben ist, damit sich kein bleibender Haß, keine das Gemeinwohl störende Zwietracht entwickeln.

Bei jedem Streite einer Gesammtheit, sind es Einzelne, welche sich an deren Spitze stellen. Selten haben aber diese Coryphäen Selbstüberwindung genug, nach Erreichung des gemeinsamen Zweckes, aus der ihnen liebgewordenen Wichtigkeit ihrer Stellung zurückzutreten und den Schauplatz ihrer Berathungen ruhigeren Gesprächen zurückzugeben; sie bemühen sich, das vielbesprochene Thema aufs Neue zu erörtern und von einer Seite darzustellen, welche bei einem Theil ihrer Zuhörer oft leider nur zu willig Eingang findet. Uebelgesinnte stimmen ein, Einfältige und Beschränkte glauben es und am Ende hat sich ein System von Hypothesen gebildet, aus denen Folgerungen gezogen werden, die eine gehässige Farbe an sich tragen.

Wenn es so weit gekommen ist, ist es Zeit, daß alle Diejenigen, welchen die allgemeine Ruhe und Wohlfahrt wahrhaft am Herzen liegt, dem immer tiefer greifenden Uebel steuern und auch Andern die Ueberzeugung geben, daß über eine öffentliche Angelegenheit immerhin zweierlei Ansichten Statt finden können, ohne daß die eine oder andre aus unedlen Beweggründen entsprungen sey, daß aber nie der Differenz über seine Gränzen hinausgetrieben, nie das Zusammenwirken zur Erhaltung und Beförderung des allgemeinen Wohls dadurch gestört werden dürfe.

Wer möchte es läugnen, daß auch in unserm Bremen, nachdem durch einen gemeinschaftlichen Beschluß, der Streit zweier Partheien in der Militairsache gehoben worden, ein gleiches Vergessen des Zwiespalts, ein gleiches Bestreben in die Berathungen über die Angelegenheiten des Gemeinwesens kein vorgefaßtes Urtheil mitzubringen, sondern nur Bürger-Eintracht und Anhänglichkeit an unsre republikanischen Institutionen vorwalten zu lassen, eintreten müsse.

Als der sogenannte Luxemburger Zug offenkundig machte, daß das vierte Bataillon nicht dem Zwecke seiner Errichtung entspreche und es mithin auch eine die Kräfte unseres Staats übersteigende Aufgabe, zumal im Kriege, — wenn durch Stockung des Handels die Haupt-Einnahmen sich vermindern und Vermögende sich aus Bremen entfernen sollten, — seyn würde, das ganze Contingent durch Werbung zu stellen und zu ergänzen: so waren dadurch die Hauptmotive für einen Beschluß gegeben, welcher, unter den beabsichtigten Erleichterungen für die Söhne Unbemittelter, in seiner practischen Ausführung sich wol wenig anders gemacht haben würde, als die neuerdings beliebte Anwerbung Freiwilliger es thun wird, da es im Grunde gleich ist, ob die Dienenden, Stellvertreter oder Freiwillige heißen, wenn das Geld dafür nur auf ungefähr gleiche Weise beschafft wird.

Etwas mehr Vertrauen in die Absichten der zum Convent berufenen Bürger, welche noch nie zu der Unterdrückung irgend einer Classe die Hand geboten haben, würde die Ansichten anders gestaltet haben. Aber eine leidenschaftliche Aufregung verdächtigte die Beweggründe Derer, welche nach ihrer Ueberzeugung die Ausführung der Wehrpflicht unter gewissen, unsern Verhältnissen angemessenen Modificationen und unter Erleichterungen für die Stellvertretung Unbemittelter, für das Beste gehalten hatten.

Den Vorwurf, daß Jeder, welcher für die Ausführung der Wehrpflicht gestimmt habe, nicht aus Ueberzeugung, daß sie das den Bundes-Pflichten und den Zeitumständen Entsprechendste sey, gehandelt, sondern nur auf sein eignes Interesse Rücksicht genommen habe, verdient doch wahrlich kein Mitglied des Raths, kein Mitglied der Bürgerschaft.

Es kann daher nur mit Bedauern gesehen werden, wenn Einzelne sich fortwährend bemühen,

diese gehässige Ansicht auch jetzt noch zu verbreiten und den Mittelstand gegen die höhern Classen zu erbittern.

Wenn nun aber noch gerade zu ausgesprochen wird, daß Jener von Diesen gedrückt werde, so liegt darin eine offenbare und wahrhaft unverzeihliche Unwahrheit. Nirgends ist der Handwerksstand so wenig gedrückt wie hier. Noch nie ist von Denen, welche in den Bürgerconventen durch ihre Verhältnisse den meisten Einfluß haben, dieser zum Nachtheil der gewerbtreibenden Classe benutzt worden. Welche Abgaben zahlt hier der Handwerker außer der Grundsteuer und den Beiträgen zur Gassenreinigung? Nichts, als die im Preise einzelner Victualien, der Getränke und der Feurung liegenden Consumtion. Es existiren keine Abgaben vom Gewerbe, keine Classen-, keine Personalsteuern oder wie solche directe Belastungen mehr heißen mögen.

Wenn der Staat eines Schosses bedarf, leistet ihn größtentheils die vermögende Classe; denn die Collectanten und diejenigen 150 Handwerker, welche sich unter den 1830 Schossern befinden, tragen doch nur einen kleinen Theil dieser außerordentlichen Abgabe.

Dem, ohnehin durch Zunft-Einrichtungen vielfach begünstigten Handwerker in Bremen, bleibt also sein Verdienst ungekürzt. Und wer verleiht ihm den Verdienst? doch größtentheils der Handel, der große Kaufmannsstand, die vermögenden Privaten. In kleinern Städten kann man eher sagen, der Krämer lebe vom Handwerker, der Handwerker vom Krämer. Allein in Bremen ist es der Handel, der die Schiffe, die Waaren herbeizieht, den großen Verkehr hervorbringt, Tausende beschäftigt und besonders den Meisten unserer Gewerbtreibenden Verdienst giebt. Der Handel ist es, welcher die größten Einnahmen des Staats beschafft und wenn wir gerecht seyn wollen, so müssen wir gestehen, daß der größte Theil unsrer Kaufleute und sonstigen vermögenden consumirenden Bürger viel zu patriotisch denkt, um nicht seinen Mitbürgern zuzuwenden, was er, ohne Beeinträchtigung der Zunft-Gerechtsame, billiger vom Auslande haben könnte. Und doch kann man den Mittelstand gedrückt nennen?

Die Mehrzahl unseres ehrenwerthen Mittelstandes ist viel zu gerecht, viel zu vernünftig und zu umsichtig, um auf solche durchaus grundlose und unverständige Reden einzugehen. Denn, wenn solche Hirngespinnste wirklich Eingang finden sollten, so thäte Jeder aus dem höhern Stande wohl, sich vorher nach solchen Gesinnungen bei Denen welche für ihn arbeiten, zu erkundigen, da doch Niemand gern mit Unzufriedenen verkehren wird.

Die Glücks-Güter sind einmal ungleich vertheilt und es kann auch wol nicht anders seyn. Wenn aber der, welcher sie besitzt, davon wieder zur Bestreitung seiner vielfachen Bedürfnisse und somit zum Besten Derer verwendet, welche diese Bedürfnisse produciren, so ist es Keinem zu verargen, wenn er Diejenigen von sich entfernt hält, welche sich von ihm gedrückt fühlen.

Aber es ist auch unter der Würde eines ächten und braven Bremischen Bürgers, solchen jämmerlichen und ungereimten Phrasen Beifall zu zollen, selbst, wenn sie in Versen zusammengestoppelt, zum Vorschein kommen.

Bremen darf sich des Biedersinnes seiner Bürger rühmen und ein Jeder, wes Standes er auch seyn möge, wer es redlich mit Bremen und seinem Gemeinwesen meint, muß wünschen, daß keine Erbitterungen ferner erzeugt werden und daß nur ein Gefühl alle beseelen möge, das Bestreben nach allen Kräften, jeder in seinen Verhältnissen, zum Wohl unsres Freistaats und zur Bewahrung eines ächt republikanischen Sinnes beizutragen.

* Ueber das bei einigen Völkern des Alterthums üblich gewesene Verbrennen und Einbalsamiren menschlicher Leichen.

Von Dr. Noeldeke.

In keiner Stimmung ist das menschliche Gemüth offener für ernste Betrachtungen und Nachgedanken über das räthselhafte Jenseits dieses Lebens, als nach überstandenen dem Diesseits des Grabes ein Ende drohenden Gefahren, zumal wenn diese dem Leidenden in den wilden Gluthen und Phantasien eines Typhus aus den hohlen Augen der Todesangst schadenfroh zugewinkt hatten. Mit dem lebendigen, frischen Gefühl wiederkehrender Kraft schaut die Seele alsdann auf das glücklich durchschiffte Meer der Krankheit, wie vom hohen, sichern Felsen des Heils in die Weite hinaus und erblickt mit Schauder den Strudel der Wellen, die unlängst noch den zerbrechlichen Nachen ihres Lebens wie ein feuchtes, offenes Grab umgaben. Ganz anders freilich mußte wol Dem zu Muthe seyn, den der unbegeisterte Lucrez mit seiner kalten Römerseele vom gefahrlosen Gestade auf ein scheiterndes Schiff in stolzer Ruhe hinausspähen läßt, und dazu den Gesang anhebt: Wonniglich ist's, vom Gestade zu schaun u. s. w. — Nicht so feierte Agathon an den Ufern des Ganges mit seiner jugendlichen Gattin Theone, geboren in der Nähe des ägyptischen, hunderttherigen Thebens, das Fest der Genesung und Rückerinnerung an die unlängst überstandene Typhusgefahr. Eine vor wenigen Tagen vorgefallene Selbverbrennung (Suttee) einer reichen, Indischen Wittwe war damals der Gegenstand allgemeiner Unterhaltung und wurde von Einigen mit Bewunderung gepriesen, von Andern, besonders den Damen, mit altem Schweigen angehört und nicht weiter erwähnt. Dasselbe Ereigniß führte indessen zwischen unserm indisch-ägyptischen Ehepaare und ihrem Hausarzte, einem Deutschen, dem wir diese Mittheilung verdanken, die hier folgende Unterhaltung herbei:

Agathon. Was denken Sie nun wol, lieber Doctor, wenn ich, anstatt ein Genesender zu seyn, wie ich es jetzt durch Brama's und Ihre Hülfe bin, ein Gestorbener geworden wäre, was denken Sie, wäre alsdann die beste Behandlung meiner irdischen Reste gewesen? — Nicht wahr? — ein Einäscherungsproceß auf dem Scheiterhaufen ist das sicherste Mittel, die chemische Zerstörung der Natur abzukürzen.

Bei dieser raschen sich selbst beantwortenden Frage schien Theone zusammenzuschaudern, und um ein mächtiges Gegengewicht in die Wage der Entscheidung des Arztes zu werfen, und Letztere gleichsam in der Schwebe zu erhalten, fiel sie ein.

Theone. Lassen Sie, lieber Doctor, ich bitte, keine abgestorbene, menschliche Hülle verbrennen, am wenigsten die meines Agathon oder die meinige. Vermögen Sie nicht, wenn zwei Herzen, die Liebe vereinte und lebenslang beglückte, durch den Todesengel von einander gerissen werden, sie liebend und lebend beide zugleich zu erhalten, so gönnen Sie wenigstens dem Ueberlebenden das Glück, die theuern Körper-Reste in den, obgleich erstarrten und todten, dennoch ähnlichsten Formen gleichsam verewigt zu sehen.

Hier ließ die schöne Aegypterin, überwältigt von traurigen Ideen, den Faden der persönlichen Beziehung fallen, um ihm eine andere Richtung zu geben; indem sie den Arzt erinnerte, die lange vor der Krankheit Agathon's versprochene Abhandlung über das alterthümliche Verbrennen, so wie das Verewigen menschlicher Todten ihr und ihrem Gatten mitzutheilen.

Ohne gerade zu einer Vorlesung eingerichtet zu seyn, nahm der kenntnißreiche, Deutsche Asklepiade, der sein Wissen und seinen Witz immer im offenen Kopfe, so wie ein Goldmann den seinigen im verschlossenen Kasten, hatte, den Faden der Unterhaltung auf und gab zuvörderst folgende Notizen aus der reichen Vorrathskammer seines guten Gedächtnisses wie im Auszuge zum Besten.

Unstreitig beruhen von Anfang her die beiden Arten der Behandlung verstorbener Menschenkörper, sowohl die vernichtende als die verewigende, auf religiösen Ansichten des frühesten Zeitalters, da man das von der Gottheit den Menschen geschenkte Feuer als zurückführend zu der Quelle alles Lebens betrachtete. Das Verbrennen der Leichen schien daher in jenen Zeiten das beste Vehikel, um das etwa noch übrige Lebensflämmchen (Particula aurae divinae) geläutert und gereinigt von den Erdenschlacken menschlicher Leidenschaften in den Schooß des Urhebers der Natur hinauf zu bringen. Von der andern Seite fand die entgegengesetzte Meinung von innigster Mischung des geistigen Princips mit den Bestandtheilen des Körpers, selbst nach dem Tode, unter den zum finstern, theosophischen Mysticismus hinneigenden Aegyptern so sehr Eingang, daß sie nur darauf bedacht waren, die Formen des sonst verweslichen Körpers gegen alle Eindrücke der zerstörenden Zeit fest und stereotyp zu machen. Man findet sogar in dem Wuste talmudischer Schrifterklärungen oder richtiger Schriftverdunkelungen, eine wahrscheinlich altjüdische Volkssage von einem im menschlichen Körper aller Verwesung trotzenden Unsterblichkeitsknochen, dessen Daseyn indeß bis hierher kein Astrologe aufgefunden hat. — Was aber auch immer die beiderlei mehr erwähnten Bearbeitungen menschlicher Leichname mag veranlaßt haben, so ist wohl nicht mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß im hohen Alterthume bis zur christlichen Zeitrechnung herab die Körper aller Verstorbenen mit gedachter Operation behandelt wurden. Nur reiche, große Familien, wie Tacitus auch von den alten Germanen berichtet, waren im Stande, einen solchen Aufwand zu bestreiten; da theils der erforderliche Brennstoff, theils Specereien nicht überall zu finden und Leichenbestattungs-Unternehmer und Besorger nicht für ein Geringes zu haben waren. Wer daher unbegütert starb, möchte auf die gemeine Weise verwesen; ein Brandopfer, unter diesen Umständen der Libitina gebracht, hätte die Vesta, sammt den Laren und Penaten am kalten Feuerheerde zum Zorn und zur Rache gereizt.

Auf dem literarischen Gebiet des Alterthums leuchten uns an vielen classischen Stellen noch immer hochragende Scheiterhaufen von Heroen an; z. B. in der Iliade der Holzstoß, worauf Achilleus seinen Patroklos verbrennt; in der Aeneide, bei Aelian, die Einäscherung der Leiche des Hephaestion durch Alexander, und bei Herodian die Verbrennung einer kaiserlichen Leiche. Mumien hingegen zieht Aegypten noch jetzt aus der Nacht seiner Katakomben, wenn auch nicht mehr, wie in den vorigen Jahrhunderten, zu kaufmännischen und medicinischen Zwecken, in bedeutender Menge für Freunde des ägyptischen Alterthums, und hört mithin im eigentlichen Sinne auf, wie Saturn seine Kinder, so das Fleisch seiner Altvordern zu verspeisen, oder den Europäern zum Verspeisen zu reichen.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Union.

Hingeworfen durch die hiesigen Blätter, liegen seit einiger Zeit eine Menge Handschuhe für die Union oder vielmehr für deren zeitige Direction

und weder diese noch sonst ein Ritter hat es für gut befunden, sie aufzunehmen; denn Derjenige, der sogar den Widersachern einen lindernden Balsam bereitet hat, zeigt sich in gar zu trauriger Gestalt; er hat zwar seinen holpernden, stolpernden, schwerverständlichen Gesang als Ehrenmitglied der Union unterzeichnet, aber sämmtlichen Ehrenmitgliedern damit schwerlich einen Gefallen gethan — unter denselben den Verfasser zu suchen, dürfte unnütz, zu finden, vergeblich seyn. — Die Direction hat wol aus verschiedenen Ursachen die Handschuhe unaufgehoben liegen lassen; der eine mag ihr mit Recht zu schmutzig geschienen haben, um ihn aufzunehmen, der andre mag ihr zu sehr durchlöchert geschienen haben, um einer Berücksichtigung werth zu seyn, der eine zu groß, der andre zu klein.

Wird auch hin und wieder an die Pforte der Wahrheit angeklopft, so ist doch die Art und Weise, wie selbes geschieht, so, daß die Direction füglich nicht öffentlich „herein!" rufen konnte, zumal die Pocher in so unfreundlichem Kleide und mit solch verdächtigem Gesichte erschienen. — Es ist schwer, ja unmöglich, es Allen recht zu machen, besonders in jetziger Zeit; es ist aber von jeher das eifrige Streben der zeitigen Direction der Union gewesen, treu und gewissenhaft für das Beste dieses schönen Vereins zu sorgen, daß es für sie ein genügend belohnendes Gefühl seyn muß, die Union im In- und Auslande so hochgeehrt zu sehen; sie giebt gerne Denen Gehör, welche zu klagen und zu wünschen haben — der anonymen Angriffe bedarf es nicht. — Wem daher Dieses oder Jenes in Betreff der Union nicht recht ist, wer Wünsche und Verbesserungen zu machen, über diese oder jene Mängel zu klagen hat, der wende sich offen und ohne Zagen an die zeitige Direction und ziehe sie nur dann vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung, wenn sie auf gerechte, das Beste der Gesellschaft bezweckende Wünsche und Vorschläge nicht hören will. — Ueber dem letzten Hauskauf ist von Mehreren geklagt, wohl mit Recht über das viele Geld, welches dafür gegeben; aber die Union mußte schon in den sauern Apfel beißen, um den Schlußstein zum längst beabsichtigten, längst gewünschten Bau legen zu können; — die Aengstlichkeit beim Anschlage wegen der Vorlesungen ist getadelt, wohl mit Recht wegen des kalten Windes und des fatalen Nebels, der seit vorigen Herbst herrscht; aber gewiß ungern hat die Direction den Mantel nach dem Winde gehängt; über neuliches Scharren im Concerte beim Gesange eines ehrenwerthen Mitgliedes; aber ein Scharrer unter vielen hundert besser Denkenden gleicht einem räudigen Schaafe unter einer großen Heerde, welche doch edel genannt wird, trotz des einen räudigen Schaafes; über Tumult bei den Billiarden an den Sonntag-Morgen ist geklagt, vielleicht nicht ganz mit Unrecht; aber der enge Raum, die zahlreiche Gesellschaft, der Jugend heiterer Sinn und eine andre kirchliche Ursache sollten berücksichtigt werden.

Mehr könnte über Dieses und Jenes gesagt werden, aber genug. — Möge die Union bleiben, was sie war — Union! möge sie immer mehr werden, was sie ist — Union und von allen Unionen — Unio.

— g.

---

* Erwiderung.

Der in Nro. 11 d. Bl. enthaltene Aufsatz mit der Aufschrift „Bürgerwehr," unterzeichnet R., enthält eine Auslegung des Conventsbeschlusses vom 28. Dec. v. J., welche, wenn sie unbeantwortet bliebe, vielleicht Einzelnen der jetzt in die Bürgerwehr tretenden jungen Mannschaft den Wahn beibringen könnte, als ob man von Seiten

ihrer Vorgesetzten ihnen zuviel zumuthe. Erwiderung ist daher Pflicht und zunächst für den Unterzeichneten, als Verfasser des Deputations-Berichts, dessen Auslegung Herr R. übernimmt.

Daß der Eintritt in die Bürgerwehr die Einübung in den Waffen in sich begreife, wird als Regel Niemand bezweifeln. Von dieser Regel kann es auch keine Ausnahmen geben, weil alle andere Dienste der Bürgerwehr durch die Einübung bedingt sind. Ohne sie wäre die Einberufung augenscheinlich eine leere Form, mit welcher auch der von Hrn. R. angegebene Zweck sich unmöglich erreichen ließe, ohne den Wehrpflichtigen, auf die es abgesehen, wenigstens die Täuschung beizubringen, als ob der wirkliche Dienst unvermeidlich sey. Es hätte also, um zum Ziele zu gelangen, nichts Geringeren bedurft, als eines stillschweigenden Einverständnisses zwischen Deputation, Bürgerschaft und Rath, um die jungen Bürger hinters Licht zu führen.

Hr. R. hat gewiß nicht bedacht, welche unwürdige und lächerliche Rolle er jene Staatsbehörden spielen läßt! Die schlecht berechnete Spiegelfechterei hätte kaum ihre Geburt überleben können. Wurde nach der Einberufung nicht auf dem gewöhnlichen Wege vorgeschritten, so wäre es um die beabsichtigte Täuschung geschehen gewesen, und nichts übrig geblieben als die Ehre einer so schlauen Combination!

Der Vorschlag der in Frage stehenden Maaßregel war ganz ehrlich und aufrichtig gemeint, nicht darauf berechnet, eine Täuschung zu erregen, sondern darauf abgesehen, eine solche zu heben, die nämlich, als ob die junge Mannschaft bis zum 25. Jahre nicht mehr zum Eintritt in die Bürgerwehr verpflichtet sey. Der Rath und Bürgerschluß vom 16. Dec. 1831, über die Ausführung der Wehrpflichtigkeit für den Kriegsdienst, hatte in dieser Hinsicht für die Zukunft Zweifel erregt, und man hatte Anstand genommen, jene unstreitig noch gesetzlich bestehende Verpflichtung einstweilen in Anspruch zu nehmen; allein jener Beschluß wurde bei Seite gesetzt, und, um wo möglich seiner entbehren zu können, ein anderer Versuch zur Aufstellung der Kriegsmannschaft beliebt, welcher wesentlich auf die Beibehaltung der bisherigen Bürgerwehrpflichtigkeit basirt war. Damit aber waren jene Zweifel beseitigt, und aller Grund, die Einberufung zu unterlassen, fiel weg. Wenn nun in dem ersten Deputationsberichte die sofortige Einberufung nur als eine Maaßregel zur Beförderung der der Deputation gewordenen Aufgabe vorgeschlagen ist, so geschah dieses, weil die übrigen dafür redenden Gründe ihrem Geschäftskreise nicht angehörten.

So weit ich mich erinnere, ist bei den Berathungen mit meinen geehrten Herrn Deputationscollegen auch nicht Eine Aeußerung vorgekommen, welche die Ansicht des Hrn. R. rechtfertigte; wäre es anders gewesen, so würde ich wenigstens gewiß die Ehre abgelehnt haben, Organ einer unhaltbaren politischen Gaukelei zu werden.

J. Pavenstedt.

---

* Ueber den Gebrauch der Anonymität.

Lies't man jetzt manche Zeitschrift, so möchte man sich freuen über den aufwachenden Gemeinsinn und den herrschenden Drang, Gedanken öffentlich mitzutheilen. Die anonyme Schreibart ist so recht im Gebrauch. Es scheint sogar, daß die anonymen Schriftsteller schon in Verlegenheit gerathen, um die nöthigen Bezeichnungs- und Unterscheidungszeichen zu ihren Aufsätzen zu finden. Die Buchstaben des ganzen Alphabets, so wie die Zahlen, scheinen noch nicht hinreichend zu seyn, um die verschiedenen Schriftsteller zu bezeichnen; nein, oftmals müssen ganz eigenthümliche Be-

zeichnungen und possirliche Namen, die schwerlich in dieser Welt Verwandschaft finden, als Aushülfe dienen, um die Verwechslung mit anderweitigen Schriftstellern zu verhüten.

Was nun den rechtmäßigen Gebrauch der Anonymität anbetrifft, so will ich diesen nicht tadeln; denn der Name des Verfassers thut oder sollte nichts zur Sache thun; auch sehe ich nicht ein, warum sich Diejenigen, die sich des Rechtthuns bewußt sind, ohne Noth den boshaften Zischlern blosstellen sollen; zumal in einer Zeit wie die Unsrige, wo die Wahrheit nicht selten geächtet wird, und wo die gleichgültigen Gewohnheitsmenschen, die Selbstsüchtigen und die Gefühllosen, die dem Unglück und Verderben ihrer Mitmenschen kaltblütig zusehen können, in der Regel als die Gutgesinnten in Ansehen und Ehren sind. In einer Zeit, wo die Tugendscheu, die jesuitische Heuchelei, Falschheit und Intriguen allenthalben zum Vorschein kommen, da ist die Vorsicht zu empfehlen.

So statthaft der gute Gebrauch der Anonymität nun auch ist, eben so tadelnswerth ist doch der Mißbrauch derselben. Wie schädlich ist es nicht, wenn sie benutzt wird, um Scheinheiligkeit und Lüge unter dem Gewande der Redlichkeit ans Licht zu fördern, oder um zur Ergötzung der Leser Streitigkeiten herbeizuführen. Es giebt Heuchler, die fähig sind ganz verschiedenartige Charactere anzunehmen und Rollen zu spielen; bald erscheinen sie als Revolutionairgesinnte und Umstürzer, bald als Servile, bald als Vertheidiger der rechten Mitte, bald als Nationalisten, bald kriechen sie in das Gewand und in das fromme Chariwarri der Jesuiten und der Mystiker, oder streuen ihnen Weihrauch; bald sind sie Unterhalter und Lustigmacher; kurz, sie sind Alles, nur keine wahre und edle Menschen, ihnen fehlt Nichts als — die Tugend. Wie schädlich und verächtlich ist es nicht, wenn ein solcher characterloser Mensch sich in Anonymität verhüllt, und überdieß durch allerlei Bezeichnungen und Unterschriften, dem Publicum glaubend machen will, daß sein Geschreibsel, sein Mischmasch und Rührei von piquanten Sachen, von so verschiedenen rechtlichen Personen herrühre.

Mögte sich doch die Zahl der wahren Patrioten mehren, damit die Wahrheit immer mehr ans Licht komme, und Nebel und Täuschung verschwinde. Jene Gaukler aber, mögen sie sich bessern und einsehen, daß der gesunde Sinn der Leser nur die Wahrheit und die Tugend achtet, und das Unlautere erkennt, mag es auch noch so versteckt, hochtrabend, gelehrt und kunstgerecht vorgetragen seyn.

Bremen, den 2. Febr. 1833. 112.

* Anzeige.

Da ich von der Censur die ihr vorgelegten Manuscripte zuweilen erst nach mehreren Tagen zurückerhalte, so ersuche ich die Einsender derselben um zeitige Behändigung, wenn es etwa Gegenstände betrifft, die keinen Aufschub leiden.

Der Redacteur des Bgrfds.

1. Mahnbrief für .....

Bremen, den 9. Februar 1833.

Es sind gestern bereits 2 Jahre gewesen, daß ich Ihnen zur Ausbesserung eines durch den Zahn der Zeit schadhaft gewordenen Gemäldes und zur Anfertigung eines neuen Rahmens Geld gab; Sie gaben auf Ehrenwort die feste Versicherung, daß Sie nicht lange auf das verbesserte Gemälde warten lassen wollten.

Alle meine freundlichen und ernstlichen Bitten sind seitdem vergebens gewesen; von einem Tage zum andern halten Sie mich durch leere Versprechungen hin; ob Sie wirklich an dem Gemälde gearbeitet haben und was Sie arbeiteten, weiß ich nicht. Meine Geduld ist zu Ende; nach so vielen fruchtlosen Versuchen nehme ich den Bürgerfreund zu Hülfe, um Sie, der Sie dieses gewiß lesen werden, öffentlich aufs dringendste an Ihre Pflicht zu erinnern. Nicht an das Geld denke ich, was ich Ihnen gab, nein, an Ihr Ehrenwort, an Ihr heiliges Versprechen, an den Mißbrauch meines Vertrauens denke ich auf das lebhafteste; glauben Sie ja nicht, daß das Ganze ein Kinderspiel gewesen ist; an Ihrer Stelle würde ich mich schämen, so Andere getäuscht zu haben, darum eilen Sie, das Versäumte wieder gut zu machen, es ist hohe Zeit, es ist die höchste Zeit!!!

M — d vom B — c — t.

Auflösung der Charade Nro. 11:

W e h m u t h.

„ des Räthsels in Nro. 11:

R e c h t.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 13.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 14. Februar 1833.

Sich selber baut die Himmelsleiter,
Wer hell von Geist, im Herzen heiter,
Nach Gottes Willen thut.

J. H. Voß.

Zeit und Mensch.

Ewig, ohne Rast und Säumen, stürzen Jahre auf und nieder
Und des Lebens Glocke läutet Morgengruß und Abendlieder.
Hoch empor zum Sternendome steigt der lust'ge Freudenklang —
Tief hinab ins Herz der Erde klingt Choral und Grabgesang. —

Ja, so ist's, — hier wird gejubelt, und dort giebt es bange Klagen, —
Hier scheint heiter stets die Sonne, — dort liegt Nacht, sie will nicht tagen!
Hier der Reiche mit dem Glücke, — dort der Arme mit der Noth,
Hier Genuß und Ueberfülle, — Thränen dort und kärglich Brod.

Gold'ne Bilder seh'n wir glänzen, — goldne Bilder seh'n wir bleichen —
Und die Monde und die Jahre würfeln still um ihre Leichen.
Menschen kommen, Menschen gehen, — Anfang Mitte, Schluß und Ziel —
Alles treibt sich durch einander in dem großen Trauerspiel.

Steh denn still und blicke ruhig in des Herzens klare Tiefen,
Höre wiederum die Stimmen, die Dich oft nach Oben riefen;
Steh denn still und ordne weise Erdenhaus und Erdensinn,
Und dann blicke fest und muthig auf den Markt der Tage hin.

Wie die Zukunft Dir erscheine, — ob sie Kranz und Sonne bringe,

Oder ob sie scharfe Dornen wild um Deine Nächte schlinge, —
Nur getrost, nur stark und wacker! beuge nicht Dein freies Haupt!
Niemals ist der Mensch verloren, wenn er an das Heil'ge glaubt!

Ludwig Würkert.

---

* Ueber das bei einigen Völkern des Alterthums üblich gewesene Verbrennen und Einbalsamiren menschlicher Leichen.

(Beschluß.)

Ich will hier so wenig eine Lobrede auf die Todtenfeier der Alten durch Verbrennung als ihrer Verewigung durch Einbalsamiren halten, wie viel Reizendes auch beiderlei, den Hingeschiedenen erwiesene Ehre, für eine romantische, jugendliche Phantasie haben mag. — Man denke! — Ein Adler, auf dem Gipfel des Holzstoßes, in einem Käfig festgehalten, fühlt bei Berührung der ersten Flamme sich entfesselt, faltet seine Schwingen auseinander und trägt die Seele des gefeierten Todten zu den Wolken und gerade hinauf in den Schooß der Götter! — oder: eine Sykomorholzkiste zeigt nach Jahrhunderten, vielleicht nach Jahrtausenden noch die stereotyp gewordenen Formen eines königlichen Körpers dem anschauenden Auge und dem betastenden Finger der spätesten Nachwelt, und liefert durch Dollmetschung eines Champollion die Urkunde vom vormaligen Daseyn des Inhabers dieser oder jener sterblichen, doch nicht verweseten, aegyptischen Hülle in Gegenwart der hochherzigen, edlen Herzogin von Berry, wie einen Brief an seine Adresse, ab. — Welch eine mächtige Aufforderung an eine, das Ungewöhnliche liebende, Phantasie, sich in solche Zeiten zu versetzen, und sie zu den seinigen zu machen! — Und doch; — und doch? — fielen dem ärztlichen Anagnosten beide liebende Gatten in's Wort — ziehen Sie die indische Feier, sagte Agathon, die aegyptischen Balsame, fragte hastig Theone, allen andern Behandlungen der Todten vor? — Keiner von beiden, entgegnete der Arzt, möchte ich vor der andern den Vorzug geben. Allerdings wohl ist die erstere sehr statthaft und empfehlenswerth zur Einäscherung großer Leichenhügel auf Schlachtfeldern, wo der Tod offene Tafel hält; der beste Eliaswagen, um omnibusweise die Seelen der Gemordeten zum Himmel zu entführen. Und gewiß hat Rußland auf diese Art manchen seiner zudringlichen, ungebetenen Gäste feurige Kohlen auf die Häupter gesammelt. — Ferner würden Leichenverbrennungen in Pest und Choleraplagen das zweckmäßigste Mittel seyn, um aufzuräumen, und zugleich die verdorbene Luft zu verbessern. Wäre aber irgend einem Großen der Erde daran gelegen nach Jahrhunderten oder gar Tausenden von Jahren sich der Nachwelt in persönlicher Selbsteigenheit, gleichsam zur Aufwartung vorstellen zu lassen, obgleich eine geistige Vorstellung in Schrift und Sprache auch dabei bestehen kann, indem sie die Nachwelt mit uns — wie wir, wenn nicht leibten, doch lebten, bekannt macht, so mag er zu folge Herodots Beschreibung oder nach Dr. Monroe's Angabe und Recept sich einbalsamen und mumisiren lassen. Wurde doch in unsern Tagen einer aegyptischen — vielleicht pharaonischen Personage die Ehre aus einem gescheiterten Schiffe in die Weser zu gerathen, und so im Dorfe Balje, unweit Bremen, das Glück zu Theil, auf christlichem Gottesacker von mitleidigen Landleuten ein ehrliches Begräbniß zu erhalten, wiewohl nicht lange nachher der rechtmäßige Eigenthümer des oder der großen Todten — der treffliche Minutoli ihn oder sie zum Auferstehen und zu ungesäumter Fortsetzung seiner Reise nach Berlin zu nöthigen wußte.

Unsere jetzigen Großen in Europa, und wir andern, eben daselbst hinter ihnen stehenden, kleinen Nullbuchstaben-Menschen wissen nichts von Verbrennungen, noch Einbalsamungen, es möchte denn in Auto-da-fe's oder in gesalbten Häuptern mittelst huiles antiques bestehen; jene lassen sich beisetzen, diese werden begraben; jene mit Prunk und Pracht, mit Katafalk und Castrum Doloris und chambre ardente, mit Knall- und Trommelgerassel, diese in möglichster Stille; jene in glänzenden, hochragenden Mausoleen, diese im Schooß der Erde, von einer Cypresse oder Thränenweide umschattet.

Hinweg daher mit allen Scheiterhaufen und Balsamen und Specereien des classischen und des germanischen Alterthums! Mag der Forscher und Bewunderer desselben sich immerhin an der Idee des prachtvoll aufgeführten Flammenhaufens zur Einäscherung der Verstorbenen erwärmen, oder an den verewigten Formen aegyptischer Todten in Nachgedanken vertiefen, wir ziehen die stillste Grablegung vor, weihen dem Hingeschiedenen eine Thräne, und wünschen ihm ein leises sit tibi terra levis seufzend nach.

Hier endete der Vortrag des Arztes und der auf seine Zuhörer gemachte Eindruck löste sich bald in dem lieblichen Rauchopfer des orientalischen Kaliu und in dem belebenden Duft eines geöffneten Fläschchens des köstlichsten, aegyptischen Rosenöls auf.

---

* Aus meinem A. B. C. Buche für große Kinder.

(Beschluß.)

Heiden. Nach Pater Kochem, der die Hölle in- und auswendig kennt, sitzen die Heiden um zwei Stufen höher als die Lutheraner, Reformirten und Freigeister. Uebrigens sind Heiden Menschen, die öfters mehr Redlichkeit besitzen, und ächtere Tugenden ausüben, als ihre Verdammer.

Kabale, ein Haupterforderniß eines Hofmanns, Schauspielers und Stabs-Offiziers; alle Kabalieren heimlich und öffentlich gegeneinander, durch Neid, Mißgunst, Ehrgeiz und Stolz dazu gereizt, und der Zweck ihrer Hinterlist und Falschheit (Kabale) ist Ehre und guten Namen zu rauben, Nahrung und Unterhalt zu entziehen, und durch das Unglück Anderer zu steigen.

Kaiser-Krönung. Eine Ceremonie, prachtvoll und ergötzend für Knaben, und große minorenne Kinder — für Männer und Majorenne, eitel und thöricht.

Kandidat der Gottesgelahrtheit. Ein Mensch, welcher Erlaubniß hat, den Ruf zu seinem geistlichen Glücke zu fühlen, aber die verschiedenen Umwege zu solchem zu gelangen, erst kennen lernen muß, darüber er die gewöhnliche, wahre geistliche Gestalt bekömmt.

Kopiist, ein Mann, dessen Verdienst in den Fingern besteht, und nicht denken darf.

Kunstwerk, ein Weib, welches schweigen kann.

Liebeskrankheit, ein gewöhnliches Fieber der Menschen, wovon denselben eine gute Natur am besten hilft.

Liebkosung, eine Münze, welche Jedermann so hoch einwechselt, als er will.

Mäßigkeit, eine zu den Philosophen und Einsiedlern verbannte Schöne, welche nur um die Gunst der Armen buhlt.

Macht. Die weltliche Macht schießt mit Kanonen; die geistliche schoß einstmals mit dem Bannstrahl, seitdem aber die Ableiter erfunden sind, schießt sie gar nicht mehr.

Veritas.

---

* Ueber einen Krankenbesuch.

Die im ersten Hefte des diesjährigen Kirchenboten pag. 69 erzählte Geschichte und besonders die daselbst pag. 69 hinzugefügte Note darf nicht ohne Erwiederung gelassen werden; es möchte sonst aus dem Stillschweigen eine Billigung der daselbst ausgesprochenen Ansichten gefolgert werden.

Wenn Jemand in einer Krankheit einen Arzt zu Hülfe ruft, so vertraut er sich demselben an, und unterwirft sich in allen Beziehungen, welche nach dem Urtheile des Arztes auf die Krankheit influiren können, dessen Vorschriften und Anordnungen. Der Arzt erhält dadurch das Recht (denn es ist ihm vom Kranken übertragen), die genaue Befolgung seiner Vorschriften zu begehren und das ganze Hauspersonal ist verpflichtet, zu dieser pünktlichen Befolgung möglichst mitzuwirken.

Wenn daher der Arzt jeden Besuch, oder vielleicht vorzugsweise den des Predigers (denn dies sogar können die Umstände erheischen) verbietet, so dürfen die Hausgenossen den Prediger nicht zu lassen, und im Falle einer angewendeten Gewalt haben sie unstreitig das Recht der Selbsthülfe und einen vollkommenen Anspruch auf öffentlichen Schutz.

Ist der Prediger von der Zweckmäßigkeit oder gar von der Nothwendigkeit seines Krankenbesuchs überzeugt, so bleibt ihm dann nichts anderes übrig, als mit dem Arzte zu reden, und seinen Gründen bei demselben Eingang zu verschaffen. Gelingt ihm dies nicht, so hat er in Bescheidenheit den Anordnungen des Arztes sich zu fügen, der ja besser als er zu beurtheilen versteht, was schädlich auf den Kranken einwirken muß und was nicht. Der Geistliche kann sich dann mit der Ueberzeugung trösten, daß er Alles gethan hat, was ihm als solchem obliegt und selbst noch mehr. Weiter zu gehen und gar im Krankenhause gewaltsam seinen Wunsch durchsetzen zu wollen, das kann ihm nicht gestattet werden; denn ist der Zweck auch der beste, und wäre seine Absicht auch rein, so ist das Mittel doch verwerflich; — aber freilich ist von jeher eine solche Handlungsweise am meisten den Geistlichen vorgeworfen, und sie hat ja auch sogar von einem geistlichen Orden, den Jesuiten, den Namen erhalten.

D.

Das neue Observatorium.

Isaak Newton ging einst über Land wie man zu sagen pflegt, obwohl selbst Hans Nord nicht über Wasser ging —; da rief ihn ein Schäfer an: „Eilen Sie, Herr, sonst wird Ihnen der Regen ein heilloses Bad bereiten!" Der Himmel war völlig wolkenfrei, Newton nicht leichtgläubig, er zog also ruhig seines Weges; kaum aber war eine halbe Stunde vergangen, da mußte er das unfreiwillige Bad in reichster Fülle annehmen. Es ist doch stark, daß ein Hirt ein so guter Wetterprophet seyn kann! dachte Newton; du wirst ihn darüber ausholen, denn die Sache ist etwas werth. Durchnäßt, wie er war, kam er wieder zur Stelle, wo er den Schäfer in seiner Hütte fand. „Höre 'mal, Du!" sagte Newton; „hier hast du eine Guinee, wenn Du mich unterrichten willst, wie Du mit solcher Bestimmtheit das schlechte Wetter voraus wissen kannst!" — „Gern, mein Herr!" antwortete der Schäfer. „Merken Sie auf: wenn Sie sehen, daß mein schwarzer Schafbock sein Hintertheil gegen den Wind dreht, da kommt binnen einer Stunde Regen." — „Was?" erwiederte der Berühmte; „da müßt' ich, um schlecht Wetter vorher zu wissen, hier stehen und warten, bis Dein schwarzer Bock sich umdreht?" — „Ja, werther Herr,

anders ist's nicht!" — „Hier hast Du die Guinee, aber hol' der Teufel Dein Observatorium!" Dies sprechend, schritt der Philosoph verdrießlich von dannen.

Th. Daun.

---

* Des Helden Grab.

Unter rauschenden Eichen, die eines Helden dunkles Grab umschatten, und in heimlichem Flüstern seine Thaten dem rastenden Wandrer erzählen, sitze ich einsam, umflossen von sanfter Kühlung des herniedersteigenden Abends. Zu meinen Füßen rieselt ein klarer Bach, und krümmt sich, rauschend enteilend zwischen Kies und dichtem Gesträuch, längs der Felswand hin; — er singet Lieder des Sängers, der über ihm unter den Eichen schläft.

Golden sinket die Sonne hinter dem röthlichen Gipfel des Berges, und überzieht die Flur mit rosigem Glanze. Meine Seele genießt in Entzücken des erhabenen Anblicks der Natur. — Der Glanz verbleicht, Berg und Flur verschwinden unter den schwarzen Fittigen der Nacht; nur das Rauschen des Baches, hier sanft dahin plätschernd, und dort sich brausend über jähe Klippen stürzend, unterbricht die geheimnißvolle Stille. Die Eichen rauschen, und ein heiliger Schauder durchrieselt meine Seele. — Bilder der Vergangenheit tauchen hervor aus dem Chaos meiner Gedanken und bestürmen meinen Busen. Ich sehe Schlachten schlagen, Helden siegen und fallen; sehe Freiheit und Recht, zertreten unter den Füßen der blinden Eroberungssucht, herrlich wieder emporsteigen, und — wieder unterdrückt werden durch feige Willkühr selbstischer Fürsten; — meine Gedanken verwirren sich; da wird es helle um mich her, heller, immer heller, niegeahndete Gefühle schwellen meine Brust, und auf geheiligten Schwingen der Begeisterung reißt es mich fort zu kühnem Thatenlauf. — Da öffnet sich das Grab des Helden unter meinen Füßen, und hervor steigt eine hohe, edle Gestalt, mit himmlischer Verklärung umflossen. Um seine Schläfe windet sich ein frischer Eichenkranz, in seiner Linken ruhet eine goldene Leyer, die Rechte hält das flammende Schwert. Sein milder Blick ruht in meinem Auge; — er winkt, und ich nahe mich in scheuer Ehrfurcht. Da nimmt er die Leyer und legt sie in meinen Arm, und sein Schwert drückt er in meine Hand. „Mit Gott, für Freiheit und Recht!" lispelt sein Mund. Die Eichen rauschen, und ich stehe allein.

Die Saiten der Leyer ertönen, das Schwert funkelt in den Strahlen der Morgensonne.

Gr.

Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

Raphael'sche Tapeten.

Aus England meldet man die Auffindung Raphael'scher Tapeten. Es sind deren drei, jetzt im Besitz des Marquis von Exter in Burleigh-house. Sie sollen nach Raphael'schen Zeichnungen, Momente aus der heiligen Schrift darstellend, gewebt und ein Geschenk an Karl I. (von Spanien aus) gewesen seyn. Dieß sind nämlich die Angaben, denen freilich die vollkommene Beglaubigung fehlt. — Die Darstellungen auf den Tapeten sind 1) Christus, der dem Petrus die Schlüssel giebt; 2) Petrus und Johannes heilen Gichtbrüchige; 3) Paulus und Barnabas in Lystra.

Firniß für Zeichnungen und Kupferstiche.

Die Blätter werden mit in Spiritus aufgelöst'er Hausenblase überzogen, und wenn sie wieder ganz trocken sind, überzieht man sie ein oder zwei Mal mit Spa-Firniß, einem ganz weißen Weingeist-Firniß. Nach dem ersten Male

sind aber die Blätter stets ganz wieder abzutrocknen, und Alles muß mit der größten Reinlichkeit geschehen.

Maschine, um Hufeisen zu verfertigen.

David Anthony Jeremiah Adams in Berkshire (Nordamerika) hat sich ein Patent geben lassen auf die Erfindung, mit einer Maschine Hufeisen zu verfertigen. Für den neuen Welttheil mag die Sache neu seyn, in Frankreich und England sind aber schon vor mehreren Jahren Hufeisen auf Maschinen verfertigt worden. Im „Recueil industriel" vom Jahre 1828 ist eine Abbildung der Maschine zu finden, die nächst den Hufeisen zugleich Nägel verfertigte.

Härten des Stahls.

Eine neue Verbesserung des Härtens schneidender Instrumente und Stichel hat der Engländer Nichelson erfunden. Man glüht das Stahlstück in geschmolzenem Blei gleichmäßiger als es sonst möglich, rührt es darin um und taucht es schnell in eine große Masse Wasser. (Diese Art des Härtens wird in Deutschland längst von Vielen angewendet, wahrscheinlich auch in England; neu ist sie also nicht, mit Erlaubniß des Hrn. Nichelsons indeß mag sie doch Manchem unbekannt seyn und deßhalb geben wir die Notiz).

Ein neues Feuerzeug.

Es besteht in Schwefelhölzchen, die noch mit Knallquecksilber und Gummi versehen sind, und um sie anzuzünden, nur durch ein mit Schmirgelpulver überzogenes, zusammengedrücktes Kartenblatt gezogen zu werden brauchen.

Thon und Sägespäne.

An vielen Orten vermischt man die Sägespäne mit Thon und braucht dieß Gebäck als Brennmaterial.

Miscelle.

Ueber die eigentliche Art der Bienenzucht in Kaschemir theilt Moorcroft's Journal der geographischen Gesellschaft Folgendes mit: „Jeder Landwirth in Kaschemir hat in seiner Wohnung einige Bienenstöcke. Bei jedem Hause, das gebaut wird, läßt man zu diesem Zweck in der Mauer Höhlungen, die von verschiedener Größe, aber stets cylinderförmig sind. Diese Höhlungen gehen durch die ganze Dicke der Mauer, und werden mit einer Verkleidung von Lehm, mit Reisspreu oder Distelflaum durchknetet, ausgeschlagen. So bilden sie eben so viele Röhren, deren Oeffnung nach Innen man mit einem Deckel von gebrannter Erde verschließt, der in der Mitte eine konvere Erhöhung hat und dessen Ränder mit Lehm in die Mauer befestigt werden. Die äußere Oeffnung wird mit einem ähnlichen Deckel verschlossen, der aber in der Mitte ein rundes Loch von ungefähr einem Drittelszoll Durchmesser hat. Die Art, wie man den Bienenschwarm aufbewahrt, während man die Honigwaben herausnimmt, verdiente auch in andern Ländern Nachahmung. Nachdem der Bauer, bei dem ich dieß Verfahren sah, einen Wisch von Reisstroh und einige Holzkohlen in einem irdenen Gefäße in Bereitschaft gesetzt hatte, löste er den Deckel an der innern Oeffnung mittelst der Spitze einer Sichel ab, und legte so alle Zellen bloß, mit denen die Röhre von oben bis unten erfüllt war. Sie waren voll Bienen, von denen aber keine diesen störenden Eingriff in ihr Eigenthum abzuwehren oder in die Stube zu fliegen suchte. Nachdem er das Reisstroh auf die Kohlen gelegt hatte, hielt er das irdene Gefäß, worin sich letztere befanden, an die Oeffnung und blies den Rauch in die Waben, wobei er Acht hatte, das Stroh, sobald es zu einer Flamme aufloderte, zurückzuziehen und wieder zu dämpfen. Die Bienen, vom Rauche

fast erstickt, stürzten durch die kleine äußere Oeffnung hinaus, und zwar so schnell, daß der Bienenstock in wenigen Augenblicken geräumt war. Nun schnitt der Bauer mit seiner Sichel die hintersten Honigwaben aus, die er in ein unter der Oeffnung aufgestelltes Geschirr warf. Ein Drittheil der Zellen, die zunächst dem Ausgange waren, ließ er unberührt, dann verschloß er die innere Oeffnung wieder mit dem irdenen Deckel, und einige Bienen, die in einem Zustande von Betäubung in den ausgeschnittenen Honigwaben lagen, nahm er und trug sie vor das Haus. Der verscheuchte Schwarm kehrte in die Röhre zurück, sobald sich der Rauch verloren hatte, ohne daß Jemand gestochen worden war, und das ganze Verfahren war ohne einen merklichen Verlust in zehn Minuten vorüber."

Die Inquisitin.

Eine Sage der Vorzeit für die Gegenwart.

(Beschluß.)

„Aber leider muß ich sehen, wie im theuern Vaterlande"
Immer mehr und mehr sich lösen alter Einheit starke Bande,
Und man Jeden als Rebellen rings verlästert und verflucht,
Der, wie ich, im deutschen Reiche deutschen Sinn zu fördern sucht."

„Und doch bin ich's nur gewesen, die in jedem Kampf und Streite
Gegen fremde Macht und Herrschaft Deutschland schützte und befreite;
Das nur unter meinem Namen große Siege feiern sah;
Wenn es mir, der Jungfrau, folgte, die sich nennt Teutonia." —

Also sprach die Hochbeklagte, und mit aufgesperrtem Munde,
Sah'n sich plötzlich die gelahrten Herren der hochweisen Runde
Alle rings, wie am Verstande eingefroren, staunend an;
Bis der Dümmste unter ihnen abermals zuerst begann:

„Was Beklagte auf die Fragen, so nach Recht an sie ergangen,
Gegenwärtig zu erwidern, sonderbar sich unterfangen,
Zeiget deutlich, daß dieselbe sich in stiller Raserei
Zu befinden scheint, und also förmlich toll zu nennen sey."

„Sintemalen ihre Reden so confus sich angelassen,
Daß sie nimmermehr nach schlichtem, menschlichem Verstand zu fassen,
Und von Allem, was Befragte ausgesprochen und genannt:
Weder Alter, Stand noch Namen, einem hohen Rath bekannt."

„Dieserwegen Inquisitin, meiner Meinung nach, nicht minder,
Gleich wie heut zu Tag' viel and're revolutionaire Sünder,
Mente capta sey und darum zwar nicht ganz so schuldig mehr,
Dennoch aber in ein Tollhaus schleunigst einzusperren wär."

Also sprach der Hochgelahrte, und genehm'gend sein Begehren,
Ließ sich rings des hohen Rathes votum decisivum hören.
Hurtig nahten d'rauf die Häscher pflichtgemäß sich ihrem Ziel,
Um es schleunigst abzuführen nach der Denkfreiheit Asyl. —

Doch im selb'gen Augenblicke stürzten Ketten, Strick und Banden
Von dem zarten Leib der Jungfrau rasselnd nieder und verschwanden,
Und, umstrahlt von hehrem Glanze, Himmelshoheit im Gesicht,
Stand Teutonia, die Göttin, vor dem bebenden Gericht. —

Und wie Klang von Harfensaiten, tief durchschaurend Mark und Glieder,
Dröhnte es mit diesen Worten auf die Angsterschrecken nieder:

„Undankbare Landessöhne! die ich schirmte fern und nah;
Kennt ihr selber nicht mehr eure Schutzgöttin Teutonia?" —

„Seyd ihr schon so tief gesunken, daß ihr also mich behandelt?
Mich, die ewig segenspendend unter euch gelebt, gewandelt!
Und die eigne Landesgöttin, die euch schützte weit und breit,
Jetzt im eig'nen Vaterlande als Rebellin rings verschreit?"

„Seyd ihr schon so ganz zersplittert, ohne Einheit, — Kraft und Leben,
Daß vor mir, der Landesgöttin, ihr müßt zittern und erbeben? —
Und mein Wirken und mein Walten, das ihr, ach! nicht mehr erkennt,
In dem eig'nen Vaterlande Hochverrath — und Aufruhr nennt?" —

„Undankbare Söhne! die ihr nur aus niedriger Gemeinheit
Eurer Habsucht euch getrennet von des Vaterlandes Einheit. —
Ihr nur seyd die Hochverräther, die Rebellen, die ihr sucht;
Doch nicht ich, der eures frechen Eigendünkels Wahnsinn flucht."

„Ihr nur habt und eure Väter euch rebellisch losgerissen
Von des Vaterlandes Einheit wider Klugheit und Gewissen,
Und nur ihr euch aufgeworfen hochverräth'risch weit und breit
Gegen euren Herrn und Kaiser, dem ihr unterthänig seyd." — —

„Darum höret Undankbare! Nimmer sehet ihr mich wieder
Hülfe, Schutz und Segen spendend unter eures Stammes Gliedern;
Nimmer, — möge euch auch treffen fremde Knechtschaft, Schmach und Hohn,
Bis ihr nicht ein Volk geworden, eine deutsche Nation." —

„Doch euch frechen Sklaven, die ihr, so erbärmlich, als verwegen,
Wagtet eure Landesgöttin gar mit Fesseln zu belegen,
Werd' zum Lohne eurer Dummheit, die ihr doch zu tölpisch treibt,
Ewig die Natur des Langohrs — als ein Erbtheil einverleibt." —

Also sprach die hehre Göttin, schwebend auf zu lichten Höhen,
Und ließ niemals sich im deutschen Vaterlande wieder sehen. —
Zeiten kamen und verschwanden, und was Großes auch geschah,
Allem fehlts stets die heil'ge Eintracht, sie: Teutonia. —

Doch dem hochgelahrten Rathe blieb sein Erbtheil unbenommen. —
Und seit diesem Augenblicke, sagt man, wäre es gekommen,
Daß die Weisheit noch bis heute deutsche Tribunale flieht, —
Und man fast in jedem Rathe ein'ge große Esel sieht. —

G. A. v. Maltiz.

---

* An die in blutiger Fehde begriffenen Pariser Zeitungs-Redacteure.

Mit Schwerdtern wollet ihr euch rächen
Kampflustig euch die Hälse brechen?
Nehmt guten Rath von euren Kunden:
„Zieht rasch vom Leder"
Die spitz'ge Feder;
„Man kann auch damit tief verwunden."

J. C. Schierenberg.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Duves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 13.

Bremen, Donnerstag den 14. Februar 1833.

Gestorben:

Den 2. Febr. Der Buchdrucker Gottfr. Kayser, 64 Jahr; außerm Steinthor Nro. 6 D.
Den 2 — Des verst. Schuhmachers Johann Christian Lange Wittwe, geb. Schiffner, 69 Jahr; hinterm Stephanithorswall.
Den 2. — Des Buchbinders Joh. Reinhard Lemcke Sohn, 2 St.; Faulenstr. Nro. 72.
Den 3. — Des verst. Küpers Simon Hinrich Strop Wittwe, geborne Korff, 79 Jahr; Muggenburg Nro. 34.
Den 3. — Des Schullehrers Ernst Eduard Thiele Sohn, (todtgeb.); Langewieren Nro. 1.
Den 3. — Des Trödlers Hinrich Bollmann Ehefr., geb. Bockorn, 46 Jahr; Knoopstraße Nro. 1.
Den 4. — Des Tuchstopfers Heinr. Wilh. Niemann Sohn, 1 Jahr; Klosterstr. Nro. 8.
Den 5. — Der Dienstmagd Sophia Schmidt Tochter, 1 Jahr; Klosterkirchenstr. N. 8.
Den 5. — Der Gastwirth Albert Meyer, 39 Jahr; Weerder Nro. 6.
Den 6. Febr. Des Maurergesellen Johann Hinrich Schuhmacher Tochter, 3¼ Jahr; Paulsberg Nro. 26.
Den 6. — Der Dienstmagd Margaretha Hildebrand Tochter, (todtgeb.); Schwanenstr. Nro. 40.
Den 6. — Der Höker Joh. Klemeyer, 42 J.; Hohenthorsstraße Nro. 44.
Den 7. — Des Arb. Cord Bremermann Tochter, 1 Jahr; Klosterkirchenstraße Nro. 9.
Den 7. — Des Zimmermeisters Christ. Deetjen Tochter, 5 Wochen; Weerder Nro. 46.
Den 8. — Des Arb. Christian Delvendahl Ehefrau, geb. Ernst, 51 Jahr; Plumps-Hof Nro. 1.
Den 8. — Der Corporal Jacob Heinr. Weisbrodt, 24 Jahr; im Hospital.
Den 8. — Des Weinküpers Johann Jürgen Timm Sohn, (todtgeb.); Bödekerstraße Nro. 1.
Den 9. — Der Dienstmagd Margar. Weyland Tochter, 2 Jahr; Bischoffs-Hof Nro. 2.

Geburten:

Den 31. Jan. Des Cigarrenmachers Johann Wiewesing Ehefrau, geborne Schrieber, hinterm Abbenthorswall N. 57; von einem Mädchen.
Den 31. — Des Buchhalters Hinrich Carl Augst Hollmann Ehefr., geborne Oeppe, am Wandrahm Nro. 17; von einem Knaben.
Den 1. Febr. Des Arb. Herm. Conrad Hartong Ehefr., geborne Budden, Nienabers-Gang Nro. 8; von einem Knaben.
Den 1. — Des Tischlergesellen Sigmund Tobias Alschwe Ehefrau geborne Surhoff, Bremers-Gang; von einem Mädchen.
Den 1. — Des Arb. Johann Hinrich Hitzfeld Ehefr., geb. Bähr, Buntenthorssteinweg Nro. 247; von einem Mädchen.
Den 2. — Des Buchbinders Johann Reinhard Lemcke Ehefr., geb. Heger, Faulenstr. N. 72; von einem Knaben.
Den 2. — Des Landmanns Berend Garbade Ehefr., geb. Schierenbeck, Hastedt Nro. 6; von einem Mädchen.
Den 3. — Des Schullehrers Ernst Edmund Thiele Ehefrau, geborne Schmidt, Langenwieren Nro. 1; von einem todten Knaben.
Den 3. — Des Schiffscapitains Hermann Wessels Ehefr., geb. Kliencke, gr. Krummenstraße Nro. 27; von einem Knaben.
Den 3. — Des Stuhlmachers Carl Friedrich Peters Ehefr., geb. Meincken, Neuenstraße Nro. 39; von einem Mädchen.
Den 3. — Des Arb. Hinrich Bosse Ehefrau, geb. Guscky, Buntenthorssteinweg N. 135; von einem Mädchen.

Den 3. Febr. Des Zimmergesellen Gottlieb Vogt Ehefrau, geborne Gording, kleine Fuhrleutestraße Nro. 11; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Kappenmachers Ernst Flintje Ehefr., geb. Hartong, Schnoor Nro. 15; von einem Knaben.

Den 3. — Des Kaufmanns Georg Hütterott Ehefr., geb. Klocke, Langenstr. Nro. 123; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Küpers Hinrich Teschmacher Ehefr., geb. Deneken, Haferkamp Nro. 4; von einem Knaben.

Den 4. — Des Schneiders Johann Hinrich Pattenhausen Ehefrau, geborne Bahle, im Kloster Nro. 23; von einem Knaben.

Den 4. — Des Schneidermeisters Friedrich Ludolph Achelpohl Ehefrau, geborne Fincke, im Pferde-Gang Nro. 4; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Schiffszimmermanns Hermann Feideler Ehefrau, geborne Hendels, Rosenkranz Nro. 8; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Arb. Hermann Heinr. Petri Ehefr., geb. Wolff, Kohlhökerstr. Nro. 4; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Stuhlmachers Joh. Gottfried Hasse Ehefrau, geborne Debbeler, große St. Johannisstraße Nro. 48; von einem Knaben.

Den 5. — Des Arb. Joh. Matthias Eitzen geborne Räsen, große St. Johannisstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

Den 6. Febr. Des Wassermüllers Joh Wurtmann Ehefrau, geborne Cordes, Theerhof Nro. 41; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Landmanns Johann Meyer Ehefrau, geborne Wähmann, Buntenthorssteinweg Nro. 45; von einem Knaben.

Den 6. — Des Schiffszimmermanns Reinhard Bäckmann Ehefrau, geborne Eilers, Haferkamp Nro. 2; von einem Knaben.

Den 7. — Des Kaufmanns Heinrich Wilhelm Francke Ehefrau, geborne Lotten, Stavendamm Nro. 8; von einem Knaben.

Den 7. — Des Arb. Jacob Tute Ehefrau, geborne Wecke, kleine Krummenstr. N. 34; von einem Knaben.

Den 7. — Des Arb. Gottfried Wilhelm Lüntzmann Ehefr., geborne Meyer, Neuenmarkt Nro. 2; von einem Knaben.

Den 8. — Des Kaufmanns Johann Melchior Kniest Ehefrau, geb. Dörrbecker, Stavendamm Nro. 4; von einem Knaben.

Den 8. — Des Weinarbeiters Joh. Friedrich Wolters Ehefrau, geborne Ohlsen, Grafenstraße Nro. 21; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Fuhrmanns Johann Ernst Röver Ehefrau, geborne Siedenburg, Michaeliskirchhof Nro. 3; von einem Knaben.

Den 8. — Des Weinküpers Johann Jürgen Timm Ehefr., geb. Hellweg, Bödekerstraße Nro. 1; von einem todten Knaben.

Den 8. — Des Knochenhauers Joh. Fäsenfeld Ehefr., geborne Hutzing, Oelmühlenstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Pastor-Adjunkt Wilhelm Gottfried Friedr. Carl Schotte zu Wethen im Fürstenthum Waldeck und Juliane Luise Bertha Wermuth von hier.

Der Justiz-Amtmann August Wilhelm Ferdin. Vogler zu Lutter, am Barrenberge, Herzogthums Braunschweig und Elise Henriette Sophia Hagendorff, von hier.

Der Miethkutscher Joh. Diedrich Blume und Gesina Margaretha Nobbe hieselbst.

Der Arb. Franz Heinrich Potthas und des verstorb. Arb. Joh. Conrad Bartels Wittwe, Anna Hedewig Wehmeyer, genannt Meyer, beyde von hier.

Der Schuhmacher Johann Daniel Schütte und Margaretha Elisabeth Meyer am Buntenthorssteinweg.

Der Steuermann David Courier und Leitgen Görks, beyde von hier.

Der Schneideramtsmeister Hinrich Zacharias Stallmann und Anna Charlotte Arndt, beyde von hier.

Der Küper Johann Conrad Gesken und Anna Margaretha Wagenitz, beide von hier.

Der Arb. Johann Hinrich Faber und Maria Friederika Zipp hieselbst.

Der Lohgärger Meinolph Menne und Anna Erling hieselbst.

Der Zahnarzt Johann Friedrich Wilhelm Mensching hieselbst und Dorothea Emilie Melusine Nordt zu Minden.

Der Arb. Johann Friedrich Vollers und des verstorb. Arb. Johann Gieseke Wittwe, Anna Maria Cathar. König, zu Hastedt.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 14.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 17. Februar 1833.

Ein Frommer kann wohl über die Treppe geh'n, wenn ein Schalk darunter liegt. So kann es der Teufel wohl leiden, daß Christus über die Zunge geht, und er dieweil darunter liegt.

Luther.

An Luthers Geist.

Du Mann der Kraft, der einst der Freiheit Fahne,
Der Heiligsten und Hehrsten vorwärts trug;
Dem Molochsbild' auf Roma's Vatikane
Den goldnen Stab der Weltherrschaft zerschlug;
Dem Priestertrug' und Pharisäerwahne
Den Nacken beugte, mit des Adlers Flug'
Auf von des Mönchthums Moderdufte schwebte,
Nach Wahrheit ringend, in ihr wirkt' und lebte;

Dir nah' ich heute, dich herauf zu schwören
Aus deinem Grabe, dein bedürfen wir;
O möchtest du des Rufers Stimme hören,
Der je und je, nacheifernd, Starker Dir,
Die Rottengeister, die sich frech empören,
In ihrer Faust des Ketzerbrands Panier,
Ertönt der Ruf: „es werde Licht!" noch heute
Nicht ihren Haß, nicht ihren Bannfluch scheute.

Umkreisen gleich des Alters Silberhaare
Die Stirn mir schon, noch rüstig ist mein Geist;
Und ungebeugt noch von der Last der Jahre,
Folg' ich dem Gotte, der mich reden heißt;
Dem Gott' in mir, der für das Rechte, Wahre
Unwiderstehlich fort mich, vorwärts reißt;
Nicht rasten läßt, dafür den Kampf zu wagen,
So lang' in mir des Lebens Pulse schlagen.

So höre mich, und rege deine Flügel
Aus deiner Gruft fahr' auf, du Gottesmann!
Noch einmal nimm in deine Hand den Zügel,
Und bändige des Drachen Spuckgespann!
Es gilt nicht mehr dem Thron der sieben Hügel,
Der schreckt nicht mehr, sein Reich ist aus fortan.
Den Vatikan' am Spreefluß, an der Saale,
Den schreck' und triff mit deines Blitzes Strahle!

Herab aufs Haupt der neuen Hierostaten,
Die stürzen wollen, was du neu erbaut,

Den Gottestempel, frei in Wort und Thaten
Zum Lügendienst, verschollen und ergraut!
Schleichhandel treibend, um des Unkrauts Saaten,
Von Pfaffengeifer nächtlich schwarz bethaut,
Auf Christus reines Segensfeld zu pflanzen —
Daß wir, wie sie, ein goldnes Kalb umtanzen.

Das Schwerdt des Wortes zücke leuchtend wieder,
Erlös' uns von des Buchstabs Fröhnerei!
An ihn uns bindend schnüren sie die Glieder
Der wahren Kirche, daß sie dienstbar sey.
Der Hirarchie vielköpf'ger Unheilshyder,
Der tagesscheuen Bastardklerisei;
Daß wir nur glauben, was sie vor uns dunkeln,
Uns um selbst sehn, selbst prüfen zu karfunkeln.

Mit deinem Namen wagen sie, zu stempeln
Des Baaldienstes sünd'ge Fröhnerei;
Verkündigen in ihren Andachtstempeln
Statt Geist des Wortes: Wörtertrödelei;
Und — kund giebt's sich in warnenden Exempeln,
Ein neues Papstthum ziehen sie herbei;
Durch eine Schaar ächt kirchlicher Gensdarmen
Die Geister fahend mit Polypenarmen.

Die Nebelkappe einer schwülen, dumpfen
Mystik ums Haupt, mit leisem Lauerschritt
Ziehn sie einher, die Sehkraft abzustumpfen,
Daß Niemand schau', daß in Moraft er tritt;
In Schlamm und Moor versinken und versumpfen
Soll Christus Kirche, keinen Vorwärtsschritt
Gewinnen sich in der Vernunft Gebieten;
Sieh da das Ziel der Kryptolojoliten!

Auf, Lichtverkünder, Licht- und Rechtverbreiter!
Noch einmal sey der Hirt der Christenheit!
Noch einmal tritt, als Glaubensheld und Streiter,
Ans Licht hervor, zertrümm're weit und breit
Des Wahns Altär' in Splitter und in Scheiter!
So reinige die Tempel, Gott geweiht
In Jesus Christus, des Lebend'gen, Namen,
Und wieder „vorwärts!" rufe zu uns, Amen!

Schink.

Ein amerikanischer Zeitungsschreiber.

(Aus den Reveries of a Quiet Man. London 1832.)

Der Herausgeber eines amerikanischen Journals fand in einem Artikel, den ich einer andern Zeitung einrücken ließ, Etwas, das ihm mißfällig war, und suchte denselben in einer groben und schmähenden Erwiderung vor den Augen des Publikums herabzusetzen. In meiner Entgegnung darauf antwortete ich ihm mit vieler Mäßigung und gab ihm die Erklärung, daß er meinen Worten eine falsche Auslegung untergeschoben habe. In seinem nächsten Blatte las ich nun Folgendes, was einen Begriff von dem Geiste geben mag, in welchem man dort die Freiheit der Presse benutzt: „Herr M.... von ... ist ein meuchelmörderischer Schurke. Er ist Einer von den Halbpferd- halb Alligator-Geschöpfen und ein wenig von einem Dampfbootmenschen. Dieser elende Wicht, den ich nicht mit einer Zange anfassen möchte, ausgenommen um ihm die Züchtigung zu ertheilen, die seine unverschämte Frechheit verdient — dieser niederträchtige Abschaum der menschlichen Gesellschaft, der von unsern Institutionen und unserm Lande schwatzt, ist ein Engländer, der, wenn er gesunden Menschenverstand genug hätte, um den Namen der verworfenen Partei zu kennen, deren schmutzige Grundsätze er als ein feiler Miethling verbreitet, sich selbst einen Tory schelten würde. Wir werden ihm die Hundspeitsche geben, sobald wir Zeit finden, die Stadt zu besuchen, die er durch seine giftige Gegenwart verpestet. Doch soll er nicht glauben, daß er inzwischen den Brandmalen entgehen werde, welche die lange Reihe seiner feigen Lügen verdient. Wir Thomas Jenkins, verbürgen uns, unsern Lesern zu beweisen, daß er ein meineidiger Schuft und so alles gewöhnlichen menschlichen Ehrgefühls baar ist, daß die Erde sich unter seinen Füßen

aufthun möchte." Nun mochte Herr Thomas Jenkins ein ganz ehrenwerther Name seyn; allein ich hatte vorher nie etwas von ihm gehört. Natürlich war ich darüber sehr entrüstet und gelobte mir innerlich, daß, wenn ich jemals mit diesem Ehrenmanne zusammentreffen sollte, ihm einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit zukommen zu lassen. Eines Nachmittags erhielt ich einen Besuch von einem kleinen Miniaturstutzerchen, mit spanischem Röhrchen und Knebelbärtchen. Er sah bleich und schwindsüchtig aus und hatte jene Art Husten, die einen ordentlichen Mann an ein stilles Plätzchen in der Ecke eines Dorfkirchhofes erinnert und zu moralischen Betrachtungen veranlaßt. Eine Halsbinde, in die sich sein Kinn begrub, und eine Art einstudirte Geziertheit, mit der er seine dünnen Gehwerkzeuge mit seinem Stöckchen hämmerte, ließ bemerken, daß die prekäre Person, die ich vor mir hatte, so lange ihr noch auf Erden zu wandeln vergönnt war, sich in dem möglichst vortheilhaften Lichte zu zeigen bemühte. „Habe ich die Ehre, sagte er mit höchst liebenswürdigem süßen Lächeln, den Herausgeber des — zu sprechen?" — „Zu dienen, ich bin es," erwiderte ich. — „Es freut mich sehr Ihre Bekanntschaft zu machen, Sir," sagte er. „Es ist das erste Mal, daß ich diese Stadt besuche, und meine Freunde waren so gütig, mir Empfehlungsbriefe an einige ihrer Mitbürger zu geben. Darf ich Sie bitten, Dieß zu lesen?" — Mit diesen Worten händigte er mir einen Brief ein, schlug seine Stiefel mit dem spanischen Röhrchen, gähnte und ließ seine Augen mit der Selbstzufriedenheit eines Gecken umherschweifen. Ich las Folgendes: „Mein werther Herr. — Durch Gegenwärtiges werden Sie die Bekanntschaft meines trefflichen Freundes, des Herrn Thomas Jenkins, Herausgebers des — dahier, machen. Er ist ein Gentleman von Bildung, und ich würde mich für jede Gefälligkeit, die Sie ihm während seines Aufenthaltes in Ihrer Stadt erzeigen könnten, ungemein verbunden erachten u. s. w." Sobald meine Ueberraschung mich zu Worte kommen ließ, sagte ich: „Wie, unverschämter Mensch, Sie können es wagen, Sir, Ihr Gesicht in den Bereich eines Mannes zu bringen, den Sie so schmählich mißhandelt und beschimpft haben?" Bei diesen Worten packte ich ihn an seinem mächtigen Halsgurte, hielt aber inne, als ich auf seinem Gesichte das äußerste Erstaunen las. „Mißhandelt? Beschimpft?" rief er. „Wer? Ich, mein werther Herr? Ich bitte um Vergebung. Hier muß ein Mißverständniß obwalten. Sie irren sich wahrscheinlich in der Person. Mein Name ist Jenkins, wie Sie aus dem Briefe ersehen — Jenkins — Thomas Jenkins." — Ich nahm ein Blatt seiner Zeitung zur Hand. „Sind Sie, fragte ich, der Herausgeber dieses infamen, brutalen und frechen Schmähblattes?" — „Wie, meine Zeitung hier? — Ja, in der That" — stammelte er. „Ja, Sir, fuhr er fort, ich bin der Herausgeber dieses Blattes. Aber bei meiner Seele, Sir, diese Sprache — ich begreife nicht." — „Da lesen Sie," rief ich, indem ich ihn an der Halsbinde auf die Stelle hinzog, die ich oben in Betreff meiner anführte. „Lesen Sie diese Frechheit! Schrieben Sie diesen Artikel? Antworten Sie." — „Wie, diesen Artikel, sagte er, indem er die größer gedruckten Worte vor sich in den Bart murmelte: meuchelmörderischer Schurke — Alligator — Dampfboot — Züchtigung — feiler Miethling — feige Lüge. — Ah, ja, — ich erinnere mich — ha, ha, ha! — Weht der Wind aus der Ecke? — Ja, Sir, ich schrieb diesen Artikel; allein, Sir, ich hoffe, daß Sie dieser Lappalien nicht mehr gedenken. Wir Journalisten, Sie wissen es ja, Sir, sind zu ein wenig Freiheit im Sprechen berechtigt. Allein bei

meiner Ehre, es war nicht böse gemeint. Ich versichere Sie, fuhr er fort, indem er die Hand auf's Herz legte — es giebt keinen Menschen auf der Welt, den ich aufrichtiger verehre als Sie. Ich hegte stets alle Achtung vor Ihnen, wie Jedermann, der Sie kennt; allein diese Stelle wurde in der Uebereilung des Augenblicks geschrieben. Vielleicht war ich etwas erhitzt; allein so halten wir es ja, wir Journalisten; dergleichen giebt dem Blatte einige Würze. Man weiß ja doch, was man davon zu halten hat; man nimmt es nicht so buchstäblich. Allein wenn ich Sie beleidigte, so bitte ich Sie um Verzeihung, und ich betheure Ihnen, es geschah unabsichtlich." Obgleich ich mich keineswegs geneigt fühlte, die Art und Weise zu bewundern, mit der Herr Jenkins seinem Blatte Würze ertheilte, so konnte ich doch nach einer so demüthigen Erklärung nicht weiter gehen, und so schieden wir.

---

* Bekanntes.

Wenn Menschen in Gesellschaft leben wollen, so ist es durchaus erforderlich, daß Einer sie leitet oder den Kopf bildet. Ohne Kopf kann die kleinste Familie nicht seyn, oder sie geht zu Grunde. Dieß ist eine Wahrheit, die Niemand läugnen kann.

Soll eine Gesellschaft gut regiert werden, so muß ihr Regent so viel Macht besitzen, daß ihm dies möglich wird. Ist seine Macht zu geringe, so werden Faktionen die Gesellschaft zerrütten.

Schreier giebt es überall, denen nichts recht ist. Sie wollen Regierer werden, — nicht zum Besten des Ganzen, sondern um ihre Taschen zu füllen. — Wehe daher dem Lande, wo aus Mangel der Macht die Schreier die Oberhand erhalten. Es geräth in Schulden und Verderben. Die Geschichte, selbst die jüngste, liefert Beispiele genug dieser Art.

Wir haben gesagt: Eine Gesellschaft, die gut regiert seyn will, muß ihrem Regenten so viel Macht einräumen, daß er im Stande ist, es zu thun. Zugleich müssen Regeln und Gesetze gegeben werden, die der Regent genau zu halten angewiesen wird. Die Gesellschaft muß nur soviel Macht behalten, den Regenten, wollte er die Bahn der Gesetze verlassen, entweder in dieselbe wieder zurück drängen, oder ihn ganz von der Regierung zu entfernen um einen Andern an seine Stelle zu setzen.

Da nun keine Gesellschaft, selbst die von Räubern nicht ausgenommen, ohne Kopf und Gesetze seyn kann, so kann es ein Staat um so weniger. Jeder Staat der seine Gesetze und der Regent Macht genug hat, sie aufrecht zu halten, und das Volk die Macht, den Regenten zu zwingen in der Bahn der Gesetze zu bleiben, ist wohl organisirt. Die Gesetze werden natürlich vom Volke gegeben und von Zeit zu Zeit verbessert. Ein Staat auf diesen Gründen gebaut, braucht sich nicht zu fürchten; er kann die sogenannte Diplomatik, die Alles verwirrt, verachten; einem Jeden mit freier Stirn in die Augen schauen; Journalisten und Schreier kann er ungestört ihr Wesen treiben lassen, ihn können sie nicht schaden, vielleicht auf die Art nützen, wenn sie verborgene Fehler an's Tageslicht bringen. Ein solcher Staat will nichts als was Recht ist. Auf Eroberungen und Raub geht er nicht aus; er sucht sein eignes Beste in sich selbst.

Diejenigen, welche der Regierung alle Macht rauben, schaden sich selbst. In solchem Lande wird Alles schwankend; Faktionen suchen einander aufzureiben.

Preßzwang und Verfolgung einzelner Herausgeber von Zeitblättern, helfen dem Uebel nicht ab, — — — — — — — — — — — — Ruhet der Staat auf einem festen Grunde, so

sind so wenig Soldaten, Studenten als Schriftsteller vermögend ihn zu stürzen.

---

* Zeitgemäße Betrachtungen.

Die Zahl der unzufriedenen und unglücklichen Menschen ist sehr groß; sie wissen es sich nicht zu erklären, auf welche Weise sie in diesen Zustand gerathen sind, und sind geneigt, selbigen auf Rechnung eines von ihnen nicht abhängigen Schicksals zu wälzen, und ferner geduldig auszuharren. Aber diese Menschen sind im Irrthum; die Gegenwart ist nichts anderes als die Tochter der Vergangenheit und die Mutter der Zukunft. Will man sich eine glückliche Zukunft bereiten, oder auch nur die nächsten Stunden glücklich seyn, nun so lebe man weise in der Gegenwart. Wenn man einen Tag heiter und zufrieden beschließt, so erwacht man auch heiter und zufrieden am nächsten Morgen. Begegnet uns sodann etwas, was wir Glück oder Unglück nennen, nun, so sey man auch unter diesen Umständen weise; man verliere sich selber nicht, und man hat über das Mißgeschick gesiegt; das Glück wird uns nicht gefährlich, eine frohe Zukunft ist vorbereitet, und Unglück wird seltener kommen.

Eben so wie im menschlichen Leben, verhält es sich auch im bürgerlichen, im Volksleben. Manche Völker klagen sehr, es gefällt ihnen nicht; die Verarmung vermehrt sich mit jedem Tage, und der allgemeine Wohlstand schwindet; die Unzufriedenheit wird größer, und doch konnte der Zustand nicht anders seyn, es mußte grade so kommen wie es ist.

Welches ist nun aber die Saat dieser Früchte? sie liegt nicht fern und ist leicht zu erkennen. Wo große stehende Heere von Soldaten und Beamten von dem Volke unterhalten werden müssen; wo Aristokratie und Nepotismus mit ihren polypartigen Schlingarmen weit um sich her greifen, und Tugend, wahres Verdienst und Talente erwürgen; wo nur die Hoch- und Wohlgeboren hoch, wohl und fett gestellt sind, und Vetter, Vetterkinder, deren Anhang und Schützlinge den Würdigeren vorgezogen werden; wo der Gerichtsgang schneckenartig und unheilbringend ist, und die Interessenten durch Sporteln und Advokaten-Gebühren kahl gerupft werden; wo keine Volksvertretung noch Preßfreiheit ist, da kann es nicht besser seyn. Man sage nicht, daß dieses Alles nothwendige Uebel sind; ich behaupte, sie entspringen nur aus dem herrschenden Mangel an Tugend und vaterländischen Gemeinsinn, und daraus, daß die Edelsten und die Verdienstvollen nicht an ihrem Platze sind; denn wäre Dieses, der ganze Lauf der Dinge würde eine andere Gestalt, eine andere Richtung nehmen; das Volk würde der Regierung und die Regierung dem Volke entgegen kommen; beide Theile würden nur ein Ziel, nicht die Selbstsucht, sondern das Ziel der Vollkommenheit und des Glücks vor Augen haben; ein wohlthätiger Hauch würde von Oben herab durch die ganze Gesellschaft dringen, und von einem gewaltigen Einfluß seyn. Möchten doch Alle, und insbesondere die Hochgestellten, Dieses einsehen und beherzigen, und nicht allein Dieses und Jenes und Vieles verbessern, sondern nur grade Das thun, worauf es recht ankömmt, und welches zur Vollkommenheit führt, es würde besser werden!

Aber nicht allein von Oben herab kann das Heil kommen, die Völker selbst müssen das Ihrige auch dazu beitragen, sie müssen edler werden. Ein jeder Einzelne des Volks muß es sich zur Gewohnheit machen, nur immer das Gute zu wollen und zu thun; er muß die Selbstsucht, die nur das Ihre auf Unkosten Anderer sucht, verabscheuen; er muß sich bestreben, ein-

sichtsvoller, geschickter, pflichttreuer und gemeinnütziger zu werden, und seinen eigenen Vortheil dem Vortheil des Vaterlandes opfern; er muß emporsteigen von aller Gewissenslosigkeit, Unlauterkeit und Verkehrtheit zur Reinheit und immer größerer Vervollkommnung; mit einem Worte, er muß tugendhaft seyn. Sind nun die Einzelnen des Volks dieses, so wird es besser mit dem ganzen Volke; es duldet sodann kein Unrecht mehr, und Unterdrückung ist unmöglich.

Gott hat uns unsterbliche Geister rein erschaffen, d. h. in die Ewigkeit gesetzt (denn nur der Körper stirbt.) Noch mehr, er gab uns Religion; er sandte seinen Sohn, den Gottmenschen, damit Alle, die an ihn glauben, d. h. die seine Lehren befolgen und seine Gebote halten, zur höchsten Vollkommenheit, Reinheit und Seligkeit gelangen. Dem Menschen sind überhaupt alle Mittel gegeben, um glücklich zu seyn, er braucht sich nicht erst Bahn zu machen, sie ist schon gemacht, es liegt nur bloß an ihm selbst, die rechten Mittel zu ergreifen, nicht von der Bahn zu weichen, und bis zum höchsten Ziel hinan zu steigen. Gott hat seine Geister durch die Natur in der höchsten Reinheit erschaffen, aber nicht in der Vollendung. Der junge Erden- und Himmelsbürger tritt gleich einer jungen Knospe in die Gesellschaft. Gott giebt ihm Eltern und Erzieher, diese geben ihm Anleitung zur Veredlung und Vervollkommnung d. h. sie lehren ihm Wahrheiten, die er vorhin nicht kannte. Auf dem Maaße, der dem menschlichen Geiste beigebrachten Wahrheiten, beruht nun ganz besonders die Veredlung, Reife und Glückseligkeit desselben; daher ist die Bildung des menschlichen Geistes von der höchsten Wichtigkeit, sein Wohl und Wehe hängt davon ab. Trachten wir daher danach, aufgeklärte Lehrer an Kirchen und Schulen anzustellen, Lehrer, die den natürlichen und geistigen Menschen in ein richtiges Verhältniß bringen, und ihm zu seiner höchsten Bestimmung im Weltall, und somit auch zu seiner dereinstigen Bestimmung nach dem Tode des Leibes geschickt machen. Erkennen wir daher den großen Fehler mancher Lehrer, die über die Gewißheit der unendlichen Seligkeit, wozu der menschliche Geist bestimmt ist, die Gegenwart und das Erreichbare übersehen, und nur für das Dereinstige wirken zu müssen glauben; die gleichsam über die Bestimmung des Geistes im Weltall hinweghüpfen, und die Tugend oder die Vervollkommnung und Veredlung des Geistes bloß für gute Werke halten, die mit der dereinstigen Bestimmung nichts gemein haben. Nein, beides, Wirklichkeit und Zukunft, sind auf das Innigste und Unzertrennlichste mit einander verbunden; ein Leben ohne Tugend ist ein Unvollkommenes und den Absichten Gottes zuwider, es führt nothwendig ins Verderben.

Ach, möchte man doch den furchtbaren Zustand der Tugendlosigkeit erkennen und zerstören, wie viel Unglück wäre sodann in der Welt weniger, wie viele Thränen wären getrocknet, da würde nur Edelsinn, Weisheit und Gerechtigkeit herrschen; da würde der Schleier der Unwissenheit zerrissen, und Geist und Leib nicht gefangen genommen werden zu irdischem Einfluß und Herrschaft und zu irdischen Zwecken; da würden wir die Wege, die Gott uns führen will, nicht verlassen, und die Bahn hinansteigen und vollkommen werden, wie unser himmlischer Vater vollkommen ist.

Doch was hilft alles Erkennen der Wahrheit, könnte auch ein Mensch mit Engel-Zungen reden, es wäre auch vergeblich, so lange der Grundsatz befolgt wird: „Ein jeder sorge für sich, und Gott für uns Alle," und so lange die Einsichtsvolleren und die Besseren stumme Zuschauer bleiben, und nicht ihren eigenen Vortheil dem

Vortheil des Ganzen opfern können; so lange nicht aufgeklärte christlich-weise Lehrer angestellt werden, ist Alles nichts nütze, es kann nicht besser werden.

Bremen, den 11. Febr. 1833. 112.

---

* Antwort an den Mahnbriefsteller im Bgfrd. Nro. 12.

Vielleicht haben Sie es in ihrem Schreiben auf mich gemünzt, wenn ich manche Winke richtig deute. Sollte ich mich darin nicht irren, so ist hier meine Antwort, und wie Ihre Mahnung bürgerfreundlich. —

Warum wähnen Sie, ich hätte für ein Kinderspiel gehalten, was Sie mir aufgetragen? Ich weiß ja wol, daß Sie dann selbst damit fertig werden konnten, und in Ihrer Noth und Sehnsucht nicht erst einem Künstler dergleichen zumuthen würden. — Sie wollen sich schämen, — nun freilich, da haben Sie ganz Recht, dazu haben Sie alle Ursache, — aber nicht an meiner Stelle, sondern an Ihrer eignen, weil Sie so wenig Begriff und Kenntniß von dem zeigen, was Sie von mir verlangen, denn das läßt sich nicht etwa hurtig abformen auf einer Töpferscheibe. Nur die unerschöpflichste Geduld, Einsicht und Liebe für die Sache läßt einen angemessenen Erfolg hoffen. — Was der Zahn der Zeit zerstört hat, an einem Gemälde, bedarf auch einen hinreichenden Aufwand an Zeit zur Herstellung. — Gut Ding will Weile! — ist ein altes Sprichwort, und nirgend mehr zutreffend als bei Herstellung der Kunstwerke von einigem Umfang. Erst ist der Grund der Malerei zu untersuchen, ob dieser noch fest sey, und nicht etwa alle Mühe vergebens daran verschwendet wird, wenn die vermürbte Tafel in Staub zu fallen droht. — Dann wird das Ganze und die einzelnen Bestandtheile geprüft, Schmutz, schlechter Firniß und falsche Hände entfernt und wenn dann der Schaden sichtbar, und die Ursachen der Beschädigung erkannt sind, geht der Künstler mit Behutsamkeit an die Herstellung. Ehe er nicht erkannt hat, ob seine Ergänzungen mit dem Ganzen in Harmonie stehen, darf er nicht fortschreiten. — Fehlt es daran, so muß er selbst wieder zerstören, was er gefertigt hatte, und von Neuem anfangen. Das Alles macht sich weder schnell auf einer Töpferscheibe noch mit der Eilpost. —

Sie mahnen mich an mein Ehrenwort! — aber auf eine Weise die nur Arglist verhüllt. — Für die Zeit der Beendigung habe ich es nicht gegeben, obgleich Ihre Unkunde und unbesonnene Eile mich dazu verleiten wollte. Ich gab es Ihnen für die Anwendung meines Fleißes und Eifers, meiner Einsicht, Sachkunde und redlichen Willens. Diese habe ich treu angewandt, und werde damit fortfahren mein Wort zu lösen. Aber einen Zeitpunkt zu bestimmen für die Beendigung des Werks, das konnte mir nicht einfallen. Der Umfang des Geschäfts, die Schwierigkeiten, die bei jedem Schritte sich mehren, die Störungen, die meine laufenden Berufsgeschäfte unvermeidlich machen, konnte niemand im Voraus berechnen. — Sie wissen, daß das, was ich für Sie übernommen, nicht meinen ganzen Beruf umfaßt und mir und den Meinigen keinen Unterhalt giebt. — Sie geben vor: es sey Ihnen nicht ums Geld zu thun, und pochen doch darauf, daß Sie mir Geld gegeben hätten, zur Herstellung des Gemäldes und zur Anfertigung des Rahmens. — Was erzeigt diesen öffentlichen Vorwurf? — wankhafte Einbildung, Mangel an Gedächtniß oder einfache Unverschämtheit? Geld habe ich von Ihnen nie gefordert noch empfangen, für das, was ich aus Liebe zur Sache unternahm. Das liefern mir meine sonstigen Nahrungsquellen und ich habe nie darauf gerechnet für meine

Mühe und Zeit, bis Ihnen zu Liebe verwendet wird, etwas Anderes zu erndten als Undank, den Ihre Unkunde der Sache mir reichlich zumessen wird. — Wären Sie selbst Künstler oder wenigstens Kenner, so würde es Ihnen nicht eingefallen seyn, Ihr Gemälde anders haben zu wollen als es war. — So war es ein altes leidliches Original, das mit allen Mängeln und Eigenthümlichkeiten doch immer besser ist, als die Machwerke moderner Afterkunst, die Ihnen im Sinne liegen, die Ihrem verderbten Geschmack freilich mehr zusagen, aber auch nur den Verfall der Kunst sichtbar machen.

So etwas haben sie aber aus meinen Händen nicht zu erwarten, dergleichen suchen Sie lieber im Auslande, bei den Fabrikarbeitern, die für die Messen beschäftigt sind. —

Eine Einfassung, die Ihnen eher Hauptsache zu seyn scheint, als das Gemälde, finden Sie leicht und ohne mich. — In Paris geht die Fabrikation ins Große, in allen Tageblättern wird der Kram ausgeboten, Einfassungen wie Verfassungen sind dort in Dutzenden zu haben, im verschiedenartigsten Muster und Ungeschmack. Selbst der gewissenhafte Talleyrand wurde davon übersättigt, — und als er die dreizehnte beschwor, betete er aufrichtig, daß es die Letzte seyn möge. Freilich ist's denn nicht eben dauerhafte Arbeit; aber darauf scheint es Ihnen nicht abgesehen, wenn's nur hübsch im Modegeschmack ist. — Ich rathe Ihnen nochmals, wenden Sie sich nach Paris mit Ihrer Sehnsucht, dort finden Sie Alles in großer Auswahl für Ihren Geschmack, in Steindruck, Oeldruck, Tapetenschmuck und allen sonstigen Druck und Schmuck jetziger Zeit, wie er benutzt wird, leere Wände zu schmücken und leere Köpfe zu berücken. — Mich aber verschonen Sie mit Ihren Aufträgen und Ihren Mahnungen, wenn Ihre Ungeduld die Reife der Arbeit nicht abwarten kann. In der Kunst und in meinem Vaterlande herrscht das Sprichwort:

Che va piano, va sano.

Ihr ergebener
Benedetto Marforio,
Professore delle belle Arti.

---

* Der Kirchenbote Nro. 1

des Jahres 1833 tritt, wie zu erwarten war, in die Fußstapfen seiner Vorgänger; er sagt, daß er Homiletisches, Erbauliches, Polemisches, Apologetisches, Historisches und Verschiedenes enthalte; unter dem Verschiedenen vermißt man dieses Mal Bremer Kirchenchronik; es mag daher wol nach der Meinung des Kirchenboten nichts Bemerkenswerthes vorgefallen seyn. Unter der Aufschrift: Ein- und Ausfälle findet man merkwürdige Sätze, als: „Es haben noch immer sehr Viele „Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht. „Daher thut es Vielen Noth, daß man sie, wie „den falschen Propheten von Mekka, der Gabriel, „recht grobluthersch (!?) auf die Erde „wirft, wohin sie gehören, damit sie hören lernen;" — weiterhin thut der Kirchenbote (bekanntlich eine von christlichen Predigern in der Stadt Bremen redigirte, unter Censur stehende Zeitschrift) wörtlich die Frage: „Wenn Christus, der Herr, jetzt „auf Erden als Menschensohn erschiene, würde „man ihn ohne polizeiliche Aufsicht umherziehn, „heilen, lehren und leben lassen?"

---

* Historisches über innere Angelegenheiten.

Am 8. Febr. 1831 einte sich auf dem Bürgerconvente Rath und Bürgerschaft über Wahl und Zahl der Mitglieder zur Constitutions-Deputation. Es wurden 14 Herren gewählt, 9 aus der Bürgerschaft, 5 aus dem Rathe; die Wahl kam gegen Mitternacht zu Stande; am 9. Febr. Morgens gegen 2 Uhr wurde die Constitutions-Deputation Angesichts Rath und Bürgerschaft beeidet.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Tönjes, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 15.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 21. Februar 1833.

Nicht immer schwebt im sanften Blüthenregen
Der Geist der Huld um unser Herz;
Das Schicksal klopft mit harten Schlägen
An unsre Brust, und draußen steht der Schmerz.
Wir schrecken auf, und zitternd sinkt das Herz
Auf Trümmer seines Friedens nieder; —
Tritt näher hin, und er erhebt dich wieder;
Ein Bote Gottes ist der Schmerz.
Er spricht: „Verlaß dieß Wogen und dieß Fluthen,
Das Leben heißt — den Traum, der nach Gestalten greift!
Es ist der Geist des Schönen und des Guten,
Der hinter diesen Hüllen reift.“ —

Tiedge.

* Für Bedrängte.

Wenn sich die Sonne wendet
Die freundlich uns gelacht,
Der Maientag sich endet
Mit schwarzer Wetternacht;
Dann weinen wir und klagen,
Und riefen gern das Glück
Aus hingeschwundnen Tagen
In unsre Brust zurück.

Und wagen gar zu rechten
Mit unserm schweren Leid,
Und mit den Schicksalsmächten
Den unziemlichen Streit.
Und suchen zu ergründen
Was uns in Nacht verschließt,
Und können doch nicht finden
Warum's so besser ist.

Und klagen's dem Geschicke
Mit wilder Ungeduld,
Und schließen unsre Blicke
Vor unsrer eignen Schuld,
Und wenden sie hinüber
Wo sich ein Froher freut,
Und grollen gar darüber
Voll Scheelsucht und voll Neid.

Doch wenn die Wolken schwanden,
Die Sonne heller blickt,
Wenn wir nun überstanden
Was uns so schwer bedrückt,
Wenn unsre Brust sich freier
Und freud'ger wieder hebt,
Und unser Herz voll neuer
Voll schöner Hoffnung lebt.

Dann müssen wir mit Schmerzen
Auf unsre Schwäche sehn,
Und mit beschämtem Herzen
Uns selbst es eingestehn:

Daß uns zu Nutz und Frommen
Nur diente die Gefahr;
Daß es so mußte kommen,
Und so am Besten war.

Drum nicht im Leid verzagen,
Wie's oft auch schwer uns drängt,
Mit starkem Herzen tragen
Was über uns verhängt.
Es kann ja doch nicht immer
Der Himmel blau und rein
Und heller Sonnenschimmer
Und warmer Frühling seyn.

Die ihr vom Glücke ferne
Durchweint des Grames Nacht,
Euch hat der Sänger gerne
Das fromme Lied gebracht.
Er schrieb es selbst in Stunden
Voll Kummer und Gefahr,
Und hat auch bald gefunden
Wie nah die Hülfe war.

Hermann Röpe.

---

* Beleuchtung

des Aufsatzes: „Bürgerwehr" im Bürgerfreunde vom 7. Februar und der dadurch veranlaßten Erwiederung vom 10. Februar.

Der Aufsatz vom 7. Februar: „Bürgerwehr", unterzeichnet R. — wovon Mehrere sehr irrig glauben, ich sey sein Verfasser, ist auf Wahrheit gebaut, enthält klar und deutlich die Meinung der Bürgerschaft bei Annahme des letzten Militairberichts; jeder, der diesen Bericht aufmerksam durchlies't, jeder, der die Sache mit unpartheiischen Augen betrachtet, jeder, der auf dem Convente vom 28. Decbr. v. J. zugegen war, kann nicht anders urtheilen, muß dem Verfasser Recht geben. In diesem Berichte machte die Deputation verschiedene Vorschläge, wovon der erste die Maaßregel empfahl: „die nach den bestehenden Gesetzen zum Eintritte in die Bürgerwehr verpflichtete junge Mannschaft ohne „Verzug einzuberufen;" — gleich darauf heißt es wörtlich so: „ob übrigens das 4. Bataillon „der Bürgerwehr in seiner jetzigen Form „beibehalten werde? oder ob dasselbe „durch andre Einrichtungen zur Ein„übung der jungen Mannschaft ersetzt „werden solle? dieses sind Fragen, die „bei der hier vorgeschlagenen Maaßregel „nicht berücksichtigt zu werden brauchen „und die den Verhandlungen über die „Reorganisation der Bürgerwehr über„lassen bleiben können." — Weder einer der Herren Deputirten, noch sonst ein Mitglied der Bürgerschaft deutete indeß im Mindesten darauf hin, daß sämmtliche Einberufene sofort in den Waffen geübt und uniformirt werden sollten, welches nicht allein dem Haushalte viele Tausende kosten würde, sondern auch obigem Satze schnurstracks entgegen wäre. — Hätte Einer der Herren Deputirten eine solche Aeußerung gemacht: so hätte man auf den natürlichen Gedanken kommen können, er wolle dem Berichte den Hals brechen; denn der, nur mit einer Majorität von ein paar Stimmen angenommene Bericht, würde dann ohne Zweifel mit einer starken Majorität verworfen worden seyn; denn bei einer Ausgabe von circa 20000 Rthlr. besinnt sich Mancher und berechnet Alles sorgsam. Auf die Einberufung der Wehrpflichtigen zur Bürgerwehr setzte man die Hoffnung, daß sich dadurch die Zahl der Freiwilligen zur Ergänzung des Bundescontingents mehren werde, da man neben den so vortheilhaften Vorschlägen des erwähnten Berichts die Ueberzeugung gewinnen werde, daß man von der Pflichtigkeit zur Bürgerwehr nicht befreit sey — das war die Meinung der Bürgerschaft. So weit ich mich erinnere, ist bei den stundenlangen Berathungen und Discussionen über den Bericht auch nicht eine Aeußerung vorgekommen, welche die Ansicht des Herrn Senators Dr. Pavenstedt rechtfertigte.

Ich begreife es wahrlich nicht, wie dieser ehrenwerthe Herr so sehr die obenerwähnten Worte — *seine eignen* — hat aus den Augen verlieren können, daß er eben so erzürnt als unrichtig über den wohlgemeinten und gewiß richtig abgefaßten Aufsatz des Herrn R. — hat urtheilen können, daß er demselben zutraut, den Staatsbehörden eine unwürdige und lächerliche Rolle zuzutheilen, daß er den Bericht für eine schlecht berechnete Spiegelfechterei hält, wenn er nach der Meinung des Herrn R. zu verstehen sey. — *Für* den früheren Militair-Bericht stimmte ich, weil ich es für Bürgerpflicht hielt, wenigstens den Versuch zu machen, unsre so viel besprochene Militairangelegenheit auf eine, zu allgemeiner Erleichterung und Zufriedenheit führende, Weise geordnet zu sehen und überzeugt, daß, wenn der Versuch mißlänge, der Nachtheil so gar groß nicht seyn werde, da Gottlob! Bremen noch Kräfte und Mittel genug hat, auch ohne die verhaßte Losung sein Bundescontingent zu ergänzen, wenn die Noth gebeut. *Gegen* den letzten Bericht stimmte ich, weil derselbe so manche dunkle (wenigstens für mich) Stellen enthielt und ich auf mehrere Fragen, welche ich während der Discussion zur Verdeutlichung that, keine genügende, deutliche Antworten erhalten konnte, sonst würde ich, wenn der Bericht etwas gründlicher abgefaßt und deutlicher motivirt wäre, sehr gerne für ihn gestimmt haben; denn auch er zielt auf Erleichterung der durch unsre Verbindung mit dem Bundestage auf uns haftenden Last zu allgemeiner Zufriedenheit hin.

Hoch ehre ich es, daß der Verfasser des Aufsatzes: „Erwiederung" so offen seinen Namen beigefügt hat; derselbe giebt dadurch einen schönen Beweis seiner Liebe zur Oeffentlichkeit — nur durch solche offene Austauschung der Meinungen kann Gutes zum allgemeinen Besten gefördert werden, können so viele Mängel, welche seit einigen Jahren der gesunde Menschenverstand im Staatshaushalte entdeckt hat, aus dem Wege geräumt, so manche nothwendige Verbesserungen in's Leben gerufen werden. — Warum aber der Herr R. — auf jene Erwiederung schweigt und sich so leicht aus dem Felde schlagen läßt, warum er nicht Offenheit mit Offenheit erwiedert, warum derselbe mich, der ihn nicht kennt, der nicht weiß, ob der Verfasser wirklich unter dem Buchstaben R. — zu finden ist, die in's Feuer geworfenen Castanien herausholen läßt, welches ich wahrlich weder für jenen Unbekannten, noch für mich, sondern allein für das allgemeine Beste, dem ich gern meine geringen Kräfte widme, Zeit und Mühe nicht achtend, thue — das begreife ich wahrlich nicht; halten ihn nicht Krankheit oder andre triftige Gründe ab, die Erwiederung mit offenem Visier zu erwiedern, dann glaube derselbe, daß sich meine gute Meinung, welche ich wegen seines Aufsatzes von ihm hegte, sehr vermindert hat.

Von Herzen wünsche ich, daß sich unsre so viel besprochene und viel beschriebene Militairangelegenheit zu allgemeiner Zufriedenheit bald ordnen möge, daß unsre Bürgerwehr bald neu organisirt werde, daß ein Geist des Ernstes und der Würde, der mehr an die Waffe als an kostspielige Epaulets und hoch flatternde Federbüsche, mehr an den Zweck als an unnütze Parademärsche durch alle Straßen denken läßt, in sie dringe, damit sie im Verein mit der übrigen Nationalbewaffnung des deutschen Vaterlandes immer mehr ein Institut werde zum Heil und Segen unsers Vaterlandes, zum Schutz und Trutz in Noth und Tod gegen übermüthige Fremde, wenn sie es je wieder wagen sollten, Germaniens Grenze zu übertreten, gegen eine rohe Soldateska, die ungefesselt an Weib und Kind und eignen Heerd dem todten Buchstaben tyrannischer Willkühr blindlings folgt.

— Würde Bremens Bürgerwehr so gestaltet werden, daß sie von heiligem Ernste gehalten, von Achtung vor Gesetz und Obrigkeit, von ächter Vaterlandsliebe beseelt würde, dann bin ich gerne bereit, als schlichter Wehrmann einzutreten, obgleich ich bereits außer den Jahren der Bürgerwehr-Pflichtigkeit bin.

Johannes Rösing.

---

* Ueber Spaltungen in kleinen Freistaaten, in Bezug auf Bremen. *)

Unter dieser Aufschrift, findet sich ein Aufsatz in Nro. 12 des Bgrfds., der das Ehrenwerthe an sich trägt, daß er seinen Character nicht verleugnet, welches man auf den ersten Blick daran sehen kann.

Da es indeß dem Verfasser um Hemmung alles Hasses, aller das Gemeinwohl störenden Zwietracht, Beförderung der Bürger-Eintracht, und Anhänglichkeit an unsere republicanischen Institutionen (es versteht sich von selbst, in ihrer vollen Lauterkeit) zu thun ist; er dagegen aber auch darthut, daß solche Spaltungen ihr Gutes haben, weil sie die Theilnahme an den Angelegenheiten des Gemeinwesens erhöhen, daneben aber von vorn hinein einen von diesen Ständen — den Höheren aus allen Kräften in Schutz nimmt; einen Andern, den Handwerksstand, als höchst unbescheiden und anmaßend zurückwirft; der Uebrigen, als nicht in Rede stehend, gar nicht erwähnt, und dann von Einzelnen spricht, welche den Mittelstand gegen die höheren Classen aufzubringen suchen, womit er, wie man aus dem Aufsatze nicht anders schließen kann, die von ihm erwähnten Coryphäen meint, so muß man doch anstehen, die obigen schönen Phrasen für Das zu nehmen, was man sich selbst darunter denkt, und wird es der Verfasser erlauben, daß man, da sein Aufsatz doch nur eine individuelle Meinung ist, eine desgleichen dagegen anführe, weil es sonst den Anschein haben könnte, als wäre nun allen Ständen, bis auf den Ersten, der Mund gestopft.

Nun zur Sache.

Wie wäre es wohl anders möglich, beim Streite einer Gesammtheit, als daß sich Einzelne an deren Spitze stellen oder gestellt werden? Oder sollte etwa die Gesammtheit in Corpore den Streit führen? Daß aber diese Coryphäen dazu nicht Selbstüberwindung genug haben, um wie Sie meinen aus der Ihnen gewordenen Wichtigkeit ihrer Stellung zurück zu treten u. s. w. darüber sind Sie wohl sehr im Irrthum, wenn Sie glauben, daß diese ihre, ihnen liebgewordene Wichtigkeit, der Zweck ihres ferneren Zusammentretens ist, — es wäre wie alles Wichtigthun, wenn es den Probierstein des Besseren nicht aushält, ein tönend Erz und eine klingende Schelle, und sie sich bemühten, das vielbesprochene Thema noch fortwährend zu erörtern. Nein es ist, seit man zur Werbung geschritten, unter ihnen, weder über dieses Thema, noch sonst über irgend eine öffentliche Angelegenheit ein Gesammtgespräch, noch eine allgemeine Mittheilung gehalten worden. Dies wäre doch, wenn Sie's übrigens glauben wollen, einigermaßen ein Gegenbeweis, daß sie nicht dergleichen Hypothesen bilden, noch solche zu gehässigen Folgerungen Uebelgesinnten, Einfältigen und Dummen — welche sie gar nicht zu sich gesellen — mittheilen.

Bei Ihnen aber hat es sehr den Anschein, als wenn Sie sich bemühen, beim Publikum Männer zu verdächtigen, welche nur aus ungeheucheltem Patriotismus und mit Hintenansetzung ihrer sonstigen Interessen zusammengetreten sind,

*) Ueber diesen Gegenstand wurden der Unterzeichneten fünf Aufsätze eingesandt; sie glaubt, daß der Sache genügend ihr Recht geschieht, wenn sie nur den Obigen aufnimmt, der das in den Uebrigen Gesagte ebenfalls in sich faßt.
Die Red. des Bgrfds.

und welche keine egoistische Pläne schmieden, noch durchsetzen wollen, sondern denen Ruhe und Wohlfahrt des Staats wie des Gemeinwesens so sehr wie irgend Jemanden am Herzen liegen, und die im Grunde alles Das wünschen und zu fördern suchen, was ächte republikanische Bürger charakterisirt.

Daß kein vernünftiger Mensch, zumal bei kaltem Blute, es leugnen wird, zum ferneren Zusammenwirken und Zusammenleben müsse ein beendigter Streitpunkt zweier Partheien nicht mehr gerügt werden, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Indeß erlaube ich mir, Sie bei dieser Gelegenheit auf den Deputations-Bericht aufmerksam zu machen, welcher von §. 1 bis inclusive 7 angenommen ist, als das Letzte, was über den fraglichen Punkt beschlossen worden.

Was Sie ferner über die Motive zur Conscription anführen, ist wohl schwerlich zu billigen. Durch solche problematische Voraussetzungen, die möglicherweise die Kräfte des Staats schwächen könnten, und die sich doch wenigstens erst verwirklichen müßten, daraus ließe sich herleiten: die Gesammtlast zu einer partiellen, die allgemeine Pflicht zu einer theilweisen persönlichen Pflicht zu machen, wo es doch nicht anders wäre, als daß die Betreffenden geopfert würden, damit möglicherweise die Kräfte des Staats nicht geopfert werden könnten; und das unter lauter Republikanern? Als billig und gerecht kann man sich solches nicht denken.

Ferner kennt man gar keine Erleichterungen für die Söhne Unbemittelter, welche sich als solche nicht für die Söhne Bemittelter verdoppelten, verdreifachten u. s. w. Uebrigens ist es wohl gleich, ob die Dienenden Stellvertreter oder Freiwillige heißen; aber durchaus nicht gleich ist es, ob sie statt dessen Gezwungene und Stellvertreter für Gezwungene sind. Daß man die Ausführung dieses Projects so erleichternd wie möglich einzurichten suchte, ist keinem Zweifel unterworfen; aber auch das nicht, daß Keiner es garantiren konnte, daß diese Erleichterungen nach Verlauf weniger Jahre auch noch beibehalten werden könnten.

Bei dem, was Sie über das Vertrauen der zum Convent berufenen Bürger sagen, muthen Sie doch in Ihrem Innersten gewiß Keinem zu, daß er solches anders als von consequenten Folgerungen aus Ursache und Wirkung ableite, und in dieser Hinsicht eben so unbefangen, unbestochen und ungetäuscht gegen sich selbst verfahre, als es sich für die Bürger im Convente ziemt, daß sie fürs Allgemeine wirken, und es kann von leidenschaftlicher Aufregung nicht mehr die Rede seyn, wo Facta, die sich nicht wegraisonniren lassen, vor Augen liegen; namentlich die beabsichtigte Beschränkung der persönlichen Freiheit, wie gut man es auch übrigens dabei gemeint haben mochte.

Der Vorwürfe würde sich unter gewissen Umständen ein Jeder leicht enthalten, und sich zu wahrer Liebe und Hochachtung für unsern ganzen gesetzgebenden Körper hingerissen fühlen.

Solche, die den Zweck haben, gehässige Ansichten — und wohl gar auf Kosten der Wahrheit — zu verbreiten, und dadurch den Mittelstand gegen die höheren Classen zu erbittern, sind dem Schreiber Dieses unbekannt; wohl aber solche, die da wünschen, daß Recht und Billigkeit alle Stände unseres Freistaats durchdringen möge, und die bei diesem Wunsche, wo es irgend verzeihlich, nur der übeln Sache Feind, aber der Person Freund sind.

Bei solch allgemeiner Behauptung, als die, daß sich der Mittelstand von den Höheren gedrückt glaube, hat ein Jeder seine eigene Meinung, je nachdem seine Stellung, Ansicht und Einsicht ist, und er es ehrlich mit sich und Andern meint

und sind solche Behauptungen und Gegenbehauptungen zu einem wahren Zankapfel sehr geeignet, wenn sie sich nicht durch ruhige Nebeneinanderstellung der hierauf Bezug habenden Gründe nach Recht und Billigkeit beseitigen ließen.

Wenn man sich hier über den Punkt, daß die Einflußreichsten im Convent, ihren Einfluß noch nie zum Nachtheil der gewerbtreibenden Classen benutzt hätten, bescheiden und schweigen wollte, so erheischen doch die Tausende der Gewerbtreibenden wahrlich mehr, als daß man durch seinen Einfluß nur nicht ihren Nachtheil zu befördern suche, während man denselben zu seinem Vortheile und für seine Interessen zu benutzen, doch keinen Anstand nimmt. Wie sehr stüpide müßten diese andern Gewerbtreibenden seyn, wenn sie sehen, daß der Erste Stand so mannigfache Interessen hat und dieselben so meisterhaft zu wahren versteht, wenn sie in dem Glauben beharren könnten, sie hätten gar keine Interessen, oder für sie brauchten keine gewahrt zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Beste Bereitungsart des in Nro. 13 des Bürgerfreundes angegebenen Feuerzeugs.

1) der Zündhölzchen.

Man nehme:

Chlorsaures Kali 2 Drachmen,
Schwefelantimon 2 Scrupel,
Thierleim ½ Drachme,
} Und Wasser, so viel erfordert wird, um damit einen dünnen Brei zu bilden.

Das zum feinsten Pulver gebrachte schwarze Schwefelantimon, wird mit dem Wasser, worin zuvor der Thierleim gelöst ist, angerieben und, nachdem jetzt das chlorsaure Kali hinzugefügt ist, durch fleißiges Reiben die Gleichförmigkeit der Masse bewirkt. Das Reiben ist in diesem feuchten Zustande ohne alle Gefahr ausführbar. Das chlorsaure Kali aber mit dem Schwefelantimon anfänglich trocken zusammen zu reiben, ist wegen der Explosion, welche dann leicht eintreten kann, nicht anzurathen. In diese Masse taucht man jetzt Schwefelhölzchen so ein, daß dieselbe 3 bis 4 Linien weit zu sitzen kommt, und der Schwefel, zur Entzündung des Holzes, 3 bis 4 Linien weit unbedeckt bleibt. Nach völligem Austrocknen werden sie dann ihren Zweck vollkommen erfüllen.

2) des Sandpapiers.

Man wählt recht steifes, glattes Papier dazu aus, sehr gut ist es jedoch, wenn das Papier im Innern der Seitenkappen dünne Holzplättchen enthält, wodurch mehr Festigkeit herbei geführt wird. Diesem Papier giebt man die Form eines Kartenblatts, bestreicht die innere Seite mit einem breiartigen Gemisch von reinem feinem Glaspulver und einer gesättigten Lösung des Thierleims in Wasser, und läßt es wohl austrocknen, worauf dasselbe mit Leichtigkeit die Entzündung der Hölzchen bewirkt. Das Glaspulver darf nicht zu grob seyn, sonst wird die Oberfläche des Papiers zu rauh, wodurch die Masse von den Zündhölzchen abgerieben würde, ohne sich zu entzünden.

Gebrauch. Die Zündhölzer werden zwischen dieses Sandpapier gehalten und, mit der einen Hand etwas fest gedrückt, rasch durchgezogen, so gerathen sie unter schwacher Detonation mit Leichtigkeit in Brand.

Man giebt diesen Zündhölzchen eine platte Form.

Gefühl — wahrlich keine Empfindelei.

(Eine Jagdgeschichte aus dem Leben.)

W. war Forstmann und Jäger, nicht mehr in dem Lebensalter der so leicht schwärmenden Jugend und dabei ohne alle Empfindelei, doch nicht ohne wahres und tiefes Gefühl. Wohl hatte

er hundertmal ein Reh mit seiner Kugel erlegt, ohne nur einen Augenblick an die Schmerzen zu denken, welche seine Jagdlust den harmlosen Thieren des Waldes zufügte; als ein einziges Jagdereigniß, welches am rohen Jäger unbemerkt vorüber gegangen seyn würde, den tiefsten Eindruck auf ihn machte.

Eines Abends befand er sich schußfertig auf dem Anstande, als langsam und leichtfüßig ein schlankes Reh aus dem dichtesten Gebüsch auf die Lichtung des Waldes hervortrat und, ohne den Jäger zu bemerken, in tiefster Sicherheit einige zarte Keime verzehrte. Der Jäger zögerte einige Augenblicke, ehe er schoß. Ein sonderbares Gefühl, wie er es nie empfunden hatte, überraschte ihn — das bildschöne Thier, welches so harmlos, so unschuldig hier in Gottes freier Natur seines Schöpfers milde Gaben genoß, sollte er tödten — so heimlich, aus sicherem Hinterhalte? — Wäre es noch auf der Flucht gewesen — hätte er selbst sich nur auf dem Verfolgen seiner Spur befunden — wahrlich — allein schon der Wetteifer um Schnelligkeit und List würde den Meisterschuß wie einen Sieg haben erscheinen lassen; jetzt aber — was war es mehr, als ..... er mochte den Gedanken, der sich ihm hier aufdrängen wollte, nicht ausdenken.

Dann lächelte er über sich selbst. Seine Weichherzigkeit in diesem Augenblick kam ihm ungereimt vor. Die lange Gewohnheit des Jagdlebens machte jedem Bedenken schnell ein Ende. Er legte an, drückte ab — das Thier machte einen Luftsprung und stürzte nieder. — Der Knall verhallte im Walde; der Pulverdampf verzog sich und der Jäger trat zu seinem Opfer.

Seine sonst so sichere Hand hatte dieses Mal den Quell des Lebens nicht getroffen; aber beide Vorderläufe waren abgeschossen. Das Reh, im Bewußtseyn seines hülflosen Zustandes, lag ruhig, auf seinem Sterbebette von Moos — als der Mensch — sonst so gefürchtet von den Thieren des Waldes — an seine Seite trat. Schon in den schwarzen Augen des angeschossenen Thiers, lag ein rührender Ausdruck von Schmerz; die lautlose Duldung desselben gab ihm den Charakter der Resignation, so daß man sich unwillkührlich versucht fühlte, dem todtwunden Thiere ein höheres Seelenvermögen beizulegen. Dem Jäger wurde es schwer, ihm den sogenannten Genickfang zu geben — das heißt, es durch einen Messerstich in's Genick zu tödten. Er untersuchte die Wunde und fand sie unheilbar. Nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl streichelte er den schönen, schlanken Hals des verwundeten Reh's. In diesem Augenblick aber leckte es ihm dankbar die Hand und blickte, wie bittend und Hülfe flehend, zu ihm auf. — Aber das Gefühl, welches ihn jetzt ergriff, schildern keine Worte. Es schmeichelte dankbar demjenigen, der ihm wehe gethan hatte — es liebte seinen Feind, von dem es Rettung erflehen wollte — es küßte gleichsam die Hand, die doch keine andere Wohlthat für dasselbe mehr hatte, als den Messerstich, der seine Leiden enden sollte.

Welch ein Bild des Lebens. Wie oft erscheint Aehnliches im menschlichen Leben? — Stoff genug zum Nachdenken!

Der Jäger war so angegriffen, daß er seine ganze Charakterstärke aufbieten mußte, um die Leiden des Thieres nach Jägerweise schnell zu enden. Aber im Stillen gelobte er sich — nie wieder ein Reh zu schießen und hat es gehalten.

H. E. R. Belani.

* Viersylbige Charade.

Erste Sylbe.

Bei Franzosen, Römern, Britten
Bin als Oberst ich gelitten.
Fehle niemals in der Schlacht.
Mich entbehret kein Germane,
Keine Pauke, keine Fahne;
Bin gethan in Bann und Acht.

Weisheit leihe ich den Schützen,
Die noch in der Fibel schwitzen;
Bin des Wissens erster Grund.
Ich und noch zwei Dutzend Brüder,
Sie und ich, wir machen Lieder,
Geben Worte deinem Mund.

Zweite Sylbe.

Eigen bin ich den Propheten,
Auf dem Dritten der Planeten'
Ist mein wahres Vaterland.
Oben bin ich an den Polen;
Halte mich der Post empfohlen,
Finde da den ersten Stand.

Frankreich baut mir Scheiterhaufen,
Ohne Füße muß ich laufen
Sonder Ruhe, sonder Rast.
Unvermischt, gleich ächter Race,
Biet' ich eine Wasserstraße
Von Gebirgen eingefaßt.

Dritte Sylbe.

Ewig steh' ich in der Blüthe,
Täglich giebt man mir Visite:
So will es der Modeton.
Nie fehl' ich am Krankenlager,
Spielen laß ich oft die Prager;
Man sieht mich im Themsestrom.

Ferne komm ich her von Süden,
Schenke Labung allen Müden
Und der Zunge neuen Muth.
Ohne Joch läßt man mich ziehen,
Aerzte rathen, mich zu fliehen:
Schädlich sey die heiße Fluth.

Vierte Sylbe.

Ein Monarch ging einst spazieren
Mit Ministern, mit Vezieren
Und mit Räthen viel an Zahl.
Redet dann zu den Vasallen:
„Laßt die Blutgerüste fallen;
„Mich erschreckt die graufe Qual.

„Hat man denn nicht andre Mittel
„Als die Kugel, Schwert und Büttel,
„Und das Beil von Guillotin?
„Daß sich meines Volkes Menge
„Nicht aus jenen Schranken dränge,
„Die Gesetze deutlich ziehn?!"

Und aus der Satrapen Mitte
Tritt hervor, mit schnellem Schritte,
Ein geheimer hoher Rath;
Bückt sich dreimal zu der Erde
Spricht mit lächelnder Geberde:
„„Auskunft geb' ich in der That.

„„„Wohl kannst du die Völker zähmen,
„„„Jeden Frevel mächtig lähmen
„„„Ohne Schwert und Hochgericht!""""
„Nun so sey mir denn willkommen!!"
Und der Fürst hat bald vernommen
Zweimal was die Letzte spricht.

Das Ganze.

Kommt der Tod, der Mann von Knochen,
Immerhin! laßt ihn nur pochen:
Ich besiege die Gefahr.
Herrscher bin ich in drei Reichen,
Mir muß Tod und Krankheit weichen,
Hülfe bring' ich immerdar.

St — w.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 30.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 15.

Bremen, Donnerstag den 21. Februar 1833.

Gestorben:

Den 9. Febr. Des Lohndieners Joh. Deneys Tochter, 11 Mt.; Buchtstraße Nro. 54.

Den 9. — Des verst. Arend Kruse Wittwe, geb. Mancken, 78 Jahr; Armenhaus.

Den 10. — Des Schneiders Christ. Grünklee Tochter, 4¾ Jahr; Deichstraße Nro. 13.

Den 11. — Des Tischlers Heinr. Lüder Schlodtmann Tochter, 14 Tage; kl. Fuhrleutestr. Nro. 24.

Den 11. — Des Tischlers Wilhelm Mentzen Sohn, 3 Monat; außerm Steinthor.

Den 11. — Des verst. Carl Ludwig Edeling Wittwe, geb. Korff, 69 Jahr; Armenhaus.

Den 11. — Der Arb. Heinrich Christ. Mager, 68 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 7 C.

Den 12. — Des verst. Soldaten Joh. Derling Wittwe, geborne Dreier, 103 Jahr; Hastedt Nro. 4.

Den 12. — Der Maurergesell Wessel Meybohm 38 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 8.

Den 13. — Der Knochenhauer Ludwig Bartels, 38 Jahr; am Wall Nro. 39.

Den 13. — Der Schiffscapitain Georg Reinken, 56 Jahr; Timmerstraße Nro. 5.

Den 13. Febr. Des Tischlers Carl Adamowsky Ehefrau, geborne Gotthard, 38 Jahr; am Buntenthorssteinweg Nro. 2.

Den 13. — Desselben Sohn, (todtgeboren).

Den 13. — Des Kaufmanns Joh. Diedrich Bauer Ehefr., geb. Goertz, 30 Jahr; Langenstraße Nro. 56.

Den 13. — Des verstorb. Weinküpers Diedr. Hespe Wittwe, geborne Meyer, 57 Jahr; Klosterkirchenstraße Nro. 4.

Den 14. — Der Lena Fedden Sohn, 6 W.; Buntenthorssteinweg Nro. 47.

Den 14. — Des Waarenmaklers Joh. Frischen Sohn, 5 Monat; Ansgarithorssteinweg Nro. 5.

Den 15. — Des verst. Lohgärbers Heinrich Adolph Borchers Wittwe, geborne Plump, 67 Jahr; Löschen-Hof Nro. 3.

Den 15. — Ein todtgefundener Knabe, am Allarmgraben (Neustadt).

Den 16. — Rebecca Margaretha Johanna Eelking, 48 Jahr; am Wall Nro. 45.

Geboren:

Den 5. Febr. Des Cigarrenmachers Johann Diedrich Ilse Ehefrau, geborne Kottmeier, Paulsberg Nro. 24; von einem Knaben.

Den 8. — Des Malers Lüder Behrens Ehefr., geb. Schonian, Jacobistr. Nro. 22; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Kaufmanns Johann Diedrich Bauer Ehefrau, geb. Goertz, Langenstraße Nro. 56; von einem Knaben.

Den 8. — Des Arb. Johannes Straube Ehefrau, geb. Baumann, Doventhorssteinweg Nro. 17; von einem Knaben.

Den 8. — Des Blaufärbers Johann Conrad Bode Ehefr., geb. Hagens, Heerdenthorssteinweg Nro. 8; von einem Knaben.

Den 9. — Des Arb. Herm. Meyer Ehefrau, geb. Baber, Obernstr. Nro. 79 (Vorst.); von einem Knaben.

Den 9. Febr. Des Maurergesellen Joh. Hinr. Behrens Ehefr., geb. Gerken, Düsternstr. Nro. 27; von einem Knaben.

Den 9. — Des Cigarrenmachers Joh. Valentin Junge Ehefr., geb. Ahrens, gr. St. Johannisstr. Nro. 213; von einem Knaben.

Den 10. — Des Schneidermeisters Friedrich Gerhard Pentz Ehefr., geborne Borchers, Molkenstr. Nro. 54; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Schneidermeisters Ernst Meyer Ehefrau, geborne Hagemann, Neuenstraße Nro. 87; von einem Knaben.

Den 10. — Des Kappenmachers Ludwig Beuse Ehefr., geb. Brüns, Abbenthorswallstraße Nro. 21; von einem Knaben.

Den 10. — Des Tischlers Nicolaus Petersen Ehefr., geb. Schröder, Charlotten-Kamp Nro. 4; von einem Mädchen.

Den 10. Febr. Des Aufladers Friedr. Schröder Ehefr., geb. Meier, Webers-Hof Nro. 9; von einem Knaben.

Den 10. — Des Weisbäckers Anton Heinrich Aumund Ehefr., geb. Meyerdirks, Obernstr. Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Arb. Joh. Diedr. Schröder Ehefr., geb. Sempt, Grünenstr. Nro. 65; von einem Knaben.

Den 11. — Des Landmanns Christian Lorentz Ehefr., geb. Wilhelmi, Hastedt; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Arb. Joh. Ludwig Schröder Ehefrau, geborne Schrader, Corssen-Gang Nro. 2; von einem Mädchen.

Den 12. — Des Schullehrers Constantin Dreyer Ehefr., geb. Hünerkoch, Pelzerstr. Nro. 36; von einem Mädchen.

Den 12. — Des Lohgerbers Michael Herklotz Ehefrau, geborne Kindt, Osterthorssteinweg Nro. 77; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Malers Gottfr. Diedr. Heinr. Köster Ehefrau, geb. Knobel, Faulenstraße Nro. 69; von einem Knaben.

Den 13. Febr. Des Tischlers Carl Adamowsky Ehefr., geb. Gotthard, Buntenthorssteinweg Nro. 2; von einem todten Knaben.

Den 13. — Des Schneiders Heinrich Ludwig Harmeier Ehefrau, geb. Prohn, Corssen-Gang Nro. 20; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Arb. Johann Hans Conrad Sprute Ehefr., geb. Schor, a. d. Häfen Nro. 7; von einem Knaben.

Den 13. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Georg Just Heinr. Fritze Ehefr., g. Harnisch, kl. Sortillenstr. N. 7; v. e. Mädchen.

Den 14. — Des Kaufmanns Johann Friedr. Krüger Ehefrau, geborne Schrage, Tiefer Nro. 34; von einem Knaben.

Den 14. — Des Segelmachers Diedr. Knoop Ehefr., geb. Garves, Düsternstr. Nro. 10; von einem Knaben.

Den 15. — Des Arb. Joh. Friedrich Kampe Ehefrau, geb. Brandt, Klosterort Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 15. — Des Küpers Lüder Barre Ehefr., geborne Strathmann, Buntenthorssteinweg Nro. 61; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Gastwirth Joh. Friedrich Krämer zu Kiel, im Hollsteinischen, und Gesche Margaretha Döbken zu Wardenburg, Großherzogthums Oldenburg.

Der Kornmesser Johann Christ. Münch und des verst. Arb. Peter Joachim, auch genannt Joh., Klöckner Wittwe, Marg. Bothe.

Der Küper Friedrich Wilhelm Schütte und Anna Magdalena Brandt, beyde von hier.

Der Weisbäcker Johann Philipp Müller hies. und Catharina Juliana Folte aus Kirchdorff, Großherzogthums Oldenburg.

Der Kohlhöker Hermann Vagt und Cathar. Viet, beyde von hier.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 16.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 24. Februar 1833.

Der Mensch versuche die Götter nicht!

Schiller.

* Der Todesmantel.

Von Dr. Noeldeke.

Dem kürzesten der Tage
Glich einst der Nächte längste,
Die schauerlichste, strengste,
Begonnen fern von Klage,
Doch endend unter Kummer
Und ohne süßen Schlummer. —
Des Abendgastmahls Lichter
Beleuchteten am Morgen
Entgeisterte Gesichter;
Denn mitten in dem jauchzenden Verein
Drang eine Schaar von Sorgen
Am Arm des Todes zu den Zechern ein.

Noch tönten Jubellieder,
Noch netzt' auf weitem Söller
Der flaschenvolle Keller
Das schimmernde Gefieder
Der lauten Lust der Jugend,
Und, in's Gedräng sich fugend,
Taucht' ihre leichten Schwingen
In punschgefüllte Bolen
Die Lust bald unverhohlen;
Dann zog sie ihre Schlingen
Um's wilde Heer der Zecher ohne Scheu
Mit Muthwill, Scherz und Schwärmerei.

Und Einer aus der Mitte
Heißt schweigen die Gesänge
Der überlauten Menge;
Stillschweigen folgt der Bitte.
Ihr hört, — ruft er, — vom Thurme,
Trotz dem Decembersturme,
Ertönt am Pfarrhausfenster
Die Zwölfzahl der Gespenster.
Wer scheut kein Ungewitter,
Und holt durchs offne Gitter

Der Kirch' uns einen Todtenschädel her?
Wer von euch wagt's? — ich frage, wer?

Ihr schweigt? Ihr scheint zu zagen?
Wohlan, auf diesen Solen
Will ich, ihn herzuholen,
Sofort es lustig wagen,
Dort soll er unzerstückelt,
Vom Mantel hier umwickelt,
Des Gastmahls Schaugerichte,
Aus hohlem Angesichte,
Dreizehnter Gast zu zwölfen,
Bewillkommt von euch Wölfen, —
Ein Wehrwolf, — euch in's feige Antlitz seh'n,
Und meinem Muth ein stummer Zeuge steh'n.

Er sagt's, umhüllt vom Mantel,
Eilt unter Hurrah — rufen
Hinab des Hauses Stufen,
Als ob die Gifttarantel
Durch ihren Biß ihn plagte;
So treibt der Drang gewaltsam
Ihn vorwärts unaufhaltsam,
Bis er, vom Licht des Mondes kaum erhellt,
Gepeitscht von Winterregen,
Auf mitternächt'gen Wegen
Tritt an ein Grab im Schooß der Geisterwelt.

Ein mattes Flämmchen flimmert,
Nicht fern vom Hochaltare,
Auf schwarzumhang'ner Bahre,
Wie Irrwischschein, und schimmert
Zurück vom goldnen Kreuze
Mit schauerlichem Reize.
Hinunter glimmt dasselbe
In's offene Gewölbe
Der Todtengruft mit Särgen,
Die nicht mehr treu verbergen
Das ihnen anvertrauete Gebein;
Er eilt hinab bei trübem Dämmerschein.

Und als er unter Schädeln
Mit gierigraschen Händen,
Den größten zu entwenden
Von niedern oder edeln,
Jetzt leeren, Köpfen, wühlet,
Greift hastig er, und fühlet
Er weiß nicht, welch ein Wehen,
Weiß nicht, wie ihm geschehen,
Wie Anhauch böser Geister
Um sich, doch bleibt er Meister
Des fremden Kopfs; ihn hält er in der Hand
Und eilt zurück mit dem, was er entwandt.

Doch kaum die ersten Stufen
Hinauf hat er beschritten,
Will vorwärts zu der dritten,
Da wähnt er sich gerufen
Mit dumpfem Ton beim Namen;
Er stockt und staunt der lahmen,
Rückwärts geriss'nen Glieder,
Will vorwärts und sinkt nieder,
Fühlt reißen sich im Falle
Noch einmal, und die Halle
Der Todten nimmt dumpfdröhnend gleich
Den neuentseelten Körper in ihr Reich.

Indessen tobt unbändig
Die Jugend fort, läßt leben
Die Todten hoch, daneben
Den Burschen, der lebendig
Gefahren sucht bei Todten,
Und, oft zwar herentboten,
Noch immer nicht gekommen,
Wie wohl bereits entglommen
Der Morgen graut, um Kunde
Von der Gespensterstunde
Zu geben aus dem nahen Schattenreich,
Da schreit man: todt! — und Alle werden bleich.

Und lauter stets und lauter
Füllt Todesschrei die Gassen;
Schon will der Chor verlassen
Das feuchte Mahl, da schaut er
Sechs Träger, Paar bei Paare,
Hertragend auf der Bahre
Des Trinkgenossen's Leiche!
O Unglücksnacht! O Jammer!
Aus einem Himmelreiche
Ward eine Todtenkammer!
Von Tisch und Sitzen aufgedonnert lag
Der Sünder Chor bis an den hellen Tag;

Lag stöhnend, händeringend
An des Entseelten Bahre,

Mit flatternd wildem Haare,
Der Thränen Opfer bringend.

Spät erst erschien dem Schauer
Der Ursprung aller Trauer.
Der Mantel, weit entwickelt,
Gab, aufgeschlitzt, zerstückelt,
Am Sargesstift die Kunde
Der schicksalsschweren Stunde.
So kürzte Jugendlust die längste Nacht;
In Gram ohn' Ende ward der Tag vollbracht.

---

* Ueber Spaltungen in kleinen Freistaaten, in Bezug auf Bremen.

(Beschluß.)

Um auf die Abgaben zu kommen, so werden Sie wissen, seit wann die Grundsteuern und Beiträge zur Reinigung und Erleuchtung der Gassen eingeführt sind, und daß der Gewerbtreibende, wenn er zu seinem Gewerbe ein eben so großes Erbe besitzt als ein noch so Bemittelter, er dafür eben so viel der erwähnten Steuern bezahlt als Letzterer, selbst wenn ihm der Ziegel auf dem Dach nicht gehört.

Mit der Consumtions-Abgabe ist es, da dieselbe nur von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen und Getränken, und dagegen von luxuriösen Dingen gar nicht gehoben werden, wenigstens nichts besser, wobei noch der Uebelstand ist, daß, da diese Abgaben gleich von den Verfertigern oder Verkäufern dieser Victualien und Getränke erhoben werden, die zum Bestehen nothwendigen Consumenten aber Keinem gesichert werden können.

Schoß und Mondgeld sind die extra ordinären Steuern, also die seltenern (auch frägt es sich, für welchen Stand solche direct am öftersten verwendet werden). Beides bezahlt der Bürger nach seinem Vermögen, also im richtigsten Verhältnisse; und würde der Reiche darum seinen Reichthum nicht aufgeben, wenn man ihm vorspiegeln wollte, er brauche dann nur einen so geringen Schoß oder so weniges Mondgeld zu bezahlen?

Da die 150 Handwerker als eine kleine Zahl der 1830 Schosser hervorgehoben sind, so will man dabei nur ergänzen, daß aber unter denselben 1830 Schossern wenigstens wohl 1200 zum Mittelstande zu rechnen sind, ohne die Collectanten von so viel Tausenden.

So wie alle kräftigeren Leistungen naturgemäß, nur von der Kraft und nicht von der Ohnmacht erwartet werden können, so läßt sich auch in pecuniären Leistungen nicht die umgekehrte Regel anwenden, und geht demnach nicht daraus hervor, daß, wenn Jeder nach seinen Kräften trägt, Hunderte social abhängig seyn müßten gegen Einen, der über sie disponiren wolle.

Auch ist es wohl nicht überflüssig, leicht zu berühren, daß von der größten Staats-Einnahme durch den Handel, dem Ein- und Ausfuhrzolle, zur Gemeindelast doch nicht viel bleiben soll, wenn die mannichfachen Staats-Ausgaben für den Handel davon bestritten sind. In unserm Staat, wo größtentheils Alles, vom Niedrigen bis zum Hohen, auf Privilegien oder etwas Dem ähnlichen beruhet, wird der Eine, so Privilegirte, dem Andern, anders Privilegirten, seine Privilegien doch gewiß nicht zu nehmen noch zu schmälern streben, zumal es sich unter den Gewerken mehrfach findet, daß die Leute, trotz ihrer Privilegien, nicht leicht einen Nothpfennig übersparen können, auch wenn sie keine Verschwender sind, und Diejenigen, die durch ihr Geschäft allein, wie früher, vermögend werden, allgemach wahre Seltenheiten sind.

Freilich ist es der Handel, der, da seit geraumer Zeit keine Industrie hat aufkommen können, dem Ganzen den Impuls giebt, und darf man es aufrichtig wünschen, daß derselbe fortwährend blühen möge, und daß, wo möglich, keinem Kaufmanne der Ersatz seiner Bemühungen

und seines Risico's verloren gehen möge. Gehässiger Neid könnte ihm dieß nur mißgönnen. Jedoch lasse man den billig denkenden, gut verdienenden und vermögenden Kaufmann selbst urtheilen, ob denn die Gewerke mehr von diesem Stande kriegen, als sie rechtmäßiger Weise verdienen, und ob ein Streben dieser so wie aller Kopf- oder Händearbeit Verrichtenden und irgend ein bürgerlich Gewerbe Treibenden keine Schulden zu machen, sich und die Ihrigen anständig zu ernähren, und dabei einen Sparpfennig für später nothwendig werdende Ausgaben und Bedürfnisse zurücklegen zu können, unerlaubt oder billig und gerecht ist. Und wenn sie nun zum großen ja fast zum größten Theil sehen, daß solches Ziel ihrer irdischen Wünsche zu erreichen, bei aller Vermehrung Bremischen Handels, dennoch nicht leichter, sondern immer schwieriger wird; wer verarget es ihnen, daß sie dann über die Ursachen nachdenken und die Quellen zu erforschen suchen, woraus solches entspringt, damit wo möglich auch ihnen die Brema ihr holdes Angesicht in etwas zukehre. Auch sind sie nicht so gar unbescheiden in ihren Wünschen, wenn nur der patriotische Geist nichts von außen kommen zu lassen, was in Bremen zu haben ist, immer mehr und mehr Alle, Hohe und Niedere, beseelte, und dann nur etwas mehr baares Geld in allgemeinen Umlauf käme, woran es zuweilen ganz verzweifelt fehlt. Durchschnittsmäßig hat ein Jeder so viel und noch etwas mehr zu fordern als er schuldig ist. Wenn er Dieses nun nicht kriegt, kann er Jenes nicht bezahlen, und man kann annehmen, daß von 10000 Rthlr., die mehr roulirten, in einem Jahre wohl mehr denn einige 100000 Rthlr. bezahlt werden könnten, weil Geld, wie immer, auch unter diesen Classen fortwährend von Hand zu Hand gehet. Auf solche Weise könnte es dahin kommen, daß sie nach Empfang ihrer ausstehenden Forderungen auch diejenigen prompt bezahlen könnten, denen sie schulden, welches ohne Zweifel der beste Zustand des Zusammenlebens wäre, und hätte der reiche Bürger eben durch sein Vermögen, und aus der andern natürlichen und erlaubten Liebe zum Gewinn, darum immer noch Privatherrschaft und Vorzüge genug — die ihm kein Mensch nehmen kann, — ohne daß ihm der ausschließliche Einfluß und die Organisation in den Angelegenheiten des Gemeinwesens zu zuerkennen sey. Damit diese Ansicht nicht auch als Hirngespinnst bezeichnet werde, müßte man sie weiter verfolgen und zu erörtern suchen. Indeß geschehe dieß doch nicht. Nehme es ein Jeder wie er will, nur sey er billig und gerecht, was sie dann nicht ist, wird mit Gründen nicht daraus gemacht werden können; was Sie aber dann ferner anrathen, will man lieber glauben, daß es Ihnen nicht vom Herzen komme. Ein Jeder solle solche Erkundigungen einziehen, ob seine Arbeiter oder Handwerker auch mit irgend etwas in allgemeinen Dingen unzufrieden wären; solle für sein Geld also weniger die Leistungen seiner Arbeiter als seine kriechenden Gesinnungen in Anschlag bringen; — zumal man solche mit den verworfensten Characteren am meisten vergesellschaftet findet, und einen solchen lieber fortjagen oder abschaffen, wenn er ein Mann, im eigentlichen Sinne des Worts, wäre, der nicht gegen seine Ueberzeugung zu Allem Ja sagte, nicht weiß schwarz und schwarz weiß nennte, wie er es wünschte. Man hat 'mal gehört, daß keine Despotie härter sey als Handels-Despotie; hat es aber auf sich nie anwenden wollen; allein bei solchen Grundsätzen sollte man ja ganz wirrig werden. Dieß würde ja nichts als lauter Schmarotzer und Speichellecker zu Wege bringen, so daß ehrliche Leute in solch grausenhafter Zeit, dem lieben

Gott für das Leben, welches er ihnen geschenkt, kaum zu danken wüßten. Aber vor solchen Gesinnungen und Handlungen wolle uns Gott behüten, welche, wie die Geschichte lehret, in der Regel zu den bedauernswürdigsten Extremen geführt haben.

O ja, die Güter sind und werden vom Glück sehr ungleich vertheilt, und lehrt die Erfahrung, daß das nicht anders seyn kann, weil Keiner das Glück in der Gewalt hat, und ist dieß ein Fingerzeig, daß dagegen andere gewaltsame Vertheilungen — sey es künstlich oder offenbar — der Güter des Fleißes und der Betriebsamkeit auch nicht statt finden dürfen (selbst dann nicht, wenn es auch auf Romulus, Numas und Servius Tullius Weise geschehen sollte), weil dadurch das erste Grundgesetz jeder bürgerlichen Verfassung verletzt wird, welches auf ruhigen und ungekränkten Besitz des rechtmäßig erworbenen Eigenthums gehet.

Der ächte und brave Bremische Bürger soll sich zum Beifall wie zur Abneigung in einem Punkte von Nebendingen nicht befangen lassen, sondern sein Urtheil aus der Sache ziehen. Freilich soll er auch nicht herausfordernd, großsprechend und sich blähend hervortreten, wie es nach ein paar Gedichten, die man aber zum praktischen Gebrauch, d. h. zum einmaligen Absingen, nicht so jämmerlich, ungereimt und zusammengestoppelt nennen kann, den Anschein haben mag. Indeß sey es in Bezug auf eine ganze Gesellschaft am Orte zu bemerken, daß diese, obgleich sie Manchem in denselben ihren Beifall nicht versagen konnte, sie doch weder an der Verfertigung noch an der Verbreitung derselben auch nur den geringsten Antheil hatte, wie auch dieser Aufsatz weder auf Veranlassung noch mit Vorwissen derselben geschrieben, sondern, wie oben schon gesagt, nur eine individuelle Meinung ist, von einem Bürger, der es wahrlich redlich mit Bremen und seinem Gemeinwesen meint, und der bis jetzt in der ganzen Welt keinen Menschen wüßte, gegen den er erbittert wäre.

---

* An den Professor Benedetto Marforio.

Wäre ich ein Schwarzkünstler, der da verstände, das Weiß schnell in Schwarz zu metamorphosiren und die Leute glauben zu machen, das Wort Verfassung sey synonym mit Hürde, und Bürger wären Schaafe, dann würde ich geantwortet haben wie Sie, mein Herr Professor.

Wäre ich ein eingefleischter Aristokrat, der bei einem Gemälde, den „Triumph bürgerlicher Freiheit" darstellend, zittert, und den Zeichner als egoistischen Revolutionair von sich stoßt, dann würde ich geantwortet haben wie Sie, mein Herr Professor.

Wäre ich Nepot, der da denkt, es habe mit der Erfüllung des Versprechens zur Ausbesserung des ihm anvertrauten Gemäldes gar keine Eile, wenn er nur guten Gehalt genösse, wenn er sich nur unentbehrlich machen könnte, nur seine Vettern als Farbereiber beschäftigt würden, dann würde ich geantwortet haben wie Sie, mein Herr Professor.

Wäre ich ein Radicaler, der das Schaffen nur um des Zerstörens willen und das Zerstören nur wegen des Schaffens liebt, dann würde ich mit dem Gemälde verfahren, dann würde ich geantwortet haben wie Sie, mein Herr Professor.

Wäre ich ein Mitglied der Komitéen der juste-milieu und gehörte zu der großen Zahl derjenigen juste-milieu-Leute, welche im Stillen Freude am Gemälde-Zerstören haben, heimlich mit zerstören, sich über Extreme freuen, damit sie Gelegenheit erhalten, einträgliche Aemter zu erlangen, damit ihnen für ihre

Friedenspredigten Lorbeeren und Oelzweige entgegen winken, dann würde ich geantwortet haben wie Sie, mein Herr Professor.

Wäre ich ein Judas, der sich nicht schämte, ein ihm zur Ausbesserung anvertrautes kostbares Original-Gemälde einem Trödler für wenige Groschen zu verkaufen und gleißnerisch dem Eigner vorschwatzt, er arbeite fortwährend im Schweiße seines Angesichts daran, der Firniß sey nicht trocken, der Rahmmacher halte ihn von einem Tage zum andern hin, dann würde ich geantwortet haben wie Sie, mein Herr Professor.

Wären Sie ein Freund der Gradheit und Offenherzigkeit, dann würden Sie zeigen, was Sie bis jetzt während der 2 Jahre, daß Ihnen das Gemälde anvertrauet ist, daran gearbeitet haben; hätten Sie die Zeit im Auge, dann würden Sie anzeigen, warum Sie die Arbeit noch nicht vollendet haben; meinten Sie es redlich, dann würden Sie es, wenn Sie einsehen, daß die Ausbesserung des Gemäldes Ihren Kräften nicht gewachsen ist, dem, der es Ihnen anvertrauete zurückgeben, damit er es einem andern Künstler übergebe, der nicht so oft wieder zu zerstören braucht, was er ausbesserte, der zwar piano liebt, aber nicht mit Krebsnatur, der an ein sano denkt, aber auch an das Bedürfniß der Zeit, dem das Wort: „heiliger Ernst" keine Gaukelei ist, sondern des Deutschen Wahlspruch; „ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann" — Ihnen bei Ihrem Italienischen Firlefanz wohl nicht schmeckend, liebt und übt. —

Wäre ich ein Theoretiker, der in seinen schwer verständlichen bombastischen Theorien so vernarrt ist, daß er Theorien auf Theorien häuft, daß er stets ein Hemmschuh ist, zur Ausübung der Praxis, daß er seine Freude daran hat, die gesunde Vernunft zu betäuben, der bei jedem Flecken, der leicht wegzubürsten wäre, lange Betrachtungen anstellt, wie der Flecken entstanden, und wie er mittelst chemischer Experimente behandelt seyn will, dann würde ich geschrieben haben wie Sie, mein Herr Professor.

Kein Kenner aber ein Freund von schönen Gemälden.
Kein Professore delle belle Arti, aber ein Bremer Bürger.
Kein Chamäleon, sondern ein Freund der Wahrheit.
Kein Anonymus, sondern bereit, dem Professor ins Auge zu blicken, und ihn, rücksichtlich seines Mißverstandes wegen des Geldes, zu belehren.

Tages-Allerlei.

„Durch die Lesesucht profaner Schriften überhaupt und der belletristischen insonderheit erstirbt die Einfalt des Gemüths und der Geschmack am Worte des Lebens verdirbt!" — Die „evangelische Kirchen-Zeitung" (Nro. 6) bricht mit diesen Worten beinahe über die ganze Literatur den Stab, denn das Wort „profan" wird hier wohl in der weitesten Ausdehnung gelten sollen. „Die Lesesucht profaner Schriften" — diese Wortsetzung erlaubt noch die Bemerkung, daß man bei dem, was man schreibt, nicht zu denken unterlassen soll; denn daß die Schriften selbst eine Lesesucht haben, kann nur behaupten, wer es überhaupt für profan hält, nach dem rechten Sinne und Ausdruck zu fragen. —

Der bekannte Herr Ouvrard hat neuerdings auf den Krieg spekulirt und sich in den Stand setzen wollen, Lieferungen übernehmen zu können. Da indeß aus dem Kriege glücklicher Weise nichts geworden, und an den gekauften Vorräthen nun beinahe acht Millionen Francs verloren gingen, hat er doch zu gewinnen gewußt, indem er davon fuhr und die Sorge, seine Schulden zu bezahlen,

Andern überließ. Wohin hat er sich aber gewendet? — wohin? — auf seine Güter in Oestreich, wo er sich vorläufig zur Ruhe setzt. Man sieht, ein Lieferant denkt an Alles — „und Alles bin ich!" heißt es in einem Lustspiel und auf dem Welttheater. Es fragt sich nun: ob die Themis interveniren darf? — man sollte meinen, diese Frage müsse mit Ja! beantwortet werden.

In Vandiemensland, wo man es im Großen versucht, aus Schelmen, wenn nicht geradezu ehrliche, doch wenigstens arbeitsame Leute zu machen — was ein tüchtiger Schritt zur Ehrlichkeit ist! — scheint diese große Aufgabe leidlich zu gelingen; denn der Werth der Aecker hat sich in der Nähe des angebauten Landes schon um das Dreifache erhöht. Es finden sich allmählig auch freiwillige Ansiedler ein und die Zahl derselben ist so im Steigen, daß künftig ein Dampfboot von England aus zu regelmäßigen Fahrten nach jener Kolonie eingerichtet werden soll. So entstehen immer mehr Orte in fernen Welttheilen, für die man Europäer zu haben wünscht; in Hinsicht auf Deutschland dürfen wir aber glauben, daß die Sorge der Regierungen die Lust zum Auswandern hemmen wird, und jeder wackere Deutsche, der Menschen zu beschäftigen und so den schweifenden unzufriedenen Sinn in einen stetigen zu verwandeln weiß, muß hierzu die hülfreiche Hand bieten.

Nach der Leidenschaftlichkeit zu urtheilen, mit welcher sich das weibliche Geschlecht dem Vergnügen des Tanzes, oft ohne alle Rücksicht auf Gesundheit, überläßt, scheint es beinah, als wenn es besondern Beruf zu haben glaubte, das junge Leben auch auf Leben und Tod zu wagen. Weder Väter noch Aerzte dürfen dieses Privilegium antasten; nicht selten schützen sogar die guten Mütter die Töchter wider solche vermeinten Eingriffe, und tanzen mit diesen um die Wette. Selbst die erblaßte Freundin auf der Bahre schreckt diese guten Kinder nicht; es ist traurig, zu sehen, wie sie Gesundheit und künftiges Lebensglück so lustig hinweg tanzen, und gleichsam immer auf dem Sprunge vom Leben zum Tode stehen. Da schon einige Jahre hindurch, nach den öffentlichen Angaben, in vielen Ländern mehr Söhne als Töchter geboren werden (in der Regel ist es bekanntlich umgekehrt), so sollten die jungen Mädchen bedenken, daß die Hoffnung, sich zu verheirathen, im Steigen ist und sich deshalb etwas mehr schonen, wenn sie nicht aus ernsteren Vernunftgründen des Tanzes Uebermaaß vermeiden wollen.

Wer wird nicht erstaunen, wenn er liest, man habe in Nordamerika (Baltimore) solche vortreffliche Eisenbahnen und Wagen, daß man mit einem gewöhnlichen Zwirnsfaden einen Mann darauf fortziehen könne? Die nächste Nachricht wird ungefähr lauten, daß eines Menschen Athem zur Fortschaffung großer Lasten hinreiche; daß ein Lohnkutscher nur eine gute Lunge brauche, um reich zu werden. — Wehe dann den armen Pferden! — aber sie werden wenigstens nicht gegen die neuen Erfindungen aufrührerisch wüthen.

Es verdient bemerkt zu werden, daß des Nordamerikanischen Präsidenten Gehalt so gering ist, daß er hierin nicht selten unter den fremden Gesandten steht, fast nichts Gutes und Schönes begünstigen kann und oft nach Ablauf seines Vierjahrs arm und verlassen stirbt. Sollte dieß auch einer von den Vorzügen des gerühmten Freistaats seyn? — Wir zweifeln. — Wer an der Spitze eines Volks steht, muß in aller Hinsicht Mittel haben, aus eigener Einsicht etwas Gutes und Tüchtiges unterstützen zu können.

In einer Recension eines philosophisch-religiösen Werks des bekannten Just. Kerner wird auf die Gefahren des neuen Mysticismus aufmerksam gemacht. Statt jenes großartigen begeisternden Mysticismus, dem jede Ader der Welt mit Gott durchdrungen ist, der Alles nur im Schein des göttlichen Sonnenlichts sieht, wie das sinnliche Auge im irdischen Sonnenschein, der sich frei fühlt, aber auch frei und mit seiner ganzen Vollkraft sich dem göttlichen Wollen im Bewußtseyn seiner Göttlichkeit hingiebt — statt dieses Mysticismus, der, aus der tiefsten Spekulation entstanden, höher steht, wie diese, und wie ihn eine Demuth lehrt, die man mißverstandnen Stolz nennen könnte, erblicken wir unter den Neuern eine bequeme Selbstverfinsterung des Gemüths, ein unwürdiges Kriechen im Staube, eine menschliche Selbstentwürdigung, die uns unwillkührlich an jene Judensekte erinnert, welche lebenslang gebückt ging, um dem großen Gotte in der Welt Platz zu machen. Unter den Studirenden besonders bewirkt dieser Sinn eine unglaubliche Gedankenlosigkeit, eine kindische Spielerei mit fromm seyn sollenden Gefühlen, eine geistige Unthätigkeit und Trägheit, welche dieselben in unsrer Zeit des wissenschaftlichen Vollwuchses zu einem Widerspruch in sich selbst macht. Hier gerade suchen wir nun das Verdienst des Rationalismus, der in der Flachheit, wie er jetzt ein Eigenthum der höhern Stände zu seyn scheint, sonst gar keinen Werth hat. Am leichtesten ist es allerdings, Nichts zu glauben und auf eine platte Weise einzelne Dogmen zu bestreiten.

Notiz.

Welche Bereicherungen wird künftighin noch die Naturgeschichte, besonders die der Insekten und Pflanzen erhalten. Jeder neuentdeckte Landstrich eröffnet auch ein neues Feld für sie. Afrika, dessen Inneres durch den nun erforschten Lauf des Nigers in den nächsten zehn Jahren bekannter zu werden verspricht, als es seit hundert und mehr Jahren war, muß auf seinen üppigen Boden unglaublich viel dergleichen nähren. Als die Gebrüder Lander in eines der dortigen Thäler kamen, das jedem den Vorzug an wild-romantischer Schönheit streitig machte, waren sie von einer Wolke von Schmetterlingen umgeben. Die glänzendsten Farben und alle denkbaren Schattirungen wechselten auf ihren Flügeln. Bei einigen schimmerten diese grün und waren mit Gold eingefaßt. Andere Sylphiden hatten himmelblaue Flügel mit silbernem Saume. Auf noch Andern mischten sich Gold und Purpurroth mit einander. Schwarzer Sammet mit Silber gestickt schmückte Diese. Welchen Reichthum, welche Pracht verschwendet hier die Natur! Zu welchem Zwecke thut sie es? Wer giebt darauf Antwort?

Gedankenprofile,

von Carlo Montano.

Man sieht die Milchstraße mit ihren tausend Sternen nur in hellen Nächten deutlich. Die Milchstraße des Herzens mit ihren tausend Sternen der Liebe zeigt sich am klarsten, wenn die Nacht des Unglücks finster um sie her gelagert ist.

In der Jugend täuscht man sich oft, aber man vergißt schnell oder täuscht sich in der Täuschung. — Im Alter ist eine Täuschung bitterer als selbstverschuldetes Mißgeschick. —

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 17.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 28. Februar 1833.

Die Sonne, wie sie aufgeht und wie sie untergeht, sey Vorbild deines Wirkens und deiner Ruhe.
Herder.

* Spiegelbild.

Nacht lagert sich leis' mit gigantischen Schatten
Dumpf über die Thäler, trüb' über die Flur;
Das Leben erstarrt auf den irdischen Matten,
Zum frohen Erwachen entschläft die Natur.
Da gucket der Schwärmer, der eitle Gefährte
Der Erde, aus Wolkenbehängen hervor;
Er schmunzelt behaglich: „Jetzt zeig' ich dir, Werthe,
„Den Seladon, der die Geduld nicht verlor.

„Du schelmische Spröde, bin ich Dir zuwider
„Mit Späßen und Ständchen, die schlau ich ersann?" —
Sie senket der Augen bezaubernde Lieder,
Sie wendet sich von ihm und sieht ihn nicht an.
Deß freut sich ein and'rer stillauschender Buhle,
Ein alternder Leb'mann — der Hagestolz Reif:
Er wirbelt behend' wie am Rade die Spuhle
Sich um die Erkor'ne und neiget sich steif.

„Sieh', Holde, ich bringe dir blitzend' Geschmeide,
„Dein Lockenhaupt schmück' ich mit Edelgestein;
„Hier Fäden von Silber zum festlichen Kleide,
„Wer mag dir wohl schönere Gaben verleih'n? —
„Du siehst, daß Geschmack und Talent ich vereine,
„Und daß ich kein Knauser — wenn's nöthig ist — bin!"
Die Spröde bleibt kalt, doch die funkelnden Steine
Nimmt sie wie zu kurzer Belustigung hin.

Bescheiden und lautlos, mit schmachtenden Blicken,
Naht jetzt sich ein Jüngling in schwärm'rischer Lust,
Der Thau, — der Geliebten mit stillem Entzücken
Und netzet mit Thränen der Schlummernden Brust.
Doch sie, wie vom fesselnden Traume umfangen
Sinkt, kaum erwacht, wieder ins Kissen zurück,
Da bleichet der Jüngling, in schmerzlichem Bangen,
Weint Thräne auf Thrän' er dem täuschenden Glück'.

Sieh' da! daß die Freundinn, die Säum'ge, sie wecke
Naht Jungfrau Aurora im rosigen Glanz
Der Schläferin leise und zupft an der Decke,
Und raubt ihr des Mohnes betäubenden Kranz.
Da hebt sich ihr Busen mit rascheren Schlägen;
— Die liebliche Erde ist freundlich erwacht;
Sie breitet der Sonne die Arme entgegen,
Sie jubelt und schmückt sich mit bräutlicher Pracht.

In diesem Bild' liegt Deutung, will's dir scheinen:
Es muß dem Licht sich Kraft und Wärme einen;
Dem Geisteslicht',
— Sonst weckt es nicht!

A. Daeves.

---

* Letztes Wort

über die Aufsätze vom 7., 10. und 21. Februar, die Bürgerwehr betreffend.

Leider nöthigt mich Herr Johannes Rösing in der rubr. Sache noch einmal das Wort zu nehmen; ein sehr überflüssiges vielleicht, wenn ich voraussetzen dürfte, daß ein Jeder, dem es darum zu thun ist, eine Meinung in dieser Sache zu fassen, die darauf Bezug habenden Conventsverhandlungen zur Hand hätte.

Nach Ausschneidung alles Unwesentlichen, findet sich in der in Nro. 15 d. Bl. eingerückten Beleuchtung:

1) Die Bestätigung der früher aufgestellten Behauptung, die Bürgerschaft habe, unter Einberufung der Wehrpflichtigen nichts weiter verstanden als deren Einzeichnung, ohne alle Einübung u. s. w.

In dieser Hinsicht beziehe ich mich lediglich auf meine frühere Erklärung, die dadurch nicht verändert werden kann, daß jetzt, statt des unbekannten Herrn R., der bekannte Herr Joh. Rösing mir gegenüber steht. Zwar muß ich diesem ehrenwerthen Gegner glauben, insofern er eine reine Thatsache versichert und so bezweifle ich es auch keinesweges, daß viele Mitglieder der Bürgerschaft die Sache so angesehen haben wie die Herren R.; allein es ist nicht weniger Thatsache, daß recht viele andere, über den Sinn des quäst. Antrages gar keinen Zweifel gehegt und nicht daran gedacht haben, daß eine bloße Einzeichnung in die Listen der Bürgerwehr (die, wie sehr auch Herr Rg. über den Ausdruck zürnen mag, nichts weiter als leere Spiegelfechterei gewesen wäre) den beabsichtigten Zweck im mindesten fördern könne. Was aber die Mehrzahl gedacht habe, das weiß mein Gegner so wenig als ich und wenn wir es wüßten, so wäre auch damit noch nichts geändert, denn der Beschluß der Bürgerschaft nimmt den Antrag der Deputation ohne alle Beschränkung an; nur so ist er vom Senate genehmigt und zum Gesetze erhoben.

Wollten nun einzelne Votenten der vollziehenden Behörde statt dieses Beschlusses, die Gedanken zur Richtschnur aufdringen, die sie bei ihrer Zustimmung gehegt, so wäre dieses augenscheinlich eine sehr unbefugte Anmaßung; viel weniger aber kann man Denen, welche überall nicht zugestimmt haben, ein Recht einräumen, Gedanken, die sie andern unterlegen, auf diese Weise geltend zu machen. Daß übrigens Herr R. dem Vorschlage nicht beigestimmt, kann man, wenn er eine ernstliche Einberufung nicht wollte, nur billigen; merkwürdig ist es aber, daß er nicht seine Abneigung gegen die Maaßregel selbst, sondern die Fassung des Berichts, als Grund seiner Nichtzustimmung angiebt.

Sodann 2) sucht Herr Rösing die angeblich geheimen Gedanken der Bürgerschaft zu rechtfertigen und zwar zunächst mit der Stelle des Berichts:

„ob übrigens u. s. w.

Mit diesem Satze soll die vorgenommene Einübung im Widerspruch stehen! so sagt Herr

R. ohne aber auch nur von fern nachzuweisen, wo dieser Widerspruch liege? und doch hält er auf Klarheit und Gründlichkeit eines Vortrages! Ein gründlicher Forscher würde vor allen Dingen den Bericht v. 2. Nov. zur Hand genommen und gefunden haben, daß dort die Einübung der Ergänzungsmannschaft im 4. Bataillon der Bürgerwehr gerade die Basis des vorgeschlagenen Plans ausmacht. Es hatten sich indessen viele Stimmen wider die künftige Beibehaltung einer abgesonderten Abtheilung der jungen Mannschaft erhoben und deshalb deutete der spätere Bericht darauf hin, daß jene Basis vielleicht dereinst durch eine andere ersetzt werden könne. Eine solche Veränderung konnte aber natürlich nicht von der Deputation zugesichert, sondern mußte auf dem legislativem Wege erwartet werden, und so lange sie nicht erfolgt, mußte das bis dahin gesetzlich bestehende, die einzige Norm der ausführenden Behörde bleiben.

Das zweite Rechtfertigungsargument, welches mein Gegner aufstellt, sind die großen Kosten der Einübung und Equipirung. Hier vergißt nun Herr Rösing, daß vor der Hand nur von einer Einübung die Rede war, die nicht 20,000 Rt. sondern gar keine Kosten macht; nur damit war der Anfang gemacht und darüber hatte sein Vorgänger den Kampf begonnen.

Wäre aber auch von der Equipirung und deren Kosten schon die Rede gewesen, so würde das Argument doch nicht Stich halten. Es galt bei der Beschlußnahme darum, zwischen mehreren Uebeln zu wählen; zwischen der Kriegswehrpflichtigkeit, gegen welche ein so bedeutender Theil unserer Mitbürger den entschiedensten Widerwillen gezeigt hatte, zwischen den größeren Kosten eines bloß geworbenen Contingents und den minderen Kosten des in Frage stehenden Vorschlages. Letztere wurden als das geringere Uebel erkannt und der Vorschlag ward angenommen: wie läßt sich nun der Schluß rechtfertigen, daß es damit kein Ernst gewesen seyn könne, weil die Annahme doch immer ein bedeutendes Uebel mit sich führe! und darauf läuft am Ende doch die ganze Argumentation meines Gegners hinaus.

Ob übrigens die Schattenseite der beschlossenen Maaßregel, genügend erwogen? ob nicht vielleicht eine Modification derselben rathsam gewesen wäre und noch sey? das sind legislative Fragen, die ich hier nicht zu erörtern habe. Es handelt sich hier nur darum, die ausführenden Behörden gegen einen höchst unbegründeten und ungerechten Vorwurf zu vertheidigen, der Verwirrung entgegen zu treten, welche eine unüberlegte und unbefugte zu einem Widerstande gegen rechtmäßige Verfügungen aufreizende Auslegung, zur Folge haben könnte.

Eine endliche Regulirung unseres Wehrsystems auf legislativem Wege, kann nicht lange mehr ausbleiben und damit wird denn auch der Gegenstand dieser Verhandlung mit meinen Gegnern beseitigt werden. Da ich nun wahrlich nicht aus Geschwätzigkeit die Feder ergriffen habe und von einem Stachel mich vorwitzig in Händel einzulassen, oder solche ohne Noth fort zu spinnen, nichts in mir verspüre; da endlich die vorliegenden Conventsverhandlungen und das eigene Nachdenken verständiger Leser keiner Nachhülfe von meiner Seite bedürfen: so enthalten vorstehende Zeilen mein letztes Wort in dieser Sache.

J. Pavenstedt.

---

* Auf hiesigem Gebiet gewonnen, und aufgespeichert Distelfutter.

für meinen Correspondenten im Bürgerfreund Nro. 16.

Aber wie führen Sie unschuldige Leute auf's Glatteis, mein Herr — Freund von Gemälden, Bremer Bürger, Freund der Wahrheit und be-

reitwilliger Nicht-Anonymus. Ich habe für einen Einwohner, der mich sehr wohl kennt, und der genau so zeichnet, wie Sie selbst unter dem Mahnbriefe — nemlich für so einen Modeheld vom Büreaucratism," wie sie hier zu Haufen figuriren, — die Herstellung eines Gemäldes übernommen; bloß aus Achtung für den Künstler, aus dessen Händen es hervorging, aus Liebe für das herrliche Kunstwerk, aus Sorge für seine Fortdauer, nicht um schnöden Lohnes willen, — und nun, weil es Ihnen gefällt, sich seines Monogramms „M — d vom B — c — t, als Unterschrift zu bedienen, gerathe ich ganz natürlich auf den Gedanken, daß Sie es auf mich gemünzt haben. Nachdem ich das Paßliche erwiedert, sehe ich mich öffentlich angefallen von Ihnen, einem Anonymus, der auch ein Gemälde zum Restauriren abgegeben — aber für Geld und mit Vorschuß — und der weder kennt, was das heißt und was das auf sich hat — und am Wenigsten was er will oder was er wollen soll.

Nun bekomme ich lose Händel durch die mystische Einkleidung, mit welcher Sie Ihren Mahnbrief in die Welt schicken. — Ungeachtet ich nur geantwortet, auf den einzigen Fall, — daß ich mich nicht geirrt hätte, wird meine Verwahrung unbeachtet gelassen, vielleicht mit Fleiß, und der furchtbarste Ingrimm von der possierlichsten Art ergießt sich über in mich Strömen, die den Zuschauern zu lachen geben sollen.

Nun aber, da sie mit Ihrer Wahrheitsliebe und Ihrem verwünschten Gemälde mich so in die Klemme gebracht haben, muß ich doch sehen, daß ich mir heraus helfe, und im Voraus bitten, daß Sie mir's nicht übel nehmen, wenn ich etwa damit zu Stande komme.

Da wir einmal bei der Wahrheitsliebe und Sie ein Freund der Wahrheit sind, so halten Sie mir doch vorab die Frage zu Gute, — „hat's denn auch mit dem Gemälde, und mit dem Gelde und mit manchen andern Umständen seine vollkommene Richtigkeit?" — Ich habe meine Zweifel, und Sie wollen mich gerne unter vier Augen belehren! — Wozu braucht's dessen, — das macht Sie verdächtig, als wär's anders wie Sie sich rühmen. — Nur hübsch heraus mit der Sprache, mein Herr Freund der Wahrheit! — mir kann's nicht schaden. —

Sie sagen: „Wäre ich ein Schwarzkünstler, — ein eingefleischter Aristocrat, — ein Nepot, — ein Radicaler, — ein Mitglied der Comitéen des juste-milieu, — oder ein Judas — so würde ich schreiben: — Wie Sie, Herr Professor? — Wie ist das zu verstehen, mein Herr Freund der Wahrheit und von schönen Gemälden? —

Jedes Gemälde muß deutlich seyn und des Künstlers Absicht erkennbar. Erlauben Sie mir aber die Versicherung, daß ich Ihre Malerei undeutlich finde, und zu erforschen strebe, was Sie gemeint haben können — und ob Sie auch wissen was, — und ob überall, ob Sie wirklich, wirklich etwas gemeint haben.

Wenn Sie das Alles, was Sie als Muster meiner Schreibart bezeichnen, nicht sind, — wie Sie es uns uns glauben machen durch Ihre Verwahrung, woher wissen Sie denn wohl, wie ein Schwarzkünstler, Nepot, Aristocrat, Radical und Judas schreiben müsse, oder woher wissen Sie, daß diese verschiedenartigen Muster so schreiben würden oder schreiben sollten wie ich, der Professor Benedetto; — haben Sie damit etwa andeuten wollen, daß Sie zu allen diesen Menschenclassen nicht gehören? Wie unnütz wäre das, — wer hat Ihnen dergleichen vorgeworfen? — Wozu die Entschuldigung? —

Bedenken Sie doch, qui s'excuse, s'accuse, ist ein bekanntes Sprichwort und durch Ihre Entschuldigung könnten Sie Manchen doch

auf den Gedanken bringen, daß mit diesem oder jenem etwas daran sey und Ihr Bewußtseyn eine Entschuldigung räthlich mache, — und glaubte es Einer, so wären Sie am Ende selbst schuld daran, durch Ihre Verwahrung, — und könnten's ihm nicht verargen, — wenn Sie billig denken. —

Oder wollen Sie damit andeuten, daß Sie aus meiner Schreibart irgend einem dieser Unholde, oder gar alle zusammen gewittert hätten? — Dann, mein Herr Freund der Wahrheit und von schönen Gemälden, dann trügt Ihr Scharfsinn, Sie haben fehlgeschlossen und fehlgeschossen — denn ich gebe Ihnen die Versicherung, ich bin weder Schwarzkünstler, Aristocrat, Nepot, Radical, weder vom juste-milieu noch ein Judas, was Ihnen der Herr Redacteur bestätigen wird, und da haben Sie schon gleich einen guten Theil von dem was ich nicht bin. — Und obgleich ich das alles nicht bin, und aus meinem bescheidenen Dintenfasse solche schwarze Künste, Dünste und Talente nicht in die Welt gelangen, möchte ich doch gerne wissen, ob ein Radical so schreibt wie ein Aristocrat, ein Schwarzkünstler wie die vom juste-milieu, ein Nepot wie ein Judas und ich selbst, der Professor Benedetto, wie alle diese zusammengenommen.

Kein Potentat und keine einzige Republik auf Erden hat mir etwas zufließen lassen, keine Verwandschaft hat mich befördert oder begünstigt, und ich habe niemand verrathen wie einst der leidige Judas, und wenn Sie aus meinem Schreiben so etwas folgern, Herr Freund der Wahrheit — denn wahrlich thun Sie mir Unrecht. —

Ich will's aber so genau nicht nehmen, denn so recht wissen Sie's doch nicht, — was die Worte bedeuten, die Sie niederschreiben, und wären diese Blätter dazu geeignet, so wagte ich den Versuch, Sie davon zu unterrichten — wenn's nicht zu schwer hielte. —

Aber wenn Sie doch einmal gerne wissen wollen, wozu und woran ich mich halte, so will ich's Ihnen im Vertrauen mittheilen. — Ich halte viel auf Theorie und Praxis, wohlverbunden und in den Nebenstunden versuche ich Dieß und Jenes herzustellen, was durch den Zahn der Zeit gelitten hat, beschädigte Gemälde durch den Pinsel und ungewaschene Köpfe durch Striegeln und Zurechtsetzen — wenn's nicht eben Mohrenköpfe sind, sondern höchstens Hohlköpfe, Leerköpfe, Schief- oder Schaafköpfe. —

Glauben Sie's mir, ohne Theorie wird niemand richtig denken, und ohne Praxis niemand gut schreiben. — Sie können nun so etwas nicht leiden; aber wer will Ihnen das übel nehmen, was man nicht kennt, kann man nicht lieben — man merkt's bald wenn man ihre Sachen aufmerksam lies't.

Sie meinen, es gäbe keinen Theoretiker der nicht in schwer verständlichem Bombast vernarrt wäre.

Was für Theorieen und Theoretiker sind Ihnen denn wohl zu Gesicht gekommen und von Ihnen studirt. — Der Mahnbrief wie die Antwort haben so einen Anstrich von Bombast und irgend ein Hemmschuh hindert Ihren Anfang und Ihr Fortschreiten in der Erkenntniß, wie Ihre Ausbildung in der Praxis. Womit hätte ich denn wohl in meinem bescheidenen Schreiben versucht, bei Ihnen gesunde Vernunft zu betäuben? — wäre die darin anzutreffen, wahrlich ich hätte sie gepflegt und geehrt, aber auf Ehre und Gewissen, dazu habe ich keinen Anlaß gefunden. — Mit der gesunden Vernunft überhaupt hat es eine seltsame Bewandniß, so etwa wie mit den Ideen. Jeder glaubt, er trage sie allein zu Markte, habe nicht blos für sich, sondern im Ueberfluß und könnte

Andern davon zufließen lassen. Am Ende ist's häufig nichts weiter als eitler Irrwahn und Träumerei. Bescheidene Leute wissen sich zu bescheiden, wie etwa jener Lüneburger Postillon des Dr. Heine; der sprach auch von seinen Ideen und als der Doctor ihn fragte, was er damit meine, versicherte er aufrichtig, daß sey das dumme Zeug, was einen so durch den Kopf führe! —

Sagen sie einmal aufrichtig und als Freund der Wahrheit, was verstehen Sie unter Ihrer gesunden Vernunft und wo steckt's bei Ihnen? — Es ist nur um sich hüten zu können, daß nichts davon betäubt werde.

(Der Beschluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die kühnste Vertheidigung gegen Banditen, von der man gehört hat, ist die eines Majors von Murats Stab, von Geburt aus einem der Deutschen Schweizerkantone oder der Rheinischen Bundesstaaten; ich habe vergessen aus welchem. Sein Name hieß, wenn ich mich recht erinnere, Wolf. Dieser Offizier reiste in einer offenen Postkalesche mit Depeschen von Neapel nach Rom und hatte nicht einmal einen Bedienten bei sich. In den Pontinischen Sümpfen wurde er von sechs handfesten, wohlbewaffneten Räubern angefallen. Da sie von einem einzelnen Manne keinen Widerstand erwarteten, so traten sie an den Schlag der Chaise und befahlen dem Major unter gräulichen Flüchen auszusteigen. Dieß that er sogleich, aber nicht ohne ein Paar geladene Pistolen mitzunehmen. Mit übereinandergeschlagenen Armen hielt er sie unter seinem Mantel verborgen, und nicht sobald hatte er den Fuß auf den Boden gesetzt, als er links und rechts abdrückte und zwei Banditen, die fast an ihn anstreiften, todt zu Boden streckte. Eben so schnell wie mit seinen Pistolen war er mit seinem Säbel zur Hand, mit dem er einen der Räuber den Kopf spaltete und den andern verwundete. Die beiden andern gaben Fersengeld und ließen den tapfern Major als Herrn des Schlachtfeldes zurück.

Die englischen Baumwollenspinnereien sind im Jahre 1832 sehr thätig gewesen; man verspann ungefähr 288 Millionen Pfund, ein Zehntheil ungefähr von dieser Masse lieferten die Spinnereien Schottlands. Von der rohen Baumwolle, die in den Englischen Manufakturen verarbeitet wurde, lieferten die Vereinigten Staaten drei Viertheile, nämlich 213 Millionen Pfund, Ostindien ungefähr 20 Millionen und Westindien nur 1,600,000 Pfund. Alle eingeführte Baumwolle, mit Ausnahme der auf Ost- und Westindischem Boden gewachsenen, zahlt vom Pfund einen Eingangszoll von $\frac{5}{8}$ Penny. Diese Gefälle müssen im vergangenen Jahre 690,000 Pf. St. eingetragen haben. In dem Borough Stockport allein befanden sich 10,000 Werkstühle (power looms), von denen Jeder die Woche 125 Yards Gewebe liefern kann, was 1,250,000 Yards giebt. Ungefähr 15,000 Individuen leben von diesem Erwerbszweige.

Hummel und Field.

Anekdote.

Im Jahre 1823, wo der Kapellmeister Hummel Rußland bereis'te, begab er sich auch, nachdem er durch seine Virtuosität auf dem Pianoforte in Petersburg den allgemeinsten Beifall errungen hatte, nach Moskau, in welcher Stadt damals der berühmte Field wohnte. Die beiden Virtuosen hatten sich noch nie gesehen, ob sie gleich einander dem Ruhme nach recht wohl kannten.

Eines Morgens ging Hummel mit seiner einfachen Art und Weise in Kleidung und Haltung zu Field, der in einem kleinen Miethquartiere wohnte. Er fand den Künstler im Schlafrocke mit der Pfeife im Munde, wie er eben einem Schüler Unterricht gab. — „Ich wünsche zu Herrn Field zu kommen," sagte Hummel. — „„Der bin ich,"" entgegnete Field, „„was steht Ihnen zu Diensten?"" — „Ihre angenehme Bekanntschaft zu machen. Ich bin ein Liebhaber der Musik — aber ich sehe, daß Sie beschäftigt sind; lassen Sie sich nicht stören; ich kann warten." — Field ließ ihn ohne Umstände sich niederlassen und fragte bloß, ob ihn der Rauch nicht incommodire? — „Keineswegs," erwiederte Hummel: „ich rauche auch."

Die Gegenwart eines Fremden verschüchterte den Zögling, dieser empfahl sich also bald. Während der Zeit beobachtete aber Field seinen Besuch sorgfältiger, und fand dessen Aeußeres sonderbar und fast auffallend. Die Unterhaltung begann dann: „Was treiben Sie denn in Moskau?" — Hummel antwortete, daß er eigentlich in Handelsgeschäften hierher gekommen sey, als großer Musikfreund aber von den ausgezeichneten Talenten des Herrn Field vernommen habe, und daher die Stadt nicht habe verlassen wollen, ohne ihn gehört zu haben.

Field setzte sich also an's Pianoforte, um seinem Gaste dieses Vergnügen zu gewähren. Ob er gleich seinen Zuhörer für einen Midas hielt, so improvisirte er doch eine seiner Capricen, die er stets so hinreißend auszuführen wußte. Hummel dankte ihm sehr für seine Gefälligkeit und versicherte, daß er nie noch das Piano mit solcher Fertigkeit und Präcision habe spielen hören. Field entgegnete nun seinerseits mit spöttischem Tone: „Da Sie Liebhaber der Musik sind, müssen Sie mir auch etwas vorspielen." Hummel machte einige Umstände, sagte, daß er bloß dann und wann die Orgel in seiner Vaterstadt gespielt habe, und nach Field es nicht wagen könne, sich an's Piano zu setzen. — „Das ist ganz einerlei! Ein Musikliebhaber weiß immer etwas auswendig." — Und dabei lachte Field schon ganz heimlich über das, was er zu hören bekommen werde. Sogleich aber begann nun Hummel, ohne weiteres Präludium, dasselbe Motiv, das Field ihm eben vorgespielt hatte, und variirte es auf eine so kräftige und staunenswerthe Art mit der geistvollsten aller Improvisationen, daß Field einen Augenblick lang ganz versteint blieb. Nicht lange aber währte es, so ließ er seine Pfeife fallen, trocknete sich die Augen, nahm Hummel'n von hinten beim Kopfe, küßte ihn derb ab und rief voll Rührung: „Sie sind Hummel! Nur Hummel kann in der ganzen Welt so improvisiren!" — Hummel hatte alle Mühe, sich aus den Händen seines Bewunderers zu befreien, um sich in dessen Arme zu werfen.

So machten diese beiden seltenen Menschen Bekanntschaft mit einander. Einige Tage darauf sollte Hummel sein Concert geben, Field versprach ihm also dazu eine Musik für zwei Pianoforte zu componiren, und sie führten sie am bestimmten Tage mit einem Erfolge auf, der leichter zu begreifen als zu beschreiben ist. H.

---

* Lied.

(Zum Nachtisch.)

Ji leeven Lüee hört to mi all
Wat sik todrog forn Troerfall,
Wo ik um miene Froe bin kamen,
De Dot het se bie de Mauen nahmen.

De Krankheit kreg se in den Kaben
Un lá to Hus sik achtern Aben,
Se gnurde und brumde as Göse un Schwiene,
Ik dagde: scholl dar niks god for sien?

Een Kohlstrunk wekde ik er in Melk un gaf er den un sá: schluk den hendal! Dat hülp er niks. Wat nu Jahann Quast? — Ene Hand full Hau mit Hackels erst. — Dat most ik er mit Gewalt nin bringen, darum wurt he er ok so schwar to schlingen.

Do drep ik usen Scheeper an,
De Keerl doktert, wat he kann;
He gef mie ok recht goden Rat,
Ik scholl strak loopen in de Stadt
Un scholl den Dokter don vertellen,
Wo sik to Hus mien Wief most quälen.

Dee Rat gefullt mie rechte god,
In Ogenblik kreg ik bäter Mot,
Ik nem mien Bunnel unnern Arm
Un leep, dat mie dee Kop wer warm.

Twee ole Keese nem ik ok mit,
As en Dokter woll uppen Botter it.
Da was en Keerl, de spiz de Schnut
Un rapede miene Keese herut.

Soon Visitator is en Schleef
Un, wenn ikt recht verstah, en Deef.
Do har ik man nich länger Tiet,
Et was so full fan dusend Lüd.

De Dokter dreide sik, schnoof un hoosde
Un gef mie leider schlechten Trost,
Do wurt ik dull, leep wat ik kunn,
Of ik mien Wief bien Leben funn.

Do kreg ik erst de Schwerenoth,
Dat arme Deert was musedodt.
Ik kreg er bi de Haar to faten,
Do woll keen Seel sik griepen laten.

Do keem de Schnitjer bi de Kark
Un nem er glik de Maat ton Sark.
De Schnider meet dat Troerkleed,
Ik seet un blarde un hulde un bä.

Mien sel'ge Fro er ole Mutze,
De wer mi gar nu nich mehr nutze;
De wusk ik ut und sebs er up,
Do seg se in Sark ut as en Pupp'.

Un as de twede Psalm was ut,
Do drogen se er ton Huse henut.
Ik moß int erste Paar mit gan,
Un weende miene langen blanken Thran'n.

Un as wi hi den Karkhof keemen,
De Dräger er herunner nehmen
Un leeten er int Graf henin,
Do stellde ik mi half narrsch to Sinn.

Drup hörden wi de Troerred',
Wo use Pastor den Dod utläh;
He beerde sik, flokte und schull.
Ik düskede in un schleep as en Bull.

De Papp woll mi ok tröften dohn,
Un säh up hodütsch: Ach! mein Sohn,
Das Leben ist ein Jammerthal.
Dat så he ok, as ik em bethalde.

Un endlik was de Schnak forbie,
De Kark was ut, do krögden wi
Un drunken Beer un Branewien,
Nu mot ik dog en Wädmann sien.

---

* Sokrates Antwort,

in Betreff des Heirathens,

an einen ihn um Rath fragenden Jüngling.

Von Dr. Noeldeke.

Zu Sophroniskos Sohn, dem Weisen von Athen,
Sprach einst ein Jüngling: sage an,
Soll, oder soll ich nicht der Ehe mich erfreun?
In welchem Fall wird es am besten mir ergehn?
Thu was du willst; du magst nicht freien oder frei'n,
Entgegnete *) Xanthippe's Ehemann,
Auf jeden Fall wird es dich einst gereun.

---

*) Anmk. d. Verf. Die in den vorhergehenden Zeilen ausgesprochene Meinung des Sokrates, wenn sie anders authentisch ist, — woran jedoch sehr zu zweifeln, kann wol nur als ein Sisto gradum für ehelustige Rathfrager und als Stoff zum Epigramm gelten; wird doch das Gegentheil der sokratischen Ansicht in unsern mit strenger Wahl speculirenden Tagen hinlänglich erhärtet, wenn auch hin und wieder in einzelnen Fällen des ein- oder doppelleibigen Lebens am Ausgange noch Menschenhaß und Reue gegeben wird. Man irrt übrigens nicht wenig, wenn man den weisen Entbindungsmeister jugendlicher Seelen, wie er sich, mit Anspielung auf das Handwerk seiner Mutter, scherzend zu nennen pflegte, für einen unmuthigen Ehegatten hält; ein solches Mißgeschick hätte Aristophanes in seinen „Wolken" gewiß nicht ohne häusliches Gewitter und Explosion vorübergehen lassen. Auch kommt kein Grund zu einem solchen Verdacht in Xenophon's und Plato's Schriften vor; im Kerker ihres Gatten erscheint sie vielmehr als ein gutes, liebevolles Weib und treue Mutter ihrer beiden Söhne. Daß aber die Nachwelt ihr die böse Zahl zwischen sechs und acht als eigenes Prädicament angewiesen hat, und daß sie so schwarz geworden ist, als ihr Gatte in Weisheit strahlt, verdankt sie wol späteren Schriftstellern; z. B. Diogenes von Laerte u. A., denen es um Aufstellung schneidender Contraste zu thun war. Das Alterthum, mit Einschluß seiner Literaturen, hatte sein school for scandal sowohl als Drury Lane Theatre in London. — Ein Versuch, die gute eine Aspasia und einen Alkibiades u. A. neben sich duldende Hausfrau des Weisen von Athen wiederum zu Ehren zu bringen, wäre vielleicht, von der Meisterhand des edlen so geist- als gemüthreichen Eberhard eine piquante Unterhaltung, und werth, wenn nicht neben, doch unter der Apologie des Sokrates aufgestellt zu werden.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 17.

Bremen, Donnerstag den 28. Februar 1833.

Gestorben:

Den 15. Febr. Luise Philippine Struckmeyer, geb. Maul, 90 Jahr; am Wall N. 39 B.
Den 16. — Christina Margar. Ulrichs, 74 J.; auf der Hofe Nro. 7.
Den 16. — Die Näherin Metha Henriette Klages, 18 Jahr; im Schwarzenmeer.
Den 16. — Der Arb. Daniel Kahle, 55 Jahr; im krummen Arm Nro. 2.
Des 17. — Des Malers Christ. Philipp Wilh. Brinker Ehefr., geb. Sassenberg, 31 J.; große St. Johannisstraße Nro. 27.
Den 17. — Der Dienstknecht Johannes Bening, 27 Jahr; Westerstraße Nro. 86.
Den 18. — Des Landmanns Oltmann Seggermann Sohn, (todtgeb.); Hastedt Nro. 65.
Den 18. — Der Arb. Hinrich Meyer, 56 J.; hinter der Holzpforte Nro. 1.
Den 19. — Der Briefbesteller Joh. Friedrich Krohne, 52 Jahr; Schaafskoben Nro. 3.
Den 19. — Des Arb. Joh. Georg Windhorn Tochter, 4 Wochen; Brüggemanns-Gang Nro. 2 (Neustadt).
Den 19. — Die Dienstmagd Margar. Block, 56 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 13.
Den 19. — Des Segelmachers Diedr. Knoop Sohn, 5 Tage; Düsternstraße Nro. 10.
Den 20. — Rebecca Achelis, 63 Jahr; Stephanikirchhof Nro. 8.
Den 20. Febr. Des Arb. Daniel Diedrich Georg Jacob von Schultze Tochter, 5¼ Jahr; hinterm Heerdenthorswall Nro. 76.
Den 20. — Der Handlungsdiener Adolph Friedrich Wachtendorff, 17 Jahr; Buchtstraße Nro. 28.
Den 20. — Des Malers Johann Wilhelm Geisler Sohn, 13 Jahr; Langenwieren Nro. 4.
Den 20. — Elise Christiane Duntze, 7 Jahr; Stangenhof Nro. 23.
Den 20. — Der Kaufmann Wilhelm Müller, 29 Jahr; Hutfilterstraße Nro. 24.
Den 21. — Des Schneidermeisters Diedrich Heinrich Deicke Ehefr., geb. Zincke, 61 J.; Grünenstraße Nro. 115.
Den 21. — Des verst. Christ. Häsing Wittwe, geb. Häsing, 78 Jahr; Armenhaus.
Den 22. — Des Stuhlmachers Joh. Ulrich Tochter, 2 Tage; Düsternstraße Nro. 67.
Den 22. — Des Steuermanns Cord Vogelsang Wittwe, geb. Jägels, 61 Jahr; Bollwerk Nro. 6.
Den 22. — Des verst. Klinkermeisters Albert Kliencke Wittwe, geb. Hahn, 71 Jahr; Breedenstraße Nro. 17.
Den 22. — Der Buchhalter Nicolaus Precht, 39 Jahr; Pelzerstraße Nro. 38.

Geburten:

Den 14. Febr. Des Arb. Hans Harm Bellmer Ehefrau, geborne Meyer, Muggenburg Nro. 12; von einem Mädchen.
Den 16. — Des Maurergesellen Simon Bolte Ehefr., geb. Harjes, Hohenpfad N. 5 A; von einem Knaben.
Den 16. — Des Arb. Johann Grave Ehefr., geborne Röver, Nienabers-Gang Nro. 2; von einem Mädchen.
Den 16. — Des Arb. Herm. Hinrich Elfers Ehefr., geb. Lampe, Hastedt Nro. 10; von einem Mädchen.
Den 17. Febr. Des Arb. Johann Ludwig Eden Ehefr., geb. Seen, Ohlmeyers-Hof N. 2; von einem Knaben.
Den 17. — Des Matrosen Carl Wilh. Koch Ehefr., geb. Bernhard, gr. Fuhrleutestraße Nro. 16; von einem Knaben.
Den 17. — Des Küpers Joh. Heinr. Jacobsen Ehefr., geb. Henseler, kl. Helle Nro. 21; von einem Knaben.
Den 18. — Des Branntweinbrenners Johann Philipp Lampe Ehefr., geborne Jacobsen, Spitzenkiel Nro. 19; von einem Knaben.

Den 18. Febr. Des Landmanns Oltmann Seggermann Ehefrau, geborne Sander, Hastedt Nro. 65; von einem todten Knaben.

Den 18. — Des Schiffscapitains Hermann Graue Ehefrau, geb. Warneken, Contrescarpe Nro. 23 A; von einem Knaben.

Den 18. — Des Kaufmanns Christ. Abraham Jacob Schöttler Ehefr., geb. Plate, Martinistraße Nro. 19; von einem Knaben.

Den 18. — Des Stuhlmachers Friedr. Gohde Ehefrau, geb. Heimberg, Geeren Nro. 4; von einem Mädchen.

Den 19. — Des Armenaufsehers Hinr. Rosemeyer Ehefrau, geb. Timmermann, Osterthorssteinweg Nro. 34; von einem Knaben.

Den 19. — Des Arb. Caspar Heinr. Huning Ehefr., geb. Helberg, Bödekerstr. Nro. 6; von einem Knaben.

Den 19. — Des Schneidermeisters Johann Heinrich Fähleh Ehefr., geb. Meyer, große Rosenstraße Nro. 34; von einem Knaben.

Den 20. — Des Stuhlmachers Johann Ulrich Ehefr., geborne Fahrenbrink, Düsternstraße Nro. 67; von einem Mädchen.

Den 20. — Des Waarenagenten Julius Heinr. Dolge Ehefr., geb. Meyer, vorm Stephanithor Nro. 13; von einem Mädchen.

Den 20. Febr. Des Schuhmachers Arend Schröder Ehefr., geb. Purnhagen, Hastedt Nro. 22; von einem Knaben.

Den 20. — Des Schuhmachers Carl Christian Wilh. Klebahn Ehefr., geb Bodes, Zeughaus-Gang Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 20. — Des Arb. Georg Heinr. Ehlers Ehefr., geb. Petri, gr. St. Johannisstr. Nro. 244; von einem Mädchen.

Den 20. — Des Arb. Joh. Diedrich Müller Ehefr., geb. Struthoff, Buchtstr. N. 63; von einem Knaben.

Den 21. — Des Kaufmanns Johann Conrad Tepelmann Ehefr., geb. Bruns, Gerberhof Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Hökers Jacob Dreyer Ehefr., geb. Horn, Obernstr. Nro. 18 (Vorstadt); von einem Mädchen.

Den 21. — Des Arb. Joh. Friedrich Christ. Reineking Ehefr., geb. Bothen, Corssen-Gang N. 1 (Neust.); von einem Knaben.

Den 21. — Des Arb. Tons Heinr. Christoph Ludwig Niewald Ehefr., geb. Ahrens, Grünenstraße Nro. 62; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Landmann Cord Raetjen und des verstorb. Landmanns Johann Vagt Wittwe, Margaretha Lampe, hieselbst.

Der Branntweinbrenner Gerhard Stellmann und Rebecca Poppe, beyde von hier.

Der Cigarrenfabrikant Herm. Diedr. Schröder und Margaretha Sara Wilkens hieselbst.

Der Dr. Med. und ausübender Arzt Friedrich Engelken zu Hodenberg und Maria Auguste Wilhelmi hieselbst.

Der Cigarrenmacher Christoph von Horn und Ilsabe Sophia Elisabeth Mohrmann hies.

Der Tischler Johann Henrich Luersen und des verstorb. Tischlers Friedrich Wilh. Wennholtz Wittwe, Anna Sophia Grönger, beyde von hier.

Der Dienstknecht Arend Rutenberg zu Hastedt und Liesbeth Böse zu Schwachhausen.

Der Schuhmacher August Heinrich Meier und Anna Margaretha Jungblum hieselbst.

Der Tischleramtsmeister Johann Georg Dieckmann und Margaretha Luise Pohlmann, beyde von hier.

Der Stuhlmacher Johann Wacker und Charlotte Gesche Rumpsfeld hieselbst.

Der Arb. Joh. Hermann Friedrich Voigt zu Schwachhausen und Anna Gesche Cordes aus Thedinghausen.

Der Seifenfabrikant Henrich Albert Wolpmann hieselbst und Juliane Luise Dünstermann aus Celle.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 18.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 3. März 1833.

War es immer wie jetzt? — Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

Schiller.

* Der ältliche Sänger und die richtende Jugend.

Wo die Greise feurig dichten,
Weise Knaben Künste richten
Spiegelt sich verkehrte Welt:
Hat nicht Gellert schon euch Thoren,
In des Singens Lust verloren,
Die Nativität gestellt? *)

Wenn des Maies Blüthen fallen,
Schweigt das Lied der Nachtigallen,
Trauernd sehnt's der Hain zurück;
Ihr nur träumt im Silberhaare
Noch den Traum der goldnen Jahre
Und versingt des Ruhmes Glück.

Scheut ihr nicht die weisen Knaben,
Die das Amt der Richter haben
Am papiernenen Parnaß?
Seht, sie sprudeln Seifenblasen;
Und den keck gerümpften Nasen —
Huldiget der Pöbel baß!

Holen dunklen Theorien
Nachgeformte Musterchrien
Leyern sie begeistert ab,
Künstlich Jamben und Trochäen
Mit Daktylen mengend, sehen
Sie voll Hohn auf euch herab.

Ob noch Phöbus euch beseelet,
Innre Kraft die Glieder stählet,
Jugendgeist im Auge flammt,
Nimmer trefft ihr, kühne Greise,
Doch der klugen Knaben Weise:
Schweigt, ihr seyd voraus verdammt!

*) Siehe dessen Fabel: „Die Nachtigall und die Lerche."

Schiller war und blieb ein Schwabe; *)
Göthe sang als Greis zu Grabe
Früh errungnen Dichterruhm;
Schlegel selbst — der, hochgeboren,
Sich an Shakespeare verloren,
Steht kaum fest im Heiligthum.

Ist denn so die Welt verkehret;
Traute Musen, o so höret
Eures treuen Priesters Schwur:
Bis mir starrt der Tanz der Horen
Will ich, kalt bei Spott der Thoren,
Wahrheit singen und Natur.

Hebet nur in Jugendträumen
Dich Apoll zu lichten Räumen;
Singe, Jüngling, schweig' als Mann —
Regt er noch des Greises Seele;
Auf, und stimm' aus reiner Kehle
Sterbend ihm ein Danklied an!

Weihe. G. F. Noeldeke.

Die unglückliche Russische Princessin Katinka Tarakanoff.

Es ist jetzt an der Zeit, auch den Grafen Alexis Orloff auf seiner politischen Laufbahn zu verfolgen. Zuvor, und weil es dazu gehört, müssen wir der unglücklichen Tochter der Kaiserin Elisabeth, der Prinzessin Katinka Tarakanoff, erzeugt in gültiger Ehe mit dem Fürsten Razumowski, Erwähnung thun.

Sie lebte um die Zeit der Erhebung der Orloff's unbekannt. Ihre erste Erziehung genoß sie unter den Augen ihrer Mutter zu Petersburg, wo sie im Schlosse Anitzkoi wohnte. Als Elisabeth starb, blieb sie noch einige Zeit ganz incognito unter den Augen zweier Gouvernanten in Petersburg, und obgleich sie nicht am kaiserlichen Hofe lebte, so wußte dennoch das ganze Reich, daß sie, als Kind einer rechtmäßigen Ehe, die vollen Rechte der Thronfolge hatte. Zu Gunsten ihrer entstand eine Verschwörung, die aber entdeckt wurde. Die Kaiserin (Katharina II.) fand es nun für nöthig, sie gänzlich zu entfernen, und die Orloff's streuten sodann das Gerücht aus, diese Prinzessin sey verstorben. Sie wurde nebst einer Gouvernante, der man die gemessensten Verhaltungsbefehle gegeben hatte, auf die Festung Vereja in die Gegend des Kaukasus geführt. Alle, die sie umgaben, wurden besonders zur Verschwiegenheit vereidet und namentlich verhindert, daß man ihr die Russische Sprache lehrte, und daß sie die geringste Nachricht über ihre Geburt empfing.

In Vereja blieb sie bis zu ihrem zwölften Jahre, worauf man in Rußland officiell bekannt machte, daß sie gestorben sey.

In dieser Zeit besetzte die Kaiserin das Königreich Polen mit ihren Truppen, wodurch der Fürst Radziwil gezwungen wurde, sein Vaterland zu verlassen. Letzterer streifte in der Ukraine und unter den Donischen Kosaken umher um das Landvolk zur Empörung zu reizen. Diesen Zweck verfehlte er, erhielt jedoch auf seinen Streifereien Kenntniß von einer Dame, die in Vereja geheim bewacht würde; er vermuthete, daß diese die Princessin Tarakanoff sey, und baute hierauf Pläne zu einer Hauptrebellion, weil die Prinzessin als Enkelin des den Russen so theuern Peters I., als Rachewerkzeug und als Catharina's furchtbare Nebenbuhlerin auftreten konnte. Seine Verbündeten in dieser Verschwörung waren, gleich ihm, geächtete Polen, mit deren Hülfe und durch Bestechung von Katinka's Gouvernante und Lehrern es ihm gelang, die Prinzessin zu entführen. Die Gouvernante und die Lehrer büßten ihre Bestechung in Sibirien. Radziwil führte seine Beute bis an die Polnische Gränze, wo sein Sohn schon harrte, sich der Katinka als Bruder vorstellte, um sie durch diese

*) Bezieht sich auf ein neueres, fades und plattes Epigramm Schlegel's gegen den unsterblichen Dichter.

Täuschung vor jedem Befreiungsversuche zu sichern. In Begleitung dieses jungen Mannes erreichte sie Italien, ohne von der Russischen Kaiserin aufgespürt zu seyn; Letztere erhielt jedoch nach zwei Jahren Nachricht über die Entführer, und einsehend, daß sie nur durch Güte diesen das theure Geheimniß entreißen könne, ließ sie dem Fürsten Radziwil und allen denen, die Theil an der Entführung genommen hatten, völlige Amnestie und Restitution in ihre Güter anbieten, wenn sie die Prinzessin Tarakanoff verrathen würden. Die feilen Entführer nahmen den Vorschlag an und verließen sie hülflos in Italien. Dort hatte sich ein alter kinderloser Arzt, Dr. Bona, ihrer angenommen und sie verborgen, so daß man ihren eigentlichen Wohnort nicht kannte; aber die Russische Gesandtschaft erhielt durch Alexis Orloff Befehl, sich ihrer todt oder lebendig zu bemächtigen. Es wurde auch ein Mordanschlag in der Kirche zu St. Benedetto gegen sie versucht, aber er mißglückte, und der gedungene Bandit wurde durch die Vorsicht des Dr. Bona selbst getödtet. Ein zweiter Anschlag durfte nicht gewagt werden, weil mehrere Umstände den dringendsten Verdacht gegen die Russische Gesandschaft erregt hatten, welche nur dadurch, daß sie ihren Portier schnell nach Rußland schickte, einer weitern Untersuchung entging. Nur mit Mühe konnte der Papst beschwichtigt werden, und dieser ließ sich eidlich versprechen, daß die Unbekannte vor jeder Verfolgung sicher seyn sollte. Diesen Schutz hatte Katinka der Klugheit ihres Pflegevaters zu verdanken, welcher in einem geheimen Verhöre sich dafür verbürgte, daß sein Schützling katholisch sey.

Der Papst mochte wohl wissen, daß die Unbekannte eine Russische Prinzessin sey, und hegte die Hoffnung, daß sie einst Kaiserin werden würde, was ihm und dem Katholicismus von großem Nutzen seyn mußte.

Aus diesen Rücksichten konnte sie unerkannt in Rom leben; nur einige Gesandschaftscavaliere wußten, wer sie war.

Die geheimen Agenten berichteten ihrer Kaiserin Alles dieß, und Katharina sandte Alexis Orloff ab, der die gefährliche Rivalin gefangen ihr ausliefern sollte.

Dieser Abschaum der Menschheit vollführte seinen Auftrag auf eine Art, über die selbst Attila, der Hunnenkönig, entsetzt gewesen seyn würde, die selbst den Russischen Hofleuten die Haut schaudern machte, die doch sonst schon an Gräuelscenen gewöhnt waren. Es ist wirklich bewundernswürdig, wie die andern Europäischen Regenten damals es dulden konnten, daß der Unterthan eines Reichs eine Prinzessin (und noch dazu eine kaiserliche) desselben so ganz niederträchtig infomiren durfte, wie es geschehen ist. Doch zur Sache!

Katinka lebte verborgen auf einem Landgute des Dr. Bona, und die Russischen Agenten des Alexis hatten dieß erfahren; sie bauten hierauf einen Plan, der um so abscheulicher ist, weil er die tiefsten, heiligsten Gefühle, die der Liebe, zu einem Mittel der niederträchtigsten Gemeinheit machte.

Die Prinzessin ging eines Abends in dem bei der Villa befindlichen Garten spazieren, als dicht in ihrer Nähe ein Schuß fiel; vor Schreck sank sie in Ohnmacht, aus der sie erst in den Armen eines nicht mehr jungen, aber dennoch schönen Mannes wieder zu sich kam. Währenddem hatte sich der Gärtner des Gewehrs des Fremden bemächtigt und wollte ihn selbst festnehmen; der aber gab vor, er habe sich auf der Kaninchenjagd verirrt, und wer was von ihm wolle, möchte zu

ihm in die Stadt kommen, er heiße Marchese Duero. Darauf bat er Katinka wegen des verursachten Schrecks höflichst um Verzeihung. Letztere war heftig erschüttert bei dem Anblicke der hohen kräftigen Gestalt des Fremden und horchte gern auf die süßen Schmeichelworte, die er ihr zuflüsterte.

Gleich darauf fiel ein zweiter Schuß seitwärts im Gebüsche, der Marchese eilte dahin (angeblich, um die Ursache davon aufzufinden) und kam bald darauf mit einem verwundeten Jagdhunde zurück, den er der Pflege des alten Gärtners übergab, für seine Pflege einen schönen Lohn zusicherte, und versprach, in einigen Wochen ihn abzuholen *). Nach kurzer Unterhaltung mit Katinka, gab er ihr einen Brillantring und dem Gärtner seine Jagdflinte. Wunderbarerweise hatte er vergessen, daß in Beiden die Anfangsbuchstaben seines Namens (A. D.) eingegraben waren.

Die Prinzessin eilte mit hochklopfender Brust zu ihrem zweiten Vater, der sie jedoch sehr betrübt anhörte und ihr vorstellte, wie ganz unsinnig es von ihr gewesen wäre, daß sie den Ring angenommen hätte. Uebrigens, meinte er, ist der Marchese sicher auf falschen Wegen, da er einen fremden Namen führt; denn eine Familie Duero im Marchesenrange giebt es nicht, und da die in seiner Flinte und im Ringe eingegrabenen Namen nicht mit „Duero" übereinstimmen.

Zufälligerweise entdeckte man hierauf, daß ein gewisser Lipani entweder selbst der Mörder, oder mit diesem in Verbindung gewesen seyn müsse.

Bald nachher besuchte der Marchese jenes Landhaus wieder, angeblich, um nach seinem Hunde sich zu erkundigen; fragte aber angelegentlich nach Katinka, die sich verleugnen ließ und ihm den Ring zurücksandte.

Noch an demselben Abend wurde von mitleidiger Hand ein um einen Stein gewickelter Zettel durch ihr Fenster geworfen, auf dem Folgendes stand:

„Signora! verlassen Sie Ihr Haus nicht, denn man stellt Ihnen nach, und Sie sind für immer verloren, wenn Sie ergriffen werden."

Dieses Billet sandte sie sogleich an ihren Pflegevater, der sie sofort besuchte und sie mit in sein Haus in die Stadt nahm, wo er sie glaubte sicherer bewahren zu können.

Der Anblick des schönen Marchese hatte tiefe Spuren in Katinka's bis jetzt jeder jugendlichen Liebe verschlossenem Herzen zurückgelassen, und das Verlangen nach ihm war um so stärker, je länger er sich nicht sehen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wie fein abgekartet; er hatte nun Gelegenheit genug — — — sich in das Herz seines Opfers zu schleichen, oder auch, wenn es ihm beliebte, sie zu verführen.

---

*Distelfutter,

auf hiesigem Gebiet gewonnen und aufgespeichert.

(Beschluß.)

Nun lassen Sie uns doch einmal zusehen, ob Sie wissen, was die einzelnen Bezeichnungen bedeuten, die Sie als Vorbilder für meine Art zu schreiben anführen.

„Wäre ich ein Schwarzkünstler" u. s. w.

Schwarzkünstler nennt man auch anderswo spottweise die Ritter von der Schuhbürste, die mit diesem Instrument ihr Glück begründet haben. Diese tragen immer schwarz auf schwarz und können von Ihnen nicht gemeint seyn. Weiß in Schwarz metamorphosiren, das thun allenfalls Färber. Aber die bekümmern sich um keine Verfassung und um keine Hürde. — Das trifft also

wieder nicht zu. — Schwarz auf weiß setzen alle Schreiber und Drucker, und ich glaube, da treffe ich auch auf Ihre Beschäftigung. — Aber ich habe dergleichen, wie Sie mir Schuld geben, von Bürger-Schaafen und Verfassungshürden nirgend ausgesprochen, noch irgend angedeutet. Die Erfindung gehört Ihnen allein als Vision.

Da Sie aber mich darauf bringen, so will ich Ihnen doch zugeben, daß ich oft gehört habe, es gäbe auch unter den Bürgern Manche mit Schaafköpfen und sonstigen Köpfen; aber wer schließt denn vom Einzelnen auf's Ganze, — das fällt mir nie ein. Denn habe ich gleich einmal so ein Schaaf, das mit einem Bürgerzettel Lärm schlägt, vor mir, so denke ich daran nicht, daß alle Bürger Schaafe wären, wie dieser Mann und darum gar die Verfassung eine Hürde. Solche kühne und derbe Schlüsse können Sie mir nicht nachweisen. — Wie kommen Sie auf diesen Vorwurf. — Ich habe Ihnen nicht darauf geholfen, ich weiß ja recht wohl: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer, aber ein Narr macht oft viele Narren," — und Sie finden auch Gleichgesinnte mit gleichem Geschmack.

„Wäre ich ein eingefleischter Aristokrat" u. s. w. Wissen Sie auch was das auf Deutsch heißt, Sie Freund der Wahrheit? — Aristocratie heißt die Regierung der Besseren. — Diese sagt freilich alle Denen nicht zu, die das Bessere und die Besseren nicht leiden können, und die gebrauchen das Wort denn gedankenlos, als Bezeichnung dessen, was sie am heftigsten hassen. — Hätte ich nun geschrieben wie ein eingefleischter Aristocrat, wie Sie es mir nachreden, so hätte die eingefleischte Meinung, die Regierung der Besseren sey auch die beste für's Gemein-Beste, meine Feder geführt, — und so eine Meinung hätten Sie mir beigemessen. Das war doch wohl nicht Ihre Absicht, als Sie Schwarz auf Weiß setzten, mit Ihrer Feder, — Sie wußten also wieder nicht was das bedeute, was Sie geschrieben haben, Sie Freund der Wahrheit — wollen Sie nicht lieber erst versuchen der Wahrheit auf die Fährte zu kommen, ehe Sie die Feder ergreifen? — sonst wird's Ihnen immer so gehen. —

„Wäre ich ein Nepot" u. s. w.

Daß ich keiner bin, habe ich Ihnen schon zuvor gesagt, und ich bin ganz vetterlos und beziehe keinen Gehalt. — Sie scheinen so ungefähr und halbwegs zu wissen, was das Wort bedeute, sonst wollte ich Ihnen aushelfen mit einer Auslegung. Aber doch wissen Sie's wiederum nicht so recht, die Nepoten sollen zittern vor dem Bilde und den Zeichner stoßen. Wer aber zittert, den vergeht das Stoßen und wer stoßt, dem ist das Zittern vergangen. Daß Sie kein Nepot sind, ist aber ein Glück, nachdem Sie offen bekennen wie Sie's treiben würden, wenn Sie Nepot wären und einen guten Gehalt hätten. Sind Sie vielleicht lüstern darnach, sind Sie ergrimmt, daß Sie selbst nicht etwa einen guten Gehalt beziehen? — Ich glaube Diejenigen, welche Ihre Gemälde herstellen, sind den Gehalt anlangend, gleich gut oder übel gestellt mit Ihnen, wenigstens zum größeren Theil, und die Verlängerung der Arbeit bringt ihnen nichts ein, als längeren Aufwand an Zeit und Mühe. — Glauben Sie, alle Maler und Farbenreiber würden auf der Stelle zu entlassen seyn, wenn Ihr Gemälde hergestellt wäre und dann eröffneten sich Ihnen freundliche Aussichten auf Gehalt. — Das will mir nicht so vorkommen, es giebt noch andere Arbeit. — Mich dünkt Sie würden wohl thun, das Malen und Farbereiben Denen zu gönnen die es verstehen.

„Wäre ich ein Radicaler" u. s. w.

Was dazu gehört, scheinen Sie auch zum Theil begriffen zu haben; — jedoch mit dem Unterschiede, daß Sie den Radicalen die Lust zu

schaffen beimessen, statt der Lust zu raffen und zu zerstören, worauf sie sich zunächst legen, „Sie würden dann mit dem Gemälde verfahren" — so sagen Sie; aber — wie Sie verfahren würden, — ob Sie sauber oder unsauber, geschickt oder ungeschickt, bessernd oder verderbend damit verfahren würden, das sagen Sie nicht und geben uns das zu rathen, und ich getraue mir das zu errathen und zwar zunächst aus Ihrer Ungeduld und Unkunde, die Sie selbst uns längst verrathen haben. — Diese fährt dreist zu, unbehutsam und unbesorgt um Verletzung. Sagen Sie einmal mein Freund der Wahrheit und im Vertrauen, hat man Ihnen das vielleicht schon früher abgemerkt, daß Sie wohl ein bischen täppisch zufahren dürften, wenn Sie selbst Hand anlegen, hat man Sie vielleicht früher abgemahnt und abgewehrt vom Ausbessern Ihres geliebten Gemäldes, — hat man Ihnen eingeschärft, manum a tabula, oder — die Hand von der Butter! — Sind Sie darüber verdrießlich geworden, und können Sie's darum nicht gönnen und zugestehen, daß Andere bessere Arbeit liefern, wenn Sie sich Zeit nehmen? — Sie müssen's nicht übel nehmen, eine Frage ist doch eher erlaubt, als leichtfertige Beschuldigungen mit denen Sie so flink bei der Hand sind, wider mich, den Professor Benedetto.

„Wäre ich ein Mitglied der Comitéen des juste-milieu" u. s. w.

Ja freilich ni l'un, ni l'autre, — ni juste, — ni du milieu. — Sie sind vermuthlich Gauche und für's Extrem, weder Gerechtigkeit noch ein dienlicher Mittelweg dürfte Sie ansprechen. — Gemälde zerstören, sich über Extreme freuen, soll denen vom juste milieu eigen seyn, — als wenn's nicht opposita wären, Mittelstück und Extremitäten. — Aber das soll dazu führen, (nemlich das Gemälde zerstören und sich über Extreme freuen) — um dadurch einträgliche Aemter zu erlangen. — Den Zusammenhang hiervon sind Sie uns schuldig geblieben, Sie Freund der Wahrheit, — und der läßt sich dermalen nicht errathen. —

Doch Sie kommen wieder auf die einträglichen Aemter, die scheinen Ihnen am Herzen zu liegen, mein Freund der Wahrheit, denn wes das Herz voll ist, des strömt der Mund über. — Ich aber, der Professor Benedetto, ich habe keins, bekomme keins und erwarte keins.

„Wäre ich ein Judas" u. s. w.

Ihr Gemälde ist nicht in meinen Händen, soviel hoffe ich Ihnen nun endlich begreiflich gemacht zu haben. — Aber auch ich bin dahinter gekommen, wer muthmaßlich sich abquält um Ihren Undank zu erwerben an Ihrem schönen Gallerie-Stück. — Ich weiß nun auch was er versprochen hat, als er's übernommen, ich weiß, daß er sein Ehrenwort gegeben, daß Niemand etwas davon zu Gesicht bekomme, bis alles fertig ist. Sie sind der Erste, der das respectiren sollte, da Sie laut pochen auf's Worthalten, — und nun verlangen Sie selbst, daß der sein Wort verletze, dem Sie es abgenommen. Will er nun Ihre Launen nicht befriedigen, weil Sie kein Kenner sind, wie Sie selbst versichern in Ihrer Unterschrift, und folglich blind sind, für Alles was daran zu sehen ist, für Kenner, so thut er recht, es Ihnen abzuschlagen. Aber sie lassen sich nicht bedeuten, Ihr Verdruß macht sich Luft in Lästerungen, Sie reden Ihrem Hersteller fälschlich und öffentlich nach, um einige Groschen habe er ihr Eigenthum verkauft an Trödler!! Sind das nun leere Gaukelbilder Ihrer schwachen Einbildung oder gar dreiste Unwahrheit wider besseres Wissen und Gewissen, rein aus der Luft gegriffen, ohne Realität oder Veranlassung, aus bloßer Absicht, rechtliche Leute zu schmähen. Das können nur Sie entscheiden; aber da Sie's einmal öffentlich drucken lassen, so

sind Sie auch verbunden, Rede zu stehen! — Wer ist nun der Judas, der seinen Herrn und Hersteller verräth, zum Dank und Lohn für seine uneigennützige Mühwaltung? oder wenigstens der Midas mit dem ausgezeichneten Ohrläppchen? Eins von Beiden dürfte seyn, wie Ihre Operationsweise ergiebt, das wird nicht fehlen. — Nur heraus mit der Sprache, — Sie Freund der Wahrheit. Ein Wort ein Wort, sagen Sie, ein Mann ein Mann. — Wenn Sie ein Mann von Wort sind, wie sie sich rühmen, so müssen Sie bekennen, wie man mit Ihnen dran sey, — und daß die Verrätherei, von der Sie gefaselt haben, nichts zum Grunde habe, als leere Worte, — aber keine Thatsache. — Was aber ich im Auge haben müsse, — das kann ich von Ihnen nicht lernen, — ich weiß es selbst und Sie wissen's am wenigsten von Allen, die es gerne wissen möchten. Ihren seltsamen Anmaßungen zu genügen, fehlt mir Anlaß und Verpflichtung. — Mahnbriefe zu schreiben, haben Sie keinen Beruf, schon darum, weil Sie überall kein Geschick haben zum Schreiben, und nie wissen, was Sie schreiben. — Wenn man z. E. Sie fragte, ein geladenes Pistol Ihnen auf die Brust haltend: worin die Ausübung der Praxis bestehe, — und Sie Ihr Leben nur retten könnten durch eine klare vernünftige Antwort, — so wären Sie doch unrettbar verloren; — denn Sie müßten als Freund der Wahrheit doch bekennen, daß Sie selbst es nicht angeben könnten und es auch nicht gewußt oder dabei nachgedacht hätten, als Sie es niederschrieben. — Das sind nun Flecken, die leicht wegzubürsten sind, werden Sie entgegnen; — da Sie's aber selbst nicht können, so müssen Sie's denen Dank wissen, die sich die uneigennützige Mühe nehmen, Sie auszubürsten, auf daß sie anständig erscheinen können vor den Leuten. —

Sehn Sie nun, Sie Freund der Wahrheit, daß Sie selbst nicht wissen, was Sie geschrieben haben und drucken ließen; und doch getrauen Sie sich, so zu schreiben, wie ich, der Professor Benedetto, in allen von Ihnen so seltsam supponirten Eigenschaften. — Dazu gehört nun wol etwas Andres als Sie zu entdecken vermögen. Ich habe mir von Jugend auf angewöhnt, etwas zu denken, bei Dem, was ich schreibe, und ehe ich schreibe, und das kann ich mir nun nicht mehr abgewöhnen. — Daß Sie das auch können, werden Sie wol selbst nicht behaupten wollen, — es wäre gar zu unbescheiden, nach den Druckproben aus Ihrer Feder, die uns vor Augen liegen, als Gegenbeweis. — Wollten Sie zu denken versuchen, Sie müßten's anders anfangen, wie Sie's machen. — Aber es wird Ihnen nicht glücken, denn es fehlt Ihnen zusehends an der Anlage, am rechten Griff und am richtigen Tact; — darum ist's besser, Sie geben's ganz auf, und je eher je lieber.

Wollen Sie endlich in Ihrer ruhmredigen, aufgeblasenen emphatisch-bombastischen Unterschrift behaupten, Sie wären Freund von Gemälden und Freund der Wahrheit, — so glaubt Ihnen Niemand. — Denn die Herstellung Jener können Sie nicht abwarten, riskiren den Verderb durch Ihren sinnlosen Ungestüm, und die Wahrheit kennen Sie gar nicht, werden sie nie erkennen, noch ihr nahe genug kommen, um sie lieb zu gewinnen in ihrer erhabenen Einfachheit, — und verletzen sie in jeder Zeile, die Sie schreiben und drucken lassen, und oft ohne und wider Ihren Willen, aus boßer Ungeschicktheit. — Bremer Bürger mögen Sie immer seyn, das ist aber Alles, was ich Ihnen zugebe. Die sind eben nicht selten noch auch eine Auszeichnung. — Das Bürgerrecht wie das Sonnenlicht umstrahlt Gerechte und Ungerechte, von der Marterburg bis zur Wichelnburg und selbst hinterm Armenhause sind deren noch zu finden. Der Eine erbt sein Bürgerrecht, der Andere kauft's, und ist's verknüpft mit Bremer Bürgersinn so ist's höchst schätzbar. Fehlt aber dieser, und rühmt man sich des Besitzes, bloß um darauf zu pochen und verkehrte Ansprüche zu machen, — dann verdient man nicht, es zu besitzen. —

Endlich habe ich noch ausgefunden, daß Sie wirklich ein Anonymus sind, — obgleich Sie's geradezu läugnen, in der Unterschrift und als Freund der Wahrheit. — Wissen Sie vielleicht wieder nicht was ein Anonymus ist? — Nun, das werden Sie wohl erfahren ohne mich. — Aber mir in's Auge zu blicken, das verbitte ich, — das frommt zu nichts. — Ich könnte Ihren Blick nicht aushalten, könnte vielleicht laut auflachen wie mir's zuweilen begegnet, ohne daß ich's bezwingen könnte, und auch das würden Sie mir übel nehmen, und mir als Staatsverbrechen zurechnen und noch hundert verrätherische Eigenschaften daraus folgern mit gleicher Bündigkeit wie in der Antwort Nro. 16. Ich mag's mit Niemand verderben, noch dem Kalbe in's Auge schlagen, wie das Sprichwort sagt. — Ich kann in Ihren Blicken nichts vermuthen was mir zusagte, mir ist daher nicht damit gedient, wenn ich auch hineinsehe und ich mag gar nicht wissen wer Sie sind. — Dann bleibt unsere öffentliche Unterhaltung unbefangener, mehr im Bremer Bürgersinn und frei von Persönlichkeiten. Die müssen wir vor allen Dingen vermeiden,

wenn wir vor dem Publico auftreten, denn das muß immer mit Anstand geschehen. — Daß Sie den kennen und respectiren sollten, läßt das Bisherige nicht vermuthen, denn Ihre Ausfälle sind größtentheils gegen Personen, und mehrentheils gegen vermeinte und verfehlte Gegner gerichtet, und nicht gegen die Sache. — Darum halten Sie sich künftig an die Sache selbst, und nicht an die Person, denn diese ist gleichgültig, dann gerathen Sie nicht so oft auf Irrfahrten. Hauen Sie nur dreist und rüstig zu, — wenn auch immerhin in die Luft, — die werden Sie nicht zerstören noch verletzen, — Sie mögen als Radical angreifen oder als Schwarzkünstler. — Ihre Hiebe sind unschädlich und verletzen Niemand. — Seyn Sie deshalb ohne Sorge. — Wie ich Sie treffe, nun, das ist meine Sorge. — Ich schieße um die Ecke, ich schlage in den dicksten Haufen, Schlag auf Schlag und hageldicht fallen die Hiebe, aber ich fehle nie meinen Mann, treffe ihn immer am empfindlichsten Fleck, wie Sie's vielleicht selbst fühlen, wenn Ihre Haut nicht zu fest seyn sollte! Aber alle Guten und Unbetheiligten bleiben unverletzt.

Nun werden Sie fragen, „und doch kein Schwarzkünstler?" Gott bewahre! — warum nicht gar! — Nichts weniger als das, — das sind schuldlose Naturkräfte, — Theorie und Praxis — oder wie Sie zu sagen belieben: Ausübung der Praxis. Die reichen hin für alle mögliche Fälle.

Meiden Sie darum alle ungeschickte Ereiferung, so ziemt sich's für einen guten Bürger und Bürgerfreund, den Sie in meinen Mittheilungen immer erkennen sollen. — Aber democratisch gesinnt bin ich wenigstens nicht mit Passion, — eher etwas democritisch gelaunt, — wie Sie's vielleicht schon entdeckt haben in meiner Erörterung.

Mit dem Gelde übrigens hat's nicht eben viel auf sich. — Ich bin nicht im Mißverstand, ich weiß schon, daß Sie nichts vorgeschossen haben. — Darin verschwenden Sie nicht Ihre Belehrungen, Sie bedürfen deren für Ihren eigenen Verbrauch.

Für Chamäleon wollen Sie auch nicht gelten, und doch erscheinen Sie unterm Mahnbrief als Matador vom Büreaucratism, und in der Antwort unterzeichnen Sie gar vier verschiedene bombastische Firma's. Lesen Sie vielleicht den Kirchenboten? — sind Sie angesteckt vom Hange zum Mysticismus und Bombast und von der Sorglosigkeit um eine logische Gediegenheit in der Entwickelung. — Eine gewisse Aehnlichkeit im Vortrage, in Vermeidung aller Klarheit der Begriffe, in unbesonnenen Angriffen auf abweichende Ansichten und Meinungen, machen Sie verdächtig von gleichem Hange ergriffen zu seyn, und wenn Sie gleich andere Gegenstände wählen, für Ihre Erörterungen, in der Art und Weise des Vortrags, in mystischer Einkleidung und schwulstischer Flachheit doch diesem Vorbilde nachzustreben. So oft aber Ihre Unterschrift im Bürgerfreunde wechselt, verrathen Ihre Sprachformen und Stylfehler doch immer denselben Verfasser, dasselbe Chamäleon. Wechseln Sie doch lieber den Gegenstand Ihrer Forschungen, und arbeiten Sie lieber am Kirchenboten allein.

—.

Sie verschmähten meinen Italienischen Firlefanz, mein Würdiger, — das kann ich Ihnen nicht übel nehmen, — denn ich war es ja, der Ihren Geschmack verfehlt hatte. — Ich hatte hesperische Südfrüchte aufgetischt und zarte Pflanzensprossen zugerichtet für feinere Geschmacksnerven, die ein bischen verwöhnt sind durch das Fortschreiten der Civilisation. — Das wollte Ihnen nicht schmecken, es war zu leichte Kost für Ihren festgebildeten Gaumen. — Nun wohlan, hier ist frisches Deutsches Distelheu, gewachsen und aufgelesen auf meinem eignen Acker in hiesiger Feldflur — nahrhaft und zuträglich für Ihre Constitution, verdaulich für Ihren Magen und unschädlich im Punct der Indigestionen, woran Sie zu leiden scheinen. — Genießen Sie ohne Umstände, ich habe reichlich davon abzulassen, und gebe gern und mit gutem Herzen. — Sie sollen anständig bedient werden bis zur Uebersättigung. — Geld soll es Ihnen nicht kosten, ich sehe, daß das Ihnen am Herzen liegt. — So wie Sie nur ein Wort fallen lassen im Bürgerfreund bin ich gleich bei der Hand mit der Lieferung, und empfehle mich Ihnen zur gütigen Abnahme und für heute.

Benedetto Marforio.

Idem non est idem.

Schlag' einen Menschen todt, so heißt's Mord, Barbarei!
Schlagt zwanzigtausend todt, so tönet Siegsgeschrei!

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 19.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 7. März 1833.

Ich schwör's mit allen Eiden,
Wenn Einer so 'was sprach:
Es ist dir keine Schmach,
Und heiter kannst du's leiden.

Servil und liberal.

Sich bücken und sich fügen
Wie Beaumarchais Basil,
Um Gold und Aemter lügen,
Das nennet man servil.
Bei Christen und bei Heiden
Ward immerdar verhöhnt,
Wer kriechend Gunst erföhnt,
Und so 'was magst du meiden. —

Besonnen seyn und friedlich,
Entfernt von tollem Spiel,
Das nennen unterschiedlich
Die Spötter auch servil.
Ich schwör's mit allen Eiden,
Wenn Einer so 'was sprach:
Es ist dir keine Schmach,
Und heiter kannst du's leiden.

In aller Menschen Werken
Sie mit des Ew'gen Strahl
Zu inn'rer Freiheit stärken,
Das nennt man liberal.
Verlust mag droh'n und Leiden,
Oft stürzen, was gebaut,
Du sollst, mit Schmerz vertraut,
Von solcher That nicht scheiden.

Der Menschen Hirn empören,
Zum Steine seyn der Stahl,
Das heißt — oft kannst du's hören —
Jetzt auch wohl liberal.
Mag Höllenkraft sich weiden;
Wo Flammen sprüh'n statt Licht
Wird Widerstand zur Pflicht,
Die Feige nur vermeiden.

Der Ehre und dem Rechte
Sey frommen Muths servil,

Das macht dich nie zum Knechte,
Es führt zum höchsten Ziel.
Bist du dem gift'gen Prahler
Im Auge dann ein Dorn —
Du lachst bei seinem Zorn
Und bleibst — ein Liberaler!

Fr. Wendel.

Die unglückliche Russische Princessin Katinka Tarakanoff.

(Beschluß.)

Eines Tages war der Dr. Bona ihm begegnet und auch sogleich von ihm angeredet worden; das Gespräch endigte sich damit, daß der angebliche Duero durchaus den Doctor besuchen wollte. Er kam auch schon am andern Tag und setzte sich, zudringlich genug, nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen neben Katinka. Hier erzählte er ihr ihre ganze Geschichte, mit der er so vertraut zu seyn schien, wie mit der eigenen. Am Schlusse seiner Erzählung bekannte er seinen wahren Namen: es war Alexis Orloff.

Mit erlogener Glut schilderte er dem Doctor und dessen Pflegebefohlener, daß ihn die Kaiserin ebenso wie sie verbannt und seiner Stellen entsetzt hätte: er heuchelte Haß gegen Katharina II., bot der Princessin Tarakanoff die Hand zum Bund gegen ihre Tante und bat schließlich um ihre Hand. Er sagte, daß er sich mit ihr sogleich nach ihrer Einwilligung vermählen wolle und Geld genug auch in der Verbannung zum anständigen Leben besäße.

Katinka war so überrascht, daß sie fast ganz geistesabwesend wurde und nicht antworten konnte. Der Graf wendete sich nun an den Doctor und sagte zu ihm die merkwürdigen Worte:

„Herr Doctor, als Bürgen für die Wahrheit des eben Gesagten nenne ich Ihnen den russischen Gesandten und rücksichtlich meiner Person den Cardinal Maffei. Uebrigens sehen Sie hier den Creditivbrief an den Cardinal Bignola bis zu der Summe von 200,000 Rubel."

(Die obengenannten Personen waren sämmtlich in das Complott verwickelt).

Zwar durfte der Doctor an der Wahrheit nun nicht mehr zweifeln, aber er war äußerst betrübt, weil er in dem anscheinenden Glücke nur Elend und Tod voraussah.

In den Zügen des Grafen sah er voll Grauen *) eine Wildheit versteckt, die Andere nur für Stolz halten, die die unschuldige Katinka für Hoheit hielt; und schon damals sah man um seine Lippen Falten spielen, die als erste Zeichen ausschweifender Lebensart an dem angegriffenen Körper haften.

Nach dieser Zusammenkunft sah Orloff die Prinzessin öfters und verabredete mit ihr, daß von beiden Seiten das Incognito noch eine Zeitlang beibehalten werden sollte, und daß sie sich nur in den Abendstunden beim Doctor Bona sehen wollten. Der Doctor unterstützte die Zusammenkünfte nicht, er verhinderte sie nicht und zog sich immer mehr und mehr zurück, da er sah, daß bei des Alexis Opfer seine Ermahnungen nichts fruchteten. Um so öfter sahen sich Katinka und Alexis.

Endlich gewahrte Bona von Neuem jenen Brillantring an Katinka's Finger und zu gleicher Zeit bat sie ihn, ihrer Vermählung in der griechischen Capelle beizuwohnen.

Nun war Alles verloren; der Doctor brach in heiße Thränen aus und bat mit zitternder Stimme, daß Katinka aus Barmherzigkeit seine Wohnung verlassen möchte. Der Greis sah das ganze Unglück seiner Pflegetochter voraus und

*) Der Doctor, Arzt, in den Zügen eines Orloff's?! Gall und Lavater geben eine Erbsünde zu und behaupten, sie liege in den ähnlichen Kopforganen.

wickelte sich von ihr los, in der Absicht, wenn sie verloren wäre, frei für sie wirken zu können.

Katinka war ganz bestürzt über die Worte des Alten und sank vor Schmerz auf das Sopha, wo sie Orloff noch traf, als er sie zur Trauung (?) abholte.

Sie fuhr mit ihm mitten in der Nacht, ohne Feierlichkeit in die ganz matt beleuchtete Capelle, wo ein Geistlicher (?) sie empfing und mit ganz leiser Stimme die Trauungsformel verlas.

Kaum waren einige Monate in anscheinend glücklicher Ehe vergangen, als Alexis einen Brief von Gregor Orloff erhalten zu haben vorgab, der ihn aufforderte, nach Livorno zu kommen, wo ihn sein Bruder erwarten würde.

Da Katinka ganz nur Liebe für ihren Gemahl war, so gab sie recht gern ihre Zustimmung zu dieser Reise.

Als sie in Livorno ankam, wurde sie äußerst freundlich zum englischen Consul Dyk eingeladen, bei dem sie wohnen sollte; dessen Gemahlin nahm sie äußerst liebreich auf und machte sie mit dem Admirale Greigh und dessen Gattin bekannt; überhaupt bestrebte sich der ganze Adel und die Vornehmen in Livorno, ihr zuvorzukommen; sie konnte vor lauter Festen nicht zur Besinnung kommen.

Ein bekannter deutscher Literat sagt hierüber Folgendes, das wir, weil es ganz übereinstimmend mit unserer Ueberzeugung ist, anführen:

„Wohl ist es ohne Zweifel schwer zu glauben, daß ein Consul, ein englischer Consul und ihre Frauen so verworfen und unmenschlich seyn konnten, um mit treulosen Achtungsbezeugungen und Liebkosungen ein junges Weib, eine Kaisertochter in eine Schlinge zu führen, deren Jugend, Schönheit und Unschuld auch die gefühllosesten Herzen erweicht haben würde; und doch beweist Alles, daß sie wenigstens zur Hälfte in das Complott eingeweiht waren und daß sie sich nur Mühe gaben, Katinka's Vertrauen zu gewinnen, um sie desto sicherer zu verrathen!"

Man suchte nun die Prinzessin zu überreden, den Admiral der russischen Flotte, die vor Livorno in der Rhede lag — zu besuchen; sie willigte leider ein und auf der Flotte ward Alles zum glänzendsten Empfange vorgerichtet.

Am Abend vorher, ehe Katinka die Flotte selbst besuchte, ging sie mit ihrem Gemahl am Ufer spazieren; eine ungeheure Menschenmenge war versammelt und die Spaziergänge waren illuminirt. Alexis führte seine Gemahlin am Arme, als plötzlich eine ganz in der Nähe abgeschossene Rakete zwischen ihnen durchfuhr und sie trennte. In diesem Augenblicke drängte sich ein Matrose an Katinka und drückte ihr ein Billet folgenden Inhalts in die Hand:

„Wenn Sie die Flotte und mithin den russischen Boden betreten, so sind Sie verloren, Sie sind nicht Orloff's Weib. Kehren Sie unter dem Schutze des Großherzogs und der italienischen Gesetze nach Rom zurück, dies nur allein kann Sie vom Untergange retten. Wenn ich Sie wiedersehe, sind Sie verloren."

Aus den letzten Worten geht hervor, daß diesen Brief ein Russe geschrieben haben muß, und ein Russe vom Admiralschiff, auf welches Katinka gebracht wurde, weil er sie dort wiedersehen mußte.

Katinka theilte diesen Brief ihrem Gemahl mit, der sie aber zu beruhigen wußte, so daß sie unbesorgt die letzte Nacht in den Armen ihres Verführers schlief, um am andern Morgen verstoßen zu werden.

Kaum war am folgenden Tage die Sonne aufgegangen, so bestieg Orloff mit seiner Gemahlin eine Gondel, um nach dem Admiralschiff zu fahren. Als diese sich an letzteres anlegte, wurde von demselben ein weicher Lehnstuhl herabgelassen, auf welchen Alexis seine Katinka sanft hob und befahl, daß sie hinaufgezogen werde; er selbst stieg an einer Strickleiter voran und hob am Bord dieselbe nach. Frohlockend trug er dann seine schöne Gattin in die Kajüte.

Da veränderte sich die Scene: Orloff rief mit entsetzlicher Kälte den ihm zunächststehenden Matrosen zu:

„Schließt diese Weibsperson und bringt sie in den untersten Schiffsraum."

Bewußtlos sank Katinka zusammen, da sie jetzt erkannte, wie fürchterlich sie getäuscht war. Bei Gott! das durfte niemals ein Unterthan wagen, nie auch nur einen so entehrenden Ausdruck gegen eine Prinzessin wagen und dieser Orloff durfte die Nichte seiner Kaiserin entehren, sich durch Räuberhand antrauen lassen, verstoßen und — — tödten!

Orloff war der Admiral selbst und hatte die unter seinem Befehle stehende Flotte erst zu diesem Zwecke nach Livorno beordert.

Der Unmensch befahl die schwache Dame sogar in Ketten zu schließen; erst da erwachte sie und die Angst preßte ihr ein Geständniß aus, das Orloff tief unter das Vieh erniedrigte, weil er die damit verbundene Schmach einer kaiserlichen Prinzessin abwenden konnte und es nicht that.

„Ach!" rief sie, „Alexis kannst Du Dein Weib, die Mutter Deines Kindes, diesen Henkern übergeben?" Orloff schwieg und winkte nur den Soldaten, die Geopferte fortzuschleppen.

So weit konnten die Befehle seiner Kaiserin nicht gegangen seyn, denn sonst würde sie den Haß und die Verachtung aller Völker, selbst ihres eigenen, sich zugezogen haben.

So wälzt sich denn der Haß und die Verachtung allein auf Orloff. Fluch ihm, dem Mörder seines Kaisers! Fluch ihm, dem Mörder der Ehre von Rußlands Czaarentochter! Fluch ihm, dem Mörder seiner Gattin! Fluch ihm, dem Mörder seines eigenen Kindes!

Katinka wurde in ein enges Gefängniß des untern Schiffraumes gebracht und verfiel dort in Wahnsinn, in dem sie mehrere Tage blieb.

Orloff befahl die Anker zu lichten und verließ mit seiner Flotte den Hafen.

Diese Frevelthat wurde sehr bald bekannt. Die Consuls, der englische Admiral und Alle, die um den Anschlag des Alexis wußten, wurden sogleich verhaftet, kamen zwar späterhin wieder los, sind aber Zeit ihres Lebens der Verachtung anheim gefallen.

Der Großherzog von Toscana interessirte sich besonders für die Sache, weil die Schandthat

auf seinem Gebiete begangen war. Er schrieb sogleich an den deutschen Kaiser, der darüber im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten besondere Versammlungen hielt, dessen ganze Entschlüsse aber an der Orloff's allmächtigem Bunde scheiterten. Die Gebrüder Orloff durften ungestraft Verbrecher seyn.

Katinka erwachte aus ihrem Wahnsinn. Sie fühlte an die feuchten Wände ihres vom Meere bespülten Kerkers, da nahte sich ihr derselbe Matrose, der ihr den Warnungszettel zugestellt hatte; er erzählte ihr den Zusammenhang ihrer Leiden und fügte hinzu: „Sie haben nie Orloff geheißen, denn ein von Ihrem vermeinten Gemahle gedungener Bravo hat die Trauung nachgeäfft!" Eine Kaisertochter von Banditenhand an einen Banditen getraut! Dieses Gefühl mußte auch ihre Tante durchdrungen haben; sie konnte hart, aber nicht die Mörderin der Ehre ihrer unschuldigen Nichte seyn!

Nur die Hoffnung hielt die Schwergeprüfte aufrecht. Sie fühlte die Größe der ganzen teuflischen Täuschung, aber sie konnte den Mann, der ihre Liebe so belohnt hatte, nicht hassen, sie konnte den Verblendeten nur beweinen, weil sie gottesfürchtig genug war, um einzusehen, daß ein Gott lebe, um zu strafen und zu rächen!

Als das Schiff an der russischen Küste angekommen war, wurde Katinka nach Petersburg gebracht und in ein Gefängniß der Festung gesperrt.

Man mißhandelte sie fürchterlich, reichte ihr schlechte, kaum hinlängliche Nahrung und die Erinnerung an Orloff zehrte vollends ihre Kräfte auf. Dennach gebar sie unter den gräßlichsten Schmerzen einen Sohn.

Kaum streckte sie die Arme nach dem Kinde ihrer Liebe und Noth aus, so war es ihr schon genommen. Als sie um dasselbe bat, zeigte der Kerkermeister mit höhnischen Blicken auf die vor dem Gefängniß vorbeifließende Newa.

Ihre Kleider zerrissen allmählig, ihre Kräfte schwanden und im December 1777 war es, wo die von einem heftigen Südwestwinde verursachte Ueberschwemmung der Newa auch den unterirdischen Kerker mit ihren Fluthen füllte, wo der letzte Sprößling Peters des Großen als ein Opfer schwacher Selbstsucht und eitlen Stolzes, schändlicher Tyrannei und elender Wortbrüchigkeit, elendiglich ertrinken mußte.

Als das Wasser abgelaufen war, fand der Kerkermeister Katinka erstarrt unter ihren Ketten.

Gott im Himmel hatte sie befreit aus ihrer Mörder Händen und vielleicht fand sie dort schon ihr geliebtes Kind wieder.

Wahrlich! Es ist kein Glück, Neid und Rache hervorrufen zu müssen, obwohl die Orloff's noch jetzt sich nach diesem Glücke sehnen!

---

* Frau Syntax

oder

Traumgesicht eines Schulmanns, der, ungeachtet zwanzigjähriger Praxis Declinatiorum kein Pedant geworden war.

Aus mündlicher Erzählung desselben.

Mitgetheilt

von Dr. Noeldeke.

Den Kopf voll Griechischer, Lateinischer und Deutscher Präpositionen mit ihren grammatischen mitunter sehr tyrannischen Regierungen, die sich in den unlängst vorhergegangenen Lehrstunden

über die Köpfe meiner Classe erstreckt hatten, schlief ich eines Abends ein. Siehe, da erschienen mir die beiden Präpositionen von und zu in menschlicher Gestalt, die eine als Braut, die andere als Bräutigam, und feierten, trotz der Einreden der Oberaufseherin Regula, ihre hochzeitliche Verbindung. Alle sechs Casus der Römischen und die geringere Anzahl der andern Sprachen waren bei dieser Feierlichkeit zugegen; der Dativ, in beinah Deutscher Tracht, stand auf Seiten des bräutlichen Zu, der Ablativ aber gleichsam in Procinctu Gabino auf der des Bräutigams Von; Dieser mit langbefingerten Händen, Jener mit ehrenbedürftiger Miene (bisognoso di Gloria e Nobiltà); Beide schienen die Uebrigen im Hintergrunde bescheiden dastehenden Casus zu verachten. Der Vocativ allein mit seinem Schalksgesicht hatte, — so däuchte mir, nicht wenig Lust dem kindischen Genitiv einige Stüber und Feigen an verschiedenen Seiten des Kopfes beizubringen, wenn ihm nicht vor dem plumpen jedes Ding mit dem rechten Namen benennenden Nominativ und dem noch derbern keinen Scherz verstehenden Ackusativ gegrauet hätte. Einen solchen Vocativ-Muthwillen aber bemerkte das Fräulein Regula sehr mißfällig, und hieß alle Casus sowohl recti als obliqui abtreten; doch rief sie bald den Dativ und Ablativ als ehrbare Hochzeitsgäste und Trauungszeugen zurück. Darauf erschienen zwei Sclavinnen des Brautpaars — Phrases genannt, und brachten mehrere Kisten herein, womit die Braut zur Morgengabe den baldigen Eheherrn, — Miß Zu nämlich ihren Sir Von, beschenken wollte. Dieser dagegen entwickelte eine große Pergamentrolle, mit mehr als vierzehn Bildchen und Quartieren bemalt, vor ihr, deren einige sich unter waidmännischen Kopfaufsätzen und gall- und spurzheim'schen Protuberanzen der Stirnen zu verstecken schienen.

Das dahinrollende Volum, welches die unzweideutigsten Merkzeichen vom reinsten Blut dreideutiger Vorfahren enthielt, stellte die schönste Stromcharte dar, in die sich kleine Bäche — Conjunctionen und Connexionen genannt, schlängelnd ergossen, während an ihren breiten Rändern oder Ufern die lieblichsten Auen den Blick auf grünsammtnem Rasen auszuruhen einladeten. Jetzt wurden von zwei Zahlmeistern — Cardinal und Ordinal — die inhaltschweren Kisten geöffnet, und die daraus entnommenen Goldstücke, nach Art des reichen Peters von Bremen, der den Fußboden seines Zimmers mit Silberstücken überpflasterte, zu breiten, glänzenden Perioden, wie sie wol nicht leicht ein wachender Schulmann sonst zu sehen bekommt, auf den mäandrischen Grund niedergezählt. Ihr galvanisch reizender Sinn wirkte so ergreifend auf den überglücklichen Sir Von, daß er sich gedrungen fühlte, den Canal des Familienstroms durch die Bilder der Vorfahren zu Umrissen einer patilo-post-futuren Ahnenwelt auf der Stelle fortzuführen, als die unumschränkte Gebieterin aller Präpositionen — Frau Syntax — daher rauschte, ihn mit einem Guß der bittersten Redefiguren überhäufte, die Verbindung eine Mißheirath schalt, deren sich alle Casus, sowohl recti als obliqui, zu schämen hätten, und vor Zorn beinah den Gebrauch der Stimme verlor. Da eilten ihr zu Hülfe die immer dienstfertige Folgemagd — Regula mit einem Richtscheit und Lineal und die altkluge Jungfer — Exceptio — mit Schraube und Kneipzange bewaffnet. Beide reichten der Frau Syntax ihre Waffen; sie aber ergriff in Wuth das Lineal und schlug so unbarmherzig auf das junge Paar los, daß Beide — noch eher geschieden als ehelich vereint — hier Von seine Zu, dort Zu ihren Von — fahren lassen mußte, von dem goldenen Paktolus aber, so wie von der Mißheirath, keine Spur

mehr übrig blieb, und ich mit Beben erwachte. — Illa discessit, ego somno solutus sum. (Cicero ad calum somnii scipionis.)

Vermischte Nachrichten.

Der electrische Aal (Gymnotus) ist der größte Fisch dieser Gattung. Es giebt deren von 5 Fuß 4 Zoll bis 5 Fuß 7 Zoll Länge. Eines dieser Thiere, daß 4 Fuß 1 Zoll lang maß, wog 15¼ Pfund, und hatte 3 Zoll 7 Linien im Durchmesser. Seine Farbe war ein schönes Olivengrün; unter dem Kopfe war es gelb mit roth gemischt. Längs dem Rücken ziehen sich zwei Reihen kleiner gelber Flecken hin, und in der Mitte eines jeden befindet sich eine kleine Oeffnung, die zur Absonderung des Saftes dient, von dem die Haut des Fisches stets glatt und schlüpferig erhalten wird. Die Schwimmblase ist von großem Umfang, und vor ihr befindet sich eine andere kleinere. Erstere wird von der Haut durch eine Fettmasse getrennt, und ruht auf den elektrischen Organen, die zwei Drittheile von dem ganzen Fisch einnehmen. Herr v. Humboldt fand diesen Aal in dem stehenden Gewässer, das den Oronoko umgiebt. Zur Vertheidigung dient diesen Fischen ihre ungemeine Behendigkeit, so daß es nicht möglich ist, sie mit Netzen zu fangen. Herr v. Humboldt schlug vor, betäubende Kräuter oder Wurzeln in das Wasser zu werfen, wo man sie spielen sah, um ihrer vielleicht auf diese Art habhaft zu werden. Während man hierüber noch berieth, machten die Indianer, die zugegen waren, den Vorschlag, die Aale mittelst Pferden zu fischen, wie sie es häufig zu thun pflegen. Wirklich liefen sie auch, so schnell ihre Füße sie tragen konnten, über die Savannen, und kehrten mit einigen dreißig Pferden zurück, die sie in das Sumpfwasser trieben. Der Lärm, den die Pferde mit ihren Hufen machten, trieb die Aale zu tausenden aus dem tiefen Schlamm und reizte sie zur Vertheidigung. Der Kampf, der nun zwischen diesen so höchst verschiedenen Thieren begann, war merkwürdig anzusehen. Die Aale, welche großen schmutziggelben Wasserschlangen glichen, kamen auf die Oberfläche des Wassers, und sammelten sich unter den Bäuchen der Pferde und Maulthiere. Die Indianer, mit Harpunen und langen dünnen Rohren bewaffnet, hielten den Sumpf eng umschlossen, und Einige kletterten auf Bäume, deren Zweige weit über das Wasser hinein ragten, und hielte durch ihr wildes Geschrei und ihre langen Stäbe die Pferde ab, sich dem Ufer zu nähern. Die Aale, von dem Lärm in Verzweiflung gebracht, entluden ihre elektrischen Batterien, und schienen lange Zeit im Vortheile zu seyn. Mehrere Pferde fielen von der Gewalt der unsichtbaren Schläge, die sie an den empfindlichsten Theilen ihres Körpers erhielten, und sanken betäubt von den wiederholten elektrischen Erschütterungen zu Grunde. Die andern schnaubend, mit aufgesträubten Mähnen, stieren Augen und allen Zeichen der furchtbarsten Angst suchten den Angriffen ihrer schrecklichen Feinde zu entfliehen; allein die Indianer am Ufer trieben sie immer wieder in den Kampf zurück. Einigen gelang es jedoch, die Wachsamkeit der Indianer zu täuschen und das Ufer zu erreichen, wo sie erschöpft und von den elektrischen Schlägen an allen Gliedern betäubt auf den Sand niederstürzten. In weniger als fünf Minuten waren fünf Pferde todt. Die Aale, indem sie sich dicht unter den Bauch der Pferde drängten und hier ihre elektrischen Entladungen nach ihrer ganzen Länge anbrachten, trafen zu gleicher Zeit Herz, Eingeweide und das Sonnengeflecht der Magennerven ihrer Feinde, und wirkten daher auf diese weit stärker, als sie es bei Menschen vermögen, deren Hände nur

den elektrischen Schlägen ausgesetzt sind. Uebrigens scheint es auch, daß die Pferde nicht sowohl getödtet, als nur betäubt wurden, und dann ertranken. Die Aale zerstreuten sich endlich und näherten sich dem Ufer, wo man fünf mit Harpunen, die an lange Stricke befestigt waren, erlegte. Gegen Abend wurden noch einige gefangen, und Herr v. Humboldt dadurch in den Stand gesetzt, die gewünschten Untersuchungen an diesem merkwürdigen Fisch anzustellen.

Der Juden und Heidenbekehrer, Herr Wolff, dessen Ankunft in Hindustan neulich gemeldet wurde, hat dort folgende Proklamation „an alle gelehrten Mohammodaner von Hindustan" ergehen lassen: „Wisset, daß ich, Joseph Wolff, ein Englischer Prediger und Abkömmling Israels bin, und das Tahret (Tora), Supuhr (Psalmen) und Endschiel (Evangelium) gelesen habe und daran glaube. Jesus Christus, der Sohn Gottes, starb für unsere Sünden, und wurde auf Gottes Befehl wieder vom Tode erweckt und fuhr zum Himmel auf, von dem er im Jahre der Hedschra 1262, im Jahre des Herrn 1847, wieder kommen wird; und dann wird Beit-el-Mukaddes (das heilige Haus, Jerusalem) seine Hauptstadt werden, und seine Macht und Herrlichkeit wird über alle Könige und Herren der Erde seyn, und der Löwe und das Lamm, d. h. der Mächtige und der Hülflose, werden Freunde seyn, und in Sicherheit und Eintracht leben. Die Juden werden ihm gehorchen und an ihm glauben. Ich wanderte nach Scham, Beit-el-Mukaddes, Katab (Aleppo), Istambul (Konstantinopel), Ispahan (Mesched), Bokhara, Balkh und Kabul, und auf Befehl Gottes und Jesus Christus soll ich sein Wort allen Ländern verkünden. Ich habe überall disputirt mit den gelehrten Juden und Mohammedanern. Nun aber, da ich in Hindustan angelangt bin, weiß ich, daß auf Befehl Gottes und nach dem Buche Daniel die Zeichen von der Ankunft Jesu Christi in einem Jahre, von jetzt an, erfolgen werden, d. h. Krieg wird in jedem Lande ausbrechen, Dischal (der Teufel) wird erscheinen, und Cholera und Erdbeben die Welt verwüsten. Dieß schreibe ich zu eurer Belehrung, da ich euch als meine Freunde und Brüder betrachte, auf daß ihr wieder zu Gott zurückkehret, der allbarmherzig ist. Die Pflicht der Propheten ist, vorauszusagen, womit genug geschehen ist." — Der Radschah Radschit Sing, der auf diese Proklamation gleichfalls ein Ausschreiben erließ, bemerkt darin ganz einfach: „Die Verkündigung des fremden Predigers scheine aus einiger Geistesverwirrung hervorgegangen zu seyn."

---

* Die neuern Heilkuren.

Man rühmet die Wunder der Homöopathen
Und ist entzückt durch ihre Großthaten;
Enthusiastisch lobt man das Magnetisiren
— Es soll vorzüglich die Damen charmiren —
Doch alles übertrifft die Wasserkur
Ein altes Mirakel in der Natur:
Eiskalt empfiehlt es Oertel dem Magen;
— Obgleich Bejahrte sich bitter beklagen —
Heiß und in Masse, de Vaux, gegen Gicht,
— Daß es den Magen schwächt, kümmert ihm nicht —
Mir soll die heilsamste der Kuren seyn:
Mäßig leben, Bewegung, köstlicher Wein.

J. C. S.

---

* Auch 'mal dichten.

Des Mahnbriefstellers Wunsch zeigt Industrie.
Des Distelfutters langer Rede kurzer Sinn nur Ironie.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 19.

Bremen, Donnerstag den 7. März 1833.

Gestorben:

Den 23. Febr. Der Arb. Arnold Holste, 37 J.; Punkendeich Nro. 15.

Den 24. — Des Sattleramtsmeisters Nicolaus Müllershausen Sohn, 2 Jahr; Faulenstraße Nro. 46.

Den 24. — Des Schneideramtsmeisters Joseph Anton Kilian Ehefr., geb. Hartig, 47 J.; Fangthurm Nro. 1.

Den 24. — Des verst. Dr. jur. und Staatsanwalds Carl Ludwig Murtfeldt Wittwe, geb. Sander, 35 Jahr; am Wall N. 61.

Den 24. — Der Dienstmagd Beta Rohlffs Tochter, 2 Jahr; Müllers-Hof Nro. 5.

Den 24. — Des Arb. Daniel Harmssen Wittwe, geb. Simper, 29 J.; Plumps-Hof N. 4.

Den 24. — Der Arb. Joh. Friedr. Kuhlmann, 64 Jahr; Mühlendammstraße Nro. 13.

Den 24. — Des verstorb. Tischlers Johannes Pfost Wittwe, geb. Stange, 56 Jahr; Knoopstraße Nro. 48.

Den 24. — Des Gehülfen bei der Oberländischen Schifffahrt Friedrich Pape Tochter, 10 Monat; Stavendamm Nro. 26.

Den 25. — Der Kaufmann Jacob Hesekiel Alexander, 38 Jahr; Hastedt.

Den 25. — Des Müllers Joh. Heinr. Dohrmann Sohn, 8 Wochen; am Wall Nro. 9.

Den 25. — Des Branntweinbrenners Hinrich Meyer Sohn, 12 Jahr; Schnoor N. 33.

Den 25. — Des Aeltermanns Eberh. Delius Ehefr., geb. Gloystein, 40 Jahr; hinterm Stephanikirchhof Nro. 20.

Den 25. — Des verst. Branntweinbrenners Hermann Boschen Wittwe, geborne Kipp, 89 Jahr; gr. St. Johannisstr. Nro. 17.

Den 25. Febr. Der Uhrmacher August Heinrich Henning, 57 J.; außerm Steinthor N. 47.

Den 25. — Des Arb. Johann Hinr. Beeken Ehefr., geborne Michaelis, 35 Jahr; am Markt Nro. 14.

Den 25. — Des Mechanicus Johann Georg Friedr. Dahlsues, 22 Jahr; gr. Fuhrleutestraße Nro. 38.

Den 26. — Des Buchdruckers Christ. Gesken Tochter, 3 Jahr; Neuenstraße Nro. 96.

Den 26. — Anna Adelheid Bäckmann, 71 J.; Armenhaus.

Den 26. — Des Arb. Christian Kipp Sohn, 6 Monat; gr. Sortillenstraße Nro. 13.

Den 26. — Des Küpers Joh. Friedr. Schmidt Sohn, 3¼ Jahr; Reeperbahn Nro. 10.

Den 27. — Des Schuhmachers Carsten Petersen Ehefrau, geb. Surmann, 28 Jahr; Bleicherstraße Nro. 24.

Den 28. — Des Landmanns Johann Dehle Ehefr., geb. Homann, 76 Jahr; Hastedt Nro. 34.

Den 28. — Des Arb. Hermann Albers Ehefrau, geborne Gerdes, 50 Jahr; Plünkenstraße Nro. 4.

Den 28. — Des Tischlers Christoph Bohm Sohn, 2½ Jahr; Grützmacherstr. N. 24.

Den 28. — Anna Maria Sophia Shöttler, 1½ Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 37.

Den 1. März. Der Uhrmacher Johann Heinrich Christian Brüggemann, 65 Jahr; Ansgariikirchhof N. 13

Den 1. — Der Dienstmagd Gesina Brunkhorst Sohn, (todtgeb.); Nienabers-Gang Nro. 7.

Gebuurten:

Den 22. Febr. Des Oeconomen Heinr. Trevirannus Ehefr., geb. Volmers, Osterthorsstr. N. 22; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Arb. Daniel Harmssen Ehefrau, geb. Simper, Plumps-Hof Nro. 4; von einem Knaben.

Den 23. Febr. Des Krameramtsgenossen Joh. Diedr. Steencken Ehefr., geborne Boelsch, Obernstraße Nro. 30; von einem Knaben.

Den 23. — Des Bockschiffers Herm. Heincken Ehefrau, geborne Sagemühl, an der Allee Nro. 2; von einem Knaben.

Den 23. Febr. Des Arb. Hinr. Vocke Ehefr., geb. Hesse, Kirchenstraße Nro. 22 (Neust.); von einem Knaben.

Den 23. — Des Arb. Johann Herm. Maas Ehefr., geb. Fahnenschmidt, Düsternstraße Nro. 57; von einem Knaben.

Den 23. — Des Bockschiffers Christoph Krickler Ehefr., geb. Ahlers, Buntenthorssteinweg Nro. 14; von einem Knaben.

Den 24. — Des Zimmergesellen Hinr. Gardelmann Ehefr., geb. Warncken, im Runken Nro. 5; von einem Knaben.

Den 24. — Des Arb. Hinrich Plate Ehefrau, geborne Rahmann, hinter der Holzpforte Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 25. — Des Knochenhauers Statius Almers Ehefr., geb. Wicke, im Schnoor Nro. 3; von einem Knaben.

Den 25. — Des Tappezierers Johann August Kluge Ehefr., geb. Rabe, kl. Annenstraße Nro. 23; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Gastwirths Ernst Joh. Friedr. Wilh. Ludwig Langrehr Ehefr., geb. Aumund, Neuenmarkt N. 13; v. e. Mädchen.

Den 26. — Des Posamentiers Heinr. Wilhelm Hollmann Ehefr., geb. Mohlcke, Spitzenkiel Nro. 20; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Arb. Joh. Heinrich Jacob Schrader Ehefr., geb. Mahler, Paulsberg Nro. 11; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Kohlhökers Joh. Friedr. Rüte Ehefr., geb. Schütte, Panzenberg Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Arb. Joh. Meyer Ehefr., g. Ficken, Eckhardts-Gang; von einem Knaben.

Den 27. Febr. Des Arb. Friedrich Heinrich Wehmeyer Ehefr., geb. Runge, Walldammstraße Nro. 15; von einem Mädchen.

Den 28. — Des Postsecretairs Gerh. Conrad Greve Ehefr., geborne Greve, Knoopstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

Den 28. — Des Schenkwirths Christ. Friedr. Bösmann Ehefr., geb. Bohm, Martinistr. Nro. 8; von einem Knaben.

Den 28. — Des Kammachers Carl Gustav Rümker Ehefr., geb. Riese, Neuenmarkt Nro. 7; von einem Knaben.

Den 28. — Des Arb. Johann Diedrich Kielenbeck Ehefrau, geborne Stubbemann, Buntenthorssteinweg Nro. 4; von einem Mädchen.

Den 1. März. Des Arb. Joh. Frese Ehefrau, geborne Rögen, Hastedt; von einem Knaben.

Den 1. — Des Schneidermeisters Christian Erdmann Theodor Millahn Ehefrau, geb. Groneweg, Pelzerstraße Nro. 28; von einem Knaben.

Den 1. — Des Arb. Joh. Hermann Meyer Ehefr., geb. Wohlers Ellhornstr. Nro. 32; von einem Mädchen.

Den 1. — Des Landmanns Johann Wilhelm Rauers Ehefr., geb. Hoormann, Weidestr. Nro. 6; von einem Knaben.

Den 2. — Des Arb. Herm. Friedrich Heuer Ehefrau, geborne Balerke, Webers-Gang Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Musiklehrers Joseph Huber Ehefr., geb. Müller, Kirchenstr. Nro. 1; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Fischbeinarbeiter Anton Brüggemann und Metta Margaretha Schumann hieselbst.

Der Schornsteinfegermeister Johann Carl Koch und Gesina Margaretha Reinken hieselbst.

Der Sattleramtsmeister Conrad Wätjen und des verst. Gastwirths Christoph Raschen Wittwe, Margaretha geb. Meyer, beyde von hier.

Der Knochenhaueramtsmeister Martin Anton Friedr. Falkenborg und Margar. Bremer, beyde von hier.

Der Kaufmann Joh. Heinr. Hassel zu Osnabrück und Sophia Dorothea Uhrbrock hieselbst.

Der Maler Heinr. Wilhelm Staackmann und Elisabeth Rebecca Arens, beyde von hier.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 20.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 10. März 1833.

Siehet das Auge? Höret das Ohr? Dein innerer Sinn sieht,
Er nur höret und weiß, was er von Außen vernahm.
Und Du zweifeltest, Freund, am inneren Weltsinn?
Hörst Du die Harfe nicht? Willst auch sehen den Ton!

* Das Lied von Deutschland.

I.

Es steht ein Bau — des Meeres wilde Wogen
Bespühlen schäumend seinen kräft'gen Fuß,
Ob mächt'gen Strömen breitet er die Bogen
Und seine Zinnen netzt der Wolken Gruß.
Es wölben über ihm sich milde Zonen,
Aus reichem Füllhorn schmückt ihn die Natur;
Beschattet von uralter Eichen Kronen
Zieht er sich durch Europa's schönste Flur.

Sein Grundstein ruht im dunkeln Schooß' der Zeiten,
Nach keinem Plane ward er aufgeführt;
Wohl trägt er Runenschrift, doch die Geweihten
Gesteh'n, daß sie aus spätern Tagen rührt.
Sein Fundament liegt nicht auf einem Grunde,
Sein Mauerwerk trägt manches Meissels Schlag;
Doch giebt der Stoff dem Forscher sichre Kunde,
Daß es nicht roh in einem Blocke lag.

Sein Inn'res theilte sich in viele Zellen,
Denn Stamm an Stamm bezog den leeren Raum;
Die Wände bildeten der Ströme Wellen,
Der Berge Ketten und der Wälder Saum.
Wenn so die Siedler auch geschieden, — waren
Sie sich doch gleich in Treu' und Redlichkeit,
Und an des Baues äußeren Pilaren
Stand unbesiegt ihr Roland — Einigkeit.

Der Schlachtfürst Varus drang mit Roms Cohorten
Frech in den Bau mit heißer Siegeslust;
Da schlossen hinter ihnen sich die Pforten:
„Gieb mir sie wieder!" — rief umsonst August.
Und Hermanns Worte: „frei nur woll'n wir leben,
„Der Tod schützt uns vor feiler Sclaverei!" *)
Die Unterjocher hörten sie mit Beben:
Teutonia, der heil'ge Bau, blieb frei! —

*) Tenere libertatem aut mori ante seroitium.

Und von der Berge eisbedecktem Gipfel,
Die majestätisch Asien durchziehn,
Löst die Lawine sich, — der Eiche Wipfel
Entriß sie brausend manches Lenzes Grün;
Atil, die Godesgiesel *) flammte sprühend
Vom Hellespont bis zu dem Apenin,
Bis, an des Baues Zinnen matt verglühend,
Der Disen **) Zug am Hünengrab' erschien.

Frei stand das Volk! — zwar rauh wie seine Bären,
Wie seine Auerstiere kühn und wild,
Erhob's zu mächtigen Granitaltären
Im Opferhain' manch' grauses Götzenbild;
Doch neigte sich zum Helden Bifrost's ***) Brücke,
Die ihn zu Alvadur ****) im Walhall *****) trug;
Hel †) sah der Frevler als das Ziel der Tücke
Wenn er die Norne ††) um die Zukunft frug.

Fest stand das Wort, ob Freund ob Feind gegeben,
Der Lüge Schmelz war fremd im Sprachgebiet,
Ein Handschlag band — wie Eid — für Tod und Leben,
Schmach traf der Heuchelei Hermaphrodit'.
Treu war das Weib, treu war der Mann dem Weibe,
Ihm höchstes Gut nächst seinem Vaterland';
Nie war das Alter rohen Witzes Scheibe,
Denn unverdorben war des Volks Verstand.

Fern hielt es sich des feinen Römers Sitten,
Denn glücklich war's in seiner Einfachheit;
Die Keuschheit weilte in den niedern Hütten,
Mit ihr die Kraft, die Zucht und Biederkeit;
Dem Würdigsten gab freie Wahl die Krone,
Er zog als Herzog vor dem Heere her,
Erfahrung stand im Greisenschmuck am Throne
Und — treu dem Herrn — des Volkes kräft'ge Wehr.

II.

Doch sieh! durch dunkle Lüfte
In Osten dort das Licht,
Wie es in öde Grüfte
— Ein Strahl der Wahrheit bricht.
Sieh! — wie die Nacht entweichet
Vom Hügel, — aus dem Thal,
Sieh, wie das Nordlicht bleichet
Vor seinem hellen Strahl.

Und seine Boten bringen,
Trotz Priestertrug und List
All überall — und bringen
Den lieben weißen Christ. *)
In ihrer Armuth siegend,
Einfach und doch voll Glut,
Auf glühn'dem Holzstoß liegend
Aufschaun'd voll Siegesmuth.

Willst du noch widerstreben,
Du alter Freiheithorst? —
Des Baues Pfeiler beben
Und warnend rauscht der Forst.
Wähnst du, daß nichts dir bliebe
Von deiner Herrlichkeit? —
Horch! — tröstend säuselt's: Liebe!
Hoffnung! — Unsterblichkeit!

Dort sinken Donnereichen
Vor jener Boten Wort;
Dort schreitet über Leichen
Die neue Lehre fort.
Das Kreuz strahlt in Capellen,
Umglänzt vom Morgenroth,
Und an des Grabes Schwellen
Ein Engel steht — der Tod.

Und mit verklärten Blicken
Neigt sich vor dem Altar
In seligem Entzücken
Der starken Helden Schaar.
Es sind der Liebe Boten,
Die sie der Hoffnung weih'n,
Dem dunkeln Reich der Todten
Des Lebens Hauch verleih'n.

Und mußt noch heute kämpfen,
Du heller Wahrheitsstrahl,

---

*) Attila, Etzel, genannt Gottesgeißel.
**) Disen oder Walkyrien waren die Todtenwählerinnen.
***) Die Brücke Bifrost, der Regenbogen.
****) Alvadur, Allvater, das höchste Wesen.
*****) Walhalla, Wohnplatz der in der Schlacht gefallenen Helden.
†) Hel, der Aufenthalt der Bösen nach ihrem Tode.
††) Nornen, Schicksalskünderinnen.

*) So nannten die nordischen Völker die neue Lehre.

Mit den mephit'schen Dämpfen
Im schlammerfüllten Thal? —
Dich fliehn der Blöden Blicke,
Des Nachtgetriebes Zunft,
Dich scheuen Trug und Tücke,
Dir wehr't die Unvernunft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vertriebenen.

Leis' und lind zog des Südens Hauch über die Wengeralp des Tännengebirgs im Erzbisthum Salzburg daher. Flüsternd beugten Tausende kleiner Blümchen ihre bunten Häupter gegen einander, sich wechselsweise die blitzende Thräne des Morgenthaues wegzuküssen, die diamantfarbig in den Strahlen der Mai-Sonne zitterte. Auf dem grünen Sammet des jungen Grases schritt voran das ernste Saamenrind mit der fern hin tönenden Glocke am gewaltig dicken Halse; ihm nach die braune Kuh, der bärtige Geisbock, die meckernde Ziege, gefolgt von dem hüpfenden Zicklein. Aus den blaudunklen Thälern, über die schwarzbewaldeten Bergrücken erhoben sich kleine weiße Nebelwolken, in lange, schleierduftige Linien sich auflösend. In die azurblaue Luft empor reckten die mächtigen Bergriesen trotzig das weiße, zackige Haupt. Von dem hohen Göhl, dem spitzigen Watzmann, den Kuppen des Tännengebirges herab donnerten die Lavinen, schreckenerregend, als Gegensatz zu den jubilirenden Lerchen, über welchen, der Sonnenscheibe nahe, der Aar mit seinen weiten Fittigen als ein dunkler Punkt schwebte.

Bald zeigte sich auch das Geschöpf, welches sich die Herrschaft über die ganze weite Schöpfung angemaßt. Ein Mann, an Jahren bereits über die Hälfte des Lebensalters hinaus, doch rüstig und wohlgenährt, kam keuchend herauf gestiegen. — „Uf!" dehnte er sich odemlos, nachdem er den Rücken von seiner Bürde befreit und sich ins Gras hingestreckt hatte. „Uf! das heißt gestiegen seyn! — Wenn schon die eitle Welt da unten uns schmeicheln will, als wären wir noch die jungen, rüstigen Leute wie sonst: so stecken uns dagegen die Berge ein helles Licht über die Hinfälligkeit des Leibes auf. Die Beine zittern mir, die Brust schmerzt, die Arme fühl' ich kaum. Sonst war mir das ein Spaß! — Mensch, denke ans Ende, denn du mußt sterben! so predigen sie Einem vor, gleich wie ein Johannes in der Wüste. Ja, ja, ehrlicher Watzmann dort, und du, langer Göhl, ich verstehe euern Wink! Zum Himmel zeigt euer Silberhaupt — nur da oben ist das rechte Vaterland. Da herrscht kein Erzbischof von Firmian" — er schaute sich besorglich um — „der durch seine Schergen Einem nachtrachten läßt, wie einem gehetzten Hirsch. — Pst! schweig, alter Knabe! Es wandeln zwar hier nur vierbeinige Beobachter umher; leichtlich könnte sich aber ein Jesuit unter sie versteckt haben, einen vermaledeiten Ketzer hier oben auszuschnüffeln. Auf jeden Fall sind diese Thiere nicht ohne Aufsicht hier."

Er erhob sich von seinem grünen Lager. Nachdem er lange vergeblich umher geschaut hatte, ließ er seine Stimme laut ertönen: „He, holla! ist denn Niemand hier, der einen matten Wanderer mit einem frischen Trunk erquicke? — Dacht' ich's doch!" murmelte er, als hinter einem der zerstreut umherliegenden Steine eine Gestalt sich emporrichtete. „Görge, brauche Vorsicht! wenn schon der Bursche dort nicht wie ein pfäffischer Spion aussieht." Er näherte sich hierbei dem Senner, welcher ein kräftiger, blühender Jüngling war.

„Gelobt sey Jesus Christ!" grüßte der Wandersmann. — Gewaltig verfinsterte sich das erst freundliche Gesicht des Senners, als er kurz und barsch erwiederte: „Guten Morgen!" — Eine

ganz entgegengesetzte Wirkung brachte die eben nicht liebreich klingende Antwort auf den Fremden hervor, dessen Züge sichtbar erheiterten. Jedoch fuhr er mit erkünsteltem Vorwurf in Ton und Miene fort: „Wie? bist Du denn kein guter katholischer Christ, daß Du nicht einmal weißt, wie Du meinen Gruß richtig beantworten mußt? — Und was seh' ich — weder Rosenkranz noch Scapulier hast Du an Dir, wie es doch die Herren Patres so dringend geboten haben?" — Trotzig entgegnete der Bursche: „Allerdings bin ich ein katholischer Christ, und wenn auch gerade kein guter — denn Niemand ist gut als nur der alleinige Gott — so glaube ich doch ein besserer zu seyn als Ihr, da ihr den Namen unsers Heilandes so unnöthiger und darum unehrerbietiger Weise anruft." — „Das kommt nicht aus Deinem Hirn" — sprach zufrieden der Alte — „den Quell dieser Weisheit sollt' ich fast kennen. Doch nichts für ungut, junger Mann" — sprach er und klopfte dem vor Eifer ganz Gerötheten begütigend die Achsel — „ich denke wie Du. Verargen kannst Du es mir aber nicht, wenn ich erst Deine Gesinnungen ein wenig auszuforschen versuchte. Gewiß wirst auch Du wissen, wie die Anbeter des Herrn im Geist und in der Wahrheit dort unten verfolgt werden von Denen, welche zwar nach Jesu sich nennen, inwendig aber reissende Wölfe sind. Doch mir klebt die Zunge am Gaumen. Du wirst doch etwas frische Milch in Vorrath haben?"

Beide Männer wanderten jetzt dem Steine zu, hinter welchem der Senner gelegen, und wo er nun einen großen Krug hervor holte, den er dem Fremden willig darbot. Doch dieser, so durstig er sich erst ausgegeben hatte, griff nicht nach demselben, sondern nach der Linken des Jünglings, welche einen Gegenstand umschloß, der die Neugierde des Wandrers in hohem Grade erregte.

„Was?" — rief er — „ein Buch brauchst Du als Deckel Deines Milchkruges? Ei, laß doch sehen!" — Nach einem Augenblicke Zögerns überließ Jener es zur Ansicht. — „Arndt's wahres Paradiesgärtlein" — las dieser halblaut und verwundert. „Wie kommst Du zu diesem Buche?" — examinirte er. „Ich hab' es erkauft" — sagte mit frohem Selbstbewußtseyn der Senner. — „Zum Deckel Deines Kruges?" — „Nicht doch!" sprach Jener zornig — „ich las eben d'rin, als Ihr mich abriefet, und lese immer d'rin, wenn ich sonst nur Zeit habe." — „Kannst Du denn lesen?" zweifelte der Wandersmann. — Nicht ohne einen Anflug von schamhafter Röthe, doch auch wiederum mit unverhohlener Zufriedenheit antwortete der Gefragte: „Ja, á Bissel! ich geb' mir Mühe." — „Recht so, mein guter Junge. Du hast erkannt das Eine, das noth thut; ich ersehe es aus der Wahl Deines Buches. Wie Maria hast Du das beste Theil erwählt. Aber besitzest Du auch den Schatz, aus welchem der fromme Arndt sein Paradiesgärtlein erbaute? Hast Du eine Bibel?" — Betrübt schüttelte der Bursche den Kopf. — „Da haben wir's!" — eiferte der Mann. „Schau um Dich, Knabe! Sieh diese Heerde, zahlreich und schön — sie wird vergehn! Betrachte diese Blumen, diese Wiese, die ziehenden Wolken dort — Alles zerstiebt. Der hohe Göhl, das mächtige Tännengebirge mit seinem Marmor, selbst der gewaltige Watzmann werden zusammenfallen; Himmel und Erde werden vergehen, nur Gottes Wort —." — Willig waren die Augen des Senners dem zeigenden Finger des Fremden gefolgt. Hastig langte er jetzt nach seinem Buche. „Das war mein Glück" — rief er — „daß Ihr auf die Alp

hinwieset; sonst hätte der Pfleger von Werffen mich mit meinem Buche erwischt."

„Wer? wie? der Pfleger von Werffen sagtest Du?" — fragte erschrocken, erblaßt der eifrige Prediger. — „Ja, dort kommt er hergeschritten mit seinem Trosse." — „Glaubst Du, daß er hierher komme?" sprach Jener zitternd. — „Freilich! der Fußsteig führt gerade zu uns und dann dorthin, wo Ihr heraufgekommen seyd."

Die entsetzlichste Angst in allen Zügen war der Mann nach seinem Bündel zurückgerannt. Dasselbe auf seinen Rücken werfend beschwor er den Senner, ihm einen Versteck zu zeigen. — „Habt Ihr Ursache, den Pfleger zu fürchten" — entgegnete dieser — so sieht es mißlich um Euch aus; denn wenn Ihr Euch allenfalls seinen Geiersblicken entziehen und hinter einem der Steine niederducken wolltet: so würden seine Rüden Euch doch gewiß auffchnobern, oder einholen, wenn Ihr etwa das Weite zu suchen gedächtet." — „So bin ich verloren!" klagte der Mann. — „Seyd Ihr denn ein Mörder, daß Ihr also äußer Euch seyd?" hub der Bursche bedenklich an. — „Dann litt' ich mit Recht, aber so bin ich ein ganz unschuldiger Mann. Georg Frommer heiße ich, wohne in Nürnberg, wo mir kein Kind etwas Schlimmes nachsagen kann." — „Und warum zittert Ihr denn so, Euch vor dem Pfleger sehen zu lassen?" — „Was that Hans Lerchner in dem Radstädter Gericht, was Veit Bremch im Unterm-Schwabock, daß man sie einkerte, sie marterte mit Durst und Hunger, mit Frost und Schlägen? Nur deßhalb, weil man ein Christliches Buch bei ihnen fand! Und wie soll es mir ergehen, der ich hier den ganzen Pack voll Bibeln habe, mit welchen ich die arme, verlassene Jesuheerde zu versorgen mich bemühe? Hilf, Sohn, hilf einem armen Manne, der noch nicht Muth genug hat, abzuscheiden von dieser Welt, wo Frau und Kinder ihn zurück halten, und bei Christo zu seyn. Gedenke daß selbst ein Petrus an diesem hinfälligen Leibe hing, so willig sein Geist auch war. Erbarme Dich meiner!" — „Ihr habt recht; schlimm möcht' es Euch ergehen, bekäme Euch der Pfleger in seine Gewalt. Ein Mittel gäb' es schon noch, ihm zu entrinnen; allein es paßt nicht für einen Mann, der, aus dem ebenen Lande, mit unsern Bergkünsten nicht vertraut ist." — „Ach, was schwatzest Du da, thörichter Knabe! Ich bin wohl länger in den Bergen gewesen als Du. Vertauscht' ich doch erst seit einigen Jahren das Salzburg'sche mit Nürnberg, und kenne darum die vaterländischen Gewohnheiten noch gar zu gut." — „Desto besser für Euch. Doch Ihr sagtet, Euer Pack wäre mit Bibeln angefüllt. Gar zu gern besäß' ich eine. Wie theuer haltet Ihr sie?" — „Hilf Himmel! in dem Augenblicke, wo mir der Tod auf den Fersen sitzt, soll ich noch mit Handelsgedanken umgehen können! Du sollst eine umsonst haben. Aber jetzt kann ich doch nicht auspacken. Hilf mir nur davon kommen — ich beschwöre Dich!" — „Fasset Euch! Schaut, sie betreten so eben die kleine Schlucht, welche uns noch von ihnen trennt. Unterdeß können wir mit wenig Worten in Richtigkeit kommen. Kennt Ihr den reichen Manlicken auf dem Schüppelhofe?" — „Ja, ja, aber der Pfleger —." — „Kommt noch nicht. Dieser reiche Manlicken ist mein Herr. Bei ihm hab' ich meinen Lohn stehen, von welchem Ihr Euch bezahlt machen könnt, wollt Ihr ihm anders eine Bibel für mich anvertrauen. Er verräth Euch nicht" — fuhr er fort, als er die Unruhe des Mannes während seiner Rede mehr und mehr wachsen sah. — „Martere mich nicht länger" — flehte Jener, erschöpft vor Angst — „hilf! rette!" — „Nun ja doch" — brummte dieser — „seht Ihr denn nicht, daß ich schon Anstalt dazu

mache?" Er zog nämlich einen kleinen Schlitten hervor und begab sich mit demselben, gefolgt von dem treibenden Georg Frommer, nach einer Seite der Alp, wo der weiche Grasgrund steil in eine bodenlose Tiefe hinabfiel.

„Seht" — begann der Bursche — „jetzt befindet sich der Pfleger mit seinem Gefolge noch in der kleinen Schlucht, und kann demnach die Art und Weise Eures Entkommens nicht wahrnehmen. Aber nun sitzet schnell auf. Euer Bündel mögt Ihr hinten anbinden und nachschleppen. So dient es zum nöthigen Gegengewicht, damit Ihr Euch nicht überschlagt. So, seyd Ihr nun fertig? Hier habt Ihr die Stemmstöcke. Haltet Euch fest an; ich will den Schlitten erst in Gang bringen. Steuert hübsch links, damit Ihr nicht in die Marmorbrüche gerathet." — „Wie steht's aber um Dich, braver Junge" — bemerkte Frommer, bereits in eine sanfte Bewegung gesetzt durch die kräftige Hand des Burschen, die hinten den kleinen Schlitten über den schlüpfrigen Rasen zu schieben begann — „wenn nun der Pfleger Dir auf den Hals fährt?" — „Seyd ohne Sorge um mich" — lachte dieser — „mein Paradiesgärtlein ist kein Stück Speck oder Schlackwurst, welches die Hunde ausfindig machen können, und somit kann er mir nichts anhaben." — „So habe denn Dank für Deine Liebe! — Der liebe Gott mag mir's verzeihen" — er warf einen Blick auf seinen Bündel hinten, welches bereits derbe Stöße erhielt — „daß ich sein theures Wort so muß herum werfen lassen, aber —"

Der Bursche ließ hier seine Hände los vom Rücken des Georg Frommer, welcher immer pfeilschneller auf seinem Schlitten hinabschoß, so daß seine weitere Rede unvernehmlich wurde. Vergnügt schaute ihm der Senner nach auf seiner gefährlichen Fahrt; da öffnete er plötzlich weit seinen Mund und mit allem Kraftaufwand seiner Stimme schrie er, als falle ihm eine vergessene Sache bei, dem fast schon aus dem Gesichte Entschwundenen nach: „Johann Weinleidtner heiße ich! Hört Ihr?" — „Hört ihr?" rief rechts der Berg wieder — „hört ihr?" schallte es links schwächer — „hört ihr?" tönte es sterbend von drüben herüber.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ein offenes Wort.

Ich hatte bereits der Redaction d. Bl. einen langen Aufsatz behändigt, um auf die vielen Blößen und jesuitischen Fallstricke des Professors Marforio, der sich mit der Production der Disteln beschäftigt, aufmerksam zu machen, als ich zufällig den deutschen Namen jenes Marforio erfuhr, welches mich bewog, den Aufsatz zurückzunehmen. So wie Mohren nicht weiß zu waschen sind, so giebt es auch Leute, mit denen zu streiten die gesunde Vernunft verbietet; so wie es nicht an gierigen Wucherern fehlt, welche der Lust, jedes vollwichtige Goldstück, das in ihre Hände kömmt, von allen Seiten zu beschneiden, nicht widerstehen können, so fehlt es leider auch nicht an Leuten, welche bemüht sind, die Wahrheit auf alle mögliche Weise zu beschneiden, die Worte eines Andern auf die abscheulichste Weise zu verdrehen. Einem Marforio, der sich nicht entblödet, über eine ernste Sache seine Narrenkappe zu ziehen und eine feierliche Handlung zu einem Fastnachtsspiel zu machen, mag es vielleicht gelingen, die Lacher auf seine Seite zu ziehen, der Grandezza, der Aristokratie, welche von bürgerlicher Freiheit nichts wissen will und den schwerfälligen Leuten, deren ewiger Refrain ist: „es bleibe beim Alten" einen Kitzel zu verursachen, wenn er die Wahrheit verhöhnt; aber das

Wort — Verachtung — tönt aus dem Munde aller Rechtlichen, welche auch bei den bezeichneten Classen von Menschen zu finden sind, dem Hohne und der Wortverdrehung nach.

Auf die Schimpfreden und Verunglimpfungen des Aufsatzes: „Distelfutter" etwas zu erwiedern, halte ich unter meiner Würde; willig und gerne unterwerfe ich mich dem Urtheile des unpartheilichen Publikums.

Einmal in den Kampf für die Rechte der Völker und für bürgerliche Freiheit verflochten, werde ich mich durch nichts und von Niemanden abhalten lassen, ihn fortzuführen; ich baue auf eine treue Bundesgefährtin, die mir zur Seite steht: die gerechte Sache; sie kümmert sich nicht viel darum, ob jedes Wort nach den Regeln der Rhetorik und stylgerecht gesprochen und geschrieben wird, wenn es nur aus dem Herzen in Mund und Feder übergeht, sie bezeichnet mit mathematischer Gewißheit den Sieg, der nicht ausbleiben wird, und würde noch Jahrelang für die Erringung und Befestigung der moralischen Freiheit der Völker fortgekämpft. — Liegen doch so viele Beweise klar vor meinen Augen, daß so manche meiner Worte Anklang fanden, dadurch manche Verkehrtheit aus dem Wege geräumt und nützliche Einrichtungen zu Tage gefördert wurden; warum sollte ich nicht fortfahren, in müssigen Augenblicken meine Gedanken auf Mängel und Bedürfnisse zu richten?

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Johannes Rösing.

Ein Geschichtchen, das nicht veralten will.

Philander von Sittewald erzählt: wie ein reicher großmächtiger Herr im Wasgau kurz vor seinem Sterben seinem Sohne, der noch jung und zum Regieren untüchtig war, einen goldenen Apfel gegeben habe, um ihn dem größesten Narren zu schenken, den er auf seinen Reisen finden würde. Bis dahin sollten die alten Räthe des Vaters das Land verwalten, sobald aber der Sohn den größesten Narren gefunden hätte (und der Vater wußte, daß es schwer seyn würde, unter so vielen Narren den größesten ausfindig zu machen) so solle der Sohn zurück kehren und die Regierung selbst übernehmen.

Der Sohn zog nun mit seinem Hofmeister in fremde Länder, fand Bau-Narren, Jagd-Narren, Hof-Narren, Verläumder-, Amts-, Regenten-, und viele andere Narren, denen er immer den Apfel geben wollte, wogegen der Hofmeister warnte, indem er doch wohl größere Narren antreffen würde. Endlich, fährt Philander fort, als sie nun nach Deutschland bis gegen den Rheinstrom kamen, da sahen sie viel Wunder neuer Sachen und Händel, und als sie ein Jahr daselbst herum verharrten, vernahmen sie junge Leute, Manns- und Weibsvolk, welche alle Viertel-Jahre, ja zu Zeiten alle Monat ihre Kleidung änderten, den Hut, Hosen, Wams, Strümpfe, Schuhe, Stiefeln, ja am Leibe selbst; jetzt große Bärte, dann keine Bärte, dann schwarze, dann weiße Haare, dann ihr eigen, dann fremdes Haar u. s. w. und solches mit großen Kosten, also daß Viele sich und die Ihrigen darüber in das Verderben und zu Grunde richteten, als noch heutiges Tages die undeutsche Gewohnheit ist. Dessen wunderte sich der junge Herr und fragte, wie man solche Leute nenne? „Ach, solche thörichte Narren habe ich Zeit meiner

Wallfahrt nicht gefunden!" sagte der junge Held, ging deshalb eilig zu einem, verehrte ihm als dem größesten Narren das Geschenk seines Vaters und zog wieder heim:

Wenn Deutschland wollte witzig werden
Und vorsichtig um sich sehn
Nicht nach à la mode gehn.
Nicht nach Farben und Geberden,
Welschland müßte ohnmächtig wanken;
Daß es aber jetzo obsiegt
Euch in eurem Land bekriegt,
Das habt ihr euch selbst zu danken."

* Literatur.

Seit Beginn dieses Jahres erscheint hier eine Monatsschrift:

„Der Bremer Jugendfreund." Herausgegeben von Frau Hedwig Hülle,

und die geehrte Anordnerin dieses Unternehmens wird es dem ältern Freunde, — dem Bürgerfreunde — erlauben, einige Worte darüber zu sagen:

Die ersten beiden Hefte, jedes 3 Bogen stark in Octav, liegen vor uns, und wir gestehen, daß, unserer Meinung nach, die Herausgeberin hiermit eine befriedigende Uebersicht geliefert hat über das, was sie zu liefern und bezwecken gedenkt: „eine Zeitschrift für die Jugend," die sie unterhalten, belehren und bildend auf sie einwirken soll. —

Wir können dieses Unternehmen nur verdienstlich nennen, und wünschen ihm eine rege Theilnahme. — Jetzt, wo Alles lies't, wo so manche Angelegenheit ein Gegenstand öffentlicher Verhandlung wird, wo so manches Buch, so manche Zeitschrift Einlaß in die Familienkreise unserer Bürger findet, unbekümmert um die Aufführung und die Sittlichkeit des Aufgenommenen, möge es auch der jüngeren Generation gegönnt seyn, einen freundlichen, gebildeten, anspruchlosen Gefährten um sich zu haben, der — harmlos wie sie — ihr die Erholungsstunden angenehm vertreibt, und dessen Nähe vortheilhaft auf sie einwirkt. —

Sey denn willkommen, du Jugendfreund, und entsprich der Erwartung die wir mit Recht von deiner Erzieherin und somit auch von dir hegen.

D.

* Oeffentliche Danksagung.

Allen Wohlthätern und edlen Menschenfreunden, die mir, dem Unterzeichneten, seit meinem Uebertritt zur Evangelischen Kirche, theils freundliche Unterstützung in größter Noth gaben, — theils mir möglich machten, die Reisekosten über das Atlantische Meer nach Nord-Amerika — ins Land der Gewissensfreiheit, bestreiten zu können, sage ich meinen innigsten, herzlichsten Dank, den ich gegenwärtig am besten durch nachstehende Zeilen auszudrücken glaube:

Selig, die des Kummers Zähren,
Durch ihr Mitgefühl verklären.
Daß kein Bruder darf verzweifeln,
Oel in jede Wunde träufeln.
Ein Erbarmen, gränzenlos,
Ruht für sie in Vaters Schoos'.

Bremen, den 8. März 1833. J. Schüly.

* Wunsch und Warnung.

Im Hafen zu Vegesack liegt das Schiff „Hermann" bereits seit mehreren Jahren unbenutzt und in einem Zustande der keine Ausbesserung zuläßt. Da es aber dem Hafenwall nahe und unmittelbar an einer häufig besuchten Stelle seinen Platz hat und seine Masten am Grunde abgefault sind, so kann der erste Windstoß leicht ein Unglück anrichten, wobei Menschenleben in Anrechnung kommen. Möge doch dieser Gefahr vorgebeugt werden.

Ein Seemann.

* An *

Dem Bürgerglück, der Freiheit gilt Dein Streben,
Du fürchtest weder Spott noch Uebermacht,
Dem Vaterlande weihst Du treu Dein Leben;
Was hilft's? Ein Wichtbold schimpft, der Pöbel lacht.

* Erklärung.

Unangenehme Erfahrungen und andere Gründe veranlassen mich zu der Erklärung, daß ich von heute an jedem Aufsatze, den ich selbst verfaßt hiesigen Blättern übergeben werde, entweder meinen vollen Namen oder das Zeichen J°. R. beifügen werde, alle Aufsätze, welche nicht so unterschrieben sind, wolle man nicht als die meinen betrachten.

Johannes Rösing.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 21.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 14. März 1833.

Mein Glaube steht fest, daß Alles, was den Zwecken der ewigen Weltordnung entgegen wirkt, nur sich selbst zerstört. Licht muß früher oder später über die Finsterniß siegen, wie Wahrheit über Trug und Lüge.
Die Möncherei oder geschichtliche Darstellung des Klosterwesens.

* Das Lied von Deutschland.

(Fortsetzung.)

III.

Es seufzet und hohnlacht im mächtigen Bau,
Es hüllt ihn der Nebel, die Wolke so grau,
Als wär' er von Geistern umschlichen;
Es klagen die Ströme, es rauschet der Wald,
Im Thal' sind die Töne der Freude verhallt:
Die Strahlen des Lichts sind verblichen.

Es dringt nicht mehr freundlich in's Fenster hinein,
Denn trüg'rische Bilder hemmen den Schein
Und düsterer Ranken Geflechte.
Da wuchert nun üppich ein nächtlich' Gezücht;
Die Tugend, die Freiheit sind leeres Gerücht:
Es giebt ja nur Zwingherrn und Knechte.

Der Ritter — umgeben von Mauer und Wall,
Bald Raufbold, bald Räuber, halb Fürst, halb Vasall —
Wirft kecklich das Schwert in die Schaale.
Die Lüge verhüllt sich in's Friedensgewand,
Und schleudert den Bannstrahl mit grausiger Hand
Und sengt mit dem Tritt der Sandale.

Der kräftige Sinn und der freudige Muth,
Der Vaterlandsliebe geheiligte Glut —
Die Klippen der mächt'gen Cäsare —
Sie wichen dem Stumpfsinn, dem zehrenden Wahn,
Kein Aufblick mehr waget dem Schöpfer zu nah'n:
Es herrschet ja nur die Tiare.

Sie lockte in Syriens Wüsten die Kraft,
Wo Krankheit und Hunger sie hingerafft,
Nachjagend dem eitlen Phantome;
Sie plünderte Wittwen und Waisen aus
Und füllte mit Hierodulen manch' Haus,
Mit Heuchlern die prächtigen Dome.

Sie bindet und löset, spricht selig, verdammt,
Sie dämpfet das Licht — denn der Holzstoß entflammt,
Der der Wahrheit Künder verschlinget.

Sie fertiget Pässe zum Himmel — für Gold,
Für künft'ge Verbrechen nimmt sie den Sold,
Den die Schlauheit feilschend bedinget.

Es rollen die Welten in ewiger Bahn;
O, Vater! — du waltest nach heiligem Plan!
Und wenn's auch das Kind nicht begreifet. —
Einst schwindet der Nebel; — doch dauert die That,
— Begleitet den Pilger auf wechselndem Pfad',
Wo die Aussaat zur Erndte reifet.

IV.

Die Wahrheit siegt! — des Blendwerks Schleier fallen
Vor eines Mannes, eines Helden Wort;
Ihn schrecken nicht des Lindwurms scharfe Krallen:
„Gott unsre Burg, Gott unser treuer Hort!"
So ruft er aus vor Kaiser und Vasallen —
„Ich kann nicht anders, mächtig reißt's mich fort;
„Ihr habt die Lüge in die Welt gesendet,
„Dem Volk' das Höchste, Heiligste entwendet!"

Du schwaches Werkzeug in der Allmacht Händen,
Woher der Muth dir, und woher das Licht? —
Du fragtest nicht: „werd' ich das Werk beenden? —
Du zagtest vor der Schaar der Feinde nicht.
Der große Meister will dir Hülfe senden,
Die dir die Bahn durch Nacht und Grauen bricht:
Denn was du mühsam an das Licht gezogen,
Das trägt ein Wunder auf die weißen Bogen.

Der Leichtsinn mag's für blinden Zufall halten; —
Der Denker hat das leichte Wort nicht gern;
Er sieht aus ihm das Große sich entfalten,
Ein Kettenglied ist ihm der kleinste Stern;
Er sieht aus Staub die Milbe sich gestalten,
Den Riesenbaum aus unscheinbarem Kern:
So mag er Luther's und der Presse Walten
Nicht mit der rohen Axt des Zufalls spalten.

Er hat den Schatz aus dunk'lem Born gezogen,
Vom Schlamm gereinigt, vom unnützen Tand;
Sie hat des Lichtes schönen Irisbogen
Weithin verbreitet über Meer und Land;
Sie steht ein Bollwerk gegen dunkle Wogen,
Der höhern Leitung heil'ges Unterpfand:
Und nimmer wird's der Finsterniß gelingen,
Sie mit der Nebelkappe zu umschlingen.

Und aus dem Chaos, das den Bau erfüllet,
Tritt manches grause, manches hehre Bild:
Vernichtung dort in Rauch und Glut gehüllet,
Fremdart'ge Horden, schonungslos und wild;
Der Pharus hier, vom Wogendrang umbrüllet,
Vom Nordlands Saum ein glanzerfüllter Schild;
Streitschriften — Trennung — blutgedüngter Boden,
Wortklauberei — Concilien und Synoden.

Es eilt die Zeit, es wechseln die Geschlechter,
Sie fügten zu dem Baue Stein auf Stein,
Wo sich die Namen feiler Lichtverächter
An jene, der gekrönten Frevler reih'n.
Doch die, der Wahrheit kräftiger Verfechter
Senkt' ihre Zeit mit Lapidarschrift ein:
O, eitler Wahn! — einst gelten die Annalen,
Die frei von Trug in ew'ger Klarheit strahlen!

(Der Beschluß folgt.)

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Im Wiederschein der abendlichen Sonne lag das Werffner Thal zwischen den himmelanstrebenden Bergen, deren schneeige Gipfel im Goldglanz herrlich funkelten. Rauschend schoß der Salzafluß über den felsigen Grund daher, die dunkelgrün bemoosten Ufer mit Silberschaum besprützend. Weit aus einander gestreut lagen die Gebäude des Dorfs, die grauen Schindeldächer von hohen Wallnußbäumen überschattet und von Weinreben umrankt, die bis zum höchsten Giebel empor strebten. Das ansehnlichste unter allen war der Schüppelhof. Der sanfte Abhang des Berges, an welchem er gelegen, bildete mehrere Terrassen vor dem Wohnhause, deren Ränder mit Reben und Stachelbeersträuchern besäumt waren. In den Zwischenräumen breiteten sich auf dem Rasen feine Linnen zur Bleiche aus, welche von der Wohlhabenheit ihres Besitzers sattsam Kunde

gaben. Kleinere Wirthschaftsgebäude umfaßten den weiten Hof, in welchem ein Heer Geflügel aller Art so eben nach gehaltener Mahlzeit seine Schlafstätte aufsuchte. Geduldig harrten mehrere Esel, mit gewaltigen Mehlsäcken belastet, der Abnahme ihrer Bürde. Blökend drängte sich eine Heerde heimkehrender Schaafe bei ihnen vorbei, um mit Begier aus den aufgestellten Rinnen eine leckere Salzkost einzunehmen. Ein Blüthenregen wehte von den üppigen Obstbäumen, welche von allen Seiten den Hof umringten, und würzige Düfte verbreiteten sich von den Fliedersträuchen, dem Jelängerjelieber, dem Geisblatte. Der Besitzer all' dieser Herrlichkeit saß in einer Laube, von welcher aus man die ganze Straße übersehen konnte. Ein munteres Weib, eine erwachsene, blühende Tochter, zwei jüngere Söhne umgaben den Glücklichen, welcher, in kräftiger Gesundheit strotzend, eine gar nicht zu verachtende Abendmahlzeit einnahm. Ehrerbietig zog der heimtreibende Hirt seinen Hut vor dem Angesehenen; freundlich nickten die flinken Dirnen herauf, während die Alten des Dorfes im Vorübergehen einige vertrauliche Worte zum Vielverwandten sprachen.

Auch Georg Frommer aus Nürnberg schritt jetzt dem Schüppelhofe zu, seines Auftrags sich zu entledigen. Einige Püffe und Stöße abgerechnet, war seine Rutschpartie am heutigen Morgen glücklich abgelaufen. In wenig Minuten hatt' er den Weg ins Thal zurückgelegt, zu welchem er sonst gern zwei Stunden gebraucht hätte. Er mochte wohl der Niederlagen seiner scharf verbotenen Waare genug im Lande haben, denn er wandelte nun ohne Last, zufriednen Gemüths einher.

„Einen guten Abend geb' Euch Gott, Manlicken!" rief er hinauf — „Dir desgleichen, Georg Frommer!" schallt' es herab. „Wo kommst Du her?" — „Von Nürnberg. Ich kann einmal nicht lange von meinem Vaterlande weg bleiben; immer zieht es mich wieder her." — „Warum bleibst Du nicht ganz hier, närrischer Görge?" — „Geht nicht an. Hab' meine Nahrung in Nürnberg und Frau und Kind daselbst." — „Du bist ein unruhiger Kopf, sonst ließe sich auch dies abändern." — „Laß mich, Freund Manlicken. Doch weißt Du, daß ich heute schon Gutes von Dir genossen habe? Einen ehrlichen Burschen hast Du bei Deinem Vieh auf der Alp, der gern dem Wandrer einen Trunk guter Milch zukommen läßt." — „Ach, Du meinst den Hans!" — „Ja, ja, so heißt er, glaub' ich, wenn ich anders recht verstanden habe. Er schrie mir's noch nach, als mir bereits Hören und Sehen ob der schnellen Fahrt verging. Doch war noch etwas wie von Wein dabei —" — „Weinleidtner," fiel die Tochter eifrig ein. — „Kann seyn — ein bildschöner und obendrein wackrer Junge, welcher seine Zeit auf der Alp nicht leichtfertig zubringt, sie vielmehr zum Lernen erbaulicher Bücher anwendet. Zudem hat er mich dem Pfleger von Werffen entrissen, der nicht zum glimpflichsten mit mir verfahren haben würde, hätte er mein Bündel näher beschaut. Dafür bringe ich ihm auch einen großen Schatz ins Haus" — er zeigte auf ein kleines Packet unter seinem Arm — „eine Bibel" — fuhr er leiser fort — „die Du mir zwar von seinem bei Dir habenden Lohne bezahlen solltest; aber, bewahre mich Gott! nicht einen Batzen nehm' ich dafür an. Dies heilige Buch ist ein wahrer Spiegel, in welches der Mensch nur schauen darf, um zu erfahren, wie er selbst beschaffen seyn müsse — ein Rathgeber in Freud' und Leid — ein Tröster in der Noth — ein Wegweiser zum Himmel."

„Still, still," rieth Manlicken betreten — „denk' an den Pfleger!" — „An den Elenden, welchen ich noch als Schreiber des alten Schöffers konnte?!" — „Wohl wahr! aber nun ist er unser Gebieter und Baron geworden." — „Hm! von der Bauern Gelde, die es ihm, sie mochten wollen oder nicht, zur Erkaufung des Adels vorschießen mußten. Du räusperst Dich so verlegen, Manlicken — hä, hä, ist's nicht so? er hat Dich auch gebrandschatzt? Nun, werde nur nicht roth. Hättest Du aber diesen Rathgeber gehabt" — er wies auf die Bibel — „so wäre Dein Geld noch in Deiner Tasche. Jesus Sirach sagt: Leihe nicht einem Gewaltigern als Du bist: leihest Du ihm aber, so achte es als verloren." — „Schweig," rief Manlicken — „lang' lieber zu und sättige Dich!" — „Danke, danke; ich muß fort. Anton Wallner legt heute vor einer Versammlung andächtiger Landsleute des Herrn Wort aus. Du kannst auch mit kommen, wenn Du willst." — „Ich habe mein Mehl noch in die Mehlkammer zu schaffen und den Wildzaun hinter'm Hofe auszubessern" — entschuldigte sich Manlicken. — „Ich verstehe. Du bist einer von denen, welche einen Acker gekauft, fünf Joch Ochsen erhandelt, ein Weib genommen und darum nicht kommen können — wie die Schrift sagt. Ganz deutlich bist Du abgebildet in dem göttlichen Spiegel. Eins nur sage ich Dir noch: Sammle Dir nicht Schätze, welche die Motten und der Rost fressen und denen die Diebe nachgraben; sammle Dir vielmehr einen Schatz im Himmel. Der Herr öffne Dir die Augen! — Du wirst Dich doch nicht scheuen, Deines guten Johannes Eigenthum zu übernehmen und es ihm einzuhändigen?" — Nicht ohne Schaam griff der Gescholtene zu, und der gerade Bibelmann ging mit einem „behüt' Euch Gott!" brummend von dannen.

Manlicken ließ das Mehl von Frau und Tochter hereinschaffen, den Wildzaun heute unausgebessert und verfügte sich gedankenvoll in sein Stübchen. — Hier öffnete er das heilige Buch. — Nicht ohne großes Vergnügen las er die Geschichte von der Erschaffung der Welt und dem Sündenfalle. Darauf blätterte er neugieriger in dem neuen Bunde. Wie ward ihm zu Muthe, als seine Augen endlich auf der Stelle hafteten: „Wahrlich, ich sage euch: es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelreich komme." — Heftig erschrocken legte er das Buch weg und ging einige Mal nachdenklich in der Stube auf und ab. Dann rief er seine Tochter.

„Bärbel" — gebot er — „nimm ein Viertel weißes Mundmehl, eine Speckseite und ein Schock Eier; trag es dem Herrn Pater hinab und bitte ihn, er solle dafür unsrer in seinem Gebete gedenken, damit wir einst ein seliges Ende bescheeret fänden."

Etwas ruhiger kehrte er nun zu dem Buche zurück, zu welchem ein unwiderstehlicher Trieb ihn hinzog. Lange blätterte er wieder, ob eine ähnliche, auf ihn bezügliche Stelle sich finden würde. Endlich las er: „Es war ein reicher Mensch, deß Feld hatte wohlgetragen u. s. w." Luc. 12 bis 16. „Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht noch wird man deine Seelle von dir fordern; und was wird's seyn, das du bereitet hast?" — Das war ihm doch zu arg. Mit einem geheimen Schauder griff er nach dem kleinen Spiegel, zu untersuchen, ob denn der strenge Tod ihn wirklich so schnell abrufen könne? Nicht läugnen konnt' er's, daß sein Antlitz etwas blässer als gewöhnlich aussah. Seiner Unruhe sich zu entäußern, machte er sich noch allerlei auf dem Hofe zu thun, bis das zurückkehrende Töchterchen ihn davon ablockte.

„Nun, was sagte denn der Herr Pater?" fragte er begierig. — „Er wollte wissen" — entgegnete Bärbel etwas verdrießlich — „ob denn das unser feinstes Mehl sey; ob unsre Schweine bloß Speck und nicht auch Schinken abgegeben hätten, und ob denn die Hühner lauter solche kleine Eier legten?" Entrüstet murmelte der Bauer: „Der habsüchtige, nimmersatte Pfaff! Wollt' er uns denn in sein Gebet mit einschließen?" fragte er dann laut. — „Euch? ja! mich aber wollte er in seine langen, dürren Arme schließen; ich lief ihm aber davon."

Nicht sonderlich erbaut von seiner Sendung ging der Mann in die Stube, wo er seiner Frau die Bibel mit der Weisung gab, selbige unter Weinleidtners Sachen zu verbergen. — Den Rest des ganzen Abends sah sich Manlicken mit seinen beiden Buben allein in der Wohnstube. Als er endlich dem ältesten, die Mutter zu suchen, auftrug, kam dieser mit der Nachricht zurück: wie er oben die Bärbel auf Weinleidtners Truhe sitzend gefunden und selbige der Mutter aus dem neuen, dicken Buche vorgelesen habe. — Da gedachte Manlicken an den verbotenen Baum, an die Mutter Eva und an den Apfel, in welchen er heut zuerst gebissen, aber ihn nicht nach seinem Geschmack gefunden hatte. — Der Holzwurm, welchen er in dieser ziemlich schlaflosen Nacht fleißig picken hörte, ward ihm zum Knochenmanne, der leise an sein Bett zu klopfen schien. Wenig erquickte ihn daher die Nachtruhe.

Blaß, abgefallen sah der im Anfange der Erzählung so blühend beschriebene Hans aus, als er nach einigen Wochen den Schüppelhof zu verlassen im Begriff war. — „Wohin, Hans?" hielt ihn Bärbels sanft wehmüthige Frage auf, deren Antwort sie sich doch selbst zu geben wußte. — Fast tonlos und ohne die Augen auf des Mädchens Gestalt zu erheben, entgegnete er: „Hinauf, zur Wengeralp — will den Veit ablösen." — „Du drängtest Dich doch sonst nicht so dazu" — sprach Bärbel, beschämt zur Erde blickend. — „Ja sonst! — wohl wahr! — aber jetzt" — er holte schwer Athem — „da wird mir nur dort oben leichter um's Herz; Nun leb' wohl, Bärbel!" Er hob langsam das Bein zum Weitergehen, setzte es aber nicht um einen Zoll fort.

„Du könntest mir" — hob Bärbel leise an — „erst ein Paar Trachten Wasser holen, meine Leinwand zu begießen." — Unentschlossen sah Hans das mit gebeugtem Haupte dastehende Mädchen an, dann legte er sanft seinen Stecken und sein Bündel hin und schleppte geduldig das Wasser aus dem nahen Röhrtroge.

Endlich wurde die Stille, mit welcher das Wassertragen von Hansen und das Begießen der Leinwand von Bärbel geschah, Letzterer unerträglich. „Aber, Du thust es wohl nicht gern?" — knüpfte sie das Gespräch wieder an. — „O, warum nicht!" — entgegnete er, gewaltsam sich stark machend. „Warum sollt' ich nicht gern helfen, die Linnen zu Deinem Braubett zu bleichen, damit die Hochzeit eher vor sich gehen könne!" — „Hans!" — die Gießkanne entfiel dem Mädchen und eine große Thräne dem Auge. „Bärbel!" zitterte es von Hansens Lippen und zwei Bäche liefen über seine Wangen. Drauf brach der lang verhaltene Damm durch bei dem Burschen. Er biß wüthig in die Finger, als er schluchzend fortfuhr: „Laß mich immer drauf weinen auf Deine Brautlinnen, daß sie schneller davon weiß gebrannt werden als vom kalten Wasser. Und wenn Du sie zuschneidest die Tücher, und mein Herz dabei mitten durch, und es bleibt etwa so ein Stücklein übrig — o so schenk mir's zum Sterbehemd!" — „Womit

habe ich das verdient von Dir?!" — sprach, schmerzlich weinend, die Betrübte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige dämonische Erscheinung bei einer Verbrecherin.

Die grauenvolle Wahrheit, mit welcher der größte Dichter Englands die Nachtwandler-Scene der „Lady Macbeth" darstellt, tritt Einem lebendig vor die Sinne, wenn man folgenden, erst in diesem Jahre von Herrn Dr. Brück zu Osnabrück in einem ärztlichen Journal mitgetheilten Fall liest, den vor Kurzem mehrere seiner Collegen daselbst bei einer Verbrecherin zu beobachten Gelegenheit hatten.

Ein Bauer in der Nähe Osnabrücks lebte mit seiner Magd in vertrautem Verhältnisse; Beiden war die Hausfrau längst ein Hinderniß und sie beschlossen, sie aus dem Wege zu räumen. Wenn die Hausleute auf's Feld gegangen wären, sollte der Mann seine Frau auf den Kornboden rufen und erdrosseln; die Leiche sollte aus dem Bodenloche geworfen werden, damit es schiene, als habe die Frau beim Herunterfallen den Tod gefunden. So geschah es; der Frevel wurde jedoch entdeckt, und die beiden Thäter mußten in das Zuchthaus der Stadt. Bei der Section der Ermordeten waren die beiden Mörder zugegen gewesen; — dieser Anblick hatte ein Saamenkorn in das verstockte Herz der Magd geworfen, welches nicht ohne Frucht blieb. Die Gewissensqualen der einsamen Tage und schlaflosen Nächte gestalteten sich bei der Gefangenen zu einem Bilde, wie uns Shakspeare ein ähnliches durch „Lady Macbeth" vor das Auge führt; nur daß in unserm Falle nicht die Nacht, sondern der helle Morgen die Zeit der Scene gab, die etwa vierzehn Tage hindurch, immer zu gleicher Stunde beginnend und endend, betrachtet werden konnte, wo jene Magd aus dem Jammer des Wachens in einen schlafwandelnden Zustand gerieth. Mit weit offenen Augen erhob sie sich von ihrem Lager, rang und faltete die Hände, und bewegte, wie betend, die Lippen. Langsam schob sie sich dann, wie mit geschlossenen Füßen, in eine Ecke ihres Gefängnisses; kniete dort nieder und blieb, wie im Gebet, eine halbe Stunde liegen, erhob sich dann wieder und trat gleichsam automatisch, immer mit starr offenen Augen, ohne sie einen Augenblick zu schließen, ihre Reise von Neuem an. In der zweiten Zimmer-Ecke machte sie die zweite Station, fiel auf die Knie, rang die Hände, bewegte wie früher die Lippen, und erhob sich nach gleichem Zeitraum wieder, um in der dritten Ecke ihres Kerkers auf ähnliche Weise ihren Bußgang zu beschließen. Es war zu bemerken, daß sie während ihrer Anstrengung, bloß mit den grauenhaften Bildern ihres Innern beschäftigt, nichts wahrnahm von dem, was sich außer ihr begab, und weder hörte noch mit den zwei Stunden lang offen stehenden Augen sah, deren Ausdruck gläsern und stier war. Trat ihr Jemand auf ihrer Wanderung, welche täglich dieselbe Richtung nahm, in den Weg, so wich sie keineswegs aus, diesen umgehend, sondern sie suchte, so zu sagen, durch ihn hindurch zu dringen, ohne aber Gewalt anzuwenden; und wäre der Widerstehende nicht gewichen, so würde sie, meint man, rücklings übergestürzt seyn. Nach vollendetem Bußgang kam sie seufzend, und wie aus schwerem Traum erwachend, wieder zu sich. Man erfuhr dann von ihr, daß sie während dem es mit dem Gespenste der Ermordeten zu thun gehabt, das sie durch Flehen und Gebet zu entfernen bestrebt gewesen. Tag und Nacht hatte sie ein Grauen vor diesem zweistündigen Morgenkampf, und ermahnte, innerlich zerknirscht, Jeden, sich

vor Sünden zu hüten. — Noch sind ihre Verhöre nicht beendet, und da der Hauptthäter Gelegenheit gefunden, sich im Gefängnisse zu erdrosseln, wird es schwierig seyn, den Grad ihrer Theilnahme an dem Morde zu ermitteln.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Wiederholte Anfrage.

Schon in der vorigjährigen Nro. 64 d. Bl. vom 9. August wurde der Herr Herausgeber des Bremischen Magazins aufgefordert, sein gegebenes Versprechen zu halten, für den bereits eincassirten Subscriptions-Preis von 3 Rthlr. 24 Hefte oder doch 60 Bogen dieser Zeitschrift zu liefern; da der damalige Anfrager sowohl das Bedürfniß nach einer solchen Zeitschrift anerkannte, als auch eingestehen mußte, daß der Herausgeber dem Unternehmen gewachsen sey. Herr Dr. Donandt fand sich durch diese „Anfrage" veranlaßt, in einer bald darauf erscheinenden Nro. des leider in diesem Jahre nicht mehr erscheinenden Politischen Wochenblatts zu erklären, daß nur verschiedene unvorhergesehene Umstände die Fortsetzung des Magazins verhindert hätten; daß aber, namentlich, weil die damaligen Gerichtsferien ihm mehr Muße gewährten, sofort nach Beendigung derselben jene erscheinen sollten, und daß namentlich schon damals zwei Hefte unter der Presse sich befänden. Die Gerichtsferien sind nun seit mehr als einem halben Jahre vorüber, und es ist noch kein Buchstabe mehr in den Händen der Subscribenten als damals; daher die wiederholte Anfrage:

wann man auf die Erscheinung der fehlenden Hefte des ersten Jahrgangs rechnen darf?

Entschuldige sich der Herr Herausgeber nicht damit, daß abermals viele Geschäfte, namentlich die Uebernahme fremder, ihn daran verhindert habe; kein Geschäft ist dringender als das, ein gegebenes Versprechen zu halten, zumal wenn man sich das Honorar dafür hat im Voraus bezahlen lassen. Warum übernimmt Herr Dr Donandt fremde Arbeit (während der Abwesenheit des Herrn Dr. Heinrich Smidt, im vorigen Jahre die Redaction des Politischen Wochenblatts), wenn er sie nicht mit der Eignen in Einklang bringen kann? Entschuldige er sich nicht damit, daß er jetzt Mitredacteur der Bremer Zeitung sey; daß sind Alles später übernommene Verpflichtungen, welche die frühern nicht aufheben. Das Publicum nimmt gern billige Rücksichten auf unvorhergesehene Hindernisse, wenigstens auf einige Zeit; aber eben so billig, ja im vollsten Maaße gerecht, ist nunmehr die Forderung, nach einem fast jährigen Zwischenraume Das zu erhalten, wofür es schon lange bezahlt hat und was ihm wiederholt versprochen ist.

Hätte der Herr Herausgeber schon vor Ankündigung des Magazins das gethan, was jedem Unternehmer eines solchen Vorhabens obliegt, eine hinreichende Anzahl eigner Aufsätze fertig liegen zu haben, damit, wenn die fremden ausbleiben, er diese liefern könne: so wären die Subscribenten nicht getäuscht. Daß dieß aber bei dem Beginn des Magazin's nicht der Fall war, beweist der Inhalt der erschienenen 7 Hefte. Von den gelieferten 13 Aufsätzen sind, außer der Ankündigung selbst im ersten Hefte, nur zwei vom Herausgeber; und wollte man die Seitenzahl in Anschlag bringen, so würde sich leicht ein noch ungünstigeres Resultat für ihn ergeben.

Mit der Bitte um Aufschluß über die zwei schon vor 7 Monaten unter der Presse befindlich gewesenen aber spurlos verschwundenen Hefte verbindet Unterzeichneter die dringende Aufforderung

an den Herrn Dr. Donandt, recht bald seiner Verpflichtung nachzukommen.

Unus pro Multis.

---

* Literatur.

Chronik der freien Hansestadt Bremen, von Carsten Miesegaes. Dritter Theil, mit einer Karte des Bremischen Gebiets.

Dieser dritte und letzte Theil (womit wir aber den Wunsch verbinden, daß der geehrte Herr Verfasser noch nach Jahren Veranlassung finden möge, recht viele frohe und segensreiche Ereignisse in einem folgenden Bande auf unsere Nachkommen zu überliefern) trägt das seinem Inhalte entsprechende Motto aus Schillers „der Antritt des neuen Jahrhunderts":

Und das Land der Staaten ward gehoben,
Und die alten Formen stürzten ein!

Er umfaßt den Zeitraum vom Jahre n. Ch. 1280 bis auf die heutige Zeit und zerfällt in die Abschnitte:

IV. Die hansische Periode bis zu dem allgemeinen Deutschen Landfrieden (1280 — 1495);

V. von dem allgemeinen Deutschen Landfrieden bis zum Westphälischen Frieden (1495 — 1648);

VI. vom Westphälischen Frieden bis zur Auflösung des Deutschen Reichs (1648 — 1806);

VII. von der Auflösung des Deutschen Reichs bis zu den neuesten Zeiten (1806 — 1832);

Dieser Theil rechtfertigt das von uns bei Erscheinung seiner Vorgänger Gesagte, und wir wiederholen es, „daß wir fest überzeugt sind, der Verfasser habe seine Aufgabe ehrenvoll gelöst. Wer das Mühevolle einer solchen Arbeit zu würdigen weiß, wird unsere Ansicht theilen, wenn er sich nach Einsicht überzeugt hat, daß in anspre-chender der Würde des Gegenstandes angemessener Schreibart, das historische Gemälde sich in kräftigen Zügen vor seinen Blicken ausbreitet.

In Tagen, wo eine erfreuliche Theilnahme an den Verfassungen der Länder, wie an den das Gemeinwohl bezweckenden Bestrebungen der Organe unsers kleinen aber glücklichen Freistaats, sich bei der großen Anzahl Gebildeter äußert, sollte Keiner von ihnen dieses Werk als eine flüchtige Erscheinung betrachten, sondern es sich anschaffen, um oft daraus zu schöpfen — denn der Born ist reich und geistig.

---

* Als bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Oldenburg „der Schnee" gegeben wurde, und, ohne durchzufallen, sich unmerkbar auf ein gedrängtvolles Auditorium niederließ.

Sehr passend war des Vorworts breiter Saum
In Nebel und in vaterländ'schen Schaum
Und Handwerksfestes Witz getunkt.
Allein des Beifalls Thermometer sank auf Frost,
Auf Null und Langweil's-Punct.
Da drehte sich der Wind von West nach Ost,
Der Witz von Nord nach Süd, und brachť uns kalte Kost,
Brachť Halbgefrorenes und Hagelschlossen
Und manche Geckerei und Possen.
Was sagen Sie, frug eine Jungfrau da die andre
Von dieser schönen Stelle?
Nun ja, sprach die, wenn das so fortgeht, wandre
Ich heim, noch eh der Schnee gefallen;
Mag seyn, Sie sitzen warm,
Ich aber finde, daß es Gott erbarm! —
Die Stelle herzlich kalt. —
Der Erstern schöne Stelle war des Vorworts Schluß,
Denn mit ihm endete der Langweil' Ueberdruß;
Der Letztern schlechte sprach vom Luftzugs Frosterguß.
Auf rauschte da der Vorhang — sieh! und Allen,
So jung wie alt,
Ward, als der Nebel des Prologs gefallen,
Es sonnenklar und helle,
Und selbst der Schnee erwärmte manche kalte Stelle.

Niphetophilos.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei C. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 21.

Bremen, Donnerstag den 14. März 1833.

Gestorben:

Den 3. März. Der pensionirte Postsecretair Hermann Wilhelm Frese, 69 Jahr; auf Stephanikirchhof Nro. 25.

Den 3. — Des verst. Landmanns David Sudhoff Wittwe, geb. Ahlers, 56 Jahr; Hülsberg Nro. 33.

Den 3. — Der Wassermüller Albert Steinforth, 43 Jahr; Neuenmarkt Nro. 28.

Den 3. — Des verst. Schuhmachers Johann Wilhelm Droldenier Wittwe, geb. Bester, 55 Jahr; Nienabers-Gang Nro. 1.

Den 3. — Des Bockschiffers Engelbert Meyerdirks Sohn, 5 St.; Theerhof Nro. 43.

Den 3. — Der Arb. Herm. Elfers, 60 Jahr; Hastedt Nro. 106.

Den 4. — Des Arb. Diedrich Wienken Sohn, 6 Monat; Paulsberg.

Den 4. — Des verstorb. Arb. Hinrich Thien Wittwe, geb. Altmann, 41 Jahr; Schwanenstraße Nro. 13.

Den 4. — Des verst. Sattlermeisters Johannes Künemath Wittwe, geb. Hartz, 68 Jahr; Grützmacherstraße Nro. 6.

Den 5. — Des Zimmergesellen Daniel Ludwig Krecklow Sohn, 1 Tag; Plünkenstraße Nro. 14.

Den 5. März. Der Steinhauer Herm. Apler, 30 Jahr; außerm Steinthor Nro. 76.

Den 5. — Des Barometerfabrikanten Wilhelm Diedrich Schäffer Sohn, (todtgeb.); große Sortillenstraße Nro. 45.

Den 5. — Maria Catharina Rohde, 28 J.; im Reformirten Waisenhause.

Den 5. — Des Krameramtsgenossen Hermann Rudolph Watermeyer Ehefr., geb. Petersen, 56 Jahr; am Wall Nro. 87.

Den 7. — Des Gastwirths Jacob Schumacher Ehefr., geb. Baumeyer, 49 Jahr; Langenstraße Nro. 62.

Den 7. — Des Arb. Joh. Friedrich Schröder Wittwe, geb. Schmidt, 80 Jahr; Degen-Gang Nro. 10.

Den 7. — Der Kellerhauptmann Joh. Philipp Wilhelmi, 64 Jahr; Hutfilterstr. Nro. 1.

Den 7. — Des Küpers Johann Philipp Stoltze Sohn, 4 Monat; Lingen-Gang Nro. 2.

Den 8. — Des Conditors Ernst Heinr. Goltermann Sohn, 3¼ Jahr; Buchtstraße Nro. 30.

Den 9. — Des Cigarrenmachers Joh. Michael Hansing Sohn, 3 J.; Dreckort N. 11 A.

Geburten:

Den 1. März. Des Schenkwirths Joh. Friedr. Goiert Ehefr., geb. Belmer, Heerdenthorssteinweg Nro. 38; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Kaufmanns Johann Christian Stüve Ehefr., geb. Beckhusen, Grünenstr. Nro. 85; von einem Knaben.

Den 2. — Des Krameramtsgenossen Johann Friedrich Bockelmann Ehefr., geb. Talla, am Markt Nro. 7; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Schuhmachers Barthold Rohde Ehefrau, geborne Horn, Wendts-Gang Nro. 11; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Schneidermeisters Franz Anton Donop Ehefr., geb. Hildebrandt, Molkenstraße Nro. 56; von einem Mädchen.

Den 2. März. Des Wildhändlers Christian Otto Ehefr., geborne Dunkelberg, Molkenstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Bockschiffers Engelbert Meyerdirks Ehefr., geb. Knochenhauer, Theerhof Nro. 43; von einem Knaben.

Den 3. — Des Zimmermanns Daniel Ludwig Krecklow Ehefr., geb. Stüring, Plünkenstraße Nro. 14; von einem Knaben.

Den 3. — Des Kaufmanns Joh. Carl Theodor Meyer Ehefr., geb. Schrader, am Wall Nro. 42; von einem Knaben.

Den 3. — Des Weinarbeiters August Tölke Steinfeldt Ehefr., geb. Ruhräh, Westerstr. Nro. 65; von einem Knaben.

Den 4. März. Des Landmanns Diedr. Schmidt Ehefr., geb. Gefken, Rövekamp Nro. 27; von einem Knaben.

Den 4. — Des Arb. Joh. Hermann Schröder Ehefr., geb. Semcken, Neuenstr. N. 22; von einem Knaben.

Den 5. — Des Barometerfabrikanten Wilhelm Diedrich Schäffer Ehefr., geb. Meyer, gr. Sortillenstr. N. 45; v. e. todten Knaben.

Den 5. — Des Arb. Hinrich Osmers Ehefr., geborne Holthusen, Runken Nro. 13; von einem Knaben.

Den 5. — Des Kaufmanns Joh. Christoph Dübbers Ehefr., geb. Helmcken, Osterstr. Nro. 10; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Arb. Christ. Wilhelm Bergmann Ehefr., geb. Kirchner, Bleicherstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Arb. Johann Jacob Maurer Ehefr., geb. Rollap, kl. St. Annenstraße Nro. 22; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Garnhändlers Joh. Heinrich Phil. Schröder Ehefr., geb. Castens, Osterthorswallstr. Nro. 57; von einem Mädchen.

Den 6. März. Des Arb. Carl Schröder Ehefr., geb. Rustädt, Stangen-Hof Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Arb. Joh. Warnke Ehefrau, geb. Ordemann, Neustadtswall Nro. 3; von einem Knaben.

Den 6. — Des Küpers Wilh. Friedrich Edler Ehefr., geb. Falcke, Rolandstr. Nro. 14; von einem Knaben.

Den 6. — Des Tonnenmachers Hinr. Gerhard Wittler Ehefr., geb. Flügger, gr. Rosenstraße Nro. 16; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Schneidermeisters Heinrich Friedrich Krumm Ehefr., geb. Schierenbeck, Schwanenst. Nro. 40; von einem Knaben.

Den 7. — Des Balletmeisters Joseph Buckey, genannt Lepitre, Ehefr., geb. Feld, Catharinenstr. Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Arb. Johannes Antonius Bartholdes Drewes Ehefr., geb. Schunicht, gr. St. Johannisstr. N. 124; v. e. M.

Den 8. — Des Baumseidenmachers Diedrich Vollers Ehefr., geb. Barre, am Bollwerk Nro. 4; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Oeconom Johann Heinrich Westphal zu Winkel, Herzogth. Oldenburg und Amalia Rebeca Juliane Margar. Henriette Deetjen hieselbst.

Der Tonnenmacher Joh. Christoph Bauer und Beta Linnmeyer, beyde von hier.

Der Schuhmacher Hermann Dame zu Hastedt und des verst. Schullehrers zu Habenhausen Eilert Frese Wittwe, Elisabeth Gefken.

Der Cigarrenmacher Conrad Loges hieselbst und Marie Luise Heuer aus Schmalvoerde, Königlich Hannövrischen Amts Ehrenburg.

Der Portraitmaler Hermann Christian Lemke und Bernhardine Blöcker, beyde von hier.

Der Branntweinbrenner Joh. Hinr. Schniedewind hieselbst und Sophia Wätjen aus Baden, Gerichts Achim.

Der Schneideramtsmeister Albert Heinr. Deike hieselbst und Rebecca Henriette Ebeling aus Barrien, Königlich Hannövrisch. Amts Syke.

Der Strumpfweber Hinrich Reincken hies. und Anna Margar. Winter aus Thedinghausen.

Der Schuhmacheramtsmeister Johann Andreas Dunzelmann hies. und Adelheid Magdalena Charlotte Barnführer aus Bassum, Königl. Hannövrischen Amts Freudenberg.

Der Cigarrenmacher Carsten Frage hieselbst und Luise Friederike Worthmann aus Diepholz.

Der Schneider Ernst Friedrich Zerbel hies. und Eleonore Anna Catharina Wellmann aus Wildeshausen.

Der Stuhlmacher Ernst Heinrich Bethmer hies. und Auguste Sophie Wilhelmine Lönneke aus Halle, Amts Eschershausen.

Der Cigarrenmacher Friedrich Behrens und Margaretha Blume, beyde von hier.

Der Fourier im hiesigen Feldbataillon Johann Heinrich Peter Wohlenberg und Anna Metta Johnsen, beyde von hier.

Der Kunstmaler Johann Everhard Feilner und Christina Wilhelmine Cathar. Pansing hies.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 22.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 17. März 1833.

Alle Gewässer durchkreuzt', die Heimat zu finden, Odysseus,
— — — — — — — — —
Endlich trägt das Geschick ihn an Ithakas Küste,
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht. Schiller.

* Das Lied von Deutschland.

(Beschluß.

V.

Noch steht der Bau; — wir füllen seine Räume;
— Ein buntgemischtes, närrisches Geschlecht. —
Durch's lockre Dach nah'n sich uns tolle Träume,
Und in den Fugen wuchert fremd' Geflecht.
Das Innre trennen unheilvolle Schranken,
Den Strebepfeilern und dem Grund' entlehnt:
Ist's zu verwundern, daß die Mauern wanken,
Und daß sich Riß und Spalte weiter dehnt?

Das Reichspanier, das, fast verwittert, oben
Befestigt war am Saum des Lug ins Land,
Sank bei des Sturmes unheilvollem Toben,
Der Kronen — selbst gesalbtem Haupt — entwand;
Des Sturmes, der die Eichen arg geschüttelt,
Die Moderluft durchschnitt mit scharfem Wehn; —
Der ganze Völker aus dem Schlaf' gerüttelt
Zum Heldenkampf' — zu Freiheit — Auferstehn!

Und auch mein Volk — das deutsche Volk vor Allen
Errang den Sieg in dem gewalt'gen Streit';
Die Hügelreihen Derer die gefallen
Umleuchtete die Hoffnung bess'rer Zeit.
In seiner Kraft, in seiner alten Würde,
In seiner Treue fühlte es sich frei,
In kühner Hoffnung daß auch alte Bürde
Mit fremdem Joch' ihm abgenommen sey.

Thörger Wahn! — der bunten Fähnchen Menge,
Die von den düstern Scheidewänden weh'n,
Der strengen Hüter unheimlich' Gedränge,
Die an den rohgespalt'nen Marken steh'n;
Die Schranken, die dem regen Austausch' wehren,
Der Unmuth, der am Halm der Täuschung reift —
Sie werden den, der Deutschland sucht, belehren,
Daß — ein Odysseus — er das Land durchstreift.

Und in dem Innern der verschiednen Zellen
Hält ungedämpft der Geist der Zwietracht Haus;

Da streiten Hummeln, Drohnen und Libellen,
In Schwärmen ziehn die Arbeitsbienen aus.
Da huschen kampfgerüstet bleiche Schemen
Der alten — sogenannten guten — Zeit
Zum eigensinn'gen Anprall mit Extremen,
An die sich Neuerungs- und Selbstsucht reih't.

Der Hauch des Zeitgeist's zog durch Dach und Wände,
Nachäfferei, Verbildung im Geleit;
Aufklärung drang selbst in die niedern Stände
Mit roher Jugend Zügellosigkeit.
Zu dreist im Fordern und zu karg im Geben
Klemmt noch der Einen Fuß der Vorzeit Schlamm,
Wo in Berserkerwuth die Andern streben
Nach des Smaragdgebirges Sagenkamm.

Nun müh'n die Einen sich den Geist zu stören,
Der — höh'rer Abkunft — durch's Gebäude huscht;
Die Anderen — den Wechselbalg zu hören,
Der am erträumten Eldorado pfuscht.
Und dennoch steht's mit Flammenschrift geschrieben,
Daß Wahrheit und Gerechtigkeit nur siegt,
Und daß — was Selbstsucht und Betrug getrieben
Der Rechenschaft — der ernsten — unterliegt.

Ermüdet nicht, ihr hochbegabten Streiter,
Die ihr für Freiheit, Wahrheit, Tugend glüht;
Strebt muthig weiter auf der Himmelsleiter,
Ob drohend auch euch Nachtgewölk umzieht.
Doch ihr, die ihr die Wahrheit frech verhöhnet
Und an dem Zwinger deutscher Freiheit baut,
Die ihr der Selbstsucht und dem Zwiespalt fröhnet,
Nennt euch nicht mit der hehren Sprache Laut.

So steh' denn Bau! — des Meeres wilde Wogen
Zertrümmern nimmer deinen kräft'gen Fuß,
Ob mächt'gen Strömen breite deine Bogen
Und zu den Wolken trage deinen Gruß.
Stets wölben über dir sich milde Zonen,
Aus reichem Füllhorn schmücke dich Natur;
Gerechtigkeit sey Zierde deiner Kronen
Und würd'ge Freiheit wohne auf der Flur.

A. Daeves.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

„Und wenn die Pfeifer und Geiger" — fuhr Hans, hart genug, fort — „gar lustig den Brautreigen aufspielen werden, da werd' ich auf der Wengeralp mit einem gar luftigen Gesellen auch herum springen. Wirst du endlich mit dem Herzliebsten ins Brautgemach entweichen, so entsetze Dich nur nicht, solltest Du ein leises Klopfen ans Fensterlein vernehmen. Es ist mein Abschiedsgruß. Ade!" — Er ging doch nicht. „Freilich," fing er wieder an, „was macht man sich auch aus einem armen Knechte, wie unser einer ist. Der stolze Vetter, der 'mal das schöne Gut übernimmt, ist ein ganz anderer Freier; mag er auch zehn Mal ärger schielen, hinken und noch brandrotheres Haar haben." — „Immer zu, immer zerfleisch' mir das Herz, daß es schneller alle werde mit mir!" — sprach Bärbel erhitzt.

Er sah ihr ins gramerfüllte Antlitz. Auch ihre vollen Wangen waren verschwunden, wie er erst jetzt mit Schrecken gewahrte; auch ihre sonst funkelnden Augen blickten todt-trübe aus den tiefen Höhlen. Bestürzt schwieg er. — „Sprich selbst, ob ich anders kann?" klagte das Mädchen. „Muß ich nicht dem Vater gehorchen, der täglich in mich dringt, den Vetter zu nehmen; der Mutter, die mich so inbrünstig bittet?" — „Bin ich nicht weit unglücklicher als Du? Wer zwingt Dich, den zu lieben, welchen zu nicht leiden kannst? Du darfst den Gegenstand Deines Grames fliehen — ich muß mich ihm anketten lassen. Du findest in Deinem heiligen Buche der Tröstungen genug — mir wird's verboten." — „Du irrst Dich, Bärbel! Selbst die Bibel erinnert mich an Dich. Steht nicht drin, daß Jakob sieben Jahr um seine geliebte Rahel diente? daß der reiche Jethro den Moses, als armen Flüchtling, zu seinem Schwiegersohn erhob? Lese ich

von der Hochzeit zu Kana, fällt mir die Deinige ein; weg ist meine Andacht!" — „Das darf nicht seyn," sprach Bärbel — „bete nur fleißig; Du hast mir es ja selbst gerathen." — „Das will ich auch" — sprach Hans andächtig — „beten für Dich, für Dein Glück, Du gute Bärbel." — „Und ich" — sprach diese, ihre Thränen trocknend, „will dem Vetter sagen, daß ich ihn nicht leiden kann; daß ich ihn nur gezwungen nehme, weil der Vater befiehlt. Mag er dann machen, was er will." — „Ja, thue" — fing Hans an; doch mit einem Griffe hatte er sein Bündel erhascht, und mit drei Sprüngen war er ihr aus dem Gesicht. —

Bärbel erklärte sich den räthselhaften Abschied sogleich, als sie jetzt ihren Bräutigam durchs Thor herein hinken sah. Hans hatte nicht zu viel von dessen abschreckendem Äußern gesagt. Bärbel erwartete ihn mit dem entschlossenen Muthe, welchen das eben gehaltene Gespräch, so wie der gefaßte Vorsatz erzeugt hatte. — Schon von weitem riß er seinen großen Mund auf, als er Bärbel entdeckte. „Ha! ha! ha!" lachte er — „Dein Vater wird sich 'mal wundern, wo ich hingekommen bin. Er schleppte mich die Kreuz und Queer, durch Dick und Dünn, über Sturzäcker und moorige Wiesen, und schwatzte mir vor, wie dieser Boden zu behandeln, jener zu verbessern sey. Mir ward die Zeit erbärmlich lang dabei, doch hinkte ich tapfer beiher; als das Predigen aber gar kein Ende nahm, ersah ich meinen Vortheil und entwischte richtig. Ha! ha! wie wird er nun draußen nach mir suchen, indeß ich hier im Schatten bei einem hübschen Mädchen sitze." Er kniff seiner Braut jetzt in die Wange und schnitt ein verliebtes Gesicht, das dem Grinsen eines Faunes ähnelte; dann streckte er sich ins weiche Gras.

Bärbel entwand sich dem derben Finger ihres Bräutigams und schaute ängstlich nach der Gegend hin, wo Hans verschwunden war. Nun stand sie unentschlossen da, wie und ob sie ihren Vorsatz ausführen solle. Der Vetter fand sich durch ihre Nähe geschmeichelt und knüpfte sofort die Unterhaltung wieder an. — „Ich begreife gar nicht" — sprach er kopfschüttelnd — „was Deinem Vater plötzlich eingefallen ist, daß er mich mit aller Gewalt zum Bauer machen will. Er weiß es doch von meinen Flegeljahren her, daß ich nie absonderliche Lust dazu in mir verspürte. Deßhalb konnte er mich auch nie recht leiden und war ordentlich vergnügt, daß ich den Einfall hatte, ein Schreiner zu werden; wurde er mich ja dadurch aus dem Hause los. Damals warst Du so eine kleine Krake, so hoch etwa — Herr Je! wer hätte da glauben sollen, daß aus uns noch ein stattliches Paar werden würde! Als ich aus der Fremde zurück kam, wollte Dein Vater noch nicht viel von mir wissen, und nun mit einem Male! — Na, ich kann mir's gefallen lassen! Setz' Dich zu mir, Schätzchen! wir wollen á Bissel von Liebhaben schwatzen." — „Ich hab' nicht Zeit" — wich Bärbel aus — „muß die Linnen begießen." — „Die entläuft Dir nicht; komm nur! Ich will Dir auch beschreiben, wie ich künftig mein Tagewerk einrichten will. Zeitig steh' ich nicht auf, sonst müßt' ich zwei Mal Morgen-Imbiß halten; der muß aber gehörig seyn. D'rauf nehm' ich den Stutz zur Hand, schlendere im Gebüsch und auf dem Felde umher, nebenbei nach den Knechten zu sehen. Mit der Mittagsglocke stell' ich mich zum Essen ein, nach welchem ich mich ein Paar Stündchen niederlege. Ist das Wetter schlecht, zu heiß, zu trocken, zu stürmisch oder feucht, bleib' ich daheim, an der Schnitz- oder Hobelbank die Zeit bis zum Vesper- und Abendessen zu vertreiben. Dann geh'

ich in die Schenke und endlich —." — „Aber" — begann zögernd Bärbel. — „Kein Aber — so wird's und nicht anders, so wahr ich Peter, das heißt: ein Felsen, bin." — „Aber wenn ich Dir nun sage, daß — daß —." — „Nun, was denn, meine Nuß?" — „Daß ich eigentlich Dich nicht — nicht recht — gar nicht leiden mag, daß ich es lieber sähe, Du nähmst Dir eine Andere." — Ha! ha! ha! guckst Du da heraus?! Das ist mir nichts Neues. Sieh, in der Fremde, da konnte mich auch keine Maid leiden, grade so wie Du sagst. Die Eine hieß mich einen Judas, die Andere einen Fuchs, die Dritte eine Schielewippe, die Vierte einen Paßgänger, und was weiß ich noch! Das rührte mich Alles nicht. Und glaubst Du? — nicht zwei Monden vergingen, und ich war ihr Peterchen hinten, ihr Peterchen vorn. So wirst Du's auch machen, bevor wir einen Scheffel Salz zusammen gegessen haben." — Zweifelnd beäugelte hier Bärbel ihren Adonis, dem diese Miene so rührend vorkam, daß er, wie besessen, über sie herfiel und gewaltsam einen schallenden Kuß auf ihren Mund drückte. — Gleich d'rauf, nachdem Bärbel von ihrem Schrecken sich erholt hatte, hob er kopfschüttelnd an: „Da seh mir eins den Kerl, den närrischen Hans dort! Als ich zum Niederthore herein trete, rennt er wie toll, als brenne der Hof hinter ihm, zum Oberthore hinaus. Ich denke nicht anders, als daß er nun bereits eine Meile weit fort seyn müsse — derweile steht er dort und sperrt groß und breit sein Maul über der Mauer herein auf." — Bärbel sah gar nicht hin, erfaßte seufzend die Kannen und begoß die verhaßten Brautlinnen.

Die Hochzeitskuchen bucken im Ofen, Ochsen und Mastvieh war geschlachtet, Haus und Hof mit Besemen geschmückt. Der Brautputz lag bereit — Hans in Verzweiflung auf der Wengeralp — Peter im Meer der Wonne — der Mutter die Angst in allen Zügen — Bärbel der Tod auf dem eingefallenen Antlitze.

So stand's im Schüppelhofe am Vortage der Hochzeit. Die Braut entwischte der examinirenden Mutter und eilte in den Garten unter den dichten, tief herabhängenden Fliederbusch, ihrem gepreßten Herzen durch ungestörtes Weinen Luft zu machen. Sie flehte um schnellen Tod. — Sie überhörte in ihrer Trauer ein vielstimmiges, verworrenes Geräusch, welches dem Schüppelhofe näher und näher kam. Schon unterschieden deutlicher sich die Stimmen; Bärbel vernahm sie nicht eher, als bis ein ihren Gefühlen verwandter Ton, das Stöhnen eines Leidenden, ihr Ohr erreichte. Da blickte sie befremdet hinab.

Dunkelroth das blut- und staubbedeckte Antlitz, die Kleidung voll Schmutz und zerrissen, humpelte Peter voran an der Spitze eines großen Volkshaufens, in dessen Mitte eine Tragbahre sichtbar wurde, auf welcher ein Schwerverletzter mühsam röchelte. Ein unsägliches Weh durchschnitt Bärbels Herz. Hans! verzweifelt! Selbstmord! Kampf mit Peter! dieß die Schreckgedanken, welche ihre Brust erbeben machten. Aber gleich darauf machte sie sich selbst Vorwürfe darüber, da sie mit verminderter Angst bemerkt hatte, wie der Sterbende nicht Hans — nein, ihr Vater sey! — „Der Pfleger" — riefen hundert Stimmen, als Gattin und Tochter über den bewußtlosen Manlicken sich hinwarfen — „der Pfleger ist schuld! Der hat ihn an den gefährlichsten Ort beim Holzflößen gestellt." — „Ein Uriasstückchen!" sprach ein Alter zornig. „Seht Euch vor, die Ihr dem Pfleger geborgt habt, daß er es nicht mit Euch auch also mache!" — Peter aber stampfte wüthend mit dem graden Beine den Boden, und schwur, dem Pfleger es gedenken zu wollen. „D'rum nahm er mich nicht an, als

ich des Vetters Stelle vertreten wollte, obschon es meine Lieblingsarbeit ist. Der Schuft! er schrie noch recht, als der arme Manlicken mit dem Stamm hinabrollte in die Salza. Wär' ich ihm nur drei Schritt näher gestanden, hätt' ich ihn noch erfassen —." — „Aber nicht erhalten können!" bemerkte ein Anderer — „vielmehr hättet Ihr dem armen Manlicken Gesellschaft im Wasser geleistet." — Peter rannte, immer noch schimpfend, nach seinem Stutze, Pulver und Korn aufzuschütten und drohend damit umher zu laufen. Indeß Boten nach dem Bader jagten — wuschen Mutter und Tochter mit zitternden Händen das starre Blut aus den Wunden des Verunglückten. — Vergebens schrie Peter d'rein, daß die Kuchen im Ofen zu Kohle verbrennten; Niemand hörte ihn, Niemand lachte seiner närrischen Geberden.

Durch angewandte Hausmittel hatte man den Betäubten zu sich gebracht; matt schlug er die Augen auf. Einen sonderbaren Blick warf er den Umstehenden zu, hob, wie drohend, einen Finger auf, und sprach mit Anstrengung: „Du Narr! heute noch wird deine Seele von dir gefordert werden!" Wie zum schmerzlichen Weinen verzog sich dann sein Blick, und wieder schlossen sich die Augen. — „Er redet irre!" riefen Einige. „Er meint den Pfleger!" Andere.

Aber Manlicken, welchen man wieder ohnmächtig glaubte, schüttelte leise den Kopf, beiden Parteien ihren Irrthum zu benehmen, und deutete auf sich, welche Pantomine ein verdoppeltes Wehklagen bei den Seinigen hervorbrachte. — Draußen aber riß während dem, in Schweiß gebadet, Peter die verkohlten Kuchen aus dem Ofen, dieselben verzweifelnd ins Gras werfend, als er bedachte, daß bei solchen Umständen morgen wohl nichts aus der Hochzeit werden dürfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Oberländische Weserschifffahrt.

So lange die bekannten Streitigkeiten zwischen einem Theile der Oberländischen Weserschiffer und der Bremer Schifffahrts-Direction obwalteten, haben beide Theile in der Bremer Zeitung, und auch auf andere Weise, sich bemühet, sich gegenseitig und nebenher das Publicum von der Zweckmäßigkeit ihrer Wünsche und Bestrebungen zu überzeugen; es möchte nun wohl an der Zeit seyn, daß bei der Schifffahrt — aber nicht bei den Schiffern oder der Schifffahrts-Direction — Betheiligte dem Publico die Resultate jener Streitigkeiten vorlegen, die wenigstens dem Einsender Dieses als keinesweges nachtheilig für Bremens Handel erscheinen wollen. Derselbe bevorwortet auf das Bestimmteste, daß er die thätigen Bemühungen der Direction dankbar anerkennt, und dieselbe keinesweges zu tadeln beabsichtigt, sondern sich darauf beschränkt, auf Thatsachen aufmerksam zu machen.

Vor drei Jahren, als sämmtliche Schiffer der Oberweser eine große Corporation, eine Schiffergilde ausmachten, war die Fracht von Bremen nach Minden für Waaren erster Classe 1 Rthlr. 14 Gr. höchster Fracht, 1 Rthlr. 4 Gr. mittler, und 68 Gr. per 300 Pfund niedrigster Fracht, und, aus dem angeführten Grunde, nämlich, weil die Schiffer eine große Verbrüderung bildeten, war ihnen die Macht in Händen gegeben, der Kaufmannschaft Vorschriften zu machen, und namentlich gelegentlich Frachterhöhungen zu erzwingen, welches denn, wie bekannt, auch mehrfach geschehen ist.

Bei einem solchen Versuche wurde nun, zum Glücke des Handels, das Reich der Schiffer uneins, und die gefährliche Coalition auseinandergesprengt. Es mußte einleuchten, daß diese Trennung der Schiffer nicht geeignet war, das Ziel, welches sie im Auge hatten, eine fernere

Frachterhöhung, zu erreichen, denn durch Trennung wird jede Macht geschwächt. Es geschah daher, was unter diesen Umständen nicht anders seyn konnte, daß, statt den Frachtsatz zu erhöhen, die sich absondernden Schiffer es sich gefallen lassen mußten, die Fracht herabzusetzen, und sich der Kaufmannschaft auf jede Weise gefällig zu bezeigen, um Güter zu erhalten, und der Concurrenz der Reiheschiffer zu begegnen, so sehr dieses vielleicht gegen ihre ursprüngliche Meinung gewesen seyn mag. Durch die steigende Concurrenz der Schiffer ist nun die Fracht von Bremen nach Minden auf 45 Gr. per 300 Pf., also fast auf die Hälfte des früheren Satzes, herabgegangen. Ferner fährt jetzt, um Alles den Wünschen der Kaufmannschaft gemäß zu machen, jeden Dienstag ein Schiffszug nach Minden, derselbe mag nun volle Ladung haben oder nicht, und ist 3) nicht zu verkennen, daß die Schiffer ungleich gefälliger geworden sind, als vor 3 Jahren der Fall war, zu welcher Zeit mir wenigstens selten ein Lob über große Gefälligkeit und Artigkeit der Schiffer zu Ohren gekommen ist, wohl aber manche Klage über das Gegentheil.

Aus diesen Puncten geht hervor, daß das Ergebniß der Sprengung des großen Bündnisses der Weserschiffer sehr vortheilhaft für den Bremer Handel gewesen ist, und da zu besorgen steht, daß bei einer Wiedervereinigung aller Schiffer der alte Zunftgeist wieder erwachen, und die Zeit hoher Frachten wieder ins Leben rufen werde, so möchte es im Interesse aller Kaufleute, die von der Weserschifffahrt profitiren, liegen, einer solchen erneuerten Coalition vorzubeugen, da ein jeder, den jetzigen Geschäftsbetrieb kennender Kaufmann, weiß, daß ungemein viel bei der Erweiterung des aufblühenden Handels daran liegt, daß wir in billigen Frachten verladen, zumal nach solchenden Gegenden, wo unser Handel mit dem des Rheines in Contact kommt, und daß bei wieder eintretender Erhöhung der Flußfrachten ein großer Theil des jetzt mühsam herbeigezogenen Handels nach dem Rheinlande wieder verloren gehen würde. Man lasse daher der Schifffahrt, so wie sie sich jetzt regulirt, ihren Lauf, und trachte nicht darnach, daß das Reich der Monopole auf der Oberweser, das auf eine so glückliche Weise gebrochen ist, nicht das Haupt wieder erhebe, und werden die Schiffer bei den schnelleren und häufigeren Fahrten, obgleich in niedrigerer Fracht, auch am Ende besser ihre Rechnung finden, als wenn sie im Laufe eines ganzen Jahres zwei Reisen machen, eine enorme Fracht einnehmen, und diese während der übrigen 10 Monate mit Nichtsthun zu Hause verfaulenzen.

Es dürfte sich daher empfehlen, die Reiheschifffahrt in dem Zustande zu lassen, worin sie sich jetzt befindet, und der Westphälischen Schiffergesellschaft ebenfalls zu gönnen, ihr Geschäft ruhig fortzutreiben, damit eine heilsame Concurrenz unter den Schiffern zu Nutz und Frommen der allgemeinen Weserschifffahrt fortbestehe, und dergleichen Anmaßungen und Beeinträchtigungen des Handels, wie wir vor zwei Jahren erleb haben, nicht wieder statt finden können.

Ein Kaufmann.

---

* Delcredere-Comptoir.

Es ist doch eine schöne Sache um den ru higen Schlaf! Unsre Vorfahren konnten sich dess in vieler Hinsicht weniger erfreuen als wir; thei war die menschliche Gesellschaft nicht so sehr d Gesetz und Obrigkeit gebunden, die Macht d Stärkeren galt, die Ausbildung der moralisch Kräfte mußte der der physischen Kräfte weiche, und das Faustrecht spottete der Rechte des Me schen; theils war man ungleich mehr als jetzt de

Wechsel des Glücks unterworfen, mit Sorgen legte man sich nieder, mit Sorgen stand man wieder auf; Dumme wurden leichter reich, Kluge leichter arm als jetzt, je nachdem es der Laune der Fortuna gefiel. So viele nützliche segenbringende Institutionen, deren sich unser Zeitalter erfreut, kannte man nicht, Vereine zum Schutz und Trutz existirten nicht, von Versicherungsgesellschaften oder Assecuranz-Compagnien wußte man nichts; kein Ersatz für das, was die Flamme raubte, was das Meer verschlang, was Sturm und Hagel den Feldern nahm; hülfloser als jetzt standen Wittwen und Waisen am Sarge ihres Versorgers; denn Wittwen- und Sparcassen gaben keinen Trost, sicherten nicht den Verdienst. — Aller dieser schönen Einrichtungen erfreuen wir uns und können uns derselben mit geringen Opfern theilhaftig machen; — welche Vorzüge haben wir vor unsern Vorfahren, und wie sehr haben wir Ursache, dafür dankbar zu seyn!

Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war das Assecuranz-Wesen in einem sehr mangelhaften und sowohl für Versicherer als Versicherte höchst unzuverlässigen Zustande; ich brauche meine Mitbürger nur an die Vorfälle zu erinnern, welche sich hier in Bremen ereigneten und so Manchen schnell um Haab und Gut brachten. — Während man sich jetzt so leicht gegen Feuer und Wasser, gegen Sturm und Hagel, ja gegen Mangel und Tod versichern kann, kann man sich nicht gegen einen andern bösen Feind versichern, gegen das Unglück oder den Betrug derer, welchen man sein Eigenthum anvertraute. —

Ließe sich nicht ein Delcredere-Comptoir, den Versicherern zum Nutzen, den Versicherten zum Segen, einrichten? Wie, wenn reiche Capitalisten sich dazu vereinten, um die auf Zeit zu machenden Verkäufe zu versichern? — Ich sehe Manchen lächeln ob dieser Fragen, und will sie gern als rohe Steine betrachten, glaube aber doch, daß sie der Beachtung und der Behauung werth sind. — Ich glaube, das Ding ließe sich wol einrichten, wenn man es nur mit Lust und Liebe anfassen wollte. — Die Sache könnte sich nur dadurch verinteressiren und für beide Theile nützlich werden, wenn die Theilnahme allgemein würde, von Vielen recht viel, sowohl große als kleine Posten versichert und die Prämien sehr niedrig gesetzt würden. Es giebt wol wenig Städte, welche so sehr über ihre Kräfte arbeiten als Bremen; der Grund ist in den Wechselacceptен und der Leichtigkeit, womit wir unsere Zahlungen machen, zu finden. Es ist noch so gar lange nicht her, daß man die Platzwechsel nicht kannte, der kurze Credit, den man früher bewilligte, ist immer mehr in lange Zahlungsfristen ausgeartet; früher waren Wechselaccepte von drei Monaten eine Seltenheit, man scheute sich, so langen Credit zu fordern, man scheute sich, 3 Monat Papier unter Disconto zu bringen. Diese Scheu ist verschwunden durch die Zunahme des Vertrauens, 6 und 9 Monatscredit ist nichts seltenes, ja auf 12 und 18 Monate werden Verkäufe abgeschlossen; dem Besten und Reichsten kann aber während eines so langen Zeitraums Unglück auf Unglück zustoßen, so daß er am Ende mit dem redlichsten Willen nicht im Stande ist, seine Verpflichtungen zu erfüllen. — Mit der Zunahme der Zahlungsfristen sollte aber das Bedürfniß, sich gegen ein geringes Opfer durch Assecuranz sichern zu können, wachsen. Die Sache hat viele Schwierigkeiten, das ist nicht zu läugnen, und ich wage noch nicht, ohne Klügere gehört zu haben, Vorschläge zu der Einrichtung eines Delcredere-Comptoirs zu machen. —

Ob und wie die Sache einzurichten wäre, wie groß die Prämie seyn müsse, wie sie zu erheben wäre, ob die Käufer wie Schiffe und

Häuser zu classificiren wären, auf wie lange Zeit die Versicherungen zu schließen wären, ob und wie Alles aufs Strengste geheim zu halten sey, diese und andere Fragen sähe gern in diesen Blättern von der bessern Einsicht beantwortet

Js. R.

---

* Anfrage

an dasjenige Mitglied der löblichen Bau-Operation, welches damit beauftragt ist: warum am Aufgange des alten Walls, vom Osterthore her, das Straßenpflaster nicht gemacht wird; indem der sich dort bei regnigtem Wetter bildende Cloak allen Spaziergängern, so wie den dortigen Bewohnern höchst widerwärtig ist. — Nicht minder verdient gerügt zu werden, daß die Erhöhung des Pflasters, so wie die Versetzung der Pfähle in die Baulinie, vor dem Hause Osterthorsstraße Nro. 37 nicht gefördert wird, weil der dort jetzt bestehende Absatz für Fußgänger und Fahrende sehr lästig befunden wird.

---

* Höfliche Erwiderung.

Statt meines Correspondenten im Bürgerfreunde Nro. 16, den ich am 10. März auf der Scene vermisse, erscheint — Herr Johannes Rösing, um mir diese oder jene Eröffnungen zu machen. Es kann nicht fehlen, nur die Absicht, meine Meinung zu vernehmen, über seine Mittheilungen, kann ihn dazu bewogen haben. Die Höflichkeit macht es mir daher zur Pflicht, ihm nichts vorzuenthalten.

Ich muß zuvor beklagen, daß er seinen langen Aufsatz zurückgenommen, worin er aufmerksam machen wollen auf meine Blößen und jesuitischen Fallstricke!!! Ich mag ungern Anstoß geben durch meine Blößen, und bin nach Vermögen bemüht sie zu decken, und für die Folge zu vermeiden. Nun aber Herr R. lieblos genug ist, mir seine Beleuchtungen vorzuenthalten, bin ich außer Stande, seine tiefsinnigen Erkenntnisse zu benutzen. Auch das Publikum liegt noch fortwährend in meinen jesuitischen Fallstricken und entbehrt seinen diensamen Unterricht, wie diese zu vermeiden stehen.

Heißt das nun liberal und großmüthig handeln, wenn man seinen Mitbürgern solche heilsame Entdeckungen vorenthält? Oder beruht seine Ansicht nicht etwa bloß auf optischer Täuschung?

Außer von Herrn R. ist aber bis jetzt von Niemanden Klage gehört worden, daß er gefallen wäre, über oder in meine Stricke, oder daß er verstrickt worden wäre in die von mir gelegten Schlingen und Fallen. Selbst nicht einmal der Mahnbriefsteller, mit dem ich doch unmittelbar in Briefwechsel gestanden, hat dergleichen laut werden lassen. Doch habe ich es nicht zu verantworten, wenn Herr R. blind mit sehenden Augen, und ohne meine Schuld und wider meinen Willen zum Fall gekommen wäre, da er selbst versichert: „er kenne meine Fallstricke," und folglich im Stande war, die nöthigen Mittel und Vorsicht anzuwenden um ihnen zu entgehen. Aber, wie Mancher, der Andern die Schuld beimessen wollen, fiel nur über seine eigenen schwachen Beine, oder in Gruben, die er selbst für Andre gegraben hatte.

Meinen deutschen Namen will er ausgeforscht haben!! Ist das wohl nicht ebenfalls optische Täuschung? Ich höre, daß er auf das Eifrigste bemüht ist, meinen Namen zu erkundschaften, und alle erlaubten oder indiscreten Mittel und Kunstgriffe anwendet, um in der Sache aufs Gewisse zu kommen. Ich höre, daß er mit Dreistigkeit einen Mann bezeichne, der mich gar nicht kennt und der mit mir nicht in der entferntesten Beziehung steht. Da ich nun unschuldige Ursache bin, wenn Herrn R. Dreistigkeit ihn belästigt, mit verfehlten Bezeichnungen, so wird das mir am Ende zur Last gelegt. Es ist aber nicht meine Schuld, daß ich einen so neugierigen Verfolger habe, weil er keinen Anlaß hat mich kennen zu lernen, indeß thut es mir leid um den unschuldigen Mann, von dem ich jedoch höre, es werde ihm nicht schwer fallen, Herrn R. zu beschwichtigen, wenn er sich anders die Mühe nehmen wollte.

Aber was bewegt Herrn R. dazu, auf eine so unbescheidene Weise in die Geheimnisse Anderer einzudringen. Was geht ihn das an, was ich mit meinem Mahnbriefsteller auszumachen haben möge. — Ist der nicht ebenfalls Anonymus,

(Hierbei eine Beilage.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

wie ich mit meiner wohlbekannten Firma? Ist Herr R. auch ein Feind der Anonymität? oder hat er stets mit seinem Tauf- und Stammnamen unterzeichnet, wie er erst am 10. März für die Zukunft angelobt? und hat Er nie anonym geschrieben? — Hat er nicht unsäglichen Spuk getrieben in öffentlichen Blättern, unter anonymen oder pseudonymen Bezeichnungen? — oder meint er das sey ihm nicht als Anonymität anzurechnen, wenn verblendete Eitelkeit und vermeinte Erheblichkeit seiner schriftlichen Ausleerungen ihn verleitete, sich selbst unter der Hand als den Erzeuger auszuschwatzen. Glaubt er sich allein berechtigt zur Anonymität, und nicht verpflichtet, sie Andern zuzugestehen? — Oder hält er dafür, sie dürfe nur so lange dauern, als es ihm gefallen wird sie gelten zu lassen? — Wie stimmt das zu dem Kampfe für die Rechte der Völker und für die bürgerliche Freiheit in den er verflochten ist, daß er Andern die Freiheit rauben will, die er selbst sich jahrelang genommen hat, zur Belästigung des ganzen gebildeten Publikums. Ex ungue leonem, heißt es und noscitur ex fructibus arbor. — Erkennt er an den Früchten nur, daß sie gut und reif und auf gesundem Stamme gewachsen, so mag er sie fröhlich genießen und sich nicht kümmern um des Baumes Rinde, die ihm nicht aufgetischt wird. — Was bewegt aber ihn und alle die gleiche Qual leiden zu diesen ängstlichen Nachforschungen? — (ich kann mir nicht vorstellen, daß sie geschähen aus peinlicher, stumpfsinniger Neugier, oder gar aus Absichten auf Verfolgung, Lästerung und Rache? —) Was nun ihn bewegen mag, das mag er selbst sich beantworten, löbliche und anständige Rücksichten sind mit solchem Benehmen unvereinbar. Doch der erhabene Zweck, die Rechte der Völker und die bürgerliche Freiheit zu erkämpfen, überhebt ihre Streiter aller Schonung und heiligt alle Mittel. So lauten die Lehren der modernen Satelliten des heiligen Ignatius von Loyola. —

Meine Anonymität ist mein Geheimniß und mein Geheimniß ist mein Eigenthum, das ein Jeder respectiren muß, der Achtung hat vor den Eigenthumsrechten Andrer. Meine Zurückgezogenheit aus allem literarischen Verkehr sichert mich gegen Ausmittelung, und ich habe weder öffentliche noch geheime Theilnehmer an meiner literarischen Firma. Aber die unselige Täuschung des Herrn R., als ober meinen Namen erforscht habe, beraubt uns nun wiederum eines lichtvollen Aufsatzes, uns beide, — das Publikum und meine Wenigkeit!

Die Weberdistel ausgenommen, ist die Production von Disteln wol nie als Geschäft betrieben worden, wie Herr R. mir sinnreich nachredet. Sonst erzeugt die Disteln nur freiwillig jeder fruchtbare, üppige Boden, ohne einige Pflege und Wartung und auf sterilem Acker wird man sie vergebens suchen. — Rationale Agronomen und Viehzüchter wissen alles zu benutzen, und so habe auch ich davon Gebrauch gemacht und Beifall gefunden bei allen Sachkundigen, wegen der angemessenen Verwendung. Wie Bienen und Schmetterlinge Honig saugen aus allen Pflanzenblüthen, so hat man in meinen Distelblüthen auch Nahrung entdeckt für psychische Naturen und die Disteln sind dermalen an der Tagesordnung, als das Neueste der Jahrszeit. Auf allen Tafeln, die servirt seyn woll.n im feinsten Geschmack, stehen Distel-Bonbons als Zugabe und Nebenschüssel für Damen neben den Lübecker Marcipanherzen, und statt des Wermuth-Extracts, der bisher vorherrschte, genießt man jetzt Distel-Liqueur zum Frühstück, wider die böse Luft und gegen sonstige böse Anwandlung. Doch hat die Varietät die ich aufgetragen habe, (die Botaniker haben sie nach meinem Taufnamen Carduus Benedictus genannt, mir zu Ehren) wegen des eigenthümlichen specifischen Aroma denen nicht zusagen wollen, die von der Natur sonst auf gemeines Distelheu angewiesen sind. Herr R. hat sogar Schimpfreden und Verunglimpfungen darin entdeckt, was sonst niemand gelungen ist, und er erklärt geradezu, er wolle sich nicht damit befassen.

Herr R. ist meiner Meinung: „Mohrenköpfe zu waschen sey vergebene Arbeit." — Ich habe das bereits ausgesprochen in Nro. 17. des Bürgerfreundes, und da er mir beistimmt, so kann ich künftig Herrn R. selbst als Beleg anführen, wenn meine Meinung bestritten werden sollte, wie ich denn überhaupt geneigt bin ihn anzuführen, so oft eine schickliche Gelegenheit sich darbietet.

„Einmal in den Kampf für die Rechte der „Völker und für die bürgerliche Freiheit verflochten, „wird er durch nichts und von Niemanden sich „abhalten lassen, ihn fortzuführen."

Ich glaube selbst durch die gesunde Vernunft würde er sich nicht abhalten lassen, wenn diese ihm davon abriethe! — Herr R. sollte ein Beispiel nehmen an meinem Mahnbriefsteller; der ist ein ganz guter Mann, — von Herzen nemlich, nicht so wenn man ihn von Seiten des Kopfes ins Auge faßt. Er leidet an der Geniesucht, die sich anfangs äußert durch innere Beklemmung, finstre Visionen und lebhaftes Phantasiren mit mancherlei krampfhaften Zufällen. Diese werfen sich dann auf die äußern Theile, concentriren sich in den Fingerspitzen, äußern sich dort in paripathetischen Paroxismen und sind nicht eher zu heben als bis Ausleerungen in Dinte und Druckerschwärze dem

Patienten Luft schaffen und Linderung gewähren. Solche Genielucht ist nicht leicht zu curiren, bis man das, was der Patient in seinen Bekenntnissen für seine gesunde Vernunft ausgiebt, sorgfältig zusammensucht, mit krampfstillenden und narkotischen Mitteln, aus practischer Vernunft extrahirt, zum Fallen bringt als Bodensatz und ihn das rectificirte Liquidum mit reichlichem Zusatz von Nieswurz in starken Dosen genießen läßt. So habe ich meinen Patienten behandelt und wie ich hoffe mit Glück, denn bis auf diesen Augenblick sind keine neue Anfälle verspürt worden. Doch läßt sich noch nicht mit Gewißheit erkennen, ob die Cur radical gewesen, oder das Uebel.

Ich werde immer suchen, mich auch mit Herrn R. zu verständigen, die gesunde Vernunft in seinen Werken aufsuchen, und wenn ich sie nicht antreffe, von meinem eigenen Ueberschuß an praktischer Vernunft soviel hinzulegen, daß der Abgang auf Seiner Seite nicht verspürt wird. Ueberhaupt werde ich mit ihm nie streiten über gesunde Vernunft, weil diese nichts gewinnen kann bei solchem Streit und er selbst es sich auch ausdrücklich verbietet.

Auch auf die Wahrheit-Beschneider und Wortverdreher ist Herr R. sehr erbittert. Denen kann man nun leicht begegnen, wenn man seine Worte und Gedanken bestimmt und richtig zu setzen weiß, was freilich nicht Jedem gegeben ist. Letztere thun besser, wenn sie gar nicht schreiben, denn alsdann haben die Wortverdreher nichts zu verdrehen. Aber die schlimmsten und schädlichsten sind Phrasendreher, Sachverdreher und Kopfverdreher, mehrentheils müssige Köpfe, die mäßige Köpfe verdrehen, mit Phrasen, Declamationen und Sophismen, bis diese eben so wenig wieder zurecht zu setzen sind, als die Mohrenköpfe zu bleichen. — Es ist eine abscheuliche Sache mit diesem Verdrehen, und ich bin darin ganz der Meinung des Herrn R., die er anführt, ohne Zweifel geschöpft aus eigener Erfahrung. —

Aber wenn Herr R. behauptet: „ich hätte der ernsten Sache eine Narrenkappe übergezogen" — dann ist wieder optische Täuschung oder Gedächtnißfehler daran schuld — und er thut mir abermals unrecht. — Glaubt er denn wirklich, wie Andere, die nicht besser zusehen, wie er selbst, ich hätte den Mahnbrief geschrieben? — dann ist er im gröbsten Irrthum! und confundirt die beiden Correspondenten, wie er denn überhaupt im Confundiren geübter erscheint wie im Approfundiren. — Und jene geistreiche Allegorie nennt er gar eine Narrenkapp', die der Mahnbriefsteller der feierlichen Handlung aufgesetzt hätte, um sie zum Fastnachtsspiel aufzuschmücken. — Da thut er meinem Correspondenten wehe und der Allegorie überhaupt, wenn er diese an sich für eine Narrenkappe erklärt. — Und ich kann das auch nicht zugeben, weil ich verflochten bin in die Allegorie, und sie fortgeführt habe, so gut es mir hat gelingen wollen, in Nro. 14. —

Es ist eine große Wahrheit: Jeder Narr hat seine Kappe und freut sich darüber, und meint Wunder wie gut sie ihm stehe zum Gesicht, und dieß große Vorrecht der bürgerlichen Freiheit zu schmälern, und Andern eine Kappe aufzudringen, wär's auch eine erhabene rothe Freiheitskappe, — das ist mir nie in den Sinn gekommen. Auch mein Correspondent hat mit seinem Mahnbrief nicht die Absicht gehabt, Narrenkappen zu debitiren und hätte er sich vergriffen mit einer, für seinen Gebrauch, und gefiele sich darin, so soll man's ihm doch nicht verwehren noch verleiden, aus gebührendem Respect für die bürgerliche Freiheit.

Wo sich aber zufällig etwas begiebt zum Lachen, da ist's unschädlich, und man gönne das Lachen den Leuten, die Lust haben zu lachen. Niemand kann ja lächerlich werden, der sich selbst nicht lächerlich macht. — Wem das Lachen Andrer nicht ansteht, der mag sich hüten, daß er nichts zur Schau trage, das verlacht werden mögte, denn auch die Freiheit zu lachen über das Lächerliche gehört zu den wesentlichsten Rechten der Völker und zu den glänzendsten Attributen der bürgerlichen Freiheit. — Das wird niemand gründlicher erprobt haben als Herr R., der schon so lange dafür kämpft, und seine Hände mischt ins öffentliche Treiben. — Schwerfällige Leute, Grandezza und dickhäutige Naturen sind unempfindlich gegen allen Kitzel. Ich werde mir's nie erlauben, Herrn R. zum Lachen zu bringen, wenn ich's aber versuche mit Andern, die mir's Dank wissen, so muß ich Herrn R. bitten, mich nicht zu stören in der Ausübung dieser meiner bürgerlichen Freiheit! — Es geschieht ja alles nicht auf Seine sondern auf meine eignen Kosten. — Ungeachtet seiner entschlossenen Verachtung alles dessen, was er als Hohn bezeichnet (seinen eignen Hohn gegen Andere ausdrücklich ausgenommen, den er sehr hoch achtet), könnte es ihm aber doch begegnen, „daß Er selbst die Wahrheit verhöhnte," ohne sein Wissen, wenn er sie da nicht erkannt hätte, wo sie auftritt in der lieblichen Hülle des harmlosen Scherzes. — Diese birgt oft „heiligern Ernst" und tiefere, reifere Wahrheit als jene vornehme Verachtung, die häufig nur affectirt wird, um innere Armseligkeit zu verhüllen. Sie kostet

gemeiniglich nichts als frechen Hohn und die Entschlossenheit nicht zu erröthen, wann das verkehrte Treiben beleuchtet wird. — Solche Talente und Neigungen für hochtrabende Verachtung Andrer, sind häufig zu finden im Leben, zumal bei den modernen Freiheitsaposteln und Volksthümlern, finden aber keine Liebhaber unter den Weiseren und Besseren, denen die Herrschaft des Bessern Freude macht.

Herr R. giebt auf eine feine Weise zu verstehen, „daß er in mancherlei Dinge verflochten sey, vor denen Andre sich zu hüten streben." Weil er's nun selbst sagt, so kömmt man am leichtesten davon, wenn man's ihm glaubt, auf sein gegebenes „Offnes Wort." Da nun keinem Menschen, außer ihm selbst, etwas bekannt ist, von diesem hohen Berufe, noch auch woher er ihm zugekommen seyn möge, so kann's nicht fehlen, er muß beruhen auf unmittelbarer Inspiration und geheimer Offenbarung, die bis jetzt nicht zur öffentlichen Kunde gelangt ist. — Sein „Offnes Wort" erscheint daher als ein Zeichen der Zeit, und als Bezeichnung des erhabenen Standpunkts, den er sich ausersehen hat, für dieses niedre Erdenleben, in unserer bürgerlichen Hansestadt. — Von jedem ausgezeichneten Standpunkt sieht man die Sachen anders als vom gewöhnlichen, und vollends unrichtig sieht man die Dinge unter sich von einem zu hohen Standpunkte. Wählt man sich einen solchen, der unsere Kräfte zu unverhältnißmäßig übersteigt und mit Gefahren verknüpft ist, denen man nicht gewachsen ist, — dann wird Manchem schwindlicht, die Sinne verwirren sich, man sieht alles doppelt und dreifach und am Ende — gar nichts, — am wenigsten den Abgrund, über welchem man schwebt, und in den man hinabtaumelt, wenn man die hülfreiche Hand verschmäht, die warnend herbeieilt um zu retten. Da eigentlich erfährt man am meisten optische Täuschungen, und Herr R. entgeht diesen auch nicht, wenn er sich nicht vorsieht auf seinem erhabenen Standpunkte. Schon hat er Schimpfreden und Verunglimpfungen entdeckt, als angebliche Bestandtheile des wohlthätigen Distelfutters.

Was hat Er darin zu stöbern? — Ist das denn für Ihn bereitet, — und nicht für meinen Correspondenten von Nro. 16 und fürs freundliche Publicum, insoweit es unsere Mittheilungen ergötzlich zu finden, und den Honigseim in Pflanzenblüthen aufzuspüren vermag. — Alles was ich gesagt habe ist im Allgemeinen gesagt, zu Nutz und Frommen Aller, die davon Gebrauch machen können, oder — in besonderer Beziehung auf die eigenthümlichen überhöflichen Eröffnungen meines Correspondenten, der auch sehr wohl damit zufrieden ist, und bis jetzt gar nichts erwiedert hat. Was bewegt Herrn R. sich in unsre Privatcorrespondenz zu mischen, haben wir ihn dazu aufgefordert? — Will Herr R. das auf sich ziehen, so ists wieder optische Täuschung, oder freiwillige Aneignung von Seiner Seite, die ich ihm zwar nicht wehren kann, die aber mir nicht zur Last fällt. — Geschieht das, weil er verflochten ist, in den Kampf für die Rechte der Völker und für bürgerliche Freiheit? dann sollte er es nicht unter seiner Würde achten, die Schimpfreden und Verunglimpfungen zu bezeichnen und zu bekämpfen, die er im Distelfutter gewittert hat, wider die Rechte der Völker oder wider bürgerliche Freiheit! Meines Wissens habe ich diese nie angetastet, und ich weiß immer genau was ich angreife, und sehe mich wohl vor, — ehe ich zugreife, daß ich mich nicht vergreife. Sollte er sich aber zufällig selbst getroffen fühlen von irgend einer allgemeinen Aeußerung über die Thorheiten der Welt und ihre einzelnen Inquilinen, dann muß ihn das nicht verdrießlich machen, denn es ist mehreren so ergangen, die sind aber klüger, sie nehmen es hin, und lachen darüber und freuen sich im Stillen, wenn's niemand gemerkt hat.

Warum wähnt er denn gerade von mir, daß ich ihn abhalten wolle „vom Kampf worin er verflochten ist, für die Rechte der Völker und für bürgerliche Freiheit," da ich's doch jetzt erst erfahren habe, durch sein „Offnes Wort?" — Und wenn Er freie Hand begehrt, drein zu schlagen und um sich, nach Herzenslust, — wie kommt er dazu es mir und Andern zu wehren, wenn wir Gebrauch machen, von unsrer bürgerlichen Freiheit, zu lachen? — Der Geschmack ist verschieden, Siebenpfeifereien und Hambacher Wirthschaft wollen mir nicht zu Gemüth und mein Correspondent von Nr. 16 verschmäht dagegen meinen Italienischen Firlefanz. Darum bin ich ihm aber nicht gram geworden, sondern ich habe mirs gemerkt und den Versuch gemacht mit nahrhafterm Distelfutter.

Ich habe gleich etwas Andres bei der Hand, wenn meine Kost nicht schmecken will, und alles kommt ja nur an auf gute Appretur, um seine Liebhaber zu finden.

Herr R. weiß mit mathematischer Gewißheit: „Die Erringung und Befestigung „der moralischen Freiheit der Völker werde nicht

„ausbleiben, würde auch noch Jahre lang dafür „gekämpft." —

Ich habe nur schwache mathematische Kenntnisse und kann so tiefsinnige Berechnungen nicht prüfen um zu entdecken ob dabei nicht etwa ein error in calculo mit untergelaufen ist. Soviel aber habe ich ausgemittelt, daß wir Bürgersleute auch ein Volk bilden, wenn auch nur etwa ein ganz kleines Völklein. — Der Anlaß, uns mit dem zu beglücken was Herr R. uns verheißt, als Preis seines Kampfes, — nemlich mit bürgerlicher Freiheit, — müßte nothwendig nur darin liegen, daß das Gegentheil davon, — nemlich ein Zustand von unmoralischer Sclaverei bisjetzt auf uns laste. — Diesen Zustand aber habe ich bis jetzt so wenig in meinem Bürgerleben, als im Kunstfache verspürt, denn nicht einmal die Malerzunft, die doch unmittelbar betheiligt wird, durch meine Eingriffe, hat mich in meiner Kunstübung gestört, obgleich ich nie mich zur Aufnahme gemeldet habe. — Herr R. allein feindet mich an in meinem bescheidenen Streben. — Er mischt sich in meine Correspondenz mit dem Mahnbriefsteller — er durchwühlt und discreditirt mein unschuldiges Distelfutter. — Er erklärt mich für einen Feind der Wahrheit und der gesunden Vernunft, findet an mir Blößen und jesuitische Fallstricke, bezeichnet mich als Wahrheitbeschneider und Wortverdreher, macht mich verdächtig als Feind der bürgerlichen Freiheit, schmälert dann meine bürgerliche Freiheit zu lachen — und schleppt mich endlich vor den Richterstuhl des unpartheiischen Publicums um dort meine Verurtheilung zu erleiden. — Wohlan denn, ich will's darauf wagen, auch ich unterwerfe mich dessen Urtheil, wie jeder der öffentlich drucken läßt ohnehin stillschweigend thut, — wohl verstanden dem Urtheil des unbefangenen, einsichtsvollen und urtheilsfähigen Theils des Publicums, — nicht aber den wüsten Einfällen des Siebenpfeifenden, Hambachischen, linkischen Theils, dem alle Fähigkeit zu urtheilen von der Natur versagt ist. — Ich werde sehen was daraus wird, — die Sache ist bald entschieden und die Acten liegen vollständig vor aller Augen, zu eines Jeden beliebiger Einsicht.

Doch werde ich inzwischen fortfahren bestimmte Worte zu wählen beim Schreiben und dabei zu denken. — Ferner — um auf einige mathematische Gewißheit hinzuarbeiten, den Kopf mit zu Hülfe nehmen, der zur Mathematik wie zum Schreiben besser taugt als das Herz, — das immer gern mit dem Kopf davon läuft. — Ich werde dabei critisch und democritisch verfahren, soweit meine schwachen Fähigkeiten das ausführbar machen und nie alles gleich in den Mund oder in die Feder nehmen, was blos im Unterleibe oder in der Einbildungskraft sichzu regen beginnt, — sondern dem Kopfe erlauben, sein Urtheil über die Gemeinnützigkeit oder Schädlichkeit der öffentlichen Verbreitung, gebührend abzugeben. Nur so ist's möglich, wenn Alles mit Vorsicht, Umsicht und einiger Anlage geschieht, der gesunden Vernunft auf die Spur zu kommen, wogegen der Dünkel, die gesunde Vernunft bereits im Sack zu haben, oder gar allein im Sack zu haben, und darum nach Gefallen schalten und walten zu können, glaubt, der sicherste Beweis ist, daß der Kopf wie die Herzbeutel gleich leer sind, und das solch eine Einbildung nur von einer ungesunden und angegriffenen Organisation der Gehirnfiebern ausgehen kann.

Des Herrn Nösing's wirklichen und anerkannten Bemühungen in manchen Zweigen der öffentlichen Verwaltung und in Beförderung mancher gemeinnützigen Zwecke und Interessen, lasse ich mit Freuden Gerechtigkeit widerfahren, und ergreife diese Gelegenheit ihm hiedurch meine aufrichtige Anerkennung öffentlich und ungeheuchelt auszudrücken. — Aber seinen Beruf und Anlage zum Schreiben, so wie für seine Verbreitungen zur Aufregung unsrer Mitbürger für solche und ähnliche Zwecke, wie er in seinem „Offnen Wort" ausgesprochen oder angedeutet, kann ich ihm nicht einräumen, nachdem nicht zu verkennen ist, daß dadurch nur seine verkehrten Ansichten unerfahrenen Leuten aufgeheftet und gemeinschädliche Stimmung in schwachen Gemüthern entwickelt werden können. —

Will er nun in müssigen Stunden seine Gedanken auf Wegräumung seiner eignen von mir gerügten Mängel und Bedürfnisse richten, so verfolgt er darin die wohlthätigste Richtung, die er seinen Verstandeskräften zu geben vermag. Der Beifall aller Einsichtsvollen und Wohlgesinnten kann ihm dann nicht entgehen, und er wird zunächst dadurch die ihm persönlich gewidmete Achtung steigern, die für ihn hegt

sein ergebener
Benedetto Marforio.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 23.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 21. März 1833.

Was du geliebt, das muß dir ja bleiben,
Wenn auch die wandelnden Erden zerstäuben;
Denn du hast treu mit der Seele geliebt,
Die nicht im Wirbel der Welten zerstiebt.

Friederike Brun.

* Lebens-Bilder.

Stumm, in dumpfen Schmerz verloren, einsam in des Alles Raum,
Ohne Hoffnung, ohne Glauben träumte ich des Daseyns Traum;
Wie die Erde wild und wirre unter Chaos Herrscherstab,
Zeigten meines Busens Tiefen nur ein weites, wüstes Grab.

Was mir einst in duft'ger Ferne, ach, so hoch und hehr gelacht,
Ach, die glühendsten Gebilde deckte längst der Täuschung Nacht;
Nur der Menschheit kalte Ketten und des Schicksals grauser Scherz
Und des Lebens Räthsel kreischten höhnisch jetzt durch's starre Herz.

Da ergriff ein Sturm die Nebel, und zerriß den düstern Flor;
Geisterhaft mit Zauberhänden hob's mich aus dem Staub empor.
Der Verzweiflung Schleier sanken! Eine neugeborne Welt
Strahlte den entzückten Blicken, und ein neues Himmelszelt.

In des Herzens öde Räume trat ein holder Genius:
Artemise, von Cythere brachtest Du den süßen Gruß.
O, zu Götter Hochgefühlen weckte mich dies Himmelswort,
Und zu Paradiesesauen riß den Schwindelnden es fort.

Schmeichelnd hauchten Frühlingslüfte „Liebe" durch das Lenzgefild',
Lächelnd zeigte jede Quelle, Artemise, mir Dein Bild;
Und es tönten Wonnelieder durch das neubekränzte Thal
Und die Sphären fingen wieder und es sang die Nachtigall.

O, ihr goldnen trauten Stunden, die ich auf den höchsten Höh'n
Meines Lebens trunken weilte, o wie waret ihr so schön!
Ja, aus alter Gluthen Asche war ein Morgenroth erblüht,
Duft'ger als Aurora's Finger je es auf die Welt gesprüht!

Aber ewig ist der Wechsel! Selbst das Strahlendste ist Schein!
Auch in meiner Blüthen-Kelche drang des Fatums Gifthauch ein;
Und die Lichtgebornen alle kehrten heim ins Vaterhaus,
Und ich stehe einsam wieder und verwais't in Sturm und Graus.

Dennoch, — eins ist mir geblieben: der Erinn'rung Dämmerlicht,
Das sich, wenn auch nur in Thränen, aber dennoch reizend bricht!
Artemise, den kann nimmer ganz umziehn des Lebens Nacht,
Dem im Abglanz schön'rer Stunden Dein geliebtes Bild noch lacht!

W.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Und so geschah es auch. Der Wochen viele brachte Manlicken auf seinem Krankenlager zu, doch neigte es sich, wenn schon langsam, zur Besserung. Dem arbeitgewohnten Manne die peinliche Langeweile zu vertreiben, mußte Bärbel ihm aus Hansens Bibel vorlesen. Da konnt' es denn nicht anders geschehen, als daß der Vater oft auf der Vorleserin Gesicht seine Augen richtete. War es doch, als fiele ihm jetzt zum ersten Male bei, daß wohl gar er selbst schuld seyn könne an der Blässe und Magerkeit seiner einzigen Tochter, des sonst so blühenden Mädchens. Recht bedenklich kam ihm ihr ganzes Aussehn vor. Dann reicht' er ihr die Hand, wie um Verzeihung bittend, hin, und drückte sie so lange, so innig! Und Bärbel hinwiederum hätte auch vor lauter Liebe und Wehmuth vergehen mögen, denn einer gar zu großen Sünde gegen ihren Vater erkannte sie sich schuldig. War sie, wenn gleich den bösen Gedanken mit aller Macht niederkämpfend, nicht ordentlich vergnügt gewesen, daß durch ihres Vaters Unglücksfall die verhaßte Verbindung wenigstens weit hinaus geschoben worden war? Ja, hatte sich, freilich wider ihren Willen, nicht ein leiser Wunsch aus dem geheimsten Winkel ihres Herzens hervor arbeiten wollen, daß doch lieber der Vater gar gestorben seyn möchte, damit sie ganz frei von dem ungeliebten Bräutigam werde? Dieses große Unrecht, so viel wie möglich, gut zu machen, wendete sie all ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit an den Kranken; das schien ihm baß zu behagen. Hiezu kam noch, daß Catharine, die treue Frau und Mutter, viel freundlicher geworden war, als sie das Band inniger Liebe so fest um Vater und Tochter sich schlingen sah. Auch diese Beobachtung vermehrte Manlickens Zufriedenheit. Fragte er nun zuweilen besorglich, wie es um die Feldwirthschaft stehe und er erfuhr von der Mutter beredten Lippen, daß der wackre Hans Alles trefflich besorge, mit Tagesanbruch auf sey und bis tief in die Nacht hinein arbeite; und wie die Nachbarn sich nicht genug wundern könnten, daß ein so junger Mann schon solche Erfahrung zeige; da glänzte stille Verklärung aus Manlickens Antlitz. Verdoppelt aber strahlte sie wieder von der lauschenden Tochter freudegerötheten Zügen.

Nur Peter, der Bräutigam, machte den Störenfried in der einträchtigen Familie. Zwar hatte auch er anfangs sehr um den Vetter es getrieben, und dabei geflucht und geschworen, den Pfleger zu verderben, der dem Manlicken diesen

Possen gespielt habe. Später harmte und wehklagte er, daß sein Glück so lange verzögert werde und rückte endlich mit dem Anliegen immer offener heraus: wie ja doch die Trauung selbst vor dem Krankenbette geschehen könne. Dann habe er auch eher ein Recht, sich der Wirthschaft recht kräftig anzunehmen und den Leuten auf dem Dache zu seyn. Ueberdies wäre ein abermaliges Hochzeitsfest unnöthig, da der Aufwand, des erstern wegen, schon beträchtlich und doch vergeblich gewesen sey. — Keine Sylbe erwiederte Manlicken hierauf, versank aber dagegen allemal in ernste, stille Betrachtungen. Wie Peter vollends ersah, daß Mutter und Tochter dem wieder muntern, fleißigen Hans mehr und mehr zugethan wurden, da nahm er zornig sein Gewehr und streifte den ganzen Tag umher, seinen Grimm zwischen Bergen, Seen und Wäldern auszuknallen.

Von nah und fern erhielt der Bettlägrige Besuche. Selbst Pater Grinselm erschien mit Weihkessel und Wedel, sein Beichtkind zu trösten. Doch ward der Patient keineswegs durch ihn erbaut. Er sprach nur vom Fegfeuer, in welchem die Sünder, Jahrtausende zuweilen, nach ihrem Tode brennen müßten; schimpfte ferner über das verfluchte Lutherthum, welches heimlich immer weiter um sich greife und ihm schon namhafte Einbuße an seinem Einkommen zugezogen habe. Dabei gerieth er so in Wuth, daß er, den Zweck seines Kommens, so wie die Lage des Kranken gänzlich vergessend, gar schmählich in der Stube umher tobte. — Auch Georg Frommer kam einige Mal. Da richtete es denn Manlicken jederzeit ein, daß er mit ihm allein gelassen wurde, und immer brachte er das Gespräch auf den Reichthum; obschon er wußte, daß Frommer bei diesem Text in den größten Eifer gerieth und tüchtig wider die Reichen zu Felde zog.

„Die da reich werden wollen" — rief er unter Anderem — „die fallen in Versuchung und Stricke. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Weißt Du die Geschichte von dem reichen Manne und dem armen Lazarus? Wie der Arme von den Engeln in Abrahams Schooß getragen wurde und der Reiche in die Qual kam, weil er auf Erden sein Gutes genossen hatte? Willst auch Du für einen Augenblick irdischen Glückes ein ewiges Freudenleben hingeben? Und was sag' ich von irdischem Glücke! Sprich selbst, ob Du bei alle Deinem Reichthume je ganz glücklich warst, nichts mehr zu wünschen hattest?! Erfüllt Dich nicht ein heranziehendes Ungewitter mit banger Furcht für Deine Habe? ein möglicher Hagelschlag für Deine Saaten? Hältst Du eine leichtsinnig oder ruchlos angelegte Feuersbrunst, oder eine verderbte Viehseuche für unmöglich? War es nicht der Reichthum, welcher den Pfleger Dir auf den Hals hetzte, Dich auf's Siechbette warf, Deine Tochter und den armen Hans so elend machte? Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so laßt uns begnügen. Wir sind Pilgrimme in dieser Welt, welche nach der Ewigkeit wandern. Da kommen mir diejenigen, welche nach Erdengütern ängstlich streben, wie Wandrer vor, die unterwegs jedes bunte Steinchen und andern Tand aufheben, mitschleppen und sich dadurch die Reise unendlich erschweren. Hochbepackt kommen sie endlich dem schönen Ziele nahe. Ha! da streckt sich vor demselben ein breiter, tiefer Strom aus, der Tod! Nun stehen sie festgebannt, drüben das herrliche Zion von weitem sehend. Lange zaudern sie; zwar können sie schwimmen, doch nicht mit der schweren Bürde der eitlen Flittersachen. Einige legen sie dann seufzend ab, und das sind noch die Klügsten. Andere jedoch kehren lieber um; noch Andere versuchen mit der Last hinüber zu kommen und sinken

unter. Dies ist das Bild unsrer Tage. Mach' Du es nicht also!"

Dergleichen Reden verfehlten ihre Wirkung auf den lenksamen Manlicken nicht. Es kamen später noch mehrere Freunde des Evangeliums, gewöhnlich des Nachts, bei dem Genesenden zusammen; die Bibel wurde unter einer hohlen Diele vorgezogen und von Anton Wallner ausgelegt. Peter schnarchte dann schon längst oben in seiner Kammer; Margarethe, Bärbel, selbst der todtmüde Hans verfehlten nicht, andächtige Zuhörer dabei abzugeben.

Ein Freudenfest für alle Bewohner des Schüppelhofes war es, als der wiederherstellte Manlicken inmitten seiner Familie in's Freie trat und seinen ersten Ausgang machte. Nie war ihm die Luft so stärkend, nie die Natur schöner vorgekommen. In Scheuer und Stall, in Feld und Flur fand er Alles in bester Ordnung und lobte darum den blöd' und verschämt sich geberdenden Hans gar sehr. — Die nächsten Tage d'rauf beschäftigte er sich damit, seine ganze Besitzung aufzunehmen, die Vorräthe zu zählen, Rechnungen zu fertigen und im Schüppelhofe Alles in einen solchen Stand zu setzen, als wolle er ihn mit Schiff und Geschirr einem Käufer, auf's Beste geordnet, übergeben. An einem schönen Morgen sprachen einige ehrenwerthe Landwirthe bei ihm ein, welche er mit großer Herzlichkeit als Erwartete bewillkommnete. Bald darauf verließ er mit seiner ganzen Familie, dem ganzen Hofgesinde, sämmtlich sonntäglich gekleidet, und jenen Freunden den wohlverwahrten Hof, welchen er dem Dorfwächter zur Aufsicht übergab. Ruhigen, sichern Trittes, die Augen freundlich auf seine Umgebung richtend, zog Manlicken an der Spitzes des Zuges. Jetzt gelangten sie an das Gotteshaus, dessen Glöcklein sattsam schon durch die frische Morgenluft daher erklungen war. — „Gelobt sey Jesus Christus!" — rief mit gewaltiger Stimme der Pfaff — „kommt herein an diesem heiligen Petri- und Pauli-Tage — um der unbefleckten Mutter Gottes und unsers gebenedeiten Schutzpatrons willen!" — „Gelobt sey Jesus Christus!" antwortete Peter seelenvergnügt und lenkte rasch seine Schritte nach der Kirchthür hin. Doch der Zug, Manlickens Beispiel folgend, entblößte ehrerbietig das Haupt und bewegte sich mit gleichförmigen Schritten vorüber, den verdutzten Peter vor dem Pater stehen lassend, der laut die Ketzer zu schmähen begann. — Ein Wink Manlickens bewirkte endlich, das Peter sich der Gesellschaft wieder anschloß, doch ganz veränderten Gemüths. — Lange ging es zwischen Bergen dahin; bis endlich ein steiler Felsen sichtbar wurde, auf welchem eine gewaltige Burg mit hohen Mauern, Thürmen, Zinnen, Gräben und Schießscharten sich erhob. Es war das Schloß Werffen, des gestrengen Pflegers, Baron von Motzel's Residenz. In einer langen Reihe betrat die Gesellschaft den schmal sich hinaufwindenden Pfad. Nicht eher sank die Zugbrücke nieder, als bis alle über ihre Namen, den Zweck ihres Kommens und ob sie Waffen bei sich trügen, gefragt worden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anzeige.*)

Braunschweig, am 3. März 1833.

Am gestrigen Tage überreichten 6. Mitglieder der hiesigen reformirten Gemeinde, die Herren Faillard, Frey, de Marées, Peter Schmidt, Fischer und Barth in ihrem und ihrer gleichdenkenden Confessionsverwandten Namen den unter-

*) Einige achtungswerthe Bürger Braunschweigs baten um die Aufnahme obigen Aufsatzes in den Bürgerfreund. Die Red.

zeichneten Vorstehern der reformirten Kirche die nachstehende Erklärung, welche dem darin ausgesprochenem Wunsche gemäß hiermit der Publicität übergeben wird:

C. D. Löbbecke. A. N. Delolme. G. C. Jonas.
Fr. Löbbecke. Ed. Vieweg. C. E. Wegmann.

Wir unterzeichneten Mitglieder der hiesigen reformirten Gemeinde hielten es bisher nicht für erforderlich, in unserer, zu ausgebreiteter Oeffentlichkeit gelangten Streitsache mit dem Herrn Pastor Geibel, in eigenem Namen vor dem großen Publicum aufzutreten; indem wir die gewünschte Beendigung des Zwistes vertrauungsvoll von den Herren Vorstehern unserer Kirche erwarteten.

Jetzt, wo diese Männer selbst, so wie der nach dem Wunsche der Gemeinde die Amtsgeschäfte des Predigers theilende Herr Professor Petri, von leidenschaftlichen Gegnern verdächtigt werden, glauben wir uns verpflichtet, so viel wir nur vermögen, die Wahrheit an den Tag zu ziehen, und den Herren Vorstehern die nachstestehende Erklärung mit der Bitte möglichster Veröffentlichung derselben zu überreichen. —

Als der Herr Candidat Geibel durch die Mehrheit der Gemeindeglieder zum Prediger an der hiesigen reformirten Kirche erwählt wurde, geschah dieses in dem Vertrauen, derselbe werde in dem Geiste seines Vorgängers, des würdigen verewigten Greises, Pastor Dr. Petri, — dem der größte Theil unserer Gemeinde seine religiöse Bildung verdankt — ein reinvernunftgemäßes auf die Bibel gestütztes Christenthum verkündigen. Mit tiefem Schmerze sahen wir Unterzeichnete uns bald in dieser Erwartung getäuscht, und je mehr uns unser Glaube Sache des Herzens und des Lebens geworden war, desto weniger konnten wir uns durch die Lehrweise eines Mannes befriedigt fühlen, der von ganz abweichenden Ansichten über die heiligsten Wahrheiten ausging. — Es bedurfte keiner fremden Einflüsterung, wo unser tiefstes Bedürfniß uns selbst zu der Ueberzeugung führte, daß das Verhältniß der Gemeinde zu ihrem neuen Prediger seiner hohen Bestimmung nicht entspreche, und aus eigenem Antriebe drückten schon früh die Einzelnen den Wunsch aus, die rasch geknüpfte Verbindung wieder auflösen und mit einer neuen, vertrauteren und innigeren, vertauschen zu können.

Damals war es, der Herr Professor Petri welcher die Klagenden zum Frieden und zur Geduld ermahnte, — er war es, der das Mißverhältniß auszugleichen trachtete, und erst dann die Hoffnung dazu aufgab, als der Herr Pastor Geibel mit seinen Lehren immer schroffer dem vernunftmäßigen Christenthum entgegentrat. Und jenen Mann beschuldigt man jetzt, den Saamen der Zwietracht ausgestreut und, wo es das Heiligste galt, nur das Seine gesucht zu haben! — Die Hochachtung, welche der Herr Professor Petri durch vieljähriges verdientes Wirken bei uns, bei unsern Mitbürgern sich erworben hat, gebietet uns, bei solchen Beschuldigungen nicht zu schweigen, sondern es laut auszusprechen, daß wir in ihm einen würdigen Sohn seines verehrten Vaters erkannt haben! —

Nicht minder muß es uns befremden, neuerlich die Anklage wider die ehrenwerthen Herren Vorsteher unserer Gemeinde vorgebracht zu sehen, dieselben hätten bei ihrer Rechtsverfolgung gegen den Herrn Pastor Geibel nicht im Auftrage der Gemeinde, sondern eigenmächtig und aus persönlichen Motiven gehandelt. — Dieses ist so wenig begründet, daß die Herren Vorsteher vielmehr nur auf wiederholte Anforderung vieler Gemeindeglieder die Gemeinde zusammenriefen, welche dann die Erklärung aussprach, — „sie wünsche, daß die Entfernung des Herrn Pastor Geibel's

von seinem Amte baldmöglichst herbeigeführt werde." — Eine spätere Vernehmung, die man vergeblich zu verdächtigen sucht, und bei der sich die Herren Vorsteher, so wie in der ganzen Angelegenheit von Anfang an, aller Privateinwirkung enthielten, führte zu dem Ergebniß, daß von 90 stimmfähigen Mitgliedern der Gemeinde 70 für die Entfernung des Pastor Geibel stimmten.

Alles, was bisher durch die Herren Vorsteher in dieser beklagenswerthen Angelegenheit geschehen ist, hat unsere volle Zustimmung, wir erkennen dankbaren Herzens, mit welcher Aufopferung sie ihrem jetzt mit so vielen Widerwärtigkeiten verknüpften Berufe sich widmen, und richten die dringende Bitte an sie, nicht zu ermüden bei einem Werke, welches für das wahre Wohl der ihnen vertrauenden Gemeinde — für unsere sämmtlichen Mitbürger — ja, für unser Vaterland von der höchsten Bedeutung ist, und dessen Vollendung ihnen mehr als unser Dank das schönste Bewußtseyn lohnen wird.

Braunschweig, am 18. Febr. 1833.

(74 Unterschriften.)

---

* Mangel an Licht, Mangel an Schlüssel, Mangel an Wasser.

Sehr fühlbar war der Mangel dieser 3 Theile, nachdem in der Nacht vom Sonntage auf dem Montage der ängstliche Ruf „Feuer!" durch die Straßen erschollen war. — Nachdem Viele mit Mühe durch die von keiner Laterne erleuchteten Straßen bei ungemein finstrer Nacht bis zum Bischoffsthore gelangt waren, konnten sie nicht aus dem Thore kommen, weil dasselbe verschlossen war, warteten eine Weile vergebens und mußten dann weite Umwege durch andre Thore machen, um zur Brandstätte zu kommen.

Hier hörte man so laute, allgemeine Klagen über bemerkte beiden Uebelstände, daß es zu wünschen wäre, vom Nähern unterrichtet zu werden. Vielleicht sind die Klagen ungerecht, vielleicht bestehen Vorschriften wegen der Finsterniß und des vom Bischoffsthore so sehr entfernt wohnenden Schlüsselinhabers.

Durch ein paar Worte in diesem Blatte könnten Viele darüber belehrt werden; ich ersuche darum.

Bei der Brandstätte war der Mangel an Wasser sehr empfindlich, lange brannte das Feuer ungestört, in größter Unthätigkeit standen die Sprützen und deren Angehörige. Nachdem von Seiten der Mitglieder des Hülfsvereins das Wenige, was wegen Bergung von Mobilien und Hausgeräth zu thun war, geschehen, mußte ihr Wunsch, ferner thätig zu seyn, lange unbefriedigt bleiben, bis etwa 1½ Stunden nach dem Ausbruche des Feuers die Entdeckung gemacht ward, daß in nicht gar zu weiter Entfernung ein ergiebiger Brunnen sey; schnell bildete sich nach gegebenem Signale des Hornisten eine lange Reihe nach jenem Brunnen, fast ausschließlich von Mitgliedern des Vereins, während viele andere Leute nur müssige Zuschauer, den Helfenden im Wege stehend blieben, wie selbes leider fast bei jedem Brande in Bremen der Fall ist. — Endlich kamen die Anbringer der Sprützen in Gang und so ward ein Theil des großen brennenden Gebäudes und das daran stoßende Nachbarhaus gerettet.

Js. R.

---

* Die Ohren-Beichte.

Da nun bald die für den Katholiken gebräuchliche osterliche Zeit ihren Anfang nimmt, wo ein jeder Katholik — laut kirchlichen Gesetzen

— zu beichten verbunden ist, so erlaube ich mir — hinsichtlich dieses, für die Geistlichen gewiß nicht sehr angenehmen Geschäfts — den Vorschlag zu thun: ob es nicht besser wäre, eine Vorbereitung, wie in den Evangelischen Kirchen, auch bei uns einzuführen. Vielleicht würde der Weg zum Guten dadurch leichter befördert wie jetzt; denn man sieht ja oft Beichtende, die in einer bis zwei Minuten schon absolvirt sind. — Welcher Trost, welche Stärkung, welche Ermahnungen können diese erhalten haben! Ich gebe gerne zu, daß nicht ein Jeder mit schweren Sünden belastet ist; allein wenn dieses auch wäre, so glaube ich um so mehr, daß wohl sehr Wenige sie laut machen würden. Ich selbst würde mich bedenken, meinem Beichtvater Etwas zu entdecken, oder ihm mein Herz völlig zu offenbaren, in so fern die Sache etwas Wichtiges beträfe; denn ich müßte befürchten, die mich umstehende Menge würde alles haarklein hören, bei erster Gelegenheit wieder erzählen und sich darüber belustigen — da diese eiligen Umsteher oft so zudringlich sind, daß ich selbst schon von ihnen bis nahe an die Person des Beichtenden gedrängt wurde, wo ich die ganze Beichte, so wie die vom Beichtvater aufgegebene Buße, ganz deutlich verstehen konnte. Wünschenswerth wäre es daher, so wie die lateinischen Segens-Gesänge in Deutsch umgeändert sind, auch die Ohren-Beichte in eine ordentliche öffentliche Vorbereitung umgestaltet zu sehen.

Ein Katholik.

---

* Warnung.

Man hält es für Pflicht, das Publikum auf den französischen Zucker aufmerksam zu machen, der seit einiger Zeit für ächten, aus hiesigen oder anderen deutschen Fabriken herstammenden Raffinade, genommen wird. Dieser Zucker ist ein ganz ordinairer Plunder, der aber durch die allerschädlichsten Ingredienzien, durch giftige Säuren, namentlich durch Vitriol-Oel, diese auffallende weiße Farbe erhalten hat. —

Ein Jeder kann sich selbst davon überzeugen. Gewöhnlicher Raffinade, aus hiesigen oder anderen deutschen Fabriken, in einem Glas Wasser aufgelöset, verändert die Farbe des Wassers nicht. Jener französische Zucker dagegen macht das Wasser sogleich milchig. Dies ist die Wirkung des in dem Zucker vorhandenen Giftes, was jeder Arzt und jeder Chemiker bestätigen wird.

---

* Gemaßgeblicher Vorschlag.

Da größtentheils nur die ärmere Classe unserer Mitbürger die Leihanstalt benutzt, diese aber der Kosten halber nicht im Stande sind, die wöchentlichen Nachrichten zu halten, mithin wenn Sie ihren Schein nicht nachsehen, nicht wissen können, ob ihr Pfand zum Verkauf gebracht werden wird oder nicht, so würde es vielleicht zweckmäßig seyn, wenn die verfallenen Nummern auf einen besondern Bogen mit hinzugefügter Anzeige des Verkauftages, deutlich gedruckt, und solcher wenigstens 4 Wochen vor dem Verkaufe öffentlich angeschlagen würde. Gewiß würde dadurch mancher Kummer über den Verlust ihrer besten Habe den Armen erspart und manchem häuslichen Unfrieden vorgebeugt werden, auch Niemand sich mehr mit Unwissenheit (wie jetzt häufig geschieht) entschuldigen könne.

v. B.

---

* Ein jeder hat seine Meinung,

der Jesuit und Wippchenmacher von der s. g. richtigen Mitte, sowohl wie der Tugendhafte; der eingebildete Fintenmacher der das Publicum für einfältig hält, so daß er glaubt, es wagen zu können, öffentlich vor demselben ein elendes Gau-

kelspiel zu treiben, sowohl wie der grade Bürger; der feindliche Freund und der Verräther der guten Sache, der die Beförderung des Menschenwohls mit Füßen tritt, und unter der Maske der Liberalität sein Wesen treibt, sowohl wie der ächte Patriot; der gewissenlose Sachverdreher, der mit frecher Stirn weiß zu schwarz und schwarz zu weiß zu machen sucht, und in den Markknochen seiner Mitmenschen herumzustöbern gewohnt ist, und von deren Angstschweiß ein behagliches Leben führt, sowohl wie der wackere rechtliche Mann; der Verächtliche, der in dem Heuchlergewande seine Mitmenschen blenden und irre führen will, um seinen directen und indirecten Nutzen daraus zu ziehen, und um von seines Gleichen Lorbeern zu erndten, sowohl wie der Wahrheitsfreund; der böse Samiel, der insgeheim über das Unglück und über die Blindheit der Welt lacht, sowohl wie der edle Mensch.

---

* An die Leser des Bürgerfreundes.

Erwarten Sie von mir keine Antwort auf die lange Rede des Professors Marforio, keine Erwiderung auf seine Schmähungen und Verhöhnung; gerne lasse ich dem reichen Witze des Mannes, der mich durch seine Aufsätze mehr belustigt als beleidigt hat, alle Gerechtigkeit widerfahren; willig gestehe ich ein, daß meine Feder der seinen nicht gewachsen ist. — Wie sollte sich auch ein einfacher Kaufmann mit einem studirten Professor messen können. — Ich bin kein Schriftsteller, bin kein Advokat, verstehe wol das menschliche, aber nicht das Römische Recht; dem Geschäfte, was mir obliegt und mir Pflichten gegen die Meinigen, gegen die, welche mir bei denselben ihr Vertrauen schenken und gegen mich selbst vorschreibt, werde ich ferner alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmen; aber müssige Augenblicke mit Freuden benutzen, für das Gemeinwesen zu sorgen; ich werde nicht ermüden, in bisheriger Deutscher Sprache auf die Mängel der Corporationen, Deputationen und Administrationen aufmerksam zu machen, die Gebrechen und Verkehrtheiten zu rügen, Verbesserungen dem reiferen Nachdenken vorzuschlagen, Bedürfnisse zum allgemeinen Besten zu bezeichnen und Wünsche für dieselben auszusprechen, den Hülfsbedürftigen und Unterdrückten Rath und Hülfe zu geben, so gut ich selbes vermag. Ich gestehe es offen, ich bin der viel zu viel besprochene Mahnbriefsteller, bedaure innig, daß die Macht der Verhältnisse so sind, daß man oft in Bildern sprechen muß, daß man sich gedrungen fühlt, wenn der grade Weg versperrt ist, mitunter Nebenwege einzuschlagen, um weiter zu kommen. Ich bitte so vorlieb zu nehmen, wenn meine Sprache mitunter etwas derbe ist, ich mich nicht lange bei weitschweifigen, Zeit tödtenden Theorien verweile, sondern mitunter an Preußens tapfre Landwehr denke, welche am 23. August 1813 in der denkwürdigen Schlacht bei Großbeeren mit dem Abfeuern der Gewehre noch nicht recht fertig werden konnte, daher mit dem Kolben dermaßen auf die windigen Franzosen und Italienischen Marforio's los schlug, daß Tausende nicht wieder aufstanden und Tausende diese Deutschen Kolbenstöße, hoffentlich zu stetem Andenken, noch fühlen. — Noch einmal und zum letzten Male: durch Nichts und von Niemanden werde ich mich abhalten lassen, meine geringen Kräfte der hochwichtigen Zeit zu widmen. Ich bitte, mich nicht so thöricht und so eitel zu halten, zu glauben, als ob mein schwaches Wirken bei der großen Sache des Vaterlandes und der Völker vom mindesten Einflusse wäre, als wolle ich bei dem Kampfe für die Rechte der Völker auch nur die kleinste Rolle spielen; nur ein Marforio konnte meine Worte mißverstehen. Hochherzigen, talentvollen Männer, wie Rotteck, Jordan, Pfizer, Welcker und wie die Edlen alle heißen, diesen sey Ehre, Ruhm, Loblied, diesen der volle Becher credenzt, nicht einem Mann, bei dem die Kraft so sehr dem Willen nachsteht, nicht dem, der gar sehr um Nachsicht und um freundliche Aufnahme des Gesagten zu bitten hat, der nach keinen weitern Titeln strebt, als wie ihm zugekommen: — Bremer Bürger und Kaufmann.

Johannes Rösing.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 23.

Bremen, Donnerstag den 21. März 1833.

Gestorben:

Den 8. März. Der Musikus Carl Strohmeyer, 34 Jahr; im Krankenhause.

Den 9. — Des Tischlers Wichen Meyer Ehefrau, geborne Deters, 45 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 17.

Den 9. — Des Tischlers Wilh. Fette Tochter, 9 Monat; Buntenthorssteinweg.

Den 9. — Des Dienstknechts Friedr. Daniel Droste Tochter, 2 Jahr; Paulsberg N. 24.

Den 9. — Der Kutscher Friedr. Hahn, 25 J.; am Deich Nro. 34.

Den 9. — Der ehemalige Soldat Hinr. Steegmann, 88 Jahr; Armenhaus.

Den 10. — Des Küpers Johann Heidenberg Wittwe, geb. Wiechers, 70 Jahr; kleine Hundestraße Nro. 2.

Den 10. — Der Buchhändler und Inhaber einer Buchdruckerei Johann Georg Heyse, 54 Jahr; Pelzerstraße Nro. 9.

Den 11. — Des Schlachters Friedrich Wentzel Tochter, 10 Jahr; Grünenstraße Nro. 8.

Den 11. — Des Hutmachers Anton Hilbers Wittwe, geb. Kramer, 71 Jahr; kl. Krankenstraße Nro. 10.

Den 11. — Der Schneidergesell Christ. Dallmeyer, 27 Jahr; im Barkhof Nro. 1.

Den 11. — Elise Friederike Gildemeister, 44 J.; U. L. Fr. Kirchhof Nro. 6 A.

Den 11. — Der Arb. Joh. Gottlieb Krudewulff, 54 Jahr; gr. Fischerstraße Nro. 1.

Den 11. — Der Schuhmacher Joh. Hinrich Funcke, 49 Jahr; Hastedt Nro. 82.

Den 11. — Des Maurergesellen Wessel Meybohm Wittwe, geb. Siemering, 35 Jahr; außerm Steinthor Nro. 11.

Den 11. — Der Maurergesell Hermann Hoffschneider, 41 Jahr; am alten Steinweg Nro. 55.

Den 12. März. Des Arb. Gerh. Ehlers Sohn, 4½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 41.

Den 12. — Der Tischler Joh. Caspar Weber, 43 Jahr; Hastedt.

Den 12. — Die Näherin Cathar. Kreymeyer, 65 Jahr; Spitzenkiel Nro. 14.

Den 13. — Des Knochenhauers Franz Bartels Wittwe, geb. Kemper, 90½ Jahr; am Wall Nro. 46.

Den 13. — Des Küpers Eilert Ahlers Sohn, 6 Jahr; außerm Steinthor Nro. 6 B.

Den 14. — Des Schneiders Herm. Bloemer, Wittwe, geb. Grelle, 59 Jahr; Catharinenstraße Nro. 19.

Den 14. — Des Gastwirths Segelke Mühlenstedt Sohn, 3 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 22.

Den 14. — Der Schuhmacher Herm. Hueskamp, genannt Jacobsen, 33 J.; Schweinestraße Nro. 48.

Den 14. — Catharina Siemers, 29 Jahr; Grafenstraße Nro. 22.

Den 14. — Des Schuhmachers Friedr. Clerikus Ehefr., geb. Caesar, 78 Jahr; am Neuenmarkt Nro. 29.

Den 14. — Die Näherin Charlotte Wilhelmine Schmidt, 69 J.; auf dem Kloster N. 3.

Den 14. — Der Arb. Joh. Philipp Altmann, 39 Jahr; Kochs-Gang Nro. 5.

Den 15. — Des Lieutenants im hiesigen Feldbataillon Joh. Hinrich Rohde Ehefr., geb. Claussen, 36 Jahr; Hohenthorsstr. Nro. 55.

Den 15. — Der Kaufmann Justus Heinrich Hirschfeld, 49 Jahr; Langenstr. Nro. 30.

Den 15. — Der Arb. Ludwig Schuur, 69 J.; Punkendeich Nro. 24.

Den 15. — Des Schneidermeisters Franz Anton Donop Tochter, 13 Tage; Molenstr. N. 59.

Geburten:

Den 6. März. Des Schneidermeisters Carl August Christian Straßner Ehefr., geborne Kelling, Jacobikirchhof Nro. 19; v. e. M.

Den 7. — Des Reepschlägers Cord Seemann Ehefr., geb Gaetjen, Schweinestr. N. 5; von einem Knaben.

Den 8. — Des Arb. Diedrich Timmermann Ehefr., geb. Brandes, Düsternstr. N. 57; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Schuhmachers Heinrich Ludwig Rahe Ehefr. geb. Steegens, auf den Brink Nro. 4; von einem Knaben.

Den 9. März. Des Hökers Joh. Wilh. Lippoldt Ehefr., geb. Barlach, Stavendamm N. 9; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Schenkwirths Caspar Heinr. Rosemüller Ehefr., geb. Breefs, gr. Hundestraße Nro. 22; von einem Knaben.

Den 10. — Des Branntweinbrenners Friedrich Christoph Hoppe Ehefr., geb. Siemer, gr. St. Johannisstr. N. 140; v. e. Mädchen.

Den 10. — Des Arb. Friedrich Rosenthal Ehefr., geborne Ernst, Hastedt; von einem Knaben.

Den 11. März. Des Schuhmachers Johann Heinrich Thoel Ehefr., geb. Dreyer, Theerhof Nro. 49; von einem Knaben.

Den 11. — Des Kaufmanns Gustav Wilhelm Rodowe Ehefr., geb. Wöbchen, Obernstr. Nro. 32; von einem Knaben.

Den 11. — Des Arb. Joh. Hinrich Lankenau Ehefr., geb. Fedeler, Dreckort Nro. 12 E; von einem Mädchen.

Den 12. — Des Tabacksfabrikanten Hermann Drechsler Ehefr., geb. Kühnken, Wachtstr. Nro. 1; von einem Knaben.

Den 12. — Des Arb. Joh. Hinr. Horn Ehefrau, geb. Rohde, Grafenstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

Den 12. — Des Schenkwirths Christ. Heinr. Friedr. Ahrens Ehefr., geb. Geiser, gr. St. Johannisstr. N. 105; von einem Knaben.

Den 13. — Des Kornstechers Wilcken Ramke Ehefr., geb. Liebich, am Fischerdeich N. 9; von einem Knaben.

Den 13. — Des Küpers Joh. Hinr. Tabing Ehefr., geb. Hitzmann, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 14. März. Des Tonnenmachers Hermann Kück Ehefr., geb. Schmidt, Abbenthorsstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Buchhalters Carl Wilhelm Siebert Ehefr., geb. Ehlers, Langwedlerstr. Nro. 5; von einem Knaben.

Den 14. — Des Arb. Diedr. Herm. Meyer Ehefr., geb. Roschen, Schweinestr. N. 56; von einem Knaben.

Den 15. — Des Färbers Carl Heinr. Frerichs Ehefr., geb. Bolland, gr. St. Johannisstraße Nro. 17; von einem Knaben.

Den 15. — Des Branntweinbrenners Johann Schmidt Ehefr., geb. Meyerdircks, Adamspforte Nro. 1; von einem Knaben.

Den 15. — Des Schuhmachers Heinr. Friedr. Brockmann Ehefrau, geb. Wendel, kleine Waagestr. Nro. 2; von einem Knaben.

Den 16. — Des Küpers Diedrich Wilhelm Heittmann Ehefr., geb. Horstmann, im Runken Nro. 45; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Dr. juris und Obergerichts-Advocat Joh. Daniel Meier und Johanna Juliana Kulenkampff.

Der Lohndiener Johann Alter hies. und Sophie Margar. Borchers aus Delmenhorst, Großherzogthum Oldenburg.

Der Stuhlmacher Johann Heinrich Cölle hies. und Johanna Doroth. Wilhelmine Schmidt aus Oerdinghausen, Königl. Hannövrischen Amts Bruchhausen.

Der Maurergesell Otto Christian Kastendiek hies. und Margar. Ernst aus Baden, Gerichts Achim.

Der Knopfmacheramtsmeister Joh. Peter Pantzer und Helena Jacobsen, beyde von hier.

Der Schneider Heinrich Göring und Anna Margaretha Blaffer, beyde von hier.

Der Cigarrenmacher Christoph Kramer und Gesche Vollers, beyde von hier.

Der Küper Daniel Sengstacke und Rebecca Schmidt, beyde von hier.

Der Arb. Johann Heinr. Müller hieselbst und Magdalena Pohlmann aus Groß-Köhren, Königlich Hannövrischen Amts Harpstedt.

Der Schneideramtsmeister Johann Hinrich von Horn und Anna Margar. Sophia Schütte, beyde von hier.

Der Stuhlmacher Johann Fritz Meyer hieselbst und Rebecca Adelheid Harbers aus Ochmanien, Königlich Hannövrischen Amts Bruchhausen.

Der Cigarrenmacher Johann Hinrich Schürmann und Anna Margar. Bauer, beyde von hier.

Der Küper Hermann Korff und Wobbeta Hashagen, beyde von hier.

Der beeidigte Copist Joh. Friedrich Leonhard Bollmann und Anna Dorothea Münch hieselbst.

Der Maurergesell Christian Behrens und Catharina Delvendahl, beyde von hier.

Der Arb. Carl Friedrich Hinr. Rodenberg und Lucia Block hieselbst.

Der Spiegelmacher Heinr. Philipp Reichard hieselbst und Catharina Luise Juliane von Hartwig aus Eissel, Amts Thedinghausen.

Der Arb. Hermann Dormann zu Hastedt und des verstorb. Arb. Johann Hinrich Stelter Wittwe, Anna geb. Hartjen, zu Hastedt.

Der Weisbäcker Johann Jacob Riegelmann hieselbst und Sophie Luise Biester aus Hoya.

Der Maurergesell Johann Rudolph Vollers hieselbst und Clara Elisabeth Maria Margaretha König aus Nienburg.

Der Oeconom Friedrich Laurenz Tiedemann zu Seebent, im Holsteinischen, und Dorothea Lucia Elisabeth Ingwersen zu Mühlenbeck, im Holsteinischen.

Der Maurergesell Joh. Friedrich Liebich und Adelheid Hinrichsen, genannt Pflüger, hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 24.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 24. März 1833.

Ihm ward die Milde der Kamönen:
Hier durft' er frei und reich sich wähnen,
Hier durft' er froh und glücklich seyn.
Hier sang er sich mit Zaubertönen
In den erträumten Himmel ein.

* Mein Grab.

Wo mag sie seyn, die kleine Stelle
Von dünnem Rasen übergrünt,
Ach, hinter welches Kirchhofs Schwelle,
Wo bald vielleicht die letzte Welle
Von meiner Lebensfluth verrinnt?
Erspäht von keines Wandrers Fragen,
Ein Hügel ohne Mal und Stein.
Sie graben still und ohne Klagen
Den unbekannten Jüngling ein.

Sie wissen nicht wohin er strebte,
Was ihn gefreut, was ihn gekränkt,
Wofür er litt, wofür er lebte;
Die Qual die seine Brust durchbebte
Ist mit ihm in die Gruft gesenkt.
Ihm tönen keines Freundes Klagen
Vom Hügel in der Abendluft.
Die Herzen, die ihm liebend schlagen
Sie weinen nicht an seiner Gruft.

Ein traurig Loos war ihm beschieden,
Durch's Leben einsam hinzugehn.
Von Glück und Hoffnung stets gemieden,
Von ferne nur den goldnen Frieden
Umgränzter Häuslichkeit zu sehn.
Nie trocknete die Hand der Liebe
Von seiner Stirn des Tages Schweiß,
Ein fremder Gast nur, ernst und trübe,
Trat er in heitrer Liebe Kreis.

Wie gern, wo er ein Herz gefunden,
Wie gerne bot er da die Hand!
Die Meisten sind ihm früh entschwunden,
Treu blieben Wen'ge ihm verbunden
Und selten ward er ganz erkannt.
Und wo er Freunde fand und Brüder,
Ach, keine Heimath fand er dort.
Sein ernstes Schicksal rief ihn wieder
Schnell in die dunkle Ferne fort.

Ein Stern nur lachte seinem Leben,
Ein Engel nur verließ ihn nie;
Ein schönes Glück war ihm gegeben!
Er durfte früh schon sich erheben
In's Blüthenreich der Poesie.
Hier durft' er frei und reich sich wähnen,
Hier durft' er froh und glücklich seyn.
Hier sang er sich mit Zaubertönen
In den erträumten Himmel ein.

Rief auch sein Schicksal bald ihn wieder,
Wenn er in Träumen sich verlor,
Aus seinem blühnden Himmel nieder,
Doch tönten freundlich seine Lieder
Wohl nah und fern an manches Ohr.
Sie weckten der Empfindung Thränen
Aus Augen die ihn nie gesehn,
Und manches Herzens stilles Sehnen
Ward laut bei seiner Lieder Weh'n.

Daß sie nicht spurlos ganz entschwinden,
Dies war sein letzter Wunsch allein.
O mögten einen Freund sie finden
Und fromme Hand zum Kranz sie winden,
Zu seines Hügels Schmuck sie weih'n.
Dann hat er gern den Schmerz getragen
Der, ach, sein Leben früh zerstört.
Wird doch noch Mancher von ihm sagen:
Er war des bessern Looses werth.

Hermann Röpe.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

In dem großen Gerichtssaale thronte auf hohem Sessel, hinter einer Estrade, der mächtige Baron; links und rechts ließen zwei Schreiber eifrig ihre Federn schnarren. Nach gemeinsamem, ehrerbietigem Gruße trat Manlicken vor und bat um ein gnädiges Gehör.

„Welches Anliegen führt Euch heute, an einem außergewöhnlichem Tage, hierher? Zwar, Ihr habt Eure Ankunft bereits früher anmelden lassen, doch unbekannt ist mir ihr Zweck." So sprach ziemlich leutselig der sonst finstere Baron zum Landmanne. „Ihr habt lange krank gelegen, wie ich vernommen habe" — fuhr er mit unsicherm Blick fort — „hat die Nähe des Knochenmannes Euch vielleicht bewogen, Euer Testament aufsetzen zu lassen? Doch zu was diese zahlreiche Begleitung?" — „Fast habt Ihr den rechten Fleck getroffen, gnädiger Herr. Auch ist wirklich von einem Testamente die Rede; doch nicht von dem Meinigen, sondern von dem meines seligen Vetters, Andreas Pommers." — „Welches Euch den schönen Schüppelhof mit allem Zubehör einbrachte?" — „Eben dieses! Dasselbige umzustoßen, erscheine ich jetzt vor Euch mit diesen verehrlichen Zeugen." — „Wie? hör' ich recht?" — „Gewiß! Doch vergönnt mir erst eine kurze Erklärung."

Alle Anwesende, selbst die Seinigen hatte Manlicken durch diese Worte in das größte Erstaunen versetzt. Doch ruhig fuhr er weiter fort: „Wie Ihr Euch vielleicht entsinnen werdet, Herr Baron, starben beide Eltern mir frühzeitig, nichts als die kleine Häusler-Nahrung am Köppgrunde hinterlassend. Da nahm mich elfjährige Waise der reiche Vetter Pommer in sein Haus. Einen Ersatz wollte er an mir haben, für seinen lüderlichen, einzigen Sohn, welcher, nachdem er seinem Vater alles gebrannte Herzeleid angethan, in die weite Welt gegangen war und nie wieder etwas von sich hören ließ. Vergebens wurde er in mehrerer Herren Länder ausgerufen. Die Vermuthung des alten Pommer's, daß sein Sohn nicht mehr am Leben sey, wurde zur Gewißheit durch die Aussage eines kaiserlichen Feldwebels, welcher auf dem Schüppelhof einsprach und behauptete: er habe den jungen Pommer als Musquetier in einem Lazarethe Wien's sterben sehen. Deßhalb vermachte er mir den Hof. Vor ungefähr zwölf Jahren, am Spätabend eines rauhen, regnigten Herbsttages, trat, vor Frost und Näße zitternd,

ein abgezehrter, schlecht bekleideter Mann, einen mäßigen Buben an der Hand, in mein Haus und begehrte dringend ein Obdach, welches ihm billig gewährt wurde. Gierig verschlang der Arme den vorgesetzten Imbiß, so wie einen Trunk Wein und begab sich dann aufs Lager, wo Mann und Kind sofort in einen todtenähnlichen Schlaf verfielen. Um Mitternacht weckt mich lautes Angstgestöhn. Besorgt springe ich aus dem Bett in die nebenan liegende Stube, in welcher ich die Fremden untergebracht hatte. Den Knaben finde ich fest schlafend, den Alten aber mit dem Tode ringend. Mit sterbenden Lippen schon trug er mir auf, mich seines Kindes anzunehmen, dessen Taufschein er bei sich trage. Bevor noch der Bader herbei geholt werden konnte, entfloh seine Seele dem morschen Leibe. Der Fremde aber war, wie ich aus dem bei ihm vorgefundenen Paß und Trauschein erkannte, Niemand anders als des alten Pommers verlaufener Sohn und der Bube sein Kind, derselbe lahme Peter, welcher hier vor Euch steht. Er heißt demnach nicht Döhel, sondern Pommer."

Nachdem Manlicken der Versammlung Zeit gegönnt hatte, von ihrer Verwunderung sich zu erholen, knüpfte er den Faden seiner Erzählung wieder an: „Gewissenhaft unterzog ich mich der aufgetragenen Pflicht. Wie mein eigenes Kind hielt ich den Knaben, ihn einen Beruf wählen lassend, wozu er Neigung hatte. Demohnerachtet strafte mich eine innere Stimme, daß ich nun nicht mehr den Schüppelhof mit Recht besitze, daß er eigentlich dem Enkel meines Erblassers zukomme. Ich beichtete dem Pater Grinselm meine Bedenklichkeit und empfing Absolution. Ich spendete oft und viel der Kirche und den Armen. Umsonst! die Stimme schwieg nicht. Da beschloß ich endlich, um mir Ruhe zu verschaffen, dem Peter Pommer meine Tochter zur Frau und einst den Schüppelhof zu geben, und bald hätt' ich meine Bärbel meinen eigennützigen Absichten aufgeopfert. Gott sey gelobt! der Fall in die Salza bewahrte mich vor dem in die Hölle. In Eurer Gegenwart, gnädiger Herr Baron, und vor diesen Zeugen trete ich dem Peter Pommer mein Recht an den Schüppelhof ab. Peter! Vetter! nicht in den Schooß habe ich die Hände gelegt, wie Du selbst wissen wirst; aber Alles, was ich seit dem Besitz des Schüppelhofs erworben, wirst Du, zu Heller und Pfennig berechnet, vorfinden. Genieße Dein Gut in Frieden! — Catharine, liebe Frau! nicht wahr, Du siehst nicht sauer, wenn Du aus dem großen Hofe in die kleine Häusler-Nahrung ziehen mußt mit Deinem Mann, der dadurch seine Seele vom Verderben errettet? Und Du, gute Bärbel, wirst es auch zufrieden seyn, da Du nun den Mann Deines Herzens wählen kannst. Wir werden arm seyn, doch keine Noth leiden. — Noch eins, Peter! Laß mein — laß das Vieh des Schüppelhofes Dir empfohlen seyn, daß Du es nicht verwahrlosest, vom starken Stiere an bis zum kleinsten Huhne; schlage nicht unnöthigerweise die langen, schönen Kiefern in Deinem Busche nieder; laß weder die Wiesen versauern, noch die Felder verbrennen. — Zuletzt übergebe ich Dir feierlich dieß Gesinde, treue wackere Bursche, flinke reinliche Mägde. Vor allen halte gut den wackern Hans Weinleidtner. Diesem überlasse die Sorge für Dein Gut. Ein andrer Joseph ist's, sag' ich Dir, unter dessen Händen Alles doppelt gedeiht. Nun Kinder," — wendete er sich zu dem verdutzten Gesinde — „reicht mir noch die Hand zum Abschied, und Eurem neuen Herrn zum Unterpfand der Treue, die Ihr ihm geloben wollt." — Schluchzend befolgten Alt und Jung die Weisung des geliebten Herrn; nur als Hans dem Peter die Hand geben sollte, sprach er finster: „Nein

ich thu' es nicht; ich bleib' Euer Knecht, Manlicken!" — „Hans, das geht nicht! weiß ich doch kaum, ob sich Brod genug für mich und die Meinigen finden wird; wie viel weniger trüge das Häuschen einen Knecht!" — „Herr, wo Fünfe satt werden, wird's auch der Sechste. Lohn begehr' ich übrigens nicht, wenigstens keinen klingenden" — er warf einen sprechenden Blick auf Bärbel, welche denselben nur zu gut verstand und höchlich darob erröthete. „Macht keine Einwendung, Herr! Ihr seyd noch preßhaft vom Falle her und könnt drum nicht viel ertragen. Laßt mich wenigstens erst die Wirthschaft in Gang bringen; dann werden wir ja weiter sehen." — „Gieb mir Deine Hand, lieber Hans!" sprach Manlicken gerührt, „und Du, Bärbel, auch. So!" er legte Beider Hände zusammen. „Da, liebt Euch vor der Welt, wie Ihr es längst im Stillen gethan. Ich verlobe Euch hiermit, denn Ihr seyd einander werth! Wahrlich meine Freunde!" — wendete er sich zu den Zeugen — „ich habe jetzt schon mehr Freude gehabt als der ganze Schüppelhof werth ist."

Ein Wink des Pflegers rief den Sprecher abseits. „Ein Wort, Manlicken!" sprach er heimlich. „Wie steht's mit der Verschreibung über die 400 Gulden, welche Ihr von mir in Händen habt? bei so bewandten Umständen kann sie Euch nichts mehr nützen. Ihr seyd ja ein vernünftiger Mann und werdet schon verstehen, wie ich's meine. Wollt Ihr mir sie sogleich einhändigen?" — „Gnädiger Herr, da die Summe vom Ertrage des Schüppelhofes genommen ist, so gehört selbige dem Peter Pommer, als rechtmäßigem Besitzer, nunmehr zu. Ich hab' ihm deßhalb auch bereits das Papier eingehändigt. Mich geht die Sache nichts mehr an." — „Ihr seyd ein alter, aber witziger Thor!" — sprach der Pfleger zornig — „wie ein einfältiges Kind habt Ihr gehandelt!" — „Ja, Herr, einfältig will ich auch immer bleiben, sogar ein Kind werden; denn solcher ist das Reich Gottes."

„Zahlt Ihr die Kosten für gegenwärtige, langweilige Verhandlung?" — fuhr der Pfleger den Peter Pommer laut an. — Wie aus dem Traum auffahrend machte derselbe eine sehr linkische Verbeugung und sprach demüthig: „Wie Ihr befehlt, gnädiger Herr Baron!" — Dieser murmelte etwas wie vom Teufelholen zwischen den Zähnen und verabschiedete dann barsch die ganze Gesellschaft bis auf Peter, welchen er noch an der Thür zurückrief. — So sehr sich Letzterer vor dem Pfleger fürchtete, war es ihm wiederum auch lieb, sich von Manlicken's Gegenwart befreit zu sehen, der ihm zwar den schönen Hof zu-, die noch schönre Tochter dagegen abgesprochen hatte. Er wußte noch gar nicht, welche Farbe er gegen denselben annehmen sollte: ob danken oder schmollen?

Manlicken aber wendete sich auf der Heimkehr, zufriedenen Gemüths in Blick und Miene, zu Anton Wallner, welcher der ganzen Handlung mit beigewohnt hatte, und sprach: „Hat mein gegenwärtiges Verfahren Deinen Beifall erhalten?" — Mit großem Ernste entgegnete dieser: „Du hast nur Deine Schuldigkeit gethan, Manlicken! und wenn wir meinen, Alles gethan zu haben, müssen wir doch bekennen, daß wir unnütze Knechte sind." — Betrübt über den strengen Ausspruch, heftete der in seiner frohen Erwartung Betrogene die Augen zu Boden und schwieg bestürzt. — „Versteh' mich nicht falsch" — tröstete sanfter der Schriftgelehrte — „einen großen Schritt zum Heile hast Du damit gethan, daß Du dem unrechten Gute so freudig entsagtest. Doch willst Du völlig des Heilands werth seyn, mußt Du Alles — Gut, Ehr', Weib, Kind, selbst Dein Leben ihm zu opfern bereit seyn.

Vermagst Du solches?" — Sinnend schaute Manlicken all' seine Lieben der Reihe nach an, dann sprach er sanft: „Ich will den Herrn nicht versuchen und darum Deine Frage unbeantwortet lassen. Er mache es, wie's ihm gefällt. Sein Name sey gelobt!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Was hat der Deutsche, besonders in jetziger Zeit, zu thun?

Große Veränderungen haben seit wenig Jahren im Deutschen Vaterlande statt gefunden, Kräfte, die man nicht ahndete, haben sich entwickelt und ein Kampf wird gekämpft, wie man ihn nie gekannt; kein Feind steht vor den Thoren und zeigt uns seine Ketten, zur Vertheidigung des eignen Heerdes auffordernd; die Scenen des Aufruhrs, der blinden Leidenschaft, der Anarchie, wie die große Aufregung der Gemüther in den Jahren 1830 und 1831 auch auf Deutschlands gesegneten Fluren und in seinen belebten Städten erzeugte, haben sich gelegt; reiche Erndten haben die Preise aller Lebensbedürfnisse erniedrigt, Handel und Wandel blühen und doch währt der Kampf der Partheien der Bewegung und des Stillstandes erbittert fort und zeigt kein Ende. — Es ist der Kampf des Guten mit dem Bösen, der Aufklärung mit der Verstocktheit, der gesetzlichen, von der Vorsehung den Menschen verliehenen Freiheit, und der verkehrten, egoistischen Aristokratie. — Was hat nun der Deutsche, der sein Vaterland lieb hat, dessen Gemüth für alles Große und Schöne nicht abgestumpft ist, zu thun?

Er muß sich immer mehr zum wahren Patrioten ausbilden; dieses kann er

1) wenn er eifrig die Geschichte seines Landes, sowol der Vergangenheit als der jetzigen Zeit studirt, den Ursprung der Verfassungen erforscht und sich mit den Veränderungen, die nach und nach durch das Bedürfniß der Zeit entstanden sind, bekannt macht; wenn er die gefeierten Patrioten der Vorzeit, deren Andenken der Dankbarkeit noch jetzt in ächten Deutschen Herzen tief eingegraben ist, als Vorbild wählt und sich an die Ehrenmänner der Gegenwart vertrauend, schützend und helfend anschließt.

2) Wenn er die Achtung vor Gesetz und Obrigkeit nicht aus den Augen verliert, sich aber von niedriger Schmeichelei, von Französischer Courtoisie, von Italienischem Macaronica fern hält; er muß auf die Mängel und Bedürfnisse aufmerksam machen; eingewurzelte, schädliche Gewohnheiten auszurotten sich bemühen, den so nachtheiligen Schlendrian, der störenden Pedanterie, den verderblichen Bocksbeuteleien muß er kühn mit offenem Visier entgegen treten; er muß zeitgemäße Gesetze und Einrichtungen ins Leben zu fördern eifrig bemüht seyn. Hand in Hand mit Gesetz und Ordnung muß er wachsam seyn auf alle Verkehrtheiten, stets bereit seyn, sein Vaterland mit der Waffe und mit der Feder gegen die Angriffe übermüthiger Fremdlinge und gegen die geschmeidigen Eingriffe innerer Gewalthaber zu schützen, auf Leben und Tod zu vertheidigen, mit der Kraft der Rede und den Vorschriften des Herzens. — Er muß bedenken und prüfen, die Lehrsätze der Theorie studiren und befolgen, aber nach reiflicher Prüfung als patriotischer Mensch mit Energie zu handeln verstehen, gestützt auf Redlichkeit, blickend auf Uneigennützigkeit; den Egoismus verbannend, muß er ungerechte Herrschsucht bekämpfen, den Stolz beschämen, dem Ehrgeize ins Auge blicken.

Endlich 3) kann sich der Deutsche zum wahren Patrioten ausbilden, wenn er möglichst immer die Sache im Auge behält, möglichst alle Persönlichkeiten vermeidet, wenn ihm Hinterlist,

Ränke, Selbstsucht feind sind, wenn er, statt Zwiespalt zu säen, Zufriedenheit und Vertrauen zwischen Regierern und Regierten zu fördern und zu befestigen sich bemüht, wenn er sich stets auf dem graden Wege zu halten sucht und nur ausnahmsweise, wenn die Macht der Verhältnisse nicht zu bekämpfende Hindernisse auf dem graden Wege ihm entgegenstellt, Nebenwege einschlägt, um vorwärts zum schönen Ziele zu gelangen; der Gedanke, eine wichtige Rolle zu spielen, Lobpreisungen zu empfangen, sich den Weg zu Ehrenämtern zu bahnen, seine Mitbürger um Stimmen zu diesem oder jenem Ehrenposten aufzufordern, muß ihm fremd seyn. — Aber auch er darf sich in seinem redlichen Streben für die allgemeine Wohlfahrt nicht stören lassen durch Hohn und Spott, Wortverdrehung und Verläumdung; Rücksicht nehmend auf die Erfahrungen des reiferen Alters, auf die wohlverdienten höheren Stellungen Anderer, auf den Kreis lieber Angehörigen muß er rücksichtlos verfahren, wenn das allgemeine Beste, wenn das Vaterland auch diese Opfer ihm auflegen, dann muß er der Stimme des Herzens folgen, dann muß er nach der Ueberzeugung des redlichen Mannes der höhern Pflicht folgen.

In seinen Vorschlägen und Forderungen muß er bescheiden seyn; aber bedächtig steigern muß er seine Kräfte, wenn die Halsstarrigkeit seinen gerechten Wünschen taub bleibt; er muß mit der Geduld des Säemanns die junge Saat sich entkeimen, sich entwickeln lassen; aber wenn sie zurückgehalten wird vom Brande der Sonne und sich keine Aussicht zu erquickendem Regen zeigt, dann muß er nachhelfen, denn die Quelle und der Born sind nahe, woraus zu schöpfen ist; er muß alle Umstände der Zeit berechnen, damit das Gute, was geschafft werden soll, in seiner ganzen Ausdehnung gut werde; er muß bei natürlicher Zögerung der Arbeiten nicht ungeduldig eifern, nicht fremde Nachbaren zu Hülfe rufen.

Aber welcher Mensch kann sich rühmen, daß alle diese zu einem wahren Patrioten, zu einem würdigen Sohne des Vaterlandes erforderliche Eigenschaften sich in ihm vereinen? Schwach und unvollkommen sind wir Alle — aber Niemanden fehlt es an Zeit zu lernen, immer näher der Vollkommenheit zu kommen durch Geduld in der Theorie, durch Energie in der Praxis, durch Muth im Angriffe, durch Ausdauer im Kampfe, durch Nachsicht mit dem Unverstand, durch Verzeihung des Hohnes und des Spotts, durch Mitleid mit dem Landsmann, der so entartet ist, daß er den Deutschen Character so sehr verläugnet, daß er sich in den Mantel des wetterwendigen Franzosen verhüllt oder sich hinter der Säule des verspöttelnden Fechters Marforio in Rom versteckt. — Das Sprichwort was mehr gilt als alle die verfänglichen Redensarten qui s'excuse, s'accuse, Schuster bleib' bei deinem Leisten ꝛc., welches nicht zu verdrehen ist, welches stets eine umumstößliche Wahrheit war, ist und seyn wird, welches Jeder, weß Standes er auch sey, üben kann und muß, heißt: „thue Recht und scheue Niemand!!!"

Johannes Rösing.

---

* Das heilige Abendmahl.

Der Genuß dieses festlichen Mahles, so lernten wir es von dessen Stifter, unserm Meister, ist Keinem, selbst dem gröbsten Sünder vorzuenthalten, und hätten wir es nicht gelernt, so sagt es einem Jeden die gesunde Vernunft allein durch die dabei auszusprechenden Worte: „solches geschieht zur Vergebung eurer Sünden!" — Wer sollte sonst des heiligen Mahles theilhaftig werden können, als der Mensch, wovon doch wohl

Keiner auftreten und sagen kann: Ich bin ohne Sünde!

Nun hat es freilich vor Zeiten Menschen gegeben, deren Verblendung lehrte: ein grober Sünder sey dieses Seelenfestes nicht würdig; das war freilich eine finstere verstockte Zeit! Indeß, in dem jetzigen klaren Zeitalter, in einem civilisirten Staate, noch Seelsorger zu finden, die einem Sterbenden die erflehete Erquickung dieses Christus-Mahles versagen, und statt ihm vor seinem nahen Ende, Worte labenden Trostes zu reichen, im Gegentheil den letzten Kampf verzweifelnd machen! ist eine Scene, deren Abscheulichkeit zu würdigen einem jeden gesunden Menschen selbst überlassen bleibt.

---

* Antwort.

Um den Wunsch des Herrn Js. R., laut Bürgerfreund Nro. 23, als die Straßen-Beleuchtung der Alt- und Neustadt, bei dem Ausbruch des Feuers in der Vorstadt, nach zwei Uhr Nachts, fehlte, zu genügen, ertheile ich folgende Antwort:

Die Lampenwärter sind zufolge einer gedruckten Verordnung verpflichtet, bis 2 Uhr Nachts ihre Lampen zu verpflegen; nach dieser Zeit sind die Lampen sich selbst überlassen, so daß einige früh und andere erst am hellen Morgen erlöschen, je nachdem sie hoch gebrannt haben.

Ferner sind die Lampenwärter verpflichtet, wenn nach 2 Uhr die Nachtwächter klopfen, sich mit ihrem Noth-Oel sogleich nach den Lampen zu begeben und sie in brennbaren Stand zu setzen. Alle halbe Jahre bekommen die Nachtwachen ein Namens-Verzeichniß mit Wohnung der Lampenwärter, welches da angeschlagen wird, — und den Befehl bei Brand ꝛc. solche zu wecken. Leider ist bei dem letzten Brande solches nicht geschehen, und von 35 Lampenwärtern sind nur 16 geweckt.

Diese Nachlässigkeit ist bereits der betreffenden Behörde angezeigt, und es werden sicher Maaßregeln genommen, damit dergleichen nicht wieder geschieht.

Uebrigens danke ich dem Herrn Js. R. für seine Aufmerksamkeit, so daß ich Gelegenheit bekomme, alle meine Mitbürger zu bitten, wenn Fehler bemerkt werden, mir doch gleich davon Anzeige zu machen, um, wenn sie in meiner Macht stehen, solche abzuändern.

J. H. Kruse,
Wachtstraße Nro. 2.

---

* Erwiderung

auf den „Gemaßgeblichen Vorschlag" in Nro. 23 d. Bl.

Dem Wunsche des Herrn Anonymus v. B. könnte, nach meiner Meinung, die ich ihm, wenn ich nicht irre, bereits mündlich auseinandersetzte, sehr füglich genügt werden, wenn er

1) die Güte hat, bei der Behörde, der Inspektion der Leihanstalt, die Erlaubniß des öffentlichen Anschlagens an den Straßenecken zu erwirken;
2) großmüthig die Kosten des Drucks und Anschlagens übernehmen will; — da ich den Pfandschein-Inhabern, die ohnehin die Auctions-Kosten tragen müssen, wenn die Pfänder zum Verkauf kommen, keine gesetzwidrige Unkosten machen darf. —

Zudem wird die hiesige Leihanstalt auch viel von Auswärtigen benutzt, und wäre für diese das öffentliche Anschlagen durchaus zwecklos. Die hiesigen wöchentlichen Nachrichten sind so ziemlich überall verbreitet, so daß bei der am 20 und 21. d. Mts. gehaltenen Auction von 1461 im Wochenblatt bekannt gemachten Nummern nur 119 zum Verkauf gekommen sind.

Herr v. B. kann Letzteres bei dem Herrn Notar, der die Ausmienungen protokollirt, nachsehen lassen; auch kann ich ihm versichern und durch meine Bücher nöthigenfalls nachweisen, daß keine 14 Tage nach dieser Auktion verstreichen werden, und von 100 Nummern sind die etwaigen Ueberschüsse bei mir eingefordert.

Somit kann sich Herr v. B. überzeugen, daß seine Furcht, das Wochenblatt werde zu wenig gelesen, ohne Grund ist.

C. A. Suffert.

---

* Erwiderung auf Nro. 23.

Da der Verfasser der Zeilen — überzeichnet: „die Ohrenbeichte" — die Abstellung der Privatbeichte in unsrer Kirche vorschlägt, so halte ich mich verpflichtet zu der Erklärung, daß die Gewährung dieses Wunsches außer den Grenzen meiner Macht liege. Der Verfasser verräth Unkunde hinsichtlich der katholischen Bußanstalt. Wird er sich näher mit derselben bekannt machen, so wird er selbst einsehen, daß sein Vorschlag unbeachtet bleiben muß.

B. Wemer, Pastor a. d.
St. Johannis-Kirche.

---

* Alt und Jung.

An G. F. N.

Von Dr. Noeldeke.

Herz, nie wirst du alt.
Göthe.

Alternd bin ich, doch nicht Kaltsinn
Reißt zu Hohn mich mit Gewalt hin
Ob der jugendlichen Welt;
Was die ist, bin ich gewesen,
Ob, wie du, von Wahn genesen? —
Sey der Nachwelt heimgestellt.

Diese richt' ihr Thun und Dichten;
Mir geziemet nicht, zu richten
Freier Kräfte Maaß und Wahl.
Ihren Himmel zu beschirmen
Vor cyklopischrohen Stürmen
Macht den Musen wenig Qual.

Neben Göttern und Heroen
Sicher vor Pygmäen-Drohen
Ruhen unter Sphärenklang
Wieland, Herder, Klopstock, Göthe
In des Nachruhms Morgenröthe,
Ohne Sonnenuntergang.

Als sie noch auf Erden wallten,
Hochgealterte Gestalten,
Jugendvoll im Silberhaar,
Schwebte ob der Mitwelt Tadel
Sonnenhoch ihr Geistes-Adel,
Wie ein felsgeborner Aar.

Noch auf Greisenalters-Stufen
Fühlte Gleim sich sangberufen,
Fühlte wie Anakreon;
In des Lebens Winterhülle
Stieg noch singend als Sybille
Karschin zu dem Acheron.

Darum sing' ich unbekümmert,
Ob sich bessert, ob verschlimmert
Rings um mich die junge Welt.
Wer in höchsten Greises-Jahren
Nur nicht langweilt, wird erfahren,
Daß der Jugend er gefällt.

Nachwort

über die im vorhergehenden Gedicht erwähnte, hochbejahrt gestorbene Sängerin.

Von ihrem dankvollen Freunde

Dr. Noeldeke.

Für die hier folgenden, biographischen Notizen in Betreff der bei ihrer ersten Erscheinung eben so hochgefeierten als in ihren letzten Lebensjahren wenig beachteten, deutschen Sängerin darf ich vielleicht, wenn nicht auf Dank, doch auf gütige Nachsicht bei den Lesern des Bgfrds. wegen fragmentarischer Kürze dieser Mittheilung rechnen. — Ich fand bei meinem damaligen (1790 — 1) Aufenthalt in Berlin die Dichterin, — oder wie sie wol auch sich selbst lächelnd nannte, die dichtende Sibylle, von Frankfurt an d. O. heimgekehrt und krank an den Folgen einer Verletzung, die sie sich an ihres Kleist's Denkmal durch Uebersprungung des eisernen Verschlages bei steigender Ungeduld über die verzögerte Ankunft des Schlüssels zugezogen hatte. Gleichwohl schrieb sie in diesen Tagen ihrer letzten Krankheit ihren schönen Schwanengesang auf die Vermählung des Herzogs von York mit der Prinzessin Friederike: „Herrscherin des großen Wasserreichs" u. s. f., so wie sie vor vielen Jahren die Einschiffung und Ueberfahrt der Prinzessin Charlotte von England besungen hatte. — Kurze Zeit vor ihrem Tode überraschte mich früh Morgens der Anblick einer, in der Mitte des Krankenzimmers aufgehäuften Menge ausgebrannter Zeugfetzen nicht wenig. — Die Dichterin hatte, im Bette schreibend, ihr Licht dem Umhange zu nahe gestellt, wodurch sie plötzlich wie von einem feurigen Mantel umhüllt war. Allein im Nu entschlossen, raffte sie die aufflackernde Umgebung zusammen, warf sie auf den Fußboden, und ließ sie, ohne häusliche Störung zu verursachen, verbrennen. — Bald wäre ich, sagte sie bei meinem Eintritt in ihr Zimmer, in einem Flammenwagen von hier zum Himmel gefahren. — Nie war vielleicht eine Deutsche Dichterin mit soviel schlag- und reimfertiger Geistesgegenwart, wie sie, begabt und ausgerüstet. In Italien geboren, wäre sie eine der ersten Improvisatrici geworden, und dadurch leicht Besitzerin eines unabhängigen Vermögens; in Deutschland verkürzte ihr Witz nicht selten die Zeit den gelangweilten hochtafelnden Amphitruonen und erwarb ihr freien Tisch und kalte Küche.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 25.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 28. März 1833.

Empfindung ist das göttlichste Geschenk
Des Himmels, und je mehr dem Menschen ward,
Je edler wird er, wenn den schönen Strom
Die herrschende Vernunft im Bett' erhält. F. L. Gr. zu Stolberg.

Der Bach.

Ich kenne einen klaren Bach;
Nur linde Wellen regt er auf,
Und unter'm blauen Himmelsdach
Verfolgt er ruhig seinen Lauf.

Und wie aus seinem Silberband
Manch reizend Bildniß Dich erfreut,
Sind auch an seinem grünen Rand
Viel schöne Blumen hingestreut.

Des blauen Himmels weiter Rund,
Und Sonne, Mond und Sternen-Chor,
Sie zaubern aus des Baches Grund
Dir eine eigne Welt hervor.

Und Lindenblüth' und Rosenduft,
Und Veilchen und Vergißmeinnicht,
Sie würzen rings umher die Luft
Und schau'n Dir freundlich in's Gesicht.

Wie lieblich, wenn Du an dem Bach,
Des Abends dort im Mondenschein,
Und unter'm blüh'nden Lindendach
Dich überläß'st den Zauberrei'n!

Wenn Dir der Zauber dann erschließt
Der Freundschaft und der Liebe Thor:
Welch' reichen Lebens Quelle fließt
Aus seinem Innern Dir hervor!

Wie strahlen von des Baches Grund
Gar schöne Bilder Dir zurück!
Und in den Bildern, schön und bunt,
Erkennst Du Deines Lebens Glück.

Doch braus't der Bach auch wild oft auf;
Und von den Bildern, die dem Blick
Dir vorgestrahlt sein sanfter Lauf,
Bleibt keines dann Dir mehr zurück.

Nur Schmerz zieht dann in Deine Brust
Und greift Dir wild an jeden Sinn,

Daß, die Dir erst war hohe Lust,
Du mit der Welt oft selbst sinkst hin. —

Kennst Du den Bach? Des Menschen Herz
Ist dieser Bach. Zu Götterlust
Geleitet er; doch oft im Schmerz
Zerwühlt er Dir die wunde Brust.

Th. Kind.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Am Frohnleichnamsfeste des Jahres 1729 tönten vom frühen Morgen an, in kurzen Intervallen, sämmtliche Glocken der zahlreichen Kirchen in Salzburgs Hauptstadt. Alle Berge der Nachbarschaft gaben vielstimmig die festlichen Klänge zurück, welche wohl selbst in rohen Herzen die Andacht hervorzurufen geeignet waren. Fast die Mehrzahl unter den Häusern der eben so schön gebauten als wunderherrlich gelegenen Stadt war mit kostbaren Teppichen, bunten Blumengewinden und grünen Maien geschmückt. Von Gold und Silber, wenn auch unächtem, von Flimmern und Wachsperlen glänzten die häufig in den Straßen aufgestellten von anmuthigen Lauben umgebenen Muttergottesbilder; jeder Betstock, jede Heiligensäule hatte heut eine neue Zierde erhalten. Festlich gekleidete Männer und Frauen bedeckten die Straßen, von den ehernen Zungen gerufen, in die Kirchen ziehend.

An dem größten und schönsten aller Springbrunnen in ganz Deutschland, auf dem Schloßplatze Salzburg's, wo riesige Marmorpferde, engelschöne Götterknaben, kunstgebildete Muschelschaalen das silberhelle Wasser in reicher Fülle in das ungeheure aus weißem Marmor zusammen gesetzte Becken ergießen, standen, die blank gescheuerten Eimer auf den Brunnenrand oder die glatten Stufen gestellt, mehrere Dienstmädchen in wechselseitiger Unterhaltung begriffen. Jede Vorübergehende verlängerte den ohnehin reichen Stoff derselben, und über Manche war bereits schonungslos der Stab von den spitzen Zungen der strengen Richterinnen gebrochen worden, als ein Mädchen, schleichenden Schrittes, gesenkten Auges daher kam, ihre beiden Gefäße zu füllen. Bei ihrem Erscheinen stieß Eine die Andre heimlich an, und auffallend schnippisch beantworte die ganze Schaar den sanften Gruß der kränklich scheinenden Dirne. Im seidnen Reifrock, auf hohen Absätzen, mit zusammen geschnürtem Leibe und thurmähnlichem Haarputz rauschte jetzt eine junge, geschminkte Dame einher, und zog sofort alle Augen der Dirnen auf sich und den sie begleitenden, zierlichen Cavalier, der augenscheinlich um ihre Gunst zu buhlen schien. Die dritte Person, eine ältliche Dame, gewiß die Mutter der Schönen, wurde weniger beachtet, so auch der Diener, welcher Gebetbuch und Rosenkranz seiner Herrschaft nachtrug. Einen flüchtigen Seitenblick warf der junge Cavalier den Dirnen am Brunnen zu; die Blühendste unter ihnen empfing einen fast nicht bemerkbaren Gruß, welche denselben mit einiger Scheu, aber sichtlich erfreut, durch einen Knix erwiederte, und somit das neue Stichblatt der Uebrigen ward. Die blasse Maid hatte bereits den Brunnen verlassen. Als sie einen Blick auf das vorbei stolzierende Paar geworfen, brach sie erschreckt zusammen; ein Eimer entglitt der zitternden Rechte und leerte sich auf dem reinlichen Straßenpflaster aus. Hastig raffte sie sich, so wie den Eimer, auf, und ohne ihn wieder zu füllen, entfernte sie sich mit wankenden Schritten.

„Sahst Du Büttners Rieke zusammen fahren bei dem Anblick ihres ehemaligen Liebsten?" hob eine von den Mägden an. — „Ei wohl! sie machte es ja merklich genug. Die Thörin! warum hat sie sich von ihm anführen lassen. Sie

konnte sich's doch denken, daß ein Baron nicht eine gemeine Böttchers Tochter zur Frau nehmen werde." — „Lebt denn die Kleine noch?" — „Weiß nicht! Ihre Eltern haben das Fallkind mit nach Lauffen genommen. Nun mag sie sich um Kind und Schatz zugleich härmen. Aber der Gruß, welchen Dir der Baron so verstohlen und doch gleichwohl so sprechend zuwarf, scheint mir auch etwas zu bedeuten. Daß Dir es nur nicht auch so gehe, wie Rieken!" — „Dummes Zeug! Er besucht unsre Wirthschaft zuweilen, ein Glas Wein zu trinken, wenn er auf die Jagd reitet, und daher die Bekanntschaft." — „Was gilt's, er schwatzt Dir dann eben so schöne Reden vor, wie alleweile der reichen Erbin des Hofmarschalls? und zuletzt ist's bei Einer wie bei der Andern nur Dunst." — „Kann möglich seyn! denn, unter uns, er macht sich manchmal gegen mich über der vornehmen Fräuleins Gethue lustig." — „Und preist dafür das Deinige! Ich kenne dergleichen Herren." — So schien es auch wirklich zu seyn, denn verlegen brachte die Getroffene die Rede auf einen minder anzüglichen Gegenstand. — „Ich muß mich sputen" — sprach sie — „meine Frau wird mit Ungeduld mich erwarten. Wir haben heut großen Rummel, wenn das Landvolk herein kommt." — „O, deshalb brauchst Du nicht zu eilen! Es wird gar nicht arg werden. Die evangelisch Gesinnten sollen sich alle beredet haben, nicht mehr zum Feste herein zu kommen. Bedenke doch, wie voll sonst der Markt schon war; welche lange Züge, die Fahnen und Marienbilder voran, zu den Thoren herein wallten. Das war ja ein Gesinge in allen Straßen! — und heute — sieh nur hin — die Paar Leutchen dort, die sich ordentlich schämen, so allein da zu stehen." — „Wie muß dies aber den Fürst Erzbischof ärgern, sieht er das mit an!" — „Freilich! d'rum bleib' ich auch hier, bis er kommt. Der wird sich 'mal wundern!" — „Und meine Herrschaft auch, wenn die erwarteten Weingäste außen bleiben. Was haben wir für Vorbereitungen getroffen! was hab' ich schon für Wasser schleppen müssen!" — „Den Wein stark zu machen!" — lachte Jene. „Nun könnt Ihr Euer Gebräude allein trinken!" —

Spärlich und mehr mit Einheimischen füllte sich der Platz allgemach an. Unnöthig diesmal erschienen die vielen Wachen, Ordnung und Platz zu erhalten. Endlich ertönte vom Thurme das Glockenspiel; lautschallende Tusche von Trompeten in der Kirche, begleitet von langhallenden Paukenwirbeln, kündigten die Beendigung des Hochamts an. Bald darauf öffneten sich die Flügel der Hauptthüre und heraus trat, in reichprunkender Ordnung, die Processsion, den Erzbischof in der Mitte. Vor und neben dem goldblitzenden, mit Reiherstützen geschmückten Baldachin, welchen reichgekleidete Kammerherren über den Fürsten hielten, wogte eine Masse Trabanten, Diener, Mönche, Priester und Prälaten; hinter demselben ein langer Zug, aus den Edelsten der Einwohner Salzburg's zusammengesetzt, unter welchen das vorhin bekrittelte Paar nicht die Letzten waren. Vom Portal der Cathedrale, einem Meisterwerke der Baukunst, warf jetzt der geistliche Oberhirt einen prüfenden Blick nach dem Schloßplatze. Verwundert lispelte er hierauf einige Worte einem der Kammerherren zu, welcher verstohlen seine Uhr hervorzog und leise antwortete: „Gnädigster Herr, es ist keineswegs zu früh, vielmehr die gewöhnliche Zeit längst vorbei." — Da trübte sich der Blick des Fürsten und dichte Wolken des Unmuths verfinsterten die vorhin offene Stirn.

„Luthere, redde mihi legiones!" seufzte er in sich hinein, an den Rand der Stufen vortretend, dem auf die Kniee niedergeworfenen Volk den Segen zu ertheilen. Kopf an Kopf ge-

preßt war sonst der Platz gefüllt gewesen; heute ließen sich große Lücken sehen und nur schwach summte das Gebet der Gläubigen daher. So bald als thunlich, endigte der Erzbischof eine Handlung, welche sonst so erhebend, heute aber so niederschlagend für ihn war.

„Ruf' mir den Kanzler" — gebot er dem Kammerdiener, welcher ihn von dem festlichen Schmuck entkleidete. Lange sprach er darauf mit dem Prior des Camalduenser-Klosters von Salzburg lateinisch. Jetzt erschien der Kanzler von Rall, ein dürres Männchen, welches bei aller scheinbaren Unterwürfigkeit das Herz seines Herrn so ziemlich ganz in seinen Händen hatte.

„Rall," — redete ihn der Fürst an, — „bemerktest Du heute, wie —" — „Wie leer Euer geistlicher Schaafstall von den schwarzen Heerden des Gebirges war?" fiel der Kanzler ein, auf die Farbe der bäuerischen Kleidung anspielend. — „Ach, Rall! mir bricht das Herz vor Kummer ob der Verblendung der Armen." — „Verstocktheit, Trotz, Uebermuth möcht' ich eher sagen," — sprach der Kanzler. — „Beinah hast Du recht. Nicht begreifen kann ich, wie sie die lautere Milch des seligmachenden Glaubens gegen die harte, ungenießbare Schaale des lutherischen Irrthums vertauschen können. Wie ruhig läßt sich's im Schooße unsrer Kirche leben! Wie erleichtert sie ihren Bekennern den Himmelsweg! Welche Masse von Fürsprechern, welche große Zahl von Gnadenmitteln kommen dem katholischen Christen zu Gute! Dagegen vergleiche man die starre, alle Beruhigung raubende Ketzerlehre, unfruchtbar für das verlangende Herz wie der Feigenbaum im Evangelio! Und doch —!" — „Gnädigster Fürst, Ihr seyd zu gelind gegen die Bösewichter!" — „Manchmal glaube ich dies selbst und mache mir deshalb Vorwürfe. Allein es schmerzt mich sehr, die irre gehende Heerde mit Strafen heimzusuchen. Gar zu gern möchte ich sie mit Sanftmuth unter meine Flügel locken, wie eine Henne ihre Küchlein, wie der Heiland die Israeliten." — „Wenn nur nicht Eure Gelindigkeit die Ursache wird, daß die Uebelthäter ein gleiches Ende trifft, wie Jene, welche auch nicht hören wollten auf die mahnende Stimme des guten Hirten!" — „Du erschreckst mich. Ach, Rall, Rall, wie oft habe ich, in heiße Thränen gebadet, vor dem Gekreuzigten gelegen und ihn gefleht, mir zu eröffnen das Verständniß, wie ich die Ketzer seinem Kreuze wieder zuführen könne. Da hat er mich durch den würdigen Prior hier auf ein Mittel hinweisen lassen, welches seine Wirkung kaum verfehlen kann. Ein ähnliches habe ich bereits versucht, als ich allen Pfarrern des Landes befahl, ihren Gemeinden über den großen Unterschied unsers herrlichen Glaubens gegen den verderblichen ketzerischen ein helles Licht anzustecken und ihnen die Augen zu öffnen vor dem tiefen Abgrunde, in welchen sie unrettbar sich hinabstürzen wollen. Daß die gute Absicht nicht erreicht worden, mag wohl großentheils an den Pfarrern liegen, welche durch eine langjährige Amtsführung einen ansehnlichen Theil ihrer Gelehrsamkeit, so wie ihres Eifers verloren haben mögen. Darum werde ich, nach Andeutung des wackern Priors, die erfahrensten, unermüdlichsten Streiter im Dienste unsers Herrn, die Brüder Jesu, gegen die Ketzer absenden. Sofort gedenke ich an ihren hochwürdigen General deshalb ein motivirtes Gesuch ergehen zu lassen."

Ungläubig lächelte der Kanzler. „Wie aber, gnädigster Herr," wendete er ein, „wenn die Bauern mit den heiligen Brüdern Jesu es eben so, wie jetzt mit ihren Pfarrherrn halten? Wenn sie fortfahren, die Gotteshäuser zu meiden und sich in die Wälder zu vergraben, um sich von klug seyn wollenden Ackersleuten die Bibel auslegen zu lassen?" — „Dann zwinge man sie durch

Geldstrafen, bei dem Gottesdienste zu erscheinen!" fiel hitzig der Prior ein. — „Ihr trefft den rechten Fleck, Herr Prior!" schmunzelte der Kanzler. „Dies ist die schwache Seite aller Bauern, bei welcher man sie packen muß. Und Hunderte von Gulden Strafe setzte ich d'rauf, bei wem eine Bibel gefunden würde. Diese Maaßregel dürfte Wunder thun." — „Die Thoren!" rief der Bischof. „Da heißt es mit Recht: was nützt der Kuh Muscate?! Gewiß, lieber Prior, ich seh' es kommen, wie die lutherischen Wortführer es einst bitter bereuen werden, sich eine so schmerzliche Ruthe dadurch aufgebunden zu haben, daß sie dem dummen Volke die Bibel in die Hände gaben. Welche nimmer versiegende Quelle von verdrießlichen Streitigkeiten, Verdrehungen und Widersprüchen haben sie dadurch eröffnet! Haben wir Geweihte, denen durch die heiligen Kirchenväter und mündliche Traditiones das Verständniß eröffnet ist, manchmal genug zu thun, den wahren Sinn einer dunkeln Bibelstelle zu ergründen: wie will der unwissende Laie damit zurecht kommen?!" — „Obschon ein Laie, sehe ich doch ein, daß Ihr vollkommen Recht habt," sprach der Kanzler. „Doch das Bauernvolk ist einmal störrig, wie sein Rindvieh, und will durch in die Augen fallende Dinge überzeugt seyn. Ich würde rathen, wenn sie fortführen, unsere Kirche zu verachten, ihnen auch die Wohlthaten derselben zu entziehen. Kein Pfarrer dürfte mir ihre Kinder taufen, die Verlobten trauen, den Kranken das heilige Sacrament reichen, ihre Todten in geweihte Erde begraben, so lange sie sich nicht von dem Verdachte der Ketzerei gereinigt hätten." — „Er hat Recht!" rief der Prior. — „Wir wollen es versuchen!" der Erzbischof.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ein Wort zu seiner Zeit.

Der Kirchenbote Nro. 2 von diesem Jahre sagt Pag. 132, die „Stunden der Andacht" gehörten zu denjenigen Erbauungsschriften, die aus der Feder ungläubiger Prediger geflossen seyen, und wären die Folgen von einer gottlosen Religiösität und um so gefährlicher, weil über ihnen ein täuschender Heiligenschein schwebe, dessen Grundcharacter die Lüge sey, welche sich in den Worten der Wahrheit verstecke und verberge. Der Kirchenbote meint ferner, daß es nicht zu verwundern sey, daß die „Stunden der Andacht" so viel gelesen würden, weil bei solchen Stunden der Andacht — Tage der Gottlosigkeit und Jahre der Sünden bestehen könnten.

Wahrlich ein hartes Urtheil, ein Urtheil, das, wenn es gerecht wäre, uns den größten Abscheu gegen ein solches Buch einflößen müßte; denn die Gottlosigkeit, Scheinheiligkeit, Heuchelei und Lüge, die sich in das Gewand der Wahrheit hüllen und verstecken, sind ja die Eigenschaften eines grundbösen Geistes, eines wahrhaften Teufels. Der Kirchenbote hat aber keinen Beweis geliefert; er wird aber auch schwerlich je einen Beweis liefern können, der einleuchtend ist und eine schriftgemäße Prüfung aushalten kann; denn die heilige Schrift fordert, wir sollen Alles prüfen und das Beste wählen, welches uns nur aber alsdann möglich ist, wenn wir unsern Verstand und unsere Vernunft gebrauchen; doch wir wollen ihm einen solchen Beweis erlassen, und lieber als Christen denken, daß er das Buch nicht kennt.

Wer ist ein Gottloser? — Derjenige Mensch, der entweder Gott schlecht oder gar nicht kennt, und daher auch entweder nicht die rechten Mittel oder gar keine Mittel weiß, um zur Gottähnlichkeit und Seligkeit zu gelangen und ein mangelhaftes, lasterhaftes Leben führt, der wird ein Gottloser genannt. — O, nein! gewiß nicht,

die „Stunden der Andacht" ist kein gottloses Buch; es ist vielmehr ein wahrhaft christliches Buch, ein köstliches Kleinod, welches, zumal in jetziger Zeit, in keinem Hause fehlen sollte.

Pag. 139 sagt der Kirchenbote: „Die Worte der heil. Schrift hängen ja so eng mit einander zusammen, daß man nicht Eine Stelle derselben recht kann verstehen lernen, ohne zugleich über das Ganze mehr Licht zu erhalten. Es ist daher ein großer Gewinn, auch nur eine Stelle der heil. Schrift recht lesen zu können." An einer andern Stelle sagt der Kirchenbote: „Man braucht beim rechten Lesen nicht grade nachzuahmen und nachzusprechen, sondern man muß sagen können, die Worte sind mir hell und klar; jemehr es uns einleuchtet je klarer es uns ist, je ächter ist die Auslegung." Ich habe die „Stunden der Andacht" nun ein wahrhaft christliches Buch genannt; frägt der Kirchenbote woher ich dieses weiß, so antworte ich: durch den Prüfestein der heiligen Schrift. Die heil. Schrift, die unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unsern Wegen seyn soll, sagt hell und klar: „Ihr sollt vollkommen seyn, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist;" nun habe ich die „Stunden der Andacht" gelesen, und mein innerer unbestechlicher Richter, die mir von Gott verliehene Vernunft, hat mir tausend und aber tausend Mal zugerufen: ja, so ist es, ja, der Verfasser ist der rechte Gottesmann, der gläubige Christ, der auf das Gebot seines Herrn und Meisters die Geister auf die Bahn der Tugend zur Vollkommenheit und Glückseligkeit führen will. Dank, innigen Dank sey diesem Gottesmanne dargebracht!

Ihr sollt vollkommen seyn, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. O, welch' ein göttliches Wort und Gebot, es schließt mir meine ganze selige Bestimmung hier und in jenem Leben auf. Ich soll vollkommen seyn wie Gott, der allervollkommenste Geist, mein Vater, von dem ich abstamme und zu dem ich hingehe, vollkommen ist! Dieser hat nun einen unendlichen Verstand, eine vollkommene Vernunft, einen vollkommenen Willen, er ist die vollkommenste Weisheit, Güte und Liebe, er ist allgerecht und kann schaffen Alles was er will, d. h. was mit seiner Vollkommenheit nicht im Widerspruch steht. Nach diesen Eigenschaften soll ich trachten, dieses erkenne ich als meines Schöpfers Wille.

Ist nun aber die Vollkommenheit und Gottähnlichkeit die Bestimmung und das höchste Ziel unseres Geistes, und ist unsere Glückseligkeit dadurch bedingt, so müssen wir darnach trachten, dieses Ziel zu erreichen. Hierzu bedürfen wir aber der Bildung und Belehrung, dieses ist gewiß. Manche glauben nun aber, die Bildung des menschlichen Geistes bestehe bloß in Kenntniß von Sprachen, in Geschicklichkeiten und Künsten, oder in einem guten äußern Anstand, Höflichkeit, zierlichen Redensarten u. dgl. Aber diese Leute sind im großen Irrthum, denn diese Kenntnisse und Geschicklichkeiten sind nur ein kleiner Theil von Dem was die Vollkommenheitslehren verlangen; diese in der heiligen Schrift begründeten Lehren der Vollkommenheit oder der christlichen Weisheit, bestehen in Tugend-, Sitten- und Staatslehren und in den Lehren von den Rechten der Natur. Ohne Kenntniß, geschweige der Ausübung, dieser, zu unserer Veredelung und Glückseligkeit von der höchsten Wichtigkeit und tief ins menschliche Leben hinein greifenden Lehren, versinkt der Mensch in den Zustand der Unwissenheit, in Unglück und Tyrannei, selbst Revolutionen sind die Folgen davon, denn auch die besten Staatseinrichtungen werden nicht ohne Mängel bleiben, und wie leicht geräth nicht ein unwissendes, tugendloses Volk in die Versuchung, alles über den Haufen zu werfen!

Die Vollkommenheitslehren zeigen die innere Schädlichkeit, oder Schändlichkeit, so wie den Fluch aller verkehrten Handlungen und alles Bösen und lehren es den Menschen vermeiden und verabscheuen; dagegen zeigen sie die innere Vortrefflichkeit und die unausbleiblich guten Folgen aller guten Handlungen, sie veredeln den Menschen als Welt- und als Staatsbürger und führen ihn auf die Bahn der Tugend zur immer größeren Vollkommenheit und Glückseligkeit. Nur aus Geistesarmuth und Mangel an Kenntniß dieser wichtigen Lehren, entsteht die Sünde und alles in der Welt herrschende Unglück. Denken wir uns z. B. nur mal das eine Bild der Falschheit und Heuchelei. Nur aus Unwissenheit verkauft der Heuchler sein besseres Ich um einen elenden Gewinn, könnte er im voraus mit mathematischer Gewißheit berechnen, daß ein Heuchler nie glücklich seyn könne, wüßte er, wie ein Heuchler dazu verdammt ist, um der Entdeckung, Verachtung und Bestrafung zu entgehen, immer consequent, gegen sein besseres Wissen, in seiner Scheußlichkeit und Betrug fortzufahren, wüßte er im voraus, wie er vor der Macht der Wahrheit beständig zittern müsse, wahrlich er würde nie sein besseres Ich verkaufen und zehntausend Mal lieber auf dem glückseligen Wege der Wahrheit und der Tugend wandeln.

Werfen wir ferner einen Blick auf jene Länder, wo der s. g. allein selig machende Glaube schon seit Jahrhunderten die Menschen entwürdiget, und die Lehren der wahren Aufklärung, so wie alle die Schriften, in welchen noch eine Spur von diesen Lehren befindlich, verbannt hat, und wo selbst im Volke nur noch geringe Spuren und Ueberbleibsel von einstiger Bildung, Aufklärung und Tugend sich erhalten haben; dort ist es finstere Nacht oder das Licht ist doch sehr knapp zugemessen; da sehen wir anstatt wahrer Religiösität — vernunftlose Gefühls- und Sinnlichkeitsschwärmerei; anstatt weiser Gerechtigkeit — Tyrannei, Volks-Unglück und Erniedrigung; dort zittern die Gewalthaber; dort geht der Bandit zu seinem Priester, kauft sich einen Ablaß und schleift alsdann erst den Dolch, um den vorüberziehenden harmlosen Wanderer zu ermorden. Zu diesem Ziel führt nach und nach die Unwissenheit und der Glaube ohne die wahren Werke.

Möchten doch alle Lehrer zur Verbreitung der christlichen Weisheit, zur Veredelung und Vervollkommnung des Geistes beitragen! denn nur der vollkommenere Geist kann wahre Seligkeit empfinden und Früchte bringen. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben; möchten wir daher darnach streben, vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist.

112.

„Du sollst nicht richten alsofort, „Bis du gehört des Andern Wort."

Gegen diesen alten Gerechtigkeits-Spruch verstößt der Aufsatz: „Das heilige Abendmahl" in Nro. 24 des Bürgerfreundes, indem hier der Inhalt eines Stadtgespräches „als erwiesene Wahrheit" angenommen wird. Und doch — wie oft haben wir nicht in unserm guten Bremen Gelegenheit, die Nichtigkeit solcher Klatschereien in Erfahrung zu bringen! — Es wäre ohne Zweifel besser gewesen, vorher durch ein freundliches Wort die eigene Erklärung des Betheiligten über die Thatsache selbst zu veranlassen; denn hinterher pflegt man dazu gegen einen Richter, welcher mit der Verurtheilung angefangen, selten aufgelegt zu seyn. Verschmähete indeß auch der Angegriffene seine persönliche Denk- und Handlungs-Weise vor dem großen Publicum rechtfertigend darzulegen; — eine einfache Aeußerung über die Wahrheit oder Unwahrheit der Erzählung möchte er der Wichtigkeit der Sache und seiner Stellung schuldig seyn. Den Wünschen seiner wahren Freunde würde er gewiß dadurch entsprechen.

— g —

---

* Rüge.

Letzten Sonnabend, Abends 10¾ Uhr, wurden die Bewohner außer dem Heerdenthore an der Viehweide durch das Geschrei nach Hülfe erschreckt; und nur mit genauer Noth gelang es, einen in den Kuhgraben gefallenen, bejahrten Mann, dem nahen Tode zu entreißen. — Aehnliche Vorfälle haben sich mehrfach seit letztem Herbst ereignet, was freilich nicht zu verwundern steht, wenn man bedenkt, daß dieser Weg von Vorstädtern und Städtern viel benutzt wird, aber an dunklen Abenden mit dem besten Willen oft nicht zu finden ist. — Unbegreiflich aber, daß leider! noch immer keine Anstalten getroffen werden, eine für das Allgemeine so wünschenswerthe und nützliche Beleuchtung auf diesem Wege einzuführen. —

---

* Dank und Anzeige.

Dem wackern Mitbürger Kruse danke ich recht sehr für die so offenherzige und freundliche Aufklärung in Betreff der nächtlichen Finsterniß. Wegen des Bischoffsthors habe ich mit Vergnügen vernommen, daß hinsichtlich des Schlüssels bereits die Abänderung getroffen ist, daß derselbe jetzt nach dem Schlusse des Thors in der Heerdenthorswache niedergelegt wird.

Js. R.

---

* Des redlichen und reuigen (nicht: räudigen) Kleidermacher Amts-Meister Pricklusius Elster's kurze Höllenfahrt.

Von Dr. Noeldeke.

Facitis desunsus Averni!
Virg.

Ach, Herr Pastor! — Wie geht es, lieber Meister?
Ach, Herr Pastor! — Seht dort die Höllengeister!
Schwarz, weiß, grün, gelb und blau und roth!
Wenn das so fort geht, kommt der Tod.
Schon hör' ich seinen Donnerwagen rasseln,
Ich höre schon, wie in der Hölle prasseln
Die Flammenräder, gelb und grün und roth;
Sie bringen mir den Tod.

Ach, Herr Pastor! — Geduld, mein lieber Meister!
Hör' ich und sehe hier doch keine Geister.
Auch lebt ringsum kein Wesen hier,
Als die Frau Meisterin und wir,
Und ein Paar Zicklein an der Mutter Euter;
Die sind doch keine Höllenabgrunds-Deuter!
Wie? oder läge hier versteckt ein Bock,
Und machte diesen Schock?

Ja, Herr Pastor, das ist es ohne Zweifel;
Dort in der hohlen Wand da liegt der Teufel —
— Der Bock! — Wie ihm die Augen glühn!
Wie blau die Flammen, die sie sprühn!
Jetzt fährt er auf, daß er mich greif' und packe,
Und fort mich schlepp' in meiner Sünderjacke!
Es ist des Todes Postillon,
Er jagt mit mir davon.

Lebt wohl, Pastor! — O les't dem Ungeheuer,
— Fort muß ich, fort ins nahe Fegefeuer! —
Les't täglich eine Messe mir.
Nicht fehlen soll euch die Gebühr.
Les't mir noch heute eine Seelenmesse;
Schon hat der böse Feind mich in der Esse,
Und bügelt auf dem Höllen-Amboß mich,
Und gönnt nicht Ruhe sich.

Als so voll Reu' und in der Beichte schnellster
Entladung ausgesprochen Meister Elster,
Streckt er, als wär' er nunmehr eingesargt,
Der Länge nach sich hin und — schnarcht.
Doch stöhnt, von Angst geplagt, mitunter
Er: „grün und gelb!" — Wird dann auf einmal munter,
Springt lachend auf vom Lager, schließet zu
Die Hölle, und hat Ruh.

Habt Dank, ruft er, Pastor, für eure Mühe!
Dort war die Hölle offen; seht, noch glühe
Vor Schaam ich, daß ihr in dem Lumpenloch
Die Farben saht, ich zittre noch.
Doch les't mir heute keine Messe,
Frei bin ich von des Seelenbüglers Esse;
Denn immer thut, geb' ich dem Fläschchen Lauf,
Sich mir die Hölle auf. —

Bemerkung des Verf. Wer als praktischer Arzt einige vierzig Jahre in Wein- oder Branntweinländern gelebt hat, wie der Verf., wird in der Zunft der Verehrer des sorgenbrechenden Gottes (Lyaeus) gewiß mehr als einen begeisterten oder übergeisterten, von einer Monomanie, wie die unsers Elster's, befallen, angetroffen haben. Mir wenigstens sind zwei Fälle vorgekommen, worin der Eine — ein Künstler von der piquanten Gattung, der Andere — ein St. Crispinianer, von der zähen festhaltenden Observanz, die Hölle und den Himmel offen sah; beide hielten alsdann sehr erbauliche Reden, zu denen sie bei zurückgekehrter Vernunft gar keine Anlage noch Stimmung zu haben schienen.

Verbesserung.

In der vorig. Nro. d. Bl. lese man in dem Aufsatze: „Antwort" Pag. 191, Spalte 1, Zeile 1, von unten, statt: 16 Lampenwärter, 6 Lampenwärter.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 25.

Bremen, Donnerstag den 28. März 1833.

Gestorben:

Den 16. März. Der Oberländische Schiffer Joh. Kemper, 50 Jahr; im Krankenhause.

Den 16. — Der Tischlergesell Joh. Rudolph Schröder, 29 Jahr; Abbenthorswallstraße Nro. 74.

Den 17. — Engelbert Allhusen, 19 Jahr; Starkenstraße Nro. 3.

Den 17. — Des Tonnenmachers Harp von Asen Sohn, 1 Jahr; gr. Fischerstr. N. 4.

Den 17. — Der Arb. Joh. Hinrich Wittler, 62 Jahr; große Fuhrleutestraße Nro. 31.

Den 17. — Des Schiffszimmermanns Herm. Viet Sohn, 9 Mt.; Muggenburg N. 23.

Den 17. — Des Schuhmachers Hinrich Plätz Ehefr., geb. Rullhusen, 50 Jahr; Töpken-Gang (Neustadt).

Den 18. — Luise Hammers, 14 Jahr; im Barckhof Nro. 27.

Den 18. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Christian Jäger Tochter, 9 Monat; gr. St. Annenstraße Nro. 59.

Den 18. — Des Barometerfabrikanten Wilh. Friedrich Schäffer Ehefr., geborne Meyer, 33 Jahr; große Sortillenstraße Nro. 45.

Den 18. — Des Schuhmachermeisters Heinrich Friedr. Brockmann Sohn, 3 Tage; kleine Waagestraße Nro. 2.

Den 18. — Des Wachtmeisters Joh. David Bode Sohn, 1¼ Jahr; Dechanatstr. N. 6.

Den 18. — Der Blaufärber Johann Diedrich Uhlhorn, 29 Jahr; Osterstraße Nro. 12.

Den 19. — Des Schuhmachers Alexander Wagner Tochter, 10½ Jahr; hinter der Balge Nro. 7.

Den 19. — Des Freischlachters Joh. Hermann Buscher Tochter, (todtgeb.); Neuenstraße Nro. 83.

Den 19. März. Des verstorb. Maurergesellen Johann Marcks Wittwe, geborne Ahrens, 58 Jahr; Fedelhören Nro. 42.

Den 19. — Der Dienstknecht Carl Feldhausen, 28 Jahr; Westerstraße Nro. 82.

Den 19. — Des Kohlhökers Jasper Hilken Sohn, (todtgeb.); Fedelhören Nro. 18.

Den 20. — Des verstorbenen Zimmergesellen Joh. Hinrich Bernhard Bargfried Wittwe, g. Schwepen, 64 J.; Nicolai-Wittwenhaus.

Den 20. — Der Arb. Herm. Heinrich Pego, 65 Jahr; am alten Steinweg Nro. 23.

Den 20. — Des verstorbenen Malers Wilhelm Ziesenis Wittwe, geb. Beling, 71 Jahr; Tiefer Nro. 46.

Den 21. — Der Schiffer Johann Meyer, 47 Jahr; zu Twiesleth.

Den 22. — Des Schneidermeisters Joh. Aug. Friedr. Wilh. Schmadecke Tochter, 8 W.; Heerdenthorswallstraße Nro. 44.

Den 22. — Der Schuhmachermeister Friedrich Christ. Heinr. Schmidt, 54 Jahr; Grützmacherstraße Nro. 22.

Den 22. — Des Kimkermeisters Joh. Jürgen Pennmeyer Sohn, 2¾ Jahr; Böttcherstr. Nro. 6.

Den 22. — Des Arb. Herm. Wellbrock Tochter, 4 Jahr; Buxtenthorssteinweg Nro. 16.

Den 22. — Des verstorbenen Arb. Hinrich Ahrens Wittwe, geb. Windhorst, 74 J.; Uthbremerstraße Nro. 12.

Den 22. — Des verstorb. Kaufmanns Johann Diedr. Lürmann Wittwe, geborne von der Becke, 91 Jahr; im Weerder Nro. 23.

Den 22. — Des Buchdruckers Diedr. Rohlfs Sohn, (todtgeb.); hinterm Stephanithorswall Nro. 9.

Gebu rten:

Den 8. März. Des Kaufmanns Albert Heinr. Motz Ehefr., geb. Krüger, Knochenhauerstraße Nro. 46; von einem Knaben.

Den 15. — Des Kaufmanns Georg Heinrich Rösing Ehefr., geb. Vaupel, Wachtstraße Nro. 31; von einem Mädchen.

Den 15. — Des Kaufmanns Eberhard Focke Ehefr., geb. Gabain, Obernstr. Nro. 28; von einem Knaben.

Den 15. — Des Schiffskapitäns Joh. Friedr. Buschmann Ehefr., geb. Becker, Osterthorssteinweg Nro. 39 C; v. e. Mädchen.

Den 16. — Des Senators Dr. Friedr. Wilh. Heineken Ehefr., geb. Oelrichs, Sandstraße Nro. 3; von einem Knaben.

Den 16. März. Des Kaufmanns Joh. Heinr. Wilh. Schönefeld Ehefr., geb. Oehlschlägel, Obernstr. Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 16. — Des Kaufmanns Martin Gildemeister Ehefr., geb. Evers, Tiefer N. 33; von einem Knaben.

Den 16. — Des Arb. Joh. Caspar Museler Ehefr., geb. Schildmüller, Hastedt N. 25; von einem Knaben.

Den 16. — Des Arb. Joh. Herm. Lutterkort Ehefr., geb. Holland, Wegesende Nro. 25; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Schuhmachermeisters Johann Heinr. Vocke Ehefr., geb. Meineken, Neustraße Nro. 27; von einem Mädchen.

Den 17. März. Des Branntweinbrenners Heinr. Lohmann Ehefr., geb. Gerdes, hinter der Holzpforte Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Hökers Joh. Friedr. Bartels Ehefrau, geb. von Hugo, Schweinestraße Nro. 46; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Kaufmanns Georg Friedrich Wilh. Schrader Ehefr., geborne Brauns, Geeren Nro. 47; von einem Mädchen.

Den 18. — Des Branntweinbrenners Franz Heinrich Buschmann Ehefr., geb. Hoyer, gr. St. Johannisstr. Nro. 26; v. e. M.

Den 18. — Des Branntweinbrenners Christian Gottlieb Friedr. Stahlhut Ehefr., geborne Grahlen, Stavendamm N. 21; v. e. K.

Den 19. — Des Malers Christoph Bernhard Bellois Ehefr., geb. Dettmer, Bellois-Hof Nro. 5; von einem Knaben.

Den 19. — Des Freischlachters Joh. Hermann Buscher Ehefr., geb. Meyer, Neuenstraße Nro. 83; von einem todten Mädchen.

Den 19. — Des Kaufmanns Heinrich Caspar Deetjen Ehefr., geb. Sengstacke, Neustadtsdeich Nro. 38 A; von einem Knaben.

Den 19. — Des Krameramtsgenossen Johann Ludwig Haupt Ehefr., geb. Hüdepohl, am Wall Nro. 74; von einem Mädchen.

Den 19. — Des Malers Friedrich Müller Ehefr., geb. Bernhard, Marterburg N. 43; von einem Knaben.

Den 19. März. Des Kohlhökers Jasper Hilken Ehefr., geb. Osmers, Fedelhören N. 18; von einem todten Knaben.

Den 20. — Des Tischlermeisters Jürgen Heinr. Wähmann Ehefr., geb. Fricke, Neuenstr. Nro. 86; von Zwillings-Knaben.

Den 20. — Des Cigarrenmachers Joh. Diedr. Adam Gädecke Ehefrau, geborne Belmer, Schweinestr. Nro. 10; von einem Knaben.

Den 20. — Des Bildhauers Louis Dunkelberg Ehefr., geb. Starcken, Buchtstraße N. 10; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Zimmergesellen Joh. Heinrich Blohme Ehefrau, geb. Wetjen, Knochenhauerstraße Nro. 41; von einem Knaben.

Den 21. — Des Schneidermeisters Carl Friedr. Speck, Ehefrau, geb. Tielbar, Bödekerstr. Nro. 14; von einem Knaben.

Den 22. — Des Arb. Friedrich Engelbrecht Brüggemann Ehefrau, geborne Lackmann, Großenstr. N. 7; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Arb. Gerhard Sprute Ehefr., geb. Kniest, Buntenthorssteinweg N. 219; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Buchdruckers Diedr. Rohlfs Ehefr., geb. Naumann, hinterm Stephanithorswall N. 9; von einem todten Knaben.

Den 22. — Des Schneidermeisters Johann Friedrich Wesling Ehefrau, geb. Tiemann, Balgebrückstr. N. 21; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Kaufmann Joh. Plump und Margaretha Christina Schröder, beyde von hier.

Der Hautboist beim hiesigen Feldbataillon Joh. Justus Heuser und des verst. Tischlers zu Wildeshausen, Herzogthums Oldenburg, Johann Arnold Loffmeier Wittwe, Christina Gesina Schwerdtfeger.

Der Schneideramtsmeister Johann Heinr. Wehaus hieselbst und Margaretha Sophie Henriette Stöver aus Delmenhorst, Herzogthums Oldenburg.

Der Landmann Johann Hinr. Figge zu Walle und Aleid Bencken daselbst.

Der Schuhmachergesell Johann Friedr. Willenbrink zu Neusellerhausen, bei Leipzig und Friederike Dorothea Georgi zu Ronnenburg, im Königreich Sachsen.

Der Kutscher Joh. Jacob Mehrtens und Anna Jacobs zu Hülseberg, Königlich Hannöv. Amts Osterholz.

Der Blechenschläger Georg Wilhelm Brink und Johanna Maria Elmers, beyde von hier.

Der Hausmeister im Stadthause Joh. Bernh. Grimm und Dorothea Maria Charlotte Gronau zu Walsrode.

Der Schuhmacher Johann Friedrich Bartels und Sophia Margaretha Dorothea Ulrich aus Bilsen, Königlich Hannövrischen Amts Bruchhausen.

Der Tabacksfabrikant Herm. Hinr. Wehmeyer hieselbst und Margar. Döhlen zu Schorf, Kirchspiels Horn.

Der Tonnenmacher Tölke Blanke am Buntenthorssteinweg und Margar. Adelheid Corsen zu Moordeich, Kirchspiels Stuhr.

Der Kimkeramtsmeister Johann Brummerhop hies. und Maria Luise Müller aus Cassel.

Der Arb. Joh. Friedrich Wilh. Bielefeld und Anna Margaretha Spickermann hieselbst.

Der Arb. Johann Christian Spreen, genannt Bödeker, hies. und Anna Margar. Voigts aus Ritzenbergen, Königl. Hannöv. Amts Westen.

Der Maler Gottfried Nicolaus Schottler hies. und Catharina Dorothea Luise Eleonore Wessel aus Landesbergen, Königl. Hannöv. Amts Stolzenau.

Der Cigarrenmacher Anton Lange und Anna Wichmann, beyde von hier.

Der Schuhmacher Conrad Haßling und Anna Elisabeth Lauenbach hieselbst.

Der Küper Siegmund Tobias Stumpe und Gesche Schildmüller, beyde von hier.

Der Waaren-Agent Joseph Clapham hieselbst und Anne Lucia Dorothea Backhaus aus Hoya.

Der Buchdrucker Friedrich August Nölcke zu Hannover und Theodore Müller hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Erstes Quartal.

No. 26.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 31. März 1833.

Wenn alles flieht, wenn alle Stützen wanken,
Du fliehest nicht, Du bleibst dem Beter nah;
Ob auch auf Erden alle Aehren sanken,
Im Himmel ist die Ernte da. Th. Hell.

* Danklied für Confirmanden.

Großer, feierlicher Tag!
Heiligster in meinem Leben!
Als ich meinem Gott versprach
Ihm mich ganz zu übergeben.
O! dein tiefer Eindruck sey
Mir an jedem Tage neu. —

Wenn der Jugend wallend Blut
Mich zur eitlen Thorheit ziehet,
Wenn mir Thätigkeit und Muth
In dem Tugendkampf' entfliehet; —
Wenn des frechen Spötters Gift
Mein Herz unbewaffnet trifft;

Wenn die Sünde folgen heißt
Durch verführende Exempel,
Dann erscheine meinem Geist
Gottes hocherhabner Tempel,
Gottes heiliger Altar,
So wie er mir heute war;

Als die jugendliche Schaar
Unschuldsvoll am Altar kniete,
Tiefgerührt in Thränen war
Und vor frommer Andacht glühte!
Komm du sel'ger Himmelsblick,
Täglich in mein Herz zurück!

O, du hocherhabner Gott!
Es soll'n weder Glück noch Freuden
Keine Trübsal, nicht der Tod
Mich von Deiner Liebe scheiden:
Ewig bin ich treu gesinnt,
Ewig bleib' ich Gottes Kind!

Und wer bin ich? daß Du mir
Meiner Sünden Schuld vergiebest?
Daß Du schon auf Erden hier
Mich als treuer Vater liebest?

Der mir dort mein Glück bestimmt,
Das, wie Du, kein Ende nimmt

Ja, Du rechnest mich zur Zahl
Deiner wunderbar Erlös'ten,
Dessen kann in Angst und Qual
Sich mein schwaches Herz getrösten,
Und selbst in der Todesnoth
Stärkt mich dieß, mein Herr und Gott.

Ich will gänzlich Dir vertrau'n,
Fromm den Weg des Lebens wandeln.
Du willst gnädig auf mich schau'n
Und als treuer Vater handeln,
Der, sobald mein Gang entweicht,
Mir die Hand des Guten reicht.

Stärke meines Glaubens Kraft,
Höre des Vertrauens Bitten,
Dämpfe jede Leidenschaft,
Reinige selbst meine Sitten,
Hilf, daß Glaube, Lieb' und Treu
Fest in meiner Seele sey.

Laß mein Leben nützlich seyn
Meinen Eltern, meinen Brüdern,
Gern auch stillen jede Pein,
Niemals Haß mit Haß erwiedern:
Daß ich liebreich, sanft und mild
Sey nach des Erlösers Bild.

Laß die Freuden der Natur
Mich zur Dankbarkeit entzücken,
Und in jeder Blumenflur
Meines Gottes Huld erblicken;
Daß der Kreaturen Pracht
Mich zur Andacht fähig macht.

Schenkst du Glück und Freuden mir:
Laß sie niemals mich entweihen,
Und voll Dank zur Ehre Dir
Hülfe Leidenden verleihen,
Und bedenken demuthsvoll,
Wie ich sie dir widmen soll.

Und im Leiden laß mich stets
Auf des Vaters Güte hoffen,
Durch die Kräfte des Gebets
Stehet mir der Himmel offen;
Da! da werd' ich ewig seyn,
Und mich dieses Tages freu'n. —

Ein alter Bremer.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

In dem Schüppelhofe stand ein Wäglein, bespannt mit einem Paar schöner Stiere und beladen mit den wenigen Sachen, welche Manlicken als rechtmäßiges Besitzthum sich mitzunehmen erlaubte. Packfest, den Hofhund, unter bittern Thränen streichelnd, standen die beiden Knaben Manlicken's und harrten der Eltern, welche nicht fertig werden konnten, von jedem Theile und Winkel des Hauses Abschied zu nehmen. Unstät und stumm strich außen Peter Pommer umher, zuweilen den unruhigen Blick nach der Hausthür richtend. Endlich trat Manlicken reisefertig aus derselben. Hinter ihm ward Catharine mit rothgeweinten Augen sichtbar; Bärbel verdeckte die Ihrigen mit einem jungen Kätzchen, welches sie als einziges lebendes Inventar zu behalten gedachte. Ihre Linke wurde von dem die Gruppe schließenden Hans festgehalten. So näherte sich die Familie dem Wagen, welcher, von einem Knechte Peter's gelenkt, sich nun in Bewegung setzte. Hier konnte doch der Vetter Peter nicht umhin, sich zu nähern, getrieben von einem dunkeln Gefühle der Schicklichkeit.

„Leb' gesund, Vetter!" sprach Manlicken heiter. „Glaube nicht etwa, des kleinen Schauers wegen" — er deutete auf die verweinten Gesichter umher — „als ob wir Dir das Deine nicht gönnten. Du weißt ja, daß Kinder und Weiber mit so etwas nimmer karg sind. Sey glücklich in diesem Hause und genieße Dein Eigenthum mit ruhigerem Gewissen als ich." Peter machte ein verlegenes Gesicht und schielte dabei nach Bärbel deren glänzende Augen bereis den Schüppelhof

verlassen hatten. Etwas tölpisch drängte er Manlicken abseits, und sprach hastig: „Vetter, gieb mir das Mädel, und behalte Hof und Alles. Er nützt mir nicht einmal was, ich fühl' es; dagegen würde Bärbel einen gescheidten Kerl aus mir machen." — Mit ruhigem Lächeln schüttelte Manlicken das Haupt, und deutete auf das junge Paar, welches mit festverschlungenen Händen dahin zog. — „Ich verstehe," sprach der Vetter seufzend. „Gut, ich sehe ein, daß die schlanke Maid sich eher für den schmucken Hans als für den lahmen Peter schickt. Drum laß sie ziehen in Deine Häusler-Nahrung; Du aber bleibst mit Frau und Söhnen hier." — „Dank für Deine gute Meinung; aber glaube mir, es frommte nicht, weder mir noch Dir. Und damit Gott befohlen!"

Traurig sah Peter dem Zuge nach. Als er seinem Auge entschwunden war, riß er einen Ackergaul aus dem Stalle, löste den Packfest von der Kette, und sprengte eiligst von dannen.

„Ein Knauser ist der Vetter doch" — murrte Hans zu seiner neben ihm schreitenden Braut. „Wenn er wirklich so großmüthig wäre, als er es eben den Vater hat weißmachen wollen: so würde er uns nicht so leer haben fortziehen lassen. Jammerschade, daß der schöne Hof in solche Hände kommen mußte! Der wird gewiß Alles verdestilliren. Fehlt nicht bereits die schönste Kuh, die Schecke? sind nicht drei Ziegen und ein Bock schon verschwunden? Selbst des Federviehes scheint mir weniger geworden zu seyn, und das Alles erst seit gestern, als wir aus waren, die neue Wohnung einzurichten. Ja sogar Heu und Grummet muß er indeß verjüdelt haben; denn solche Löcher kann nimmermehr eine einzige Fütterung auf der Pansel anrichten. Ich wäre nicht im Stande gewesen, so ruhig zuzusehen, wie die armen Jungen den Packfest herzten und beweinten, der mit ihnen groß geworden ist. Gleich hätt' ich'n ihnen mitgegeben und noch viel mehr dazu. Todt genug wird's vorerst bei uns seyn, ehe wir etwas Lebendiges in Stall und Hühnerhaus bekommen werden." — Also haderte Hans. Die Hausfrau gab ihm schweigend Recht; Manlicken aber sprach verweisend: „Der liebe Gott, welcher aus Nichts die ganze Welt einst schuf, wird uns immer noch bescheeren können, was uns nöthig und nützlich ist. Wir wollen erst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten, dann wird auch das Andere Alles uns zufallen."

Bald darauf stieg aus dem Kranze grüner Wipfel der weiße Giebel des Häuschens empor, welches fortan der Familie zum Wohnort dienen sollte. Ein kleines Seitengebäude konnte als Stall, Scheuer und Schoppen zugleich angesehen werden. Ein freier Platz hinter demselben war bereits von dem fleißigen Hans in ein Gemüsegärtchen umgeschaffen worden. Die Lage des Grundstücks war paradiesisch, die Aussicht auf die Gebirge himmlisch. Lautes Hundegebell empfing den langsam sich nahenden Zug.

„Klingt das nicht gerade, als ob es Packfest seyn müßte?" sprach unter einem wehmüthigen Schauer Joseph zum Bruder Franz. — „Du nimmst mir das Wort vom Munde!" bejahte dieser. „Es muß sein Geist seyn!" sprachen Beide, und eilten nun, durch den Augenschein sich zu vergewissern. An der verschlossenen Hausthür stand richtig, an seine gewöhnliche Kette angebunden, Packfest, welcher freudeheulend und wedelnd das Brüderpaar empfing. — Seine ungestümen Töne gaben das Signal zu einer Unzahl anderer, welche aus dem nahen Stallgebäude zu dringen schienen. Hilf Himmel! wie brüllte blöckte, meckerte, gackerte, schnatterte und grunzte

es in demselben! Es ward zur Arche, als der verdutzte Hans dasselbe zu öffnen ging. — Hier stand die vermißte Schecke mit dem strotzenden Euter; dort boxten die verschwundenen Bartthiere sich; da drängte ein halbes Schock friedlicher Schaafe scheu in einen Winkel sich zusammen, die gefährliche Nähe zweier Stücken fetten Rüsselviehes sorglich meidend; Enten und Gänse, Tauben und Hühner deckten in bunter Menge den Boden, so wie der obere Raum des Gebäudes kaum zu fassen vermochte all' die Fülle des Heues und Grummets, das da aufgethürmt lag. — „Das ist des Vetters Werk!" — sprach Manlicken gerührt und entblößte sein Haupt. „Kinder, bittet ihm das angethane Unrecht ab." — Dieß thaten sie denn auch mit erfreutem Herzen und zwar um so williger, als sie auch das Wohnhaus nebst Küch' und Keller mit Vorräthen aller Art versehen fanden. Selbst den geliehenen Wagen, so wie die beiden Stiere, hatte der Knecht Befehl, nicht wieder zurück zu bringen.

„Das Wettermädel" — sprach Peter daheim seelenvergnügt, als der zurückgekehrte Knecht ihm den Dank der Familie brachte und ihre freudige Ueberraschung beschrieb. — „Die Bärbel! sie wollte mir's ja nicht glauben, daß die Weibsbilder in der Fremde dem hinkenden und schieligen Fuchs doch nicht lange gram bleiben konnten. Hä! hä! nun wird sie's sachte einsehen, daß es nicht erlogen war."

„Ist der Herr Pater zu Hauf?" fragte nicht lange darauf ein junger Mann die runde, rüstige Köchin des Werffner Seelsorgers in dem Vorhause der Pfarrerei. — Diese warf einen flüchtigen Blick auf die leeren Hände des Burschen und des an seiner Seite stehenden Mädchens, bevor sie mürrisch antwortete: „Der hochwürdige Herr studirt so eben. Was wollt Ihr bei ihm?" — Ihr die Antwort schuldig bleibend drang das Paar hastig in das Zimmer, wo allerdings der Pater gerade im tiefen Studium eines gespickten Haasenrückens und einer gefüllten Weinflasche befangen war.

„Was giebt's?" rief dieser ärgerlich aufspringend und sein Studium mit dem langen Rücken deckend. — Mit freudig blitzenden Augen erwiederte der junge Mann, indeß seine Begleiterin schämig die dunkeln Wimpern senkte: „Hochwürden, wir sind gesonnen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten und bitten Euch darum, daß Ihr, sobald als thunlich, uns zusammengeben möget." — „Wer seyd Ihr? wie heißt Ihr?" — „Ich — Hans Weinleidtner, diese — Bärbel Manlicken!" — „Richtig! mir ist, als besänne ich mich auf sie." Er warf hierbei einen just nicht freundlichen Blick auf das erröthende Mädchen und fuhr fort: „Dein Vater war ein ziemlich rechtgläubiger Mann, welcher den Herrn und seine geweihten Diener hoch achtete, sie auch zuweilen bedachte, wenn der Segen sichtbar in Stall und Scheuer eingezogen war. Bei dem Falle an der Holzflöße muß er jedoch am Hirn gelitten haben; denn von da handelte er wie ein Verrückter. Anstatt der gebenedeiten Mutter Gottes oder unserm heiligen Schutzpatron irgend eine Stiftung zu schenken für seine wundersame Errettung; anstatt mir, seinem Beichtvater, dessen brünstige Fürbitte sicher einen großen Antheil an seiner Genesung hatte, thätlich zu danken, verschleudert er, toll genug, sein ganzes Hab' und Gut an einen fremden, ungeschliffenen Taugenichts; verläßt er Kirch' und Altar, um sich den Neuerern und Ketzern zuzugesellen." — „Würdiger Herr" — bat Hans verdüstert — „schmähet meinen Herrn nicht, der mich armen Knecht zum glücklichsten Menschen macht, indem er mich zu seinem Schwiegersohne erheben will."

— „Abermals ein Beweis, daß es mit ihm rappelt. Magst wohl auch ein solches Geisteskind seyn, wie er; sonst thät er's gewiß nicht. Wie steht's denn um Deinen Glauben? he?" — „Ich glaube, was ein Christ glauben soll." — „Das ist gar nichts gesagt. Ein Christ! hilf heiliger Crispin! welch viel umfassendes Genus! — Jeder Ketzer, Hugenott, Calvinist, Hussit, Lutheraner, Anabaptist — Alles will Christ seyn. Ich aber meine hier blos die genau bezeichnende alles Andere ausweisende Species eines römisch-katholischen Christen. Willst Du und Deine Verlobte Dich in Zukunft bei den Messen, Prozessionen und Wallfahrten einstellen? den Papst als das höchste Haupt und seine Gebote als göttlich anerkennen? das Fegfeuer, Anrufung der Mutter Gottes und der Heiligen glauben? darauf leben und sterben? solches Alles mit einem Eide bestätigen?"

Ein Schauer überlief den jungen Mann. Still kämpft' er mit sich selbst, dann sprach er bewegt: „Herr, ich bat Euch um unsere Einsegnung als Eheleute, nnd flehe Euch nochmals darum an, um unsers gekreuzigten Heilandes willen." — „Den Du nicht bekennen willst. Dazu also bin ich gut, Eure fleischlichen Lüste befriedigen zu helfen; zu andern gottseligen Dingen braucht Ihr mich aber nicht. Warum kommt Ihr nicht mehr in meine Kirche? he? warum nicht mehr in den Beichtstuhl? warum gebt Ihr nicht mehr Gott, das heißt seinen Dienern, was Gott gehört? Leer bleibt jetzt mein Säckel, leer Küch' und Keller. Soll ich hungern? das Brevier mit der Hacke vertauschen, und mein Brod selbst erbauen? — Nicht genug, daß ich armer Mann in allen Stücken Einbuße habe, muß ich auch noch Haus, Stube und was mir sonst von meinem ehemaligen Einkommen blieb, mit einem Fremden, einem Jesuiten theilen, den der Erzbischof, was ihm der Herr vergeben möge! zum Tort und Dampf mir auf die Nase gesetzt hat. Wärt Ihr Leute fein bei Euerm alten Glauben geblieben: hätten wir diese superklugen" — er sprach leiser — „Aufseher nicht bekommen. Als wenn wir erfahrenen Pfarrer nicht eben so weise wären, als diese hochgelahrten Herren Missionaire. Es freut mich nur, daß sie eben so wenig ausrichten bei Euch harten, groben Waldklötzern."

Mit offenem Munde hatte Hans den zornsprudelnden Pater angehört. — „Soll ich's Euch offenherzig sagen, würdiger Herr" — sprach er nun — „warum unsere Leute eure Predigten jetzt so wenig besuchen: so wisset, daß sie das fortwährende Schmähen der Lehre Luther's und das grausame Verfluchen seiner Anhänger nicht leiden können. Sie wollen in dem Gotteshause erbaut, getröstet seyn, nicht aber stete Vorwürfe über ihren Unglauben anhören. Da sitzt der Knoten!" — Erstaunt sah ihn der Pater an. Seine Lippen suchten Worte, dem vorlauten Burschen gebührend zu antworten, welcher ihm jedoch mit einer nochmaligen Wiederholung seines dringenden Anliegens zuvor kam.

„Hör' auf! hör' auf!" schrie der Pater, „Du Quäler! Du wirst nicht getraut, bevor nicht Du und Dein Mädel hier das wahre Bekenntniß abgelegt. Eure Kinder werden nicht getauft; die Todten nicht in geweihte Erde begraben; Niemandem das heilige Sacrament gereicht. So will es der hochwürdigste Fürst Erzbischof. Nun wähle, Kerl, den Fluch oder Segen!"

Vernichtet schaute Hans seine Bärbel und diese ihn an. — „Was würde der Vater sagen?!" sprach er kleinlaut zum lieblichen Preise, um den es sich hier handelte, — „wenn ich — wenn wir — nachgäben?" — „Fragt ihn selbst" — fiel der Pater ein, welcher sich indeß zum Fenster gewendet hatte, „denn dort kommt er gerade da-

her geschritten, wenn schon nicht in angenehmer Begleitung."

Verwundert sah das Paar hin. Hilf Himmel! welch ein Anblick! — Mit Ketten beladen, von Häschern umringt, den Frohnvoigt an der Seite, schritt etwas bleich, doch ungebeugt, Manlicken langsam daher. Ueber dem Bestreben, sich ihm zu nähern, erhielt die laut schreiende Catharine und ihre beiden Söhne manche Stöße von den harten Söldnern.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Kaufmannsconvent des Jahres 1833.

Derselbe wurde am 25. März gehalten, nachdem am 26. November 1832 die Kaufmannschaft zuletzt zu einer Versammlung zusammenberufen worden war.

Ein wohllöbliches Collegium Seniorum hatte die Güte, die Verhandlungen früher als gewöhnlich zu eröffnen, welches hoffentlich veranlassen wird, daß die Kaufmannschaft sich zeitiger als sonst und wie auch dieses Mal sich versammeln werde. — Es wurde Bericht ertheilt über die Vorfälle bei der Oberländischen Schifffahrt und Rechnungen über die Reihefahrt, die Pensionsanstalt für verarmte und hülfsbedürftige Schiffsleute und über den Schiffszug auf der untern Weser abgelegt. — Die Mittheilungen waren sehr zufriedenstellend und die Rechnungen lieferten sehr erfreuliche Resultate; man erkannte die Verdienste der verschiedenen Mitglieder der Deputationen und Directionen gebührend an und dankte herzlich für die treue Verwaltung; die Kaufmannschaft gab den Wunsch zu erkennen, eine summarische Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben der Rechnungen in Betreff der Oberl. Schifffahrt durch den Druck zur größern Publicität gebracht zu sehen.

Sie bedauerte, daß die Oberländ. Schifffahrt anhaltend so manchen Störungen unterworfen sey; sie gab ihre Meinung darüber durch folgende Worte zu erkennen: „Wenn gleich die Kauf„mannschaft durch die größere Concurrenz der „Schiffer und Frachten anscheinend Nutzen zu „finden hat, so ist doch nicht zu läugnen, daß „dieser Nutzen auf unsicherm Grunde ruht, „und es wäre recht sehr zu wünschen, daß die „Kaufmannschaft sich immer fester an eine gere„gelte gute Ordnung halten möge, wodurch die „Oberländ. Schifffahrt immer mehr zu einer, „allen Betheiligten genügenden Basis, gelangen „würde."

Das Collegium der Aeltermänner bemerkte in Betreff der, von der Hannöverschen und Braunschweigischen Regierung den Reisenden auferlegten Gewerbesteuer, daß seine Bemühungen noch kein genügendes Resultat erwirkt hätten; hoffte aber, der Bundestag würde sich der Sache annehmen. — Die Kaufmannschaft bedauerte es, kein Resultat der Bemühungen zu sehen; fürchtete, daß Frankfurt, wichtigere Gegenstände im Auge, jene Sache wol auf sich beruhen lassen werde, weshalb sie das Collegium Seniorum ersuchte, den Senat zu veranlassen, direct in Hannover und Braunschweig ernstliche Vorstellungen über bemerkte Bedrückung und Hemmung des Verkehrs anzuknüpfen.

Für die Mittheilungen in Betreff des neuen Dampfbootes zur Fahrt von Bremen bis Bremerhafen und des Projects der Eisenbahn zwischen Minden und Cöln, ward bestens gedankt; besonders ward die mit so vieler Sorgfalt abgefaßte Darstellung wegen der Eisenbahn aufmerksam angehört; mit Inhalt ganz einverstanden, ward eine Aufforderung an das Publikum nach dem Vorschlage des Berichts ohne Zeitverlust gewünscht, damit jene wichtige Sache, welche Bremens

Handel einen neuen wohlthätigen Schwung geben dürfte, immer mehr gefördert werde.

Die Kaufmannschaft folgte der freundlichen Aufforderung der Herren Aeltermänner, sonstige Wünsche in Betreff des Handels unsrer Stadt auszusprechen durch den Wunsch, das Postwesen ferner verbessert zu sehen; besonders ward über die Langsamkeit der Hamburger Posten geklagt und bemerkt, wie nützlich es für die Börsengeschäfte und für die Correspondenz mit andern Ländern seyn werde, wenn die Hamburger Post Mittwochs und Sonnabends zwischen 10 und 11 Uhr hier eintreffe; das Collegium ward ersucht, sich für die Erfüllung dieses billigen Wunsches zu verwenden; dann ward dasselbe noch gebeten, die Gesundheitspolicey-Commission auf die, so gerechten Unwillen erzeugten Annoncen, in den hiesigen Blättern über die französischen Zucker, aufmerksam zu machen, damit zur Vermeidung der Störungen des Handels die Zucker chemisch untersucht und das Resultat der Untersuchung bekannt gemcht werden möchte.

Was nun schließlich den, von der Kaufmannschaft auf dem Convente vom 26. November v. J. geäußerten Wunsch, betrifft, die Verhandlungen der Kaufmannsconvente durch den Druck bekannt gemacht zu sehen, so hatte ein wohllöbl. Collegium Seniorum darüber noch keinen bestimmten Beschluß geholt, versprach indeß die Sache weiter zu überlegen und zu berathen.

Js. R.,

der sich auch dieses Mal zu obigen Mittheilungen veranlaßt findet; für etwaige kleine Irrthümer um Entschuldigung bittend, werde ich auf etwaigen Tadel über die Mittheilung der Vorfälle auf den Kaufmannsconventen nicht hören und nichts darauf erwiedern, herzlich wünschend, ein wohllöb. Colleg. Seniorum möge sich bald entschließen, selbst das Wichtigste der Verhandlungen bekannt zu machen; dann werde ich gerne schweigen.

---

* Ein etwas behauener Stein.

Jüngst ist ein roher Stein dem geehrten Bürgerfreunde zum Behauen zugesandt: „das Delcredere-Comptoir"; dieß bewegt einen alten Bürger, demselben einen etwas Behauenen einzuliefern, der dem ersten so ähnlich sieht, als Ein Tropfen Wasser dem Andern.

Es ist wahr, der Kaufmann kann jetzt, wenn es ihm beliebt, sich in Vielem sicher stellen. Sein Haus, seine Mobilien, seine Waaren, seine Frau und Kinder, wenn er welche hat, und wenn er will, sich selbst und seine Leute kann er versichern lassen. Allein eine Delcredere- und was ich vorschlage, eine Wechsel-Versicherung fehlet. Wer die Außenseite von dieser schildert und Farben nicht sparet, kann Vieles zum Lobe einer solchen Anstalt sagen, sie sogar als unentbehrlich anempfehlen. Allein wer tiefer geht, dem will es scheinen, daß der Kaufmann seinen Credit ohne Noth in die Hände einer solchen Anstalt legt, wenn er sich derselben bedient. Wenn es dieser Anstalt gefällt, auf gewisse Häuser, sowohl was das Delcredere als die Wechsel betrifft, höhere Prozente zu nehmen, so wird diesen der Credit untergraben. Würde sie hingegen die Prämien gleich stellen, so würde sie, bei Delcredere mit simulirten Verkäufen und bei Wechseln mit Reit- und Kellerwechseln überlaufen werden können und bald ihr Ende erreichen.

Ich rathe nicht zu einer solchen Anstalt; jedoch lasse ich mich gerne eines Bessern belehren.

M.

---

* Probepredigten.

Welche Bewandniß hat es eigentlich mit den sogenannten Probepredigten? Sind die reformirten Prediger und die lutherischen Prediger der St. Ansgarii Gemeinde gezwungen, sie zu halten, und kann eine vom Senate bestätigte Wahl als nichtig erkläret werden, wenn etwa dem Ministerio die Probepredigt nicht gefällt? Die Dompredigter halten keine Probepredigt, wie es heißt, weil sie keine Mitglieder des Ministeriums sind; — aber warum gehören dieselben nicht zum Ministerio? — Um gründliche Beantwortung dieser Fragen bittet

J^s. R.

* Vorschlag.

Ließe sich nicht ein Verzeichniß aller Brunnen in Stadt und Vorstadt aufnehmen, in welchem man bei Unglücksfällen gleich nachschlagen könnte, wo am nächsten Wasser zu erhalten?

Ein Mitglied des Hülfs-Vereins.

Theatrum mundi.

Im Haag geben sie: „Je länger je lieber." — In London: „Irrthum in allen Ecken." — In Brüssel: „Der Wirrwar." — In Rom: „Der Maskenball." — In Wien: „Das Vaterhaus." — In Paris: „Die Temperamente" und „vierzehn Tage nach dem Schuß." — In Porto: „Das Mädchen von Marienburg" und „die Erstürmung von Smolensk." — In Lissabon: „Urach der Wilde." — In Petersburg: Der verlorne Sohn" und „die Heimkehr." — In Würzburg: „Das Bild." — In Antwerpen sind die „Hussiten vor Naumburg" vom Repertoir verschwunden. — Auf dem Privattheater des Fürsten Talleyrand wurde: „Trau, schau, wem?" in einer gelungenen Uebersetzung aufgeführt. —

P — str.

Correspondenz-Nachricht

aus Wien.

Ich muß Ihnen eine wahre Anecdote mittheilen, welche sich während des vorigjährigen Aufenthalts unsers Kaisers in Baaden zutrug und welche keines Menschen Auge trocken ließ, dem sie erzählt wurde. Der Kaiser geht eines Nachmittags in seinem einfachen, schlichten Kleide, nur von seinem Adjudanten begleitet, durch die Straßen des kleinen Städtchens Baaden. Da sieht der Adjudant in einer Straße, in welche Beide eben einbiegen wollen, eine Leiche daher tragen. Um dem Kaiser diesen traurigen Anblick zu ersparen, fragt er ihn, ob er nicht lieber einen andern Weg nehmen wolle. „Warum denn?" fragt der Kaiser und blickt die Straße hinab, um das Hinderniß zu erforschen: „Weil da eine Leiche uns entgegengetragen wird?" fährt er fort: „Lassen Sie uns stehen bleiben und sie besehen." — Da trägt man einen einfachen Sarg, den nur der Priester und der Küster begleiten, aber sonst Niemand. Der Kaiser sieht das und spricht mitleidig: „Das muß wohl ein sehr armer Mensch gewesen seyn, weil gar Niemand seiner Leiche folgt." Der Adjudant stimmt der Bemerkung bei. „Wissen Sie was," sagt nun der Kaiser: „so wollen wir diese Leiche begleiten!" Und Beide treten hinter den Sarg und folgen der Leiche und wie sie durch die Straße wandeln, seh'n es die Vorübergehnden, und Jeder schließt sich an und Jeder folgt dem Zuge und bis sie zum Kirchhofe kommen, wird dieß einer der pompösesten Leichenzüge, welche das Städtchen noch gesehen hat. Finden Sie das nicht rührend, und gäbe diese Anekdote nicht Stoff zu einem schönen Gemälde, zu einem Seitenstücke des in Paris erschienenen berühmten Convoi du pauvre, wo ein Hund der Leiche seines armen Herrn folgt? Unter beide könnte man vielleicht die Worte setzen:

„Ach, wie verschieden in Frankreich und Deutschland Gefühl und Erbarmen;
Dort begleitet ein Hund, hier ein Kaiser die Leiche des Armen."

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 27.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 4. April 1833.

So hat noch kein Prophet das Herz gerührt,
Kein Seher uns, wie Er, zu Gott geführt!

* Eltern-Liebe und Kindes-Dankbarkeit.

Der Kinder Häuser baut des Vaters Segen,
Danieder reißet sie der Mutter Fluch.
Gott ist mit dir auf allen deinen Wegen,
Gezeichnet steht dein Nam' im Lebensbuch,
Du Sohn, der seines Vaters Alter trägt,
Du Tochter, die der grauen Mutter pflegt.

Es wuchs im Schatten treuer Mutterliebe,
An Vaters Hand, heran der Gottessohn.
Sie pflanzt' ins Herz des Kindes edle Triebe,
Er zeigt' ihm weislich ächter Tugend Lohn:
Der früh im Tempel seine Heimat fand,
Kehrt gern nach Haus an sanfter Mutterhand.

Der Jüngling wallt, den Blick emporgewendet,
Von keiner Lust verführt, die Blumenbahn.
Kaum ist des Lebens Blüthenzeit vollendet,
So sehn wir ihn dem ernsten Ziele nahn:
In tiefem Dunkel tappt sein Volk, verirrt,
Ihn jammert sein — er wird des Volkes Hirt.

Bald sammelt sich in wirbelndem Gedränge
Um Ihn der tausend Hülfsbedürft'gen Chor:
Er heilt der unheilbaren Kranken Menge;
Ihm öffnet Dankbarkeit ihr Herz und Ohr;
Dann ruft er: „Werde Licht am dunkeln Ort!
Gott sendet euch durch mich sein Vaterwort."

Mit Staunen horcht der lautern Himmelswahrheit
Die frohe Schaar; der Augen Schleier fällt.
Das Herz wird warm, der Geist, in milder Klarheit
Den Ewigen zu schauen, sanft erhellt;
So hat noch kein Prophet das Herz gerührt,
Kein Seher uns, wie Er, zu Gott geführt!

Doch heuchlerischer Pharisäer Horden,
Von ihm dem Volk zum Abscheu hingestellt,
Entglühn von Haß den Gottessohn zu morden;
Und schauet, der Erlöser einer Welt

Bringt an entweihter Menschheit Sühnaltar
Zum Opfer selbst sein göttlich Leben dar!

Es treten frevelnd wider ihn zusammen
Ergrimmte Macht und schleichender Verrath.
Hell strahlt die Unschuld; aber kühn verdammen
Die Richter ihn ob nicht verübter That —
Er giebt, gelassen, mit erhab'nem Sinn
Sich in die Wuth der wilden Würger hin.

Sie höhnen ihn; er spendet Mördern Segen;
Am Kreuz sieht er die Mutter weinend stehn —
„Johannes, — Du sollst liebend sie verpflegen;
Du, Mutter, deinen Sohn in Ihm nun sehn."
„Es ist vollbracht;" des Lebens Band zerreißt;
Zum Vater schwebt empor der freie Geist.

Weihe. G. F. Noeldeke.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

In der nächsten Minute hatte das anstürmende Brautpaar die überraschte Wache durchbrochen und hing an des Gefangenen Halse. — „Jesus! was geschieht hier?" riefen Beide zugleich. — Mit ruhiger Miene, doch bebender Lippe entgegnete der Vater: „Ein Mörder soll ich seyn — sagt man — sonst weiß ich nichts." — „Das bist Du nicht!!" schrieen sie mit entsetzlicher Stimme. — „Gott weiß es! nein, das bin ich nicht!" sprach Manlicken freudig. — Hier wurde das Paar gewaltsam von ihm weggerissen, welches klagend nun sich der übrigen Familie anschloß und dem Delinquenten folgte. — Als jedoch der Pater neugierig vor seine Thür heraustrat, schien ein Gedanke den Hans zu durchblitzen. Mit gewaltigen Sätzen näherte er sich ihm. Flehend seine Hände erfassend, rief er: „Würdiger Herr! Ihr wart der Beichtvater Manlickens — Euer Zeugniß muß gelten! Sprecht: hat wohl je ein Verbrechen, wie das schreckliche eines Mordes Euer Beichtkind gedrückt?" — „Du hast Recht darin, daß er mein Beichtkind war; daß er es nicht mehr ist, kann wohl ein Verbrechen, wie das eben genannte, zum Grunde haben." — Manlicken, welcher nahe genug war, dies Zwiegespräch zu vernehmen, rief hier wehmüthig aus: „O, Herr! Euch hab' ich das Verborgenste meines Herzens offenbart. Ihr kanntet nur zu gut, was mein Gewissen belastete." — Ungläubig wiegte Grinselm das Haupt. „Das menschliche Herz ist ein zu trotzig und verzagtes Ding, als daß es sich, selbst an heiliger Stätte, vollkommen ergründen ließe," — sprach er.

Der Pater kehrte in seine Wohnung zurück und weiter bewegte sich der Zug, welcher auf dem Wege zum Werffner Schlosse durch die von allen Seiten zuströmende Menschenmenge wie eine Lawine anschwoll. — Jeder Hinzukommende war geneigt, den armen Manlicken für einen vom Pfleger unschuldig Verfolgten zu halten und äußerte deshalb laut seine Theilnahme und seinen Unwillen über eine so ungerechte Behandlung. Wenn er jedoch vernahm, daß der Gefangene, nicht um des Evangeliums, sondern um eines angeklagten Mordes willen leide, zog er sich scheu vor einem Verbrecher zurück, welchen die menschliche Gesellschaft mit Recht von sich ausstoßen müsse. — Mit sichtlichem Schmerze gewahrte Manlicken den Eindruck, welchen seine vermeinte Schuld bei seinen Landsleuten hervorbrachte, und leise klagte er, daß er, außer seiner Freiheit noch seinen bisher unbescholtenen Namen einbüßt habe.

In demselben Saale, wo Manlicken vor wenig Wochen so gewissenhaft seinen Reichthum seinem rechtmäßigen Herrn abgetreten hatte, empfing ihn jetzt der Pfleger, in dessen Gefolge sich auch der Physikus der Pflege befand. — „Manlicken," — sprach der Baron mit scheinbarer Mildigkeit — „ich schuldete Dir von früherer Zeit her einige kleine Gefälligkeiten. Die Dank-

barkeit dafür treibt mich an, sofort ein kleines Verhör mit Dir anzustellen. Eigentlich hätte ich Dich, herkömmlicher Weise, erst durch einige Wochen Einkerkerung dazu mürber machen sollen. Du wirst das selbst einsehen und deshalb auch eher die Wahrheit bekennen. Freuen würde es mich, wenn sich im Laufe der Untersuchung Deine Unschuld erweisen sollte und ich Dich wieder in Freiheit setzen könnte. Allein schwer und nur zu wohl begründet ruht der Verdacht auf Dir und laut fordert die Gerechtigkeit ihr blutiges Opfer. So wisse denn, wenn Dir Dein eigenes Gewissen es noch nicht gesagt hat, daß Du des Mordes beschuldigt bist, und zwar des Mordes an dem Sohne Deines Wohlthäters und Erblassers. Du erbleichst, — verstummst — ha! Triumph der Gerechtigkeit! ihr scharfes Auge weiß selbst den verjährten Verbrecher zu entdecken. So läugne denn nicht lange; erwirb Dir durch ein offenes Geständniß einen mildern Richterspruch!" — „Wenn ich wirklich blaß geworden bin," — entgegnete der Verklagte — „so geschah es aus Schmerz darüber, daß Ihr mich einer solchen ruchlosen That für fähig halten konntet. Uebrigens muß ich Euch fragen, was Euch zu solch einem Verfahren gegen einen unbescholtenen Mann berechtigt?" — „Frechheit ist hier ganz am unrechten Orte," — erwiederte mit zusammen gezogenen Augenbrauen der Pfleger. „Wir haben der Mittel genug in den Händen, sie Dir abzugewöhnen. Vorerst wollen wir Dir einige Fragen vorlegen. — Warum verheimlichtest Du, bis vor wenig Wochen, den wahren Namen jenes angeblichen Fremden, welcher eben so schnell als unerklärlich in Deiner Wohnung starb; da Dich doch der vorgefundene Paß und Trauschein belehrt hatte, daß es des alten Franz Pommers heimkehrender Sohn war?" — „Allerdings habe ich darin gefehlt" — bekannte Manlicken. „Ich saß in Schatten und Finsterniß des Todes; denn des Herrn Wort hatte mich noch nicht erleuchtet. Ich fürchtete, obgleich ich mein Vermögen auf dem Rechtens erworben, daß meine Offenherzigkeit Wege vielleicht einen kostbaren Streit veranlassen und mich wohl gar um einen ansehnlichen Theil meiner Habe bringen könne." — „Das ist's ja, was wir meinten. Nun kommen wir dem Ziele näher. Wie denn, wenn die Bedenklichkeit, welche Dich bewog, den Namen des Verstorbenen zu verschweigen, gar die Ursache seines Todes wurde? Du scheinst mich nicht verstehen zu wollen?! Mit dürren Worten also: war der schnelle Tod jenes, Dein Eigenthum gefährdenden Mannes nicht Dein Werk, um seiner los zu seyn? Welchen Bürgen kannst Du gegen diesen Verdacht aufstellen?" — „Mein Gewissen, so wie meine Handelsweise. Würde ich wohl von freien Stücken mit dem Geheimnisse, welches über dem Fremden schwebte, hervorgetreten seyn und den Lohn des gräßlichen Verbrechens, nach jahrelangem Genuß, so leicht weggegeben haben — wie ich that — wenn ich wirklich der Mörder gewesen wäre?" — „Diese Handlung ist's eben, welche gegen Dich zeugt. Dein böses Gewissen war es, das Dich trieb, durch Rückgabe des unrechten Gutes Dein schuldbelastetes Herz zu erleichtern. Würde wohl sonst ein vernünftiger Mensch seinen Kindern das Erbe entziehen, um es einem Fremden hinzuwerfen?!" — „Aber, Herr, ich kannte ja den verlaufenen Sohn des alten Pommers gar nicht. Erst nach seinem Tode erfuhr ich durch die bei ihm gefundenen Schriften, daß er es war. Was in aller Welt hätte mich wohl bewegen können, einen dürftigen Unbekannten, der bittend mein Haus betritt, zu tödten?" — „O, er konnte sich auch eher zu erkennen gegeben, wohl gar sein Gut von Dir zurück gefordert haben!" — „Daß dieß nicht der Fall, kann meine Frau, so wie

mein damaliges Gesinde bezeugen, in deren Gesellschaft der Fremde war, bis er sein Lager aufsuchte. Dann hätte ja auch der Knabe seinen wahren Namen, so wie seine Herkunft erfahren müssen, wenn dies geschehen wäre. So aber hatte es ihm sein Vater selbst verborgen gehalten, und er erfuhr das Geheimniß erst durch mich, als ich ihm den Schüppelhof abtrat." — „O, Neugierde — wohl gar eine dunkle Ahnung konnte Dich bewegen, die Kleider des Schlafenden zu durchsuchen. Alles möglich!" — „Mit nichten. Nur seinen Rock und Beinkleider hatte er abgelegt; die Papiere fanden wir erst dann auf seiner Brust verborgen, als wir vergeblich Mittel zu seiner Wiederbelebung anwendeten." — „Leben jene Zeugen noch, und wo sind sie?" — „Eine Magd lebt verheirathet in Schwalbach; der Knecht hat sich außer Landes begeben." — „Schlimm für Dich! Wie lange ist's seit dem Tode des Fremden?" — „Im November wird's dreizehn Jahr." — „Wenn wir den Todten ausgraben ließen, Herr Doktor" — wendete sich der Pfleger jetzt zum Physikus — „getraut Ihr Euch wohl, bestimmen zu können, ob derselbe eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben sey?" — Dieser zuckte verneinend die Achsel. „Unmöglich! die Verwesung ist zu weit vorgeschritten." — „Noch schlimmer für Dich, Manlicken! So gern ich Deiner zu schonen wünschte, kann ich doch nicht anders, als Dich auf Geständniß in Verwahrung zu behalten." — Ein Wink des Barons bewirkte, daß der Gefangene wieder gefesselt und nach den Kellern des Schlosses gebracht wurde.

Seine angsterfüllte Familie hatte während des Verhörs im Vorsaale harren müssen. Mit lautem Jammergeschrei vernahm sie den trostlosen Ausspruch des Pflegers und begleitete schluchzend den Verurtheilten bis zu den Stufen des modernden Verließes, wo er nur mit wenigen Worten Abschied von den Seinen nehmen durfte, welche sofort die in den Hof gehenden Kellerlöcher besetzten, um zu erfahren, wohin der Vater wohl gebracht werde. — Ein lauter Schrei Bärbels machte Alle an ihre Seite hinknieen. Ein Geräusch habe sie vernommen — behauptete sie. D'rauf lauschten sie mit der größten Aufmerksamkeit. Ein leises Klirren, aus der untersten Tiefe kommend, war das einzige Zeichen, welches der geliebte Gefangene als letzten Gruß heraufschickte.

Fast täglich war nun jenes Luftloch von einem Gliede der Manlick'schen Familie besetzt. So lag auch Bärbel einst auf ihren Knien vor demselben, jeden Athemzug verlängernd, um sich keinen Laut entgehen zu lassen. Wirklich stahl sich ein tiefgeholter Seufzer endlich herauf. — Bärbel seufzte mit. — Ein stärker schallendes Geräusch, wie von fallenden Hieben herrührend, ließ sich d'rauf vernehmen, welches ein lauteres Seufzen zur Folge hatte. — „Habt doch Mitleiden mit mir unschuldigem Manne! Höret auf!" — hörte sie jetzt deutlich ihren Vater flehen. — Neue Hiebe, begleitet von Schmerzgeschrei, zerschnitten wieder der Tochter Herz. — „O Herr, Heiland!" betete d'rauf die matte Stimme des Gequälten — „erlöse mich aus dieses Leibes Jammer! Nimm mich auf zu Dir!" — Hinab in die Tiefe glitten die heißen Thränen Bärbels, doch unterdrückte sie gewaltsam das laute Schluchzen, noch mehr von dem armen Vater zu hören. Als aber fortan Alles still und selbst ihr lautes Rufen unbeantwortet blieb, verließ sie, außer sich, den Schloßhof.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Eisenbahn von Minden nach Cöln.

Notiz für Capitalisten.

Am letzten Montage wurde das hiesige Publikum angenehm überrascht durch eine Aufforderung der Committé wegen der Eisenbahn, wodurch nun der offenen Theilnahme an dem großen Unternehmen, welche so unberechbar segensreiche Folgen für Bremen verspricht, die Bahn geöffnet wird.

Da jede Bemerkung über diese Anlage dem Publico willkommen seyn wird, so mag es dem Einsender Dieses erlaubt seyn, eine Seite bei der Uebernahme von Actien hervorzuheben, und zwar vergleichend mit dem Risico bei andern Geldplacierungen, für welche in Bremen so große Liebhaberei stattfindet, namentlich bei Actien in Assecuranz-Compagnien.

Nehmen wir denn als Basis unserer Berechnung eine Actie in einer hiesigen See-Assecuranz-Compagnie, deren ursprünglicher Einschuß 1000 Rt. — aber jetziger Geldeswerth 1300 Rt. plus-minus beträgt. Der Nutzen des Actionairs stellt sich dabei wie folgt heraus: Derselbe erhält als Zinsen von 1000 Rt. — 5 pCt. mit 50 Rt., welches auf den Börsengeldeswerth der Actie von 1300 Rt. — $3\frac{5}{6}$ pCt. pro anno beträgt. Im günstigsten Fall wird eine Abgabe außerdem von 10 pCt. oder 100 Rt. gegeben, und wird manches Jahr, in welchem gar keine Abgabe oder nur eine sehr unbedeutende gegeben wird, gar nicht in Anschlag gebracht.

Um nun einen Nutzen im glücklichsten Fall von 100 Rt. zu erlangen, wird erstlich gewagt:

das Kauf-Capital von	1300 Rt.
ferner die Verbindlichkeits-Obligation im Fall großen Unglücks von . . .	4000 „
Summa	5300 Rt.

auf welche exponirte Summen der günstigste Nutzen von 100 Rt. nur $1\frac{8}{9}$ pCt. beträgt.

Wegen der langen Reihe von Friedensjahren hat man sich hier daran gewöhnt, nicht an die Möglichkeit zu denken, daß der Fall eintreten könne, daß die 4000 Rt. Reserve und Garantie jemals nachgefordert werden könnten, ungeachtet solches doch so weit nicht von der Hand liegt, wenn z. B. den Bremer Handel einmal ein ähnliches Schicksal treffen sollte als der Holländische erfahren hat. Also für den Risico des Capitals erhält man bei Actien in den hiesigen See-Assecuranz-Compagnien im glücklichsten Fall eine Abgabe von $1\frac{8}{9}$ pCt., und für den baaren Geldwerth der Actie eine Zinse von $3\frac{5}{6}$ pCt.

Für die Actien der Eisenbahn wird eine Zinse von 5 pCt. zugesichert, und nach dem Anschlage der Benutzung der Eisenbahn nach dem jetzt stattfindenden Verkehre ergiebt sich nach Abzug der Kosten der Unterhaltung der Bahn und der Zinsen, ein Ueberschuß von 80,000 Rt., welches auf die Summe von 2,500,000 Rt. über 3 pCt. beträgt. Nun wird wol Niemand in Abrede stellen, daß der Verkehr zwischen Minden und Cöln sich durch jene Anlage verdoppeln und verdreifachen werde, daß ferner auf derselben der Transport der Kohlen und des Salzes geschehen wird, welche beide Artikel jetzt nur in derjenigen Gegend benutzt werden können, wo man sie gewinnt. Aus diesem ergiebt sich, daß mit großer Wahrscheinlichkeit nicht nur auch 5 pCt. Zinsen, sondern auch auf Extra-Abgabe von 10 pCt. zu rechnen seyn wird, und das für ein Capital, welches nie ganz verloren werden kann, weil dasselbe theils in Grundeigenthum angelegt wird, auf welchen die Anlage geschieht, und theils in Eisen und der Bahn selbst, daher in etwas reellem wirklich vorhandenen handfestarisch Verständeten beruhet.

Eine vortheilhaftere Gelegenheit, ein Capital sicher zu belegen, ist wol selten Capitalisten und Kaufleuten geboten worden, und eignet sich die Annahme von Actien nicht minder für Spekulanten; da dieselben wol, gleich den Assecuranz-Actien später mit einem Avanz von 25 pCt. verkauft werden können, und um ein Anrecht auf einen solchen Vortheil — auf die Summe von 500 Rt. — zu erlangen, es nur eines vorläufigen Einschusses von 2½ Rt. bedarf.

Zu diesem höchst günstigen Prospekte kommt nun noch hinzu, daß jeder Actionair ein großes vaterländisches und patriotisches Unternehmen fördert, und dazu beiträgt, den Glanz und Wohlstand Bremens in allen Stücken zu erhöhen. Wer wollte nicht gern seine Mittel dazu verwenden?!!!

Merkwürdige dämonische Erscheinung bei einer Verbrecherin.

(Beschluß von Nro. 21.)

Freilich drängt sich der Gedanke auf: ob nicht das Mädchen, um Mitleid zu erregen, jene Morgen-Scenen fingirt habe? Die Augenzeugen aber, Männer von geübter Beobachtung und ohne Ausnahme frei von der neuerdings wieder erregten Gespensterfucht, behaupten einstimmig das Gegentheil.

Es zeigte sich mithin hier ein Fall von periodischer Dämonomanie, wo der Paroxysmus an bestimmte Tagesstunden gebunden wäre, in welchen die Gewissensqualen dermaßen die Besonnenheit des Taglebens (Gehirnlebens) überwältigt hätten, daß sie, in der drohenden Gestalt der Ermordeten erscheinend, der Aufgeregten objektiv geworden. Nicht anders werden ja alle dämonischen Erscheinungen von der besonnenen Beobachtung gedeutet. Mit tiefem Blick in die menschliche Natur läßt daher auch Shakspeare den Gedanken des Mordes, welcher „Macbeths" ganze Seele umgarnt, endlich objektiv werden und als Dolch vor ihm in der Luft schweben, den Griff zu ihm gewandt. Nach solcher psychologischen Symbolik findet so Manches seine Deutung als subjective Wahrheit, was man mit Unrecht als absichtlichen Betrug verdammt hat.

Sehr zu bedauern ist aber die Tendenz noch so mancher Novellisten unserer Zeit, die, um der verrufenen Nüchternheit der Aufklärer die Spitze zu bieten, fort und fort herzzerreißende, sinnverwirrende Dissonanzen einer grauenvollen Gespenster-Welt ertönen lassen! Allerdings sind die dunkeln Tiefen des menschlichen Gemüthes Objekt der Poesie; allein statt derselben läßt man uns in trübe Moraft-Teiche schauen, die den Geist verwirren, indeß die wahre Poesie ihn reinigt und erhebt, wie dies schon die Aufgabe der klassischen alten Tragödie war. Jedem Arzte, welchen sein Beruf in die höheren vielleſenden Klassen der Gesellschaft führt, wird die Gelegenheit zu beobachten, wie besonders unter dem weiblichen Geschlecht unserer Tage überall die papiernen Schatten der Lektüre, besonders bei Krankheiten, störend und verwirrend eingreifen, und wie so gar nicht die schlichte Gottesfurcht unserer Großmütter durch die Gespensterfurcht bei ihren Enkelinnen ersetzt wird.

J. J. S.

---

* Kaufmannsconvente.

Trotz allen frühern Bemerkungen setzt Herr Js. R. auch in diesem Jahre seine Mittheilungen über die Kaufmannsconvente fort.

Das Collegium der Aeltermänner erklärte, daß es einer reiflichen Prüfung bedürfe, ob die Publicirung zweckmäßig sey oder nicht, es daher seine Erklärung darüber aussetze, und die im

letzten Convente anwesende Kaufmannschaft war aus diesem Grunde mit der Verzögerung gern einverstanden.

Herr J^{s}. R. scheint aber eine reifliche Prüfung nicht zu achten, wenn er nur etwas schreiben kann. Er hält seine Ansicht für die allein Richtige und trotzt allen vernünftigen Einreden und Ueberlegungen, schließt sogar seinen letzten Aufsatz mit der Bemerkung, daß er auf etwaigen Tadel nicht hören werde. Wir können zu einem Manne, der in solchem Egoismus befangen ist, ja nicht einmal hören will, nicht reden, sondern müssen ihn dem Urtheile des Publicums überlassen.

Es wird im nächsten Convente wahrscheinlich beschlossen werden, ob und in wie weit die Verhandlungen durch den Druck publicirt werden sollen oder nicht, und müssen wir es als ein unerlaubtes Mittel des Herrn J^{s}. R. betrachten, daß er droht, seine unberufenen Mittheilungen fortsetzen zu wollen, bis das Collegium Seniorum selbst das Wichtigste bekannt macht.

Wir würden diese Aeußerung ernstlicher rügen, wenn wir nicht überzeugt wären, daß das Colleg. Sen. sich dadurch keineswegs in seiner reiflichen Prüfung und in seinem freien Urtheile wird stören oder schwächen lassen.

Für die Veröffentlichung der Kaufmannsconvent-Verhandlungen ist, unsrer Ansicht nach, hinreichend gesorgt, indem die Kaufleute, die nicht früher fallirt haben, zu den Conventen selbst eingeladen werden, Allen aber ohne Ausnahme die Protocolle zur Einsicht auf dem Schütting offen liegen.

* * * *

* Vorläufige Anzeige.

Häufiger und dringender Aufforderungen halber, von achtbarer Hand mir zugekommen, zur Fortsetzung der von mir unternommenen Beleuchtung mancher, von Herrn Johannes Rösing zur öffentlichen Ausstellung gebrachten Zerrbilder, — meinerseits zu entsprechen, bemerke ich vorläufig, — daß ich nur müssige Stunden dafür anwenden könne, — wie denn auch Herr Rösing selbst, nur in müssigen Stunden für die Rechte der Völker kämpft und die bürgerliche Freiheit seiner müssigen Untersuchung unterwirft Da ich seit meiner letzten Mittheilung nur wenige solcher müssigen Stunden zu meiner Disposition gehabt, so ist eine unvermeidliche Unterbrechung eingetreten, wie es bei der Herstellung von Gemälden oft unvermeidlich ist. Ich hoffe jedoch zum nächsten Osterfeste noch mit einer bürgerlich einfachen Festgabe entschädigen zu können, und bitte die verehrlichen Leser des Bürgerfreundes und Herrn Rösing um freundliche Nachsicht wegen der unvermeidlichen Verzögerung.

Benedetto Marforio.

Miscellen.

Dem „Annuaire du Bureau des Longitudes“ für 1833 zu Folge hat die Stadt Paris im Jahre 1832 776,784 Hektolitres Wein, 28,573 H. Branntwein, 112,359 H. Bier, 1,161,136 Pfund Rosinen, 61,670 Ochsen, 14,389 Kühe, 62,867 Kälber, 288,203 Hammel, 76,741 Schweine, 996,369 Kilogramme Käse u. s. w. verzehrt; desgleichen für 702,180 Fr. Austern; für 477,640 Fr. Fische aus süßem Wasser; für 3,415,159 Fr. Seefische; für 6,426,648 Fr. Geflügel und Wildpret; für 9,117,091 Fr. Butter und für 3,904,387 Fr. Eier. — Aus den in dem genannten „Annuaire“

gegebenen Geburtslisten ergiebt sich, daß zu Paris fast ein Viertheil der Kinder im ersten Jahre stirbt, und daß ein Drittheil nicht zwei Jahre erreicht; die Hälfte wird nur 20 Jahre alt und ein Drittheil nur 45. In dem Jahre 1831 wurden zu Paris geboren 15,116 Knaben, 14,415 Töchter; von diesen 29,540 Kindern waren 10,378 außereheliche. Die Zahl der Verstorbenen belief sich auf 25,996, die der Ehen auf 6654. Die Gesammtbevölkerung von Frankreich betrug 32,560,934 Seelen, und wird sich in 16 Jahren um ein Zehntheil, in 31 Jahren um zwei Zehntheile, in 44 Jahren um drei Zehntheile, in 57 Jahren um vier Zehntheile, und in 69 Jahren um die Hälfte vermehrt haben. Es wird 117 Jahre bedürfen, bis sie sich verdoppelt hat.

Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigt sich des Reisenden, wenn er sich dem Aequator nähert, und von der einen Hemisphäre in die andere übergegangen, die Sterne, an deren Anblick er von frühester Jugend an gewohnt war, mehr und mehr dem Horizont sich zuneigen und endlich ganz verschwinden sieht. Nichts macht einen so tiefen Eindruck auf ihn, nichts erinnert ihn so mächtig an die weite Entfernung von seinem Heimathlande, als der Anblick eines für ihn ganz neuen Himmelsgewölbes. Die Gruppen großer Gestirne, die hier und dort zerstreuten Wolken, die mit ihrem weißlichen Glanze der Milchstraße gleichen, endlich die Himmelsräume, wo die tiefste Dunkelheit herrscht, Alles vereinigt sich, dem Südhimmel eine ganz besondere Eigenthümlichkeit zu geben, die sogar auf Diejenigen einen mächtigen Eindruck macht, die, unbekannt mit der Sternkunde, am Anblicke des Himmelsgewölbes das Auge wie an einer schönen Landschaft weiden. Ohne Botaniker zu seyn, erkennt der Reisende die heiße Zone schon an ihrer Vegetation, und auf gleiche Weise bemerkt er, ohne in die Astronomie eingeweiht zu seyn, am Himmel, daß er nicht mehr in Europa ist, wenn er am Horizont das große Sternbild des Schiffes und die phosphoreszirenden Wolken Magellans aufsteigen sieht. In den Aequinoktialländern nehmen Himmel und Erde, und Alles, was zu ihrem Schmucke dient, einen exotischen Charakter an.

Der Französische Staat curirt sich nicht homöopatisch, er läßt von Zeit zu Zeit Ader; desto mehr braucht Deutschland Homöopathie. Man kann da nicht genug Milchzucker und niederschlagende Mittel bekommen; obgleich Letztere an gewissen Tagen in Masse ausgetheilt werden.

---

* An Madame Hedwig Hülle,

Herausgeberin des Bremer Jugendfreundes.

Zur Nachfeier ihres fünf und zwanzigsten Januars, in die von einer Freundin ihr geweihten Zeilen nebst Angebinde weiblicher Arbeit einzureihen.

Von Dr. Noeldeke.

In des fein gewirkten Kreises Saum,
Wann er Dich im Halsschmuck wird umzirken,
Gönne mir auch spät noch einen Raum,
Um des Wunsches Fädchen einzuwirken;
Von der Muse Hand zwar nicht so fein gesponnen,
Als der Freundin Kunstgebilde und Gedicht,
Doch darum nicht minder treu gesonnen,
Und der Freude reinstem Quell entronnen.
Diese Muse spricht:
Mag Aglaja mit dem Schwesterpaare,
Wann als Jugendpriesterin Du am Altare
Hebe'n opferst, mag Hygea Dir erscheinen,
Um Dein Haupt im Strahlenkranz sich zu vereinen.

Verbesserung.

In dem Aufsatze: „Kaufmannsconvent" im vor. Bl. ist statt: Beschluß geholt — Beschluß gefaßt — zu lesen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 27.

Bremen, Donnerstag den 4. April 1833.

Gestorben:

Den 13. Febr. starb auf der Reise von Trinidad nach Bremen der Cajütwächter des Schiffs „Kunigunda" Georg Schaumlöffel, 16 Jahr; gebürtig aus Vegesack.

Den 21. März. Der Landmann Joh. Diedrich Görks, 66 Jahr; Hastedt Nro. 2.

Den 21. — Des Schuhmachers Otto Fischer Ehefrau, geb. Bartling, 77 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 30.

Den 22. — Des Kunstdrechslers Joh. Christ. Weidehaus Sohn, 4¾ Jahr; Hohenpfad Nro. 4.

Den 22. — Der Dienstknecht Friedrich Pickel, 32 Jahr; Schüsselkorb Nro. 5.

Den 23. — Die Näherin Adelheid Siemers, 58 Jahr; Piperstraße Nro. 15.

Den 23. — Der Arb. Diedrich Meyerricks, 33 Jahr; Weidestraße.

Den 23. — Des Fuhrmanns Joh. Gerhard Laßmann Tochter, 7 Monat; Wilkenstraße Nro. 1.

Den 23. — Des Kaufmanns Peter Andreas Kulenkampff Tochter, (todtgeb.); am Wall Nro. 66 D.

Den 24. — Der Tabacksfabrikant Joh. Diedr. Müller, 52 Jahr; große St. Johannisstr. Nro. 217.

Den 24. — Des Steinhauers Joh. Blumenthal Sohn, 6 Jahr; Paulsberg Nro. 3.

Den 24. — Des Schneidermeisters Wilhelm Friedrich Böhmer Tochter, 9 Wochen; Piperstraße Nro. 14.

Den 24. — Des Branntweinbrenners Peter Heinrich Nicke Tochter, 10 Jahr; Sögestraße Nro. 27.

Den 25. — Des Arb. Johann Diedr. Meyer Sohn, 17 Wochen; Gurts-Hof Nro. 3.

Den 25. — Des Kartenmachers Joh. Friedrich Wiese Sohn, 10 W.; Grünenstr. N. 117.

Den 25. März. Der Töpfergesell Hinr. Albers, 33 Jahr; Großenstraße Nro. 6.

Den 26. — Der Tischlermeister Joh. Heinrich Bollmann, 34 Jahr; Piperstr. Nro. 10.

Den 26. — Des Küpers Johann Friedrich Blome Sohn, 1¼ Jahr; Walldammstraße Nro. 26.

Den 26. — Der Branntweinbrenner Hinrich Bartels, 44 Jahr; Marterburg Nro. 8.

Den 27. — Des Färbers Hinrich Streckfuß Tochter, 7 Tage; Grafenstraße Nro. 15.

Den 28. — Des Maurers Jacob Westphal Sohn, (todtgeb.); in der Wisch Nro. 1.

Den 28. — Des Lootsen Martin Hinrich Schuster Wittwe, geb. Grenen, 67 Jahr; kleine Krummenstraße Nro. 4.

Den 28. — Der Zuckerbäckerknecht Heinrich Wilhelm Schmidt, 35 Jahr; Grafenstr. Nro. 33.

Den 28. — Des Arb. Johann Wilhelm Wagener Ehefr., geborne Helmcken, 40 Jahr; Düsternstraße Nro. 23.

Den 28. — Der Schuhmachermeister Hinrich Neuwirth, 60 Jahr; Schnoor Nro. 35.

Den 29. — Der Arb. Wilh. Tabe, 70 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 68.

Den 29. — Des Arb. Hermann Hinrich Claussen Tochter, 1 Stunde; Grünenstraße Nro. 6.

Den 29. — Der Weinhändler Liborius Schütte, 54 Jahr; am Wall Nro. 46.

Den 29. — Des Netzmachers Wilhelm Meister Ehefr., geb. Gelten, 64 Jahr; gr. Weidestraße Nro. 7.

Den 29. — Anna Margaretha Bayer, geborne Bagt, 85 Jahr; Armenhaus.

Den 30. — Der Arb. Hinrich Sellmann, 58 Jahr; hinter dem Stephanikirchhof Nro. 32.

Gebuurten:

Den 20. März. Des Färbers Hinr. Streckfuß Ehefr., geb. Schmalz, Grafenstr. Nro. 15; von einem Mädchen.

Den 20. — Des Küpers Diedr. Meyer Ehefr., geb. Diercksen, Punkendeich Nro. 28; von einem Knaben.

Den 21. März. Des Arb. Joh. Hinr. Schwiebert Ehefr., geborne Heiser, Stavendamm Nro. 23; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Arb. Johann Ludwig Lucke Ehefrau, geborne Thomssen, Fetten-Gang Nro 19; von einem Mädchen.

Den 22. März. Des Landmanns Diedr. Garbade Ehefr., geb. Klatte, Schwachhausen Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Arb. Hinrich Dreves Ehefr., geb. Lange, Hastedt Nro. 80; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Kaufmanns Johann Carl Heinr. Heye Ehefr., geb. Jung, Langenstraße Nro. 46; von einem Knaben.

Den 23. — Des Kaufmanns Peter Andreas Kulenkampff Ehefr., geb. Günther, am Wall Nro. 66 D; von einem todten Mädchen.

Den 23. — Des Kohlhökers Brün Meyer Ehefr., geb. Kumpfer, Dreckort Nro. 26; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Landmanns Johann Theodor Klatte Ehefr., geb. Sander, in der Wisch Nro. 11; von einem Knaben.

Den 24. — Des Kaufmanns Georg Gravenhorst Ehefr., geb. Dannemann, Sögestr. Nro. 28; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Küpers Joh. Georg Meyer Ehefrau, geb. Schau, kl. Helle Nro. 20; von einem Knaben.

Den 24. — Des Arb. Diedr. Fedden Ehefr., geb. Lange, Schweinestraße Nro. 22; von einem Knaben.

Den 24. — Des Arb. Otto Wilh. Mau Ehefrau, geb. Schone, Loschen-Hof Nro. 5; von einem Knaben.

Den 24. — Des Schlossermeisters Joh. Herm. Heitmann Ehefr., geb. Plate, gr. St. Johannisstr. Nro. 33; von einem Mädchen.

Den 25. März. Des Küpers Christoph Friedr. Hellmering Ehefr., geb. Kooken, am alten Steinweg Nro. 9; von einem Knaben.

Den 25. — Des Kahnschiffers Friedr. Arncke Ehefr., geb. Grimm, Stephanithorssteinweg Nro. 22 A; von einem Mädchen.

Den 25. — Des Arb. Christoph Diedr. Henning Murcke Ehefrau, geb. Klee, gr. St. Annenstr. Nro. 54; von einem Knaben.

Den 26. — Des Arb. Herm. Heinrich Francke Ehefrau, geb. Peper, kl. Payeken-Gang Nro. 1; von einem Knaben.

Den 26. — Des Branntweinbrenners Johann Gottfried Arens Ehefr., geb. Stromberg, Neuenstr. Nro. 21; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Cigarrenmachers Christian Heinr. Schoor Ehefr., g. Freygang, Heerdenthorssteinweg N. 21; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Schuhmachers Friedr. Ernst Rickert Ehefr., geb. Schaefer, Hankenstr. Nro. 13; von einem Knaben.

Den 27. — Des Maurergesellen Jacob Westphal Ehefrau, geb. Corßen, in der Wisch Nro. 1; von einem todten Knaben.

Den 27. — Des Dr. juris und Obergerichts-Advocat Elard Meyer Ehefr., geb. Wiencken, Brautstraße N. 27; von einem Mädchen.

Den 28. — Des Blechenschlägers Joh. Hinr. Bohnhorst Ehefr., geb. Heisenbüttel, Osterstraße Nro. 54; von einem Knaben.

Den 28. — Des Schuhmachers Carl Ludwig Zieske Ehefr., geb. Schnittger, Neuenweg Nro. 4; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Kaufmann und Manufacturwaarenhändler Sophus Gustav Ferdinand von der Heyde und Rebecca Adelheid Meyer hieselbst.

Der Arb. Hermann Friedrich Christian Meyer hieselbst und Dorothea Justine Luise Leopold aus Lemförde.

Der Rademacher Joh. Wilhelm Richers und Metta Woltjen zu Trupe, Königl. Hannövrischen Amts Lilienthal.

Der Kaufmann Joh. Eberhard Bruns hieselbst und Anna Adelheid Dorothea Elisabeth Eleonore Christiana Evers zu Bramstedt, Königlich Hannövrischen Amts Hagen.

Der Arb. Christian Klemeier hies. und Margar. Baß aus Achim.

Der Landmann Joh. Julius Luers und Adelheid Luersen zu Gröplingen.

Der Cigarrenmacher Johann Georg Windhorn und Luise Henriette Eleonore Dettmers, beyde von hier.

Der Arb. Justus Heinr. Carl Samuel Oesselmann hies. und Cathar. Adelheid Wischhover zu Delmenhorst, Herzogthums Oldenberg.

Der Kohlhöker Conrad Block und Wobeta Engelberg oder Engelbert, beyde von hier.

Der Schneideramtsmeister Carl Friedr. Böhne und Beta Schütte hieselbst.

Der Arb. Herm. Friedrich Hoffschneider und Catharina Anhaldt hieselbst.

Der Trödler Peter Johann Linssen und des verst. Trödlers Georg Warlmann Wittwe, Anna Elisabeth geb. Ostendorf, am Buntenthorssteinweg.

Der Arb. Brün Suhr und Sophia Elisabeth Wollens hieselbst.

Der Arb. Dietrich Hinrich Steffens und Helena Pols hieselbst.

Der Schuhmacher Jacob Friedr. Heinr. Lürssen und Barbara Friederike Brauer hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

No. 28.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 7. April 1833.

Im Thale schleichen die Nebel hin;
Vom Berge die Sonne nicht weicht.
Empor, empor du gedrückter Sinn,
Wo dich kein Uebel erreicht!

Den Lorbeer wirst du am Ziele schaun,
Umstrahlet vom ewigen Glanz!
Breit' aus die Fittig' im kühnen Vertraun,
Zum nimmer welkenden Kranz. A. Mahlmann.

* Trostlied.

Ihr, die der Herr hienieden
Zu Prüfungen hat ausersehn,
Ihr könnt mit stillem Frieden
Doch Eure dunkle Straße gehn.
Könnt ruhig vorwärts schauen,
Des bessern Theiles Euch bewußt,
Verlieret das Vertrauen
Auf Gott nur nicht aus Eurer Brust!

Ihr seyd doch seine Kinder,
Und seinem Aug' ist keins entrückt.
Er liebt Euch d'rum nicht minder
Als Jene die er hochbeglückt.
Wenn in verzagtem Weinen
Ihr Kraft und Hoffnung schon verliert,
Läßt er die Stund' erscheinen
Die Hülf' und Rettung mit sich führt.

Die ihr mit nassem Blicke
Hinschaut auf Eurer Liebsten Noth,
Und zitternd schon die Stücke
Vertheilt von Eurem letzten Brod;
Auf ihn nur müßt ihr schauen,
Er öffnet Euch der Hülfe Thor,
Wo Eure Thränen thauen
Blüht Euch ein Waizenkorn empor.

Du, der Du fern von Allen
Die liebend Deine Brust umschließt,
Mußt Deine Straße wallen
Wo keine Deiner Blumen sprießt;
Getrost, nur immer weiter,
In seiner Hand liegt ja Dein Glück;
Er führt, ein treuer Leiter,
Dich in die Heimath bald zurück.

Schwand Euer Glück für immer,
Und schläft es auch im kühlen Grab;

Von Oben fällt ein Schimmer
Des Trostes noch auf Euch herab.
Es zieht Euch schon hienieden
Empor zu jenen lichten Höh'n,
Wo, die dahin geschieden,
Mit Sternenaugen niedersehn.

Gott weiß es, wann der Morgen
Des schönern Wiedersehens tagt,
Wann Euch der Wurm der Sorgen
Nicht mehr am treuen Herzen nagt.
Sey's, wenn zu hellern Tagen
Ihm Glück und Hoffnung wieder nahn,
Sey's — wenn es nicht mehr schlagen
Und still im Grabe schlafen kann.

Hermann Röpe.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

„Wer war die junge, dralle Dirne?" befragte der gerade von Salzburg anwesende junge Baron von Motzel den Schloßvoigt. — „Es ist die Tochter des gefangenen Manlicken. Wenn Ihr länger hier bleibt, gnädiger Herr, könnt Ihr sie oft beschauen an jenem Loche, wo sie gar erbärmlich zu weinen pflegt. Treibt sie's doch um ihren Vater schlimmer als wenn's ihr Liebster wäre." — „So? hat sie einen solchen?" — „Das wollt ich meinen! einen Bräutigam gar. Es handelt sich nur noch um eine Kleinigkeit — die Trauung — so ist sie flugs eine junge Frau. Doch wird sie noch eine Weile damit warten müssen, ehe sich Pater Grinselm dazu versteht; denn es ist auch so eine leidige Ketzerbrut." — Der Wüstling zog ein damals dort noch ziemlich unbekanntes Ding, ein Fernglas, aus der Tasche und guckte der Ketzerin nach, welche ihm gar nicht uneben vorkam. D'rum ließ er sich auch ihre ganze Geschichte haarklein von dem ihm ganz ergebenen Schloßvoigt erzählen; worauf er sich zu seinem Vater begab, einen noch nicht klar gefaßten Entschluß in seinem Innern pflegend.

Bärbel hingegen, heftig weinend, trostlos, trippelte behende durch die Fluren dahin und auf den Schüppelhof los. Ihr fester Entschluß, den Vater um jeden Preis zu retten, war gefaßt. — So gelangte sie hin. Mit dick geschwollenen Augen betrat sie die Schwelle ihrer ehemaligen Wohnstube, in welcher Peter sein Gewehr zu putzen beschäftigt war. Außer ihm war Niemand zugegen und dieß der Bärbel just recht. — „Vetter," begann sie, die überfließenden Thränen mit der Schürze hastig wischend, „warum hast Du den Vater fälschlich angeklagt, der Dir so viel Gutes that, welcher so rein als die Sonne ist?!" — „Hab' ich's nicht gedacht, daß die Schuld noch auf mich kommen werde?" rief er, zornig die Büchse gegen den Boden stampfend. „Was geht mich die Klage gegen ihn an?! Das ist rein ein Werk des Pflegers, der die ganze Sache nur deßhalb angezettelt hat, um recht viel Kosten ansetzen zu können. Darum hab' ich schon so viele Verhöre ausstehen, darum hier Alles durchschnüffeln und aufschreiben lassen müssen. Das muß dann Alles bezahlt werden, damit der Pfleger seine Schulden abstoßen kann. Bärbel, ich versichere Dir, drei Mal habe ich dem Schinder mit meinem Stutze aufgelauert, das Lebenslicht ihm auszublasen; aber niemals hat sich's passen wollen. Er muß mit dem Schwarzen ein Bündniß geschlossen haben. Er hat den Tod zehnfach allein an Deinem armen Vater verdient, welcher längst im Grabe faulte, wäre sein böser Anschlag damals bei der Flöße erfüllt worden. Es ist mir nur merkwürdig, daß er absonderlich Deinem Vater so auf den Hals fährt. Weißt Du denn keinen Grund davon aufzufinden? Halt! — da fällt mir bei, daß der gute Manlicken mir erzählte, wie ungeberdig der Pfleger sich gegen ihn

benommen habe, daß er ihm nicht die Schuldverschreibung über die 400 Gulden, die ich nun in den Händen habe, überlassen hatte. Da d'rin steckt der Haken!"

Bärbel's Entschluß war durch diese Behauptung zur Reife gediehen. Ihn auszuführen, fing sie jetzt an: „Lieber Peter!" alles Blut wich ihr aber dabei aus dem Gesicht, sie stockte — „einst schien ich ein wenig in Deiner Gunst zu stehen." — „Noch, noch! und viel! sehr stark!" fiel er ihr eifrig ein. — „Wenn ich nun —." — „Was denn?" — „Wie viel glaubst Du wohl, daß ich werth sey?" — „Alle Schätze der Welt!" — „Nicht doch! scherze jetzt nicht; es ist mein bitterer Ernst. Also, wie hoch würdest Du gehen, mich zu bekommen?" — „Bis auf den Watzmann hinauf!" — Zornig stampfte die Kleine mit dem Fuße; dann aber weinte sie gleich wieder, und sagte: „So versteh mich nur! Sieh, für den guten Joseph in der Bibel gaben die Ismaelitischen Kaufleute nur 20 Silberlinge; aber für mich, die sündige Bärbel, mußt Du viel, viel mehr bieten. Daß ich's kurz mache — für 400 Gulden — keinen Heller weniger, bin ich die Deine, wenn Du mich noch haben willst." — „Ei wohl! doch Du sagtest mir ja selbst, daß Du mich nicht leiden könntest, daß Du mir spinnefeind wärst." — Bärbel besah ihr Busentuch, und sprach: „Jetzt bin ich Dir schon ein Bissel günstiger, da Du so großmüthig bei unserm Umzuge handeltest." — „So!" entgegnete Peter, nicht wenig geschmeichelt. „Aber wie steht's denn mit dem Haus, Deinem Bräutigam?" — „Sprich nicht von diesem jetzt und nimmer!" rief das Mädchen wie in Fieberhitze. „Ja! oder nein! willst Du mir die Verschreibung des Pflegers geben oder nicht? willst Du mich haben oder —" — Peter war nach dem Schranke hingehümpelt, in welchem er das Document bewahrte. „Da hast Du, was Du willst." — Bärbel riß die Schrift hastig an sich. — „Nun gieb mir aber auch die Hand d'rauf, daß Du mein seyn willst." — „Ja; doch mit der Bedingung: wenn ich hiermit" — sie wies auf die Verschreibung — „meinen Vater frei machen kann." — „Auch das!" — Das Papier knitterte laut, so heftig zitterte die Hand, welche es hielt, als Bärbel ihm die Andere reichte. — „Nun noch Eins. Du willst dem Pfleger die Verschreibung geben. Aber überlaß sie dem Teufel nicht eher als bis er Deinen Vater freigegeben hat. Laß Dir's auch schriftlich bestätigen. Hörst Du? Sag' ihm, daß ich ihn sonst beim Erzbischof, ja, beim Kaiser und Reich verklagen würde."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Beim Scheiden des Winters 1833.

Der Winter ist dahin, mit seinen Sorgen und seinen Freuden; er war für uns Nordländer weniger herbe als sonst, während der Süden ihn ungleich mehr als gewöhnlich kennen lernte; während die breite Donau bei Wien lange die schwersten Lasten trug, erlaubte bei uns die Weser nur wenige Tage, daß man sie besuchte.

Der fleißige Haushalter konnte manchen Thaler, statt der schnell zehrenden Flamme der Zinsen gebenden Sparcasse übergeben; früher als gewöhnlich konnte der allnährende Boden bearbeitet werden und vertrauensvoller als sonst sieht der Landmann der Zukunft entgegen, da das Wasser kaum drohte, den Fleiß der Hände zu zerstören.

Freuden gab es in Menge, Spiel und Tanz, Schauspiele und Concerte jagten einander. In muntern Scherzen ward mancher Abend vollbracht und heitrer als früher war Vielen das Leben, da die Furcht vor der unergründlichen,

Rang und Stand nicht achtenden, die Kunst der Aerzte verspottenden Cholera, sich gelegt hatte und die Wolken am politischen Horizonte dem unbewaffneten Auge entschwunden waren. — Aber ward bei all den Freuden auch genügend in's Innere geblickt? Auch gehörig daran gedacht, ob man der reichen Gaben auch werth sey? Füllten sich die Kirchen mit andächtigen, dankerfüllten Schaaren wie in früheren Jahren? Wurde man zu den Kirchen wie sonst hineingepredigt? Füllten sich die Becken wie sonst mit den Gaben der Liebe für Kirchen, Schulen, Noth und Armuth? Verstand man die Gaben in die Becken hinein zu predigen? Wurden wie früher die Bücher ächt christlicher Religion zu Hause gelesen oder wurden sie verdrängt durch Gedanken an Lust und Freude, durch mystische Boten der Kirche und durch die Werke der Finsterniß, so oft selbst nicht verstanden von den Finsterlingen? — Diese und andre Fragen sind genügend aufzuwerfen beim Scheiden des Winters; an Leuten, sie besser zu beantworten als diese Feder vermag, fehlt es nicht, darum gebe ich keine Antwort, sondern erwarte Antwort. — Nur auf die Frage, ob auch der Verstand, während des Winters langen Abenden, gehörig und zeitgemäß geübt und geschärft worden ist, will ich kurz und bündig zu antworten versuchen. — Niemand, weder der Gelehrte im größern Wirkungskreise, noch der geschäftigste Kaufmann, weder der sich nur mit ernsten Dingen beschäftigende, noch der nach Freuden haschende Mensch kann sich mit Recht entschuldigen, es fehle ihm an Zeit, für die Zeit zu arbeiten. Größer als je sind die Anforderungen der Zeit, größer als je ist die Pflicht denselben zu entsprechen, je nachdem dem einzelnen Individuum Kräfte und Zeit zugemessen sind. — Wenn wir diese Betrachtungen als richtig unterschreiben, haben wir dann nicht die Frage anzuknüpfen: „haben wir auch nach der uns zugemessenen Kraft und Zeit gewirkt, wie Bewohner eines freien Staats? haben wir uns des schönen Namens: „freie Leute" immer mehr theilhaftig gemacht, durch Antheil an das allgemeine Interesse, durch Abschüttelung störender Bocksbeuteleien, des hemmenden Schlendrians, durch Bekämpfung der Verkehrtheiten, durch Schaffen und Fördern des Nützlichen?" Die Hand auf's Herz gelegt, wird Niemand von sich rühmen können, er habe ganz seine Pflicht gethan; der Eine hat sie mehr, der Andre weniger verletzt. — Waltete auf den Bürger- und Kaufmannsconventen stets der Geist, der dorthin gehört? Die Zahl der Besucher war stets in keinem Verhältnisse mit der Zahl der Eingeladenen, und Manche wurden nur durch besonderes, nicht durch das allgemeine Interesse hingezogen; hier hatte einer nur das Geschäft im Auge, was er betreibt; dort sorgte einer nur für die Straße, welche er bewohnt; hier sagte einer Ja, dort einer Nein, wenn ein Anderer, von dem er sich Nutzen verspricht, in dessen Amt und Würden man zu treten hofft, Ja oder Nein gesagt hatte; hier ward ein Vetter begünstigt und dort Jemand, mit dem man in keiner Beziehung steht, vernachlässigt; hier folgte man blindlings dem weitschweifigen Theoretiker mit seinen lateinischen Hülfstruppen; dort ward der Wahrheit schlichter Einfall bespöttelt; Mancher schalt gewaltig auf Deputationen, ihre Einrichtungen und Vorschläge und kaum dazu gewählt, vertheidigte er dieselben mit gleichem Ernste; über die Würde vergaß so Mancher den Bürger; — so war es, so ist es, so wird es ferner bleiben — so sollte es aber nicht seyn! und Jeder sollte sich immer mehr befleißigen, nicht allein für sich, sondern auch für Andere zu leben, zu bedenken, daß das Haus ein Theil des Staats, Frau und Kinder Glieder des Staats sind.

Waltete in den verschiedenen Clubbs der Geist, der darin gehört, daß nämlich neben den Zerstreuungen durch Spiel ꝛc. auch der Geist genährt und ausgebildet werde, durch fleißige Benutzung der Lesezimmer, durch belehrenden Austausch der Meinungen in Gesprächen und Vorlesungen? — Die Union, worin so oft während des Winters eine Vorlesung rasch der andern folgte, hatte während des verflossenen Winters nur eine Vorlesung als eigne Ausarbeitung aufzuweisen und auch diese war zufällig durch die Tapferkeit des alten Chassé zu Tage gefördert; nicht an Talent, sondern an guten Willen fehlte es den vielen Mitgliedern und Eingeführten. — Das Museum mit seinen reichen Schätzen, mit seiner großen Zahl gelehrter Männer, so erfahren in allen Wissenschaften, lieferte gar keine Vorlesung; kaum glaublich, aber doch wahr! Sein schönes Vorlesezimmer, worin so oft ein Olbers, Horn, Deneken, Heineken, Mertens, Rump, Sanders, Müller, Weber, Dräseke und wie die Hochgelehrten alle heißen, die Aufmerksamkeit zu fesseln verstanden und Vielen so viel für Kopf und Herz mitgaben, ward während des verflossenen Winters nur zu Tanz und Spiel und frohen Gelagen benutzt. — Wer vermag das Warum? zu beantworten, das Warum es so an Muth und Lust fehlte? Ist die Gelehrsamkeit etwa ausgestorben? O, nein, sie ist verjüngt und verstärkt; fehlt es den Gelehrten an Zeit? Nein, antwortet die Zeit; welche der Freude gewidmet wird? Nein, antwortet besonders in Hinsicht der Rechtsgelehrten die geringe Praxis, vertheilt unter so Viele, welche größere Praxis verdienen. — Giebt's etwa nichts mehr zu lernen und zu lehren? Ungleich mehr als sonst antwortet die Zeit mit ihren so sehr gesteigerten Bedürfnissen und Anforderungen. — Schwerer als sonst ist es jetzt in der Welt fortzukommen; denn größer als sonst ist die Concurrenz in allen Fächern des Lebens, darum sollte man sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern es leuchten lassen, ohne sich über die Scheeren, zum Putzen bereit, zu ärgern. Hätten nicht manche der Herren Rechtsgelehrten durch ihre Talente Andere erfreuen und belehren und so durch Lehren noch mehr lernen können?

Die Lehrer der Schulen sind sie bewegt worden von der Bewegung der Zeit? Manche Lehrer lehren noch, wie sie vor 20 Jahren lehrten, betreiben ihr schönes Amt zu sehr fabrikmäßig, gleichgültig durch, für ihr Leben gesicherte, gute Gehalte, denken sie zu wenig daran, ihre Schüler auf die Bedürfnisse der Zeit aufmerksam und die Herzen der Jugend für die Zeit empfänglich zu machen und zu bewegen; Manche wollen nicht, daß man Einsicht thue in ihr Wirken, sondern als Freunde des Stillstands lehren sie einseitig und streuen Weihrauch den Regierern, um desto fester im Sattel zu sitzen; selbstsüchtig und herrschsüchtig, sind sie feind den freisinnigen Ideen und kennen nur einen sogenannten Liberalismus. Niemand hat in jetziger Zeit mehr zu verantworten als der Lehrer; er muß die Jugend darauf aufmerksam machen, wie der Mensch sein Recht habe kennen lernen; wie hier zu wenig gegeben, dort zu viel gefordert werde; wie die Jugend die Extreme unserer Zeit zu nutzen habe; wie so unendlich viel von der Jugend erwartet werde. — Der Winter dieses Jahres ist dahin, um nie wiederzukehren; möge denn die Wintersaat zu schöner Frühlingsblüthe und herrlicher Sommerfrucht emporreifen und Jeder im Herbste darauf bedacht seyn, in die Scheuern zu sammeln, um so in größerer Ruhe im kommenden Winter geistige Speisen für sich und Andere zu bereiten, das Herz zu erforschen, den Verstand zu schärfen,

und so gerüstet vorwärts zu schreiten zum schönen Ziele, welches unsere Zeit bezeichnet, wo in hehrem Sonnenlichte geschrieben steht, daß man seinen Nächsten lieben müsse, wie sich selbst, daß alle Menschen Brüder sind, daß man dem Kaiser geben müsse, was des Kaisers ist, Achtung, Gehorsam, daß man dem Volke aber auch geben müsse, was des Volkes ist: „bürgerliche Freiheit," daß Regierer und Regierte sich lieben und achten müssen durch Erkennen und Vertrauen!

J^s. R.

---

* Gustav-Adolphs-Stiftung.

Bereits am Schlusse des verwichenen Jahres vereinte sich in Leipzig eine Anzahl achtungswerther Männer, um dem Befreier Deutschlands, dem Helden und Retter der protestantischen Kirche, ein, seiner würdiges Denkmal zu begründen: — ein National-Denkmal, zu dem auch der Unbemittelte sein Scherflein beitragen könne — nämlich: eine Anstalt zu brüderlicher Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen. Der erwähnte Verein, der in seiner edlen Absicht sich bereits in seiner Nähe ungetheilter Theilnahme und Unterstützung erfreuete, hofft zuversichtlich, daß der Plan überall Anklang finde, wo der hehre Name: „Gustav Adolph" dankbar genannt wird. Sollte er denn nicht auch in unserm Bremen, der treuen Schwester des unglücklicheren Magdeburgs in jenen schrecklichen Tagen, Unterstützung finden; sollte nicht auch hier sich ein Verein freimüthiger Männer bilden, die sich erböten, die beabsichtigte Sechsercollecte, die in Leipzig mit dem Motto:

„Nehmet Euch! der heiligen Nothdurft an! Ein Jeglicher nach seiner Willkühr, nicht mit Unwillen oder aus Zwang, denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Röm. 12, 13, 2 Cor. 9, 7.

ein so erfreuliches Resultat lieferte, in Empfang zu nehmen? —

An Beiträgen würde es nicht fehlen, dafür bürgt der Sinn unserer Mitbürger, der Zweck — und die Unbedeutenheit der Gabe.

Eine deutlichere Uebersicht werden folgende Auszüge aus den Leipziger Berichten geben:

1.

„Der Gedanke, mittelst einer durch die sämmtlichen Glieder der protestantischen Kirche zu bewirkenden Sechsercollecte, ein Denkmal für Gustav Adolph zu gründen, hat so viel Anklang in unsrer Stadt gefunden, und erscheint bei näherer Betrachtung so beachtenswerth, großartig und ausführbar, daß wir Mitunterzeichnete kein Bedenken tragen konnten, mit dem Urheber desselben auf seinen Wunsch uns zu vereinigen, und der in unsrer Stadt schon jetzt und wie von selbst in das Leben getretenen Unternehmung einen geregelten Fortgang verschaffen zu helfen. Höchst wahrscheinlich ist aber auch schon in andern Städten und Gegenden des protestantischen Deutschlands derselbe Gedanke im Begriffe, zur That zu werden. Bilden die sämmtlichen protestantischen Christen in ganz Deutschland durch den angegebenen kleinen Beitrag eine gemeinschaftliche Casse, so läßt darauf eine lebendige und bleibende Anstalt sich bauen, wie sie des siegreichen Kämpfers für die protestantische Glaubensfreiheit und der durch ihn vom drohenden Untergange geretteten freien Kirche würdig und dem Sinne des königlichen Märtyrers selbst angemessen und verwandt ist:

„eine Anstalt zu brüderlicher Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen, und zur Erleichterung der Noth, in welche durch die Erschütterungen der Zeit und durch andere Umstände protestantische Gemeinden in und außer Deutschland mit ihrem kirchlichen Zustande gerathen, wie dieß nicht

selten der Fall bei neu entstehenden Gemeinden zu seyn pflegt."

Nur von kirchlicher Noth und von kirchlichen Bedrängnissen ganzer Gemeinden kann in der Regel die Rede seyn, dieß bemerken wir ausdrücklich, obwohl auch Fälle eintreten könnten, wo auch dem Einzelnen die Hülfe nicht versagt werden dürfte.

Der geforderte Beitrag ist so klein, und der damit zu beförndernde Zweck so groß und ehrwürdig, daß eine allgemeine Theilnahme aller Stände in allen protestantischen Ländern an einer solchen Stiftung sich gar nicht bezweifeln läßt. Die nähere, zweckmäßige Einrichtung derselben, wird, ist nur erst der Anfang gemacht, allmählig von selbst so gewiß sich ausbilden, als, um mit dem Erlöser zu reden, aus dem kleinen Senfkörnlein die Staude auffsproßt, unter deren Zweigen die Vögel des Himmels nisten.

Wir wenden uns also an unsere verehrten Glaubensgenossen in unsrer Stadt, welche Häuser besitzen oder verwalten, mit der ergebensten Bitte, daß sie gefälligst die Mühe übernehmen, jeden Bewohner ihres Hauses zum Andenken Gustav Adolphs um einen Sechser (nur so hoch soll der gewünschte und mit großem Danke anzunehmende Beitrag sich belaufen) freundlich anzusprechen, und das Empfangene sodann an nachstehende achtbare Mitbürger und ehrenwerthe Freunde unserer Person und unseres Unternehmens abzugeben:

(Folgen die Unterschriften.")

2.

Galt es, Gustav Adolph zu ehren, so mußte es ein Denkmal seyn, nicht von Stein und Eisen — sondern ein Lebendiges, und so bildete sich hier ein Verein zur Errichtung einer sich durch Neuheit auszeichnenden Collecte, nach Art der Penny-Subscription in England, bei der jedes Mitglied der protestantischen Kirche nicht mehr als sechs Pfennige (1¾ Groten) beisteuern sollte. Der Anfang entsprach der gehegten Erwartung, und die Summe von 600 Rthlr., die bereits gesammelt ist, zeugt von der allgemeinen Theilnahme in unserer Stadt. Steuerte aber nur der 50ste Theil aller Protestanten dazu bei, so würde eine namhafte Summe herauskommen.

Es galt nun zweitens, auch die Art der Stiftung zu bestimmen, die alle Nationen gleich interessiren mußte. Eine Schule, eine Kirche, eine milde Stiftung, alles Dieses hätte das Geld auf einen Punkt concentrirt, und daher sprach sich, nach reiflicher Ueberlegung, die Meinung der ersten Beförderer dahin aus: „einen Fond zu gründen, zur Unterstützung hülfsbedürftiger protestantischer Gemeinden," wo sie auch immer seyen. Auf diese Weise wurde kein einzelnes Land bevorzugt, und der Geist Gustav Adolph's wurde festgehalten, gleichsam thätig fortwirkend durch Mit- und Nachwelt. Die Geschichte der Gemeinde auf dem Donaumoos ist bekannt — und sie war die Erste — die in dem oben ausgesprochenen Sinne bereits eine Unterstützung erhielt.

Ein solcher Fond fehlte bislang noch, und er kann geschaffen werden, kann sich zu einer bedeutenden Größe bilden, sobald die edlen ersten Beförderer in Nähe und Ferne nicht an der Lauheit des großen Haufens ermüden, sobald die Sache selbst erst in mehreren Städten angeregt wird.

---

* Zuruf.

Zufolge der „Vorläufigen Anzeige" in der vorigen Nro. des Bgrfds. wird Benedetto Marsorio den Lesern dieser Blätter und Herrn Joh. Rösing eine Festgabe bringen. — Erstere sowohl wie wahrscheinlich auch Letzterer wissen aber schon im Voraus, was sie zu erwarten haben, ohne jedoch durch eine vorgefaßte Meinung dem zu Erwartenden zu nahe zu treten. Einer von den Ersteren, der Schreiber dieser Zeilen nämlich, der jedoch keine Lust und keinen Beruf hat, durch eine Intervention den angerührten Gegenstand noch mehr in die Breite zu ziehen, und dem Herrn Professor Gelegenheit zu geben, seine — sumpferzeugte, entstellende Mistel (nicht Distel) mit kundiger Hand zuschwingen und schlichte Gegner zu mystificiren, mögte nur Herrn Johannes Rösing, von dem er überzeugt ist, daß er nur

Gutes will, wenn er auch, wohl etwas übereilt, die Schritte zum Ziele und seine Ausdrücke nicht kalt und genau berechnete, rathen,

„Ruhig, ruhiger wie bisher, seinen Gang fortzugehen,
„Unbesorgt wie weit sein Schatten fällt."

Blendwerke zerfallen mit der Zeit in ihr Nichts, jedes edle Bestreben aber, frei von Nebenabsichten, trägt edle Früchte — wenn auch erst spät, — wenn auch nur in der Brust, die es erzeugte. —

Ein Leser des Bgrfds.

---

* Theater.

Benefiz-Vorstellung für Herrn und Madame Meyer.

Ein Künstlerpaar, welches in dem ununterbrochenen Zeitraum von fast 8 Jahren durch Anstrengung und Talent eben so sehr, als durch Benehmen auf Achtung sich die gerechtesten Ansprüche erwarb, wird uns Gelegenheit geben, Beides durch rege und zahlreiche Theilnahme in der auf nächsten Mittwoch den 10. Dieses für dasselbe angeordneten Benefiz-Vorstellung zu bezeugen. Es haben Herr und Madame Meyer hierzu Raupach's überall mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommenes Schauspiel mit Gesang: „Das Harfenmädchen" bestimmt. Die Freunde der Kunst werden eines um so wohlthuenderen Genusses sich zu erfreuen haben, da die Darstellung dieser ansprechenden Dichtung von gewählter Besetzung der Rollen unterstützt und von dem mit seltener Vollendung ausgeübten Harfenspiel des durch Talent und Liebenswürdigkeit gleich geachteten und beliebten Fräulein Löw gehoben seyn wird. Möchte denn, wie das würdige Künstlerpaar hierin und in dem hinzugefügten der Erheiterung seither vorenthalten gebliebenen „Fest der Handwerker" vertrauend den vielfach wohlthuenden Genuß uns darbietet, unsere in jeder Hinsicht wohlthuende Ermuthigung dem Vertrauen und Fleiß einen reichen Lohn wieder bieten.

---

* Literarische Vaterfreuden eines Mahnbriefstellers.

In Nro. 23 des Bürgerfreundes ist wiederum aufgetreten Herr Johannes Nösing, unterzeichnet mit dem Titel eines Bremer Bürgers und Kaufmanns, — als unterscheidendem Merkmal, — und ausgerüstet mit einer bambastischen Volksbelehrung, — die er, zum Scheine, und der Ueberschrift nach, richtet: —

An die Leser des Bürgerfreundes,

ohne von mir als etwaigem Mitleser Notiz nehmen zu wollen, — als ob ich kein Deutsch verstände, und mich nicht mischen dürfte unter die Leser des Bürgerfreundes. Diese öffentliche Herzenserleichterung ist aufgeputzt mit schielenden Seitenblicken von erhabener, etwas gallsüchtiger Natur, und Herr Johannes Nösing versichert darin mit seines Namens Unterschrift:

„Er selbst, sey der viel zu viel besprochene „Mahnbriefsteller!!!"

Unglaublich ist das, aber wahr, — und gedruckt zu lesen. — „Er ist ja der Vater, — er sagt es ja selbst" — heißt es nun hier, wie in Figaro's Hochzeit! — Er bekennt sich wirklich zu dieser unglückseligen Vaterschaft und als sündiger Urheber dieses in Sünden erzeugten und geborenen Phantasie-Stücks. — Damit fallen alle gerechten Zweifel gegen eine solche Möglichkeit, über den Haufen, — seine literarische und geistige Erhebung erreicht den höchsten Gipfel, — und die Sonne seines volksthümlichen Berufs und seiner Verflochtenheit in die Sache der Völker, tritt schnell in den Scheitelpunkt ihres seltsamens Wirkens. —

Hiermit ist der Augenblick vorhanden, wo der erfahrne Seemann die Höhe nimmt, um sich zu orientiren, über den Fleck auf dem er sich befindet, und die Strecke zu berechnen, die er zurückgelegt hat, auf seiner mißlichen Fahrt. Hier scheint es auch mir zweckmäßig einen Rückblick zu werfen auf das was wir geleistet haben im Kampfe für oder wider die Rechte der Völker, und um bürgerliche Freiheit, — wir beide, Herr Johannes N. der kampflustige Bremer Bürger und Kaufmann, und ich, der sanftmüthige, — nur durch ihn mit hinein verflochtene Professor delle belle Arti. — Wir erhalten so einen Ueberblick, wie viel oder wie wenig uns noch übrig bleibe zu vollbringen, um die Völker Europas dahin zu zwingen, wohin wir sie gern haben mögten, jeder von uns, nach seiner individuellen Liebhaberei. —

(Siehe die Beilage.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Beilage zu Nro. 28 des Bürgerfreundes.

Schon umstrahlt das Haupt des Herr Johannes der Eichenkranz und der Lorbeer, — um seine Schläfe gewunden unter Allerhöchster Genehmigung, mittelst kaiserlichen Patents für geistesarme Unterhaltung. Seine Jünger und Groß-Beerenschen Mitstreiter, sichtbarlich ihrer Art nach Johanniswürmer, finster im Haupt, — am Leibe farblos und nur phosphorisch scheinend mit ihren unsaubern Gaben als matte Nachtlichter, martern sich ab in Lobgewimmer und Ermunterungs-Stöhnen, als ob ihnen Angst würde, um seiner Bürgerkrone und Scharlachkappe sich offenbarender Hinfälligkeit! —

Ich hingegen, ich wandle einher, — ganz unbemerkt, — oder angefeindet, wenn's hoch kommt, — und ich freue mich dessen, wie billig, wenn es geschieht von Leuten, die so eigenthümlich qualificirt sind zum Urtheilen, wie Herr Johannes und seine Johanniswürmer, und wie das Publicum das zureichend erkannt hat, aus ihrer Hände Werk. —

Ein guter Wein braucht keinen Epheukranz zum Anlocken. — der Kenner weiß ihn zu suchen und zu finden, wenn er ihm mundet. — Verdorbene oder verfälschte Gewächse begehren Anpreisungen und Marktschreierei, — oftmals Giftmittel, um den Widerwillen zu überwältigen, und müssen durch Auforingen an den Mann gebracht werden. — Herr Johannes und seine Johanniter sind splendid mit Dinte und Druckschwärze, li se.n reichlich Handarbeit aus ihren Federn in die kaiserliche Niederlage, — nur — mit Gedanken sind sie karg und zurückhaltend. — Man darf es ihnen aber nicht verargen, wegen ihres eignen dürftigen Vorraths, der nur kümmerliche Ausbeute an den Tag bringen kann.

Als erste Station und Nachtquartier auf dem glorreichen Ritterzuge, erscheint nun der Mahnbrief vom 9ten Februar mit welchem Herr Johannes herausgetreten ist, auf seines Ruhmes Blachfeld. — Dieß allegorische Product empfiehlt sich zunächst zu einer Prüfung — sowohl nach seinen Bestandtheilen, als dem Ganzen nach. — Er beginnt gleich mit einer zwiefachen Unwahrheit!!! die ein Probestück liefert, von Herrn Johannes Busenfreundschaft für die Wahrheit!!!

Er beginnt mit der Anschuldigung: „Er „habe Geld gegeben, für die Ausbesserung „des Gemäldes und Anfertigung eines neuen „Rahmens, — und der Künstler habe sein „Ehrenwort gegeben, nicht lange auf „sich warten zu lassen."

Beides ist blanke, nackte Unwahrheit, und wahrhafte Erdichtung. Wenn wir den Gegenstand der Allegorie richtig fassen, wie es nicht fehlen kann, nach den mündlichen Verbreitungen wodurch ihn Herr Johannes dem Publico selbst bezeichnet hat, — so ist er von ihm selbst (wiewohl anonym) in Nro. 14 des Bürgfrds., im Artikel:

„Historisches über innere Angelegenheiten"

in Druck gegeben. — Wird Herr Johannes, als Freund der Wahrheit — gestehen, daß er im Mahnbriefe mit seiner ungeschickten Anwendung der Allegorie, den dort bezeichneten Gegenstand im Auge gehabt, und daß er diesen für denjenigen erkenne, den Er dem Publico als eine Verwahrlosung des Künstlers, im Mahnbrief hat denunciiren wollen, dann ist vorläufig soviel im Klaren, daß Herr Johannes, als Freund der Wahrheit es nicht verschmäht habe, auch Unwahrheiten zu benutzen, wenn er, um seine Absichten zu erreichen, mit der Wahrheit nicht ausreicht. — Muthmaßlich treffen wir hier auf die Nebenwege, die er in Nro. 23 des Bgrfes. ganz einfach als seine Bildersprache bezeichnet. —

Herr Johannes behauptet dann im Mahnbrief:

„Alle freundlichen und ernstlichen Bitten „seyen vergebens gewesen, — man halte ihn (?) „hin, — mit leeren Versprechungen; — „ob wirklich gearbeitet worden, und was „gearbeitet worden, wisse Er nicht. — Seine „Geduld sey am Ende! ꝛc."

Ist denn Er, Herr Johannes! der Mann, der das Gemälde den Künstlern übergeben hat? Oder ist Er als der Vertreter bestellt, von den Eigenthümern, welche die Herstellung des Gemäldes dem Künstler aufgetragen haben? — Hat irgend Jemand sich zu kümmern, um seine Bitten, um seinen Unverstand, um seine Geduld oder Ungeduld? — Woher ist ihm der angemaßte Beruf zugekommen? Rechenschaft zu fordern, über Dinge, worüber nur etwa der Gesammtverein aller Theilhaber Nachfrage zu halten, legitimirt ist, — nicht aber die hoffärtige, schiefsinnige Einbildung jedes Einzelnen, dem dereinst sein Antheil zufließen dürfte, am Genuß des Gemäldes nach erreichter Vollendung. — Wer hat ihm, dem Herrn Johannes, den Auftrag ertheilt, mit seinem unverständigen Treiben, die Herstellung zu übereilen oder viel-

mehr zu stören? — während der Gesammtverein selbst, — von der Schwierigkeit des Werks und von der Thätigkeit der Künstler überzeugt, die Vollendung nur von angemessener Zeitverwendung erwartet. — Daß der Künstler arbeite, — und fortwährend, mit weniger, unvermeidlicher Unterbrechung arbeite, — das weiß die ganze Welt, — und Herr Johannes weiß das so gut, wie Jeder im Volk, der es wissen will.

Aber Herr Johannes, als Freund der Wahrheit, — affectirt das nicht zu wissen, um daraus einen Vorwand zu bilden, für sein anmaßendes Auftreten, um einen Scheingrund aufzutreiben, unter dem er die Künstler öffentlich anfeinden könne und um seine unberufenen Angriffe damit zu beschönigen. — Er bedient sich dieser Affectation und begehrt, gestützt auf diese Unwahrheit, etwas, das vielleicht nicht einmal die Gesammtheit in Anspruch nehmen könnte, — Rechenschaft über die Ausbeute der bisherigen Bemühung, — ungeachtet Er ganz gewiß weiß, — daß dem Künstler das strengste Geheimniß durch Ehrenwort als Pflicht auferlegt ist. — Meint Herr Johannes, seine eingebildete Wichtigkeit als „Verflochtener in den Kampf um die Rechte der „Völker und um bürgerliche Freiheit" gebe ihm den Beruf, alle Anordnungen zu stören, die von der Gesammtheit beliebt sind, zur Beförderung der Gesammtzwecke? —

Ist es aber gewiß, — was Jeder beurtheilen kann, daß Niemand Geld empfangen, noch eine Zeit bestimmt hat, für die Vollendung des Gemäldes, — ist es gewiß, daß die Arbeiten ihren regelmäßigen Gang gehen, und daß nicht leere Versprechungen der Künstler, sondern Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, — den Gesammtverein hinhalten, — ist es gewiß, — daß die Vollendung einer so schwierigen und nicht zu berechnenden Herstellung an keine Zeitbestimmung geknüpft werden kann? — Liegt dagegen vor Augen, daß Herr Johannes in seinem gedruckten Mahnbrief sich beigehen lassen, öffentlich vor dem Publico, den Künstlern dergleichen absichtliche Verwahrlosung — auf die ungerechteste Weise zum Vorwurfe zu machen, — so ist es am Tage, daß Herr Johannes, als Freund der Wahrheit, — das Publicum getäuscht habe mit wahrheitwidrigen Insinuationen, — daß Herr Johannes in seinem anonymen Mahnbrief sich des Meucheldolchs der Lästerung, der Anschwärzung und der Verdächtigung beim Volke gegen diejenigen bediene, — die vom Gesammtverein mit dem Gesammtvertrauen beehrt, und aus der Gesammtzahl aller Mitglieder auserlesen sind, als die Tüchtigsten zur Lösung einer Aufgabe, die von Millionen Europäischer Nationen bis jetzt nur noch mit unvollkommenem Erfolge und mehrentheils ganz vergeblich versucht ist, — für unsern kleinen Staat schwieriger als für jeden Andern, obgleich Herr Johannes diese Aufgabe in müssigen Stunden als ein Spielwerk zur Erholung von weit schwererern Comptoir-Lasten betreibt und mit angewöhnter Leichtigkeit und Seichtigkeit abfertigt. —

Es liegt am Tage, daß Herr Johannes dabei nicht auf dem Wege der Wahrheit wandle, sondern auf dem Nebenwege anonymer Verläumdung in Druckschriften und auf dem Schleichwege der mündlichen Verbreitung und Deutung seiner ungeschickten Bildersprache. — Es liegt am Tage, daß Herrn Johannes alle und jede, auch die unwürdigsten Mittel willkommen sind, daß er, (während er gedankenlos auf die Jesuiten schimpft) ihre Maximen fleißig befolge, um die gemeinschädlichen Absichten zu erreichen, die seine aberwitzige „Verflochtenheit in den Kampf um die „Rechte der Völker und um bürgerliche Freiheit" ihn als phantastische Zielscheibe für seine winzigen Fähigkeiten hat erkennen lassen. — Es ist am Tage, daß Herr Johannes die rein bürgerliche Lehre von Enthaltung aller

„Praktiken ofte heymlike Anläge"

nicht begriffen, noch bedacht habe, — vielleicht gar nicht zu bedenken vermöge, — die Er in seinem Bürgereide zu beschwören, keinen Anstand genommen, — und daß diese Vorschrift des „heiligsten Ernstes" — vielleicht ohne sein Wissen und Willen, lediglich aus Mangel an Einsicht, jeden Augenblick in Gefahr steht — durch seine „Ausübung der Praxis" von ihm selbst verletzt zu werden.

Also hat Herr Johannes im anonymen Mahnbrief die Giftpfeile der Verdächtigung aus dem Dickigt der Anonymität gegen Männer abgeschossen, die unmittelbar beauftragt sind, von der verfassungsmäßigen gesetzgebenden Gewalt — von der vereinten höchsten Autorität unsers kleinen Staats, dasjenige zu berathen und in Vorschlag zu bringen, was der lebenden Generation und den Nachkommen als Norm und Grundgesetz dienen soll, für das Bestehen aller innern öffentlichen Rechtverhältnisse. —

Diese Männer, die für diesen Zweck das Ganze repräsentiren, und vor Allem Anspruch haben auf den öffentlichen Schutz gegen Anfeindung Unverständiger oder Uebelgesinnter, — beschuldigt Herr Johannes ohne den entferntesten Schein eines Grundes und unmittelbar wahrheitwidrig, — daß sie Geld empfangen hätten für ihre allbekannt ganz uneigennützige Mühwaltung, und daß sie gleichwohl die Ausführung und Vollendung des Werks zu verwahrlosen gedächten. — Ist das eine Beschuldigung, die bloßen Leichtsinn zur Quelle hat, oder liegt, bei offenkundiger Gewißheit des Gegentheils, bösartiger Frevel dabei zum Grunde? Darüber mag das unbefangene Publicum entscheiden; denn mit Ehrenmännern, die das Ganze repräsentiren, darf Niemand Scherz treiben, noch ungestraft Frevelmuth an ihnen ausüben, vor Aller Augen. —

Und auf welchem Wege geschieht diese Beschuldigung? — Nicht etwa auf dem Wege mündlicher, bescheidener Vorstellung oder schriftlichen Ersuchens um Belehrung, wie es der Anstand gebieten würde! — Nein, durch den Druck, — in einer öffentlichen, zunächst der Mittheilung an die Mitbürger gewidmeten Zeitschrift, — also unmittelbar in der Absicht, die öffentliche Meinung zu gewinnen, für seine verkehrte Ansicht und die öffentliche Stimmung durch wahrheitwidrige Beschuldigungen zu verfälschen und aufzuregen, gegen eine von den höchsten Autoritäten erwählte Behörde.

Und in welchem Tone geschieht das Alles? — Im Tone der ungebundensten Einbildung und Zuversicht, — anmaßender Vorwürfe, — und höhnender Weisung, als ob sein eingebildeter Beruf sich von selbst verstehe und kundbar sey, — wenn er sich ausdrückt: „Meine Geduld ist am Ende, — an den Mißbrauch meines Vertrauens denke ich auf das Lebhafteste, — glauben Sie nicht, daß das Ganze ein Kinderspiel gewesen ist, — an Ihrer Stelle würde ich mich schämen, so Andere getäuscht zu haben, darum eilen Sie, das Versäumte wieder gut zu machen." —

Sollte man's glauben, wenn's nicht gedruckt vor Augen läge? — Das ist der Ton eines simpeln, ja, eines der simpelsten Bürger in dem Er seine tollen Einfälle, in öffentlicher Druckschrift, einer gesetzlich-constituirten, legislativen Behörde vorträgt! Es ist aber einmal Zeit, zu erwägen, wie ein solches Benehmen, ein so verderbliches Beispiel, beim Lichte besehen, zu betrachten sey, — und — was Herr Johannes damit verwirkt haben möge!!! —

Indem er öffentlich drucken läßt, unterwirft er sich stillschweigend der öffentlichen Beurtheilung des Gedruckten, und erklärt sich gewissermaßen selbst vogelfrei in Betracht der öffentlichen Erwägung seiner Vorträge und der Abwehrung und Erwiederung seiner Angriffe. Jeder, der dadurch sich verletzt glaubt, hat selbstverstehend und stillschweigend das Recht, ihn öffentlich zur Rede zu ziehen, — und — wo er sich vergangen hat, ihn gebührend zu züchtigen.

Das war dem Herrn Johannes bisher noch wenig, und noch nie nach Verdienst oder in zureichendem Maaße widerfahren. —

Von der größeren Zahl der Einsichtsvolleren nicht, aus Indignation, — von Andern nicht, weil sie die Schwäche oder Schädlichkeit seiner Aufregungs-Versuche nicht genügend zu würdigen wußten, — von sehr Wenigen der Letztern nicht, darum, weil sie mit ihm auf gleichen Irrwegen wandelten.

Weil sich nun Niemand fand, der sich der Mühe unterzogen hätte, — und vielleicht dringendern Anlaß und größere Fähigkeiten aufzuweisen hätte als ich, so habe ich versucht, dem schlimmen Eindrucke zu begegnen, den die Oeffentlichkeit solcher ungezügelten Angriffe beim unerfahrenen Theile des Publicums hervorbringen könnte. — Und dazu bin ich berechtigt, — wie jeder Einzelne aus der Bevölkerung, der anderes Sinnes ist als Herr Johannes, und der mit mir gleiche Ansicht und gleich guten Willen hegt, die öffentliche Meinung zu schützen gegen seine Verfälschungen.

Aber auch ich bin's nur so lange, bis ein Besserer und Tüchtigerer auftritt, der sich die Mühe nimmt, und meine Versuche überflüssig macht. — Dann werde ich mit Freuden zurücktreten. —

Ich habe mich dabei der Anonymität bedient, und dieß mit vollem Rechte, und mit ungleich vollkommenerem Rechte als Herr Johannes, — denn ich habe nur seine Ansichten, Meinungen, Behauptungen und Beschuldigungen angegriffen, die von ihm gedruckt der öffentlichen Beurtheilung bloß gestellt sind, und womit er verderbliche Absichten, öffentlich hat durchsetzen wollen. Ich habe ihm nachgewiesen, daß diese mangelhaften und verkehrten Dinge, aus einer beschränkten Einsicht und aus einer umnebelten Sinnesart hervorgegangen, die durch französische Flugblätter

und deren, auf Volksverführung, — zunächst der deutschen Bevölkerung, arglistig berechneten Gehalt, — bei seiner krankhaften Einbildungskraft willigen Zugang gefunden haben. — Die Belege dazu habe ich aufgedeckt und nachgewiesen in seinen eignen Schreibereien, zur Prüfung für alle Unbefangene. Auf diese Weise habe ich mich stets an die Sache gehalten, die Er vorgetragen hat, — seine Person, seine Persönlichkeit und seinen Character, habe ich nie berührt, sondern aufs Strengste geschont, und aus dem Spiele gelassen. Aber an den herben Früchten, die er zu Markte bringt — habe ich erkennen lassen, auf welchem wilden Stamme sie gewachsen sind, und aus welchen trüben Quellen Er seine unrichtigen Ansichten geschöpft habe. — Schmähungen und Verunglimpfungen, wie Er selbst in dem Mahnbrief und den Nachträgen sich ohne Maaß erlaubt, nach seiner disoluten Darstellungsweise und die er mir ohne einigen Grund oder Nachweisung schuld giebt, — kann Er mir nicht nachweisen, — und jeder Unbefangene wird meiner Behauptung beipflichten, — und mich davon freisprechen. — Mir aber fällt es nicht zur Last, wenn die Dinge, die Er selbst drucken lassen, und die ich ihrem eigentlichen Gehalt nach beleuchtet habe, nach seinen Druckschriften — von der Art sind, daß sie ihrem Urheber zur Beschämung gereichen, wenn er noch nicht dahin gelangt ist, alle Beschämung zu verläugnen, und nicht eben darin seine besondere Energie zu setzen strebt. —

Darum habe ich ein unbedingtes und stärkeres Recht, mich der Anonymität zu bedienen, als Herr Johannes, der sich fortwährend der Verletzung Anderer, zunächst höher Begabter oder Beschäftigter, befleißigt, — während ich nur die Sache in Erwägung gezogen, die Er selbst zur Untersuchung bringt, — und daraus den gemeinschädlichen Inhalt seiner gedruckten Anfechtungen entwickelt und beleuchtet habe.

Und auch für die allgemeine Unbefangenheit der Erwägung ist es es zweckmäßiger, die Person des Verfassers nicht zu kennen, um in der richtigen Beurtheilung der Sache und der Behandlungsart nicht gestört zu werden.

Freilich sieht die größere Menge nicht auf das Wesen und den Gehalt dessen, was der Verfasser vorträgt, denn dieß ist schwieriger für Viele, und bequemer kommen sie davon, wenn sie die Persönlichkeit oder die Verhältnisse des Verfassers oberflächlich ins Auge fassen, daraus sich Vorurtheile bilden, und nach diesen, der Sache den Stab brechen.

Für eine unbefangene und partheilose Erwägung öffentlicher Interessen, ist es daher angemessener, daß die Person des Verfassers aus dem Spiel bleibe, — damit kleinlicher, grundloser Verdacht gegen die Person des Darstellers keinen Raum gewinne und das Urtheil nicht verführt werde durch Rücksichten, die der Sache an sich fremd sind.

Herr Johannes hat sich also der Anonymität bedient, so lange es ihm beliebte und räthlich schien — und ich denke in meinem einfachen Sinne, ich habe wenigstens gleiches Recht, so lange es mir gefallen wird.

Wie ich mich dieses Rechts bedient habe, liegt dem Publico vor Augen, und ich hoffe, Kenner werden mir das Zeugniß geben, daß ich die Gränzen der Befugniß und des Anstands nicht überschritten habe.

Um einer angemessenen Beurtheilung den Weg zu bahnen, werde ich in den folgenden Blättern versuchen, den Gang zu bezeichnen, den ich einzuschlagen für zweckmäßig gehalten, um den bösen Spuk zu stören, den Herr Johannes angerichtet, und alle üble Wirkung nach Kräften zu hintertreiben; — und mit dieser Zusicherung empfehle ich mich dem geneigten Publico und Herrn Johannes unter Anwünschung eines fröhlichen Osterfestes.

Benedetto Marforio.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 29.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 11. April 1833.

Süß ertönt das Lied vom Leide,
Leid verschönt sich süß im Lied.

Friedrich Kind.

Leid und Lied.

Einsam kommt das Leid geschlichen,
Thränen in dem Augenstern,
Jeder Frohsinn ist gewichen,
Denn die Hoffnung bleibt ihm fern.
Und — als ob's der Lenz selbst meide,
Wo es weilt, kein Knöspchen blüht —
Lange Klage tönt vom Leide
In das innerste Gemüth!

Freundlich kommt das Lied gegangen,
Ach, sein Auge lächelt mild!
Möchte jedes Herz umfangen,
Ist der Liebe schönstes Bild.
Und wie von dem Himmelsbogen
Mild herab manch' Sternlein glüht,
Kommt ins tiefste Herz gezogen
Freud- und leidvoll treu das Lied.

Und das Lied naht tröstend, leise
Nun dem Leid mit mildem Laut,
Daß es bald nach Kinderweise
Sein Gefühl dem Lied vertraut.
Daher kommt es, daß man Beide
Nun so oft vereinigt sieht,
Süß ertönt das Lied vom Leide,
Leid verschönet süß das Lied.

Karoline Leonhardt.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Auf Windesflügeln jagte Bärbel nach dem Schlosse zurück. Bei dem Pfleger führte sie, trotz dem besten Sachwalter, mit so klarer Umsicht und Besonnenheit ihre Sache durch, daß sie, mit Hülfe des Documents, ihren Zweck vollständig erreichte. Als Grund der Freisprechung Manlickens war in der ausgefertigten Urkunde der Mangel an hinlänglichen Beweisen und der

Umstand angegeben, daß der Sohn des Todten gegen jedes criminelle Verfahren sich abfällig erklärt habe. Später mußte noch Manlicken und Peter eine namhafte Summe, Ersterer als Strafe, Letzterer für aufgelaufene Kosten bezahlen.

Bärbel genoß den süßen Lohn ihrer aufopfernden Kindesliebe, als sie ihren Vater aus seinem lebendigen Grabe heraufsteigen sah, heraufwanken vielmehr. Selbst in dem Herzen des sinnlichen Höflings, des jüngern Barons, regte sich bei dem rührenden Schauspiel des Wiedersehens eine sonderbare Empfindung, deren er sich schämen zu müssen glaubte. — Wie der bleiche, gemißhandelte Vater d'rauf an Bärbel's Hand in den Kreis der Seinen trat — wer will diese Scene beschreiben? — Niemand bemerkte gleich, daß, nach dem ersten Sturme des Empfanges, Bärbel, weiß wie die Marmorbilder am Salzburger Schloßbrunnen, auf ihrem Sitze saß, stumm, vor Angst vergehend, wenn sie an die Zukunft dachte. Am nächsten Morgen wuchs ihre Unruhe. Sie machte sich reisefertig — sie öffnete den Mund mehrmals, den Ihrigen ihr bevorstehendes Loos kund zu thun — das Wort erstarb ihr auf den Lippen; sie hatte nicht Muth, den geliebten Hans aus der seligsten Stimmung in plötzliche Verzweiflung zu stürzen.

Wie eine Mörderin fuhr sie zusammen, als es jetzt laut an die Stubenthür klopfte. Ihre bange Ahnung hatte sie nicht betrogen. Die Thür ging auf, der rothhaarige Kopf des schielenden Peter's schob sich hindurch, dem bald sein Besitzer nachfolgte. — „Guten Morgen!" sprach er trocken. „Ich wollte mir bloß mein Liebchen zur Hochzeit abholen. Bist doch bereit, Liebchen?" — Aus Bärbel's Antlitz floh jede Spur eines Blutstropfens, doch antwortete sie muthig: „Ich bin's!" — „Nun so komm!" Er faßte ihre Hand, sie hinauszuziehen aus der Stube.

Der Bräutigam war, wie billig, der Erste unter der erstaunten Familie, welcher sich diesem Ansinnen entgegenwarf. — Als aber Peter mit dürren Worten sein Recht an dem Mädchen darlegte, sich dabei auf dessen Zeugniß berufend, und Bärbel auch die Wahrheit bekennen mußte: da erhoben die Betheiligten ein lautes Jammergeschrei. Hans, der verzweifelnde, weinte laut und war nahe daran, mit dem erfaßten Lenkscheite auf Peter loszuschlagen; Manlicken suchte nach seinem Stabe, um ins Gefängniß zurückzuwandern; Catharine beschwor den Vetter, sein Recht fahren zu lassen, und lieber dafür die ganze Häusler-Nahrung hinzunehmen; die Brüder hielten die Schwester umklammert und wollten sie nicht fortlassen; — doch der Lahme blieb unerbittlich, sich auf Bärbel's gegebenes Wort stützend. — „Nun, wie wird's?" rief er ihr ernst zu. — Da befreite sich das arme Schlachtopfer von den sie umschlingenden Händen. Einen halb erstickten Segenswunsch den erstarrten Ihrigen spendend, verließ sie an Peter's Hand das Gemach; doch kam sie nicht weiter als bis in den Hausflur. Hier verließen sie ihre Kräfte; sie brach zusammen, so daß ihr neuer Bräutigam sie rasch vor dem Hinfallen bewahren mußte. D'rauf sprach er zu der Niedersitzenden mit bewegter Stimme: „Bärbel! wie allen Mannspersonen hat auch mir der liebe Gott ein heißes Gefühl für euch Weiber in die Seele gelegt. Auch ich möchte gern, ach! gar zu gern ein geliebtes Wesen mein nennen, möcht' es küssen und wieder geküßt seyn; möchte Freud' und Leid mit ihm theilen. Auch kleine Kinder, muntere Peter's und hübsche Bärbel's schaukelte ich gern einst auf meinen Knien. Das soll ich mir aber Alles vergehen lassen, und warum? da ist das Eine meiner Beine einige Zoll länger als das Andere; Eins meiner Augen wenig Linien breit der Nase näher; mein Haupthaar von einer

hier ungewöhnlichen Farbe. Dieß ist der Grund meines Elends. Deßhalb zogst Du den gerade gehenden und gerade sehenden Hans, mit dem braunen Haar, mir vor; deßhalb ist Dir's jetzt, als gingest Du mit mir in den Tod; deßhalb muß ich, ungeliebt und kinderlos, allein durchs Erdenthal wandern. Wer wollte mir's nun verargen, wenn ich darob grimmig würde und mein gutes Recht zu behaupten suchte? Doch, eben weil ich Dich liebe, mag ich Dein Unglück nicht. Geh!" rief er eifrig, „geh zu Deinem Hans! Dein Wort geb' ich Dir zurück; Du bist frei. Laßt Euch vom Vater Manlicken zusammengeben; wozu braucht ihr den Leim des schurkischen Pfaffen? in der Bibel selbst war das nicht Sitte!" Die Thränen liefen ihm dabei über seine rothbraunen Backen, als er dieß sagte. Dann schüttelte er der Verwirrten die Hand, nahm einen Kuß als Lohn von ihren Lippen und humpelte, über Hals, über Kopf, davon.

Ohngefähr zehn Monate drauf, im Spätherbst des Jahres 1730, klopfte es an des Lahmen Thür. — „Herein!" rief derselbe, ohne von seinem Buche aufzusehen, in welchem, auf gar schönen Holzschnitten, die sieben Wunderwerke der Welt dem immer noch Ehelosen die Langeweile vertreiben mußten. — Den Hut in der Hand trat Hans Weinleidtner mit einem verlegenen und doch auch wiederum verklärten Gesicht in die Stube. — „Was bringst Du, Hans?" fragte Peter und schielte ihn an. — „Einen schönen Gruß von Vater Manlicken und der Mutter Catharine, so wie von meiner" — Frau — hatte er schon auf der Zunge; da fiel ihm noch schnell genug ein, daß sie ja nicht wirklich seine angetraute Frau sey. Zögernd und mit einem leisen Anflug von Kummer verbesserte er sich selbst und sprach: „von meiner Bärbel, und dann" — er stockte — „noch von einem Vater." — „Von welchem Vater noch?" — Von mir!" platzte Hans heraus, und drehte, freudig und verschämt, den Hut in der Hand herum, wie der Töpfer die Scheibe. — „Aha! Was ist's denn? ein Er oder eine Sie?" — „Ein Mädel ist's nicht" — schmunzelte Hans. — „Wohl gar ein Junge?! wie wirst Du ihn den heißen?" — „Peter! wie Du!" — „Pfui, nicht doch! Schade um den Jungen, wenn Bärbel sich an mir versehen hätte. Was? ist euch nicht dabei der lahme, der schielige, der rothköpfige Peter eingefallen?" — „Gewiß nicht!" betheuerte Hans — „nur der gute Peter, dem wir Alles zu danken haben." — „Ach, kikel, kakel! pflegte mein Meister in Sachsen zu sagen, wenn er uns Aufschneidern das große Maul stopfen wollte. — Hast Du schon Pathen?" — „Ja, zwei! — der Dritte sollst Du seyn." — „Auch gut. Wer sind die andern?" — „Manlicken und seine Frau." — „Noch besser! da bleibt's hübsch in der Freundschaft. Aber da fällt mir bei, daß der Pfaffe, welcher euch nicht einmal zusammenkuppeln wollte, am Ende das Kind nicht taufen wird." — „Das will er auch nicht; obschon ich fast knieend, meiner Bärbel zu Gefallen, ihn darum bat." — „Was wirst Du nun machen?" — „Eine Nothtaufe!" sprach Hans andächtig. „Ich habe daheim ein Büchlein des ehrwürdigen Doktor Luthers; es heißt der kleine Ca — Catch — " — „Ich weiß schon" — nickte Peter. — „In demselbigen" — sprach Hans, tief Athem holend nach dem mißglückten Versuche, den barbarischen Namen seiner deutschen Zunge einzuimpfen — „ist's haarklein beschrieben, wie man ein Kindlein christlich taufen soll. Da will ich denn selbst mein Kind taufen. Der Schmidt in Hütau hat's auch so gemacht. Thu' ich damit Sünde: so mags der Pater verantworten, welcher mein Kind lieber als Heide

in der Welt herum laufen lassen möchte. Was mir an der Weihe abgeht, mag die Vaterliebe ersetzen."

„Hans" — sprach Peter, ordentlich gerührt, „Du bist ein braver Kerl und so gescheidt, als wenn Du eben so weit in der Welt herum gewandert wärst, wie ich. Hätte der häßliche Grinselm Deinen Jungen taufen wollen: so weiß ich nicht, ob du mich zum Pathen bekommen hättest; so hasse ich den Geizhals. Nun aber zu jeder Stunde. Wann beliebt Dir's" — „Künftigen Sonntag sind's gerade neun Monate, daß Du mein Bärbel dem Sohne des Pflegers aus den Klauen rissest. An dergleichen Gedenktage pflegt man doch gern noch mehr zu reihen — also, auf den Sonntag — wenn Dir's recht ist."

Zu einem recht vergnügten Lachen verzerrte sich hier Peters Antlitz. Lachend war er aufgesprungen, lachend hielt er sich den Bauch, als er ausrief: „Hans! mußtest Du mich denn bei einer so ernsten Sache just an eine so possirliche erinnern? — Nie, in meinem ganzen Leben nicht, und läg' ich auf glühendem Roste, vermag ich ernsthaft zu bleiben, denk' ich an jenen Spaß. Du weißt, daß ich Bärbel gern für mich selbst behalten hätte; aber dieser Vorfall hat mich ordentlich für meinen Verlust schadlos gehalten. Damals wurde doch der Mädeljäger Motzel gehörig angeräuchert. Und wie pfiffig glaubt' er die Sache angelegt zu haben! Der Hundsfott von Schloßvoigt mit seinem Sohne, dem langen Sterlich, sollten die Bärbel unversehens wegstehlen, der junge Herr Baron sie scheinbar befreien; damit sie ihm desto gutwilliger in die Arme laufen und zu Diensten seyn sollte. Ein Glück, daß Bärbel den Voigt, trotz seiner Mummerei, an der kröpfigen Sprache erkannte und somit die Schlinge merkte. Daß ich zufällig dazu kam, als der Junker zum Spaße auf die Gaudiebe losschlug, und ich dem Voigt eine Ladung Vogeldunst in die Beine geben konnte, war gar nichts, was der Rede werth wäre. Daß aber der lange Kerl, des Voigts Sohn, sich wie ein Taschenmesser zusammenlegte, als ich ihm mit dem Stutze einen gehörigen Hieb auf's Kreuz gab: da muß ich allemal lachen, wenn ich daran denke." Er lachte fort, daß er kirschbraun wurde. „Und das Schönste war" — fuhr er endlich fort, „daß die saubere Gesellschaft das Alles so stillschweigend hinnehmen mußte, und mich nicht einmal verklagen durfte. Ha! ha! ha!" — Hans lachte, seinem Herrn Gevatter in spe zu Gefallen, mit, und begab sich hierauf eiligst zur Wöchnerin nebst ihrem Söhnlein zurück, die süßen Vaterfreuden in vollem Maaße zu genießen. — Manlicken störte aber das Glück seiner Familie durch die Anzeige seines Entschlusses: mit noch zweiundzwanzig seiner Landsleute nach Wien zum Kaiser zu reisen, ihm die Klagen der unterdrückten Salzburger vorzubringen und ihn um seinen Beistand anzuflehen. Nur freie Ausübung ihres evangelischen Glaubens wollten sie begehren, wie der westphälische Friede Allen im deutschen Reiche zugestand; oder im verbotenen Falle in ein anderes Land auswandern. — „Rede mir nicht ab", sprach er zur weinenden Catharine, „es ist ein heiliger, schöner Beruf, zu welchem mich 1650 hülfeseufzende Seelen allein in unsrer Pflege aufgefordert haben. Verließ nicht aus gleichem Grunde Moses einst das stille Glück der Häuslichkeit? Du fürchtest Gefahr für mich, Gefangenschaft, wohl gar den Tod? Kann dieser nicht auf meinem Lager, in Eurer Mitte selbst mich überraschen? Hab' ich nicht die erstere bereits unschuldig ausstehen müssen? Wie Gott will! Auch laß ich nicht hülflos Dich zurück. Bleiben Dir nicht acht große und kleine Arme, die für Dich arbeiten werden? Nicht so, Bärbel! Hans! Joseph! Franz! Ihr wollt

der Mutter meine Stelle ersetzen? Hör' auf mit Greinen; ich lache ja! obschon der Rauch hier mich ein wenig in die Augen beißt." — Wirklich lachte er unter Thränen, aber das erstere ging ihm nicht von Herzen. So nahm er denn von den Uebrigen Abschied und verließ, unbegleitet und unberänzelt, der Aufpasser wegen, die Hütte. Gleich ihm stahlen sich, einzeln, die andern zweiundzwanzig über die Grenze, glaubend, alle Gefahr überstanden zu haben, als sie den österreichischen Boden betreten hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Berlin.

Eines Abends traf ich mit meinem Freunde H. vor einer hellerleuchteten Branntweins-Boutike zusammen. Ich zeigte ihm die vielen viereckigen Flaschen mit vielsagenden Etiketts, als: „Schiffskapitain", „Elephanten-Milch", „Holofernes", „Berliner Witz", „Großbeerner Courage" u. s. w. und erklärte ihm, wie ich gesonnen sey, hier einzukehren. Es kostete nicht viel Ueberredung, H. zu bewegen, mir zu folgen, und wir fanden den Laden voller Menschen, welche sich aber nach der entgegengesetzten Thüre drängten, wie es schien auf ein Schauspiel begierig, was aus derselben hervorgehen sollte.

Dieß Schauspiel kostete kein Entree, sondern man bekam es für ein Achtel Branntwein in den Kauf. Dieß aber war man zu nehmen, und auch zu trinken verpflichtet, denn im ganzen Laden zeigte sich von Tischen oder Stühlen keine Spur; man konnte weder sich, noch irgend etwas aus der Hand setzen. Das Büffet hatte der Wirth ausschließlich sich selbst reservirt. Seine Flasche mußte ohne Ausnahme Jeder in der Hand behalten, weil sonst leicht Anlaß zu Schlägereien gegeben und — bereitwillig genommen ward. — Für einige gute Worte und Trinkgelder wurde uns ein Sitz auf den grün angestrichenen, mit schwarzen Reifen verzierten Branntweinsfässern eingeräumt und wir setzten uns auf dieselben wie auf den Rücken eines Pferdes, so daß ich dem Silen, mein jugendlicher Freund H. aber dem jungen Bachus in moderner Tracht glich. — Von diesem unserm Honoratioren-Sitz oder ersten Range aus boten wir unsere Achtel den nächststehenden Zuschauern an, die aber jedesmal entgegneten: „Es ist in juter Hand!" und nicht eher tranken, als bis wir gekostet. Nachdem sie getrunken, reichten sie uns die Flasche zurück und verlangten, daß wir uns an dem Uebrigen gütlich thun sollten. Unsere Versicherung: daß sie immerhin Alles behalten möchten, blieb lange vergebens. Das wäre, meinten sie, „jar zu ausverschämt."

Das Publikum aber ward von Augenblick zu Augenblick unruhiger. Es pochte mit Stöcken, trampelte mit den Füßen und begehrte laut und ungestüm: „Nante Nro. 22. hervor!" Indeß verging noch eine gute Viertelstunde, noch manches Achtel wurde geleert und der Lärm manchmal wiederholt, bis der Ruf erscholl: „Platz! Platz!" Die Zuschauer drängten sich bis zu den Fässern zurück und mitten in ihrem Kreise stand eine Figur, angethan mit der Maske des berühmten Eckenstehers, sehr ähnlich dem Schauspieler, der im Königsstädtischen Theater diese Rolle spielt, und den illuminirten Kupferstichen, welche man in jeder Kunsthandlung jetzt ausgehängt sieht. Ein lautes Bravo und Gelächter begrüßte diese Erscheinung, die sich aber sehr ungehalten darüber stellte und nach erfolgter tiefer Stille begann:

„Na, was is denn des vor en verfluchtiges Jelache, wenn ick mir mal sehen lahße! Aber ick weeß, wer mich deß ingebrockt hat, un lahße deß nich uf mir kleben."

Mit einem Male auf einen Zuschauer deutend, begann er: „Aus Pankow kommen se her, um mir auszulachen!" Jener mochte wohl ein ehrsamer Pankower seyn, denn das Publikum brach in wieherndes Gelächter aus. Einige Stimmen jedoch riefen: „Nante, fang an, fang an!" — und dieser nahm wieder das Wort: „Na ick were man's hochdeitsch reden. — Eenes Tages, as ick just um elf Uhr Morgens, uf Heil seine Treppe sitzend, mein mich am gestrigen Tage nicht geschmecktes Abendbrod, bestehend aus eener mit sehr ekelanten Papier zur Verwartung bewickelten Stulle, verzehrte, jung justement en Engländer an mich vorbei, drehte sich schnurgerade 'rum und war der Erste, der mir ansehen und auslachen däthe, ohne mein Bewußtseyn, warum dieses. — Dieserjenigte Engländer war aber keen Pferd nich mit en kurzen Schwanz, un och keen Oberrock nich, mit zwee lange Schwänze, sondern en ornairer Engländer! wie se aus England kommen, un die man och Große Brentanier nennt, warum? det kann leicht Eener akkurater wissen, as ick, denn ick weeß et gar nich. — Diesertwegen, weil er lachen wullde ohne Bezahlung, wat doch in Berlin zu wohlfeel wäre, stund ich uf und fragte ihn sehr en civil: „Seynd Sie ein Maler un wollen mir malen, weil Sie mir so ansehn duhn? wo nich, so haben Sie die Ehre und sagen mich den Gegenstand Ihrer großen Lächerlichkeit?" — Da fragt mir der Engländer, ob ick nich Nante Strumpf heeßen duhn däthe, — da sagte ick: „Sie haben zwar ein sehr Groß un Brentanisches Ansehen, aber Sie seynd ochsig aus Irland, denn ick heeße nich Nante Strumpf, sondern jeder Gassenjunge weeß wer Käse's Lude ist. — Da tippt mich der Engländer uf mein Schild und sagt: „deß ist Nro. 22!" — Da sage ick: für diese Nummer mußt ick mir neun Silbergroschen entfremden, ob er wat zu dragen hidde, weil er mir banach fragen däthe. — Da sagt der Engländer: Ne; aber ob ick Lust hidde, in't Königsstädtische zu gehen. — Da sage ick: „Warum dieses nicht, wenn Sie mir deß Kieß derzu geben. Druf giebt mich der Engländer vier jute Groschen un bestellt mir um sechs Uhr nach 'en Kronprinzen. Weil ick nu en Bisken Englisch kunte, sagte ick zu meinen Engländer: „Dudujudu"; wat so ville heeßt, als ick versteh 'en Bisken Englisch; woruf der Mensche vor meiner Bildung wie en Stock is stehen geblieben und en Papierschnippel sich aus 'nen abgegriffenen Briefportveul zieht, un es mich schenkt. „Zum Andenken?" frage ick. „Ne", sagt er; „deß is mein Name", den ick sogleich in mein Eckensteherbuch eintrug, und der Engländer jung weg voll Plaisir, deß er en Menschen gefunden, der en Bisken „Dudujudu" duhn däthe. Nu jeh ick in meinen Laden, um en Achtel „Gott, König und Vaterland" uf die Lippe zu nemen, da sagt Onkel Stipke zu mich: Nante Strumpf. — Ick frage ihn: wie kommen Se uf den Strumpf? davon, des Eener mir ansehen duht, iß noch Keener keenmal nich uf den Strumpf gekommen. Aberscht des war der Eenzige nich, denn ehr ick mir umsehe, hat mir en Anderer bei mein Schild und sagt: Nante Strumpf und wieder Eener un wieder Eener un so geht es fort den ganzen Dag, wat mir balle zu lange dauerte, wenn wir och just man kurze Dage hadden. — Als die Düsterheit zu schummern begunn, jung ich endlich zu meinen Engländer. — Wie ick nu in'n Kronprinzen komme, will Keener da von keenen Engländer nischt wissen, aber dieserwegent bestehe ich doch uf meinen Engländer; da kommt mein Freund Joppe von de Eulnersche Couleur druf zu und fragt: wat et giebt. Mein Freund Joppe is en sehr gebildter Mensch, denn er lest; un dabei fallt mein Papierschnippel mir in und mein

Freund Joppe von de Eulnersche Couleur lest och: „H. Heinrich. Studt-medt. aus Schwedt", welches die Hauptstadt von London is. Druf sagt en Markus: „H. Heinrich, Studiosus Mediciner wohnt drei Treppen hoch Nro. 49. Ich jeh die Treppe ruffer, da is mein Engländer mit noch drei Studiosus Mediciner, die alle vor Plaisir närrisch werden, weil sie mir sehen. Erst muß ick 'nen ochsigen pfeifen und druf fragt mir der Engländer: wo ick Englisch gelernt. — Ich sage: deß is 'ne lange Geschichte. Einstens war ick sehr appetitlich uf Speck und jung bei 'nen Victrialienhändler und sagte: „Herr Nachbar, schneiden Sie mich ab für en'n Groschen; der Victrialienhändler hatte just ken Endeken mehr un nimmt 'ne ganze Speckseite, un schneit mich ab un geht, weil ich och Papier dazu verlange. Wie er nun weg is, fallt mir ein, daß ick just keene Zeit nich habe, un greife nach meinen Speck, nehme aber des andere Endeken un vergesse och den Groschen zu geben. Als sie mir nun kriegen däthen, spunnten sie mir in. Na, ick kam bei'n Schiffer zu sitzen, der von mütterlicher Seite aus England war. Von väterlicher Seite aber war't 'n Vogtländer. So mußte ick englisch lernen ohne meine Schuldigkeit, wegen den Schiffer seine mütterliche Seite. — Druf mußte ick noch enen pfeifen un noch enen un wieder enen, des ich von all det Drinken balle meinen rechten Fuß nich mehr konnte aus dem Wege gehn duhn. Nu, da kam der Stivelwucht und sagte: des erste Stück is eben aus. Nu gab mich der Engländer 'n Stück Pappe und nu jung er an't schieben un ick voruf. — Erst hatte in des Teater Keener keenen Regard uf mir nich; als ick aber den Keerdel des Stick Pappe gab, mit en Paar Kleckse druf, seht er mir groß an. Ick kam gerade mitten drin int Theater zu sitzen, un die zusamm geschrobene Menschheit hatte nicht Ogen genug, mir anzusehen, un kriegten noch allerlei Brillen raus, die sie sich vor die Ogen spannen däthen; Brillen mit Schiebern, un Brillen, die die Nese von oben quetschten, un Brillen, die die Nese von unten quetschten. Die Studiosus Mediciner drengten mir aber immer, deß meine Nummer zu sehen kam, und deß die ganze Menschheit rief: „Nante, der Eckensteher Nro. 22!" Da kommt en Serjeant un sagt: ick gehöre uf't Viehteater, un nimmt mir mit un bringt mir och richtig uf't Viehteater. Nu aber jung der Spetakel los, hast du nicht gesehen. Zuerst drengen sie mir widder in die Mitte und ick mußte Kopf links machen, damit die Menschheit alle immer meine Nummer sieht und alle schreien sie: „Nante!" Druf fangt das Stück an, was aber lauter Lügen un Wippkens sin. Als das Stück aus is, kommt en Serjeant und sagt: er will mir mitnehmen. Nu wollten zwarscht ville mir beistehen, et half aber nischt nich, ick mußte mit, wat en großes Halloh gab. Der Serjeant macht mir weiß, ick wäre bedrunken un brachte mir nach en Ochsenkopp, aberscht nich zum ersten Mal, wo se mir visentirten: ob ick och keen Kieß bei mich habe, aber guten Morgen Schneppe! Eulner weeß, wo ick mein Kieß lahße!

(Der Beschluß folgt.)

---

* Du sollst den Feiertag heilig halten!

Wird dieses Gebot dadurch erfüllt, wenn an jedem Sonn- und Fest-Tage, sogar am Charfreitage, vor allen Wohnkellern am Markte Waaren zum Verkauf aufgestellt werden, als wenn ein Jahrmarkt abgehalten werden sollte? Unsre verehrte Polizei bedarf ja wol nur dieses freundlichen Winkes, um jenem Unwesen gehörig zu steuern.

B.

---

* Bitte.

Die Bewohner der Vorstadt bitten die betreffende Behörde, daß der Wasserstand im Stadtgraben nicht so hoch als jetzt stattfinden möge; indem bei Bestellung der Gemüseländereien dadurch viel Schaden entsteht, und alle Gruben und Keller, worin Gemüse aufbewahrt wird, mit Wasser angefüllt, mehrere Monate unbrauchbar gemacht und der Gesundheit der Bewohner nachtheilig werden.

Grillen, mitunter auch Paradoxen.

Der Nachdruck ist verboten, aber noch ist der Begriff nicht festgestellt, was Nachdruck sey? — Wenn ich ein selbstständiges Werk ganz wie es ist ohne Erlaubniß des Verfassers oder Verlegers, ganz wie es in der ersten Auflage erschien, neu auflege, ist diese Wiederauflage unbezweifelt ein Nachdruck. Wenn ich aber aus 20 bis 50 und noch mehreren Büchern einen Theil von einem jeden in einer Sammlung von Aufsätzen derselben Tendenz vereine und somit ein neues eignes Werk bilde, ist das Nachdruck? — Zum Beispiel, ich sammle die schönsten Gedichte, Erzählungen, Anekdoten, die besten ökonomischen, medizinischen u. a. Aufsätze, ich gebe eine Zeitschrift à la Voleur, Sammler u. dgl. heraus ist das Nachdruck? — Gilt das Nachdrucksverbot wenn ich Originelles mit Entlehntem vereine?

Miscellen.

Im Zodiacus der historischen Thiere, wohin die Kühe Pharaonis, der Esel Bileams, der nemäische Löwe, der Bucephalus Alexanders u. s. w. gehören, ist ein neues Sternbild aufgenommen worden — die Angorakatze des Generals Chassé, ein herrliches Thier von weißer Farbe und graugefleckt, das mit seinem Herrn tapfer die Belagerung aushielt. Nach der Uebergabe der Citadelle von Antwerpen und nachdem ihre Vertheidiger sie verlassen hatten, suchte Jeder von den höhern Offizieren des französischen Heeres sich ein Andenken an diese denkwürdige Belagerung aus. Die erwähnte Angorakatze fiel einem General zu, der sie mit nach Valenciennes brachte und einer Dame zum Geschenk machte, bei der sie, den Abenteuern und Mühseligkeiten des Lebens unter den Waffen Lebewohl sagend, ihre Tage in Ruhe und Frieden zu beschließen gedenkt.

Der Staat von Ohio hat zum Unterhalte von Schulen und Lehrern 6,76,000 Morgen Landes bestimmt, die auf 1,200,000 Dollars geschätzt werden.

---

* Erklärung.

Da die neuerdings eingesandten Aufsätze, über die jüngst in diesen Blättern verhandelte Mahnbrief-Angelegenheit zwischen Herrn J. Rösing, dem Professor Benedetto Marforio und andern entfernter Betheiligten, — wie es von Anfang an zu erwarten stand, eine Richtung genommen haben, die dem Abdruck Hindernisse entgegenstellt; Herr J. Rösing auch gegen die Unterzeichnete erklärt hat, daß er auf den ihm gern und willig gestatteten Raum zu einer Erwiderung verzichte: so fühlt sich dieselbe durch triftige Gründe bewogen, fernere Erörterungen über diesen Gegenstand abzulehnen, der Veranlassung zu so manchem einseitigen, befangenen Urtheile gab, dem auch — von Seiten Einiger, die keinen Begriff von der Stellung des Redacteurs zu seinem Blatte haben oder haben wollen — die Unterzeichnete unterworfen war. Die Redaction.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 29.

Bremen, Donnerstag den 11. April 1833.

Gestorben:

Den 30. März. Des Hökers Herm. Hinrich Wiebe Ehefr., geb. Töbelmann, 80 Jahr; Pröben Nro. 4.

Den 30. — Des Tischlers Johann Friedrich Schütger Sohn, 13 Wochen; Osterthorswallstraße Nro. 52.

Den 30. — Der Dienstknecht Hinr. Hagedorn, 28 Jahr; Schleifmühle.

Den 30. — Des Maurergesellen Joh. Schuur Sohn, 20 Jahr; Fedelhören Nro. 30.

Den 31. — Des verst. Tuchbereiters Johann Diedrich Uhlhorn Wittwe, geb. Sonntag, 56 Jahr; Düsternstraße Nro. 92.

Den 31. — Des Maurergesellen Jacob Westphal Ehefr., geb. Corsen, 33 Jahr; in der Wisch Nro. 1.

Den 31. — Des Weisbäckers Joh. Wilhelm Behrmann Sohn, 14 Jahr; Osterstraße Nro. 24.

Den 31. — Des Arb. Friedrich Heinr. Wehmeyer Tochter, 5 Wochen; Walldammstr. Nro. 15.

Den 31. — Des verst. Kimkermeisters Friedr. Schierenbeck Tochter, 2 Jahr; Pelzerstr. Nro. 18.

Den 1. April. Die Näherin Sophia Focke, geb. Geerken, 70 Jahr; Bleicherstr. Nro. 21.

Den 1. April. Des Bürstenmachers Joh. Krouel Tochter, (todtgeb.); Marterburg Nro. 18.

Den 1. — Des Branntweinbrenners Johann Christoph Behrmann Tochter, (todtgeb.); große St. Annenstraße Nro. 15.

Den 2. — Des Arb. Hinr. Schröder, Wittwe, geborne Schröder, 79 Jahr; im Runken Nro. 43.

Den 2. — Der Schneider Carl Wienke, 32 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 2.

Den 3. — Der Tischlergesell Cord Heinrich Cordes, 32 Jahr; Pelzerstraße Nro. 25.

Den 4. — Des Schiffszimmermanns Johann Andreas Blume Tochter, 6 Monat; Wüstestätte Nro. 5.

Den 4. — Des Hökers Hinr. Adolph Brinckmann Sohn, 19 Wochen; Osterthorswall Nro. 83.

Den 5. — Des Tuchfabrikanten Bernhard Hansen Tochter, (todtgeb.); kleine Fuhrleutestraße Nro. 2.

Den 5. — Der Kaufmann Jacob Bächler, 25 Jahr; aus Appenzell.

Den 5. — Des Johann Hermann Kracht Wittwe, geb. Siefers, 70 J.; Armenhaus.

Den 5. — Des Tischlers Albert Bödeker Sohn, 9 Wochen; Punkendeich Nro. 22.

Gebuhrten:

Den 27. März. Des Arb. Christoph Schröder Ehefr., geb. Papen, Schleifmühle Nro. 3; von einem Knaben.

Den 27. — Des Schuhmachermeisters Alert Meincken Ehefr., geb. Evers, Molkenstr. Nro. 45; von einem Knaben.

Den 28. — Des Arb. Johann Häfeker Ehefr., geb. Bock, Osterthorssteinweg Nro. 24; von einem Knaben.

Den 28. — Des Kutschers Joh. Friedr. Knochwisel Ehefr., geb. Otten, Stephanikirchhof; von einem Mädchen.

Den 29. — Des Arb. Herm. Hinr. Claussen Ehefr., geb. Schultze, Grünenstr. Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 29. — Des Schneidermeisters Johann Heinr. Christoph Dannenberg Ehefr., geb. Tietig, Doventhorssteinweg Nro. 2; von einem Knaben.

Den 29. März. Des Kirchendieners Christian Gottlieb Kroog Ehefrau, geborne Wesselmann, Schnoor Nro. 10; von einem Knaben.

Den 29. — Des Schneidermeisters Carsten Ehlert Reimer, Ehefr., geb. Haar, Buchtstr. Nro. 10; von einem Knaben.

Den 29. — Des Kaufmanns Herm. Ohlsen Ehefrau, geborne Frese, Osterthorssteinweg Nro. 71; von einem Knaben.

Den 30. — Des Maurergesellen August Eßmann Ehefr., geb. Niemann, Paulsberg Nro. 55; von einem Knaben.

Den 31. — Des Tischlermeisters Joh. Hinrich Niemann Ehefr., geb. Ostermann, Neuenstraße Nro. 83; von einem Knaben.

Den 31. — Des Malers Gustav Christoph Bleidorn Ehefr., geb. Möller, Doventhorssteinweg Nro. 88; von einem Mädchen.

Den 1. April. Des Bürstenmachers Johann Krouel Ehefr., geb. Harfes, Marterburg Nro. 18; von einem todten Mädchen.

Den 1. — Der Branntweinbrenner Johann Christoph Behrmann Ehefrau, geb. Talla, gr. St. Annenstraße Nro. 15; von einem todten Mädchen.

Der 1. — Des Stuhlmachers Johann Hinrich Schaffer Ehefr., geb. Möhlenbrock, große Fuhrleutestr. N. 21; von einem Knaben.

Den 1. — Des Arb. Wilhelm Greve Ehefr., geb. Steffens, Corssen-Gang Nro. 17; von einem Knaben.

Den 1. — Des Arb. Johann Hinrich Specht Ehefr., geb. Breden, Alers-Gang N. 2; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Schuhmachers Joh. Caspar Suhre Ehefr., geb. Castendieck, Diepenau, Nro. 1; von einem Knaben.

Den 2. April. Des Schuhmachers Joh. Wilh. Ehlert Hünecke Ehefrau, geborne Nieber, vor Stephanikirchhof Nro. 19; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Kaufmanns Christoph Ludwig Kroning Ehefr., geb. Wärjen, Brautstraße Nro. 22; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Schweinschlachters Johannes Baupel Ehefr., geb. von Harten, Kirchenstraße Nro. 12; von einem Knaben.

Den 3. — Des Arb. Herm. Heinrich Forthmeyer Ehefr., geb. Appelhof, Marterburg Nro. 32; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Amtsfischers Julius Friedrich Hilgerloh Ehefr., geborne Fuhlriede, große Krummenstraße N. 4; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Schneidermeisters Otto Christ. Korck Ehefr., geb. Luchting, Jacobikirchhof Nro. 24; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Höker Herm. Hinr. Ehlers und Catharina Margaretha Buchhagen hieselbst.

Der Kaufmann Johann Friedrich Bähr hies. und Johanna Charlotte Luise Haase zu Braunschweig.

Der Branntweinbrenner Alert Claussen hieselbst und Wilhelmine Dorothea Sophie Wächter zu Oldenburg.

Der Schuhmacher Bruno Frese und Rebecca Lees, beyde von hier.

Der Maurergesell Joh. Bernhard Tackenberg und Engel Elise Krämelberg, beyde von hier.

Der Schneider Heinrich Wilhelm Schmidt und Charlotte Sophie Marie Stratmeyer zu Sulingen.

Der Kaufmann Friedrich Wilh. Waltjen und Cathar. Maria Schumacher, beyde von hier.

Der Zimmergesell Joh. Christian Gardelmann und des verstorb. Maurergesellen Gottfried Joachim Bergmann Wittwe, Amalia Catharina Schneider, hieselbst.

Der Stuhlmacher Friedrich Wilhelm Hartmann u. Johanna Henriette Melle, beyde von hier.

Der Maurergesell Johann Hinrich Behnken und Beta Grabau zu Horn.

Der Tabacksfabrikant Johann Herm. Stradtmann hieselbst und Sophie Luise Rosine Leiding aus Bassum, Königlich Hannöv. Amts Freudenberg.

Der Bierbrauerknecht Dietrich Hinrich Cordes und Adelheid Kampe aus Hollen, Königl. Hannöv. Amts Hoya.

Der Hautboist beim hiesigen Feldbataillon Carl Ernst Ludwig Rammelsberg und Catharina Maria Drögemeier hieselbst.

Der Landmann zu Riede, Königlich Hannöv. Amts Syke, Joh. Hinrich Hörenkuhl und Anna Gesche Tebelmann daselbst.

Der Maurergesell Philipp Harjes und Johanna Henrika Christina Muskopf hieselbst.

Der Maler Emmo Tilemann hieselbst und Catharina Adelheid Bülau zu Delmenhorst, Großherzogthums Oldenburg.

Der Arb. Joh. Hinr. Hackmann und Maria Margaretha Hust, beyde von hier.

Der Cigarrenmacher Joh. Friedrich Christian Frese und Anna Rebecka Christina Karren, beyde von hier.

Der Tischlergesell Johann Faber und Sophia Christina Elisabeth Hoppe aus Blotho.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 30.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 14. April 1833.

Bau immerhin ein Schloß in luft'gen Räumen,
Und bild' ein Ideal aus buntem Schaum,
Die zarte Brust muß sterben oder träumen,
Denn alles Glück ist nur ein schöner Traum.

Ernst Schulze.

* Glosse.

Nicht an des Lebens wechselnde Gestalten
Versuche deines Daseyns Glück zu binden,
Du knüpfst den Bund mit tückischen Gewalten,
Und flüchtig wird, was Du erstrebt, verschwinden.
Doch nähre gern das träumende Verlangen,
Das in der Brust wie Morgenschimmer waltet,
Das stets genährt von Hoffnung, Lieb' und Bangen,
Sich holde Bilder schöpferisch gestaltet.
Liebst Du ein Herz, o bleibe treu dem Triebe,
Umwölkt sich auch der Himmel Deiner Liebe,
Die lange Sehnsucht ist ein schöner Traum,
Der treuen Brust wird doch die Palme keimen!
Bau immerhin ein Schloß in luft'gen Räumen
Und bild' ein Ideal aus buntem Schaum.

Ach, nur zu bald entflieht der süße Glauben
An die Beständigkeit des Glücks hienieden.
Das nur allein kann keine Macht Dir rauben
Was Dir des Geistes Schöpferkraft beschieden.
O, nimmer welken jene zarten Kränze,
Die uns des Traumes holde Genien weben.
Sie blühn, gepflegt vom ewig heitern Lenze,
Und winden sich durch unser geist'ges Leben.
Der rohe Sinn ergötzt sich am Gemeinen,
In des Genusses flüchtigem Erscheinen
Ahnt er des Lebens höh're Deutung kaum.
Der reine Geist entflieht zu sel'gen Räumen,
Die zarte Brust muß sterben oder träumen,
Denn alles Glück ist nur ein schöner Traum.

Hermann Röpe.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Das letzte Viertel des Mondes guckte noch einmal abschiednehmend hinter dem Watzmann

vor, hell und freudig blinkten die goldnen Sternlein vom tiefblauen Himmelsdome herab, und ruhige Dunkelheit lagerte auf den Thälern, in welchen die Hütten mit ihren schlafenden Bewohnern schweigend ruhten. Hier und da zwitscherte einer einsamen Grasmücke melodischer Sang; vorsichtig und neugierig zugleich schauten die schlanken Rehe aus dem Saume der Wälder hervor, ehe sie es wagten, in die üppig wallenden Saatfelder, welche in voller Blüthe standen, herabzusteigen. Doch nicht ganz ohne Spur von Leben, wie es auf den ersten Anblick schien, war die stille Landschaft. Auf dem schmalen Steige, der sich zwischen Bergen und Thälern, an rauschenden Wässern hinsäumt, schritten die nackten Füße mehrerer Männer, eine ziemlich lange, dunkle Reihe bildend. Vorsichtig, alles verrathende Geräusch zu vermeiden, suchten sie den weichen Grasgrund auf bei ihrer Wanderung. Aus mancher Schlucht herauf, von manchem Berge herab schlossen sich ihnen ähnliche Züge an, ein gemeinsames Ziel verfolgend. So ohngefähr mochten einst die Schweizer sich vereinen, als sie Geßler's Joch zu zerbrechen beschlossen. Ein Gleiches wollten auch die schlichten Salzburger thun, nur ein ungleich härteres — ein geistiges Joch wünschten sie abzustreifen.

„Ob wohl der Pater studiren mag? lispelte einer von ihnen seinem Nachbar zu, und deutete mit der Hand nach dem matt erleuchteten Fenster eines ansehnlichen Gebäudes, in dessen Nähe doppelte Vorsicht von der Gesellschaft gebraucht wurde. „Hst!" bedeutete der Gefragte den voreiligen Sprecher und drückte, zum Zeichen des Schweigens, den Finger auf den Mund.

So ging's noch eine tüchtige Strecke fort, während sich immer mehr und mehr Männer zusammenfanden. Ein einzeln stehendes Haus, das, scheinbar in tiefer Ruhe, am Abhange eines Berges lag, nahm alle Wanderer in sein dunkles Thor auf. D'rin aber glänzte Licht, welches durch vorgesetzte Läden verhindert wurde, den Verräther zu machen, den Eintretenden entgegen. Einem summenden Bienenstock glich die geräumige Unterstube, fast überfüllt von den dunkeln Gestalten, die nur durch halblautes Murmeln sich zu unterhalten wagten.

Endlich ging eine Seitenthür auf; — die Bibel unterm Arm trat ein ziemlich bejahrter Mann herein. Große Ruhe, eine sichtliche auf geistige Dinge gegründete Zufriedenheit leuchtete von seinem Antlitz, als er stillfreundlich die ehrerbietig Platz machende Menge theilte, und sich nach einem erhöhten Sitze begab. Er legte die Bibel auf ein dazu bestimmtes Tischchen, und begann mit gemäßigter Stimme, nachdem die tiefste Stille eingetreten war, wie folgt:

„Das walt Gott Vater, Gott Sohn und Gott der heilige Geist!" — „Amen! Amen! Amen!" fiel gläubig die Versammlung ein.

„Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen — spricht unser Heiland — da bin ich mitten unter ihnen. D'rum wird er auch jetzt unter uns seyn, die wir zu seines Namens Preis und Ehre uns versammelt haben. Ja, preisen wollen wir ihn, daß er dem Unmündigen offenbart hat, was den Weisen und Klugen dieser Erde verborgen war. Wahrlich, sein Geist ruht sichtlich auf uns, der Heerde ohne Hirten — ohne sichtlichen Hirten, meine ich — denn Er ist der gute Hirt, der auch für uns sein Leben gelassen hat. Er hat Großes uns armen, unwissenden Leuten gethan, daß er uns erkennen ließ das selige Wort, in welchem Niemand uns unterrichtete, welches fast wir Alle nicht zu lesen verstanden, nicht lesen durften. Nur verstohlen wagte hie und da Einer dasselbe zu befragen, um sich Trost daraus zu holen. Aeußerlich

machten wir noch all' die Gebräuche mit, welche die päpstliche Kirche gebietet. Unser Mund plärrte noch Worte nach, die unserm Herzen fremd und zuwider waren. Das machte: unsere Erkenntniß war noch schwach; unser Glaube mit noch zu vieler Menschenfurcht vermengt; die Sorge für das Zeitliche noch nicht völlig überwunden. Aber das göttliche Wort glich in Wahrheit dem Senfkorn, das allgemach zum großen Baume ward, unter welchem Tausende von uns freudig sich versammelten. Vergeblich waren die Bemühungen unsrer Widersacher, das Keimen des göttlichen Kornes zu hindern. Fremde Priester wurden in unsere Thäler gesandt, uns wieder abzuwenden; Flüche und Verwünschungen fielen von heiliger Stätte auf uns und unsern Glauben. Wir mieden dieselben und mußten mit Geldstrafen dafür büßen. In unsere friedlichen Wohnungen drangen die Jesuiten ein, durchsuchten sie, die heiligen Bücher ausfindig zu machen, welche wir in hohlen Bäumen, unter Dielen und andern versteckten Orten ihren räuberischen Blicken zu entziehen suchten. Die Schrift sagt: Siehe, der Teufel wird Etliche von euch ins Gefängniß werfen, auf daß ihr versucht werdet zehn Tage. Dieß Wort ist auch bei uns erfüllt worden. Beweis davon ist Hans Lerchner, Veit Bremen, der 73jährige Ruprecht Winter mit seiner Frau, welcher, obschon todtkrank, in schwere Fesseln geworfen, meilenweit fortgeführt, ins Gefängniß gesteckt, gequält und endlich um 100 Gulden gestraft wurde, blos, weil man bei ihm Luther's Hauspostille gefunden. Elf andere Männer mußten, um ähnlicher Ursache willen, nach vielwöchentlichem Gefängniß, nach überstandenem Hunger und Frost, nach erlittenen Schlägen, daß man ihr Geschrei in den Gassen vernahm, 700 Gulden zahlen. Unsere Kinder wurden von den Pfaffen zu unsern Kundschaftern abgerichtet, ihren Eltern entfremdet. Deßhalb aber seyd getreu bis in den Tod, so werdet Ihr die Krone des ewigen Lebens empfangen. Muthige Männer aus unserer Mitte haben unsre gerechten Klagen vor die Gesandten der evangelischen Fürsten in Regensburg getragen. Sie sind nicht ungehört geblieben; mächtigen Schutzes haben wir uns von ihnen zu erwarten. Dreiundzwanzig wackere Männer sind mit vielen Tausend Unterschriften an den Kaiser gegangen; gewiß, der erhabene Carl VII. wird uns helfen. Noch zwei Andere haben sich an die Vorsteher unsers Glaubens, den König von Preußen und von Schweden gewendet; wir harren mit Geduld auf ihre Rückkehr und den Bescheid, welchen sie uns bringen werden. Indeß wollen wir uns erbauen an dem heiligen Evangelio, das da ist eine Kraft Gotes, welche —."

„Es klopft!" — unterbrachen hier den Anton Wallner einige halblaute Stimmen. Schnell waren die brennenden Holzspäne ausgedrückt, das einzige Licht, welches dem Sprecher leuchtete, hinter den gewaltigen Ofen verborgen; dann fragte der Besitzer des Hofes laut an dem Fenster, an dessen Laden außen das Klopfen erfolgt war, wer poche? — „Mach' auf, Rothenbacher!" hieß es „ich bin's, Nickel Strenger!" — Da holten die Männer d'rin wieder Athem; das Licht wurde hervorgeholt und der Eintretende herzlich begrüßt.

Dieser aber sprach, halb odemlos: „Habt Ihr's schon vernommen vom Georg Frommer?" — „Was giebt's?" fragten Alle lauter, als sie wollten. — „Er hat gestern Abend aus dem Werffner Schlosse entfliehen wollen, hat deßhalb die eisernen Gitter durchbrochen, und sich an einem aus seinem Hemde geschnittenen Strick herabgelassen" — „Weiter!" — „Sein Vorhaben ist aber entdeckt worden; dazu hat er sich den Schenkel ausgefallen, als er das noch fehlende Stück hat herabspringen wollen." — „Der arme

Georg!" — „Ferner hat der Pfleger wollen eine Bauerstochter, noch dazu Mutter von einem Kinde, wenn gleich nicht getraut, als Zwangmaid aufs Schloß mit Gewalt holen lassen. Es ist die Tochter desselben Manlicken" — „Heiliger Gott!" rief hier eine bebende Stimme, an welcher man den mit anwesenden Hans Weinleidtner erkannte.

„So warte doch!" hielt der Unglücksbote den Davonstürmenden zurück — „Du hörst ja sonst das Beste nicht. Sie hat sich nicht fangen lassen — hat gedroht, mit einem ergriffenen Pflugeisen Jeden sie Berührenden zu ermorden; allenfalls lieber sich selbst zu erstechen, als ihr Kind im Stiche zu lassen. Da hat denn endlich der Pfleger von ihr abgelassen zum großen Aerger seines unsaubern Sohnes, auf dessen alleiniges Anstiften die ganze Sache unternommen worden war."

Dieser beruhigenden Erklärung ohnerachtet hatte Hans kein Bleibens mehr. Sofort suchte er das Weite. In der Dunkelheit, die ihn nun plötzlich auf die Stubenhelle umfing — in der Angst, die ihn bezwängte — rannte er sporn-streichs einem Mann in die Arme, welchem ob des ungestümen Anlaufs eine Waffe entglitt, die klirrend zu Boden fiel. Ein derber Fußtritt befreite den Hans Weinleidtner von den zwei Fäusten, welche ihn d'rauf packten, und als der Ueberwältigte zornig sein Gewehr wieder erhoben hatte und solches auf den Davonrennenden abdrückte, war dieser bei dem Blitze desselben bereits verschwunden.

Hallend gaben die Berge den Schuß zurück. Bei diesem Getöse und demjenigen vieler Menschenstimmen, welche sich jetzt rings um das Haus her hören ließen, begann Anton Wallner mit großer Ruhe der erschrockenen Versammlung Muth einzusprechen. „Fürchte Dich nicht, Du kleine Heerde" — tröstete er — „laßt uns gleich unser Schicksal wissen; gesetzt auch, unsere Zusammenkunft sey verrathen worden. Oeffnet die Läden!" In dem Augenblick, als Einige dem Gebote nachkamen, drangen durch jedes Fenster drei, vier Musketen herein; mit dem Knacken des Hahns derselben erscholl aus vielen Kehlen der rauhe Zuruf: „Ergebt Euch, oder Ihr seyd Alle des Todes!" — „Was wir gethan haben können wir bei Gott und Menschen verantworten" — erwiederte Anton Wallner. „Stecket das Schwerdt in die Scheide!" gebot er einigen Muthigen, welche ein Zeichen der Gegenwehr machten — „wer das Schwerdt gebraucht, soll durch dasselbe umkommen." — Willig und ohne Murren ließ er sich hierauf binden, so auch noch zweiunddreißig der Angesehensten, welche man sämmtlich nach dem Werffner Schlosse abführte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Berlin.

(Beschluß.)

Nu kommt en Doktor un fragt mir ganz gerieben: ob ick krank bin? Ick sage: O ja! Ich habe immer Durscht und will mir deß 'n Anderer kuriren, so verwechsl' ick 'nen Doctor mit det fünfte Rad an'n Wagen, woruf der Doctor sagt: deß is die Dreh-Krankheit, un ich were zu die Kranken gespunnt. Aber schon den zweeten Tag war ick widder gesund von wegen des magern Essens wegen. Nu brachten sie mir vor un fragten mir: warum ick arretirt bin? — Herr Criminell, sage ick, ick bin mich keener Schuldigkeit nich bewust, außer des ick mir über viererlei zu beklagen habe. Erstens weil se mir in Lebensgröße nach der Natur abcommedienspielen gedhan haben, un zweetens wegen widerrechtlicher Gebrauchung meiner Firma Nro. 22; und drittens wegen boshaftiger Verfälschung meiner Le-

bensgeschichte. Herr Criminell, ick bin nich aus 'en Bullenwinkel geboren. Dieser Bullenwinkelzug is sehr strafbar. Denn ick bin 'en geborner Mudrichsgassenjunge, un jetzt 'en Wadzeckstraßenkind. Ick habe nich zwee Eltern sondern vier: eine wohlconditionirte Mutter bei den seligen Pupillenrath, allwo sie hausjungferschaftliche Dienste leistete und einen etwas defekten Vater, da eine Leipziger Kanonenkugel ihm mit en Been ausriß. Meine Mutter sah nich sehr uf ihn, da sie schonstens mit zwee Männern Vierfüßigkeiten (Verdrießlichkeiten) genug hatte. Dieses ist nun mein dritter Vater, da ick vorhin schonstens zwee hatte, wovon der eene, der just sehr betrunken war, ins Wasser fiel. Aus Dankbarkeit heirathete meine Mutter den Schiffer, der ihn todt raus zog und dieser kam durch ein verfluchtiges oberschlesisches maybutterkellertreppengefalle elendiglich um's Leben, un diesen Fall het Herr Gropius ville zu sanfte abgepinselt.

Hier unterbrach mir der Herr Criminell mit der Frage: ob et schonstens zu Ende were.

Viertens, sagte ick, wegen eines von Rechtswegen zu mir gesagten Narren, denn ein Herr Criminell sagt Alles von Rechtswegen und nennt mir 'nen Narren. Un fünftens muß ick noch bemerken, deß mir keen Zwillingsbruder verfroren is, in unse Familje gebt es überhaupt man Jlinge: et kommt 'n Jeder für sich uf di Welt, un lofft nich halb drin 'rum. Un warum sülld' ick nich aus fremde Dosen Tobich schnuppen? — Des wäre sehr ungebildet, nich zu nehmen, wat man kriegen kann!

Uf den Narren habe ick so an sechshundert Zeugen. Denn ick kenne die ganze Menschheit die dabei war. Hier hab' ick et mir en Bisken ufgeschrieben!" — Der Darsteller, der bei jeder kauderwälschen Rede, die man hier und da der Wiederholung werth achtete, belacht worden war, zog jetzt ein endloses Papier aus der Tasche, das Zeugen-Verzeichniß, abgetheilt nach den Rängen, dem Parkett und Parterre. Als ein geborner Berliner behauptete er, alle Zuschauer gekannt zu haben.

„Jetzt", fuhr er in etwas besserem Dialekt fort, „werde ich noch das Eckensteher-Lied singen und dann mir eine kleine Gabe erbitten." Bei diesen Worten entfernten sich mehrere Zuschauer.

„O meine Herren, bleiben Sie doch, ich bin ja mit einem Sechser zufrieden!" rief der Darsteller sehr kläglich; aber es half nichts. Er mußte seinen Gesang aufgeben und sich mit dem Teller an die Thüre stellen, wollte er nicht seine ganze Einnahme einbüßen. — Als er zu uns kam, erhielt er von mir ein Zweigroschenstück, von H —. aber einen Thaler. „Wie viel soll ich herausgeben?" fragte er. „Nichts!" antwortete H —. „Helfen Sie mir nur von dem verdammten Faß herunter, denn der Lack ist warm geworden und hält mich fest. Die Farbe oder meine Beinkleider gehen d'rauf. Geschwind, eh der Wirth dazu kömmt!" — Dem war in der That so; nicht ohne Mühe konnten wir uns vom Grün der Fässer befreien. Als wir endlich auf ebenem Boden standen, sagte H —: „Sieh hier das Abbild des Berliner Theater-Geschmacks! Das elegante Haus, die Größe der Bühne, Orchester und Beleuchtung sind Nebendinge: dieß aber ist die Sache selbst!"

---

* Allgemeine Bemerkungen über das diesjährige Budget unsers Staats.

Das Budget oder die Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben eines Staats, sollte eigentlich am Ende jedes Jahrs für das folgende, oder wenigstens im Anfange des Jahrs, wofür selbes bestimmt ist, aufgemacht und das Nöthige darüber berathen und beschlossen werden; gern glaube ich,

daß dieses mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist; — allein das ist doch auch nicht abzuläugnen, daß für den Staat und seine Bewohner aus der Verzögerung mehrerer Monate bis zur Regulirung des Budgets großer Nachtheil entstehen kann.

Bremens Budget für 1833 wurde vom Senate der Bürgerschaft am 1. März vorgelegt. Die Bürgerschaft fing aber an diesem Tage ihre Discussionen nicht an und setzte ihre Erklärung aus, damit das Budget vorher gedruckt und so genau geprüft werden könne. — Nicht wie in andern Staaten einige Tage, sondern einige Wochen vergingen, bis der Druck des Budgets geschehen und so zur Publicität gelangt war und so konnten erst im zweiten Convente am 22. März die Berathungen ihren Anfang nehmen. Wie gewöhnlich ward mit der Einnahme angefangen.

Die Resultate des Jahres 1832 waren in Folge der bedeutenden Zunahme des Handels sehr befriedigend; statt eines muthmaßlichem Deficits von 34889 Rthlr. 26 Gr. hatte sich ein Ueberschuß von 33698 Rthlr. 12 Gr. gezeigt; trotz dem zeigt das Budget für 1833 ein Deficit von 35795 Rthlr. 33 Gr. Hoffentlich wird sich dieses aber am Ende des Jahrs auch auf nichts reduciren, theils weil ansehnliche Posten der Ausgabe nicht bewilligt werden dürften, theils weil die verschiedenen Behörden in ihrem Eifer Ersparungen eintreten zu lassen, gewiß nicht erkalten werden. — Zu dem bedeutenden Posten der Einnahme gehören 18198 Rthlr. 12 Gr. als Cassenbestand am Schlusse des verflossenen Jahres, 5600 Rthlr. für Häuser-Miethe in der Stadt, 3720 Rthlr. für Pacht des Krahns und der Wuppen, 10000 Rthlr. Ertrag der Stadtpost, 9500 Rthlr. Pacht für Ländereien, 7741 Rthlr. für Einnahme vom Bremerhaven, 30000 Rthlr. für Grund- und Erbesteuer in der Stadt, 9000 Rthlr. desgleichen vom Lande, 125000 Rt. für Consumtionsabgabe, 125000 Rt. für Accise und Weserzoll (hat 1832 147625 Rthlr. 57 Gr. eingebracht), 18000 Rthlr. für Wechselstempel, 3000 Rthlr. für Auflage auf Pferde, 9000 Rthlr. für Abgabe von Erbschaften und Legaten, 17000 Rt. für Beiträge zur Reinigung und Erleuchtung der Gassen der Alt- und Neustadt, 12000 Rthlr. Ertrag der Thorsperre, 18000 Rthlr. für Erwerbung des Bürgerrechts. — Von den Bemerkungen, welche die Bürgerschaft bei der Einnahme machte und welche zu Bürgerschluß gemacht wurden, will ich nur 2 hervor heben.

1) Consumtionsabgabe; dabei forderte die Bürgerschaft das Departement der Consumtionskammer auf, sämmtliche Consumtionsabgaben einer Revision zu unterziehen und wegen wiederholter Beschwerden der Branntweinbrenner, wegen geweigerten Rückzolls auf dem Export pr. Axe hier fabricirte Branntweine, baldigst einen Bericht zu ertheilen.

2) Sporteln. Zur Cathegorie dieser Einnahme gehören auch die Dispensationsgebühren in Ehesachen. — Es ward auf das Unpassende dieser Abgabe, wofür keine feste Norm statt findet, sondern welche bisher oft sehr willkührlich erhoben worden, aufmerksam gemacht und der Antrag, diese Gebühren und Abgaben bei Dispensationstheilungen in Ehesachen künftig gänzlich abzuschaffen, ward allgemein gebilligt und ohne Abstimmung zum Bürgerschluß gemacht.

Länger und ernstlicher wie bei der Einnahme, verweilte die Bürgerschaft in diesem und dem folgenden Convente, am 29. März, bei der Ausgabe; dazu gehören unter Andern 141843 Rthlr. 69 Gr. für Honorar und Gehalte, wovon der Senat 67880 Rthlr., das Collegium der Elterleute 5100 Rthlr. erhält; für's Militair sind 79578 Rthlr. 71 Gr. angeschlagen, wovon allein für das 4. Bataillon der Bürgerwehr 20935 Rt.

71 Gr. Die Zinsen der Staatsschuld betragen 143000 Rthlr., — die Schulen bedürfen einen Zuschuß von 10885 Rthlr. 20 Gr., die policeylichen Anstalten kosten 34634 Rthlr. 18 Gr.; darunter sind 11000 Rthlr. für Gassenerleuchtung, 4300 Rthlr. für Gassenreinigung. Bau- und Unterhaltungskosten öffentlicher Gebäude und Anlagen betragen 60122 Rthlr.; — darunter sind 11500 Rthlr. für den Bremerhaven (dessen Einnahme auf 7741 Rthlr. angeschlagen ist), die Büreaukosten sind auf 13131, die vermischten Ausgaben auf 10339 Rthlr. 30 Gr., gesetzt, zu letzteren gehören die üblichen 6000 Rthlr. zur Disposition des Senats, wovon vorig Jahr nur 1584 Rthlr. 28 Gr. ausgegeben sind; für Verbesserungskosten des Wasserablaufs in der Neustadt sind 11530 Rthlr. 61 Gr., zu den Arbeiten bei der Vermessung des Gebiets und der Vorstädte 2500 Rthlr, — zum Schuldentilgungsfonds 12045 Rthlr. 36 Gr., endlich zu Gratificationen 2175 Rthlr. erforderlich.

Die Bürgerschaft machte unter andern folgende Einwendungen: Für das Gehalt eines Kellerhauptmanns beim Weinkeller waren 600 Rt. angeschlagen, da aber diese Stelle erledigt worden und man solche nicht wieder zu besetzen wünschte: so ward der Posten gestrichen bis auf 150 Rt. für das erste Quartal dieses Jahrs. Beim Militair wurden nur angeschlagene 1000 Rthlr. zur Unterhaltung der 3 ersten Bataillone der Bürgerwehr genehmigt; für das 4. Bataillon bis Ende Juni nur die für Decorationen und monatlichen Sold angeschlagenen Kosten zusammen circa 2000 Rthlr. (statt geforderten circa 21000 Rthlr.); für das besoldete Militair und die Policeydragoner nur die Kosten nach dem jetzt bestehenden Etat bis Ende Juni. Bei der Gassenerleuchtung ward eine Vervollständigung und Vermehrung der Erleuchtung empfohlen und Bericht gefordert über eine zu errichtende Erleuchtung der Vorstädte; es ward ferner eine strengere Aufsicht über das Straßenpflaster und eine bessere Aufsicht der Polizey über die öffentlichen Spaziergänge gewünscht.

Für und gegen eine Verbindung des oberländischen Havens mit der kleinen Weser ward Manches gesprochen, angeschlagene 2000 Rthlr., noch nicht bewilligt, sondern von der Finanzdeputation unter Zuziehung Sachverständiger ein näherer Bericht begehrt.

Der Senat setzte sowol auf dem Bürgerconvente vom 22., als auch auf dem vom 29. März seine Erklärung auf die verschiedenen Bemerkungen der Bürgerschaft aus.

Johannes Rösing.

---

* Stadtpost.

Der Postenlauf hat sich kürzlich wesentlich verändert und zu allgemeiner Zufriedenheit verbessert; während von Seiten des Thurn- und Taxischen Postamts die Veränderungen zu verschiedenen Malen in den hiesigen Blättern bekannt gemacht sind, hat die Stadtpost, deren Postenlauf sich doch auch sehr verändert hat, nichts von sich hören lassen, sondern begnügt sich mit Mittheilungen am Fenster; diese unverzeihliche Vernachlässigung gegen das Publikum verdient gewiß gerügt zu werden. Da von der Stadtpost die Briefe nach und von Holland, Oldenburg und Ostfriesland befördert werden: so erlaube ich mir bei dieser Gelegenheit, einen Wunsch Vieler auszudrücken, der dahin geht, den Postcours nach Holland vermehrt und die Post von Oldenburg und Ostfriesland früher als jetzt hier ankommen zu sehen; letzteres wäre besonders Dienstags und Freitags für das Börsengeschäft erleichternd.

J. R.

Miscelle.

Aus der Geschichte der alten wie der neueren Völker drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß unter den Parteien, von denen die Staaten beherrscht oder in Zwiespalt erhalten wurden, stets nur die aristokratischen es waren, die einen gewichtigen Einfluß zu erlangen oder auf die Dauer Bestand zu gewinnen vermochten. Wohl sieht man in allen Annalen von Zeit zu Zeit eine demokratische und wahrhaft aus dem Volke hervorgegangene Partei auferstehen, aber nirgends vermag sie ihr Daseyn und ihren Namen in die Länge zu behaupten. Die aristokratischen Parteien aber sind perennirende Gewächse; sie haben alle Festigkeit abgeschlossener Korporationen; ein gemeinschaftliches Interesse vereinigt sie, die Erziehung pflanzt alle Ansichten und Gefühle der Eltern, wie heilige Ueberlieferungen, auf die Kinder fort, so daß das Prinzip, das diese großen politischen Körper als Seele durchwaltet, kaum von der Gefahr bedroht wird, in unthätige Betäubung zu verfallen, oder gar abzusterben. Die Demokratie dagegen besteht größtentheils aus Menschen, die den arbeitenden Klassen angehören, ihr tägliches Brod durch ihrer Hände Arbeit verdienen müssen und selten durch einen andern Anstoß, als den der Unterdrückung und des Hungers, zum Bewußtseyn ihrer politischen Kraft gelangen. Die aristokratischen Parteien gleichen großen Strömen, die ein weites Ländergebiet durchziehen, und desto breiter und ruhiger werden, je mehr sie sich ihrem Ziele nähern; die Demokratie hingegen läßt sich mit einem großen See vergleichen, dessen Wogen mit Einemmale die Ufer überschreiten, das ganze Land umher unter Wasser setzen, bald aber eintrocknen und sich verlaufen, ohne daß eine Spur mehr von ihnen zu entdecken ist.

Aehren und Körner.

Von W. von Lüdemann.

Ich kenne Jemanden, der nie einen ganz gesunden Augenblick hat, der nicht Eines der Güter besitzt, welche in dem Rufe stehen, irdisches Glück zu gewähren, der sich niemals des geringsten Glücksfalles zu erfreuen hatte, und welcher dennoch auf die Frage, ob er glücklich sey? mit Ja! antwortet. Was mag ihn so beseligen? — Die Fähigkeit, sich glücklich zu träumen! —

Die Geschichte weicht nur deßhalb zuweilen von den Grundsätzen des Rechts ab, um desto entschiedener zu ihnen zurückkehren zu können. Die Sünden der Völker wie der Fürsten werden von ihr gerächt, und dieß nennt man ihre Nemesis. Die zehntausend Justizmorde, welche das Französische Volk von 1789 bis 1793 beging, werden durch eine zweihundertjährige Unruhe — Gewissensunruhe nenne ich sie — an ihm gerächt, die zur Zerstörerin jedes materiellen Glückes bei ihm werden wird. — Es ist Schicksalsspruch, daß die Franzosen nicht zufrieden sind. Auch ein Volk soll nicht ungestraft sündigen können!

---

* Die dämmernde Stadt.

Sonett.

Friedlich hüllt in ihren grauen Schleier
Wies' und Feld die stille Dämmrung ein.
Kaum der späten Abendröthe Schein
Schimmert noch mit ihrem matten Feuer.
Soll ich dir die Töne meiner Leyer,
Hehre Nacht, zum ernsten Opfer weihn?
Endet nicht in tiefer Nacht mein Loos?
Bald umfängt mich — bald! — dein dunkler Schooß.
Doch es dämmert dort in blauer Ferne,
Bei dem milden Schein der ersten Sterne,
Sanft die heitre Stadt, so schön und groß:
Hoffnung leuchtet mir von ihren Thürmen.
Vor der rauhen Wallfahrt wilden Stürmen
Wird sie bald den müden Pilger schirmen.

Weihe. G. F. Noeldeke.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 31.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 18. April 1833.

Am Staube gefesselt, an irdischen Wahn,
Täuscht ewiger Wechsel die Sinne;
Es strebe zum Höchsten der Geist hinan,
Daß er Licht und Wahrheit gewinne.

Der ist der menschlichen Würde nicht werth,
Der nicht sein innerstes Wesen erfährt.

Chr. Schreiber.

Der Wunsch.

Wo des Donners dumpfe Wogen rollen,
Flammenblitze mit der Erde grollen,
Stolzen Gangs die Wandelsterne geh'n,
Möchte ich, der Gottheit Throne näher,
Auf und nieder, ein beglückter Späher,
In der Schöpfung Riesenräder seh'n!

Schauen, ob dort, wo die Sterne kreisen,
Des Gedanken Nebelschleier reißen,
Und der Menschheit Räthsel sich erschließt;
Ob des Lebens früh gewelkte Rose,
Fern vom Walten trüber Erdenlose,
Ueppiger am Lebensquell entsprießt.

Ob es wahr, was Lieder uns gesungen,
Wahrheit ist, wonach wir längst gerungen,
Ob nicht Sehnsucht nur das Herz betrügt!
Ob sie treu die stolz empfangne Kunde,
Die mit holdem, süß beredtem Munde
Uns vom Leben über Sternen lügt.

Ob vereinigt dort mit dem Geliebten
Für die Leiden, die ihr Leben trübten,
Psychen keine Trennung mehr erschreckt;
Oder ob, wie auf der kleinen Erde
Nach der Lust mit sehnender Geberde
Das Verlangen seine Arme streckt.

Trägt mich nichts zur hehren Geistersonne;
Ist für mich verschlossen diese Wonne,
Führt mich nichts auf jene große Spur?
Muß mein Flügelschlag sich ewig senken,
Muß der Schwachheit ewig ich gedenken,
Die Du neidisch mir verliehst, Natur? —

Trag', o Phantasie, die steggewöhnet,
Jeder stolzen Fessel Zwang verhöhnet,
Mich zur Bahn, von Keinem noch erreicht! —
Ewig, ewig ist sie mir verschlossen —

Ach, auch sie, von Scham und Gluth begossen,
Senkt zur Erde ihren Blick und schweigt.

Winter.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Die aufgehende Sonne fand die Uebrigen noch beisammen — unentschlossen — Rath gebend, Rath verwerfend. Manche riethen zur Gewalt, Andere zur Güte. Bald rief die Kunde von dem Gewaltstreiche noch mehrere Bewohner zusammen, welche Alle zum Evangelium sich bekannten, und in der Gefahr der Gefangenen ihre eigene erkannten. Der Haufe war wohl auf Tausend angeschwollen. Einige Hitzköpfe hatten ihn mit ihrem Eifer angesteckt, und bereits suchte und ergriff man Waffen, Gewalt mit Gewalt zu erwiedern. Schon begann die Menge, sich in Bewegung nach dem Schlosse zu setzen, als die Ankunft zweier bestäubter Wanderer einen Aufschub veranlaßte.

Die Namen Peter Heldensteiner und Nicolaus Forstreiter wanderten von Lippe zu Lippe. Viele kräftige Hände schüttelten begrüßend die der Angekommenen. Wie ein schäumender Sturzbach, das felsige Bette verlassend, nach und nach sein gewaltiges Toben ablegt, und endlich nur sanft murmelnd zwischen Erlen dahinfließt: also schwand das laute Getöse der Menge zur gänzlichen Stille herab.

„Erzählt!" riefen dann plötzlich viele Stimmen. — Die beiden Männer winkten bejahend, und nahmen eine Erhöhung ein, um welche das ganze Volk sich sammelte, alle Sinne in dem des Gehörs vereinend.

„Wir waren in Regensburg" — begann Heldensteiner, dessen kräftiges Organ ihn zum Sprecher eignete. „Es wird daselbst von den evangelischen Gesandten viel unsertwegen hin und her geschrieben. Unser Herr thut aber doch, was er will, und nicht was Rechtens ist nach dem Westphälischen Frieden. D'rum beschlossen wir, uns gleich an die rechten Herren selbst zu wenden. In Cassel trugen wir dem Schwedischen Gesandten unsere Noth vor. Dieser wollte jedoch nur die Eisen-Arbeiter und diejenigen versorgen, welche die Berchtolsgadischen Arbeiten machen könnten. Das war nun freilich noch nicht genug. So wanderten wir bis Berlin zum großen Friedrich Wilhelm. Alle Hadich! dort mochten sie schöne Dinge von uns gehört haben! Sie trauten uns gar kein rechtes Christenthum zu. Wir mußten erst einen großen Examen ausstehen vor zwei geistlichen Herren, dort Pröbste geheißen. Wir haben uns ihre Namen, Roloff und Reinbeck, gar gut gemerkt; denn sie gingen uns nicht wenig zu Leibe mit ihren verfänglichen Fragen: wie viel wir Götter glaubten? ob wir Christum erkannt hätten? die Christlichen Hauptstücke wüßten? was für Bücher wir hätten? Wir schwitzten gewaltig, aber blieben ihnen keine Antwort schuldig. Als sie uns so beschlagen fanden, wurden sie gar freundlich und uns flugs zugethan. Dann durften wir auch den großen König sehen und — denkt Euch! gar mit ihm sprechen!!"

Ein Ausruf der Verwunderung tönte jetzt durch die still zuhörende Menge; ein freudiges Gemurmel bewegte wellenähnlich die Versammlung, welche dann ihre Aufmerksamkeit dem beneidenswerthen Heldensteiner wieder zuwandte. —

„Ja," sprach dieser, in der Erinnerung schwelgend — „der mächtige König, welcher über Millionen Menschen mehr zu gebieten hat, als unser Fürst Erzbischof, sprach mit uns armen Leuten. Anfangs waren wir freilich ganz verdutzt. Als er aber so freundlich uns Muth einsprach, über Vieles fragte, verlor sich unser linksches

Wesen, und wir babelten recht ordentlich mit ihm. Der liebe Fürst — Gott segne ihn dafür! — sagte zu uns, da er sähe, daß wir ehrliche Leute und ordentliche, evangelische Christen wären: so wolle er, wenn wir ja aus unserm Vaterlande 'naus müßten, uns insgesammt aufnehmen, uns Land, Vieh und Wohnung geben. Das hat er gesagt, der gute König." —

Freudenzähren netzten hier manche gefurchte Wange, und Segenswünsche strömten von den Lippen der Anwesenden über einen so gnädigen Herrn.

„Aber," begann Einer aus der Versammlung — „werden wir in Preußen unsere Berge und Alpen wiederfinden? Wie ist das Land beschaffen, in welchem der große König herrscht?" — Diese Frage war den Salzburgern so aus der Seele gesprochen, daß Aller Blicke in gespannter Erwartung auf die Lippen des Gefragten sich richteten. — Aller Augen folgten denen Heldensteiners, wie dieser um sich schaute, als wolle er in Gedanken einen Vergleich seines Landes mit jenem anstellen. Langsam kehrten sie zurück von ihrer Untersuchung — mit großer Bangigkeit gewahrten die Anwesenden, daß die beiden Männer sinnend zu Boden blickten. —

„Sprecht!" löste sich's langsam, wie von Einem Munde. — Einen ganz eigenen Blick sandte ihnen Heldensteiner zu; dann sprach er traurig: „Nein, meine Freunde! nirgends wohl finden wir unsere Berge und Alpen, unsere Thäler und Wasserfälle wieder. Große, unabsehbare Ebenen, häufig mit dürrem Sande oder dunkelm Schwarzholze bedeckt, fanden wir Viele in dem Lande, welches dem großen König gehört. Selbst seine schöne Wohnstadt ist in einer solchen Gegend gelegen."

Unbeschreiblich ist der Eindruck, den diese Antwort auf sämmtliche Anwesende äußerte. Sichtlich bestürzt, senkten alle Blicke sich zur Erde; laute Seufzer ließen sich hören. Ach, nie hatten sie die ganzen Reize ihres schönen Vaterlandes besser empfunden als eben jetzt!

Eine geraume Zeit schienen Heldensteiner und Forstreiter den Schmerz ihrer Landsleute zu theilen. Hierauf nahm Letzterer den Faden der Erzählung auf und sprach:

„Es war ein Mensch, der einen verborgenen Schatz in einem Acker fand. Da ging er hin und verkaufte Alles, was er hatte, und kaufte sich den Acker. Wiederum war ein Kaufmann, der suchte eine köstliche Perle; und als er derselbigen eine fand, verkaufte er Alles, was er besaß, und erhandelte sich die Perle. — Wir haben Schatz und Perle gefunden, lieben Brüder! — das theure Evangelium — wohlan, laßt uns Alles dafür hingeben!" — Auf die gläubigen Gemüther der gedrückten Leute machte das biblische Gleichniß eine ungemeine Wirkung; Alle fühlten sich von der einfachen Wahrheit desselben tief ergriffen. Ihre gegenwärtige Stimmung benutzend, erhob Heldensteiner abermals das Wort:

„Verließen nicht die Israeliten einst die Fleischtöpfe Egyptens, seine Melonen und Gurken, die fetten Triften des Landes Gosen, und begruben sich vierzig Jahre lang in die glühenden Sandwüsten Arabiens, um der Knechtschaft der Egypter zu entrinnen? Und siehe, hier ist mehr denn leibliche Knechtschaft, welcher wir entgehen wollen! Was nützen uns Berge und Thäler, was Alpen und Wiesen, wo Verrath, Verfolgung und Martern uns umgeben? Wie ein guter König Pharao vor Zeiten dem Jacob das Land Gosen, also will der Preußen König uns ein Land anweisen, wo unser Vieh gar schöne, grüne Weideplätze, wenn auch nicht Alpen, finden wird. Heil ihm!" — „Heil ihm!!" tönte es kräftig nach. — „Laßt uns nun noch den Erfolg abwarten, welchen unsere Gesandtschaft bei dem Kaiser ausrichten wird. Bis dahin laßt uns ruhig har-

ren der Dinge, die da kommen werden." —„und Anton Wallner — und die übrigen Gefangenen?!" —„Schließen wir in unser andächtiges Gebet mit ein und befehlen sie in dessen Schutz, der den Apostel Petrus inmitten aus dem Kerker des grausamen Herodes durch seinen Engel befreiete."— Da ging die Menge friedlich heim.

Ein Unglück kommt selten allein. Diese Erfahrung machte Hans auf der Heimkehr, als er eine recht schlimme Hiobspost von einem aus Salzburg kommenden Manne vernahm. Seine Bärbel fand er wohlgemuth im kleinen Stalle, wo sie die einzige Kuh beschickte. Nach dem ersten wechselseitigen Erguße Alles dessen, was sich während ihrer kurzen Trennung zugetragen, fragte Hans: „Wo ist die Mutter?" —„Im Gärtchen. Warum? Du siehst recht blaß aus. Fehlt Dir etwas?" — „Nein, mir nicht, aber Jemanden von uns." — „Du erschreckst mich! rede doch!" — „Wenn Du mir versprichst, der Mutter nichts merken zu lassen, so will ich Dir vertrauen, was ich unterwegs vernommen habe." — „Ja doch! reiß mich nur aus meiner Ungewißheit!" —„Gebe der Herr, daß der Bote gelogen hat; aber er behauptete, in Salzburg gehört zu haben, daß die Männer, welche das Land an den Kaiser abgeschickt habe, in Linz angehalten und, weil sie keine Pässe aufzuweisen gehabt, als Rebellen gefangen genommen worden wären." — „Herr Jesus! und der Vater?" —„Ein Einziger von ihnen ist entwischt, die Uebrigen aber sollen schon unterwegs seyn, um an den Erzbischof ausgeliefert zu werden." — „Gott erbarme Dich!" — „Nun will ich mich aufmachen, zu erforschen: ob der Vater unter ihnen, oder, wollte Gott! gerettet sey." — „Ich geh mit!" sprach Bärbel eifrig. — „Du? was soll indeß aus unserm Jungen werden?"—„Den gewöhn ich. Beißt der Junge doch mit seinen beiden Zähnchen schon so herzhaft zu, daß ich manchmal laut schreien möchte. Schon lange hab' ich's thun wollen. Nun vollends, wo mir vor Schreck alle Glieder zittern; zu Gift würde ihm ja die Milch. Uebrigens geht's auch viel leichter, sieht mich der Junge ein paar Tage nicht. Bei der Mutter ist er gut aufgehoben. Ich geh mit!" — „Wie Du willst. Nur müssen wir einen Vorwand erfinden, unter welchem wir vor der Mutter fortkommen, ohne daß sie etwas merkt." — Das war bald geschehen, und in der nächsten Stunde wanderte das Paar mit klopfendem Herzen durch das Salzathal nach Salzburg hin. — Das Gerücht von der Gefangennehmung der Abgesandten hatte sich bereits weiter verbreitet; daher fanden sich noch drei Weiber und ein Mädchen, welche gleichfalls von dem Schicksal der Ihrigen sich vergewissern wollten, zu Hans und Bärbel.

Wer aus dem Gebirge nach Salzburg will, muß über den Paß Lueg. Hier beherrscht und versperrt ein kleines Fort den über und zwischen senkrechten Steinklippen sich hinwindenden schmalen Weg, und heißt d'rum mit Recht die Klause von Lueg. Eine Hand voll Krieger vermag einem schon ansehnlichen Corps den Durchmarsch zu verweigern, der nur durch ein überbautes, stark verwahrtes Thor und einen überwölbten Gang zu bewerkstelligen ist. — An diesem Theile ihres Wegs gelangt, entdeckten die Eiligen schon aus einiger Entfernung mit starrer Verwunderung große Lebendigkeit auf den die Klause umgebenden Höhen. Hunderte von Menschen arbeiteten mit Hast Schanzen zu errichten, Verpfählungen anzulegen und Geschütz herauf zu schleppen. — Die Sorge, welche unsere Wandrer drückte, ließ den Wunsch, einen Grund dieser seltsamen Erscheinung zu erfahren, gar nicht in ihnen aufkommen; vielmehr beeilten sie sich die Klause in den Rücken zu bekommen, woran sie

aber durch eine starke Wache, die das äußere Thor besetzt hielt, verhindert wurden.

„Zurück!" hieß es barsch. — Verwundert standen alle sechs. — „Wohin?" — „Nach Salzburg." — „Weshalb?" — Die Angst ließ Jedem von ihnen einen Grund ersinnen, da ein dunkles Vorgefühl sie abhielt, den wahren auszusprechen. — Unschlüssig sah der Anführer sie an und sprach dann: „Nur Zweien von Euch ist der Durchgang gestattet; die Andern kehren um! Vereinigt Euch darüber, wer zurück bleiben soll." — „Aber, lieber Herr", — wandte Hans bescheiden ein — „mehr denn hundert Mal bin ich durch die Klause gegangen und in weit größerer Gesellschaft als jetzt, und nie ist uns der Weg verboten worden." — „Damals hielt man Euch für gute Unterthanen. Seitdem man aber durch die bei Euern Bevollmächtigten gefundenen Unterschriften ersehen hat, daß Tausende von Euch rebellische Gesinnungen gegen ihren Landesherrn hegen, muß man das Schlimmste von Euch befürchten und sich deshalb vorsehen." — Verdutzt sahen sich die Wandrer an. — „Entschließt Euch!" — drängte sie der Anführer — „es bleibt bei der Ordre, nur zwei Mann auf einmal passiren zu lassen." — „Aber, gestrenger Herr", fiel Bärbel mit neuem Muthe ein — „wir sind ja keine Männer. Hier ist ist nur einer und fünf schwache Weiber." — „Hm!" brummte der über diesen so natürlichen Einwurf in Verlegenheit gesetzte Kriegsmann — „das dürfte erst noch zu untersuchen seyn, ob dem wirklich so ist. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Mann in einen Weiberrock sich steckte, um seinen Zweck zu erreichen."

Das gemeinsame, rohe Gelächter und die unsittlichen Späße, womit die übrigen Soldaten den Einfall ihres Anführers begleiteten, jagten auf Bärbels Antlitz die hohe Röthe der Schaam und auf Hansens Wange die dunkle Glut des Verdrusses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Grillen, mitunter auch Paradoxen.

In Ostindien hat sich eine Anzahl tüchtiger und talentvoller junger Leute, die in dem Hindu-Collegium erzogen worden sind, zusammen vereint, um gemeinschaftlich aus allen Kräften daran zu arbeiten, die Bürde des Aberglaubens und der Unwissenheit, die so lange auf ihren Landsleuten lastet, abzuschütteln. Sie stellen bei ihren Bemühungen jede religiöse Meinung in Hintergrund, und ihr ganzes Streben gehet darauf aus, in ihren Landsleuten moralisches Gefühl und die Ueberzeugung, wie nothwendig die Ausübung der Tugend ist, dadurch zu erwecken, daß sie ihnen den Nutzen derselben in menschlichen Vergesellschaftungen darzuthun suchen. — Diese Gesellschaft ist auf dem rechten Wege, Gutes zu stiften, aber auch sie wird mit den menschlichen Leidenschaften und dem Unverstande culturloser, von Vorurtheilen eingenommener Menschen viel zu kämpfen haben, und wie Alles auf Erden nur ein Stückwerk bleibt, so wird auch ihre Aufklärung sich nur eines theilweisen Erfolges erfreuen können, und es ist noch die große Frage, ob sich ihre richtigeren und wohlthätigeren Einsichten in einer beständigen Fortpflanzung erhalten werden, denn leider ist die Menschheit so Geistesarm, daß sie eher das Gute verkennt, als das Böse meidet. Es herrscht auf Erden ein in der Natur gegründetes Gesetz, daß sowohl in geistiger, als physischer Hinsicht das Richteramt verwaltet, und über kurz oder lang, manchmal freilich erst in langer, langer Zeit, manchmal dagegen sehr schnell, dem Urtheile die Strafe nachfolgen läßt, wenn das Verbrechen gegen die Naturgesetze solche erheischt, und den Lohn spendet, wenn ihre getreue Beobachtung ihn verdient. Es ist etwas sehr Einsichtsvolles in uns, welches

man das Gewissen nennt, das ganz einem Ankläger oder Warner gleicht, der sich mit einem Flammenschwerte vor das Verbrechen stellt, es zuerst zu verhüten sucht, und hat man seinen Schutz zurückgewiesen, den Schuldigen mit tausendfachen Martern durchbohrt. Jeder Fehler gegen die geistige sowohl, als gegen die physische Construirung des Menschen, zieht eine Strafe nach sich, in ersterem Falle Gewissensbisse, im letztern körperliche Schmerzen. Die Erkenntniß des ersten aller Naturgesetze, welches, durch die Religion beleuchtet, noch klarer in's Auge springt, und durch Erfahrung zur sonnenklaren Wahrheit wird, sollte wohl schon hinlänglich erwiesen seyn, aber es ist der Fall nicht, und fast jeder Mensch muß an sich selbst erst die Erfahrung machen, welches ewige Naturgesetz durch göttliche Kraft im ganzen Weltall, und über jedem einzelnen Menschen unabänderlich gebietet, und strenge jeder That die Folge anreihet.

Will der Mensch nun geistiger Schmerzen sicher überhoben seyn, so fordert ihn sein eigner Egoismus auf, seinen Lebenswandel auf jene Grundsätze zu bauen, welche wir mit dem Namen der Tugend bezeichnen. Seine irdische Seligkeit beruhet auf der Befolgung der Naturgesetze, die jede Abweichung von der vorgeschriebenen Bahn bestrafen, und die Erkenntniß dieser größten aller Wahrheiten gehet mit der Religion Hand in Hand, so zwar, daß der Tugendhafte allein nur behaupten kann, er habe die beste Religion, er mag ihr in welcher Form immer huldigen.

Jeder Mensch liebt sich wohl selbst am meisten, und es ist ein seltsamer Widerspruch, daß er gegen sein eignes Beste so oft sich in den Weg tritt, was man Mangel an Unterricht oder Geistesbeschränktheit zuschreiben kann, und daher Diejenigen als große Wohlthäter der Menschheit angesehen werden müssen, welche die Moral des Lebens veraugenscheinlichen, und auf die Gründung sowohl, als Festhaltung der irdischen Seligkeit basiren.

Der Streitwagen der Italiener.

Im dreizehnten Jahrhundert war der Streitwagen in den Kriegen, den die italienischen kleinen Staaten mit einander führten, einer der wichtigsten Gegenstände, der oft über Krieg und Frieden, über den Sieg wie über den Verlust einer Schlacht entschied. Wenn ein Staat sich zum Kriege bereitete, so ließ er diesen Wagen auf den Markt hinstellen und so den Bürgern ein Zeichen geben, daß sie sich zum Kampfe rüsten sollten. Ging es in diesen selbst, so wurde der Wagen von zwei oder vier Ochsen gezogen und die Hauptfahne des Staates war auf demselben aufgepflanzt. Es mußte ein wichtiger Feldzug seyn, wo man den geheiligten Wagen mitnahm, und wenn es zur Schlacht kam, so wurde er so hartnäckig vertheidigt als die Bundeslade der Israeliten, der Adler bei den Römern, die Fahne Muhamed's bei den Türken. Nur im Fall der gänzlichen Niederlage konnte der Feind diesen Wagen nehmen und der Schimpf blieb unauslöschlich. Als Friedrich II. den stolzen rebellischen Mailändern ihren Streitwagen nahm, schickte er ihn im Triumph nach Rom. Manche Schlacht war sehr wenig blutig, weil gleich im Anfang das Mitteltreffen gesprengt, der Wagen genommen wurde und sein Verlust gleich stillschweigend den der Schlacht bedingte. Es schien dieß die rühmlichste, wie die größte That zu seyn.

So hängt der Werth vieler Dinge oft nur von der Meinung ab, welche man davon hegt. Statt daß wir an Fahnen, Standarten u. s. w. den Begriff der Siegeszeichen heften, that es der alte Italiener in Hinsicht eines mit Ochsen be-

spannten Wagens, auf den er die Fahne seines kleinen Staates pflanzte.

* r.

Notizen.

In Indien hört es eine Dame gern, wenn man ihren Gang mit dem einer Ente, oder eines Elephanten, ihre Nase mit einem Papageienschnabel, ihre Hände und Füße mit einer Wasserlilie vergleicht. Ländlich, sittlich! — es fühlte sich ja doch auf bei den so fein fühlenden alten Griechen eine Schöne geschmeichelt, wenn ihr Auge, wie das der Juno, mit dem Auge eines Ochsen verglichen wurde. Dagegen finden es die Orientalen, welche als Haupterforderniß der weiblichen Schönheit eine derbe Fleischmasse ansehen, lächerlich, wenn sie von uns die Wespentaille eines Frauenzimmers als reizend schildern hören.

Wenn irgend ein deutscher Dichter das lebhafte Ebenbild von Kotzebue's armen Poeten war, so war es der im J. 1831 zu Münster verstorbene Rasmann. Obschon er mit seiner zahlreichen Familie in der bittersten Armuth lebte (oft fehlte es ihm an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, und an der nothdürftigsten Kleidung), so liebte er doch die Unabhängigkeit viel zu sehr, und konnte sich von seinen schriftstellerischen Arbeiten viel zu ungern trennen, um sich um irgend ein Amt zu bewerben, oder ein Geschäft zu ergreifen, das ihm soliden Lebensunterhalt gewährte. Die Schriftstellerei brachte ihm im Durchschnitte sehr wenig ein, denn die Verleger zahlten nur kärgliche Honorare, und doch war er bei Armuth seelenfroh, wenn er in seinem kleinen Stübchen, von seinen lärmenden Buben umgeben, an seinen Gedichten feilen, zu seinen Anthologien sammeln, oder seine ausgebreitete literarische Correspondenz führen konnte. Dann hätte er mit keinem Könige getauscht! —

* Bemerkung.

Die Kirche in Oberneuland soll und muß, weil sie schadhaft ist, abgerissen und wieder gebaut werden. Der Baumeister, welcher einen Riß dazu gemacht hat, beabsichtigte den Altar auf die Seite zu bringen. Glücklicherweise bemerkten dies einige gottselige Frauen und verlangten, man solle dies nicht thun. Als man ihnen kein Gehör geben wollte, protestirten sie gegen diese Sonderbarkeit. Man hofft, nach einigem, auch nur oberflächlichem Nachdenken, wird man finden, daß ein Gotteshaus nicht zu schön gebaut werden kann.

* Worte des Trostes

zum Herzen des tiefbetrübten Gatten und seines trauernden Sohnes gesprochen am Grabe der liebevollsten Gattin und zärtlichsten Mutter A. T...., geb. S.....

Wohl fühl' ich's, welche herbe, tiefe Wunden
Die Scheidestunde Euren Herzen schlug: —
Der je im Busen wahre Freundschaft trug,
Hat ihren Schmerz, wie ich, Euch nachempfunden. —

Doch jene Hand, — die uns in trüben Stunden
Den Kelch der Leiden reicht, lenkt ihren Flug: —
Schon seh ich Euch des Schmerzes ganz entbunden
Den Euch die schwere Prüfungsstunde schuf! —

O küsse denn, du edler Sohn, die Thränen
Von deines theuren Vaters Wange ab
Und blick auf Den der Euch die Leiden gab! —

Doch Du gebeugter Gatte gieb auch Jenem, —
Wonach sich schwergeprüfte Herzen sehnen, —
Gieb Trost dem Sohn' an seiner Mutter Grab! —

Bremen, den 16. April
1833. Fritz Wulff.

* A la jeunesse dansante.

Fillettes gentilles,
Adieu les quadrilles,
Le bal ravissant!
Fanfare joyeuse
Et danse amoureuse,
Tout cesse au printems.

Hâtez-vous, les belles,
Vous toujours fidelles
Aux pas gracieux;
L'orchestre sonore
Retentit encore,
Mais pour les adieux.

Et sans inconstance,
Gardant l'espérance,
Vous pourrez alors,
Laissant Terpsichore,
Rendre hommage à Flore,
Cueillir ses trésors.

Ou, quittant la rive,
Sur l'onde plaintive,
Voguer doucement
A l'aube sereine,
A la douce haleine
Du Zéphyr naissant.

Conduit par les Grâces,
L'amour sur leur traces,
Le joli bateau,
Saluant la plage,
Aborde au rivage
Du beau Lankenau.

Plaisirs, allégrësse,
Brillante jeunesse,
Accourez en choeurs.
Qu'on se réjouisse
Et qu'on applaudisse,
Voilà les trois soeurs.

L. C.

* Der tanzenden Jugend.

Herzige Mägdelein,
Stellet die Tänze ein,
Endet den letzten Ball!
Froher Fanfarenlaut,
Cotillon süß und traut
Schweigt bei des Lenzes Hall.

Füßchen das luftig glitt,
Hebe zum Grazienschritt
Rosig erglühte Schaar;
Rauscht auch noch Saitenklang,
Seufzt es doch leis' und bang:
Trennung! — von Paar zu Paar.

Unbestand sey Euch fern,
Nur seht den Wechsel gern,
Der euch von hinnen scheucht
Aus Terpsichorens Reich
In Florens Arme weich,
Die Duft und Blüthe reicht.

Hüpfende Wellen nahn,
Schaukeln den leichten Kahn;
Auf! — füllt den engen Raum,
Seht, aus dem Rosenflor
Tritt schon der Tag hervor,
Hellet der Wolke Saum.

Anmuth das Schiff umrauscht,
Lieb' aus den Wellen lauscht; —
Morgenroth, kühler Thau;
Dort weiße Segel ziehn,
Ufer so frisch und grün,
Liebliches Lankenau!

Ländliche, süße Lust,
Freude aus junger Brust,
Eint euch zum lauten Chor,
Rufet zur Frühlingsspur
Aus goldner Sterne Flur
Hold die drei Schwestern vor.

D.

Verbesserung.

In Nro. 28 des Bürgerfreundes ist Pag. 215, Spalte 2, Zeile 12, von oben, statt: 20 Jahren — 50 Jahren zu lesen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 31.

Bremen, Donnerstag den 18. April 1833.

Gestorben:

Den 7. April. Der Arb. Wilhelm Gerling Sohn, 2 St.; Sassenbergs-Hof N. 29.
Den 7. — Des Schuhmachermeisters Herm. Christian Ruhase Sohn, 12 Wochen; Bürgerstraße Nro. 2.
Den 7. — Der Arb. Diedrich Hoffmann; 43 Jahr; Degen-Gang Nro. 3.
Den 7. — Des Kunstdrechslers Conrad Heinr. Däne Sohn, 4 Jahr; Stintbrücke N. 7.
Den 7. — Des Matrosen Joh. Hinr. Bricke Sohn, 9 Monat; Theerhof Nro. 37.
Den 7. — Des Schlossers Johann Dühring Ehefr., geb. Wrede, 73 Jahr; im Sack.
Den 8. — Der Soldat Georg Niemeyer, 25 Jahr; in der Caserne am Hohenthor.
Den 8. — Des Stuhlmachers Herm. Heinrich Richter Sohn, (todtgeb.); am Neuenmarkt Nro. 34.
Den 8. — Des Dr. juris und Notars Carl Herm Gildemeister Ehefr., geborne Evers, 27 Jahr; Düsternstraße Nro. 11.
Den 8. — Des Cigarrenmachers Christ. Heinr. Schoor Tochter, 13 Tage; Heerdenthorssteinweg Nro. 21.
Den 9. — Des Schuhmachers Joh. Wilhelm Ernst Hünecke Ehefr., geb. Nieber, 29 J.; vor Stephanikirchhof Nro. 19.
Den 9. — Des Arb. Hinr. Hitzfeld Ehefrau, geb. Bähr, 45 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 247.
Den 9. — Der Blechenschlägeramtsmeister Ernst Jeremias Großmann, 43 Jahr; am Dom Nro. 8.
Den 9. — Des Schuhmachers Herm. Lampe Sohn, 9 Monat; Neuenstraße Nro. 36.
Den 10. April. Die Dienstmagd Cathar. Marg. Mester, 29 Jahr; Schützenwallstr. N. 11.
Den 10. — Des Leinewebers Johann Justus Prigge Sohn, (todtgeb.); Hastedt.
Den 11. — Des Maurergesellen Hermann Diedrich Schröder Sohn, 2 Jahr; im Runken Nro. 44.
Den 11. — Des Buchhalters Christoph Andreas Homann Sohn, 1 Jahr; Weerder N. 7.
Den 11. — Des Postverwalters Carl Straub Ehefr., geb. Wipper, 32 Jahr; Königstr. Nro. 2.
Den 11. — Des Tischlers Heinr. Klatte Sohn, 6 Monat; hinter der Holzpforte Nro. 20.
Den 11. — Des Kahnschiffers Martin Mehrtens Sohn, 1 Jahr; Knoopstraße Nro. 41.
Den 11. — Des Galantriehändlers Joh. Anton Jacob Rusconi Tochter, 3¾ Jahr; Obernstraße Nro. 43.
Den 12. — Des Krameramtsgenossen Franz Hinr. Riensch Ehefr., geb. Fernau, 26 J.; Sögestraße Nro. 10 B.
Den 12. — Des Oelfabrikanten Peter Gotte Ehefr., geb. Heger, 29 Jahr; Rövekamp Nro. 37.
Den 12. — Des Acciseschreibers Herm. Talla Ehefr., geborne Schlengemann, 56 Jahr; Westerstraße Nro. 60.
Den 12. — Des Landmanns Jacob Schierenbeck Ehefr., geb. Lotz, 47 Jahr; im Papenthorner Felde.
Den 13. — Des Schuhmachermeisters Joh. Caspar Suhre Sohn, 10 T.; Diepenau N. 1.
Den 13. — Des Kunstdrechslers Georg Friedr. Warckentien Sohn, 1¾ J.; Georgshof N. 2.

Gebuurten:

Den 5. April. Des Kimkermeisters Friedrich Kropp Ehefr., geb. Groten, Molkenstraße Nro. 17; von einem Knaben.
Den 5. — Des Grobbäckers Joh. Heinr. Conr. Christoph Busche Ehefr., geborne Runken, Westerstraße Nro. 20; von einem Mädchen.
Den 5. April. Des Schiffskapitäns Diedrich Schumacher Ehefr., geb. Kortlang, vorm Stephanithor Nro. 12; von einem Mädchen.
Den 6. — Des Küpermeisters Conrad Cassens Ehefr., geb. Mohrmann, Jacobistr. N. 5; von Zwillings-Töchtern.

Den 6. April. Des Weinküpers David Friedr. Wiechers Ehefr., geb. Husheer, Kiesstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Wilh. Herder Ehefr., geborne Hennings, Punkendeich Nro. 64; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Kahnschiffers Johann Friedr. Windhusen Ehefr., geb. Lingen, Stephanithorssteinweg Nro. 4; von einem Knaben.

Den 7. — Des Arb. Heinrich Wilh. Gerling Ehefr., geb. Ruhräde, Sassenbergs-Hof Nro. 29; von einem Knaben.

Den 7. — Des Arb. Heinrich Trantel Ehefr., geborne Weber, Weerder; von einem Knaben.

Den 8. — Des Stuhlmachers Herm. Heinrich Richter Ehefr., geb. Harken, am Neuenmarkt Nro. 34; von einem todten Knaben.

Den 8. — Des Schuhmachers Nicolaus Bente Ehefr., geb. Treiber, hinter dem Heerdenthorswall Nro. 57; von einem Knaben.

Den 8. — Des Hökers Franz Friedr. Schnitger Ehefr., geborne Tiemann, Schweinestraße Nro. 30; von einem Knaben.

Den 8. — Des Arb. Christian Ludwig Tiemann Ehefr., geb. Ahlschwe, Knochenhauerstraße Nro. 3; von einem Knaben.

Den 9. April. Des Aufladers Matthias Kirchner Ehefr., geb. Hellweg, Westerstr. Nro. 29; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Arb. Johann Schote Ehefr., geborne Warneken, Hastedt Nro. 19; von einem Knaben.

Den 9. — Des Küpers Johann Matthias Ellebrecht Ehefr., geb. Martens, am Neuenmarkt Nro. 31; von einem Knaben.

Den 10. — Des Krameramtsgenossen Johann Friedrich Luther Ehefr., geb. Droste, Langwedlerstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Leinewebers Johann Justus Prigge Ehefr., geb. Kothe, Hastedt N. 33; von einem Knaben.

Den 11. — Des Schenkwirths Joh. Claussen Ehefr., geb. Henning, Bleicherstr. N. 24; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Cigarrenmachers Cord Henr. Meier Ehefr., geb. Keullhagen, kleine St. Annenstr. N. 21; von Zwillings-Töchtern.

Den 11. — Des Stellmachers Joh. Heinrich Arnholz Ehefr., geb. Lürssen, Buchtstraße Nro. 29; von einem Knaben.

Den 12. — Des Blechenschlägers Joh. Phil. Freeking Ehefr., geb. Finke, Osterthorssteinweg Nro. 19; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Schuhmacheramtsmeister Andreas Matthias Hesse und Juliane Charlotte Ricke, geb. Schottler, verehlicht gewesen mit Johann Christian Ricke hieselbst.

Der Cigarrenmacher Johann Hillmuth Zippel und Adelheid Seids, beyde von hier.

Der Cigarrenmacher Christian Brunssen und Maria Meyner, beyde von hier.

Der Landmann Friedrich Heinrich Conrad Wöbbeking zu Loccum und Maria Tiemann zu Morsum, Königlich Hannöv. Amts Westen.

Der Küper Joh. Friedr. Wolters und August Henriette Christiana Uhlhorn, beyde von hier.

Der Privatlehrer Heinrich Hartz und Albertine Elisabeth Klages, beyde von hier.

Der Kahnschiffer Ernst August Walter und Margar. Thomsen, beyde von hier.

Der Arb. Eduard Ziegeler hieselbst und Cathar. Maria Walter aus Lohe, Königl. Hannöv. Amts Nienburg.

Der Maler Hermann Joseph Camino hies. und Metta Meier aus Blumenthal.

Der Höker Georg Heinrich Schwaner und Rebecka Leopold aus Schormbeck, Amts Osterholz.

Der Schuhmacher Diedrich Heinrich Sickmann hieselbst und Anna Ficke aus Meienburg.

Der Arb. Hermann Heinrich Wichelmann und Wobetha Windhorst hieselbst.

Der Arb. Friedrich Wilhelm Moritz hies. und Ernestine Henriette Margaretha Augustine Brömel aus Arnstadt.

Der Landmann Ehler Meyer zu Ganderkesee, Großherzogthums Oldenburg und des verst. Landmanns Gerd Heinrich Meyer Wittwe, geb. Kruse, daselbst.

Der Schuhmacheramtsmeister Diedrich Herm. Thewes und Christina Elisabeth Margar. Meincken hieselbst.

Der Steuermann Johann Henrich Schnelle hieselbst und Gebetha Meyer aus Leuchtenburg, Gerichts Leesum.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 32.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 21. April 1833.

Frühling ist Leben der Liebe, und Liebe Frühling des Lebens.
Lebst du der Liebe, so lebt ewiger Frühling in dir.

Kuffner.

* Danklied.

Allgütiger, mein Hochgesang
Frohlocke Dir mein Lebelang,
Du gabst des Guten Fülle mir;
D'rum tönt mein heißes Danklied Dir.

Du wölbtest mir die weite Brust,
Geräumig für der Brüder Lust;
Du schenktest meinem Arm die Kraft,
Die auch im Alter nicht erschlafft.

Du schufst der höhern Freuden Quell,
Das Herz so warm, den Geist so hell;
Du nährtest früh die rege Kraft
Mit reinem Mark der Wissenschaft.

Zu Wonn' im Glück, zu Trost im Schmerz,
Hast Du mir an das treue Herz
Gelegt das Weib voll Zärtlichkeit
So fremd den Sünden ihrer Zeit.

Den Freund, den schon im Jugendland
Des Sängers Seele sucht', und fand,
Hast Du, nach langer Trennung Harm,
Auf's neu geführt in meinen Arm.

Und auf des Herbstes Höhe stehn
Wir beide, frühlingswarm, und sehn
Mit festem, ungetrübtem Blick
Auf die durchlaufne Bahn zurück.

Vor Wonn' erglüht der Blick; er fällt
Auf Wahnes-Nacht, die wir erhellt,
Auf Brüderwohl, durch uns geschafft,
Allgütiger, in Deiner Kraft!

Wir schauen sonder Angst und Graus
Auf unsrer Wallfahrt Ziel hinaus:
Uns winkt empor zum Vaterland
Der hier auf ewig uns verband.

Voll Segens war die vor'ge Zeit,
Der Wonnen Meer umrauscht mich heut,

Die Zukunft beut den schönern Kranz
In der Vollendung Himmelsglanz.

Durchglüht von Deinem Sonnenstrahl,
Berauscht an Deinem Freudenmahl,
Bringt Dir mein Herz im Silberklang
Des frommen Dankes Hochgesang.

Weihe. G. F. Noeldeke.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Es entspann sich nun unter den Wandrern ein Streit: wer zurückbleiben sollte oder nicht, welcher durch das Dazwischentreten des Offiziers geendigt wurde, indem er sich zum Schiedsrichter aufwarf. Wie gewöhnlich bei den Männern, wurde das andre Geschlecht, und unter diesem wieder Jugend und Schönheit vorgezogen. — Bärbel und noch ein junges Weib durften passiren, die Andern aber wurden zurück gewiesen. — Noch aber gab Hans nicht die Hoffnung auf, den Offizier zu erweichen. „Ew. Gnaden", hob er wieder an — „sollen nur zwei Mann auf einmal durchlassen; wann dürfen denn wieder zwei durch? In einer Virtel-, Halben- oder ganzen Stunde? Welcher Zwischenraum ist denn vorgeschrieben?" — Mit großen Augen sah ihn der Offizier an, welcher wohl nicht bei der Erfindung des Schießpulvers gewesen seyn konnte. „Davon ist nichts in meinem Befehle erwähnt" — sprach er endlich. „Aber Du hast Recht, Bursche; auch dies muß genau bestimmt werden. Des ehesten will ich deshalb einen meiner Leute nach Salzburg hineinschicken, mir Verhaltungsbefehle holen zu lassen. Bis dahin mußt Du Dich schon gedulden, mein Sohn!"

Indeß setzte Bärbel ihren Weg fort, von zwei widerstrebenden Mächten getheilt. Es zog sie zurück zum Mann — es trieb sie vorwärts zum Vater. So gelangte sie nach Salzburg, wo die Gefangenen noch nicht eingetroffen waren. Kaum gönnte sie sich Zeit, ein mitgenommenes Stück Brod zu sich zu nehmen, das sie theils mit dem Wasser des Schloßbrunnens, theils mit ihren Thränen hinabschluckte. Drauf eilte sie auf dem Wege nach Linz weiter. Die Nacht brach ein; eine Scheuer bot ihr ein elendes Lager an, welches sie, trotz ihrer wunden Füße, mit Tagesanbruch verließ.

Es konnte in der siebenten Stunde eines schönen Maimorgens 1731 seyn, als sie bei einer Biegung der Straße die glänzenden Reihen der kaiserlichen Dragoner aus dem grünen Gebüsch hervorbrechen sah. 250 Mann begleiteten die drei Wagen, auf welchen 22 gefesselte, wehrlose Landleute lagen. Ein Schmerzensruf entfuhr bei diesem Anblick der armen Bärbel. Sie war nicht im Stande, den dichten Haufen zu durchdringen, welcher die Gefangenen von allen Seiten umzingelte, obgleich sie, kühn genug, unter die schnaubenden Rosse sich wagte. Ueberdem waren die Wagenkörbe so tief, daß nur hie und da der halbe Kopf eines Unglücklichen darüber hervorragte. Fast fußfällig flehte sie den Anführer, ihr zu sagen, ob Manlicken sich dabei befände; taub für ihre Bitten, winkte er ihr stumm zu, bei Seite zu gehen. Gleiches widerfuhr ihr von den Uebrigen. — So lief sie denn in der Staubwolke nebenher, schwitzend, odemlos, voll Herzensangst — blutige Spuren ihrer wundgegangenen Füße bei jedem Tritt zurücklassend. Endlich gewahrte sie von weitem einen Wallnußbaum am Wege, dessen Aeste fast über denselben sich hinbreiteten. Sie flog voraus, erklomm den Baum; sie schaute, wie Zachäus, herab, den geliebten Vater zu entdecken.

„Wenn doch alle Bäume solche Nüsse trügen" — witzelten die vorhin stummen Dragoner und zeigten mit den Säbeln auf Bärbel, die nichts hörte und sah, als den Wagen, welcher jetzt langsam ihr vorbeifuhr. — Acht Leidensgefährten, dicht an einander gereiht, saßen in dem engen Korbe. Bei

mehr denn Einem zeigte das Silberhaar, welches sich unter dem runden Hute hervorstahl, daß nicht jugendlicher Uebermuth sie zu dem Schritt verleitet habe. Schweigsam und duldend schauten sie mit gebeugtem Haupt vor sich hin, die gefesselten Hände wie zum Gebet gefaltet.

„Manlicken! Vater!" schluchzte sie. — Ihr Schmerzensruf wirkte zauberisch auf die schmerzerfüllten Herzen. Alle acht Köpfe drehten sich, wie kommändiert; sechszehn Augen forschten nach dem Urheber des Zurufs. — Gott im Himmel! nein, er war nicht unter ihnen, Manlicken. — Schnell wanderten ihre Augen dem zweiten Wagen zu. Derselbe Ruf — dieselbe Erscheinung! Auch unter diesen sieben gramerfüllten Gesichtern erkannte sie nicht des armen Vaters Züge Trotz ihrem Widerstreben begann die Hoffnung, daß Manlicken doch wohl der einzige Gerettete seyn könne, in mächtigen Strahlen in Bärbels Innern empor zu schießen und dieser heftige Kampf ihrer Empindungen bewegte so stürmisch ihren Körper, daß die Blätter des Astes, den ihre beiden Hände umschlungen hielten, zitternd gegen einander schlugen. Die Brust drohte ihr zu zerspringen, so ungestüm pochte das arme Herz, als endlich der letzte Wagen und mit ihm die große Entscheidung sich näherte. — Kaum vermochte sie, den Vater-Namen heraus zu stammeln; — da blickten sie die bleichen Züge Manlickens an — da erhoben sich seine Hände, in Fesseln klirrend, wie flehend zu ihr empor — da schien sein geöffneter Mund ihr etwas zuzurufen, was sie über dem Gerassel des Wagens und dem Getrompel der Pferde nicht verstehen konnte. — Fast wäre sie vom Baum hinabgestürzt. Wie vernichtet lag sie eine Weile am Fuße desselben hingestreckt; und doch kam sie mit den Gefangenen zugleich in Salzburg an. Mit Lebensgefahr drängte sie sich inmitten der Dragoner durch das Thor der Festung Hohensalzburg ein, wohin die Gefangenen gebracht wurden. Als sie von dem Wagen herabgenommen wurden, durfte Bärbel nur von fern, starr wie Loth's Weib, dastehen.

„Neun Klafter tief" — belehrte sie ein alter Invalide — „kommen sie unter die Erde. Da scheint weder Sonne noch Mond hinein, und nur mit Molchen und Blindschleichen können sie da allenfalls rebelliren." — Ein Glück für Bärbel, daß sie nichts davon hörte, nur sah, wie der Vater an der Kerkerthür nach ihr sich umschaute und dann in sein schauriges Grab hinabstieg. Sie fand sich endlich an Salzburgs Hauptkirche wieder. Wie sie dorthin, in einen Winkel derselben, gekommen — wußte sie nicht. Auch hörte sie geraume Zeit nichts davon, daß Jemand ihr eifrig Trost zusprach. Erst dann, als er ihren Vater nannte, welchen sie oft sehen und sprechen solle, und daß sie deßhalb hier bei einer ehrbaren Frau verbleiben könne, ja wohl gar dem Manlicken die Freiheit auszuwirken vermöge, ward sie aufmerksam und erkannte in dem Tröster — den jungen Baron von Motzel.

Wie im Traume ließ Bärbel sich von ihm durch Winkelgäßchen nach einem entlegenen Stadttheile geleiten, wo sie dem Schutze eines Weibes übergeben wurde, welches den Herrn Baron recht gut zu kennen schien. Ein Wein-Zeichen an dem Hause, das Innere desselben, welches blanke Trinkstuben, stammelnde Zecher und schmucke Schenkmädchen enthielt, beurkundeten das Gewerbe seiner Besitzerin — Bärbel, in ihrem Schmerze, wußte es der Frau großen Dank, daß sie ihr hinten im Hofe ein einsames Kämmerchen anwies, in welchem sie sich ihrer Traurigkeit ungestört hingeben konnte. Sie schlief endlich ein; fest, unaufweckbar, wie es ihre gänzliche Erschöpfung mit sich brachte. — Die nächsten beiden Tage besuchte der junge Baron fleißig die arme Bärbel, sie stets vertröstend, daß

sie sogleich ihren Vater sehen solle, sobald das erste Verhör vorüber sey. Er suchte ihren Gram durch die schönsten Verheißungen zu zerstreuen, und, seinen frühern Charakter gänzlich verleugnend, schien er nur der Sittsamkeit in Wort und That zu huldigen. — Aber bereits hatte von Motzel den Schlüssel zu Bärbels Kammer in der Tasche; bereits zwang das böse Weib der armen Betrogenen einen, die Sinne stark reizenden Wein ein, ihr auf das Wohlseyn ihrer Lieben zutrinkend. Schon hatte der Wüstling heimlich sich von seiner Braut weggestohlen, bei deren Eltern eben eine glänzende Abendgesellschaft aus den höhern Cirkeln Salzburgs sich vergnügte. Leicht schien ihm die Entschuldigung zu werden, wenn ja seine kurze Entfernung entdeckt würde. Froh schlüpfte er bei'm Beginn der Nacht, welche zum Bubenstück ausersehen war, durch die Straßen, den tiefen Schatten suchend, welchen die hohen Häuser Salzburgs mit Hülfe des Vollmondes weithin warfen. Es war eine Mainacht, mild, südlich, ganz geeignet, alle sinnlichen Gefühle zu steigern. Von ihnen mit größter Gewalt beherrscht, mußte es ihm ein wahrer Donnerschlag seyn, als er sich plötzlich auf seinem Wege von einer bekannten Gestalt angesprochen sah. Es war ein Vetter seiner Braut, ein junger Sausewind, der seine eiligen Schritte aufhielt. —

„Wohin? Herr Baron!" rief er verwundert. — „Wie? Ihr verlaßt schon die Gesellschaft, welche ich erst zu vermehren gedenke? Habt ihr denn die Erlaubniß Eurer Braut dazu erhalten können?" — Seinen Aerger über dieses unerwünschte Zusammentreffen nicht ganz bemeisternd, entgegnete der Gefragte etwas spitz im Ton der Stimme: „Mir ward mit einem Male so bänglich, ja höchst unwohl; deshalb such' ich die frische Luft. Ein mäßiger Spaziergang wird hoffentlich mein erhitztes Blut in seine gewöhnliche Ruhe zurückbringen." — „O, dann erlaubt mir, Euch zu begleiten. Ich hoffe mir damit den Dank Eurer schönen Braut zu verdienen. Leicht könnte Euch ja eine Ohnmacht überfallen, wo Ihr dann von Gaunern geplündert werden, oder wohl noch Schlimmeres erfahren könntet." — „Nicht doch! um keinen Preis möcht' ich Euch von Euerm Vergnügen abhalten." — „Welches ich doppelt genieße, wenn ich mit Euch zur Gesellschaft zurückkehre. Macht keine Umstände!"

Den Milchbart im Innersten verwünschend, schritt Motzel, von dem Lästigen wie sein Schatten begleitet, fürder. Vergebens strengte er seine ganze Erfindungsgabe an, seiner los zu werden. Wie ausgebrannt war ihm das Gehirn im Sturme der heißesten aller Leidenschaften. Fast bis zum Wahnwitz getrieben, blieb er endlich vor dem Hause stehen, wo er Befriedigung seiner wilden Lüste zu finden erwartete. „Herr von Rhelingen" — sprach er mit heiserer, zitternder Stimme, sich zu seinem Begleiter wendend, „wartet meiner ein wenig hier. Nur einen Sprung laßt mich in dies Haus thun, wo mein Arzt gewiß schnell die kleine Wallung beseitigen wird." — Dann mag er warten, bis ihm die Geduld ausgeht! dachte er in seinem Innern. — „Euer Arzt? in diesem Hause?" sprach Jener bitter. „Ein Arzt allerdings, wenn auch kein männlicher, mag hier Eurer harren. Hört, Motzel!" — der junge Mann faßte ungestüm den Lüstling bei der Klappe seines Rockes — „ich erkläre Euch für den nichtswürdigsten Schurken wenn Ihr je dies Haus wieder zu betreten wagt, worin Ihr eine gemeine Metze Euch bewahrt. Es ist endlich Zeit, daß Ihr dies wüste Leben verlaßt, da Ihr Euch in eine edle Familie einzuschwärzen gedenkt. Wollt Ihr? Euer Ehrenwort darauf!" — „Wie? — Ihr wagt — was? mir das?" sprudelte Motzel — „Euch zum Possen werd' ich nun in dies Haus gehen!" — „Auch dann, wenn ich Euch einen erbärmlichen Schuft heiße?" — „Ja, selbst dann!" knirschte Jener. „Schimpf!

wie Ihr wollt!" — „Ha! ich hatte vergessen, daß ja eigentlich kein adeliches Blut in euern Adern rollt. Nur die schwarze Tinte des einstigen Schreibers schleicht träge darin, todt für alles Gefühl von Ehre. Wurde nicht Euer Adelsbrief mit dem Blute der Bauern geschrieben, die Euer Vater deshalb aussog? Vielleicht rührt Euch dies aus dem Schlamme Eurer Niederträchtigkeit auf." — Er bearbeitete mit beiden Händen Motzels Angesicht, der schäumend seinen Degen zog und selbigen seinem Beleidiger in den Leib rannte. — Brüllend stürzte dieser hin, und Motzel flüchtete mit der bluttriefenden Waffe in das Haus, vor welchem der Streit geschehen war. — In gegenwärtiger Lage war er zu Allem fähig. Die zitternde Hand suchte den Kammerschlüssel; wüthend stampfte er den Boden, als er in der Hast nicht gleich das Schlüsselloch fand. Endlich riß er die Thür auf, die gar nicht verschlossen gewesen. Hin zum Bette stürzte er, auf welchem er sein Opfer zu finden glaubte — es war verschwunden, nirgends zu entdecken! — Wenig fehlte, daß er die auf sein lautes Fluchen herbeieilende Kupplerin erstochen hätte. Erst der jetzt auf der Straße entstehende Lärm erinnerte ihn an die Gefahr, in welcher er schwebte. Behend flüchtete er zur Hinterthür hinaus; in der nächsten Minute trug ihn sein Pferd in sausendem Galopp über die hölzerne Salzabrücke und zur Stadt hinaus. Vor dem entgegengesetzten Ende derselben saß im freundlichen Mondesscheine, innig verschlungen, ein liebendes Paar, hoch sich freuend ob der endlichen Wiedervereinigung. Es war Hans und Bärbel!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Handelskammer.

„Die deutsche Staatswirthschaft hat noch manches Stellchen, wo sich goldne Eier finden lassen, wenn Handelskammern, die Schlüsse und Obhut darüber führen." — Sollte in dieser Stelle, welche R. von Bosse bei der Gelegenheit, wo er über den Schutz deutschen Gewerbfleißes durch Zünfte spricht, etwas Wahres seyn, — woran nicht wohl zu zweifeln, so bedarf derjenige wohl keiner Entschuldigung, der einige flüchtige Ideen über Handelskammern in diesen Blättern zur Prüfung hinstellt.

Der Flor des Handels ist bekanntlich zwar nicht der höchste Zweck des Staates, selbst nicht eines so genannten Handelsstaates; allein dieser Flor des Handels ist, nach dem jetzigen Zustande der Menschheit und besonders der Europäischen, eines der wesentlichsten Hülfsmittel jenen höchsten allgemeinen Zweck des Staates zu befördern.

Die Regierung nun hat es hauptsächlich mit jenem Zwecke zu thun, und muß die Herbeischaffung jener Mittel hauptsächlich dem Privatmann selbst überlassen, wozu diesen denn auch sein eignes Interesse von selbst — antreibt. Hierbei muß jedoch die Regierung, eingedenk der Verbindung wie die einzelnen Mittel insgesammt für den höchsten Zweck wirken, verhüten, daß diese Privatrichtung dem Gemeinwesen nachtheilig werde, muß anderntheils, nachdem diese Seite gesichert ist, fördern außerhalb und innerhalb des Staates, daß das Privatinteresse im Einzeln und das Wohl des Handels im Ganzen sich frei und kräftig entwickeln könne. — Man begreift, daß zu dieser Ausübung der äußern und innern Handelspolitik oder mit andern Worten, der Handelspolitik in ihrer Anwendung außerhalb und innerhalb des Staats, sehr umfassende Kenntnisse der mannigfaltigsten Art erfordert werden, zumal in jetziger Zeit, wo man überall die Thätigkeit, welche die großen Weltereignisse bisher auf das Gebiet abstracter Forschungen oder in das gewaltige Ge-

wühl des politischen Treibens hineindrängte, auf näherliegende und friedlichere Dinge, auf die s. g. materiellen Interessen und insbesondere auf die Forderungen des Handels zurückzieht; — und wo in der Handelswelt überall Neuerungen eintreten, vielleicht sogar manches ganz Neue erscheint, dessen Ein- und Rückwirkung auf den eignen Staat und seinen Handel man begreiflich bloß nach Lehren der Erfahrung weder abmessen noch berechnen kann. Hier also vornehmlich bedarf es ganz besonderer Kenntnisse, die sich wohl schwerlich in Einem Kopfe jemals vereinigt finden; denn einestheils bedarf es nicht nur der steten Berücksichtigung des allgemeinen, höchsten Staatszweckes und des allgemeinen Gesammt-Handels des Staats, — sondern zugleich auch anderntheils der genauen in's Einzelne gehenden Kenntnisse aller derjenigen Hülfsmittel und Hebel, womit der Privatmann seinen eignen, und also sämmtliche Kaufleute den Gesammthandel zu heben, und den Handel anderer Privatleute und zuweilen den anderer Staaten zu hindern wissen. Jene ersteren Kenntnisse finden sich in der Regel nur bei dem Staatsmanne, diese andern nur bei dem Kaufmanne. — Um nun diese beiderlei Arten von Kenntnissen für die Wohlfahrt des Ganzen benutzen zu können, muß man auf Mittel sinnen sie zu vereinigen. Da aber die Kenntnisse des Staatsmannes in der Regierung versammelt sind, und diese jede Gesammtthätigkeit leitet: so muß die Regierung um diese Vereinigung der ihr eigenthümlichen Staatsweisheit mit der Privatklugheit der Staatsgenossen zu Stande zu bringen, auch Sorge tragen, daß die Kenntnisse des Privatmannes, seine in's Kleine gehenden Erfahrungen nicht umkommen und sein Scharfblick für das Einzelne benutzt werden könne; — bald um die Gefahren, welche in manchen im Allgemeinen vortheilhaft scheinenden Maaßregeln verborgen liegen können, zu enthüllen und zeitig dagegen zu warnen, — bald aber auch um gewisse unbeachtete Vortheile hervorzuziehen, über welche der auf das Ganze und Allgemeine gerichtete Blick der Regierung gar leicht hinwegsehen kann. Diese scharfsinnige Detailkenntniß des Kaufmanns geht aber, wie die Erfahrung lehrt, eben weil sie sich in der Regel zu sehr auf Einen Punkt richtet, leicht in's Einseitige; woher denn auch die so oft hervortretende große Verschiedenheit der Beurtheilung einer Maaßregel sich erklärt, deren Allgemein-Schädlichkeit oder Allgemein-Nützlichkeit der Einzelne gewöhnlich nach dem Umstande mißt, ob seine Handelsbranche darunter leidet oder prosperirt. Um diese Einseitigkeit und diesen egoistischen Scharfsinn ebenfalls nutzbar zu machen, scheint es nun passend, jene einzelnen Kenntnisse mit einander friedlich zu vereinigen, was wohl am sichersten dadurch geschieht, daß man eine Veranstaltung trifft, wodurch es möglich wird, die Privatinteressen im Einzelnen kennen zu lernen, — und wodurch zugleich, indem alle Interessen sich zu billiger Berücksichtigung geltend machen, diese Interessen gewürdigt, gegen einander abgewogen und ausgeglichen werden können. Denn so wie durch dieses Verfahren ein Gesammtinteresse ermittelt wird, so wird auch durch die Vereinigung der einzelnen individuellen Kenntnisse gewissermaßen eine Gesammtkenntniß, d. h. eine Kenntniß, wodurch man die Mittel zur Beförderung des Gesammtinteresse auffinden lernt, hervorgerufen und gewissermaßen verkörpert. Diese Gesammtkenntniß, dieser Zusammenfluß von individueller Kenntniß zu Einer, — bildet nun den Einen Zweig der staatswirthschaftlichen Kenntnisse, wohingegen das mehr auf leitenden Principien gestützte Wissen der Mitglieder der

Regierung den andern Theil derselben ausmacht. Die Regierungsbehörde muß offenbar sich beider zugleich bemächtigt haben oder doch bemächtigen können, wenn sie, soweit es in menschlichen Kräften steht, sicher und gewiß seyn will, daß ihre Maaßregeln den beabsichtigten Erfolg, d. h. die wahre Wohlfahrt des ganzen Staats erzielen und erreichen werden. Jene Veranstaltung aber, wodurch die Gesammtkenntniß gewissermaßen verkörpert wird; — was kann es anders seyn, als eben eine Handelskammer? und wie kann eine solche wohl anders construirt werden, als durch die Träger jener Detailkenntniß, und jener verschiedenen Privatinteressen, auf welche oben aufmerksam gemacht ist? Eine solche Handelskammer wird allerdings wohl manches Stellchen noch entdecken, wo sich in der städtischen und vaterländischen Staatswirthschaft die goldnen Eier finden, deren der Eingang erwähnt, sie wird, nach einer andern Richtung hin, aber auch die Löcher aufzufinden wissen, durch welche die gefundenen goldnen Eier aus dem Neste fallen können, und wohl oft wirklich schon gefallen sind. —

N.

---

* Wohlgemeinter Rath

der Vorsteher der Deutschen Gesellschaft in New-York, an Deutsche, die nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika auszuwandern beabsichtigen. *)

Die unterzeichten Vorsteher der Deutschen Gesellschaft in New-York haben die Ueberzeugung erlangt, daß dem größern Theile der zahlreichen Einwanderer von Deutschland in die Vereinigten Staaten eine richtige Ansicht dessen fehlt, was sie hier zu erwarten haben, und daß die Täuschung, in welcher sich die Meisten hierüber befinden, nicht nur den Nachtheil hat, daß sie so Manche verleitet, vielleicht in ihren alten Tagen noch ein ruhiges wenn gleich ärmliches Leben in der Heimath aufzugeben, um auf gut Glück in die Fremde zu ziehen, sondern auch sie verhindert, wenn hier angekommen, zweckmäßige Mittel zum fernern Fortkommen zu ergreifen. Der Wunsch der Gesellschaft, dem Uebel abgeholfen zu sehen, veranlaßt ihre Vorsteher, hier eine der Wahrheit gemäße Schilderung von der Lage der Deutschen Emigranten in diesem Lande zu geben, und dieselbe mit einigen Rathschlägen für Letztere zu begleiten.

Diejenigen Einwanderer, von denen hier zu reden der Zweck ist, theilen sich in zwei Haupt- und drei Unterabtheilungen; nämlich: in Begüterte und Arme; in Handwerker, Arbeitsleute und Landleute. Wir wollen uns zuerst mit der begüterten Klasse beschäftigen, worunter wir solche Leute verstehen, welche zu Haus ein kleines Grundstück besitzen, und entweder von einem Handwerk oder vom Landbau leben. Wenn nun diese, irre geleitet durch die viel versprechenden Schriften, welche ihnen der Eigennutz nicht selten in die Hände spielt, sich entschließen, mit ihren Familien die Heimat zu verlassen: so ist die erste Folge, daß sie das bis dahin betriebene Geschäft vernachlässigen müssen, um Einrichtungen zur bevorstehenden Reise zu treffen. Die Ausgaben der Familie gehen aber fort, und werden natürlich durch die nöthigen Reiseanstalten noch vermehrt. Das Grundstück und die nicht transportablen Acker- und Handwerksgeräthschaften werden verkauft, und gehen gewöhnlich unter ihrem wirklichen Werthe weg, weil sie verkauft werden müssen, und weil meistens mehrere Familien aus einer Gegend zusammen aufbrechen, wodurch die Anzahl der Verkäufer sich vermehrt, während der Käufer weniger werden. Nun wird die Reise angetreten, die in der Regel mehr kostet als man erwartet hatte; da die Reise einer Familie oft nicht berechneten Aufenthalt erleidet; auch muß das mitgenommene Geld, je nachdem man verschiedene Länder und Landschaften durchreist, oft mehrere Male umgetauscht werden, und immer ziehen die Verwechsler Vortheil von der Unkenntniß der Wechselnden. Am Orte der Einschiffung suchen die Agenten der Schiffe die höchstmögliche Passage von den Reisenden zu erlangen. In der Absicht zu sparen, bedingen sie diese ohne Beköstigung und legen, auf eine gute Ueberfahrt von etwa 30 Tagen zählend, einen auf diese Zeit berechneten mäßigen Proviant ein. Bei einer günstigen Reise geht dieß gut, dauert aber diese Ueberfahrt, wie es oft der Fall ist, 60 Tage und noch länger, dann sind die Passagiere gezwungen, den Proviant an Bord zu kaufen, und müssen ihn oft sehr theuer bezahlen. Mit einem auf jeden Fall sehr verringerten Kapital langen sie endlich in dem Lande an, wo sie die Früchte der gemachten Aufopferungen und der erduldeten Beschwerden zu erndten hoffen.

Wir nehmen an, daß New-York der Ort sey, wo der Ankömmling landet, und wollen uns

*) Die Redactionen derjenigen Deutschen Zeitschriften, welche sich über Gegenden verbreiten, wo Auswanderungen beabsichtigt werden, wollen obigen menschenfreundlichen, authentischen Andeutungen einen Raum in ihren Blättern anweisen.
Die Redaction des Bgrfds.

ihn selbst als einen Handwerker denken, da wir die Lage der Landleute und Tagelöhner hiernächst untersuchen werden. Unbekannt mit der Sprache und den Sitten des Landes, fühlt er sich wie verloren in dieser großen und ausgedehnten Stadt; denn New-York hat eine Einwohnerzahl von mehr als 200,000, größtentheils Kaufleute, mit dem gewöhnlichen Verhältniß von Seeleuten, Künstlern, Handwerkern, Arbeitsleuten u. s. w., die im Allgemeinen nur englisch sprechen. Der Fremde kann sich Niemandem verständlich machen; endlich aber kommen ein paar Deutsche an Bord, und er freuet sich, sich in der vertrauten Muttersprache angeredet zu hören. Leider aber giebt es unter den Leuten, die auf diese Weise als Dollmetscher und Vermittler auftreten, Menschen, die auf den Unkundigen warten, um unerlaubte Vortheile von ihm zu ziehen, und vor denen daher der Fremde Ursache hat, auf seiner Hut zu seyn. Es sind zuweilen Wirthe, die die Ankommenden in ihre Häuser locken, wo sie sie durch allerlei falsche Vorspiegelungen so lange zu halten suchen, bis der letzte Heller aufgezehrt ist; dann bringen sie sie zur Deutschen Gesellschaft, oder stoßen sie auch ohne Weiteres auf die Straße. Wird den Leuten, so lange sie noch Geld haben, vielleicht Arbeit angeboten, so überreden solche Wirthe sie, der Lohn sey zu gering. Zuweilen verdingen sie sie wohl auch gegen einen elenden Lohn bei Handwerkern, und lassen sich selbst von diesen eine tüchtige Vergütung zahlen. In beiden Fällen müssen die Ankömmlinge ihre kleine Habe zusetzen, und wenn sie dann zu spät ausfinden, daß sie hintergangen worden sind, so werden sie oft muthlos, und Gram und der Einfluß des veränderten Klimas werfen sie aufs Krankenlager, und machen sie auf diese Weise der fremden Hülfe bedürftig, die sie nicht in Anspruch zu nehmen gebraucht hätten, wenn sie gleich im Anfange zweckmäßig zu Werke gegangen wären. Trifft das Schicksal den Vater einer zahlreichen Familie, so ist seine Lage wirklich bejammernswürdig. Nicht selten indessen fängt auch gerade dann eine Verbesserung derselben an, weil der Einwanderer, zu einer richtigen Beurtheilung seiner Stelle gekommen, dann auch zweckmäßig handeln kann. Er geht entweder nach dem Innern des Landes, nach einer Gegend, wo schon viele Deutsche sich niedergelassen haben, oder er nimmt auch eine mäßig bezahlte Arbeit an, und sucht sich durch Fleiß und Sparsamkeit so viel zu erwerben, daß er sich in der Folge entweder hier oder an irgend einem andern Orte selbst etabliren kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die Apotheken.

Bis zum 13. Jahrhundert waren keine Apotheken. Erst im 15. wurden sie in Deutschland allgemein. Es befanden sich in Deutschland die Apotheken zu Anfange ihrer Einführung in den Händen der Aerzte, und dieser Besitz hat ihnen vor dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts (zumal in den Reichsstädten) nicht geraubt werden können.

Der Erwerbzweig eines Apothekers war seit dem ersten Ursprunge sehr lucrativ, und man kann annehmen, daß ein haushältrischer Apotheker in einer Mittelstadt in den letzten 2 bis 3 Decennien binnen 20 Jahren ein Vermögen von 30 bis 40,000 Rthlr. zusammenschlagen konnte. In großen Städten, Residenzen steigerte sich diese Summe wohl bis auf 100,000 Rthlr. — Doch abgesehen von der lucrativen Seite, so hat Hahnemann vollkommen recht, wenn er den Aerzten die Bereitung wieder in die Hände giebt. —

Ueber 1000 Arzeneien enthalten unsere Apotheken, dazu 200 Magistralformeln, welche noch in den Apotheken gehalten werden; ferner 56 ganz neue Ost- und Westindische Arzeneien; thut in Summa 1315 Arzneimittel. Glücklicher Arzt, der du die Wirkung aller dieser Mittel genau kennst!

Wir Andern, die wir an eine solche Gelehrsamkeit und Erfahrung nicht glauben, sind der Meinung, daß es an der Zeit sey, einmal ernstlich darauf Bedacht zu nehmen, die entbehrlichsten Arzeneien abzuschaffen, und somit die Kunst der Wissenschaft näher zu bringen.

Die speciellen Gründe, welche eine Verminderung der Arzneimittel nöthig machen, sind folgende:

1) Die Arzeneien sind zu theuer, und zwar deßwegen, weil der Apotheker genöthigt ist, viele hundert Arzeneien zu halten, von welchen er kaum den dritten Theil verbraucht;
2) viele glückliche Aerzte, ich möchte sagen die Berühmtesten, haben in der Regel nur einen kleinen Apparatum Medicaminum;
3) je weniger Arzneimittel, desto mehr Sicherheit für die Kunst und desto mehr wissenschaftliche Prinzipien.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

No. 33.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 25. April 1833.

Der Geist der Zeit will Pflicht und Recht
Im heiligen Vereine;
Daß Keiner sey der Willkür Knecht,
Daß Jedem sey das Seine!

Der Zeitspuk und der Zeitgeist.

Der Spuk der Zeit, der Geist der Zeit
Sind rings im Kampf und Streite;
Der will des Lichtes Herrlichkeit,
Der Prüfung Raum und Breite,
Wenn Jener sich mit Lichtesscheu
Verbrüdert und verbündet,
Und in dem blinden Glauben treu
Als Heil der Welt verkündet.

Der will das „Vorwärts!" immerfort,
Nach unsers Herrn Gebote;
Ihm gilt nur das lebend'ge Wort,
Der Buchstab' nicht, der todte!
Ein Gräuel sind ihm Trug und Wahn
Und Priesterlüg' und Fratzen;
Schafft sich zum Forschen freie Bahn
Und läßt die Geister platzen. *)

Er will des Wortes Schwert, den Krieg
Mit Wörtertand und Wahne;
Kämpft um der Wahrheit Kranz und Sieg,
Erkannten Glaubens Fahne;
Er läutert von Morast und Sumpf
Die angeschlemmte Quelle;
Bewährt wird Glaub' ihm nur Triumph,
Geist, Heil, Erleuchtung, Helle.

Der Spuk der Zeit will Müßiggang
In Thätigkeit, Erschlaffen
Des Geistes, des Gewissens Zwang
Und Regiment der Pfaffen;
Dumm unterwerfen sollen wir
Uns päpstlichen Zeloten;
Anbeten fabelhaften Stier,
Verdumpft zu geistig Todten.

Der Geist der Zeit will Pflicht und Recht
Im heiligen Vereine;

*) Lasset die Geister platzen.
Martin Luther.

Daß Keiner sey der Willkür Knecht,
Daß Jedem sey das Seine!
Doch Sitt' und Ordnung auch und Zucht,
Gehorsam den Gesetzen;
Will brechen ihre gold'ne Frucht,
Nicht Messer an ihr wetzen.

Der Spuk der Zeit legt seine Faust
An Baum und Wurzel, trümmert
Zu Boden ihn, rumort und braust,
Wie Windsbraut, unbekümmert
Ob rings um ihn die Welt vergeht!
Raub gilt's, mit wilder Lache
Sieht er der Ordnung Umsturz, kräht
Als rother Hahn am Dache.

Auf, Geist der Zeit, erhebe Dich
Mit Deinen Adlerschwingen!
Laß Licht und Recht und Wahrheit sich
Des Kranzes Sieg erringen!
Den Völkerschwindel stürz' vom Thron,
Das Rechte schaff' zum Gotte,
Daß untergeh' in Spott und Hohn
Des Zeitspuks tolle Rotte!

Schink.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Von dem, wenn schon nicht in zu großer Menge genossenem Wein etwas berauscht, hatte sich Bärbel auf Anrathen des falschen Weibes, auf's Lager geworfen und diese sich frohlockend entfernt. Bald aber ward ihr hier so schwindlich, daß sie aufsprang, durch frische Luft am geöffneten Fenster sich zu erholen. Da erweckte der Anblick des Vollmondes, der sein sanftes Licht in reichem Maaße über das stille Kämmerchen ergoß, eine unaussprechliche Sehnsucht nach ihrem daheim gelassenen Kinde — nach ihrem Hans, welcher sie vielleicht, Gott weiß, mit welcher Angst! überall aufsuchte — nach ihrer Mutter und ihren Brüdern, die sie stündlich erwarteten. Zurück trat dagegen das Bild ihres eingekerkerten Vaters. Da verließ sie, von zärtlicher Bangigkeit getrieben, das Gemach. In dem Augenblick wurde der Riegel der Thür, welche sie von der Hausflur trennte, zurück geschoben; eilig rannte die Wirthin, eine leere Weinkanne in der Hand, bei ihr, die gerade im Dunkeln stand, vorbei und in den Keller. Ohne Arges zu denken, daß sie demnach eigentlich eingeschlossen gewesen, trippelte Bärbel in das Vorderhaus, wo beim Schein eines Lämpchens ein Mädchen stand, welches augenscheinlich auf den eben zu holenden Wein wartete. — Im Vorübergehen fühlte sie sich von demselben leise am Rocke gezupft und eine furchtsame Stimme fragte: „Ist's schon zu spät oder nicht?" — „Ich habe die Glocke nicht gehört" — antwortete Bärbel — „fragt doch die Wirthin." — „Nein, so mein' ich's nicht. Ich wollte fragen, ob Ihr schon betrogen wäret oder nicht?" — „Betrogen, wie so? von wem?" — „Von — von dem Baron, mit welchem ich Euch hierher gehen sah." — „Ich versteh' Euch nicht. Um Gotteswillen, sprecht!" — „Ach, wenn's noch nicht zu spät wäre! — Wartet meiner vor der Thür" — fuhr sie eilig fort, als sie die Wirthin die Kellerstufen herauf klappen hörte — „geht schnell!" — Bärbel gehorchte und in Kurzem wurden ihr die Augen geöffnet über die Gefahr, in welcher sie geschwebt hatte. Ihre Retterin war jene arme Verführte, deren die Mägde am Schloßbrunnen einst so lieblos gedachten. Von ihr erfuhr Bärbel auch noch, daß ihr Vater, so wie die übrigen Gefangenen, zu ewigem Kerker verurtheilt wäre und an eine Zusammenkunft mit Ersterem nicht zu denken sey. „Ich diene bei dem Frohnvoigt" — sprach sie — „und weis es deshalb bestimmt." Dankend verließ Bärbel drauf das Mädchen, so wie die Stadt. Als sie aber eine kurze Strecke fortgewandert war, nach der Gegend zu, wo der Mond so freundlich über ihre heimathlichen Berge herwinkte, kam ihr ein einsamer

Wandrer entgegen geschritten und dieser war ihr Hans! — Nachdem der erste freudige Sturm des Wiedersehens vorüber war, trat das selige Paar sofort die Rückreise an.

Am Hofe zu Salzburg hatten die bei den Gefangenen vorgefundenen Schriften, wonach viele Tausende begehrten, evangelisch zu werden, keine geringe Bewegung verursacht. Vor allen Dingen glaubte man sich überzeugen zu müssen, ob die vielen Unterschriften wirklich ächt seyen und ob die Zahl der Widersetzlichen so gar hoch sich belaufe. Aus triftigen Gründen konnte man hiebei keine Gewalt anwenden, sondern mußte sich der List bedienen. Der schlaue Hofkanzler Hieronimus Christiani von Räll nebst dem Vicehofmarschall von Rhelingen und noch einem weltlichen Herrn begaben sich in dieser Absicht in die verschiedenen Pflegen des Gebirges, Hülfe verheißend allen denen, so gegründete Ursachen zur Beschwerde vorzubringen hätten. Am 15. Juli 1731 langten sie zuerst in Werffen an, wo die Menge herbeiströmender Bauern treuherzig ihre Klagen über die unerschwinglichen gerichtlichen Abgaben, über die drückenden Begräbniß-Taxen und andere geistlichen Forderungen anbrachten. So freundlich und leutselig redeten diese drei vornehmen Herren mit den von ihren Pflegern stets schnöde behandelten Bauern, daß diese ein recht freudiges Zutrauen zu ihnen faßten. Da warf nun endlich von Räll die Frage hin: ob es denn wahr sey, daß viele von ihnen die allein seligmachende Kirche zu verlassen gesonnen wären? — Etwas zögernd entgegneten die Hauptsprecher: daß sie insgesammt der katholischen Lehre zugethan seyen, wie aber allerdings einige von ihnen über den Bach waten dürften. — Auf die Mahnung, sich deutlicher auszusprechen, zog Ruprecht Stuhllebner eine Schrift aus dem Busen und, sie dem Hofkanzler überreichend, erklärte er, daß dies ihr gemeinsames Glaubensbekenntniß sey.

„Aber, Kinder", sprach Rhelingen — „Ihr müßt Euch doch bestimmt ausweisen, ob Ihr katholisch, lutherisch oder reformirt seyn wollt? Denn diese drei Religionen nur haben, laut des westphälischen Friedens, freie Ausübung in Deutschland, und der Kaiser selbst ist verpflichtet, selbige zu schützen. Oder habt Ihr ein ganz neues Glaubensbekenntniß?" Da bekannten sich Alle willig zum lutherischen, und auf die Kunde davon bedeckten sich alle Wege mit Leuten; von allen Bergen herab, aus allen Schluchten herauf kamen sie, so daß allein in der Werffner Pflege 3100 Personen sich einschreiben ließen. Ihre Namen sowohl als ihr Vermögen wurden sorgfältig angemerkt. Bis auf 20,678 Individuen aller Art waren es in sämmtlichen Pflegen, welche dem neuen Glauben anhangen zu wollen erklärten.

Ermuthigt durch die falschen Zusicherungen des Hofkanzlers, verheimlichten fortan die Salzburger nicht länger ihre wahren Gesinnungen. Als darauf die Pfarrherren und Jesuiten ärger als je ihren Glauben lästerten und verfluchten, blieben sie ganz und gar aus den Kirchen weg; so daß an dem Tage Mariä Himmelfahrt nur drei Personen in dem Gotteshause zu Wagrain sich einfanden. Nun liefen die Paters in die Häuser, die Irrenden durch Drohen und Schelten zu bekehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Wohlgemeinter Rath

der Vorsteher der Deutschen Gesellschaft in New-York, an Deutsche, die nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika auszuwandern beabsichtigen.

(Fortsetzung.)

Es gehört hierher, den Deutschen Handwerker damit bekannt zu machen, daß es in diesem Lande kein Zunft-Privilegium giebt. Es kann mithin ein Jeder arbeiten, wie und in welchem

Fache er will. Die Folge davon ist eine außerordentlich starke Concurrenz der Arbeiter gewesen, wodurch es dahin gekommen ist, daß manche Sachen hier entweder besser oder doch auch auf eine einfachere und weniger Zeit kostende Weise gemacht werden als in Deutschland. Der von dort kommende Handwerksmann steht daher im Anfange nicht bloß wegen Unkunde der Landessprache, sondern auch durch die von der seinigen abweichende Arbeitsart, im Nachtheil. Beide Schwierigkeiten sind indessen nicht unüberwindlich, und hat ein tüchtiger und fleißiger Handwerksmann sie einmal überstiegen, so kann er hier im Lande ein gutes Aus- und Fortkommen finden. Wenn nun ein solcher Handwerker nach reiflicher Erwägung aller der Schwierigkeiten, die er zu bekämpfen haben wird, dennoch den Entschluß faßt, sich mit seiner Familie in dieses Land zu versetzen, daß ihm bei seiner verhältnißmäßig noch geringen Bevölkerung auf der andern Seite auch Vortheile darbietet, so ist Folgendes der wohlgemeinte Rath, dessen Befolgung ihm die Unterschriebenen zur bessern Erreichung seines Zweckes empfehlen.

Er muß nicht nur sein baares Geld zu Rathe halten, sondern auch bei der Versilberung seines Grundstücks und anderer Habe mit der größten Umsicht zu Werke gehen, und lieber, als diese zu einer ungelegenen Zeit schlecht verkaufen, einen günstigern Augenblick abwarten, unterdessen sich aber seinem Berufe mit verdoppeltem Eifer widmen und dabei ein sparsames Leben führen; einmal, damit er wo möglich seine Mittel vermehre, und dann auch, um seine Familie an die Entbehrungen zu gewöhnen, denen sie sich späterhin vielleicht auf eine Zeit lang unterwerfen muß. Hat er sein Eigenthum ins Geld gesetzt, so muß er nach angestellter genauer Erkundigung eine Berechnung seiner Reisekosten machen, wobei ihm die dieser kleinen Schrift angehängten Anschläge einigermaßen zur Richtschnur dienen können. Der nothwendig erforderlichen Summe sollte er für außerordentliche Fälle noch $\frac{1}{4}$ des Betrags hinzulegen, damit er nicht unterwegs in Verlegenheit gerathe, und hiernächst vor der Abreise sich wo möglich bei einem, ihm als rechtlich bekannten, Manne die verschiedenen Münzsorten einwechseln, deren er auf der Reise bedürfen wird. Um sich nicht durch das Mitschleppen von entbehrlichen, nur geringen Werth besitzenden, Sachen die Reise zu erschweren und zu vertheuern, sollte er nur die am Fuße genannten Gegenstände mitnehmen. Den eben daselbst verzeichneten Proviant kauft er in dem Seehafen, wo er sich einschifft. Für den ihm alsdann noch bleibenden Theil seines Vermögens sollte er entweder Französische Gold- oder Silbermünze einwechseln, oder auch sich von einem rechtlichen und sichern Banquier, etwa von dem Agenten der Packetschiffe, einen Creditbrief auf ein hiesiges Haus geben lassen, bei welchem er das Geld erheben kann, wenn er hier angekommen ist. Auf letztere Weise entgeht er der nicht geringen Gefahr, unterwegs oder gleich bei seiner Ankunft in Amerika, des Seinigen beraubt zu werden, wie es schon so manchem Einwanderer wiederfahren ist. Hier angekommen, sollte er, ohne sich auf lange Zeit zu binden, sogleich Arbeit zu erhalten suchen, wenn auch zuerst für einen geringen Lohn. In den meisten Fällen wird er wenigstens sogleich seinen Unterhalt verdienen können, und hat er sich erst mit der Sprache und Arbeitsart bekannt gemacht, so kann er auf mehr Anspruch machen. Sollte sich aber, wie es häufig der Fall ist, da auch von England, Frankreich und andern Ländern eine Menge Einwanderer hier zusammentreffen, nicht alsbald Arbeit für ihn finden, so muß er ungesäumt weiter gehen, entweder nach

dem Innern von Pennsylvanien oder nach dem Staate Ohio, wo viele Deutsche Niederlassungen sind, und also die Aussicht auf Arbeit für ihn um so größer ist. Jedoch auch in andern Theilen dieses Landes sind viele Deutsche Niederlassungen, welche der Einwanderer leicht erfragen kann. Die Reise nach einigen jener Gegenden ist zwar weit, allein sie ist bei der allgemeinen Kommunikation durch Dampfböte und Kanäle weder sehr mühsam noch kostspielig. Es werden ihm auf derselben häufig Leute aufstoßen, die, entweder selbst träge und unthätig, nirgends fortkommen können, oder auch von Andern muthlos gemacht, auf halbem Wege umgekehrt sind, und nun auch ihn zur Rückkehr zu bereden suchen. Wir rathen ihm sich dadurch nicht irre machen zu lassen, da wir die Ueberzeugung hegen, daß der fleißige und geschickte Handwerker im Innern des Landes immer einen Platz finden wird, wo seine Arbeit ihm und seiner Familie ein gutes Auskommen sichert. Andere Sitten und Gebräuche muß er dort freilich annehmen, vielleicht auch manchen Genüssen entsagen, die ihm im Vaterlande zur Gewohnheit geworden waren; allein er kann sorgenlos leben, wenn er fleißig und sparsam ist. Je größer die Geldmittel sind, die er nach dem endlichen Orte seiner Bestimmung mitbringt, desto leichter und besser wird der Einwanderer sein ferneres Fortkommen gründen können. Er wird daher wohl thun, von seinem Gelde so wenig als nur irgend möglich auszugeben. Auch ist ihm sehr zu empfehlen, daß er auch auf der Reise ins Innere seine Baarschaft sparsam verwahre, auch allenfalls verheimliche; denn schon Viele sind, weil sie unvorsichtig waren, beraubt worden.

Begüterte Landleute haben, bis sie hier angekommen sind, natürlich ganz eben so zu handeln, wie die Handwerker. Nach ihrer Ankunft aber sollten sie sogleich, wo möglich von Schiffsbord, ins Land ziehen; und zwar entweder nach Pennsylvanien über New-Brunswick nach Easton und von da weiter, oder auch nach Ohio über Albany, Buffalo u. s. w., bis sie eine Gegend finden, wo sie sich billig ankaufen können, oder wo sich ihnen bei schon angesiedelten Landleuten Arbeit gegen Lohn darbietet. In manchen Fällen würden sie wohl thun, die letztere nicht auszuschlagen, da sie auf diese Weise sich erst mit der von der Deutschen in mancher Hinsicht abweichenden Amerikanischen Betreibung des Landbaues bekannt machen und nachher mit besserer Sachkenntniß ihr Geld zu größerm Vortheil anlegen können.

Wir kommen nun zu der armen Classe, von der die meisten Arbeitsleute oder Tagelöhner, manche jedoch auch Handwerker sind. Für diese unbemittelte Classe gilt im Allgemeinen die Hauptregel, daß nur unverheirathete rüstige junge Männer und Mädchen einwandern sollten. Wenn solche junge Männer sogleich bei ihrer Ankunft Arbeit als Tagelöhner auf dem Lande oder beim Straßenbau annehmen, in so fern sie nicht Handwerker sind oder als solche keine Beschäftigung finden können, und wenn die Mädchen sich als Dienstmägde vermiethen, so können sie fürs Erste wenigstens ihren Unterhalt verdienen. Nachdem sie die Sprache und Arbeitsart erlernt haben, können sie sich demnächst etwas erwerben, und wenn sie Sparsamkeit mit Fleiß verbinden, sich eine bessere Zukunft bereiten. Wünschen sie dann, als gute Kinder, den etwa zurückgelassenen Eltern in ihrem Alter unter die Arme zu greifen, so können sie selbige von hier aus unterstützen, oder sie können auch, wenn sie das vorziehen, die Eltern selbst zu sich kommen lassen. Alten Armen aber, oder kränklichen Personen, und auch armen Familien, gebietet die Menschlichkeit, die Auswanderung hierher zu widerrathen. Wer sich in

diesem Lande nicht durch Arbeit nützlich machen kann, den stößt die fremde Welt kalt zurück, und es erwartet ihn eine traurige, oft verzweiflungsvolle Lage. Oft aber geschieht es, daß der Vater und Ernährer einer armen Familie durch Kummer und das ungewohnte Klima aufs Krankenbett oder gar ins Grab sinkt, und dann ist das Loos der ohne Mittel hinterlassenen Wittwe und unmündigen Kinder in einem ihnen ganz fremden Welttheile wahrlich schrecklich.

Allen Einwanderern rathen wir, mit dem Schiffscapitain, mit welchem sie herüber kommen, jede Familie für sich, einen bündigen schriftlichen Kontrakt abzuschließen, worin der Kapitain sich verpflichtet, ihnen hinreichende Feuerung und Wasser zum Kochen ihrer Speisen, und dann auch hinreichendes Wasser zum Trinken zu geben. Sie sollten sich für jede Person einen Gallon süßes Wasser für jeden Tag ausbedingen. Sie sollten ferner ihre Passage mit Inbegriff des hier zu zahlenden Hospitalgeldes oder sonstiger hiesiger Stadtabgaben bedingen und dieses mit in den Kontrakt setzen lassen. Endlich sollten sie ihre Abreise so einrichten, daß sie während der bessern Jahreszeit hier ankommen, weswegen sie sich nicht früher als Anfangs März und nicht später als Ende Juli auf der andern Seite einschiffen müssen. Kommen sie kurz vor oder während des Winters hier an, so ist ihre Lage immer und in jeder Hinsicht schlimmer.

Wir warnen dieselben auch noch gegen alle Streitigkeiten an Bord der Schiffe untereinander und besonders mit dem Schiffsvolke oder gar mit dem Kapitain oder Steuermann. Gegen die Letztern sollten sie stets mit der größten Artigkeit und mit dem größten Respekt zu Werke gehen. Wenn sie glauben bedeutende Ursache zur Klage zu haben, so sollten sie es mit Bescheidenheit bei dem Kapitain anbringen. Sollten sie sich vom Kapitain selbst während der Reise beeinträchtigt glauben, so thun sie am besten, sich darüber erst nach Ankunft im Hafen ihrer Bestimmung zu beklagen und Recht zu suchen; denn an Bord des Schiffs hat ein Kapitain vermöge des Gesetzes die ausübende Gewalt; für den Mißbrauch derselben ist er jedoch nach vollendeter Reise verantwortlich.

Wir schließen diese an unsere Landsleute gerichteten Worte mit der innigen Bitte, daß doch ja Keiner von ihnen zur Einwanderung hierher schreiten möge, der nicht entschlossen und fähig ist, sich durch Thätigkeit und einen ordentlichen Lebenswandel die Liebe und Achtung der Bürger dieses Landes zu erwerben. Ohne dieß darf er sich mit keiner zufriedenen Zukunft schmeicheln. Der Müssiggänger und Schwelger giebt es hier nur schon zu viele. Ihr Loos ist, wie überall, Verachtung und Elend. Die schlechte Aufführung eines Fremden aber erregt immer noch mehr Aufmerksamkeit und bereitet nicht nur ihm selbst eine sichere Strafe, sondern bringt auch noch überdies Schmach und Schande auf das Volk, dem er angehört.

Unterzeichnet:

Philipp Hone, Präsident.
Caspar Meier, Vice Präsident, auch Consul der freien Hansestadt Bremen.
C. W. Faber, Cassen-Verwalter, auch Kurhessischer Consul.
George Meyer, Secretair.
George Arcularius,
David Lydig,
Jacob Lorillard,
J. W. Schmidt, Königl. Preuß., auch der freien Hansestadt Hamburg, Consul.
D. B. Dash,
Charles Graebe,
F. S. Schlesinger,
} Vorsteher.

New-York, am 1. Januar 1833.

(Der Beschluß folgt.)

* Der Herzog von Reichstadt.

Das Journal „Minerva" Februar und März d. J., enthält eine Schilderung dieses Prinzen von dem ihm beigeordnet gewesenen Herrn Montbel und dem damaligen Major, jetzt Obersten v. Prokesch, welcher Letztere noch ohnlängst durch seine diplomatische Sendung an den Pascha von Egypten bekannt geworden ist.

Dem Verfasser dieser Zeilen ist bis jetzt nur der Beschluß davon im Märzhefte zu Gesichte gekommen; allein unbeschreiblich hat solcher sich dadurch angezogen gefühlt und solchen mit Interesse und höchster Theilnahme gelesen und obgleich Napoleon nichts weniger als zugethan, beklagt er es dennoch aufs höchste, daß dieser 21jährige, den edelsten Character und große Anlagen verrathende und mit vorzüglicher Bildung und Kenntnissen, der Frucht der sorgfältigsten Erziehung und des Umgangs mit aufgeklärten und ausgezeichneten Männern in seiner nächsten Umgebung, begabte Prinz, der Welt so früh entrissen worden ist. — Seine Briefe schon zeugen von dem Geiste der ihn beseelte.

Ein wichtiger Verlust für die Oestereichsche Monarchie ist zugleich sein Tod. Dem Militairstand aufs höchste zugethan, hatte solcher bereits die untern Grade durchlaufen die nach dem Reglement, den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, die sich solchem widmen, vorgeschrieben sind und war im Frühjahr 1831 zum Bataillons-Chef ernannt worden. Mit seltnem Eifer widmete er sich dem Kriegsdienste und ein neuer Eugen schien aus ihm hervorzugehen, der einst durch hohe Auszeichnung dem Waffenruhm dieses Staats neuen Glanz zu verleihen versprach. — Und so muß jeder Deutsche seinen frühen Tod beklagen, da solcher dem Oestereichschen Hause aufs höchste zugethan, nur für dessen Ruhm gelebt und vielleicht einst als Held, an der Spitze der deutschen Bundes-Armeen, zur Ehre und zum Schutze Deutschlands mit aufgetreten seyn und seinen Namen unsterblich gemacht haben würde.

„Um diese Zeit (heißt es daselbst) brachen „die durch die Julirevolution veranlaßten Unruhen „in Italien und namentlich im Herzogthume „Parma aus. Der Prinz bat inständig und „mehrmals den Kaiser, ihm zu erlauben, einer „geliebten Mutter zu Hülfe ziehen zu dürfen; „doch wurde ihm dieses aus Gründen, die er „nicht widerlegen konnte, nicht gestattet. Er befand sich darüber oft in einem wahren fieberhaften Zustande und selbst Thränen konnte er „nicht zurückhalten u. s. w."

So klärt es sich denn hiedurch auf, woran der Verfasser dieses in damaliger Zeit oft lebhaft dachte — warum man den Prinzen wohl nicht nach Italien schicke, da es doch so zweckmäßig schien. — Aus Gründen geschah es damals also nicht und das Kabinet sah vielleicht ein: daß ganz Italien aufstehen und ihn zum Könige ausrufen und dadurch eine gänzliche Umwälzung daselbst und ein allgemeiner Krieg in Europa entstehen würde. Und welcher Sterbliche hätte eine so große Verantwortung tragen können! Abwarten wollte man vielleicht die Zeit, wo die päbstliche Regierung unaufhaltsam zusammenstürzen würde, um dann eher auf deren Trümmern einen neuen großen Staat begründen zu können.

Zurückhalten wollte man also diesen mächtigen Keil, vielleicht für den Fall, wo Alles unter und über ginge und das drohende gefährliche Frankreich mit seiner verderblichen Propaganda, auch hier über Savoyen und Piemont herein, friedestörend Spuk erregen und zu revolutioniren

versuchen möchte und so unschädlich machen und zurücktreiben die ganze unheilbringende Brut bis zu ihren entferntesten Schlupfwinkeln hin.

Und so besaß Oestreich also in der Person dieses aufblühenden Prinzen eine große moralische Kraft, die Armeen aufgewogen und vielleicht das Schicksal von Europa in dessen Hände gelegt haben würde, und deren Verschwinden durch dessen Tod bei dem wohl nicht zu fürchtenden Mißbrauch der Macht von Seiten dieses Hauses, mit Recht zu beklagen ist.

Falsch war es also, wie oft verbreitet worden ist, daß Priester-Einfluß und Jesuitenränke aufgeboten würden, um den Geist dieses Prinzen niederzudrücken und vom Lichte fern zu halten und so unmöglich zu machen allen großen Aufschwung seines Geistes. Von solcher niedrigen Politik weit entfernt, war er vielmehr der Gegenstand künftiger großer Zwecke und die ihm zu Theil gewordne Bildung solcher würdig, wie diese so glaubwürdigen Nachrichten es bestätigen.

Sollte aber einst und bald nach dem Willen des Schicksals — ein großer und ausgezeichneter Regent — Friedrich dem Großen gleich — den Thron dieser Monarchie besteigen — und möchte Gott es geben! — dann würden alle Elemente vorhanden seyn, um in innigem Verbande mit dem übrigen deutschen Staatenbunde — zumal wenn auch Preußen in deutscher Treue verharrend, sich treu, so wie bisher anschlösse — solchen zum ersten und mächtigsten Völker-Vereine der Welt zu erheben — von dem die Wohlfahrt von ganz Europa ausgehen und der nicht allein über das Schicksal dieses Welttheils zum Heile desselben gebieten, sondern selbst auch ohne im Besitz einer Seemacht zu seyn, sowohl durch den wichtigen Handelsverkehr der Seestädte, als durch Einwirken seiner Macht auf die Seemächte selbst — den entschiedensten Einfluß auf das Schicksal der ganzen Welt ausüben würde! Und dann könnte eine glückliche Zeit eintreten — und deutsche Treue und Biederkeit die Führerin der Völker werden! — Und dieser hohe Rang gebührt unserm deutschen Vaterlande, das jetzt schon durch Sprache, Geist, Bildung, Gelehrsamkeit, Biedersinn und kriegerischen Muth über andre Völker erhaben, im Mittelpunkte von Europa, von der Nord- und Ostsee bis zum adriatischen Meere hin seine Arme ausstreckend, den ersten Platz einnimmt, und dessen tapfrer Söhne ewiger Stolz darin bestehen wird, nie wieder unter das schimpfliche Joch eines benachbarten oder irgend eines andern fremden Volks, durch Ränke, Trug und Verführung oder Gewalt zu fallen und unter unwürdigen Fesseln seufzend, sich, niederdrücken zu lassen — eine Schmach, die zum zweytenmal selbst bey noch weit blutigerer endlicher Abwerfung des Jochs und Vertreibung der heillosen Unterdrücker, sich dennoch schwerlich wieder abwaschen lassen, sondern als unseliger Schandfleck im Buche der Weltgeschichte ewig unauslöschlich dastehen würde; — denn einmal betrogen und so für eine Zeitlang überwältigt zu werden, ist möglich — zum zweytenmale aber würde die Schmach grenzenlos und ewig seyn!

Bremen, den 21. April 1833.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 33.

Bremen, Donnerstag den 25. April 1833.

Gestorben:

Den 12. April. Des Seeschiffers Joh. Schulenburg Wittwe, geb. Bothe, 78 Jahr; hinter der Seefahrt.

Den 13. — Der Kahnschiffer Joh. Wilhelm Franke, 42 Jahr; gr. Krummenstr. N. 36.

Den 13. — Der Maurergesell Otto Christian Kilian, 59 Jahr; im Krankenhause.

Den 14. — Der Schlosser Carl Marie Duisenberg aus Neste, 18 Jahr; Großenstraße Nro. 21.

Den 14. — Die Dienstmagd Anna Catharina von Fiege, 29 Jahr; an der Viehweide Nro. 7.

Den 15. — Des Kimkers Eberhard Hinrich Himbeck Sohn, ¼ Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 207.

Den 15. — Des Gastwirths Wilhelm Claussen Ehefr., geb. Hashagen, 51 Jahr; Reeperbahn Nro. 19.

Den 15. — Der Handlungsdiener Friedrich Wilhelm Ahrendt, 19 Jahr; Stangen-Hof Nro. 7.

Den 15. — Des Buchdruckers Friedr. August Mölcke Tochter, (todtgeb.); Faulenstraße Nro. 69.

Den 15. — Des verst. Aufsehers beim Theerlager Albert Kreye Wittwe, geb. Steffens, 60 Jahr; Schüsselkorb Nro. 8.

Den 15. — Des Handlungsgehülfen Johann Eberhard Claussen Sohn, 11 Monat; gr. Krummenstraße Nro. 10.

Den 16. — Des Aufladers Matthias Kirchner Tochter, 7 Tage; Westerstraße Nro. 24.

Den 16. — Des Arb. Hinrich Hitzfeld Tochter, 10 Wochen; Buntenthorsteinweg N. 247.

Den 16. — Des Krameramtsgenossen Christian Conrad Hoffmann Sohn, 1 Jahr; am Wall Nro. 24.

Den 16. April. Des Knochenhauers Johann Fäsenfeld Ehefr., geb. Hutzing, 31 Jahr; Oelmühlenstraße Nro. 17.

Den 16. — Des Arb. Johann Hinrich Jacob Schrader Tochter, 7 Wochen; Paulsberg Nro. 11.

Den 16. — Des Branntweinbrenners Rudolph Stöver Zwillings-Knaben, (todtgeboren); Neuenstraße Nro. 23.

Den 16. — Des Zimmergesellen Rudolph Wicke Sohn, 2 Jahr; Osterthorsteinweg Nro. 92.

Den 17. — Des Kaufmanns Carsten Gottfr. Koop Ehefr., geb. Wedemeyer, 29 Jahr; Faulenstraße Nro. 28.

Den 17. — Des Küpers Johann Kortlang Sohn, 10 Monat; Rövekamp Nro. 24.

Den 17. — Des verstorb. Diedrich Wilhelm Hasselmann Wittwe, geb. Meiering, 81 J.; im Armenhause.

Den 17. — Der Arb. Hinr. Lürssen, 51 J.; Stephanithorswallstraße Nro. 30.

Den 17. — Der Bäckergesell Gerhard Sägebode, 29 Jahr; Buchtstraße.

Den 18. — Des verst. Bockfahrers Johann Friedrich Unverzagt Wittwe, geb. Hinternhoff 65 Jahr; Deichstraße Nro. 11.

Den 18. — Des verst. Acciseschreibers Joh. Christian Kimm Wittwe, geborne Duntze, 78 Jahr; Heerdenthorssteinweg Nro. 32.

Den 18. — Der Nachtwächter Diedrich Barthold Haber, 83 Jahr; im Armenhause.

Den 19. — Der Arb. Friedrich Carl Brinckmeyer, 59 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 12.

Den 20. — Des verst. Waage-Pächters Joh. Heinrich Schröder Wittwe, geb. Töpelmann, 68 Jahr; gr. Waagestr. Nro. 1.

Geburten:

Den 11. April. Des Kahnschiffers Hinr. Sanders Ehefr., geb. Haltermann, Sanders-Deich Nro. 9; von einem Mädchen.

Den 12. April. Des Kaufmanns Melchior Lorentz Ehefr., geborne v. d. Horst, Geeren Nro. 29; von einem Mädchen.

Den 12. April. Des Arb. Joh. Klaussen Ehefr., geb. Schulcken, Dreckort Nro. 12; von Zwillings-Töchtern.

Den 13. — Des Küpers Diedrich Meier Ehefr., geb. Steding, Borgstr. Nro. 10; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Kappenmachers Ludwig Friedr. Schultze Ehefrau, geborne Bötjer, Runken Nro. 34; von einem Knaben.

Den 13. — Des Bildhauers Hinrich Arnold Runge Ehefr., geb. Frese, gr. Krummenstr. Nro. 12; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Arb. Wessel Middelstorff Ehefrau, geb. Dünkel. Steinthorsteinweg Nro. 91; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Tischlermeisters Gottfr. Reismann Ehefr., geborne Witte, Süsterstraße Nro. 3; von einem Knaben.

Den 15. — Des Gastwirths Diedrich Hespe Ehefr., geb. Schorling, außerm Steinthor Nro. 10; von einem Mädchen.

Den 15. — Des Buchdruckers Friedr. August Mölcke Ehefrau, geb. Müller, Faulenstraße Nro. 69; von einem todten Mädchen.

Den 15. April. Des Kaufmanns Joh. Georg Wilhelm Wiebe Ehefr., geb. Ehlers, Osterthorsstraße Nro. 37; von einem Knaben.

Den 15. — Des Arb. Joh. Hinrich Behrmann Ehefr., geb. Hillmann, Buntenthorsteinweg; von einem Knaben.

Den 16. — Des Branntweinbrenners Rudolph Stöver Ehefr., geb. Gröffel, Neuenstraße Nro. 23; von todten Zwillings-Knaben.

Den 17. — Des Notars Joh. Herm. Heyer Ehefr., geb. Dreyer, Wachtstraße Nro. 22; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Arb. Johann Hinrich Ludwig Klusmeyer Ehefr., geb. Wurtmann, Buntenthorsteinweg Nro. 162; v. e. Knaben.

Den 17. — Des Maurergesellen Hinr. Bolte Ehefr., geb. Döhlen, Wulwesstr. Nro. 13; von einem Knaben.

Den 19. — Des Kaufmanns Friedr. Wilhelm Poppelbaum Ehefr., geb. Bröschen, Wachtstraße Nro. 34; von einem Mädchen.

Den 20. — Des Schornsteinfegers Joh. Heinr. Christ. Kühn Ehefr., geb. Meyer, Holzstr. Nro. 7; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Hauptmann und Navigations-Lehrer Heinr. Carl Begemann zu Emden und Anna Carolina Knigge hieselbst.

Der Kaufmann Gerh. Heinrich Rössingh hies. und Henriette Marie Mencke zu Varel, Großherzogthums Oldenburg.

Der Buch- und Steindrucker Georg Jöntzen und des verstorb. hiesigen Bürgers Johann Christian Wilhelm Wehmeyer Wittwe, Maria Charlotte Helena geb. Grashof.

Der Sänger am hiesigen Stadt-Theater Hieronimus Krieg und Mathilde Amalia Strenge aus Berlin.

Der Stadtdiener Diedrich Friedrich Risch zu Delmenhorst, Großherzogthums Oldenburg, und Anna Rebecca von Seggern zu Berne, Großherzogthums Oldenburg.

Der Zinngießer Wilhelm David Clausen zu Hoya und Sophia Juliane Luise Wöhlke daselbst.

Der Gutsbesitzer auf Hallersspringe, Königreich Hannover, Casimir Wilhelm Gruner und Auguste Ditlevine Wilhelmine Reventberg Knuhtzen aus Kopenhagen.

Der Arb. Johann Gottfried Lindemann und des verstorb. Arb. Ratje Claussen Wittwe, Becka geb. Wilhelmi, zu Hastedt.

Der Schneideramtsmeister Joh. Christ. Bödeker und Sophia Cathar. Jost, beyde von hier.

Der Landmann Johann Segelken und Gesche Raetjen, beyde von hier.

Der Schuhmacher Johann Michael Werner und Catharina Margaretha Gödecke hieselbst.

Der Reepschläger Peter Castens und Metta Schumacher, beyde von hier.

Der Landmann Albert Friedrich Gunnemann zu Huckstedt, Amts Siedenburg, und Sophia Margaretha Steinsforth zu Schwaförde, Amts Ehrenburg.

Der Uhrmacher Hermann Christoph Homann und Catharina Castens, beyde von hier.

Der Sattler zu Schlüsselburg Georg Anton Eckhardt und Sarah Christina Sophia Deiters zu Stolzenau.

Der Schuhmacheramtsmeister Hermann Wilh. Ahrens und Johanna Sophie Mohns, beyde von hier.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 34.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 28. April 1833.

Wer mit dem Lichte der Vernunft der Dinge Grund zu erforschen strebt, entgeht den Irrpfaden der Täuschung und des Betrugs.

Sprüche Persischer Weisen.

* Der Anatom und das Skelett.

Nascetur ridiculus mus.
Horat.

Von Dr. Noelbeke.

Es war um Mitternacht,
Als Doctor Dohm,
Der Anatom,
Vom wohldurchzechten Schmause
Kam wohlberauscht zu Hause.

Die Leuchte in der Hand
Eilt Murus Mus,
Sein Famulus,
Vor ihm zur Arbeitsstube.
Seht, spricht zum Herrn der Bube,

Seht, wie dort an der Wand,
Im Todtentanz,
Beim Lichtesglanz,
Die grinsenden Gestalten
Der Zähne Reih'n entfalten.

Von Allen, jung und alt,
Bekannt, verwandt, *)
Und unbekannt,
Hier im Skelettvereine
Nickkopfet der alleine.

Schaut, wann ihn trifft das Licht
Aufs Wangenbein,
Und wann sein Schein
Fällt in die Augenhöle,
Da regt sich eine Seele.

Der Doctor hob das Licht
Und sprach: Du, Tropf,

*) Anmerk. des Verf. Einer der ersten, deutschen Zergliederer, Herr M....l in G., in dessen Familie das anatomische Wissen, so wie der ihm folgende Ruhm gleichsam zu Hause und erblich geworden sind, besitzt und zeigt den ihn besuchenden Schaulustigen in seiner reichen osteologischen Sammlung unter andern Skeletten auch das seines Vaters, welches er auf dessen ausdrückliches Verlangen angefertigt hat.

Nickst mit dem Kopf? —
Und stutzt, wie er erblickte,
Daß mit dem Kopf er nickte.

Hast Langweil wol gehabt,
Weil ich gezecht?
Du nickst, du Knecht?
Willst aus dem Nessenorden?
Wärst wieder Mensch geworden?

Und wieder nickt der Kopf,
So oft das Licht
Sein Angesicht
Bestrahlt. — Da reißt der Frager
Ihn ab, wirft ihn aufs Lager,

Schaut in den hohlen Kopf,
Der nicht mehr nickt,
Hinein, — da blickt
Am Nackenloch zum Häuschen
Heraus ein banges Mäuschen.

Komm, komm, ruft Doctor Dohm,
Da Famulus,
Nimm's, Murus Mus,
Füttr' es wie deines Gleichen,
Und laß es nicht entweichen.

Horaz hat wahrlich Recht:
»Ridiculus
»Nascetur mus.«
Der Dinge Grund zu kennen
Mag Maro *) glücklich nennen.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

In ihrem Vorsatze standhaft zu beharren, schickten alle evangelischen Gemeinden hundert Abgeordnete nach dem Marktflecken Schwarzach. Es war am 5. August 1731, wo sie sich im Namen der Ihrigen durch einen körperlichen Eid verbanden: bei Ihrem Glauben zu bleiben, darauf zu leben und zu sterben. Ein gefülltes Salzfaß auf einem Tische, aus welchem Alle sich etwas Salz, als sichtbares Zeichen des Bundes, nahmen und es verschluckten, gab dieser Handlung den Namen des Salzbundes. Dabei wurde noch gebetet, gesungen und der 26. Psalm hergesagt. Auf den Erzbischof, einen zwar gutmüthigen, aber höchst fanatischen Mann, welcher wirklich seine Unterthanen väterlich liebte, deren angebliche Verirrungen jedoch mit Abscheu betrachtete, wurde nun durch die übertriebensten Gerüchte von der offenbaren Widersetzlichkeit der Ketzer so eingewirkt, daß der schwache Fürst, für sich und die Sicherheit der katholischen Bewohner höchlich besorgt, den Kaiser um Hülfe gegen seine rebellischen Unterthanen anrief. Er sandte auch den Grafen Hannibal von Thurn und den Pfleger Baron Sigismund von Rhelingen nach Wien, um dort wegen Einrückung einiger tausend Mann Soldaten zu unterhandeln. Indeß erfanden diejenigen Vornehmen, welche bei einer etwaigen Auswanderung zu gewinnen hofften, die ängstigendsten Sagen, um dem Vorgeben einer allgemeinen Empörung mehr Gewicht zu verschaffen. Nach diesen wollten die Ketzer die Hauptstadt überrumpeln; alle Katholiken niedermetzeln; zu diesem Zwecke sich des Zeughauses zu Radstadt und aller festen Schlösser bemächtigen. — Dies zu verhindern, wurden die Festungswerke von Hohensalzburg schleunigst ausgebessert; der Paß Lueg mit Soldaten und Geschütz besetzt, so auch das Radstäter Zeughaus; die Schlösser zu Werffen, Golling, Goldegg, Taxenbach, Mittensill und Hirschbühler von allen sie umgebenden Häusern und Bäumen befreit; ferner hohe Bäume angewiesen, wo bei dem Anrükken der Rebellen Pechfackeln als Lärmzeichen aufzustecken seyen.

Indeß pochten die Bauern auf ihr gutes Recht und die Hülfe der evangelischen Fürsten, an deren Gesandten zu Regensburg sie neue Bittschreiben einreichten. Merkwürdig sind die Verhandlungen, welche der sächsische Gesandte von Schönberg, als

*) Virgil's Worte sind: Felix qui potuit rerum cognoscere causas.

Organ der übrigen, mit dem Salzburgischen, einem Herrn von Ziller, führte, welcher Letztere durchaus keine schriftlichen Antworten, Seiten seines Herrn, aushändigen wollte, und zwar aus dem Grunde: weil die Evangelischen gewöhnlich Alles sogleich in Druck brächten. So fürchtete man schon vor hundert Jahren die Macht der Presse!

Als der Erzbischof vom Kaiser die erbetene Hülfe zugesichert erhalten, legte er die zeither aus Furcht bewiesene Nachgiebigkeit bei Seite, indem er ein strenges Edikt gegen die aufrührerischen Salzburger ergehen ließ, in welchem er mit sofortiger Vertreibung drohte, wenn sie nicht zu ihrem alten Glauben zurückkehren wollten. Die Protestanten machten sich jedoch gar wenig daraus, nannten das Edikt den neuen Gruß vom Papste und wollten selbiges nicht an ihre Hausthüren anheften lassen.

Nicht lange darauf, im Anfange des September 1731, hallten die Berge Salzburgs von Trommelgewirbel wieder. In unübersehbaren Schaaren überschwemmten Tausende österreichischen Fußvolks das friedliche Gebirge, wo die bestürzten Einwohner ihren Augen nicht glauben wollten. Ein Kaiserlicher Befehl, zum Gehorsam und zur Ruhe zurückzukehren, begleitete die Einquartirung, welche, wie sich's von selbst versteht, nur die als evangelisch aufgezeichneten Unterthanen zu tragen hatten. Auch Hans Weinleidtners Hütte blieb nicht verschont von den ungebetenen Gästen. Wie schrecklich sahen die Armen sich in ihrer Erwartung getäuscht, als sie, statt der vom Kaiser gehofften Rettung, von seinen Soldaten sich langsam mußten aussaugen lassen!

Dem lahmen Peter Pommer gefiel es nun gar nicht mehr auf seinem Schüppelhofe, der von einer Schaar gefräßiger Söldner angefüllt war. „Könnt auch noch hingehen" — sprach er zu denjenigen, welche er in Hansens Wohnstube beim kärglichen Essen fand. „Ob ich fünfe mehr oder weniger füttere, ist am Ende einerlei. Ist der Vorrath all', hört die Sache von selbst auf." — Das ließen die Krieger sich gern gefallen und gingen, Peter dagegen blieb. So brachte er die nächste Woche darauf ein schönes Feuergewehr mit. „Nimm es, Hans!" sprach er vergnügt, behalt' es mir zum Andenken. Dafür mußt Du aber auch mit mir bei der allgemeinen Musterung der Scharfschützen des ganzen Gebirgs erscheinen, welche zu künftigen Montag angesagt ist. Ich freue mich wie ein Kind darauf! Da wollen wir den fremden Soldaten durch unsere wohlgerüstete Menge beweisen, daß wir nicht ganz zu verachten sind, und sie nicht mit uns verfahren dürfen, wie sie wollen."

Hans war ein guter Schütze und nicht ganz frei von Nationalstolz; darum ging er gern zur Heerschau. Den nächsten Montag, bei guter Zeit, holte Peter, in der Hand die blitzende Waffe, am lahmen Fuße aber einen ungeheuren Absatz tragend — das leidige Hinken, welches ihn heut fast zum ersten Mal ärgerte, besser zu verbergen — den gleichfalls schmuck gerüsteten Hans ab. Beide begaben sich nun nach dem bestimmten Sammelplatz, einer großen, von sanften Anhöhen umschlossenen Ebene, auf dessen weitem Raume bereits ein kaiserliches Regiment verschiedene Uebungen anstellte. Doch machte es willig den sich mit jedem Augenblicke mehrenden Salzburger Schützen Platz, damit sich begnügend, neugierig deren technische Fertigkeit in Handhabung ihrer Waffen zu betrachten. Die Musterung begann mit einer Untersuchung sämmtlicher Gewehre, so wie der Pulverhörner und Kugelbeutel, welche, einem leicht möglichen Unglück durch Unvorsichtigkeit vorzubeugen, ungefüllt seyn sollten und auch also befunden wurden. Dann wurde marschirt, geschwenkt, Hinterhalte gelegt und alle Manoeuvres ausgeführt, welche sich für

diese Art Krieger eignen. Ziemlich müde von den nicht geringen Anstrengungen dabei ruhte die Menge eben ein wenig, als der Kaiserliche Oberst dem Anführer der Salzburger, einem dem Erzbischof ganz ergebenen Beamten, sich näherte. — „Brav, recht brav gemacht!" lobte er mit lauter Stimme. „Ihr habt ein tüchtiges Corps Schützen, das ich als Plänkler recht gut bei meinen Truppen gebrauchen wollte, ging' es zum ernstlichen Angriff. Halt! da fällt mir ein Gedanke ein. Wie wär' es, wenn wir, zum Spaße nur, einen scheinbaren Angriff auf einander und dann zum Beschluß gute Kameradschaft mit einander machten? Sind wir doch die Gäste Eurer braven Leute und müssen uns diese Gunst zur Ehre anrechnen." — „Es gilt!" rief der darauf vorbereitete Salzburger — wenn anders meine Gefährten den Scherz zufrieden sind."

Welcher Sterbliche war wohl je ganz unempfindlich für eine fein berechnete Schmeichelei?! — Die treuherzigen, leichtgläubigen Gebirgsbewohner gaben durch gemeinsamen, freudigen Zuruf ihre Einwilligung zum beabsichtigten Spiele. — Die Kaiserlichen sollten die Höhen besetzen und die Salzburger, als Wegekundige, einen Durchbruch versuchen — lautete die Verabredung. Bald waren die Ersteren verschwunden und Letztere begannen eine schmale, steile Schlucht hinab zu steigen, obschon Einige von ihnen, in der Kriegskunst nicht ganz unerfahren, zu diesem Vorschlage ihres Hauptmanns den Kopf gewaltig schüttelten. Bald genug ging ihr Zweifel in Erfüllung. Kaum war die ganze Masse, Kopf an Kopf gedrängt, unten angelangt, als ein tausendfach erschallendes Halt! sie aufschauen machte. Wie plötzlich aus dem Erdboden herauf gewachsen, standen oben, auf allen Seiten, die Oesterreicher, ihre gefällten Musqueten auf die Köpfe der Betrogenen richtend.

„Gewonnen! erwischt!" jubelte ihr Oberst herunter. „Ergebt Euch auf Gnade oder Ungnade, ihr guten Leute. Ihr seyd umzingelt, eingeschlossen, wie Ihr seht." — „Ihr müßt einen tüchtigen Spion erkauft haben" — scherzte der Salzburgische Anführer hinauf — „welcher Euch unsern so unbekannten Weg verrieth. Nun, ich sehe ein, daß hier nichts zu machen ist, als um ein leidliches Quartier zu bitten." — „Das soll Euch werden", gestand Jener zu — „dafern Ihr sogleich das Gewehr streckt, und Euch feierlich verpflichtet, nie wieder gegen uns zu streiten." — „Zugestanden!" sprach dieser und überlieferte mit seinem Gewehr zugleich seine Person dem etwas näher herab kommenden Obersten. — Dieser wendete sich hierauf zu der gepreßten Menge, welche mit einem ziemlich gezwungenen Lachen der ganzen Komödie zugesehen hatte. „Nun, wie wird's mit Euch?" sprach er ernst —„das Gewehr sollt Ihr strecken, das heißt: hinwerfen und drauf nach Hause gehen." — „Hä! hä! hä!" antworteten die Salzburger, immer noch glaubend, dies Alles gehöre zu dem besprochenen Spiele. Einige unter ihnen meinten jedoch laut: daß nun der Spaß wohl ein Ende nehmen möge. — „Das soll er, und der fürchterlichste Ernst an seine Stelle treten!" donnerte sie der Oberst auch wirklich mit dem fürchterlichsten Ernste an. „Ihr seyd Bauern und braucht deshalb keine Feuerröhre. Seid Ihr des Schutzes benöthigt, werden wir solchen Euch angedeihen lassen. Noch einmal: die Büchsen weggeworfen oder Ihr werdet sämmtlich füsilirt!"

Die Todtenstille, welche das erste Erstaunen über eine solche unvermuthete Behandlung bei den Salzburgern bewirkt hatte, wurde jetzt durch ein gemeinsames, unwilliges Geschrei: „Ha! Verrath! Rache! nieder mit den Verräthern!" stürmisch unterbrochen.

Mit einem verächtlichen Lachen nahm es der Oberst auf. „Was knurren die Murmelthiere da unten in ihrer Falle?" rief er spöttisch; gleich darauf aber wieder unwillig: „Sperrt Euch nur nicht länger, oder glaubt Ihr, wir könnten unsere Drohung nicht wahr machen? Ihr Leute" — wendete er sich an die Seinigen — „entladet doch ein Dutzend Gewehre in jene Fichte inmitten der Kerle da unten, damit sie sich nur überzeugen, daß Ihr nicht mit Flaumfedern geladen habt!" Dem plötzlichen Krachen der Musketen folgte ein dichter Regen kleiner Aeste und Nadeln, welcher von dem bezeichneten Baum, durch die herabpfeifenden Kugeln, auf die Köpfe der darunter stehenden Schützen fiel.

In diesem Augenblick fühlte sich Hans am Arm gezogen. Es war Peter, welcher mit einer wuthentbrannten Stimme zu ihm sprach: „Die dort oben haben sich bei mir verrechnet. Wenn schon mein Pulverhorn und Kugelbeutel leer war, so war's doch meine Tasche nicht. Hier" — er schob ihm eine scharfe Patrone in die Hand — „nimm Du den Schurken, unsern Hauptmann aufs Korn — ich schieße den prahlerischen Obersten nieder!" — „Bist Du toll?" entgegnete Hans und schlug ihm mit einem kräftigen Schlage das bereits zum Zielen erhobene Gewehr darnieder. „Wenn wir Beide allein wären, möcht's geschehen. Aber so bezahlten 500 treue Gefährten mit ihrem Leben unsere That, und das sind jene beiden Elenden wahrlich nicht werth. Die Rache ist mein — spricht der Herr — überlaß ihm die unsere und mach's, wie ich." Er warf seine Büchse von sich. Mit großem Schmerze betrachtete Peter seinen geliebten Stutz. Zwei heiße Thränen aus seinen zornsprühenden Augen bildeten zwei Rostflecke auf dem blitzenden Rohre und seine Hände waren die letzten, welche sich von der gewohnten Waffe trennten.

„Das schändliche Raubgesindel!" — murmelte er zwischen den Zähnen, als er mit Hans den Platz der schmählichen Niederlage verließ — „war es nicht unser Eigenthum, das sie uns nahmen? Hättest Du mich doch lieber erschießen als die Schande überleben lassen!" — Bitterböse trennte er sich von Hans.

Nach Hause kehrend gewahrte er auf seinen Feldern einen Knecht, der mit dem Haken einen Brachacker umriß. „Laß mich" — grollte er, ihn wegtreibend — „meinen Grimm an dem Felde und den Ochsen auslassen; sonst kriegt Ihr's. Fort! geh heim!" — Wie toll raste er nun, unter lautem Schelten, über den Sturzacker mit dem keuchenden Zwiegespann.

In tiefem Streite kamen jetzt Pater Grinselm und der fremde Missionair daher gewandelt. — „Seyd versichert, daß der heilige Ignaz Loyola dem heiligen Stuhle unendlich mehr Gläubige zugeführt hat, als der heilige Franziskus mit allen seinen Jüngern je vermocht haben" — sprach der Jesuit zum Franziskaner. — „Und Ihr werdet mich nimmer überzeugen, daß des heiligen Loyola Nachfolger ein ganz besonderes Geschick vor allen andern Orden haben sollen, das Panier der alleinselig-machenden Kirche siegreich bei den Ketzern aufzupflanzen, wenn Ihr es nicht durch die That beweiset." — „Gebt mir nur Gelegenheit darzu" — sprach der kecke Jesuit. „Sucht einen recht verstockten Kerl aus und laßt uns an ihm unser Heil versuchen. Dann wird sich's ausweisen: ob der heilige Loyola oder Franziskus die Seinen mehr inspirire." — „So sey es!" rief Grinselm erhitzt. „Schaut dort jenen rothhaarigen Judas, der wie ein hinkender Teufel hinter seinen Ochsen hertrampelt — einen störrigern Menschen sah ich nie. An ihm laßt uns die Probe machen!" — Mit langen Schritten eilten nun die beiden geistlichen Streiter auf ihr ausersehenes Opfer zu. Einer schlug sich

an Peters rechte, der andre an die linke Seite. Grinselm ließ, wie billig, dem Fremden den Vorrang im Streite.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Wohlgemeinter Rath

der Vorsteher der Deutschen Gesellschaft in New-York, an Deutsche, die nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika auszuwandern beabsichtigen.

(Beschluß.)

Ueberschlag der Reisekosten ꝛc.

Nach mehrseitig eingezogenen Erkundigungen glauben wir als Richtschnur zur Berechnung der Reisekosten folgende Anleitung empfehlen zu können:

Reisekosten in Deutschland, zu Fuß oder Frachtwagen, inclusive Verzehrung:

Für Erwachsene, Jeder ¾ Rt. Pr. Ct. pr. Meile,
„ Kinder, Jedes ½ „ „ „ „ „

Von der Französischen Grenze bis nach Havre, inclusive Verzehrung: für Erwachsene 50 Francs, für Kinder 35 Francs.

Für Passage von Havre bezahlen Erwachsene ohne Beköstigung 80 bis 150 Francs die Person, Kinder unter 10 Jahren die Hälfte.

Die Packetschiffe nehmen gewöhnlich den höchsten Preis, sind aber auch die besten, und die Passagiere werden gewöhnlich dort am besten behandelt.

Der Einkauf von Lebensmitteln erfordert ungefähr für jede Person 40 Francs, sowohl für Kinder als für Erwachsene.

Die Passage von Bremen oder Hamburg wird gewöhnlich inclusive Proviant ꝛc. bedungen und kostet ungefähr 30 bis 40 Spanische Thaler.

Wir empfehlen in diesen Häfen den Emigranten die regelmäßig nach hier fahrenden Deutschen Fahrzeuge, und sich bei diesen in der Uebereinkunft die Matrosenkost auszubedingen.

Liste mitzunehmender Gegenstände.

Die Einwanderer werden wohl thun, sich zu versehen mit:

Wollkleidungsstücke für ein Jahr.

Leinenzeug und Wäsche, je nachdem es ihre Mittel erlauben, eine volle Aussteuer. Frauenkleider, nur für die Reise und einige Monate Aufenthalt hier; da die hiesige Kleidungsweise von der dortigen ganz verschieden ist.

Schuhe und Stiefeln einen guten Vorrath.

Von Allem müssen sie das Alte und Schlechte auf der Reise und vorzüglich zur See tragen, jedoch daselbst möglichst reinlich im Wechseln der Wäsche seyn, weil das zur Gesundheit beiträgt.

Von Bettzeug und Kissen sollten sie nur in der Regel so viel, als zur Reise nöthig ist, mitnehmen.

Bettstellen, so wie alle Möbeln, Wagen, Ackergeräthschaften und Werkzeuge, sollten sie nicht hierherbringen; da der Transport kostspielig ist und die Reise beschwerlich macht; auch Alles, wenn eine Familie sich erst einmal ansässig niederläßt, hier eben so gut und häufig, dem Lande und Gewerbe besser anpassend, anzuschaffen ist.

Liste einzulegender Lebensmittel.

80 Pfund gesalzenes Ochsenfleisch;
100 „ hartes Brod oder Schiffszwieback;
2 Scheffel Kartoffeln;
25 Pfund Reis;
25 „ Mehl;
1 Scheffel Erbsen oder Bohnen;
20 Pfund Zucker;
1 „ Thee;
3-4 „ Kaffee.

Für die ersten paar Tage können sie sich etwas frisches Fleisch und Gemüse einlegen, wenn ihre Umstände es erlauben, und auch Wein und sonstige Getränke, je nachdem sie im Stande

sind, es zu thun; jedoch ist in dieser Hinsicht Mäßigkeit und Sparsamkeit anzuempfehlen.

Die obigen Rationen gelten für Erwachsene und Kinder, die Person; denn Kinder essen zuweilen am Bord der Fahrzeuge mehr. Bei einer Familie von 8 Personen werden jedoch 6 Rationen hinlänglich seyn.

Die Emigranten thun am besten, in Frankreich, mehrere zusammen, so viel zu kaufen, daß sie den Rückzoll genießen können, wodurch sie die Preise billiger erhalten.

Seebilder.

Das Gefecht mit einem Sklavenschiffe.

(Erzählt von dem königlichen Schiffs-Lieutenant Sir Thomas Cringle.)

Es war eine finstre Nacht; der Konstabel Tackletail hatte die Wache. „Läßt sich Etwas sehen, Tackletail?" fragte ich.

„Das eben nicht, Sir, war die Antwort, aber ich habe gerade von Ihrem Steward (Hausmeister) Ihr Nachtglas verlangt — doch es ist so stockfinster. — Wie weit sind wir von der Mauerbresche, Sir?" — „Wie weit? Wenigstens sechzig Meilen." — Die Mauerbresche (Hole in the Wall) ist nämlich ein merkwürdiger Fels in der Durchfahrt der Crooked-Islands, der, wie sein Name andeutet, große Aehnlichkeit mit einer durch die See oder schweres Geschütz eröffneten Mauerbresche hat, und schroff aus dem Wasser sich zu einer Höhe von vierzig Fuß erhebt.

„Dann, fuhr Tackletail fort, muß ein Segel nahe von uns windwärts seyn."

„Wo? fragte ich. Geschwind mein Nachtglas her."

„Hier ist es schon, Sir, ich habe es in meiner Hand."

„Laßt mich sehen," und ich blickte so lange hinein, bis mir die Augen schmerzten. Ich konnte nichts erblicken, und fuhr fort, wie zuvor, auf dem Halbverdecke hin und her zu gehen. Tackletail aber sah unausgesetzt durch das Fernrohr, und als ich einige Minuten später wieder an ihm vorbei kam, sagte er: „Es wird etwas lichter, Sir, und ich sehe den Gegenstand wieder, der mir schon vorhin auffiel."

„Wie? — Gieb mir das Glas." Und ich spähte nochmals in der angegebenen Richtung hinaus. „Beim Himmel, Du hast Recht, Tackletail! — Rufe die Leute an ihre Posten! — Schnell, die lange Kanone da hinaus gerichtet." Alles war einen Augenblick lang voll geschäftigen Lärmes. Ich sah nochmals hinaus, konnte aber nichts unterscheiden, als daß es ein fremdes Segel war; wegen der Finsterniß der Nacht war weder seine Größe noch sein Takelwerk zu erkennen. Endlich reichte ich das Fernrohr wieder Tackletail hin. Wir segelten um diese Zeit in gerader Richtung, bei gutem Winde und mit einer Schnelligkeit von nahe an neun Knoten, auf das Gestade von Cuba zu.

„Master Tackletail seht nach, ob Alles in Ordnung."

Die lange Kanone war gerichtet, die zwei kleinern Karonaden waren herausgefahren, und alle drei mit Doppelschüssen geladen und sorgfältig mit Zündkraut versehen worden; die ganze Schiffsmannschaft, fünf und dreißig Köpfe an der Zahl, stand an ihren Posten, selbst die überzähligen schwarzen Bedienten meiner drei Freunde Bang, Wagtail und Gelid, die sich an Bord unseres Schooners „The Wave" begeben hatten, um diesen kleinen Ausflug mitzumachen, waren nicht zurückgeblieben.

„Ich sehe es jetzt ganz deutlich, Sir, sagte Tackletail, es ist eine große Brigg; Sie können sie jetzt ohne Glas, mit bloßem Auge sehen."

Ich sah hinaus, und glaubte auf der Windseite einen auf und ab schwankenden Gegenstand zu erkennen, der wie ein schwarzes großes Gespenst über die Tiefe hinschritt; weiter vermochte ich aber nichts zu erkennen.

„Es ist ein großes Schiff, Sir, ganz gewiß, es holt jetzt seine großen Focksegel an und zieht seine großen Bramsegel ein — ha, es fällt quer von unsern Baken ab! — Sir, man hat dort keine Lust mit uns nähere Bekanntschaft zu machen, darauf können Sie sich verlassen!" —

„Der Henker," sagte ich, und nun sah ich ganz deutlich die Brigg abfallen. „Das Ruder an! Nehmt ihr ein Beting weg! — Langsam! — So, jetzt wird es sich thun! — Gebt ihr einen Schuß queer über die Baken. — Master Tackletail und Master Beespoint stellt die Signale aus." — Die Kanone wurde abgefeuert und die Lichter wurden ausgestellt; allein auf Seite unseres gespenstigen Freundes blieb Alles still und finster. Während dem war das fremde Segel uns in die Windviering gekommen; wir bargen die Segel, während die Brigg, als sie sah, daß ihr Manöver fehl geschlagen war, wieder geradeaus steuerte und ihre großen Bramsegel wieder

aufsetzte. Sie war nicht viel über Pistolenschußweite von uns entfernt.

„Auf denn! rief ich, gebt ihr eine volle Ladung aus den drei Stücken, weil sie nicht sprechen will — recht zwischen die Maste hinein! — Hört ihr? — Seyd ihr fertig?" — „Alles fertig, Sir." — „Feuer!" — Die Kanonen wurden abgefeuert, wir hörten zugleich ein Krachen an Bord des fremden Schiffes, dem ein gellendes Geschrei folgte, gleich dem Wehruf, den die Neger über der Leiche eines todten Kameraden erheben — und dann ein langes melancholisches Geheul.

„Ein Sklavenhändler, Sir, und der Schuß hat getroffen," sagte Master Handlead, der Hochbootsmann.

„Um so besser, dachte ich, so giebt es eine Kurzweil. Kaum hatte ich es gedacht, als die Brigg noch einmal alle Segel barg, und in dem Augenblicke, wo sich das Focksegel hob, sein Backengeschütz — eins — zwei — drei, auf uns abfeuerte. „Neun Kanonen auf einer Seite, so wahr ich ein sündiger Mensch bin! — sagte Jigmaree, und drei von den Schüssen trafen uns, verwundeten einen armen Burschen tödtlich und ein Splitter verletzte den kleinen Neefy in die Seite."

„Frisch daran, Kinder! Zielt gut! — Feuer!" und abermals donnerten unsere drei Geschütze; aber unser Freund war uns zu behend, denn schon hatte er wieder die Segel beim Winde angeholt, und sich mit Segeln eingehüllt, so viel er nur konnte. Auch wir setzten so viele Segel aus als möglich; allein er hatte einen Vorsprung, und in weniger als einer Stunde war er in der Dunkelheit der Nacht, gerade windwärts, wieder unsern Blicken entschwunden.

„Haltet auf ihn!" rief ich, und da ich fürchtete, er möchte uns am Lande hin entkommen, so stieg ich hinab, um nach der Karte zu sehen. Hier fand ich in der Kajüte Wagtail, Gelid und Bang, am kleinen Tische sitzend und Tabak rauchend, mit Branntwein und Wasser vor sich.

„Ha, ha, sagte Gelid, ein kleines Scharmützel." Ist nicht angenehm Abends! — Ja —

„Zum Teufel, sagte Aron Bang, was schießt ihr uns, zu so ungelegener Zeit, die Ohren taub? Doch, zum Henker — ei seht doch — Gelid — Wagtail." — In diesem Augenblicke brachte ein Matrose auf seinem Rücken den verwundeten Mann in die Kajüte getragen und legte seine blutige Last auf den Tisch — Lesern, die mit dergleichen Dingen nicht genauer bekannt sind, diene zur Bemerkung, daß auf kleinen Schiffen wie der „Wave," die Kajüte des Kapitains oft als Verbandzimmer herhalten muß — und so war es auch jetzt der Fall.

„Um Vergebung, Herr Kapitain und meine Herren, sagte der Wundarzt; allein ich werde hier eine schwere Operation vornehmen müssen. Ich dächte, es wäre besser, sie gingen auf das Verdeck meine Herren."

(Die Fortsetzung folgt.)

* Schottland.

Der ungeheure Unterschied des daselbst im vorigen Jahre mehr als in England gebrannten Branntweins muß wohl nur von größerer und leichterer Ausfuhr aus Schottland und nicht von stärkerem Consumo herrühren; denn Letzteres würde ein Unglück für die Menschheit und zu beklagen seyn!

* Am Grabe der früh vollendeten Sophia Elisabeth.

Du, Deiner Mutter Ebenbild —
Mußt auch schon früh erblassen!
Warst so wie sie, so fromm, so mild
Und konntest keinen hassen.

Drum liebte Dich auch Jedermann
Der Dir ins Auge sah,
Denn wenn man Deinen Blick gewann
War man dem Himmel nah.

Du trugst mit seltener Geduld
Ergeben Gott Dein Leid,
Drum hat Dich nun auch seine Huld
Zur Engelschaar gereiht.

Nun findest Du in Gottes Hand
Was Du mit Lieb' umfaßt,
Bald folg' ich Dir ins bess're Land
Befreit von Erdenlast.

Wie freu' ich mich, Verklärte, schon
Auf jenes Wiedersehn,
Es reift ja nur des Dulders Lohn
In jenen heil'gen Höh'n. — B — r.

Ergänzung zu Nro. 33 d. Bl.

In dem Aufsatze: „Der Herzog von Reichstadt" fängt der 9. Paragraph, nach dem letzten Worte des 8. — bestätigen — so an:

So hat er also seinem Verhängnisse unterliegen müssen, und die von ihm gehegten Erwartungen und darauf vielleicht gebauten großen Pläne sind dahin, und anders, als der schwache Sterbliche denkt, stand es im Buche des Schicksals geschrieben. Sollte einst u. s. w.

Seite 264, Spalte 2, Zeile 16, fehlt nach Muth: seiner Bewohner.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 35.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 2. Mai 1833.

Weh! — die Falschheit brach die Blüthen,
Aus dem heitern Jugendreich';
Falschheit darf den Kranz nur hüthen:
Nehmt den welken Blüthenzweig! — —

Aus: „Anna's Grab," von Daeves.

* Die geknickte Rose.

Schön entfaltet war die Blume
Vor des Gärtners Angesicht;
Zu des treuen Pflegers Ruhme,
Glänzte sie im Sonnenlicht,
Aller Schauer Blick verweilte
Gern auf ihrem Schmelz; es theilte
Jede rein gestimmte Brust
Des entzückten Gärtners Lust.

Und mit zärtlichem Gekose
Schmeichelt um sie her der West:
Gönne, spricht er, holde Rose,
Gönne mir des Kusses Fest;
Deines Athems Hauch begegne
Liebeduftend mir; es segne
Mit der Wonnen Ueberfluß
Dich des Bräutigames Kuß.

Aber sie, mit keuschem Bangen,
Wendet sich vom Schmeichelton.
Doch es perlt auf ihren Wangen
Leiser Regung Thräne schon.
Zephyr eilt, die Furcht zu scheuchen;
Seines Giftes Zauber schleichen,
Ungeahnet, wonniglich,
In des Kelches Tiefe sich.

Laue Schmeichellüfte spendet
Wieder ihr der sanfte West —
Die nicht mehr so scheu sich wendet,
Warm sich bald umfächeln läßt:
Und der Zauber ist zerronnen,
Der so lange sie umsponnen —
Ihres Kelches Duft entwich,
Ihrer Farben Schmelz verblich.

Seht, der milde West verkehret
Sich in schnaubenden Orkan

Seht, die stolze Flur verheeret —
Trümmer zeichnen seine Bahn;
Seht die Rose trauernd stehen!
Vor des grausen Wüthrichs Wehen
Senkt, des Jugendschmucks beraubt,
Sie, geknickt, ihr schönes Haupt.

Hat des falschen Unholds Stürmen
Sichrer Unschuld Kranz zerpflückt,
Kann sie nichts vor Gram beschirmen,
Steht sie trauernd und gebückt;
Richtet nicht, beglückte Schwestern —
Was ihr seyd, sie war es gestern.
Haltet euch im sichern Port,
Traut nicht süßem Schmeichelwort.

Weihe. G. F. Noelbeke.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

„Mein Sohn" — begann der Jesuit mit sanft schmeichelnder Stimme — „Pax tecum! das heißt: Friede sey mit Dir!" — „Hih! wist de hih!" schrie Peter zu seinen Ochsen hinaus und schwang dabei die Peitsche, daß beide Bekehrer schnell ihre Ohren in Sicherheit bringen mußten. — Grinselm warf erst seinem Gegner einen bedauernden Blick zu, als verstehe derselbe nicht, wie man ein so knorriges Stück Holz, als der Peter sey, behandeln müsse, bevor er seine Mine springen ließ. — „Grober Esel!" schrie er den Verstockten an — „kannst Du nicht antworten, wenn ein hochwürdiger Herr Dich anredet? — Siehst Du nicht, wen Du vor Dir hast?" — „Zwei Stück Rindvieh!" sagte Peter trocken und schaute mit ganz unbefangener Miene hin auf die braunen Hörnerträger. — Jetzt war die Reihe an dem Jesuiten, seinem abgemuckten Collegen jenen Blick schadenfrohen Lächelns zurückzugeben, welcher dann in der angenommenen Rolle des Sanftmüthigen wieder begann:

„Lieber Freund, ich wünsche Dir Friede, dessen Du gewiß bedarfst: denn Dein Antlitz, dieser Spiegel unsers Innern, zeigt von Betrübniß und Zorn." — „Soll ich etwa nicht!" fuhr Peter auf. „Würdet Ihr wohl vergnügt aussehen, wenn man Euch Brevier und Scapulier und wie die Dinge heißen, auf welche Ihr so viel gebt, hohnlachend raubte?" — „Wer dürfte diese ruchlose That wagen?!" — „Hm! der zu dem Einen fähig ist, ist's auch zum Andern. Mir hat unser gnädigster Herr Erzbischof stehlen lassen, was mir, ja gewiß, was mir jetzt das Liebste auf Erden war — meinen herrlichen Stutz! Auf teuflische, listige Weise, sag' ich Euch! Ich würd' es selbst nicht geglaubt haben, hätte nicht der kaiserliche Oberst ausdrücklich gesagt, daß er es auf Befehl unsers Herrn thue. Und was für ein Gewehr! ein besser gezogenes und schöner gehaltenes giebt's sicher im ganzen Gebirge nicht. Daß er die Pest kriege, der Schelm!" — „O, Du Gott vergessener, niederträchtiger Lästerer!" eiferte Grinselm. „Tausend Jahre im Fegefeuer mögen Deine Seele nicht rein brennen ob dieser Sünde!" — „Wirklich, Du armer, verirrter Mann" — setzte der Jesuit hinzu — „ist Dein Vergehen unübersehbar groß, und nur die Liebe der gnadenreichen Schmerzensmutter übertrifft selbige an Höhe. Stehe jetzt ab von Deiner irdischen Beschäftigung und flehe sie hier knieend um ihre Vermittelung an. Gern will ich Dir dabei mit meinem geistlichen Troste zur Seite stehen." — „Ich will weder Euch, noch irgend Jemand bemühen!" — fuhr Peter auf und setzte noch Manches hinzu, worüber Grinselm außer sich gerieth. Flehend blickten seine Augen gen Himmel, ob nicht Feuer von ihm herabfallen werde, den Bösewicht zu verzehren; seine ausgestreckten Arme schienen dasselbe herabziehen zu wollen. Eben öffnete er den Mund, um den schrecklichen Bannfluch über dem lahmen

Peter auszusprudeln, der gleichmüthig, als habe er kein Wasser getrübt, fortackerte; da that er in den tiefen Furchen einen Fehltritt und schoß der ansehnlichsten Lerchen Eine. Vorn flog der Kopf in die Erdrinne, die braune Kapuze darüber; hinten aber das Paar der langen Beine hoch in die Luft und ein Erdregen endlich über die ganze Gestalt, die, eine Weile unbeweglich, wie ein brauner Klumpen, kaum von dem Acker zu unterscheiden war. Peters nervigte Fäuste aber ließen jetzt ab von Pflug und Lenkseil. Beide Seiten hielt der Schadenfrohe, so lachte er. „Ihr habt mich überwunden — Pater Grinselm" — schrie er wiehernd. „Schwach wie ein Kind habt Ihr mich gemacht. Fangt mit mir an, was Ihr wollt — ich kann nicht länger Grimm halten. Wer hätte geglaubt, daß ich nach der heute erlebten Kränkung je würde wieder lachen, und so tüchtig lachen können? Schmält nicht, Herr Pater" — entschuldigte er sich, immerfort lachend, wie er sah, daß Grinselm sprudelnd Mund und Antlitz von dem reichlich angedrücktem Schmutze reinigte, und bereits zu abermaligem vorhin verunglücktem Schmähen öffnete — „ich kann nicht anders, und läg' ich auf glühendem Roste — ich müßte lachen! Denn was kann ich davor, daß Ihr Euch just eben so zusammenlegtet wie der lange Sohn des Schloßvoigts, als ich ihm den Kreuzhieb mit dem Stutze gab?"

Grinselm richtete erst einen forschenden Blick auf seines Collegen Gesicht, und als er einen wenn schon geheimen Zug von Schadenfreude über seinen gehabten Unfall darin zu entdecken glaubte, bedurfte er einiger Minuten Sammlung zum neuen Kampfe. Klüglich benutzte der schlaue Jesuit diese Frist, um durch sanft eindringlichen Ermahnungen den Verstockten zu bekehren. Doch diesen hatte die wieder angefrischte Erinnerung an seinen gehabten Verlust in die frühere üble Laune versetzt. Knurrend legte er sein Acker-Werkzeug um und schickte sich an, mit seinem Gespann nach Hause zu gehen. — „Gehet heim" — sprach er finster, als er bemerkte, daß die beiden Kuttenträger Miene machten, auch dahin ihn zu begleiten — „geht zu Euern Weibern und Kindern, hätt' ich bald gesagt, wäre mir nicht beigefallen, daß Ihr deren keine haben dürft. Dieß ist auch eine der abscheulichsten Todsünden, die je ein Papst an seinen Untergebenen begangen hat. Wärt gewiß ganz andere Menschen — dürftet Ihr ein nettes Weibchen Euer nennen." — Das hieß Oel ins Feuer gießen. Wie Kletten hängten sich die beiden geistlichen Herren nun an Peters Seiten. Sie verließen ihn nicht, als er zum Mittagsessen sich niederließ; sie predigten ihm vor, als er trotzig ins Bett sich warf. Legte er sich aufs rechte Ohr, näselte ihm der sanftmüthige Jesuit ins linke; warf er sich aufs linke, donnerte ihm der zornige Grinselm ins rechte. Vergebens schloß er die Augen, schnarchte er scheinbar wie im tiefen Schlafe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seebilder.

Das Gefecht mit einem Sklavenschiffe.

(Fortsetzung.)

Nun hatte ich Gelegenheit zu sehen, was für eisenfeste Naturen meine drei Freunde waren. Bang hatte in einem Augenblicke seinen Rock ausgezogen. „Doctor, sagte er, ich kann Ihnen vielleicht einiger Maaßen behülflich seyn; ich verstehe mich zwar nicht darauf — aber starke Nerven — und einen Verband kann ich im Nothfall auch anlegen, obgleich ich kein Wundarzt bin." — Gelid sagte gar nichts, war aber am Ende der beste Gehülfe eines Wundarztes von allen dreien. Der arme Wiggins, ein schöner junger Bursche, wurde nun auf dem Tische ausgestreckt; er war halb ohnmächtig und bleich, sehr bleich, obgleich

noch muthig wie ein Löwe bis zu seinem letzten Augenblick. Es schien daß die volle Ladung ihm das Bein ober dem Knie zerschmettert hatte. Es war ein Tourniquet um seinen Schenkel angelegt worden und der Blutverlust daher nicht stark. Der Wundarzt schnitt ihm die Hosen auf, und nun bot sich ein wahrhaft grauenvoller Anblick dar. Der Fuß und das Bein, blau unterlaufen und zusammengeschrumpft, hing mit dem Schenkel nur noch durch ein Muskelband von etwa zwei Zoll Breite und einem Zoll Dicke zusammen, das sich gegen das Knie hin zu einem Büschel weißer Flechsen oder Sehnen verdünnte, und diese wurden wider dick, wo sie sich in die Wade des Beines verloren; die Knochen selbst waren am Knie zerschmettert, und aus dem Schenkel oben ragten weiße Splitter hervor, wie unten aus der abgeschossenen Röhre. Der Doctor gab dem armen Menschen eine starke Dosis Laudanum in einem Glas Branntwein, und machte sich dann daran, die Amputation weit oben am Schenkel vorzunehmen. Bang hielt bei den Messerschnitten mit großer Kaltblütigkeit aus, aber als die Säge durch den Knochen raspelte, schauderte er zusammen. Das Schenkelstück war abgelöst und die Arterien wurden mit großer Gewandtheit unterbunden; als aber der Wundarzt das Tourniquet ein wenig lüftete, riß der Faden, mit dem die große Schenkelarterie gebunden war, und ein Schuß Blut zischte daraus hervor, wie aus der Röhre einer Feuerspritze. Der arme Verwundete rief nur noch: „Nehmt die kalte Hand da weg von meinem Herzen!" als seine Wangen einfielen, das Kinn herabsank und der Puls stockte.

„Todt wie Julius Cäsar, Kapitän," sagte der Wundarzt. Die Pflicht rief mich auf das Verdeck und ich hörte nichts mehr.

Die Nacht war noch immer sehr dunkel, und von der Brigg, auf die wir Jagd machten, nichts mehr zu sehen; allein ich ließ dennoch mit vollen Segeln in der Richtung hinsteuern, die sie muthmaßlich genommen haben konnte, in der Hoffnung, mit Tagesanbruch vielleicht doch ihrer wieder ansichtig zu werden. Endlich wich die unerträglich langsam hinschleichende Nacht, und die früheste Dämmerung fand mich schon wieder wach und am Schiffsgeländer. Kaum hatten unsere Leute das Verdeck zu waschen begonnen, als wir unsern Freund von der gestrigen Nacht, ungefähr vier Meilen von uns, windwärts erblickten, genau in derselben Richtung wie wir, und dem Gestade von Cuba zueilend, mit so vollen Segeln als es nur halten wollte. Wenn Dieß seine Absicht, so waren wir ihm zu schnell gewesen; denn da wir die Stengen und das Tauwerk nachgelassen und es unserm kleinen Schiffe so leicht als möglich gemacht hatten, so war es uns gelungen, ihn so ziemlich zu überfahren, weßhalb er, sich vom Lande abgeschnitten sehend, entschlossen auf uns abhielt, sein großes Bramsegel einzog, die untern Segel anholte, eine Kanone abfeuerte und seine große spanische Flagge aufhißte, Alles, wie ein Kriegsschiff, in der besten Ordnung.

Ich hatte erwartet, daß mit Anbruch des Tages der Wind sich etwas verstärken würde; allein ich täuschte mich. Gegen sechs Uhr Morgens trat fast gänzliche Windstille ein. Auch gut, dachte ich, so können wir noch ein Frühstück nehmen, und meine Gäste und ich setzten uns zu Tische. Kaum waren wir fertig, als das Rauschen des Wassers hinter dem Piek des kleinen Schiffes und die Stätigkeit, mit der es über die Wogen hinglitt, verkündigte, daß der Wind sich wieder verstärkt hatte. Sogleich kam Tackletail vom Verdecke herab. „Der Wind hat wieder angesetzt, Sir, sagte er, und das fremde Schiff hat ihn stark windwärts gewonnen und kommt lustig auf uns zu."

„Alle Leute an ihren Posten, Tackletail! Alle Segel geborgen! Wie steuert sie?"

„— Gerade vor uns herab, Sir." Ich eilte auf das Verdeck, und zwei Meilen ungefähr windwärts sah ich den Guineafahrer vor mir, ganz zum Kampfe gerüstet, die Verdecke voll Menschen, langsam daher geschoben unter dem einzigen aufgerefften Bramsegel. Ich erkannte Alles deutlich. Wagtail und Gelid waren mir auf das Verdeck gefolgt, und waren zu meiner großen Ueberraschung mit ihren schwarzen Bedienten beschäftigt, sorgfältig ihre Gewehre zu untersuchen. Bang allein war noch in der Kajüte zurückgeblieben. Ich stieg hinab. Bei meinem Eintritte sah ich ihn eben seinen letzten Pisang mit ansehnlichen Schnitten von einer Hammelskeule in den Mund schieben. Bevor ich das Verdeck verließ, war es mir klar geworden, daß ein Kampf unvermeidlich, und nach der Ungleichheit der Bemannung zu schließen, der Ausgang ungewiß seyn würde. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß ich in großer Aufregung war. Es war mein erstes Kommando: meine künftige Stellung im Dienste hing von meinem jetzigen Benehmen ab, und Gott weiß es, ich war damals noch blutjung und nicht über ein und zwanzig Jahre alt. Eine seltsame unbeschreibliche Empfindung hatte sich meiner bemächtigt, und ich fühlte mich unwiderstehlich gedrungen, mein Herz gegen den trefflichen Mann, der vor mir stand, auszuschütten. Ich setzte mich. „He da, was fehlt Dir Tom? sagte Bang, indem er seine Kaffeetasse auf den Tisch stellte. Du siehst verdammt bleich aus, mein guter Junge." „Die ganze Nacht kein Auge zugethan, Sir, war meine Antwort; ich bin sehr müde, wahrhaftig."

Ich fühlte, daß ein heftiges Zittern in diesem Augenblicke mich vom Kopf bis zu den Füßen schüttelte, und es trieb mich, ich wußte nicht warum oder wie, zu sprechen.

„Mister Bang, sagte ich, Sie sind der einzige Freund, auf den ich in dieser Hemisphäre zählen kann; Sie kennen alle meine Verhältnisse, und werden dem Sohne meines Vaters eine Gefälligkeit nicht abschlagen."

„Was soll es, Tom, mein lieber Junge. Zur Sache, Mann."

„Wohlan denn! Ich bin überaus bekümmert, daß ich Sie und Ihre trefflichen Freunde, Wagtail und Gelid, mit in diese Gefahr verwickelt habe; allein ich konnte nicht anders, und mein Gewissen beruhigt mich darüber, weßhalb ich nur die einzige Bitte habe, daß Sie hier unten bleiben, und sich nicht unnöthigerweise einer Gefahr aussetzen. — Und sollte ich fallen — darf ich mir die Freiheit nehmen" — und unwillkürlich ergriff ich seine Hand — „sollte ich fallen, und ich zweifle, ob ich die Sonne wieder untergehen sehen werde, da der Feind uns furchtbar überlegen ist." —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Türkei. — Griechenland.

Hingeworfene Gedanken.

So wie die Sachen den bisherigen Nachrichten nach stehen, ist sehr zu fürchten: daß Ibrahim Pascha in diesem Augenblick nicht allein längst an den Ufern des Bosphorus erschienen sein — sondern solchen selbst überschritten haben und im Besitze von Constantinopel seyn könne; wenn anders wie zu besorgen ist, gar Aufruhr daselbst ausgebrochen seyn sollte; denn in dem Fall würde selbst das vor der Stadt liegende russische Geschwader mit den türkischen Schiffen vereint, den Uebergang schwerlich verhindern können, da solches nicht allein von dieser Seite von den Aufrührern, sondern auch vom asiatischen Ufer her beschossen und also selbst den Bosphorus zu verlassen gezwungen werden würde und so die Aegypter den Uebergang, von den Empörern begünstigt, würden mög-

lich machen können; denn die wenigen, dann erst angekommenen russischen Landtruppen, würden solchen zu verhindern nicht im Stande seyn und selbst die in Empörung begriffne Stadt meiden und die Dinge ihren Gang gehen lassen müssen und der schrecklichste Zustand von Mord, Brand, Plünderung und Verheerung und alle Gräuel des wildesten, wüthendsten und an die Thierheit grenzenden Pöbels, davon die unvermeidliche Folge werden!

So befindet also Constantinopel und das ganze türkische Reich sich in einer wahrhaft gefährlichen Lage, die von Ibrahim Pascha und den ihn umgebenden Franzosen, in ihrem ganzen Umfange erkannt und möglichst schnell benutzt werden wird und so kann demnach die Einnahme von Constantinopel durch die Aegypter sehr möglicher Weise in diesem Augenblick bereits geschehen seyn; denn daß solche sich durch nicht verbürgt werdende Einwilligungen jetzt noch sollten haben aufhalten lassen, ist nicht wahrscheinlich und ließe es sich als denkbar annehmen, so könnte es vielleicht nur unter Verbürgung des Sohns des Sultans und mehrerer Großen als Geißeln geschehen seyn.

Sollte aber die Stadt eingenommen worden seyn und der Sultan gar das Leben eingebüßt haben, so würde Rußland wahrscheinlich die Fehde zur seinigen machen und ein russisch-aegyptischer Krieg und so ein bisher in Europa nicht gesehenes Ereigniß eintreten; denn nimmermehr würde man die Aegypter in Europa Fuß fassen lassen und Rußland eigentlich allein nur sie daraus vertreiben können. Uebrigens ist es nur zu wahrscheinlich, daß Rußland den Mahomed Ali, wenn solcher sich nicht fügen sollte, für einen Rebellen erklären und den Türken Hülfe leistend, den Krieg gegen solchen fortsetzen werde.

Solche wieder ganz aus Kleinasien zu verdrängen, dazu würde übrigens eine bedeutende Macht erforderlich seyn, da Ibrahim Pascha sich durch Verringerung der Abgaben die Anhänglichkeit der Einwohner zu verschaffen gewußt hat und solche sich den Türken wieder zu unterwerfen nicht geneigt seyn werden. Und so könnte die Abtretung von Syrien und Karamanien selbst möglich werden, da, wer der Besitzer dieser Provinzen künftig sey, den europäischen Mächten ziemlich gleichgültig würde seyn können.

Wer weiß aber was hinter dem Schleier der Zukunft verborgen liegt und ob nicht, wenn die Herrschaft der Türken jetzt ein Ende nehmen sollte und die zwey benachbarten Kaiserreiche mit den beyden großen Seemächten sich nicht über den Besitz der europäischen Provinzen sollten verstehen können — dann Griechenlands junger König den Thron von Byzanz vielleicht besteigen und so eine neue Sonne für diese herrlichen Länder aufgehen könnte?

Rußland — wenn solches selbst nicht zum Besitz gelangen könnte, würde dem nicht entgegen und Oestreich ganz dafür gestimmt seyn und England und Frankreich würden beystimmen und so Allen solches genehm seyn und das ganze gelehrte und civilisirte Europa würde dieser neuen Schöpfung Beifall zujauchzen und ein neues, herrliches und dem ganzen Europa und der ganzen gebildeten Menschheit überhaupt interessirendes Reich — und so eine neue Herrschaft der unterdrückt gewesenen Griechen über ihre vormaligen Unterjocher daraus hervor gehen!

Und Athen würde dann vielleicht bald der Sitz der merkwürdigsten Universität in Europa und durch Dampfschifffahrt von Triest aus, das Gelangen dahin beschleunigt und erleichtert werden und so zum vollständigen Cursus, besonders der studirenden Söhne der großen und bemittelten Familien aller Länder, auch hier Ein Jahr etwa sowohl zur nähern Kenntniß der alt- und neu grie-

chischen Sprache, welche erstere ohnehin jedem Studirenden unentbehrlich und deren Kenntniß zugleich Zierde ist, so wie zum wahren und lebendigen Studium des classischen Alterthums zugebracht zu haben, gehören und eine neu gebahnte Straße, zum Theil über Eisenbahnen, vielleicht einst nach Constantinopel führen und der Weg in die Heimath zurück über Neapel, Rom, Florenz, Bologna und Mailand über Wien — oder durch Tyrol gehen und so der Studirende den für die Wissenschaften interessantesten Theil der Welt besucht haben!

Und selbst unsern deutschen Auswanderern würde sich hier eine tröstliche und glückliche Aussicht eröffnen und solche dort unter einer wohlwollenden, weisen und aufgeklärten, ursprünglich deutschen und aus deutschen in ihren obersten Gliedern bestehenden Regierung, liebreiche Aufnahme finden — und so im Orient ein deutscher Stamm aufblühen und unsre, dieses Land besuchenden Söhne, dort ein zweytes Vaterland finden!

Herrliche Aussichten für unsre Kinder und Nachkommen und so wird für solche die Welt in neuer und verjüngter Gestalt erscheinen und ein neuer Sporn zum Trachten nach Weisheit — — und Wirken mit Verdienst und Auszeichnung und aus allen Kräften — uneigennützig und nur um des Guten willen zum Heile der Menschheit — und zwar für Jeden in der besondern Lage und auf dem Standpunkte werden, worauf die Vorsehung jedes Individuum, als Glied in der endlosen Kette, die über alle Welten im unermeßlichen, grenzenlosen und ewigen Weltall reicht — und allein nur von den Blicken des Unendlichen und Allgegenwärtigen überschaut werden kann, gesetzt hat!

---

* Ueber Mysticismus.

Von Zschokke.

Schwerlich mag es jemals ein von allen Anmaßungen entfernteres Secten-Haupt, schwerlich einen Mann gegeben haben, der so wenig vermuthete, daß er es war, als Louis Claude St. Martin, der Französische Theosoph. Er war gewissermaßen der Apostel des Jacob Böhme in Frankreich. Auch lernte er das veraltete Deutsch desselben, um ihn zu übersetzen.

In Frankreich aber kann kein Mysticismus lange haften und gedeihn, wie überhaupt nicht in mildern wärmern Himmelsstrichen. Man lebt hier mehr nach außen hin, für die Welt und mit ihr. Dadurch wird der Verstand vorzugsweise in Thätigkeit gesetzt, weil er noch mehr zum Schaffen und Wirken und Beobachten der Umstände in Anspruch genommen wird. Man verlangt die Klarheit der Verhältnisse. Meines Wissens gab es noch keinen großen Fürsten oder vielthätigen Geschäftsmann, der ein Mystiker gewesen wäre. Dazu wird das Stubenleben nöthig, das sitzende bei einförmigem Tagewerk, wie im Studienzimmer der Gelehrten oder in den Werkstätten der Schneider, Schuhmacher, Weber und einsamen Hirten. Die leben mehr in sich hinein, als aus ihrem Innern heraus. Darum ist der Norden auch mehr als der Süden die Heimath der Mystiker; dort, wo Gefühl und Phantasie ergänzen müssen, was die Außenwelt unbefriedigt läßt. Darum neigen sich verblühte, weibliche Schönheiten, wenn für sie die Tage der Verlassenheit erscheinen und ihrer Zurückgezogenheit, gern dem religiösen Mysticismus zu.

Es ist aber wahr, dieser, und besonders der philosophische, hat einen unwiderstehlichen Zauber; nicht nur deßwegen, weil er die erhabensten Gegenstände des menschlichen Denkens behandelt, sondern darum, weil er sie nicht rein geistig,

sondern vollmenschlich behandelt, sie gleichsam durch das Medium der Gefühls- und Einbildungskraft denkt. Der Mysticismus gewinnt damit den Reiz, welche jede im halbdurchsichtigen Schleier verhüllte Schönheit erhält. Man ahnet weit mehr als das Auge sieht. Eine einfache, trockne Wahrheit und eine nackte Gestalt werden im Augenblick ganz und gar überschaut und erfaßt; sie stillen Forschbegier und Neugier zu plötzlich und lassen nichts mehr zu errathen übrig. Zieht nicht schon darum eine halbverschlossene, halbgeöffnete Rose das Wohlgefallen mehr an, als die voll auseinandergebreitete.

In Deutschland wohnen die meisten Theosophen, Thaumaturgen, Mystiker und religiösen Schwärmer. Ich spreche von denen, die es ehrlich und aus Herzensgrund sind. Denn viele Theologen, Poeten und Philosophen machen aus der Mystik Speculation, ihren Namen in Schwung zu bringen. Daß Deutschland aber die rechte Dammerde hat, alle Geschlechter und Gattungen des Mysticismus wuchernd hervorzutreiben, rührt, glaub' ich, nicht allein bei dem waltenden Bildungsgrad der Nation vom Einfluß des Klimas her, sondern auch von politischen Verhältniffen und den klemmenden Formen, unter welchen sich das bürgerliche Leben bewegen muß.

---

* Wunsch und Rüge.

Es hat sich seit einiger Zeit ein Mißbrauch eingeschlichen, der wohl eine kleine Rüge verdient. Am Stephanithors-Walle, nahe dem Thore, werden nämlich zwischen den Bäumen Linien ausgespannt, um Wäsche darauf zu trocknen. Wenn dieses nun auch schon an und für sich ein Uebelstand ist, so war Einsender außerdem noch Zeuge, wie kurz hintereinander zweien Kohlhöker-Frauen durch dieses ungewohnte Hinderniß die schweren Körbe vom Kopfe geschleudert wurden, wodurch sie leicht hätten Schaden nehmen können. Auch sah Einsender noch jüngst das alte Bettstroh aus letzter Umziehezeit dort frei umherliegen. Da dieses Alles nun sowohl für die Anwohner wie für die Vorübergehenden kein angenehmer Anblick ist; solches Getriebe auch gegen die Ordnung ist: so bittet um gefällige Abhülfe

ein Besucher jenes Walltheils.

Historische Parallele.

Aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges ist bekannt, daß Herzog Christian von Braunschweig auf seinen abenteuerlichen Zügen auch nach Paderborn gekommen ist und aus der dortigen Domkirche die zwölf silbernen Apostel nehmen ließ, um daraus Geld für seine beutelustigen Krieger zu gewinnen. Es geschah dieß unter manchen Witz- und Scherzworten, und auch die Inschrift, die er seinen Münzen gab: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!" zeigt hinlänglich seine Gesinnung. Aber mit ganz derselben Scherzhaftigkeit hatte im Jahre Roms 473 der epirotische Pyrrhus den Tempel der Proserpina zu Lokri geplündert. „Solche Geschenke machen und sie im Tempel hüten," meinte er, „sey die Sache abergläubischer Menschen, ein kluger Mann dagegen müsse solche Schätze, die ohne alle Anstrengung aufgehäuft wären, für sich nehmen."

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 33.

Bremen, Donnerstag den 2. Mai 1833.

Gestorben:

Den 19. April. Des verst. Kaufmanns Johann Wilckens Wittwe, geb. Grote, 65 Jahr; Obernstraße Nro. 5 (Vorstadt).

Den 20. — Des Arb. Hinr. Friedrich Ludwig Kroeger Tochter, 3 Monat; außerm Steinthor Nro. 90.

Den 20. — Des Arb. Johann Hinrich Horn Tochter, 6 Wochen; Großenstr. Nro. 10.

Den 21. — Der Musikus Joh. Henr. Bartels, 32 Jahr; Ansgariitränkpforte Nro. 1.

Den 21. — Des Schneiders Johann Hinrich Sommer Sohn, 4 Jahr; kleine St. Johannisstraße Nro. 2.

Den 21. — Des Schuhmachers Friedr. Ernst Rickert Sohn, 4 Wochen; Hankenstraße Nro. 13.

Den 21. — Der Particulier Hector Bouterweck aus Clausthal, 24 Jahr.

Den 21. — Der Kohlhöker Friedr. Haltermann 36 Jahr; Schweinestraße Nro. 31.

Den 21. — Der Schmidt Wilh. Marckgrafe 69 Jahr; Hastedt Nro. 3.

Den 22. — Des Schneidermeisters Otto Christian Kork Sohn, 14 Tage; Jacobikirchhof Nro. 24.

Den 22. — Der Kunstdrechsler Joh. Christoph Weidehaus, 78 Jahr; im Armenhause.

Den 22. — Des Schuhmachers Friedr. Heinr. Künning Sohn, (todtgeb.); Budelmanns-Gang Nro. 1.

Den 22. — Die Dienstmagd Cathar. Eggers, 27 Jahr; Papenstraße Nro. 27.

Den 23. April. Der Kaufmann Joh. Heinrich Friedrich Arndt, 51 Jahr; Martinistraße Nro. 45.

Den 24. — Des Hökers Joh. Christ. Wülbern Sohn, 5¼ Jahr; Klosterkirchenstr. Nro. 4.

Den 25. — Des Schuhmachers Joh. Grabau Ehefr., geb. Warjes, 38 Jahr; Schwachhausen.

Den 25. — Der Kaufmann Georg Friedrich Ludwig Hagendorff, 20½ Jahr; Osterstr. Nro. 27.

Den 25. — Des Buchhalters Philipp Gerhard Beyer Tochter, 12 Jahr; Barkhof N. 5.

Den 25. — Des Arb. Friedrich Wilh. Quesse Tochter, 1¼ Jahr; gr. Rosenstraße N. 2.

Den 25. — Der Bockfahrer Friedrich Hensel aus Luchtringen, 40 Jahr.

Den 26. — Des Küpers Joh. Heinrich Wiese Tochter, 11 Jahr; Pelzerstraße Nro. 4.

Den 26. — Des Arb. Joh. Henr. Klusmeyer Sohn, 10 Tage; Buntenthorssteinweg Nro. 162.

Den 26. — Des Arb. Joh. Friedrich Anton Allhusen Tochter, 3 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 80.

Den 26. — Der Waaren-Agent Abraham Potthaß, 67 Jahr; am Wandrahm N. 2.

Den 26. — Der Arb. Christian Honhorst, 62 Jahr; Rembertistraße Nro. 14.

Den 27. — Des Schuhmachers Joh. Heinr. Kramer Ehefr., geb. Vagt, 62 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 164.

Gebuhrten:

Den 19. April. Des Arb. Herm. Friedrich Gewecke Ehefr., geb. Baumgarten, Schlachte Nro. 29; von einem Mädchen.

Den 19. — Des Privatlehrers Johann Georg Heinrich Ahlers Ehefr., geb. Wienken, am Wall Nro. 25; von einem Mädchen.

Den 19. — Des Arb. Gerke Block Ehefrau, geb. Pläger, Klosterstraße Nro. 23; von einem Knaben.

Den 19. April. Des Stuhlmachers Nicolaus Christian Frische Ehefr., geborne Schmidt, gr. St. Johannisstr. N. 110; v. e. M.

Den 20. — Des Kaufmanns Otto Gottlieb Vogeler Ehefr., geb. Dübbers, Wegesende Nro. 16; von einem Mädchen.

Den 20. — Des Küpers Carl Gottfried Niemann Ehefr., geb. Bödeker, Walldammstr. Nro. 19; von einem Mädchen.

Den 20. April. Des Reepschlägers Gottlieb Schelp Ehefr., geb. Greinbarg, Muggenburg Nro. 4; von einem Knaben.

Den 20. — Des Arb. Joh. Heinr. Dorfling, Ehefr., geb. Spiekermann, auf der Brake Nro. 3; von einem Knaben.

Den 21. — Des Arb. Joh. Friedrich Senne Ehefrau, geborne Osmers, im Rosenthal Nro. 8; von einem Knaben.

Den 21. — Des beeidigten Copisten Leo August von Pohl, Ehefr., geb. Röver, Langewieren Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Küpers Johann Friedrich Schüttger Ehefr., geb. Tielbar, Schnoor Nro. 37; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Buchhalters Carl Braß Ehefr., geb. Stöcker, Westerstr. Nro. 103; von einem Knaben.

Den 22. — Des Schuhmachers Friedr. Hinr. Künning Ehefr., geb. Benecke, Budelmanns-Gang Nro. 1; von einem todten Knaben.

Den 22. — Des Kaufmanns Johann Friedr. Walte Ehefr., geborne Iken, Langenstraße Nro. 144; von einem Mädchen.

Den 22. April. Des Kaufmanns Diedr. Plate Ehefr., geb. Mohr, Martinistr. Nro. 5; von einem Knaben.

Den 22. — Des Arb. Joh. Friedrich Bahlke Ehefr., geb. Meins, Kirchenstr. Nro. 20; von einem Knaben.

Den 22. — Des Arb. Wilh. Meyer Ehefrau, geb. Brüning, Stöverstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Küpers Joh. Wilh. Hildebrand Ehefr., geb. Pfeffermann, Heerdenthorswallstraße Nro. 22; von einem Knaben.

Den 23. — Des Arb. Christoph Ludwig Waltemath Ehefr., geb. Blomrath, Schleifmühle Nro. 7; von einem Knaben.

Den 23. — Des Kupferschmidts Gerhard Lange Ehefr., geb. Horst, Grafenstraße Nro. 4; von einem Knaben.

Den 24. — Des Kaufmanns Wilhelm Heinr. Caesar Ehefr., geb. von Scholten, Schüsselkorb Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Hökers Jacob Friedr. Strieck Ehefr., geb. Ehlers, Langwedlerstr. N. 8; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Königlich Preuß. Justiz-Rath und Ober-Landgerichts-Assessor Adolph Oswald Blumenthal zu Breslau und Auguste Henriette Möller von hier.

Der Tuchhändler Johann Abraham Ludwig Säumenicht und Metta Charlotte Maria Becher hieselbst.

Der Mobilienhändler Georg Johannes Friedr. Farhauer hieselbst und Marie Sophie de Rueseas zu Rheinberg bei Crefeld.

Der Zuckerbäckerknecht Carsten Roolfs zu Lankenau und Margaretha Adelheid Suhling aus Achim.

Der Maurergesell Hinrich Hormann und Catharina Schultz, beide von hier.

Der Seiler Johann Menken am Buntenthorssteinweg und Metta Wilhelmina Kastens hieselbst.

Der Tuchstopfer Nicolaus Heinrich Warneke und Anna Maria Warelmann aus Wildeshausen, Herzogthums Oldenburg.

Der Arb. Christian Lesewann und des verstorb. Arb. Hinrich Hermann Huß Wittwe, Catharina Adelheid Horstmann, hieselbst.

Der Schmiedeamtsmeister Joh. Jacob Künzler und des verstorb. Schmiedeamtsmeisters Johann Christian Rannenberg Wittwe, Johanna Christiana Seipel, hieselbst.

Der Arb. Claus Hinrich Albrecht Frese und Adelheid Creutziger hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 36.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 5. Mai 1833.

Und die wir hier rüstig zusammenstehn,
Und keck dem Tod in die Augen sehn,
Woll'n nicht vom Rechte lassen:
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudig sterben das Schwert in der Hand,
Und Knechtschaft und Wüthriche hassen.

Theodor Körner.

* Die Schlacht an der Katzbach. *)

Seht, Preußen, dort, dort steht der Feind,
Der uns schon zu verschlingen meint;
Der Räuber, der mit Mord und Brand
Verwüstet unser deutsches Land.
Der Preußen ganz denkt zu verheeren,
Berlin, wie Moskau, zu zerstören.

Dort steht er, doch hier stehen wir!
Komm, Räuber, komm, wir trotzen dir!

Seht, dort steht Blücher, unser Held,
Er winket uns, winkt uns ins Feld;
Hört: Vorwärts! ruft sein starker Ton,
Ja Vater, ja, wir kommen schon.
Er schaut mit Lust auf unsre Reihen, —
Ja, heut sollst du dich unser freuen!
Ein Jeder ficht mit Löwenmuth
Für dich bis auf sein letztes Blut.

Die Reuterei kömmt hergebraust,
Den Säbel in der starken Faust,
Das Auge blitzt, das Schlachtroß steigt —
Todt ist, wen euer Arm erreicht!
Ihr Schlesier, Pommern, Märker Alle,
Sprengt in den Feind mit lautem Schalle,
Mit donnerndem Hurrahgeschrei,
So haut den Schädel ihm entzwei!

*) Den 26. August 1813, wo Blücher über den Marschall Macdonald einen glänzenden Sieg erfocht, indem der Feind über 15000 Mann und 100 Kanonen verlor. In dieser Zeit des Tadelns und Klagens mögte es gut seyn, oft der großen Vergangenheit zu gedenken, die wir durchlebt haben, und unsern Geist an den Thaten unsrer Brüder zu erheben, damit wir nie in Versuchung kommen, den Muth, die Kraft, die Rechtlichkeit und Biederkeit, welche unsrer Nation von jeher eigen gewesen sind, gegen den Freiheitsschwindel und die Frivolität eines unruhigen Volks zu vertauschen, welches seit Jahrhunderten unserm Vaterlande die tiefsten Wunden geschlagen hat.

Das Fußvolk dort, hoch wallt die Fahn!
Es naht im Doppelschritt heran.
Durch Kugelregen, Pulverdampf
Stürmt's fröhlich in den heißen Kampf.
Franzos, bleib noch ein wenig stehen,
So sollst du uns ins Auge sehen!
Das spitze Bajonett mag ruhn,
Die Kolbe soll das beste thun! *)

Wir Alle, Scharfschützen, Kanonier,
Husar, Dragoner, Grenadier,
Wir stürmen unaufhaltsam fort,
Denn Gott mit uns! heißt unser Wort.
Mit Gott woll'n wir den Feind verjagen,
Den fränkschen Adler niederschlagen;
Wir gönnen ihm den Wanderstab,
Wo nicht, in deutscher Erd ein Grab.

Wohlan, du wackres Preußenheer,
Ergreife muthig deine Wehr.
Die Trommel rufet schon: hinein!
Trompeten schmettern fröhlich drein.
So laß nun aus den Kehlen allen
Ein Friedrich Wilhelm hoch! erschallen.
Und wer da fällt, der rufe noch:
Es lebe Friedrich Wilhelm hoch! — —

Und so hast du, mein Volk, gesiegt!
Der stolze Feind darniederliegt,
Zerschlagen von der deutschen Kraft,
Mit Gott, der ihr den Sieg verschafft.
Die Nachwelt wird in fernen Tagen
Noch oft von diesem Siege sagen. —
Die Katzbach zeugte blutigroth
Der fränkschen Legionen Tod.

... n.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Gleich dem fallenden Tropfen, der nimmer müde wird, Jahrhunderte lang den harten, ihm den Durchweg wehrenden Stein zu bearbeiten, bis er doch endlich seinen Willen durchsetzt — so die Beharrlichkeit der Patres in Peters Bekehrung. So wie der in der Nähe eines Vulkans wohnende Mensch an gewissen, ihm nur bemerkbaren Kennzeichen, den nahen Ausbruch desselben voraussieht und deshalb in Zeiten seine Habe sichert: so hätte auch ein aufmerksamer, unbefangener Beobachter an der immer höher sich hebenden Brust, an dem krampfigen Zucken der Augenwinkel, so wie aller Muskeln bei dem verstellt schlafenden Peter eine Explosion vorausgesehen. Wirklich erfolgte diese, unfähig, länger seine Qual auszuhalten. Wie eine scheinbar ruhig daliegende Bombe jetzt unerwartet, Feuer und Schreck verbreitend, platzt: so sprang Peter empor von seinem Lager, daß, höchlich bestürzt, die Patres auseinander stiebten. Seine suchenden Fäuste ergriffen das erste, beste Rach-Instrument — einen Besen. Mit demselben bearbeitete er nachdrücklich jeden sich ihm darbietenden Körpertheil seiner schreienden Quälgeister, welche dadurch zur schleunigsten Flucht gezwungen wurden.

„Soll ich nicht einmal mehr in meinem Hause Herr seyn?" fragte er grimmig unter dem Regen von Hieben, die er austheilte. — „Müßte nicht hier die Geduld selbst einem Hiob ausgehen?" — Als er den Kampfplatz geräumt sah, ging er nach seinem Schranke. Alles vorhandene baare Geld, so wie ein großes, mehrfach besiegeltes Pergament steckte er zu sich, dann setzte er sich auf's Pferd und verließ das Gut. Ein Glück für ihn war's, daß seine soldatischen Gäste noch nicht zurück kamen von ihrer vormittägigen Heldenthat!

„Wie Du gekommen bist — so gehst Du wieder", sprach er lächelnd zum Schüppelhofe, als er am Thore noch einen Blick zurück warf. Bald nachher trat er in Hansens Hütte, eilig, geheimnißvoll. „Hans!" sprach er, diesen bei Seite

*) Die bekanntlich an der Katzbach in den Händen der Preußischen Landwehr eine große Rolle gespielt hat.

ziehend — „ich gehe zum guten König von Preußen. Der Schüppelhof paßte nicht für mich und ich nicht für ihn. Da hab' ich ihn der Bärbel und ihren Brüdern zugedacht. Hier ist der Schenkungsbrief darüber, welchen ich längst schon in Geheim ausfertigen und gerichtlich bestätigen ließ. Nun aber ist's die höchste Zeit, daß ich ihn Euch einhändige. Frag' mich nicht! halt mich nicht auf! Mir sitzt das Messer an der Kehle und die Klerisei auf dem Nacken. Nicht gern möcht' ich die Stufen zählen, die hinab führen in die Gefängnisse des Schlosses Werffen. Wirst's schon erfahren, was vorgefallen ist. Mein Müthgen hab' ich noch gekühlt und nun ist mir wieder wohl!" — Er gab drauf Jedem die Hand zum Abschied und jagte davon.

Peter hattt richtig vorausgesehen, was seine unüberlegte That für Folgen haben werde. Die rachedürstenden Patres hätten den ketzerischen Bösewicht am liebsten auf den Scheiterhaufen gebracht. Da er aber allen ihren Verfolgungen durch seine Flucht entronnen war, so wurde der Schüppelhof mit Sequester belegt und die Einquartirung sofort davon weggenommen. Manlickens Häuschen erhielt dadurch die seinige wieder, welche der Familie sehr beschwerlich fiel. Demohnerachtet wollte der bedächtige Hans jetzt nicht mit seinen Ansprüchen auf den Schüppelhof hervor treten, weil voraus zu sehen war, daß derselbe dann aufs Neue mit drückenden Lasten beschwert und durch übermäßige Einquartirung völlig ausgesogen werden dürfte. Deshalb gedachte er ruhigere Zeiten abzuwarten. Indeß rückte auch kaiserliche Cavallerie in das kleine Gebirgsland: das Eugenische und Starembergische Dragoner-Regiment, desgleichen die Küraſſire des Prinzen Philipp von Würtemberg; so daß die Anzahl sämmtlicher fremder Kriegsvölker bis zu 6000 Mann anwuchs. Unter den Dragonern des Prinzen Eugen befanden sich viele Protestanten, welche, anstatt die Salzburger zu plagen, ihnen allen möglichen Vorschub thaten, mit ihnen beteten, die Bibel lasen und sie ermunterten, bei ihrem Glauben standhaft zu beharren. Sie wurden insgesammt verabschiedet, als man diese Entdeckung machte, und durch andere bewährte Menschenquäler ersetzt.

Durch die große Zahl der Kaiserlichen ermuthigt, glaubte nun der Erzbischof der Menge der Evangelischen Trotz bieten und die Maske der scheinbaren Gelindigkeit vollends fallen lassen zu können. Daher erschien am 31. Oktober 1731, also am Reformations-Feste, ein erzbischöfliches Edict, in welchem die Vertreibung sämmtlicher Protestanten unwiderruflich ausgesprochen wurde. Statt der dreijährigen Frist, welche in dem westphälischen Frieden in dergleichen Fällen den Auswandrern zugestanden war, vergönnte der Erzbischof den Unangesessenen nur eine vierzehntägige Frist von Bekanntmachung des Ediktes an; den Angesessenen; welche unter 150 Gulden besaßen, gab man einen Monat; denen unter 500 Gulden, zwei, und die über 500 Gulden in liegenden Gründen hatten, drei Monate Zeit, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Dabei ward ihnen untersagt, ihr Vieh ins Ausland oder an Ausländer zu verkaufen, desgleichen auch die Grundbesitzungen. Durch dies Verbot wurden die Salzburger gezwungen, ihr Eigenthum um Spottpreise zu verschleudern, und dies hatten die habsüchtigen Rathgeber des verblendeten Erzbischofs eben bezweckt, um ihre Säckel auf Kosten der Unglücklichen füllen zu können. Ueberdies mußten diese noch einen Theil des Kaufschillings als Entschädigung für die erregte Rebellion in die Landeskasse zahlen. Denen auf die Artikel des westphälischen Friedens sich Berufenden entgegnete man, daß in demselben die ledigen Leute, die Tagelöhner und

Unangesessenen, so wie überhaupt das Erzbisthum Salzburg gar nicht inbegriffen sey. — Sogleich wurden alle evangelischen Arbeiter in Salzwerken, Schmelzhütten, Holztriften u. s. w. entlassen; den Besitzern der größten Bauerngüter nur ein Knecht und eine Magd bis zur Auswanderung gestattet. Bis dahin sollten auch die Evangelischen keine gottesdienstlichen Versammlungen mehr halten dürfen, ihre Künstler, Handwerker und andere Gewerbtreibende ihre Handthirung aufgeben oder indeß an Katholiken verpachten. — Doch keine Bedrückung vermochte die Standhaftigkeit der Salzburger zu brechen. Sie bauten immer noch mit großer Zuversicht auf den Schutz der evangelischen Fürsten, welche allerdings durch ihre Gesandten energische Vorstellungen bei dem Erzbischof hatten einreichen lassen. Selbst der Kaiser Karl VII. mißbilligte öffentlich Leopolds von Firmian Unhöflichkeit und Barbarei, wie er es nannte; er bewirkte damit aber doch nichts weiter bei dem starrsinnigen Erzbischof, als für die Angesessenen eine, um zwei Monate längere Frist.

Darauf war der preußische König der erste deutsche Fürst, welcher thätig der Bedrückten sich annahm. Er erklärte die Auswandrer für seine Unterthanen und drohte, durch die in Händen habenden Mittel dieselben schadlos zu halten für ihre Verluste, und zwar durch die in den Bisthümern Magdeburg, Halberstadt, Münden und Ravensberg sich befindenden Katholiken. — Gleiches drohte der dänische Minister von Holtze im Namen seines Königs. Holland dagegen setzte am ersten die gedrohten Repressalien gegen die in seinem Lande wohnenden Katholiken ins Werk, indem es mehrere ihrer Kirchen schließen ließ. — Diese Schritte zu ihren Gunsten blieben den Salzburgern nicht verborgen, wenn gleich alle Grenzen mit Aufpassern besetzt und alle eingehenden Briefe erbrochen wurden. Sie hielten daher die gedrohte Vertreibung nicht für möglich und verrichteten sorglos ihr Tagewerk wie vorher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seebilder.

Das Gefecht mit einem Sklavenschiffe.

(Fortsetzung.)

Bang fiel mir ins Wort:

„Ei nun, ist euch der gute Freund zu stark — warum nicht auf und davon! — Die Segel gefüllt! Havanah ist uns leewärts!"

„Ich habe tausend Gründe dagegen, mein theurer Herr! Ich bin ein junger Mann und ein junger Offizier; ich muß mein Glück im Dienste machen. Nein, nein, es ist unmöglich! Ein älterer und erprobter Mann könnte dem Gefecht ausweichen, allein ich muß es annehmen."

„Abermals ein Schuß, Sir!" rief Tackletail durch das offene Verdeckfenster herab. Alles war in lärmender Bewegung, und wir eilten hinauf. Unser Gegner war eine große Brigg, von wenigstens dreihundert Tonnen, ein langes niedres Schiff, innen und außen schwarz angestrichen; seine Seitenwände waren rund wie ein Apfel, und es führte ungeheure Raaen. Es war augenscheinlich übervoll bemannt. Die Sonne stand schon hoch, und die Brigg kam auf dem Rande des von dem Seewinde dunkelblau gefärbten Wassers rasch gegen uns heran. Ich konnte auf der einen Seite zehn Stückpforten und neun Geschütze zählen. Ich sendete heimlich ein Stoßgebet zum Himmel, daß es kein schweres Geschütz seyn möchte; aber nicht wenig war ich erstaunt, als ich durch mein Fernrohr sah, daß auf dem Verdeck im Vorderkastelle und in der Kampanje, kurz auf allen Posten, Haufen von nackten Negern standen. Daß es ein Guineaschmuggler sey, hatte ich bereits gemuthmaßt, und ich konnte auch beiläufig berechnen, daß er gegen funfzig Mann Schiffsvolk an Bord hatte;

aber ganz unerwartet kam es mir, daß der Kapitän der Brigg die gefangenen Sklaven bewaffnet, und so einen Schritt gewagt haben sollte, der eben sowohl ihm als uns gefährlich werden konnte; unsere Besorgniß wurde hiedurch noch vermehrt, da er hiedurch den Entschluß an den Tag legte, einen verzweifelten Widerstand zu leisten.

Tackletail stand in diesem Augenblicke mir zur Seite; er hatte seine Jacke ausgezogen, sein kurzes Schwert um den Schenkel geschnallt und seinen Gurt fester angezogen. Die ganze übrige Mannschaft hatte sich auf gleiche Weise schlagfertig gemacht; die Einen hielten ihre Gewehre in der Hand, die Andern waren an die Stücke vertheilt, während die Enterpiken von den Spieren, um die herum sie angebunden zu werden pflegen, losgemacht waren, und die Kisten mit Geschützpfropfen und Kartätschenbüchsen in Bereitschaft gestellt und Alles zum Kampfe abgeräumt war. Der Sklavenhändler befand sich nun auf Flintenschußweite von uns, als er das Steuerruder nach dem Backbord strich, in der Absicht, unter unserem Spiegel wegzugehen. Um nicht der ganzen Länge nach von ihm beschossen zu werden, wie er es durch dieses Manöver im Sinne hatte, mußten wir dicht am Wind aufluven und ihn aus unserer Batterieseite eine volle Ladung geben. Ich konnte die weißen Splitter bemerken, die von seinen schwarzen Planken weggeschossen worden waren, und abermals drang das gellende Geschrei und darauf das klägliche Geheul, wie es schon oben beschrieben worden, zu unsern Ohren.

„Wir haben wieder ein paar von den armen Schwarzen gekitzelt," sagte Tackletail, der sich noch auf dem Verdecke zu schaffen machte, während er im Pulvermagazin seyn sollte, wo sein Posten war. Allein es war nicht lange Zeit Bemerkungen zu machen, denn der Schmuggler gab uns seine volle Ladung mit wohlberechneter Genauigkeit.

„Das Steuerruder bei! Und laßt ihn herankommen! Recht so, Hochbootsmann! — Quer vorbei an seinem Spiegel! — Die äußern Kinningen vorwärts! — Jetzt halt! — Die andere Karonade leewärts! — So recht! — Jetzt Feuer! während er in der Windstille liegt — Feuer, Kleingewehr! und zielt gut!" —

Wir lagen jetzt queer vor seinem Spiegel, seine äußersten Spieren keine zehn Ellen von uns, und obgleich er mit seinen zwei Kanonen aus der Konstabelkammer nicht faul war, und einen Hagel von Musketenfeuer aus seinem Takelwerke, seiner Kampanje (Hinterschiff) und seinen Kajütenfenstern auf uns losprasseln ließ, so wurden doch unsere Kinningen mit einer Gewandtheit gerojet, und unsere Lage, gerade hinter dem Spiegel, mit einer Genauigkeit gehalten, daß unser Feuer sowohl aus dem Geschütz, als aus dem Kleingewehr, erstere mit Kugeln und Kartätschen geladen, eine furchtbare Wirkung hatte.

Krach! — „Seine große Stenge fällt! — Tüchtig nachgepfeffert, meine Jungen, während sie noch unter den Trümmern voll Verwirrung sind. Feuer! Dicht an der Gaffel hin! — laßt nicht nach zu feuern! Die Flagge fiel! — Er hat sie nicht gestrichen! — So recht, meine Jungen! Nun hat er wieder Eins! — Die Vormarssegel-Schoten sind ihm abgeschossen, und er kann nicht unter euch wegkommen."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bremen's Deputationen und Administrationen.

Es ist gewiß eine sehr erfreuliche Sache, wenn es in einem Staate nicht an Männern fehlt, welche willig und freudig bereit sind, sich des Staatswohls anzunehmen, und mit treuer Sorgfalt, ja mit Aufopferung mancher, sonst andern Berufsgeschäften oder dem Vergnügen gewidmeter Stunde

das ihnen gewordene Vertrauen durch die ihnen übergebenen Staatsgeschäfte zu rechtfertigen verstehen. Bremen hat gottlob viele solcher Männer aufzuweisen, welche ihren schönsten Lohn im eignen Bewußtseyn suchen. — Indeß bleibt noch Manches zu wünschen übrig, besonders hinsichtlich der Gestaltung und des Wirkungskreises unserer Deputationen und Administrationen; man wird oft ein gar zu engherziges Sorgen der einzelnen Verwaltungszweige gewahr, ohne daß der Baum, dem die Zweige gehören, der Staat, gehörig berücksichtigt wird. Was die Deputationen betrifft, so ist wol nicht zu läugnen, daß wir deren gar zu viele haben; oft bei unbedeutenden Sachen, die sich mit gutem Willen von Seiten des Raths und der Bürgerschaft auf den Conventen einen ließen, werden Deputationen ernannt, ja mitunter für eine Sache mehrere, so daß sich zuletzt gar nicht durch finden läßt, und aus dem Gegeneinanderwirken oft Wirrwarr und schwer zu lösende Knoten entstehen; — unsere Militär-Angelegenheit giebt davon den deutlichsten Beweis. — Dabei haben manche Deputationen gar zu viel Köpfe, und so wird eine Harmonie der verschiedenen Sinne schwer, besonders wenn, wie solches leider oft geschieht, die Deputationen sich wieder in Sub- und Sub-Sub-Deputationen zertheilen. Zu wenig wird oft daran gedacht, ob die Personen, welche man wählt, sich zu dem Geschäfte, welches zu besorgen ist, gehörig qualificiren; Freunde und Verwandte werden oft einsichtsvolleren, jedoch weniger befreundeten Leuten vorgezogen; mancher, der bereits Mitglied dieser oder jener Deputation ist, sucht oft gar zu ängstlich bei Vacanzen seinen Günstling zum Collegen zu erhalten, und manche sind schwach genug, die Bitten zu erfüllen, diesem oder jenem die Stimme zu ertheilen; der aufmerksame Beobachter wird sich auf den Conventen von der Richtigkeit des Gesagten leicht überzeugen. Mitunter finden sich die Wähler in der Person des Gewählten sehr getäuscht, und zwar dadurch, daß derselbe, statt bemüht zu seyn, die Unzulässigkeiten der Deputation, welche er vor seiner Erwählung so eifrig bestritt, abzuwenden, selbe plötzlich nach dem Wunsche seiner neuen Collegen vertheidigt, und so, den Mantel nach dem Winde hängend, mehr seine Würde als das allgemeine Wohl berücksichtigt.

Monate, ja Jahre vergehen oft, ehe eine Deputation, von der ihr von Rath und Bürgerschaft gewordenen Commission Bericht ertheilt; laut und gerecht ist mitunter die Klage über den sogenannten Deputations-Nagel; an diesen werden manchmal so viele Sachen gehängt, daß es schwer wird, dieselben wiederzufinden oder herunter zu nehmen; auch sind sie mitunter so sehr von dem verrosteten Nagel beschädigt, daß erst wieder eine geraume Zeit erforderlich ist, sie so herzustellen, um sie produciren zu können. Fast jede Deputation hat ein Mitglied des Senats zum Chef, das hat nun in vieler Hinsicht sein Gutes, nur ist es schlimm, daß manchmal so viel dazu gehört, bis die Deputation zur Berathung zusammen berufen wird, und daß oft die Zeit der bürgerlichen Deputirten zu wenig berücksichtigt wird, indem häufig in den, Geschäftsleuten so nützlichen Morgenstunden, Deputationen zusammen berufen werden; geschieht selbes zur 12. Stunde, so hat es das Unangenehme, daß nicht allein eine ziemliche Zeit verstreicht, bis die Mitglieder sich versammelt und nach der Rangordnung niedergelassen haben, sondern die Kaufleute haben zu sehr an die nahe Börsenzeit zu denken, die Zeit ist zu kurz zum gehörigen Berathen und Beschliessen, und aus der Eile geht mancher Bericht hervor, der nachher von der Opposition leicht zur Verwerfung gebracht wird; dieser Uebelstand findet sowohl bei Versammlungen auf dem Stadthause,

als auch bei solchen auf dem Schüttinge statt; würde sowohl der Senat als auch das Collegium Seniorum mehr als bisher die unter ihrer Leitung stehenden Deputationen Nachmittags und Abends einladen: so würde solches sicher für das allgemeine Beste ersprießlich und den meisten Deputirten angenehm seyn, da sie sich weniger als bisher in eigenen Geschäften gestört sähen. Was nun endlich die Berichte selbst betrifft, so ist es zwar nicht zu läugnen, daß sie am besten aus der Feder der Herren Gelehrten hervorgehen; aber es ist auch nicht zu läugnen, daß deren Feder oft gar zu gelehrt zugespitzt ist; es fehlt gar zu oft den Berichten Klarheit und Deutlichkeit; sie enthalten oft so viele heterogene Bestandtheile, verschließen sich oft so hermetisch, wiederholen und widersprechen sich manchmal so sehr, daß die größte Aufmerksamkeit nicht genügt, ein gehöriges Urtheil zu fällen, daß der schlichte Bürger sich befangen fühlt, an den Discussionen Theil zu nehmen, daß die ohnehin weitläuftig und verwikkelt dargestellte Sache oft durch die Debatten noch verwickelter wird, daß man bei der Abstimmung nicht weiß, ob man Ja oder Nein sagen soll, und so oft das Nützliche verworfen, das Unpassende angenommen wird.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Auch eine zeitgemäße Bemerkung.

Es ist eine merkwürdige Zeit in der wir leben. Ihr Geist waltet mächtiger, ihre Entwickelung schreitet schneller, wie jemals. Die Ansichten und Bestrebungen in derselben waren nie lebendiger, verschiedenartiger, sich widersprechender. Hauptsächlich aber unterscheidet man zwei Richtungen, die religiöse und die politische; und in jeder derselben sind wieder zwei Haupttendenzen und Partheien bemerkbar; in jener, der religiösen, die orthodoxe, supernaturale (mystische, pietistische) und die heterodoxe, rationale; in dieser, der politischen, die absolute, rein monarchische, stabile, conservative und die ihr entgegengesetzte liberale, constitutionelle, republikanische. Von der ersteren, der religiösen und kirchlichen, soll hier nicht weiter die Rede seyn. Nur bemerken wir, daß wie früher, im Mittelalter, die Kirchen- und Staatsgewalt, als sich feindlich bekämpfende Elemente gegenüberstanden, die sich jetzt brüderlich die Hand gereicht haben, um desto kräftiger den aufstrebenden Rationalismus und Liberalismus sich entgegen zu setzen, und, wenn möglich, ihm eine völlige Niederlage zu bereiten.

Wir geben hier nun eine kurze Charakteristik des politischen Absolutismus und Liberalismus. Die Inhaber und Anhänger des ersteren behaupten: Nur in der unumschränkten, oder doch höchst wenig beschränkten, Monarchie sey Heil. Dieses müsse stets von oben, könne nie von unten kommen. Sie leiten daher auch ihre Gewalt und ihr Recht von oben her, von Gott, und berufen sich auf den apostolischen Ausspruch: „Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott." Doch interpretiren sie den Ausspruch dahin, daß dieß nicht von einer vom Volke ausgehenden, sondern angeerbten, auch allenfalls durch Gewalt der Waffen erworbenen Macht zu verstehen sey und nennen sie dann legitim. Sie behaupten, kraft dieses Grundsatzes, ganz folgerecht, daß sie das Recht besitzen, ihre Regierung so einzurichten, wie sie es für gut finden, wie auch Ludwig XIV. sagte: L'état c'est moi (der Staat bin Ich). Alle Wohlthaten, welche der Souverain seinen Unterthanen erzeigt, sind Ausflüsse seiner Gnade; alle Reformen in der Staatsverwaltung, welche die Unterthanen wünschen mögen, sind, wenn sie

zugestanden werden, Concessionen, und können niemals geforbert werden. Alle mit Drohungen und Gewalt begleitete Forderungen sind staatsverbrecherische Auflehnungen, Beleidigungen der höchsten Majestät, und müssen als solche bestraft werden u. s. w.

Die Anhänger des Liberalismus dagegen leugnen die Richtigkeit jener Grundsätze, und behaupten dagegen, das Volk sey im Staate die Hauptperson, nicht der Regent. Dieser sey dazu berufen, für des Volkes Wohlfahrt nach besten Kräften zu sorgen; dafür gebühre ihm Achtung, Ehre, Gehorsam und seiner Würde angemessener Unterhalt. Sie behaupten ferner, das Recht der Regierung, des Herrschens, könne nicht angeboren werden, wie keine äußere Würde und kein Amt, sondern nur vom Volke ausgehn; Menschen- und Völkerrechte seyen älter als Regentenrechte, und deßhalb stände jedem Volke das Recht zu, sich einen Regenten zu wählen, den es für den tüchtigsten und würdigsten hielte, wie auch diejenige Staatsverfassung, die dem allgemeinen Wohle am meisten entspreche, und nur einer solchen Regierung sey man Achtung, Ehre, Gehorsam, Treue, Unterhalt schuldig u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die leichteste Todesart.

In einem Wirthshauf' stritten sich
Drei Bauern lange hin und her,
Welch' wohl die leicht'ste Art des Todes wär'.
Das Hängen, meinte Friederich.
„Bewahre Gott!" — schrie Veit — „Da seyd Ihr irrig, Vetter!
Das Köpfen bringt weit schneller aus der Welt;
Der Kerl hau't zu, und wie ein Wetter
Ist weg der Kopf; man wird nicht so gequält."
Ei was! — sprach Kunst — das Leicht'ste ist's Erfrieren,
Man kann nicht leichter aus der Welt marschieren;
Hat man im Winter sich recht vollgetrunken,
Und setzt im Walde sich an einen Baum,
So schläft man ein, man merkt es kaum;
Und ist man erst in tiefen Schlaf versunken,
Dann ist man schnell aus aller Noth,
Denn wenn man aufwacht — ist man todt.

v. Damm.

---

* Gruß

an Herrn Doctor Böckel, am Tage seiner Probepredigt.

Willkommen sey Du uns, willkommen Dein Wort,
Die Seelen zum Himmel zu leiten!
Den Leidenden sey mit dem Heiland ein Hort,
Und wolle sie tröstend bereiten.
Den Glücklichen zeige des Wechsels Gewalt,
Zu mildern auffauchzende Wonne,
So gleichst, in des theilenden Freundes Gestalt,
Du Vielen der wärmenden Sonne.
Sie sey durch Dich selber also Dir ein Bild:
Oft siehst Du sie Wolken umziehen,
Doch wandelt sie dauernd am Himmelsgefild,
Läßt keimen und sprossen und blühen.
Doch nährt sie das Hälmchen durch Wärme und Licht,
Das unter ihr tief sich entfaltet,
Ja selbst durch des Sturmes Verfinsterung bricht
Ihr freundlicher Strahl, nie erkaltet.
Ihr gleiche, Du Edler, zum Führer ersehn
Für Viele, die gern Dir vertrauen,
So wird einst — und sollten es Stürme umwehn —
Dein Sonnenlicht Früchte erschauen!

.....

A. Dasves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 37.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 9. Mai 1833.

Unehr' und Ehre auf des Zufalls Spitze
Zu stellen, Tod und Leben in der Hitze
Der Leidenschaft zu opfern — ist ein Wahn;
Darum merkt auf, ihr Thoren — hört, ihr Kämpfer,
Die Warnung aus Noyon, des Wahnsinns Dämpfer!

* Der Apotheker von Noyon *)

oder

Pillen für und gegen den Zweikampf.

Von Dr. Noeldeke.

Auf Hieb' und Stich, auf Knall und Fall den Gegner,
Weit anders er sprach oder that als ihr,
Zu fordern ist verwegen, doch verwegner
Und unter Rost des Vorurtheils verlegner,
Recht neben Unrecht, Wahr und Unwahr, schier
Unehr' und Ehre auf des Zufalls Spitze
Zu stellen, Tod und Leben in der Hitze
Der Leidenschaft aufopfernd. — Hört, ihr Kämpfer,
Die Warnung aus Noyon, des Wahnsinns Dämpfer!

In jener Stadt lebt, oder hat vor Jahren
Gelebt ein Ehrenmann, ein Pharmaceut,
Nicht nur in seiner Wissenschaft erfahren,
Und Großes oft durch Kleines zu ersparen,
Durch Hälfte Ganzes, wohlgescheidt;
Willkommen auch durch seines Witzes Gabe
Und im Besitz von mehr als einer Habe;
Reich war der Laden ihm in Büchs' und Töpfe;
Doch größern Reichthum noch trug er im Kopfe.

Wo immer er erschien, erschien die Freude,
Der finstre Ernst entfloh da, wo er kam;
Sein Scherz, sein Witz war Allen Wonneweide,
Nur Einem nicht, der angeregt vom Neide,
Beim Lächeln der Umgebung fühlte Gram.

*) Noyon, eine durch Erwerbfleiß mittelst Fabriken und Manufacturen blühende, mit einer vierzehn Tage langen Sommermesse bevorrechtete, ungefähr 6000 Einwohner enthaltende, Französische, im Departement der Seine und Oise an der Vorse gelegene Stadt, ist der Geburtsort des bekannten Bildhauers Jacques Sarrasin, des verdienstvollen Physikers Nollet, und Ort des Canonicats des Heresiarchen Calvin. Der in vorliegendem Gedicht zur Erzählung entwickelte Stoff ist zwar aus Frankreich; allein die Behandlung desselben ist weder aus noch nach dem Französischen. P. s. d. r. N.

In einem frohen jugendlichen Truppe
War er die finstere Gestalt der Gruppe;
Herr, sprach er, bleibt mit eurem Zeitvertreibe
Mir und den Clubbmitgästen fern von Leibe.

Mit eurem Witz und eurem ew'gen Klügeln
Wünscht' ich und mancher andre ernste Mann
Euch lange schon auf rauhen Nordwindsflügeln
Nach Deutschland fort, fort zu den höchsten Hügeln
Des Brockens oder höher — auf Montblanc.
Und seyd mit diesem Wunsch ihr nicht zufrieden,
So seyd im nächsten Hain von mir beschieden;
Dort soll euch witzigen beim Klang von Bugeln *)
Und Hörnerschall ein Paar der besten Kugeln.

(Der Beschluß folgt.)

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Hans hielt es nunmehr für gerathen, das Recht seiner Frau und ihrer beiden Brüder auf den Schüppelhof bei dem Werffner Gerichte geltend zu machen. Es war am Morgen des 24. Novembers 1731, als er in Begleitung seiner jungen Schwäger nach dem Städtchen hinwanderte. Dampf, Funken, Feuergluth kamen ihnen auf dem Markte entgegen. Verwundert traten sie näher und gewahrten ein Schauspiel eigner Art. In Mitte des Platzes war ein ungeheurer Haufen von Büchern aller Größen aufgethürmt; ihn von allen Seiten in Flammen zu setzen, bemühte sich, mit heiligem Eifer, der dasige Dechant und mehrere seiner Diener. Gefräßig leckten bereits ungeheure Feuerzungen zwischen den trocknen Blättern herum; unter ihrem glühenden Hauche krümmten sich die dicksten Leder-Einbände, gleich darauf in hellen Flammen auflodernd. Mit tiefgefühlter, aber stiller Trauer schauten die Einwohner von fern auf das unblutige Auto-da-fe, zu welchem der Dechant alle seit 20 Jahren ihnen weggenommenen evangelischen Bücher aufgespart hatte. Welche Masse von Bibeln verschlang die Gluth! Welche Feuersäule stieg gen Himmel empor aus der Menge protestantischer Schriften! Von Luthers dicker Hauspostille bis zum schmächtigen kleinen Catechismus herab — Arndt's, Spangenberg's, Dillherr's und vieler andrer gottesgelahrten Männer Werke — Alles fand hier sein glühendes Grab. Wehmüthig sah Hans diesem Greul zu. Da flog, von der Gluth geschleudert, eine angegangene Bibel prasselnd zu seinen Füßen nieder. Ein behender Griff — und sie war unter seinem Kittel verborgen, obschon sie ihm West' und Hose baß versengte. Erfreut wollte er sich mit seiner Beute nun entfernen, als er sich und die Knaben unverhofft von kaiserlichen Soldaten aufgehalten sah. Schon glaubte er, daß der gethane Fund die Ursache davon sey, als ihn noch ein um sich her geworfener Blick entdecken ließ, daß sämmtlichen Anwesenden gleiches Schicksal widerfuhr. Sie wurden alle in einen Haufen zusammen getrieben, der aus bestürzten Männern, Weibern und Kindern bestand. Ein schreckliches Licht begann dann erst ihnen aufzudämmern, als sie sich ausgeschieden sahen, und die Angesessenen, wie die Schaafe, zur Rechten, die Unangesessenen aber, als die Böcke, zur Linken gestellt und dann ohne Weiteres fortgetrieben wurden. Auch Hans befand sich unter den Letzteren, desgleichen die Söhne Manlickens, deren Recht er vergeblich durch Berufung auf die Ansessigkeit ihres Vaters und Vorzeigung des Schenkbriefs darzuthun gesucht hatte. Ein schnurr- und backenbärtiger Cornet, von finsterm Aussehen, trieb die schon freigesprochenen Knaben in den Haufen der Ausgestoßenen zurück. Packfest, das treue Thier, erhielt von ihm einen Säbelhieb in den Schenkel, als er die, seinen jungen Herren angethane Unbill durch einen tüchtigen Biß rächen wollte. Da hoben die beiden

*) Bugeln, im Englischen Bugles genannt, führt unsere Deutsche Feldmusik unter dem verdeutschten Namen: Jubelhörner.

Mütter schluchzend ihren blutenden Liebling auf ihre Arme und gaben sich gern zufrieden, daß sie ein Land verlassen sollten, in welchem selbst die unvernünftigen Geschöpfe von den bösen Soldaten nicht verschont blieben.

Darauf begehrten Einige, nach Hause kehren zu dürfen, nur um sich warme Kleider zur Deckung ihrer Blöße zu holen; Andere, Abschied von den Ihrigen zu nehmen; noch Andere, um einen Zehrpfennig einzustecken auf die weite Reise. Doch unerhört blieben ihre dringenden Bitten. — „Grüßt mein armes Weib" — rief Hans scheidend einem da bleibenden Bekannten zu — „und Manlickens Weib; sagt ihnen, sie sollen sich nicht ängsten unsertwegen. Gott würde uns" — Seine Stimme verhallte unter dem lauten Jammergeschrei der Uebrigen und in Kurzem war der Haufe aus den Augen der bestürzten Angesessenen verschwunden. — Diesen holten ähnliche Züge, aus allen Gegenden kommend, ein; so daß endlich derselbe bis auf 800 Menschen anwuchs, welche alle gen Salzburg getrieben wurden.

Lange vorher war der finstere Cornet mit seinen Leuten, nachdem er sein Häuflein einer stärkeren Escorte übergeben hatte, gen Werffen zurück gekehrt. „Wohin?" herrschte er ein junges Weib an, das weinend, einen kleinen Knaben im Arme, ihm entgegen kam. Sie konnte kaum noch laufen, so keuchte sie. — „Zu meinem Mann!" brachte sie mühsam heraus. — „Du bleibst hier!" befahl er streng. — Da warf sich Bärbel auf die Knie vor ihm. „Möge mir's Gott verzeihen" — rief sie — „daß ich, zum ersten Mal in meinem Leben, vor einem Menschen kniee: aber ich beschwöre Euch, um des Heilandes willen — laßt mich zu meinem Mann — dies Kind zu seinem Vater! Habt Mitleiden, lieber Herr!" — Dieser biß sich in die Lippen und antwortete nicht. Dann stieg er vom Pferde, entließ seine Leute und packte Bärbel bei'm freien Arme, sie gewaltsam nach ihrer Wohnung zurück zu führen. — Da weinte Bärbel still auf dem Heimwege und ihr Kind laut, aber den harten Mann und seine beiden, ihm folgenden Dragoner rührte nicht das Jammern der Verlassenen.

Zu Hause fanden sie in der Stube die Einquartirung lärmend und zechend. — „Ihr Tagediebe!" zankte sie der Cornet aus. — „Oho!" erwiederten die Trunkenen — „wir sind nicht müßig gewesen. Wir wollten dem Pater ins Handwerk pfuschen und unsere Wirthin bekehren, aber die Ketzerin entwischte unsern Bemühungen und ist auch nirgends wieder zu finden." — Ein neuer Schreck für die arme Bärbel! — In großer Angst um ihre Mutter verließ sie mit ihrem Knaben, gefolgt von dem aufpassenden Cornet, das Gemach. Kein Winkel blieb undurchsucht — fort und fort rief sie den Muttern amen — umsonst!

Wie mochte die Arme gemißhandelt worden seyn! — daß sie sogar die theure Gottesgabe, das liebe Brod, welches dort in den Backschüsseln stand und nur in den geheizten Backofen geschoben zu werden durfte, im Stich gelassen hatte! Und gleichwohl roch es so verbrannt im Hofe, aber widerlich; gar nicht so angenehm wie frischgebacknes Brod, nicht einmal wie verbranntes! — Sie näherte sich dem Backofen, in dessen Umgegend der Geruch an Stärke zunahm. Ihr ward so bänglich zu Muthe — sie guckte hinein in die niedre, dunkle Höhlung. Ein unförmlicher Klumpen füllte den hintersten Theil derselben. — Sie wagte noch einen Blick — da streckte ein verbrannter Fuß ein wenig sich hervor — heisere Klagetöne begleiteten diese Bewegung; — jetzt ward es schwarz, pechschwarz vor Bärbels Augen — da klangen ihr die Ohren, als läutete die große Salzburger Domglocke darin — dann schlug sie stracks zu Boden, das schreiende Kind mit ihr. — Letzteres rief sie zu-

rück in dies elende Leben. Wie aus einem recht schweren Traum erwachte sie. Ihr erster Blick fiel wirr auf ihren Knaben, der, vom Boden auf, die Mutter lächelnd wieder anschaute. Nach einem Augenblicke Besinnens wendete sie furchtsam, still schaudernd, das Auge weiter — es war kein böser Traum — vor ihr der entsetzliche Backofen — dort, o Jammer! die einem Menschen nicht mehr ähnliche Mutter, so eben hineingetragen in's Haus von dem schlimmen Cornet und einem Dragoner.

Vernichtet blieb sie kauern, bis ihre Kräfte so weit zurückgekehrt waren, daß sie mit ihrem Kinde in's Haus zu schleichen vermochte. Drin war die Stube leer von sämmtlichen Soldaten, auf ihrem Lager fand sie dagegen die lebende Verbrannte. Der gegenwärtige Zustand der Mutter war dem Cornet der sicherste Bürge geworden, daß Bärbel jetzt wohl nicht mehr daran denken werde, ihrem vertriebenen Manne nachzulaufen, und deshalb hatte er sie von ihren Aufpassern befreit. — „Wasser! Wasser!" flehten die schwarzen Lippen Catharinens. „Kaltes Wasser!" bat sie inniger, als das von Bärbel über ihren glühenden Körper ausgegossene Quellwasser sofort in warm aufsteigende Dämpfe sich verwandelte. — Einige Linderung verspürte jedoch die arme Leidende dadurch, daß Bärbel ihren ganzen, mit großen Brandblasen übersäeten Leib, von welchem die Gluth jede Spur der Kleidung vertilgt hatte, mit nasser Erde bedeckte und selbige durch oft wiederholtes Benetzen mit Wasser kühl erhielt. — So lag sie, die lebendig Begrabene, nur die Augen, Nasenlöcher und den Mund frei von dem letzten der Elemente, zwei Tage im Sterben, jede Minute sterbend, und wieder lebend zu neuen Qualen, unter welchen jede Sekunde zur Ewigkeit wird. — „Ach!" seufzte sie matt — „ich kann nicht beten! Bitte Du den lieben Gott, daß er mich recht bald erlöse von meiner Pein und mich aufnehme in sein Himmelreich." — Nach stundenlanger Pause begann sie wieder: „Wie sie mir so zusetzten, die Soldaten, und ich nicht wußte, wohin mich verstecken vor ihrem Quälen — da dacht' ich in meiner Angst: unser Herr Gott hat ja auch die drei Männer in dem feurigen Ofen erhalten — und kroch darum beherzt in den Backofen. Er hat mich aber nicht erhalten wollen!" — „Hu!" fing sie wieder an — „wie mag die Hölle erst brennen! Bärbel, trachte ja mit Furcht und Zittern, daß Du selig werdest; meine Jungen und dein Hans auch. Sag' ihnen, wie weh es thut, wenn man brennt!" — Immer glühender ward ihr Athem — lauter das Stöhnen des Schmerzes, der Angst. „Du glücklicher Manlicken!" sprach sie zuletzt — „Du darfst doch frieren in Deinem kalten Kerker. Ach! gieb mir doch ein klein wenig nur von Deiner schönen Kälte, und nimm mir ab von meinem Feuer. So ist uns Beiden geholfen." — Von da an wurde ihre Sprache verworren und unverständlich. Dann starb sie. Und wie nun die eisige Kälte des Todes ihren gequälten Leib überzog, der noch kurz zuvor so geglüht hatte, da jauchzte Bärbel, unter Thränen, wie im Wahnwitze, zur Todten: „Hei! hei! Du gute Mutter! nun hast Du ja die schöne Kälte von Deinem Manlicken! Nun darf ich dich auch in ein dickes Bette von kalter Erde legen und oben d'rauf hoch den eisigen Schnee!" — Dann weinte sie wieder bitterlich über ihre arme Mutter, die doch gar nicht wie ihre Mutter aussah, mit dem dicken Kopfe, dem aufgelaufenen Gesicht und den winzigen, eingesunkenen Augen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seebilder.

Das Gefecht mit einem Sklavenschiffe.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick erschienen zwei Mann auf der Fockraaspiere des Backbordes, offenbar

um die Schoten zu spliţen (die zerschossenen Taue wieder zusammenzuflechten) und die Beschlagleine des Vormarssegels wieder in den Gienblock zu bringen; wäre ihnen Dieß gelungen, so würde das Schiff wieder abgekommen und unserm Feuer ausgewichen seyn. Bang und Paul Gelid hatten die ganze Zeit über unter dem Schutze des Backbordbollwerkes, dahinter sie sich verschanzt hatten, dicht am Hackebord, mit mörderischer Genauigkeit gefeuert, wobei ihnen ihre drei Schwarzen an die Hand gingen, die in der Kajüte unausgesetzt die sechs Gewehre luden, während der kleine Wagtail, der kein sonderlicher Schütze war, auf dem Verdecke saß und die Gewehre herauf und hinunter langte.

„Nun, Mister Bang, rief ich, um des Himmels willen — und der Himmel vergebe mir diesen Mißbrauch seines Namens! — Sehen Sie die zwei Menschen dort? — Herunter mit ihnen!" —

Bang wendete mit aller nur denkbaren Kaltblütigkeit den Kopf nach mir um und sagte: „Was, jene zwei Schlingel dort, auf dem äußersten Ende der langen Stange?" — Er meinte die Fockraastenge des Backbordes.

„Ja, ja — herunter mit ihnen!" — Bang hob sein Gewehr langsam an den Backen, als legte er auf eine Wildente an. „Gelid, mein Junge, murmelte er zwischen den Zähnen, nimm Du den hereinwärts!" — „Gut," erwiederte Paul. Und sie feuerten und herunter taumelten beide, pfluderten einen Augenblick auf dem Wasser, wie verwundete Wasservögel, und verschwanden dann auf immer; nur eine kleine Blutlache sammelte sich auf der Stelle, wo sie untergesunken waren.

„Nun, Hochbootsmann, rief ich, nun das Steuerruder beigestrichen und Bord an Bord beigelegt! — Hieher mit den Enterhaken — Einen an das Stag, den andern in die Puttingen der Pardunen! — So, wir haben ihn!" — Und als wir unter der Gilling uns angestellt hatten, rief ich: „Enterer mir nach!" Und in der Begeisterung des Augenblicks sprang ich hinüber in den Hauptrust des Sklavenschiffes, acht und zwanzig Mann mir nach. Wir waren eben im Begriff über das Seilnetz zu steigen, als der Feind sich sammelte und uns mit dem kleinen Gewehr eine Salve gab, die vier von meinen Leuten zu Boden streckte und drei verwundete. Wir erreichten das Halbverdeck, wo der spanische Kapitän und ungefähr vierzig von seinen Leuten, mit Säbeln und Pistolen in der Hand, uns entschlossen die Spitze boten; wir griffen sie an, sie hielten muthig Stand. Tackletail, der in dem Augenblicke, wo er die Enterer rufen hörte, aus dem Magazin heraufgestürzt und mir gefolgt war, spaltete mit einem Hieb dem Kapitän den Kopf; mir stand der Lieutenant des Schiffes gegenüber, dem ich den rechten Arm mit einem Säbelhieb lähmte, als er mit der linken Hand sein Pistol abfeuerte und mich durch die linke Schulter schoß. Ich fühlte keinen Schmerz, nur einen Stich, und dann lief es mir wie kaltes Wasser den Rücken hinab. Jigmaree stand mir mit einer Enterpike zur Seite, und nun fochten unsere Leute mit einem Muthe, wie er brittischen Seemännern eigen ist. Einen Augenblick schwankt der Kampf unentschieden. Endlich wichen unsere Gegner, als ungefähr funfzehn nackte Neger, die mit Flinten bewaffnet im Vorderkastell aufgestellt waren, mit gellendem Geschrei in das Mitteldeck herabsprangen und den Spaniern zu Hülfe kamen.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Bremen's Deputationen und Administrationen.

(Fortsetzung.)

Während so die vielen und verschiedenartigen Deputationen in Betreff ihrer Gestaltung, Ent-

wickelung und Leistungen, trotz des regen Eifers und der treuen Sorge der meisten Mitglieder Manches zu wünschen übrig lassen, läßt sich dieses nicht minder von den Administrationen sagen. — Bremen kann stolz auf seine milden Stiftungen und Anstalten seyn, sein Wohlthätigkeitssinn ist weit und breit bekannt; wenn es gilt Thränen zu trocknen, frägt man Gottlob in unserm Bremen nicht darnach, weß Standes und Ranges der Hülfesuchende ist oder zu welcher Religion und Confession derselbe gehöre, man läßt sich nicht lange bitten, sondern sucht die Bedürftigen in ihren Bedrängnissen auf; unaussprechlich groß ist der Segen, der durch unsere Waisen-, Armen- und Krankenhäuser, durch Mann- und Wittwenhäuser, durch die Seefahrt, Taubstummenanstalt, Kirchen und Schulen, Stiftungen, Krankencassen ꝛc. seit einer Reihe von Jahren verbreitet ist und täglich gespendet wird; aber ist es zu läugnen, daß noch Manches zu wünschen übrig bleibt? —

Ich will nicht reden von der Mangelhaftigkeit mancher Gebäude und dem verkehrten Zuschnitte, der vom Grunde aus dabei gemacht ist, wie das Innere des neuen Arbeitshauses und des Krankenhauses so deutlich zeigen; das sind einmal geschehene, nicht zu ändernde Dinge und kein Tadel macht die Uebel wieder gut; aber das ganze Administrationswesen könnte einen bessern, der vorwärts winkenden Zeit angemessenern Schritt erhalten und da möchten vielleicht wohlmeinende Winke und Wünsche helfen. Bremens Administratoren haben von jeher eine Ehre darin gesucht, sich der ihnen anvertrauten Verwaltungen mit treuer Liebe und Sorge anzunehmen; ihrem uneigennützigen Eifer und ihrer unermüdlichen Thätigkeit verdankt so manches segensreiche Institut sein Entstehen und seinen Flor, in die Fußstapfen muthiger Stifter traten und treten sorgende Förderer; aber hier ließe sich das vorhin Gesagte wieder anknüpfen, daß oft bei der Sorge für einzelne Zweige, der Baum — der Staat — vergessen wird. — Der aufmerksame Beobachter wird oft gewahr, wie die einzelnen Administrationen sich mitunter anfeinden, wie Mancher nur der unter seiner Obhut stehenden Anstalt seine ganzen Kräfte widmet und das Allgemeine vergißt; — kann er nur *seiner* Anstalt Vortheile zuwenden, so kümmert es ihn nicht, wenn sie andern weit bedürftigern Instituten entzogen werden. Hülfsbedürftige werden oft von einer Administration zur andern geschickt, da jeder die nothwendigen Opfer und Ausgaben scheut — das sollte nicht seyn. — Nicht der Ueberschuß oder das Deficit bei Ablegung einer Verwaltungsrechnung beurkundet immer die Sorgfalt eines Administrators, sondern es kömmt lediglich darauf an, wie die Einnahmen entstanden, wofür die Ausgaben gemacht worden sind, und ehe man einem Verwalter Lob oder Tadel spendet, thue man einen aufmerksamen Blick in seine Haushaltung. —

Des Staats Prinzip ist, daß die milden Anstalten durch sich selbst bestehen müßten, ohne Ansprüche auf die Hülfe des Staatshaushalts zu machen; das klingt hart, kann aber nur gebilligt werden und ist zumal einer Republik angemessen; sicher wird durch dieses Princip das Interesse der einzelnen Bewohner für die wohlthätigen Institute erhöht und öconomischer wird gewiß Vieles zugeschnitten, als wenn Alles aus dem großen Beutel ginge; die Bereitwilligkeit zur Uebernahme von Verwaltungen würde sonst sehr geschwächt, die Freude an Führung mancher mühsamen Geschäfte dürfte sich leicht in Unlust verändern; allein während der Staat die Hülfe des baaren Geldes weigert, hat er oft Plätze, Häuser und mancherlei Apparate disponibel, unvorhergesehene Einnahmen, worauf das Budget und die Finanzdeputation keine Ansprüche machen; damit sollte stets ge-

wissenhaft verfahren und strenge das Bedürfniß der einzelnen Anstalten bei den Verwendungen berücksichtigt werden.

Ueber diesen Satz nachdenkend, kömmt Einem das neue Arbeitshaus, das Krankenhaus, der Ertrag der Zeitung, der Fährpacht ꝛc., Cholera, Blattern und andere ansteckende Krankheiten, Krankencassen und Begräbnißstellen, Kirchen, Schulen ꝛc. in den Sinn, indeß soll davon hier nicht geredet werden — selbes würde zu weit führen.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Auch eine zeitgemäße Bemerkung.

(Fortsetzung.)

Nach diesen kurz angegebenen Grundsätzen bestimmen sich nun die Anhänger des Absolutismus und Liberalismus, in welche die jetzt lebende gebildete Welt sich theilt. — Wer Recht oder Unrecht hat, kann und soll hier nicht entschieden, sondern nur bemerkt werden, daß eine Theilnahme an diesen Fragen nicht verhütet werden kann und darf, denn diese Fragen sind für das Wohl der Menschheit und für jeden einzelnen Menschen und Staatsbürger zu wichtig. Menschen sind keine Automaten und ein Staat ist keine Fabrikanstalt, wo jedes Mitglied nur als ein Rad, oder einzelnes Stück des Getriebes zu betrachten ist, das so gehen muß, wie es gedreht wird. Der Staat ist vielmehr ein Verein lebendiger, vernünftiger, selbstständiger Wesen, die mit Bewußtseyn die Zwecke des gesellschaftlichen Vereins, äußere und innere Glückseligkeit zu befördern streben sollen. Wie weit aber Jemand in dieser Theilnahme zu gehen hat und sich berufen fühlen darf und soll, ist wiederum schwer, und nach allgemeinen Grundsätzen des Staatszweckes, der Moral und der Religion zu bestimmen.

Wohl mögen in jetziger Zeit manche Eltern gegründete Ursache zur Besorgniß haben, daß ihre Söhne durch ihre Theilnahme an die Zeit, deren Bestrebungen und Ereignisse in den Kampf verflochten werden und sich dadurch Unangelegenheiten zuziehen, ja, selbst sich äußerlich unglücklich machen können, und wohl mögen sie ihnen Wachsamkeit, Vorsicht und Weisheit empfehlen, daß sie sich nicht von falschen Ansichten zu falschen, ihnen und Andern verderblichen, Schritten verleiten lassen; aber sie von aller Theilnahme an den Bewegungen der Zeit zurückhalten zu wollen, das möchte Theils nicht möglich; Theils nicht gut und wohlgethan seyn.

Die Menschheit ist nicht von dem Schöpfer und seiner allwaltenden Vorsehung bestimmt, still zu stehen, sondern immer vom Unvollkommnen zum Vollkommnen fortzuschreiten, wie es ja auch nach Erfahrung und Geschichte der bisherige Gang ihrer Entwickelung und Fortbildung unwidersprechlich beweiset; was auch die oben bezeichneten Anhänger der Hierarchie und des Despotismus sagen und aufbieten mögen, um den Fortschritt der Menschheit aufzuhalten, ja, wenn möglich, sie zurückzuführen zu der Unwissenheit, den Vorurtheilen, dem unbedingten Gehorsam, dem willigen Erdulden aller Unbill und ungerechter Bedrückung, der Unkenntniß ihrer natürlichen Rechte, ihrer Würde und Bestimmung. Was würde auch je Großes und Schönes für die Beförderung der höchsten Interessen der Menschheit von Menschen geschehen seyn, wenn Jeder sich ängstlich gehütet hätte, ja nicht in den Kampf verflochten zu werden, damit sein persönliches äußeres Interesse nicht gefährdet werde. Wo würde je eine religiöse, kirchliche und politische Reform zu Stande gekommen seyn? Wir kenneten dann nicht die Edelsten unseres Geschlechts, deren Namen die Geschichte uns zur Nacheiferung aufbewahrt hat;

wir kenneten nicht die Namen eines Tell, Winkelried, Egmont, Luther, Zwingli, Hutten, Gustav Adolph, Washington und unzähliger Anderer ihres Gleichen vor ihnen und nach ihnen, Bekannte und Unbekannte, die mehr oder minder für religiöse und bürgerliche Freiheit thätig waren, und Leib und Leben dafür wagten und hingaben. Ja, würde die bedeutendste aller Reformationen, das Christenthum, zu Stande gekommen seyn, wenn nicht seine Bekenner im Sinne ihres heiligen Stifters, der da sprach: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert" und „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht zu tödten vermögen; fürchtet euch aber vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle" Gott mehr gefürchtet hätten, als die Menschen, und derselben Gut und Blut opferten? —

Nicht genug ist es also, daß wir und unsere Kinder in unserm irdischen Berufe, den wir gewählt haben, im engern Sinne des Wortes, in unserm Amte, das wir in der bürgerlichen Gesellschaft bekleiden, in dem Geschäfte, das wir treiben, also als Gelehrter, oder Staatsmann, oder Theolog, oder Jurist, oder Arzt, oder Kaufmann, oder Lehrer, oder Künstler und Handwerker, oder Landmann, oder als Mitglied einer Familie u. s. w. unsere Pflichten erfüllen, sondern wir haben auch Pflichten weiteren Umfanges, als Menschen, als Christen, als Mitbürger eines Staates und selbst als Weltbürger. Nicht genug ist es, daß wir für unser und der Unsrigen Wohl sorgen, wir sollen auch Raum haben in unserer Brust für Alle, die mit uns Gottes Ebenbild an sich tragen, und nicht bloß für das äußere, materielle, sondern auch für ihr höheres geistiges Wohl, und dahin gehört besonders Befreiung von Irrthum und Unwissenheit, von der Sklaverei der Sünde und jeglichem Unrecht, und Erhebung der Menschen zum Gefühl ihrer Würde durch Erkenntniß der Wahrheit und durch Liebe für Tugend und Recht. So will es die ächte Menschlichkeit, so will es unsere göttliche Religion, die wir als Christen bekennen. Erkennen wir dies als unsere Würde, unsere Bestimmung und eben daher auch als unsere Pflicht, so können und dürfen wir nicht gleichgültige Zuschauer seyn bei den Zeichen, Ereignissen und Forderungen der Zeit. Wir sollen uns nicht damit begnügen, wenn es uns z. B. unter einer glücklichen Verfassung gut geht; so lange wir noch Verkehrtheit und Ungerechtigkeit im Großen und Kleinen um uns her nahe oder fern, erblicken, sollen wir, so viel wir können, thätig zum Besserwerden mitwirken durch Lehre, That und Beispiel, wenn auch unser äußerer Vortheil darunter litte; wir sollen selbst, wenn wir uns den Edelsten unsers Geschlechtes beigesellen wollen, die Blüthe unserer Kraft, ja das Leben daran setzen; wir sollen Gutes thun und nicht müde werden, auch wenn die Unwissenheit, die Bosheit, der Eigennutz, die Selbstsucht, oder die Gleichgültigkeit der Menge, uns in den Weg tritt.

(Der Beschluß folgt.)

* Eisenbahnen.

Auf der Eisenbahn der Loire ist der wichtige Versuch gemacht worden, durch einen von Fecton und Murray constaruirten Dampfwagen, mit einer Last von 15000 Kilogrammen (das Gewicht der Maschine eingeschlossen) eine geneigte Fläche von 45 Millimetre hinaufzufahren. Der Weg von 2000 Metre Länge ist in sechs Minuten zurückgelegt. Unmittelbar darauf ist der Wagen die Fläche bergab mit gleicher Leichtigkeit zurückgekehrt, indem die Geschwindigkeit mit der größten Sicherheit regulirt worden ist.

Dieser gelungene Versuch übertrifft Alles, was man bisher geleistet, denn der steilste Abhang, welcher bisher hinaufgefahren worden, ist derjenige des Souterrain von Liverpool, welcher indeß nur 200 Centimetre beträgt, d. h. $\frac{4}{5}$ der geneigten Fläche von Berrand, wo dieser Versuch gemacht worden ist.

Bisher glaubte man, daß es unmöglich sey, eine größere Neigung als 10 höchstens 14 Millimetre mit Eisenbahnen hinaufzusteigen. Es wird hierdurch leicht möglich, mit den Dampfwagen auch Diligenzen mit Reisenden auf ziemlich abhängenden Wegen fortzuschaffen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 37.

Bremen, Donnerstag den 9. Mai 1833.

Gestorben:

Den 27. April. Des Küpers Georg Bernstiel Sohn, (todtgeb.); Knoopstraße Nro. 40.
Den 28. — Der Altbinder Johann Heinrich Brüggemann, 45 Jahr; gr. Krummenstr.
Den 29. — Des Arb. Diedrich Schierenbeck Ehefr., geb. Seemann, 53 Jahr; Növekamp Nro. 28.
Den 29. — Der Maurergesell Jacob Blede, 64 Jahr; außerm Steinthor Nro. 75.
Den 29. — Des Tischlers Joachim Matthias Armerding Tochter, 9 Monat; kl. Rosenstraße Nro. 9.
Den 30. — Der Tischler Johann Hermann Lürßen, 29 Jahr; Großenstraße Nro. 14.
Den 30. — Der Arb. Heinr. Vollger, 60 J.; Kohlhökerstraße Nro. 35.
Den 30. — Der Mascopsträger Joh. Friedr. Schüttger, 77 Jahr; Schnoor Nro. 37.
Den 1. Mai. Doris Reipschläger aus Brinkum, 17 Jahr.
Den 1. Mai. Des Kupferschmidts Gerhard Lange Ehefr., geb. Horst, 36 Jahr; Grasenstraße Nro. 4.
Den 2. — Des Maurergesellen Wessel Meybohm Tochter, 1¼ Jahr; am alten Steinweg Nro. 101.
Den 2. — Caspar Grimm, 53 Jahr; auf dem Häfen Nro. 31.
Den 2. — Des Arb. Joh. Friedr. Bohlmann Ehefr., geb. Heitmann, 83 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 26.
Den 3. — Des Maurers Hermann Runge Tochter, 1¼ Jahr; Punkendeich Nro. 12.
Den 4. — Des Weinküpers Johann Heinrich Schumacher Sohn, 10 Jahr; Weerder Nro. 51.
Den 4. — Des Schneidermeisters Christoph Jacob Bandow Tochter, 10 Monat; gr. Rosenstraße Nro. 41.

Gebuurten:

Den 25. April. Des Schuhmachers Gottlieb Rampf Ehefr., geb. Müller, kl. Krummenstraße Nro. 30; von einem Mäochen.
Den 26. — Des Zimmergesellen Herm. Diedr. Albers Ehefrau, geb. Bormann, auf dem Häfen Nro. 3; von einem Mädchen.
Den 26. — Des Landmanns Diedrich Depken Ehefr., geborne Meyer, Hastedt Nro. 66; von einem Mädchen.
Den 26. — Des Arb. Johann Siemers Ehefrau, geb. Pelter, Hastedt Nro. 3; von einem Knaben.
Den 27. — Des Buchhalters Friedr. Johann Arnold Thiele, Ehefr., geb. Wilckens, Ansgaritthorsstr. Nro. 17; von einem Mädchen.
Den 27. — Des Küpers Georg Bernstiel Ehefrau, geborne Zufall, Knoopstraße Nro. 4; von einem todten Knaben.
Den 27. — Des Kaufmanns Gottlieb Heinrich Beste Ehefrau, geborne Beste, Herrlichkeit Nro. 15; von einem Mädchen.
Den 27. April. Des Schuhmachers Jacob Behrens Ehefr., geb. Ahrens, Süderstraße Nro. 26; von einem Mädchen.
Den 27. — Des Freischlachters Johann Frese Ehefr., geb. Goers, Grasenstr. Nro. 40; von einem Mädchen.
Den 28. — Des Kaufmanns Julius Alexander Castendyk Ehefrau, geborne Schumacher, Obernstraße Nro. 49; von einem Knaben.
Den 28. — Des Arb. Diedr. Hinr. Steffens Ehefr., geb. Pols, Hülsberg; von einem Knaben.
Den 28. — Des Detaillisten Georg Heinrich Feuß Ehefr., geb. Griese, hinter dem Stephanikirchhof Nro. 43; von einem Knaben.
Den 30. — Des Kaufmanns Johann Georg Poggenburg Ehefr., geb. Meybohm, Tiefer Nro. 27; von einem Mädchen.
Den 30. — Des Arb. Johann Hinrich Faber Ehefrau, geborne Zipp, außerm Steinthor Nro. 101; von einem Knaben.

Den 30. April. Des Maurergesellen Christian Wienken Ehefr., geb. Bubach, Rosenkranz Nro. 20; von einem Knaben.

Den 30. — Des Schlossermeisters Carsten Diedr. Heinr. Hoppe Ehefr., geb. Nerge, Bödekerstr. Nro. 12; von einem Mädchen.

Den 1. Mai. Des Küpers Hinrich Alten Ehefrau, geb. Landgrebe, Wegesende Nro. 1; von einem Knaben.

Den 2. — Des Arb. Joh. Kuhlmann Ehefr., geb. Klee, Fetten-Gang Nro. 15; von einem Knaben.

Den 2. Mai. Des Buchbinders Heinrich Jäger Ehefr., geb. Hoffmann, am Neuenmarkt Nro. 27; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Packers Hermann Weyhusen Ehefr., geb. Greve, Schlachte Nro. 29; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Lithographen Tobias Wilhelm Vogelsang Ehefr., geb. Reimann, Hohenthorsstraße Nro. 61; von einem Knaben.

Den 4. — Des Arb. Johann Friedr. Gottlieb Donsing Ehefr., geborne Rohkar, Heerdenthorswallstraße Nro. 26; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Privatlehrer Georg Friedrich Reuter, genannt Wulff, und des verstorb. Oberlieutenants im hiesigen Feldbataillon Johann Albert Dinkgreve Wittwe, Dorothea Sophia Caroline geb. Rautenkranz.

Der Küpermeister Conrad Reincken und Marg. Dauelsberg, beide von hier.

Der Schneideramtsmeister Joh. Martin Kerle und Anna Maria Engel Steinkamp, beide von hier.

Der Rademacheramtsmeister Joh. Friedr. Christ. Tröger und Magdalena Margaretha Bock hieselbst.

Der Arb. Joh. Christian Heinrich Esselmann zu Schwachhausen und Margaretha Adelheid Koch aus Schwarme, Amts Westen.

Der Lohgärber Johann Achelis hieselbst und Agnes Hedewig Hieronymi zu Walle.

Der Steindrucker Hermann Thiel und Tibetha Lange, beide von hier.

Der Kappenmacher Albert Bahle hieselbst und Margaretha Juliana Schwarz aus Gemünde, bei Coblenz.

Der Kaufmann Heinrich Ludwig Förstner hies. und Henriette Jeannette Eleonore Wilhelmine Kruse zu Blankenburg.

Der Stuhlmacher Johann Hinrich Danitz und Henriette Catharina Bensemann hieselbst.

Der Arb. Joh. Christian Wilhelm Fuchs und Adelheid Maria Ariane Mardfeld, beide von hier.

Der Seiler Johann Rotermund zu Hastedt und Anna Elisabeth Knoop aus Schafhausen Königlich Hannövischen Gerichts Achim.

Der Zimmergesell Joh. Henrich Lahrmonn und Gesche Schumacher hieselbst.

Der Stuhlmacher Johann Anton Bock und Maria Rauschenberg hieselbst.

Der Schiffskapitän Johann Samuel Kortlang und Adeline Slichting, beide von hier.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 38.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 12. Mai 1833.

— — Dem raschen, stürmenden Zweikämpfer
Sey künftighin, als Uebermuthes Dämpfer,
Der Pillen Vierzahl am Bestimmungsorte
Gereicht, und aufgethan des Schicksals Pforte!

* Der Apotheker von Noyon

oder

Pillen für und gegen den Zweikampf.

Von Dr. Noeldeke.

(Beschluß.)

Er sagt's, und Alle ringsum, die es hören,
Bemühen sich, — doch fruchtlos ist ihr Mühn —
Ihn, der die Lust, den Frieden so kann stören,
Zu sänftigen, zu sühnen ihn, beschwören
Den Störer, dessen Augen wuthvoll glühn,
Sein Unrecht einzusehen, zu verschieben
Des Zweikampfs Lust, um mit des Zornes Trieben,
Die ihm im aufgebrachten Busen wühlen,
Erst morgen seine Gier nach Blut zu kühlen.

Er willigt ein, und Ort und Zeit und Waffen
Und Kampfesrichter werden da bestimmt.
Auf löst sich der Congreß, den Störer strafen
Weil die Gestörten sich dem Saal entraffen,
Die letzten Blicke, gegen ihn ergrimmt.
Bedauern, Händedruck von allen Seiten
Und Lebehoch folgt heim dem Pharmaceuten.

Den Tag darauf in früher Morgenstunde
Erscheinen die Parthein im nahen Hain,
Zu nehmen oder zu verleihn die Wunde,
Die Ehrenwunde, die aus blut'gem Munde
Unheil und Fluch dem Sieger mag verleihn.
Zwar hat die stille Nacht durch leisen Schlummer
Den Forderer gestimmt zu sanftem Kummer;
Denn flehend und mit thränenvollen Mienen
War ihm sein Herzensschatz im Traum erschienen.

Doch fand er sich, trotz abgekühltem Muthe,
Sein Ehrenwort zu lösen, ein im Park.
Sein Gegner, dem, als sanft er ruhte,
Nicht träumete von Liebchen, noch von Blute,
War froh gelaunt und durch Besinnung stark.
Herr Gegner, spricht er, nicht woll's euch verdrießen!
Von mir ein Wort zu hören, eh' wir schießen.

Geladen halten wir am Todesthore
Schußfertig, ihr und ich, die Feuerrohre.

Ihr habt der mörderischen Bälle kleinsten
Zu Knall und Fall uns beiden ausgewählt;
Ich wähle hier, gekugelt aus dem feinsten,
Für eine andre Welt schnellthät'gen, reinsten
Giftstoff, dem leise sich der Tod vermählt,
Zwei Pillen, sag' ich, hier in dieser Schachtel,
Zwei Andere von Brod, die kaum drei Achtel
In ihrer Vierzahl von den euren wiegen,
Wählt Eine aus, wie ich; — und ihr mögt siegen.

Der Vorschlag wird beliebt, und beide wählen
Auf Ungunst oder Gunst des blinden Falls
Sich eine schicksalsvolle Pille, quälen
Die Eine dann — Tod oder Sieg zu wählen —
Hinunter — meint ihr — etwa durch den Hals?
Nein, in den Schlund der allertreusten Hunde,
Jetzt Stellvertreter, für des Ausgangs Kunde;
Kaum hat ein Jeder seinen Theil verschlungen,
Hat stracks den Tod des Gegners Hund errungen.

Gesund und munter springt dem Pharmaceuten
Und klifft und klafft umher der große Hund;
Und wie den nachgekomm'nen, bangen Leuten
Jetzt die Entgegenkommenden bedeuten
Den Ausgang, und der Einfall da wird kund,
Erschallt in dem glückwünschenden Gedränge
Ein Chor von Lebehoch; — doch fern der Menge
Folgt einsam, ohne Hund, der Widersacher
Und höret unmuthvoll den Witz der Lacher.

Hoch lebe mir zu neun und neunzig Malen
Der frohe Stellvertreter der Vernunft
Von Noyon! — Krieger jeder Waffe zahlen
Und zollen wahrer Ehre, sonder Prahlen,
Ihr Gut und Blut, und der Vernünft'gen Zunft.
Allein dem raschen, stürmenden Zweikämpfer
Sey künftighin, als Uebermuthes Dämpfer,
Der Pillen Vierzahl am Bestimmungsorte
Gereicht, und aufgethan des Schicksals Pforte!

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

„Nicht einen letzten Kuß getrau' ich mir ihr zu geben" — klagte sie. „Schrie sie nicht allemal fürchterlich, tippte ich sie nur an?" — So saß sie bei der Leiche — verlassen von Vater, Mutter, Mann und Brüdern! Nur ihren kleinen Peter hatte sie noch, der, nichts von ihrem Jammer wissend, jauchzend seine Aermchen um die Mutter schlang.

Im Buche Tobiä stehet geschrieben also: „Solch Trübsal aber ließ Gott über ihn kommen: daß die Nachkommen ein Exempel der Geduld hätten, wie an dem heiligen Hiob." — Lieber Leser, der Du ob einem kleinen Uebel oft aus der Haut fahren willst, nimm Dir gleichfalls ein Exempel an den armen Salzburgern, deren Noth hier nicht erlogen, sondern erzählt worden, wie die Geschichte sie beschreibt. —

Nachdem mitleidige Nachbarn die Todte verscharrt hatten, ohne Sang und Glockenklang, in ungeweihte Erde, wie den Ketzern zuerkannt war, wollte Bärbel mit ihrem Kinde ein Land verlassen, das ihr keine Freude mehr verhieß, und ihrem Hans nachziehen — allein auch dies wurde ihr verwehrt. — Alle Versuche der Flucht wußte jener grausame Cornet durch seine Spione zu vereiteln, der sie wie mit einem unsichtbaren Netze umstrickt hielt. Oft sprach er in ihrer Hütte ein, in welcher er ihr ein altes, böses Weib zur Aufseherin gesetzt hatte, allemal zum großen Schrecken des kleinen Peters, welchem der finstere Soldat absonderlich gram zu seyn schien.

So kam der Winter heran mit seinen Fröſten, mit seinem Schnee und Eis. Wenn Bärbel auf ihrem Lager schlaflos lag und der Wind draußen um die Hütte heulte und stöhnte, und die Schneeflocken an die mit Eisblumen dick belegten Fensterchen blies: da glaubte sie draußen ihren Hans wimmernd um Einlaß bitten zu hören. „Wo er jetzt weilen mag?" fragte sie sich dann — „ob er wohl ein Obdach haben mag gegen die grausame Kälte?" Dann träumte ihr von ihm, wie er zit-

ternd vor Frost in seinem dünnen Kittel, in welchem er fortgegangen, herum irre in Schnee und Eis, auf seinen Schultern die müden Brüder tragend mit treuer Liebe — wie er dann auf die beschneite Fläche eines betrüglichen See's gerathe, einbreche und Alle versinken, ohne daß Jemand ihr Hülfgeschrei vernehme.

Dann fuhr sie selbst laut mitschreiend von ihrem Lager auf, daß das alte, böse Weib in der Kammer scheltend erwachte und ihr kleiner Peter gewaltig weinte, meinend, der böse Soldat habe ihn so geknippen, da es doch nur seine Mutter war, welche in ihrer Angst ihn angepackt hatte.

Endlich ging der Winter. Der Schnee zerschmolz; die Lavinen donnerten von ihren luftigen Sitzen herab ins wiederhallende Thal; die Gießbäche rauschten; das Gras zog sein grünes Kleid an; die Knospen ihre braunen Winterpelze aus, neugierig und froh zu der immer höher steigenden Sonne und den jubilirenden Lerchen empor schauend, die da verkündeten des Herrn Güte und Herrlichkeit. Freudig brüllend zog das Vieh zur frischen Alp; hüpfend das Volk der Lämmer und Ziegen; Taub' und Huhn und Gans und Ente erfüllten die Luft mit fröhlicher Stimme — nur die Menschen wandelten still und gesenkten Hauptes durch das neu gesegnete Land daher.

Firmian, armer verblendeter Mann! wirst Du Dich rechtfertigen können ob der Millionen Seufzer und Thränen, welche Du 20,000 Deiner fleißigsten Unterthanen auspreßtest, wenn der Herr Dich hinrufen wird vor seinen Richterstuhl? Wohl lagest Du vielmal im Staube vor Gott und flehtest zu ihm mit brünstigen Herzen, daß er öffnen solle die Augen Deiner irregehenden Kinder. Aber für Dich zu bitten, unterließest Du, der Du selbst erblindet war'st gegen den Willen des Höchsten, welchen Du so klar aus seinem heiligen Worte erkennen konntest. — Brach Dir denn Dein Herz nicht, als Du von Deinem Schlosse zu Salzburg die Schaaren der Greise und Matronen, der kräftigen Männer und zarten Kinder hinabpilgern sahest am müden Wanderstabe, zitternd vor Frost in der winterlichen Jahreszeit und der leichten Kleidung? Alle Deine Dir anvertrauten Kinder! Wie sie gedrängt die Ufer der Salza bedeckten und sehnsuchtsvoll die Schiffe erwarteten, welche sie aus dem Vaterlande bringen sollten, das sie verstieß? Verstandest Du die trüben Blicke nicht, welche sie abschiednehmend zu Deinen hohen Fenstern hinauf richteten, hinter welchen Deine falschen Rathgeber ihres schnöden Gewinnes sich freuten? — Armer Erzbischof! Niemand von der Nachwelt hebe den Stein auf über Dich, der Du Dich selbst schon strafest durch den Verlust der besten Unterthanen. Friede Deiner Asche!

Im Mai des Jahres 1732 erschien ein wandernder Handwerksbursche an Bärbels Thür. Als sie ihm mitleidig ein Stück Brod hinreichte, deutete er auf ein Papier, das er unter dem Rocke verborgen hielt und dann behend in die verlassene Hundehütte unter's Stroh verbarg. „Hans läßt Euch grüßen und Eure Brüder!" lispelte er und ging. Da nahm Bärbel ihren Knaben und das Papier und eilte damit in einen dicken Busch, wo sie den Erstern in den Schlaf brachte und dann mit zitternden Händen das Letztere entfaltete, welches aus vielen Blättern bestand und von verschiedenen Händen beschrieben war. Hier ist es:

Kauffbaiern, den 28 Dez. 1731.

Gott zum Gruß, liebe Bärbel!

Wenn Du und unser Kind, und Mutter Catharine sich wohl befinden: soll es mich herzlich freuen. Ich, Hans, Franz und Joseph sind, Gott sey Dank! noch gesund und munter, wenn wir gleich viel von der Kälte, dem Hunger und bösen Menschen auszustehen hatten. Jetzt aber

geht es uns recht wohl. So gut ich kann, will ich Dir doch erzählen, was uns bisher betroffen hat. Wundern wirst Du Dich gewaltig, daß ich mit einem Male so ordentlich schreiben gelernt habe; es ist dies aber nicht der Fall. Die guten Leute, bei welchen wir heute herbergen, haben auf meine Bitte aufgesetzt, was Du hier erhälst. Und so will ich's immer machen, wo ich nur christliche Menschen treffe. Wenn ich nur noch wüßte, wie ich Dir das Schreiben in die Hände spielen könnte! Nun, Gott wird auch dafür Rath schaffen!

Sieh, als ich so unvermuthet fortgerissen wurde, ohne von Dir und meinem kleinen Peter Abschied nehmen zu dürfen, da wollte mir schier das Herz vor Jammer zerspringen. Franz und Joseph fanden sich eher d'rein. Die hatten genug mit ihrem Packfest zu thun, das Blut ihm zu stillen und die Wunde mit ihren Sacktüchleins zu verbinden, welche ihm der garstige Offizier geschlagen hatte. Auch focht sie der kalte Novemberwind wenig an, denn sie schwitzten ordentlich mit dem Hunde, den sie abwechselnd trugen und ihn sich nicht nehmen ließen, wenn ich gleich ihnen die Last abnehmen wollte. Bald holten wir einen Trupp Leidensgefährten, bald andere uns ein, so daß unsere Anzahl immer größer wurde. Lauter arme Leute, Tagelöhner, Dienstboten und Kinder, schlecht gekleidet wie ich. Dies tröstete uns ordentlich, daß wir nicht die einzigen Vertriebenen waren. Ob dies aber recht war, will ich nicht behaupten. Und denk Dir nur! 107 gingen freiwillig mit, selbst Katholische, die bitterbös über die himmelschreiende Ungerechtigkeit waren. So kamen wir spät Abends nach Salzburg. Da ging dann freilich die Noth erst recht an. Kalte Scheuern und Ställe wurden uns zur Schlafstelle angewiesen, wo wir auf hartem Boden und mit leeren Mägen tüchtig froren. Keine Seele reichte uns einen Bissen Brod, aus Furcht oder Haß, was ihnen der liebe Gott verzeihen mag! Nur eine alte Frau steckte mir, der ich unterwegs meinen Hut verloren hatte, eine gewaltige, alte Perücke mit hundert Löckchen, die sie ich weiß nicht woher? hatte, verstohlner weise zu. Der Heiland vergelte ihr diesen Liebesdienst! Vorher schon hatte ich meinen Leinkittel mit einer Art Kappe von geflochtenem Reisig überzogen, was doch einigermaßen die Kälte abhielt. Wir deckten uns die Nacht hindurch wechselweise mit unsern Leibern zu, und da wir wie Heringe dichte lagen, ging das auch recht gut an. Deine Brüder wärmte Packfest und vergalt somit den Buben schon die erwiesene Barmherzigkeit. Freilich konnte ich kein Auge schließen; denn immer standest Du mit unserm Kinde mir davor; auch fiel mir ein, wie wunderbar des Herrn Wort an uns in Erfüllung gegangen war, der da spricht: Bittet aber, daß Eure Flucht nicht geschehe im Winter, oder am Sabathe. War es nicht Winter? heute nicht Sonnabend? Wer hätte daran gedacht, daß wir in diesem Spruche mit gemeint wären? — Ach! auch darf ich Dir nicht verhehlen, obschon ich's mit großem Schmerze sage, daß 36 von uns durch die Trübsal kleinmüthig gemacht wurden und abfielen vom Evangelio. Der Herr rechne ihnen die Sünde nicht zu! Am andern Morgen lud man uns auf Schiffe, welche uns die Salza hinabbringen sollten. Mit einem Blicke nahmen wir Abschied von unsern Bergen, einen zweiten warfen wir der stolzen Stadt mit ihren harten Bewohnern zu, und dann rückten wir eng zusammen, denn die Luft kam eben nicht warm vom Wasser herauf. Darauf trösteten wir uns mit dem Liedlein des frommen Scheitbergers:

Ich bin ein armer Exulant,
Also muß ich mich schreiben,
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Doch weiß ich wohl Herr Jesu mein,
Es ist dir auch so gangen;
Jetzt soll ich dein Nachfolger seyn,
Mach's, Herr, nach deinem Verlangen.

Herr, wie du willst, ich geb' mich drein,
Bei dir will ich verbleiben;
Ich will mich gern dem Willen dein
Geduldig unterschreiben.

Muß ich gleich in das Elend fort,
So will ich mich nicht wehren,
Ich hoffe doch, Gott wird mir dort
Auch gute Freund' bescheeren.

So geh' ich heut' von meinem Haus,
Die Kinder muß ich lassen.
Mein Gott, das treibt mir Thränen aus
Zu wandern fremde Straßen.

Ach führ' mich, Gott, in eine Stadt,
Wo ich dein Wort kann haben;
Damit will ich mich früh und spat
In meinem Herzen laben.

Wer dieses Liedlein hat gemacht,
Der wird hier nicht genennet;
Des Papstes Lehr' hat er veracht
Und Christum frei bekennet.

Wir sangen, daß Ufer und Berge wiederhallten, bis die Soldaten uns schweigen geboten. Ohne Unfall gelangten wir nach Ditmaringen und Theißendorf, wo wir 18 Tage lang still liegen und für unser Geld zehren mußten. Da war es ein wahres Glück, daß ich drei Gulden bei mir trug, die ich für die Kosten im Amte eingesteckt hatte. Noch habe ich vergessen, Dir zu sagen, daß ich eine halb angegangene Bibel bei mir führe, die ich dem Feuer zu Werffen aus dem Rachen gerissen. — Wir durften deshalb nicht weiter, weil uns der Eintritt in's Baiernland verwehrt wurde, bis endlich die Erlaubniß vom Churfürsten eintraf, welche aber in recht gnädigen Ausdrücken abgefaßt gewesen seyn soll. Ich kann eben nicht sagen, daß wir es sehr getrieben hätten, als wir über die Salzburg'sche Grenze gingen und in's Baier'sche einwanderten. Vielmehr schritten wir so topfer in der Kälte darauf los, daß der Salzburg'sche Commissair, ein Herr von Memmingen, welcher uns durch's Churfürstenthum begleiten sollte, sein Pferd fast immer im Trabe erhalten mußte. Demohnerachtet war es schon dunkel geworden und das Thor verschlossen, als wir vor Kauffbaiern anlangten. Nun standen wir und klapperten nach dem beschwerlichen Marsche. Endlich begannen wir zu unserer Ermunterung „eine feste Burg ist unser Gott" zu singen. Und wie nun die andächtigen Töne durch die stille, schwarze Nacht hineinschlugen in die Stadt — da thaten die Herzen der Einwohner und gleich darauf die Riegel und Schlösser der Thore sich uns auf. Singend zogen wir ein bei Fackel- und Lichterglanz, mit welchem man uns entgegen kam. Wie viel Tausend Thränen vergossen die guten Leute unsertwegen; vorzüglich wie sie die Kinderchen angetrippelt kommen sahen, welche sich mit den verklommenen Händgen fest umschlossen hielten. — Auch wurden wir unsrer übel beschaffenen Kleidung wegen sehr bedauert. Absonderlich zog ich ihre ganze Aufmerksamkeit auf mich. Wohl mochte ich mich in meiner ungeheuren Perücke, die mir bis auf den halben Rücken hinabhing, und in dem grünen Tannenrocke sonderbar genug ausnehmen. „Lasset uns Gutes thun Jedermann, allermeist aber den Glaubensgenossen!" — mit diesen Worten bot mir in der ersten Minute gleich ein stattlich gekleideter Herr seine kostbare Pelzmütze gegen meine Perücke zum Tausch an. Und wirklich rannt' er, baarhaupt, mit derselben, als ich es natürlich zufrieden war, voller Freude fort, versichernd, sie zum immerwährenden Andenken aufheben zu wollen. Nicht lange drauf reichte ein schönes, schluchzendes Mädchen mir einen ganz guten, warmen Rock von so feinem Tuche, daß ich mich ordentlich schämen

muß, darin einher zu gehen. Nun wurden wir in Wirthshäuser, deren Besitzer evangelisch waren, und bei evangelischen Bürgern und Rathsmitgliedern beherbergt. Liebe Bärbel, gewiß, nie habe ich Gottes Gabe zu Munde gebracht, ohne ihm dafür gedankt zu haben; allein nie mit so großer Inbrunst als diesmal. Wie labte uns das so lang vermißte warme, kräftige Essen! Morgen geht's weiter, nachdem wir vier Tage hier geblieben sind. Unsere Kranken wurden im Lazareth verpflegt, die unterwegs gebornen Kindlein getauft und wir Alle von den Bürgern und der Kaufmannschaft reichlich beschenkt. Noch hatten wir eine große Freude — die erste evangelische Kirche bekamen wir hier zu Gesicht. Nicht ohne die tiefsten Schauer von Andacht betraten wir am Tage der unschuldigen Kindlein das ehrwürdige Gotteshaus, worin, denke nur! unsertwegen eine besondere Predigt von dem würdigen Herrn Jakob Brucker gehalten wurde. Nie werde ich die Freudenthränen vergessen, welche wir darüber, und die andern Zuhörer über uns Unwürdige da geweint haben. Der Eingang hatte die Worte zum Grunde: „Sie haben ihre Ankläger überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihrer Zeugnisse, und haben ihr Leben nicht geliebet bis in den Tod. Darum freuet euch, ihr Himmel und die darin wohnen." Offenb. 12, 11. 12. Der Haupttext aber stehet Matth. 10, 32. „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater." Sehr gestärkt durch diese himmlische Speise, so wie auch durch die genossene leibliche, setzen wir nun getrosten Muthes unsern Wanderstab weiter. Gott erhalte Dich, meine Bärbel, so auch unser Kind, Mutter Catharinen und Vater Manlicken nicht zu vergessen, welchen er baldigst aus seinen Banden erlösen möge.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bremen's Deputationen und Administrationen.

(Beschluß.)

Daß unser Administrations-Wesen so sehr vereinzelt da steht und nicht wie in andern Ländern, namentlich in Frankreich, unter einer Controlle sich befindet, hat manches Gute, aber auch manches Nachtheilige; zu dem Guten gehört das bereits so eben erwähnte größere Interesse für die einzelnen Institute, wodurch sich die Unterstützungen wohlthätiger Menschen weit eher vervielfachen, als wenn Alles unter einer Rubrick stände, und Alles aus einer General-Verwaltung flösse; zu dem Nachtheiligen gehört, daß das Oeconomie-Wesen darunter leidet; wird Alles aus einem Topfe bereitet, so kann selbes weit vortheilhafter eingerichtet werden, und weit mehr wird erspart, als wenn aus vielen Töpfen gespeist wird — hier ist eine Anstalt zu üppig, dort eine bei größeren Bedürfnissen zu karg fundirt.

Während Raum und Mittel des lutherischen Waisenhauses für die Menge der dort Schutz und Hülfe Suchenden wenig genügend sind, hat das reformirte Waisenhaus Raum und Mittel sehr reichlich; wäre bei bewandten Umständen eine Verschmelzung der Kräfte und eine Trennung der Geschlechter nicht sehr ersprießlich? Während das große Krankenhaus und das neue Arbeitshaus bei besserer Benutzung der Plätze und durch thätigeres Ineinandergreifen noch weit mehr Segen verbreiten könnten als sie thun, sind sie weit von einander getrennt, und verstehen sich mit einander weniger als sie sollten. Durch das Krankenhaus wird nicht allein der physische, sondern auch der moralische Zustand vieler Menschen gebessert — das kann Niemand läugnen — wäre diese Anstalt mit dem Arbeitshause enger verbunden, und könnten diesem die an Leib und Seele Gestärkten, aber wegen beider Theile noch einer strengen

Aufsicht Benöthigten, bis zu gänzlicher Herstellung übergeben werden, würde dadurch der Staat nicht ungleich größeren Gewinn haben, als bei jetziger Einrichtung? Noch mehr Beispiele ließen sich anführen, das Gesagte zu bekräftigen. Noch einen andern Uebelstand wage ich zu berühren, nämlich den zu schnellen Wechsel der Administratoren. Die Sorge und die Verantwortung, welche dieselben übernehmen, ist groß, der Mühen giebt es Viele; weit eher auf Undank als auf Anerkennung müssen sie auch bei redlichster Sorgfalt gefaßt seyn, den Hauptlohn nur im eigenen Bewußtseyn suchen; mehr als sonst fordert unsre Zeit von den Menschen, weit schwerer als sonst ist es, sich die Zufriedenheit Anderer zu erwerben. Je länger man sich in eine Sache hinein studirt hat, jemehr man sieht, daß die Mühe und die Sorge gute Früchte bringen, desto mehr Liebhaberei gewinnt man für die Sache.

Mancher Verwalter wird in den Redensarten „Aller Anfang ist schwer" und „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand" viel Wahres gefunden haben. In der Regel währt die Wirkungszeit unserer Administratoren ein oder zwei Jahre; das ist wirklich zu kurz. Diese Zeit ist oft kaum genügend, sich mit der anvertrauten Verwaltung gehörig zu befreunden, ihre Mängel und Bedürfnisse kennen zu lernen; erst durch ein längeres Wirken könnte weit größerer Nutzen zum Besten des Staates, zum Segen der Menschheit geschafft werden; Mancher legt einen guten Grund, aber es bleibt ihm keine Zeit, auf dem Grunde zu bauen; der Nachfolger, bei gleich redlichem Willen, ändert den Grund oder legt ihn ganz um, und so wird Vieles angefangen und begründet, aber nicht gefördert und vollendet. Das sollte nicht seyn, und Viel bleibt dabei in unserm Administrations-Fache zu wünschen übrig.

Der geehrte Leser dieser Bemerkungen wolle dieselben gehörig prüfen, das Fehlende ergänzen, das Mangelhafte verbessern, darin mehr Wünsche als Rügen suchen, und die Versicherung annehmen, daß an kein Individuum der geehrten Administrationen und Deputationen unserer Stadt besonders gedacht ist. — Vollkommen ist Nichts im Staate, kein Mensch, keine Anstalt; immer bleiben noch Wünsche übrig. Möge denn Alles immer besser und vollkommener in der Welt werden; mögen wohlgemeinte Worte wohlwollend geprüft und das Beste benutzt werden; möge Jeder sich immer mehr befleißigen, nicht bloß ein theoretischer Mensch zu seyn, sondern auch ein practischer Mensch zu werden!

Je. R.

---

* Auch eine zeitgemäße Bemerkung.

(Beschluß.)

Und darnach entscheidet es sich denn auch, ob es gut und wohlgethan sey, wenn wir etwa so zu unsern Kindern sprechen: „Kinder, es ist eine gefährliche und böse Zeit. Seyd darum vorsichtig und mischet Euch nicht in fremde Händel. Sehet zu, daß Euch Niemand etwas anhaben kann. Seyd zufrieden, wenn es Euch gut geht, und bekümmert Euch nicht darum, ob es Andern gut oder übel ergehet; denn das ist nicht Eure Sache. Sehet Ihr auch ein, daß etwas besser seyn könnte und sollte; daß Andere ungerecht behandelt und unterdrückt würden: so thut, als bemerktet Ihr es nicht; denn Ihr könntet Euch dadurch Unannehmlichkeiten zuziehen. Wir, Eure Väter haben es auch immer so gemacht und thun es noch, und wir haben Erfahrung und meinen es gut mit Euch. Wir sind fleißig und ehrlich und haben darum gut zu leben, und bekümmern uns nicht um Welt- und Staats-Angelegenheiten. Wir wünschen nichts mehr, als daß Ihr es eben

so machet und es Euch eben so gut gehe, daß Ihr, wie wir, künftig nach des Tages Hitze und Arbeit Eure Pfeife in Ruhe rauchen möget. Menschenrechte und Völkerfreiheit sind leere Namen, mit denen man den Hunger und Durst nicht stillen kann; eine gut besetzte Tafel, ein wohlschmeckendes Gericht verdienen bei weitem den Vorzug, und Lorbeern braucht Ihr nicht weiter, als zu einem guten boeuf à la Mode erforderlich sind." — Oder ob wir etwa sprechen sollen: „Kinder, es ist eine große, ernste, bedeutende Zeit; Ihr müßt sie verstehen lernen und gewissenhaft benutzen. Ihr seyd als Menschen und Christen dazu berufen, zu Euerem und Eurer Mitmenschen Wohle Eure Kräfte zu gebrauchen, beides, körperliche und geistige. Ihr seyd Mitglieder eines Staates, einer Kirche, eines großen Menschenvereines; Ihr seyd als solche, Kinder Gottes, Brüder und Schwestern, und sollet nützen ein Jeglicher mit der Gabe, die ihm verliehen ist. Ihr sollt nicht bloß auf das stehen, was Euer, sondern auch auf das, was des Andern ist; sollt nicht bloß trachten nach dem, was unten, sondern nach dem, was droben ist; sollet wachsen in allen Stücken an dem, der unser Haupt ist. Wo also die Stimme Eures Gewissens, die Stimme Gottes, Euch auffordert für Wahrheit, Tugend und Recht zu wirken, durch Wort oder That, so thut es, unbekümmert darum, was Euch dafür werden wird, Lob oder Tadel, Gewinn oder Verlust; aber thut es mit Vernunft und Weisheit, damit Ihr Euch nicht in den Mitteln vergreifet. Lernt darum vor allen Dingen die Zeit verstehen, das Wahre und Rechte und das, was noth thut erkennen, das zu verstecken und zu verwirren die Feinde des Lichts sich alle Mühe geben; es ist nicht so sehr schwer, es zu finden, wenn Ihr nur Euern Geist frei und Euer Herz rein erhaltet. Wandelt als die Kinder des Lichts und widersetzet Euch jeden Zumuthungen des Geistes der Finsterniß, des Fürsten dieser Welt, welcher umhergehet wie ein reissender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge. Gefährlich mag die Zeit seyn, und auch Euch gefährlich werden; aber wer kann Euch schaden, so Ihr dem Guten nachkommt? Bleibet Ihr der Wahrheit, der Tugend, der Pflicht, der Liebe gegen Eure Brüder aber nicht getreu, so machet Ihr Euch wahrhaft unglücklich; denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele!

Auch ein Familienvater.

---

* Dem genesenden R.....

Victoria! die Blattern fliehn
Von unsers Freundes Wangen,
Wir sahen sie zum Orkus ziehn
Und mit eilt unser Bangen;
Schon weht ihn neues Leben an,
Gerettet ist der liebe Mann!

Stellt ihm der Tod auch falsch ein Bein,
Noch bleibt es hier beim Alten; —
Frau Wissenschaft stimmt mit uns ein,
Auch ihr ist er erhalten;
„Schon weht ihn neue Thatkraft an,
Gerettet ist des Wissens Mann!"

„Es brenne fort in meinem Schacht
Sein Grubenlicht so helle;
Er scheute selbst nicht tiefe Nacht; —
Er blieb nicht an der Schwelle. —
So grabe muthig denn fortan
Zur reichsten Tiefe dich hinan!"

„Doch wenn du treu nach Schätzen gräbst,
In meinen großen Reichen,
Und dunkle Spuren lichtbelebst,
Soll Plutus sich erweichen
Und spenden meinem Diener Lohn
An seines Ueberflusses Thron! —

K. M. H.

Verbesserung.

In der vorigen Nro. d. Bl. lese man in dem Aufsatze „Bremen's Deputationen u. s. w." Begräbnißanstalten statt Begräbnißplätze.

A. Daves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 39.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 16. Mai 1833.

Ich liebe dich und kann dich nie vergessen;
Doch schweigen will ich mit verhalt'nem Schmerz,
Will allen Gram in eine Thräne pressen,
In einen Seufzer mein gedrücktes Herz. Ernst Schulze.

* An Th.

Ich sah Dich Langersehnte endlich wieder
In holderwachter Jugendblüthe prangen,
Ich sah der Locken Gold, die blüh'nden Wangen,
Das helle Auge und die schanken Glieder.

Ich sah's und blickte zitternd vor mir nieder
Im Busen unbezwingliches Verlangen;
Es schlug mein Herz im alten Liebesbangen,
Und die gedämpfte Gluth entbrannte wieder.

Und Worte wollten kühn hervor sich wagen,
Da mahnte mich Dein Blick ans alte Schweigen,
Und ich beschloß, von Neuem zu entsagen,

Und Dir die Oberfläche nur zu zeigen,
Doch tief im Herzen stets Dein Bild zu tragen,
Bis sich mir einst des Friedens Palmen neigen.

Bremen, den 6. Mai 1833.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Halle, am 26. April 1732.

Liebe Bärbel, noch ist mir's nicht möglich gewesen, mein erstes Schreiben sicher an Dich gelangen zu lassen. Deshalb sollst Du Alles zusammen erhalten. Der Anfang unsrer Reise war böse; der Fortgang halb gut, halb schlimm; das Ende überaus herrlich. Behüt' uns nur der Herr vor Stolz und Uebermuth. Denn glaubst Du es, liebe Frau! wohin wir jetzt kommen, thut man uns die größte Ehre an. Bekommen wir von weitem ein Dorf, eine Stadt zu Gesicht: da geht es schon — bim baum, bim baum — alle Glocken, so viel ihrer nur drinn sind, schallen heraus, uns zur Ehre, zum Gruße! Lange vorher hat man uns Wägen entgegen geschickt, die Kran-

ken und Kinder aufzunehmen. Wenn wir einrücken, von vielen Hunderten weit eingeholt, empfangen uns die Bürger unterm Gewehr — nicht wie in Salzburg, uns zu schrecken, nein! zu ehren — es wird präsentirt, die Trommel gerührt — Alles, wie man nur sonst regierende Herren empfängt. Doch vor lauter Freude beginne ich beim Schwanz, anstatt beim Kopf zu erzählen. Hör' nur an! Wir verließen Kauffbaiern am 1. Januar, wo uns so freundliche Aufnahme geworden; doch, daß wir uns durch den Blick von Sonnenschein nicht etwa verwöhnten, folgte bald wieder Ungewitter. In Kempten nämlich ließ uns der Pfleger, Baron von Freiberg, nicht durch; die Bauern hielten sogar Wache in den nach Kempten führenden Dörfern, uns den Eingang zu verwehren. In Oberbaiern widersetzten Männer und Weiber, unter Anführung der Pfaffen, sich unserm Einzuge; auch durften wir daselbst nicht über Nacht bleiben. So gings uns anfänglich auch in Augsburg, wo der Pfleger Holzapfel von Herxheim den katholischen Stadtrath wider uns aufgereizt hatte; doch setzten die evangelischen Stadträthe und Bürger noch ihren Willen durch und bewiesen sich sehr wohlthätig gegen uns. Am 28. März gelangten wir über Donauwörth in's Oettingsche, wo uns ein lieber Mann, der preußische Commissair Göbel, in Empfang nahm, und von da an erhielt jeder Mann täglich 4 Gr, eine Frau 3, und ein Kind 2 Gr. Reisegeld. Dies konnten wir jedoch nicht verthun, so viel bekamen wir überall geschenkt. In Harburg, im Anspach'schen ging's uns recht wohl. In letzterm Lande gab uns der Markgraf Reisegeld und überall freie Zehrung, auch Wägen. Das Stift Bamberg aber schlug uns den Durchzug rund ab; deshalb mußten wir auf Nürnberg wandern, wo es uns desto wohler ging, so auch in den Baireuthischen Landen. In Erlangen feierten wir den Palmsonntag. Die Gemahlin des verstorbenen Landgrafen, Sophie, die hier wohnt, ließ 50 von uns auf ihr Schloß kommen und bewirthete sie reichlich; so auch ihre Diener, welche 20 der Unsern in ihre Wohnungen mitnahmen. Bei der Tafel rechneten sich's die vornehmsten Personen zur Ehre an, uns fleißig Wein einzuschenken. Die gnädige Frau Landgräfin! der Herr vergelte ihr's tausendfach, was sie an uns gethan hat! Am andern Tage begleitete uns die Schule unter schönen, geistlichen Gesängen aus der Stadt, wo vor derselben das Geld unter uns ausgetheilt wurde, welches drinn für uns eingesammelt worden war. Ein Jedes, Mann, Weib, oder Kind empfing gleichen Theil. In Hoff verbrachten wir die Osterfeiertage, wo wir gleichfalls recht liebreich behandelt wurden. Am dritten Ostertage erreichten wir Schleiz im Voigtlande, wo Heinrich I. mit seiner Gemahlin Dorothea Louise herrscht. Hier kamen uns die Prediger entgegen; die Bürger traten ins Gewehr und Jeder von uns erhielt einen Quartier-Zettel. Sie rissen sich ordentlich um uns und diejenigen weinten vor Betrübniß, welche keinen von uns in ihr Haus führen konnten. Die überaus gnädige Gräfin, Gott lohne ihre große Liebe! schickte zwei große Körbe mit Leinwandzeug, so wie 124 Thlr. Geld, welches Alles unter uns ausgetheilt wurde. Ueberdies bekam noch jedes 2 Pfund Brod und 2 Maaß Bier, ohne das, was die Bürger hergaben. Eine Salzburgerin kam hier mit einem Söhnlein darnieder, welches die Frau Gräfin in der Schloßkapelle nebst dem gräflichen Rath Böhme und dem Bürgermeister Weise aus der heiligen Taufe hoben, auch reichlich Pathengeschenke gaben. In Gera betrachteten die Leute mit großer Verwunderung den alten Eberhard Weidner, dessen eisgrauer Bart bis auf die Brust herab reichte. In Sachsen, so weit wir es betraten, ging's uns auch absonderlich wohl; von allen Orten und Enden gingen Geschenke ein.

O, hättet Ihr doch etwas von unserm Ueberflusse! Den kleinen Umweg über Dresden durften wir nicht machen. „Natürlich" — meinte unser freundlicher Wirth in Weißenfels — „wird unser Herr, der König und Churfürst, Euch armen Leute nicht sehen wollen, die ihr um des Evangelii willen Alles im Stich gelassen habt, er aber dagegen dasselbe um irdischen Gewinnes abgeschworen hat. Er müßte sich ja vor Euch schämen!" Der arme Mann, wie dauert er mich, wenn dies wahr ist. Und wenn er zehn Reiche zusammen bekäme: er könnte doch nicht mehr als sich satt essen, und dazu hatte er gewiß an seinem Sachsen vollauf genug. Ja, ja, die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke! — Nun geht's frisch auf unser neues Vaterland los. Eine Stadt davon haben wir schon betreten, welche uns recht lebhaft an unsere Heimath erinnert. Derselbe Salzgeruch, wie in Hallein; derselbe immerwährende Dampf; dieselben großen Salzhäuser. Bald sollen wir auch unsern neuen Landesherrn zu sehen bekommen. Das Herz klopft mir ordentlich bei dem Gedanken. Gewiß, nach dem, was wir von ihm gehört, von ihm schon empfangen haben auf der langen Reise, muß er auch ein wahrer Landesvater seyn, ein ganz andrer als unser Erzbischof! Wir armen, ausgezogenen Leute können ihm doch gar nichts nützen, gar nichts mitbringen als uns selbst, und doch will er uns haben und läßt sich's so viel Geld kosten! Halt, da fällt mir ein, daß ich vielleicht doch etwas für ihn habe — ich meine die angebrannte Bibel. Ob er sie wohl annehmen wird? Nun, ich werde ja sehen! Morgen geht's fort über Wittenberg nach Potsdam, wo der gute König sich aufhält. Behüt' Euch Gott!

Berlin, den 2. Mai 1732.

Gelobt sey Gott! sein Wort geht immer herrlicher in Erfüllung an uns. „Die Könige sollen deine Pfleger seyn" — spricht dasselbe — und sie sind's! Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen" — und sie haben es gethan! „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft, und aus deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen will". — Glücklich, daß wir seiner Stimme gefolgt haben: sein Segen ist wirklich sichtbar mit uns. Ach, Bärbel! nichts mangelte meinem Glücke, wärest Du, und ach! mein liebes Kindlein bei uns, und Vater Manlicken und Mutter Catharine! Ein Glück ist's, daß ich nicht selbst dies schreibe; meine rinnenden Thränen würden jeglichen Buchstaben verwischen. Doch, ich will nicht undankbar seyn. Was Gott thut, ist ja wohlgethan! Geschwind, ich will Dir lieber erzählen, wie Alles so wunderbar gekommen ist. Was aber zwischen Halle und Potsdam uns begegnet ist, hab' ich vor lauter Freude rein vergessen. Als wir vor Potsdam anrückten, untersuchte uns am Thore erst ein Doktor, ob wir wohl ansteckende Krankheiten an uns hätten. Da dies nicht der Fall war, holte uns die Geistlichkeit, die Schul- und Waisenkinder unter geistlichen Gesängen herein und gleich in den königlichen Garten. In einem langen Gange desselben wurden wir in eine lange, lange Reihe gestellt; vor und hinter uns blühten schon die prächtigsten Blumen, in bunten Aeschen stehend. Darauf kam ein großer Zug von Herren auf uns los. Mir flimmerte es vor der Augen, so glänzte und blitzte es uns entgegen. Erst als ein einzelner Herr vortrat und die Leute uns zuraunten, dieser sey der König: da nahm ich mich recht zusammen, mir nichts von ihm entgehen zu lassen. Wir grüßten ihn mit großer Ehrfurcht, aber niedergekniet sind wir nicht. Dieser große König und Herr über Millionen Christen sah Dir also aus: Erstens, gar nicht schrecklich oder fürchterlich. Zweitens, vielmehr freundlich und sehr gnädig. Drittens, nicht ein Bischen stolz, denn er redete mit uns wie wir mit unsers

Gleichen. Viertens, hatte er ein dunkelblaues Röckel an, auf welchem nur ein einziges, nicht gar großes Sternlein blinkte; darunter trug er einen ziegelrothen Brustlatz mit schmalem Goldbande benäht, schneeweiße Hosen und lange, blank geschmierte Stiefeln. Auf dem heiligen, gesalbten Haupte ruhte ein kleines, dreikantiges Hütel, mit weißen Flaumfedern berändert, und an der linken Hüfte ein dünner Stoßdegen. Summa: ein König, wie er nirgends besser gefunden werden kann. Er setzte gleich einen Jungen von 14 Jahren, der um des Evangelii willen seine katholischen Eltern verlassen hatte, zur Rede: wie er so etwas habe thun können? Der war aber gleich mit der Antwort fertig: „Wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht werth." Darauf fragt' er wieder: was er denn nun anfangen wolle und wer sich seiner annehmen würde? „Vater und Mutter verlassen mich" — entgegnete er — „aber der Herr nimmt mich auf."

Da lächelte der König und krauste ihm freundlich das Haar. Darauf faßt' ich mir ein Herz und reichte dem gnädigen Herrn die verbrannte Bibel zum Andenken an uns arme Leute hin, die weiter nichts hätten. Wie er vernahm, bei welcher Gelegenheit sie in den Zustand gerathen sey, beschaut' er sie aufmerksam und befahl dann, sie in seiner Büchersammlung aufzuheben. Auch bat ich ihn noch, sich des armen Manlicken und der übrigen Gefangenen, so wie Eures Rechtes auf den Schüppelhof anzunehmen, und übergab ihm deshalb den Schenkungsbrief. Ich begreif' es jetzt selbst nicht, wo ich nur das Herz dazu hernahm; er war aber auch gar zu gnädig und versprach mir: ich sollte schon von ihm hören; er werde mich nicht vergessen.

Jetzt wurden wir zur Tafel, oder vielmehr zu vielen Tafeln geführt, welche mitten im Garten standen, und zu was für Essen! Daß wir nur nicht verwöhnt werden! Am Ende will uns die liebe Gottesgabe, Brod und Wasser nicht mehr munden, da wir jetzt so viel Bier und Wein, Fleisch und Braten bekommen. Noch wurden wir von dem König, der Königin und den Offizieren reich beschenkt. Wie wir Gott kniend dankten nach aufgehobener Mahlzeit: knieten selbst vornehme Offiziere mit nieder. Bei'm Abschiede versicherte uns der liebe König nochmals seiner Gnade und wiederholte mehrmals die Worte: „Ihr sollt's gut haben, Kinder! Ihr sollt es gut haben bei mir!" Wir vermochten nur durch Freudenthränen und den herzlichen Zuruf zu danken: „Gott vergelt's! Gott vergelt's Euch!"

Nun brachen wir auf, nach Berlin. Da muß ich mich recht ordentlich besinnen, damit ich nichts vergesse. Bis zur Schaafbrücke kamen uns die Geistlichkeit und die Schulen entgegen. Pastor Campo begrüßte uns mit einer Rede, welche die Worte zum Grunde hatte: „Der Herr segne euch, je mehr und mehr, euch und eure Kinder." Dann theilten sie 50 neue Testamente unter uns aus. Ach, Bärbel! daheim nahm man uns Gottes Wort und hier trägt man es uns entgegen! In die Stadt zogen wir also geordnet: Erst unser Herr Commissair zu Pferde, dann die Schüler paarweise; darauf 6 Paar Candidaten und eben so viel Prediger; zwei von ihnen zu Pferde; hinter ihnen 2 Candidaten, die uns aus Halle bis hieher begleitet hatten; nun unsere Kinder, dann die Weiber, und endlich wir Männer. Den Beschluß machten 23 Wägen mit unsern Sachen und Kranken. Und wie nun unsere Kinder mit ihren weichen Stimmen begannen zu singen: „Von Gott will ich nicht lassen" — und die zitternden der Alten darein fielen und die kräftigen der Männer, daß es weit hin schallte — und wir, von der langen Reise gebräunt, in unserm fremden Anzuge, so andächtig daher wanderten; die Weiber ihre Säuglinge

in Wiegen auf den Rücken gebunden oder in den Armen tragend, und die Bibel in den Händen bewahrend, die Greise und Matronen am Stabe wankend: — da gingen wir durch Mauern laut weinender Kinder und schluchzender Männer, Weiber und Kinder dahin, und wir weinten und schluchzten selbst mit vor Freude über all' ihre Liebe und Theilnahme an unserm Schicksal. „Diese können keine Rebellen seyn, wie der Salzburgische Erzbischof vergegeben hat!" hörten wir oft sagen. Man führte uns durch den königlichen Garten, damit uns die königlichen Kinder sehen sollten, die gar erbärmlich in ihre Sacktüchelchen über uns weinten und in einem weg die Augen sich wischten. Vor dem Königsthore bekamen wir unser Quartier, wo der Pastor Schönemann uns in einer Rede von lauter Versen willkommen hieß. Doch konnte ich mir blos den Anfang und Schluß merken, die also lauteten:

Seid willkommen, liebste Brüder!
Seyd willkommen, Christi Glieder!
Papstes Joch ist abgethan,
Jetzt seyd ihr in Kanaan.

Geht nun hin in die Quartiere:
Bleibt bei Jesu, dem Paniere;
Seyd bedeckt mit Jesu Macht —
Liebste Brüder, gute Nacht!"

Seitdem wohnen wir noch immer hier und empfangen von Christen und Juden unzählige Wohlthaten. Selbst ein katholischer Soldat, der an der langen Brücke Schildwache stand, zog 3 Dreier aus der Tasche und gab sie einem Salzburger mit den Worten: „Nicht unser Herr Gott will Euer Elend; daran sind blos die Pfaffen schuld." Und nun, Bärbel, hör' ich auf, denn mein Herz bricht mir schier vor Wehmuth. Komm bald nach! Ihr könnt gar nicht fehlen; jedes Kind zeigt Euch den Weg, den wir genommen haben und noch nehmen werden. Grüße Mutter Catharine und meinen Sohn küsse von mir. Der Herr erhalte Euch insgesammt gesund an Seel' und Leib. Amen!

Dein fröhlicher und doch zugleich
betrübter Hans.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Der Dom in Aachen.

(Mit einer Steindruck-Beilage.)

Aachen war einst die königliche Residenz von Carl dem Großen, der Ort, wo die Kaiser von Deutschland gekrönt wurden, und eine Stadt von großer Wichtigkeit, als der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Handels. Sie zählte damals über 100,000 Einwohner. Was sie heutigen Tages merkwürdig macht, sind die Denkmäler ihrer ehemaligen Größe und die natürlichen Quellen, denen sie ihren Namen zu verdanken hat; Aix-la-Capelle oder das Wasser der Kirche oder Capelle, ist der Französische Name dieser Stadt, sogenannt von ihren berühmten Quellen und von der Capelle in der Cathedrale, welche eine große Anzahl Reliquien enthält. Der Name Aix hat dieselbe Bedeutung als das lateinische aqua (Wasser), und ist einem Orte im südlichen Frankreich und einem zweiten in Savoyen gegeben, beide merkwürdig wegen ihrer warmen Quellen. Die Stadt Bath in England war den Römern unter dem Namen Aqua Solis (Wasser der Sonne) bekannt. Der Deutsche Name von Aix-la-Capelle ist Aachen, welches ebenfalls Wasser bedeutet. Auch Bath hat seinen jetzigen Namen von seinen Quellen. Baden, welches augenscheinlich dem Englischen Namen Bath verwandt ist, ist der Name von mehreren Orten in Deutschland und von einem in der Schweiz, welche sämmtlich warme Quellen haben.

Aachen ist jetzt die Hauptstadt eines Distrikts gleichen Namens, einer der drei Theile der Preuß. Provinz Nieder-Rhein. Sie

liegt im 50° 47′ N. B. und im 6° 3′ O. L., und ist ohngefähr 75 Englische Meilen südöstlich von Brüssel. Ihre Lage ist durch die sie umgebenden mit Wäldern, Gebäuden und fruchtbaren Feldern, geschmückten Hügeln sehr angenehm. Die Stadt besteht aus zwei Theilen, der Stadt und Vorstadt, und enthält 75 Straßen, wovon einige ziemlich gut gebaut sind, und unter denen die Neuestraße die schönste ist. Der Wall, welcher die Stadt umgiebt, dient zur Promenade.

Die Mineral-Quellen von Aachen ziehen eine bedeutende Anzahl von Fremden herbei, welche sie theils zur Herstellung der Gesundheit, theils zum Vergnügen besuchen. Die heißen Quellen haben eine Temperatur von 143° Fahrenheit, und enthalten viel Schwefel, vorzüglich die Kaiserquelle. Auf dem Markte ist ein schöner Brunnen und eine vergoldete bronzene Statue von Carl dem Großen; das bronzene Bassin der Quelle hat 25 Fuß im Umfange. Die Cathedrale, ein altes Gothisches Gebäude, ist mehr bekannt durch ihre Reliquien und die daran geknüpften historischen Erinnerungen, als durch ihre Schönheit, obgleich sie auch mehrere Gegenstände enthält, welche des Fremden Aufmerksamkeit erregen werden. Sie ist mit kleinen Verzierungen überladen, welche einen auffallenden Contrast mit ihren Pfeilern von Granit, Marmor und Porphyr bilden. Der Stuhl, auf welchem so viele Deutsche Kaiser seit Carl dem Großen gekrönt worden sind, hat sich noch erhalten; er ist aus weißem Marmor von keiner besondern Qualität verfertigt, und auch seine Form zeichnet sich durch keine Schönheit aus. Viele von den Zierrathen dieser Kirche wurden von den Franzosen nach Paris geschleppt, aber nach dem Sturz von Bonaparte wieder zurückgegeben. Das Grabmal Carl's des Großen ist in der Cathedrale unter dem Altar des Chors und aus weißem Marmor verfertigt.

Dieser große Kaiser wählte zu seinem Begräbnißplatz seine Lieblings-Residenz, welche ihm ihre Wiederaufbauung aus Ruinen und viele ihrer Prachtgebäude, die noch jetzt stehen, zu verdanken hatte. Er sparte keine Ausgaben zur Verschönerung dieses, zur Hauptstadt aller seiner im Norden der Alpen gelegenen Gebiete, von ihm selbst erkorenen Platzes. Bis zur Auflösung des Deutschen Reiches war Aachen der Ort, in welchem die Krönung des Deutschen Kaisers dem Gesetze nach vollzogen wurde; obgleich diese Ceremonie manchmal in Frankfurt Statt fand.

(Der Beschluß folgt.)

Seebilder.

Das Gefecht mit einem Sklavenschiffe.

(Beschluß.)

Ich glaubte, es sey um uns geschehen. Alle unsere Leute, bis auf Tackletail und Jigmaree, wichen zurück. Die Spanier sammelten sich wieder und fochten mit neuem Muthe, und nun galt es nicht mehr die Ehre, es galt das Leben, das theure Leben; denn abgeschnitten war uns jeder Rückzug, da die Enterhaken, mit denen der Schooner sich an die Seite des Sklavenschiffes angelegt hatte, nicht mehr festgehalten wurden, und daher losgegangen waren; der „Wave" hatte sich inzwischen vorwärts gearbeitet und lag queer vor den Backen der Brigg, recht an der Stelle, wohin er gehörte, mit seinem Fockmast an dem Bugspriet des Schmugglers angeklammert, dessen Sprietsegelraa zwischen den Masten des Schooners über unser Verdeck wegragte. Wir konnten uns deßhalb, auch wenn wir gewollt hätten, nicht nach unserm Schiffe zurückziehen, da die Spanier im Besitz des Mitteldeckes und Vorderkastelles waren; allein auf einmal schmetterte eine Ladung

Traubenschüsse durch das Bugspriet der Brigg herein, und warf drei unserer oben erwähnten schwarzen Gegner danieder, während sie ungefähr eben so viel verwundete. Einen Augenblick darauf erschien uns eine unerwartete Verstärkung auf dem Schlachtfelde. Als wir enterten, waren auf dem Schooner nur fünf Schwarze, die Schiffszimmerleute desselben, Aron Bang, Paul Gelid und Wagtail, sammt ihren Negerbedienten, und ein schwarzer Matrose, Namens Perle, zurückgeblieben. Aber eben diese unbezahlbare Perle sprang gerade in dem Augenblicke, wo ich Alles verloren gab, über das Bugbord herein auf das Verdeck, den Säbel in der Faust und hinter sich die fünf schwarzen Zimmerleute, denen Niemand Geringeres auf dem Fuß folgte, als Aron Bang selbst und die drei schwarzen Bedienten, alle mit Enterpicken bewaffnet. Bang schwang einen Augenblick seinen Säbel um den Kopf, und schrie: „Nun Perle, mein guter Junge, rufe ihnen koromandelisch zu, rufe! — Und laut scholl die Stimme des schwarzen Seemannes: „Koromantih Scheikh Kokolu kockernony populorum fiz!" was, wie ich nachher erfuhr, in der Uebersetzung lautet: „Sehet den Scheikh Kokolu, den großen Straußvogel, mit den Federn gleich einem Palmzweige in seinem Schweife! Für ihn kämpft, ihr Söhne der Hindinnen!" In einem Augenblicke schlossen sich die schwarzen Hülfstruppen der Spanier an Perle, Bang und ihre Neger an und gingen mit ihnen gemeinschaftlich auf die Spanier los, die nun schnell die Schiffstreppe hinabgedrängt wurden, und die Hälfte ihrer Leute todt oder schwer verwundet auf dem vom Blute schlüpfrigen Verdecke liegen ließen. Allein noch fuhren sie fort, eine verzweifelte Gegenwehr zu leisten, indem sie die Schiffstreppe herauf feuerten. Ich rief ihnen zu, sich zu ergeben.

„Verflucht," rief Jigmaree, der mir nicht von der Seite gewichen war, „ich höre Hammerschläge! Sie entfesseln die Sklaven."

„Wenn ihr die Neger loslasset," schrie ich hinab," so sprenge ich euch in die Luft, so wahr ein Gott im Himmel lebt, und sollte ich mit euch zu Grunde gehen! Haltet ein, Spanier! Bedenket was ihr thut, Wahnsinnige!"

Indeß dauerte das Feuer von unten herauf fort. „Macht diese Karonade hier los, setzt eine Kartätschenbüchse ein, rollt sie hierher und feuert sie die Schiffstreppe hinab!" Es geschah — die Wirkung davon unter den dicht auf einander gedrängten Sklaven war entsetzlich — ein Geheul erhob sich — Gott! Gott! — ich werde es nie vergessen. Dennoch fuhren die wahnsinnigen Schmuggler fort, die Schiffstreppe herauf Feuer zu geben. „Noch einmal geladen und gefeuert!" — Meine Leute waren jetzt wüthend geworden, und fochten mehr wie eingefleischte Teufel aus der Hölle, denn wie Menschen. „Noch einmal die Kanone an die Schiffstreppe gerollt!" — Sie fuhren mit dem Geschütze so wüthend heran, daß das Deckengebälke an der Treppe einbrach, und Kanone, Lafette und Alles mit einander krachend in den Kielraum hinabstürzte. Aus der vordern Schiffstreppe stieg nun ein Qualm von Rauch auf. „Sie haben die Brigg in Brand gesteckt," schrie der kleine Jigmaree; „zurück nach dem Schooner, oder wir werden wie Zwiebelschaalen in die Luft fliegen!"

Wie groß war unser Schrecken, als wir uns nach dem „Wave" umsahen, und ihn wohl auf Kabellänge (120 Klaftern) von uns entfernt sahen; er hatte sich von der Brigg losgerissen und trieb schnell dahin, während Gelid und Wagtail, die auf den Schooner zurückgeblieben waren, durch Zeichen uns ihre Rath- und Hülflosigkeit zu erkennen gaben; da dem „Wave" die Ruder-

pinne abgeschossen worden war, so konnten sie ihm weder Leitung noch Richtung geben. „Das Fockseegel herab, Kinder!" rief ich in der äußersten Noth der Verzweiflung, „herab mit dem Fockhals! — Und nun rasch dem Schooner nach oder wir sind verloren!" — Alles wurde mit der Kälte der Verzweiflung ins Werk gesetzt, ich ergriff das Steuerruder, und noch einmal befanden sich beide Schiffe wieder Bord an Bord. Und es war die höchste Zeit dazu; denn an 150 Schwarze, denen man die Fesseln abgenommen hatte, stürmten jetzt die Schiffstreppe herauf, und wir hatten gerade noch Zeit genug, über Bord zu springen, als sie uns auf den Fersen nachdrangen; und ohne Zweifel würden sie uns, erschöpft wie wir insgesammt waren, ohne Gnade auf dem Flecke niedergemacht haben, um so mehr, als das mörderische Kartätschenfeuer die Schiffstreppe hinab sie zur äußersten Wuth gebracht hatte.

Allein die Flamme war so schnell als sie. Der Qualm erstickenden Rauches, der wie eine Wolkensäule aus der vordern Schiffstreppe emporstieg, ward jetzt von rothen Flammenzungen durchzückt, die an den Masten und Spieren hinaufleckten, und bald die Segel und das Tauwerk erreichten, über das sie blitzschnell hinliefen. In einem Augenblicke stand Alles in Feuer, während das andere Element, die See, gleichfalls um ihren Theil an der Zerstörung des dem Untergange geweihten Schiffes stritt. Unsere Schüsse oder der Sturz der Kanone in den Kielraum mußten einige Planken durchgeschlagen haben, und wir hörten das Wasser durch den Leck wie einen Mühlbach hineinbrausen. Das Feuer nahm immermehr überhand — die Kanonen der Brigg gingen von selbst los, als sie sich erhitzten — plötzlich bäumte sich das Schiff, und während fünfhundert menschliche Geschöpfe, in die furchtbaren Höhlen der Kielräume zusammengepreßt, ein herzzerreißendes Angstgeschrei ausstießen, das an die Wölbung des Himmels schlug, sank die Brigg mit einem brausenden Getöse unter. Ein Stoß fetten schwarzen Rauches, dichter als bisher einer aufgestiegen, qualmte unter einem gurgelnden Geräusche der Wogen aus der Tiefe der schon wieder geebneten See auf, und stieg, langsam sich in die Höhe wälzend, wie ein Ballon bis etwas über unsere Masten empor, wo er sich vertheilte und wie ein großer schwarzer Trauermantel über der Scene des Verderbens hängen blieb. Einige Minuten war Alles still wie das Grab, und es war mir, als sey die Luft so schwül und dumpf geworden, das sie den Athem benahm.

Auf einmal kamen auf der Oberfläche des Wassers an hundert und funfzig Schwarze zum Vorschein, Männer, Weiber und Kinder, die in den Wasserwirbel mit hinabgerissen worden waren, und nun zwischen zahllosen Stücken dampfender Schiffstrümmer auf der See durcheinander trieben; ein Geschrei wie das der höllischen Verzweiflung zerriß unsere Ohren; während die Schwächern, die Weiber und die hülflos nach Luft schnappenden Kinder rings um uns her würgten und gurgelten und untersanken. Sogar das wimmernde Geschrei des Säuglings war zu hören, den die Mutter, schon im Sinken begriffen, noch mit dem Arm über dem Wasser emporhielt, das bereits über ihr zusammenschlug. Die Hälfte der unglücklichen Afrikaner ungefähr zogen wir heraus — allein die Feder entfällt mir, indem ich es schreibe — die Uebrigen mußten wir ihrem Schicksale überlassen, und Einige zwangen uns sogar, auf sie Feuer zu geben, da es durchaus unmöglich war, sie Alle an Bord zu nehmen. Könnte ich doch eine solche grauenvolle Scene auf ewig aus meinem Gedächtnisse verlöschen! Einen Vorfall kann ich nicht unerwähnt lassen. Wir hatten eine Negerin gerettet, ein schönes sechszehnjähriges Mädchen von glänzend schwarzer Haut. Sie war ohnmächtig, als wir sie herauszogen und lag mit dem Kopfe auf einer Planke, als ein junger athletisch gebauter Neger der Seite des Schooners, wo sie lag, zuschwamm. Sie hatte sich etwas erholt, und reichte ihm ihre Hand hinab, die er eben erfassen wollte, als ein Schuß ihn gerade ins Herz traf. In demselben Augenblicke sprang die junge Negerin über Bord, umfing ihn mit ihren Armen, und Beide sanken vereint in die Tiefe!

---

* Historische Miscelle.

Markgraf Casimir von Anspach hat, außer vielen andern Hinrichtungen, 85 Bauern die Augen ausstechen lassen, die nachher im Lande herumbettelten und ebenfalls Recht hatten.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 39.

Bremen, Donnerstag den 16. Mai 1833.

Gestorben:

Den 4. Mai. Die Dienstmagd Teta Margar. Otten, 59 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 221.

Den 4. — Des Kappenmachers Georg Franz Rudolph Tochter, 1¼ Jahr; im Runken Nro. 34.

Den 4. — Des Hufschmidts Heinrich Philipp Wilke Tochter, (todtgeb.); Laufstr. N. 5.

Den 5. — Der Cigarrenmacher Joh. Heinrich Wildt, 24 Jahr; Süderstraße Nro. 18.

Den 5. — Des Arb. Friedrich Voigt Sohn, (todtgeb.); Schwachhausen Nro. 14.

Den 5. — Des Landmanns Friedrich Poppe Ehefr., geb. Bunger, 66 Jahr; Düsternstraße Nro. 78.

Den 6. — Der Maurergesell Friedrich von Bremen, 40 Jahr; Punkendeich Nro. 61.

Den 6. — Des verst. Malers Caspar Heinr. Rosenkranz Tochter, 5¾ Jahr; Heerdenthorswallstraße Nro. 10.

Den 6. — Des Malers Christoph Diedrich Meyer Sohn, 10 Monat; Schnoor N. 21.

Den 6. — Des Malers Diedr. Jürgen Wilh. Schär Tochter, ½ Stunde; kl. Krummenstraße Nro. 9.

Den 6. — Helena Huckmeyer, geb. Meyerholt, 87 Jahr; im Armenhause.

Den 6. — Der Arb. Joh. Mugge, 35 Jahr; auf der Braake Nro. 5.

Den 8. — Die Näherin Amalia Auguste Zimmermann, 29 Jahr; Langenstr. Nro. 27.

Den 8. — Diedrich Kulenkamp, 59¾ Jahr; am alten Wall Nro. 10.

Den 8. — Der Unterlehrer Herm. Hüthwohl, 20 Jahr; gr. St. Annenstraße Nro. 87.

Den 8. — Des verst. Wundarztes Joh. Ludw. Budde Wittwe, geb. Kruse, 63 Jahr; am Dom Nro. 10.

Den 8. — Des Fuhrmanns Jürgen Christian Brede Sohn, 21 Wochen; an der Viehweide Nro. 25.

Den 8. Mai. Des Arb. Friedr. Voigt Ehefr., geb. Cordes, 32 Jahr; Schwachhausen Nro. 14.

Den 9. — Der Strumpfweber Joh. Heinrich Lürssen, 87 Jahr; Sögestraße Nro. 2.

Den 9. — Des verst. Hökers Herm. Hinrich Wienken Wittwe, geb. Stegemann, 70 J.; kl. Krankenstraße Nro. 7.

Den 9. — Die Dienstmagd Sophia Maria Schröder, 52 Jahr; Düsternstr. Nro. 50.

Den 9. — Des Arb. Andreas Lürßen Ehefr., geb. Oltmanns, 59 Jahr; Klevenhusen-Gang Nro. 2.

Den 9. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Duddenhausen Tochter, 8 Monat; Walldammstraße Nro. 5.

Den 9. — Des Tabacksfabrikanten Johann Christian Brunehaus Ehefr., geb. Poggendiek, 70 Jahr; Heerdenthorswallstraße Nro. 43.

Den 10. — Der Maurergesell Georg Berning, 42 Jahr; Bauernstraße Nro. 7.

Den 10. — Des Detaillisten Johann Friedr. Hinrichs Tochter, (todtgeboren); Neuenstr. Nro. 43.

Den 10. — Die Dienstmagd Friederike Pauls, 36 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 126.

Den 10. — Des Tischlermeisters Johann Hinrich Meyer Tochter, 1 Jahr; Spitzenkiel Nro. 20.

Den 10. — Des Schenkwirths Töns Heinrich Wilhelm Sieck Tochter, 3¼ Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 33.

Den 11. — Der Arb. Joh. Köster, 69 Jahr; Buchtstraße Nro. 44.

Den 11. — Des Arb. Johann Friedr. Gottlieb Donsing Sohn, 7 Tage; hinter dem Heerdenthorswall Nro. 58.

Den 11. — Der Lohmüller Wilhelm Meyer, 50 Jahr; am Mühlenberg Nro. 4.

Geboren:

Den 3. Mai. Des Tabacksfabrikanten Christ. Friedr. Graff Ehefr., geb. Rohden, Osterstraße Nro. 75; von einem Knaben.

Den 3. Mai. Des Arb. Joh. Friedr. Vegebank Ehefr., geb. Jung, Hülsberg Nro. 12; von einem Mädchen.

Den 3. Mai. Des Cigarrenmachers Johann Philipp Münnich Ehefr., geborne Martin, Rembertistr. Nro. 41; von einem Knaben.

Den 4. — Des Arb. Friedrich Voigt Ehefr., geb. Cohrsen, Schwachhausen Nro. 14; von einem todten Knaben.

Den 4. — Des Hufschmides Hinrich Philipp Wilke Ehefrau, geborne Meyer, Laufstraße Nro. 5; von einem todten Mädchen.

Den 4. — Des Arb. Johann Ernst Grote Ehefr., geb. Sollorski, Paulsberg N. 58; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Kaufmanns Carl Bartholomäus Ulrich Ehefr., geb. Achelis, Sögestr. Nro. 25; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Kaufmanns Johannes Rösing Ehefr., geb. Schrage, am Wall Nro. 65; von einem Knaben.

Den 5. — Des Schuhmachers Joh. Andreas Schultze Ehefr., geb. Kraus, Catharinenstr. Nro. 18; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Schenkwirths Joh. Friedrich Münckel Ehefr., geb. Johannes, Wichelnburg Nro. 7; von einem Knaben.

Den 5. — Des Bockfahrers Bernhard Rest Ehefr., geb. Kaiser, Bleicherstr. Nro. 42; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Malers Diedr. Jürgen Wilh. Schär Ehefr., geb. Focke, kl. Krummenstr. Nro. 9; von einem Knaben.

Den 6. — Des Cigarrenmachers Berend Brenner Ehefr., geb. Wilckens, Dreckort Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Schweineschlachters Heinrich Gottfried Spies Ehefr. geb. Zinn, Faulenstraße Nro. 70; von einem Knaben.

Den 6. — Des Lohndieners Carsten Heinrich Steffens Ehefrau, geborne Mentz, auf der Braake Nro. 16; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Scheerenschleifers Christoph Schäfer Ehefr., geb. Eisenhut, gr. St. Johannisstr. Nro. 21; von einem Mädchen.

Den 6. Mai. Des Arb. Martin Seedorff Ehefr., geb. Warncken, hinter der Balge Nro. 8; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Kahnschiffers Wilhelm Becker Ehefr., geb. Bummerstädt, hinter dem Abbenthorswall Nro. 68; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Uhrmachers Joh. Georg Meyer Ehefr., geb. Schlodtmann, Wachtstraße Nro. 3; von einem Knaben.

Den 7. — Des Buchhändlers Wilh. Kayser Ehefr., geb. Lampe, Obernstr. Nro. 48; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Kahnschiffers Johann Arend Westphal Ehefr., geb. Hagen, gr. Krummenstraße Nro. 33; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Schmiedeamtsmeisters Johann Gerhard Gerken Ehefr., geb. Zeich, Balgebrückstraße Nro. 12; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Kaufmanns Herm. Bernhard Gellermann Ehefr., geb. Schreiber, Ansgarikirchhoff Nro. 2; von einem Knaben.

Den 9. — Des Knochenhauers Albert Talla Ehefr., geb. Klevenhusen. kl. Krummenstr. Nro. 24; von einem Knaben.

Den 9. — Des Musikus Georg Philipp Suck Ehefr., geb. Müller, Buchtstr. Nro. 54; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Hökers Heinr. Wilhelm Rake Ehefr., geborne Fiese, am alten Steinweg Nro. 34; von einem Knaben.

Den 10. — Des Kaufmanns Johann Herm. Strohm Ehefr., geb. Hoffmann, Sögestr. Nro. 34; von einem Knaben.

Den 10. — Des Arb. Friedr. Wilhelm Fehlbehr Ehefr., geb. Quentzel, Marterburg Nro. 18; von einem Knaben.

Den 10. — Des Malers Heinr. Luers Ehefr., geb. Hotes, Knochenhauerstraße Nro. 13; von einem Knaben.

Den 10. — Des Detaillisten Johann Friedrich Hinrichs Ehefr., geb. Freudenberg, Neuenstraße N. 43; von einem todten Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Schuhmacheramtsmeister Christian Diedr. Rahms und Adelheid Deimel hieselbst.

Der Schuhmacher Johann Cord Warncke und Wildelmina Cathar Imhoff, beide von hier.

Der Cigarrenfabrikant Joh. Christoph Creutziger und Johanna Oscenius, beide von hier.

Der Arb. Anton Diedrich Meyer hieselbst und Dorothea Margar. Luise Draalmeyer aus Drakenburg, Königlich Hannövrisch. Amts Nienburg.

Der Schuhmacheramtsmeister Simon Lange und Susanna Wobeke Riegelmann hieselbst.

Der Rektor Johann Koch zu Schwaen, im Großherzogthum Mecklenburg, und Christina Lampe hieselbst.

Der Kaufmann Ernst Carl Adolph Piper zu Halberstadt und Friederike Wübern hieselbst.

Der Arb. Dieterich Heinrich Behning und Gesche Auwieg hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 40.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 19. Mai 1833.

Aus meines Vaters Hause
Bin ich zum Thal gesandt,
Wo lang des Winters Klause
Als öder Zwinger stand:

Daß es auf schöner Erde
Und in des Menschen Brust
Ein heitrer Lenztag werde,
Ein Quell von reiner Lust.

Daeves.

* Geist und Herz des Lenzes.

Sonett.

Im Februar erhob die Sonne wieder
Aus Winterwolken lächelnd ihr Gesicht.
Die zarte Knospe schwoll in ihrem Licht;
Es schwirrten laut der muntern Lerche Lieder

und fröhlich schwang die Amsel ihr Gefieder —
Ein frisches Leben wallt vom Himmel nieder!
Sind das des holden Lenzes Boten nicht,
Der segnend die Gewalt des Winters bricht;

Wir sahn im Herbst die Knospe schon entquollen;
Die Sonne stieg; der Blätter Hüllen schwollen,
Es keimte junges Leben überall —

Gemach entfaltet sich die Welt des Schönen.
Des Lenzes Geist erklingt in Lerchen Tönen,
Sein volles Herz im Lied der Nachtigall.

Weihe. G. F. Noelbeke.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Bärbel las und las wieder, bis Buchstaben und Papier von Freudenthränen aufgelöst waren. Dann barg sie das theure Schreiben auf ihrer Brust; und als ob gleichsam nach so vielen Leidenstagen die Freudensonne endlich wieder über ihr aufgehen wolle, verbreitete sich die Nachricht, daß alle Gefangene entlassen werden sollten. Kein böser Cornet durfte sie mehr abhalten, ihren Vater abzuholen von Salzburg. Ihren Knaben, dem nicht recht war, und welcher mit Backenzähnen umzugehen schien, vertraute sie einer sorglichen Nachbarin an und machte sich dann eiligst auf den Weg. Wie nun die 22 Leidensgefährten, nach gerade jähriger Haft, heraufwankten aus ihrer dunkeln Gruft und geblendet standen von dem so lange nicht gesehenen Ta-

gesichte und der blitzenden Maisonne, und mit tiefgeholten Athemzügen die lang entbehrte frische Luft einsogen: — da mußte Bärbel geraume Zeit mit ihren schwimmenden Augen suchen, ehe sie in der einen Jammergestalt, der bleichen, aufgedunsenen, und mit den dick geschwollenen Beinen, ihren Vater erkannte. Ihr schauerte unter der innigen Umarmung vor dem schrecklichen Modergeruch, der, wie von einem lange gelegenen Leichnam, ihrem Vater entströmte, dessen Geruchsnerven schon völlig unempfindlich dafür geworden waren. Mit welcher Hast zog sie den geliebten Wiedergeschenkten hinab aus dem Bereich der Festung, als fürchte sie, daß den Erzbischof die abgedrungene Freilassung wieder gereuen könne! Erst als sie die dicken Mauern Hohensalzburgs hinter sich hatte, vergönnte sie den schwachen Füßen Manlickens einige Ruhe. Dieser überließ sich ganz dem frohen Gefühl der wiedererlangten Freiheit. Kindisch freute er sich des blauen Himmels, des Grüns der Bäume und Gräser, der mannigfachen Gestalten, die an seinen blöden Augen vorüberwandelten, welche, ach so lange! nichts als die dunkeln Mauern seines Kerkers angestarrt hatten. Mit Wonnegefühlen sog er den milden Duft einer frühen Maiblume ein, die seine Tochter ihm gepflückt hatte; mit heißen Dankeszähren verschlang er die einfache Kost, welche ihm sein Kind darbot. Dann gedachte er der ausgestandenen Qualen. Er beschrieb das Fürchterliche seines unterirdischen Gefängnisses: die Kälte, welche er empfunden; die Schläge, die er erlitten; den Hunger, womit er gepeinigt; die Sehnsucht nach den Seinen, welche nicht befriedigt worden. Nun erst fragt' er nach seiner Catharine, seinen Söhnen, nach seinem Schwiegersohn und Enkel. — Sollte die arme Bärbel dem Vater gleich die erste Freude durch die Todesnachricht seines Weibes vergiften? den Schwachen wohl gar dadurch auf der Stelle tödten? Sie vermocht' es nicht. Dagegen erzählte sie Alles, was Hans geschrieben, worüber, wie billig, Manlicken manche Freudenthräne vergoß.

„Es hätte mich gefreut" — sprach er darauf — „gar sehr gefreut, wenn meine Catharine mit gekommen wäre; allein sie hat's recht gemacht, daß sie daheim geblieben ist. Sie ist eine zu gute Hausfrau, als daß sie die Wirthschaft allein gelassen hätte, da Hans und die Jungen fort sind. Gott erhalte sie mir noch lange, das brave Weib!" Bitterlich weinte Bärbel über diese Täuschung — aber konnte sie anders? Durch mancherlei Hindeutungen suchte sie zwar den Vater, welcher indeß mit ihr auf den Wagen eines von Salzburg in's Gebirge heimkehrenden Bauers willkommen Platz gefunden hatte, auf den gehabten Verlust vorzubereiten; allein der Glückliche merkte nichts, baute bereits so schöne Pläne für die Zukunft, in denen natürlich seine Catharine eine Hauptrolle mitspielen sollte.

In der Nähe des Dorfes Werffen setzte der nun seitwärts einbiegende Landmann das dankende Paar ab, und, der Zufall wollt' es, nicht weit vom Gottesacker. — „Bärbel" — sprach der vom ungewohnten Fahren Angegriffene — „sieh da den Rasenhügel nicht weit vom Wege, wie für meine matten Beine geschaffen — laß uns ein wenig darauf ausruhen." — Bärbel warf einen erschreckenden Blick hin und rief erbleichend: „O nicht doch, Vater! schaut dort den Steinsitz, so gelegen und breit!" — „Ja, ja," wiegte Manlicken das Haupt — „Du beurtheilst meine alten, geschwollenen Beine nach Deinen raschen, jungen. Du hast gut reden. Wenn Du das Zittern fühltest, wie ich: würdest Du mir gewiß nicht zumuthen, noch hundert Schritte weiter zu steigen. Steinsitz! hu! damit komm mir nicht! Hab' lange genug dadrunten in Hohensalzburg darauf gesessen und mich dagegen tausendmal nach einem weichen, grünen

Rasen gesehnt. Nein! nein!" — Behaglich nahm er Platz, das Gesicht nach dem Friedhofe kehrend.

„Wie ich so krank darnieder lag von dem Falle bei der Holzflöße" — begann er zu Bärbel — „hatt' ich mir schon in Gedanken meinen Platz dort" — er zeigte auf den Gottesacker — „ausgesucht. Nun kommt keins von uns dahin. Wer hätte das gedacht!" Jetzt wendete er das Gesicht nach der andern Seite, obgleich Bärbel sich dicht an ihn angedrückt hatte, ihm diese Aussicht abzuschneiden. — „Ah sieh! ein Pfahl neben unserm Sitze und ein Täfelein daran. Hat wohl was zu bedeuten? Laß doch sehen; sind nicht Buchstaben darein geschnitzt?" — Heftig umschlang Bärbel den Vater — mit gebrochenen Tönen flehte sie: „Laßt uns weiter gehen, Vater!" — „Nur ein klein wenig Geduld, meine Tochter. Möchte doch wissen, ob ich noch lesen könnte. Er rückte dem Pfahle näher, das Täfelchen mit der Hand erfassend. Still überlas er nun die Schriftzüge. Darauf wandte er sich, sonderbar lächelnd, zur zitternden Tochter. „Meine Augen haben recht abgelegt" — sprach er — „wollen sie mir nicht weiß machen, da stehe geschrieben: Hier ruhet in Gott Christliebe Catharine Manlicken?" — Sein Lächeln wandelte sich in Entsetzen, als er seine, einer Ohnmacht nahe Tochter anschaute. Hastig sah er nochmals auf das Unglückstäfelein — dann streckte er sich langhin auf das Grab seines Eheweibes, dem der Fanatismus kein Plätzchen auf dem Friedhofe gegönnt hatte.

„Darum also" — sprach er endlich sich erhebend — „darum kam sie nicht, mich abzuholen aus meinem kaltem Grabe, weil sie selbst darin gefangen lag. Bald hätt' ich Dich verkannt, treue Seele! vergieb mir den falschen Verdacht! Da liegen sie nun mit einem Mal, die ganzen Luftschlösser, die ich Thörichter baute! — Wie starb sie?" fragte er nun eifrig — „doch so sanft und ruhig, als ihr ganzes Wesen war? Erzähle, Bärbel! was sprach sie noch? gedachte sie ihres Manlicken?"

Die Sage erzählt: daß die grausamen Richter der Inquisition eine, vom Wasser getriebene Maschine, ein hölzernes Marienbild, gehabt hätten, welches unter einem schönen Kleide Tausende spitziger Stacheln verborgen gehalten habe. Dasselbe habe den verstockten Ketzer, welcher nichts gestehen wollen, in seine Arme geschlossen und langsam, fester und fester, an seinen Busen und zugleich in die Stacheln gepreßt, so daß sein Blut aus tausend Wunden geflossen sey. — Ein solches Marienbild war jetzt Bärbel — der Gefangene ihr Vater, welchen sie durch ihre Erzählung tausend Stiche ins Herz versetzen mußte, nur mit dem Unterschiede: daß die Stacheln auch nach innen sich kehrten, auch in ihr Fleisch sich einwühlten. Doch, zu großer Reiz übersättigt — so auch zu großer Schmerz. — Manlickens Thränen hörten vor Entsetzen auf zu fließen; eine starre Rinde legte sich um das blutende Herz. „Anton Wallner!" rief er noch, wie einst Crösus den Solon — „Du hast wahrgesprochen! Alles ist dahin — nur mein Kind hab' ich noch!" Er schloß die sich in Thränen badende Tochter an sein einsames Herz.

Manlickens Glaube bewahrte ihn vor Gotteslästerung. Er ergab sich geduldig in den Willen des Höchsten, wie ein Hiob, der noch mehr gelitten und doch weniger besessen als er; denn hatte er nicht Gottes Wort und jener nicht?

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Westphälische Eisenbahn.

Von der lebendigen Theilnahme, welche sich im Allgemeinen für die Anlage der Eisenbahn zwischen Minden und Cöln ergeben wird, dürfte die Verwirklichung dieser großen Unternehmung wesentlich abhangen, da die Preuß. Regierung

sich wohl einem Privatvereine anschließen zu wollen, nicht aber die Initiative zu ergreifen oder eine Staatsanstalt daraus zu machen zu beabsichtigen scheint.

Bremen's wichtige Stellung zu derselben, vermöge seiner Wasserverbindung mit Minden, kann keinem Zweifel unterliegen, und die Förderung des Werks ist zum großen Theile mit in derjenigen Theilnahme bedingt, die sich hier dafür kund geben wird. Das bisher sich ausweisende Maaß derselben entspricht nicht ganz der dießfalls gehegten Erwartung, und es ist sehr zu wünschen, daß, namentlich unter der Kaufmannschaft, noch mehrere Interessenten sich anschließen mögten. — Handelt es sich gleich für jetzt nur noch um einen provisorischen Verein, so ist doch voraus zu setzen, daß, mit geringfügiger Ausnahme, Alle, welche sich bei derselben betheiligten, für wenigstens Eine Actie sich seiner Zeit definitiv erklären werden.

Die Theilnahme mit mindestens Einer Actie sollte aber eine Art Ehrensache für jeden Genossen der Börse seyn, um so mehr, da ja das an sich nicht erhebliche und einem Geschäftsmanne in seinem Betriebs-Capitale leicht entbehrliche Sümmchen nur sehr successive und vielleicht während dem Laufe von vier bis fünf Jahren wird einzuzahlen seyn.

Daß der Actionist seinen Einschuß sicher anlegt, das wird wohl Niemand mehr in Zweifel ziehen, da ja nicht eher mit der Arbeit begonnen werden wird, als bis man durch hinreichende Theilnahme das ganze erforderliche Capital gedeckt weiß. An eine genügende seinerzeitige Zinsabwerfung der für die Benutzung fertigen und offenen Bahn nicht glauben zu wollen, hieße mit andern Worten, sich für alle schon bekannte Erfahrungen verschließen, und die Scepcis bis über die Gränze aller rationalen Analogie und Schlußfolge hinaustreiben.

Schreiber dieses räumt gern ein, daß vielleicht eine oder mehrere Bahnen in andern Richtungen unserm Handel noch förderlicher seyn möchten; aber diese bleiben ja nicht ausgeschlossen und werden um so eher ins Leben treten, wenn ein großes Beispiel vorangegangen, für dessen Verwirklichung nun bereits zuviel geschehen ist, um davon ab und zu andern Projecten über zu springen.

Die öffentlichen Blätter unterhalten uns über den lebendigen Fortschritt gleicher Unternehmungen und dießfallsiger Parlements-Bewilligungen in England; sobald das bei den Deputirten angenommene Expropriationsgesetz in Frankreich auch durch die Pairskammer gegangen seyn wird, unterliegt es fast keinem Zweifel, daß man auch dort mit größerem Nachdruck an das Werk gehen wird, und wenn der Hader zwischen Holland und Belgien endlich wird erledigt seyn, so werden beide Staaten wetteifern, sich zum Nachtheil Norddeutscher Häfen durch Eisenbahnen mit dem Centrum und dem Süden Deutschlands in besseren Rapport zu setzen. Und blicken wir auf die Vereinigten Staaten, so drängen vollends sich uns Vergleichungen auf, die uns tief in den Schatten stellen; so schreibt man unter Anderm jüngst von Baltimore:

„Man ist in diesem Lande in der That schon sehr weit in der Construction der Eisenbahnen vorgerückt. Alle Städte von Bedeutung sind mit denen in ihrer Nachbarschaft, wo sie es nicht mit Dampfböten können, mit Eisenbahnen in Verbindung gebracht. Von Baltimore aus gehen zwei noch nicht ganz vollendete ins Innere, und eine Dritte nach Washington wird gerade angefangen; sie erstrecken sich durch die Hauptstraßen ins Herz der Stadt.

Sie bestehen sämmtlich aus zwei Tracks, damit die Wagen sich begegnen können, und

kosten, je nachdem ihnen die Unebenheit des Bodens mehr oder weniger Schwierigkeiten macht, von circa 16 bis 20,000 Dollar pr. Englische Meile. Das Arbeitslohn wird dabei aber mit 1 D. pr. Tag bezahlt, und die Materialien sind sämmtlich, namentlich auch das Eisen, was die Fracht von England zu tragen hat, bei weitem theurer als dort.

Im Staate Newyork sind in den letzten 2 Jahren Charters von 33 Eisenbahnen bewilligt, die zusammen ein Capital von 27 Mill. Schilling besitzen." —

Diesem Amerika schickt das Deutsche Vaterland seine Kinder zu, um dort an Eisenbahnen zu arbeiten, deren Anlage auch diesseits des Meeres für den Erwerb ihres Lebensbedarfs ausreichen könnte, wenn mehr Gemeinsinn unter uns herrschte. Mit der oberflächlichen Voraussetzung der Uebervölkerung Deutscher Gauen finden wir leicht unsere bessere Ueberzeugung ab, wenn wir zu Tausenden den Kern der Nation von uns scheiden sehen; ja, die Wiederkehr dieses Schauspieles mehrere Jahre hindurch hat unser Gefühl dafür so abgestumpft, daß wir gar nichts mehr dabei empfinden, oder allenfalls nur uns des augenblicklichen Gewinnes freuen, den unsere Schifffahrt davon zieht. Eine Uebervölkerung hat zur nothwendigen Voraussetzung — einmal Unzureichendheit des Bodens die vorhandene Volksmasse zu nähren — oder Mangel an Arbeit für dieselbe.

Befreiet aber nur den Tauschhandel von seinen Fesseln, so wird sich eine etwaige Unzureichendheit der Landeserzeugnisse durch den Privatverkehr ausgleichen; fehlt es doch nicht an Ländern, die bei weitem ihr Boden-Product nicht selbst zu verzehren vermögen; und versäumet nicht, in der Anwendung auf das Leben mit den Eroberungen des Menschengeistes über die Natur fortzuschreiten, denen stets sich unmittelbar neue Hülfsquellen aufthun werden; wie viel Wald ist noch in Flur zu verwandeln, werden nur Deutschlands Kohlenläger aufgesucht und benutzt und, welche Vermehrung der Subsistenz-Mittel für Menschen kann allein die Eisenbahn zur Folge haben in Verminderung des Bedarfs von Zugvieh, wenn es zu erweisen ist, daß acht Menschen von dem Product des Bodens können gesättigt werden, den die Unterhaltung Eines Pferdes in Anspruch nimmt. Und eben so wenig wird es an Arbeit fehlen, wenn der natürliche Entwickelungs-Proceß nicht von oben herab gehemmt wird, wenn man es aufgiebt, dem Gewerbe jeder Art einen andern Schutz angedeihen zu lassen, als den, welchen es in seiner eigenen fesselnden Perfectibilität in sich selbst trägt. Vielen Tausenden kann zunächst die Anlage der Eisenbahnen Arbeit und Brod gewähren und nichts ist einseitiger, als die auch auf diese Erfindung bezogene Klage über den Fortschritt des Maschienen-Wesens, weil es zu Viele Arme entbehrlich machen soll; da doch die Erfahrung das Gegentheil nachweiset, wenn wir nach England blicken, wo diejenige Manufactur, welche fast ganz in Maschinenarbeit übergangen ist, vermöge des größern eben darin bedingten Debites, jetzt das Zehnfache der Menschenarme beschäftigt, die davon ihren Unterhalt zogen, als sie noch im eigentlichen Wortsinne Manufact war.

Kann man denn auch vernünftiger Weise wohl glauben, daß es ein relatives Maaß gebe, über das hinaus die Benutzung der Naturkräfte gemeinschädlich werden könnte? — Welche beschränkte Ansicht von der Urkraft, die so wenig etwas ohne Zweck schafft, als ohne Zweck ausstattet.

Am wenigsten darf uns die üble Laune über den Preuß. Zollverband und seinen drückenden Transit von Förderung dessen zurückhalten, was wir unter allen Umständen, als zweckmäßig erkennen müssen. Die Eisenbahn wird prosperiren

bei freiem Handel und beim Handelszwange, beim Preuß., Deutschen oder jedwelchen Zolle, bei erschwertem oder erleichtertem Transit, sie ist ein Werk, das bei zweckmäßigen oder zweckwidrigen allgemeinen Maaßregeln als ein an sich Gutes immer von Nutzen seyn wird; nur das Mehr oder Minder ihres wohlthätigen Eingreifens kann von außen her afficirt, nie kann es ganz von daher beseitigt werden.

Ob sie für unsern Handel unter diesen Umständen um ein gewisses Maaß zuträglicher, als unter jenen ausfallen wird, allemal bleibt sie für unsern Absatz und Umschlag ein wohlthätiges Triebrad und je verkehrter uns manche cameralistische und fiscalische Maaßregeln erscheinen, vielleicht auch sind, um so angelegentlicher sollen wir im wohlverstandenen eigenen Interesse den gemeinschädlichen Folgen solcher Verkehrtheiten durch die uns angebotenen Mittel zu begegnen bestrebt seyn, die, wenn sie auch nicht das Uebel in seinem Grunde erfassen können, jedenfalls die nachtheiligen Rückwirkungen desselben auf uns mildern, wenn nicht völlig neutralisiren.

Am 14. Mai. S.

---

* Rostocker Versorgungs-Tontine.

Wenn schon der Nachsatz der obigen Rubrik bey uns, wie in unserer Nachbarschaft den guten Klang verloren hat, indem die schlechte Aufführung der Hamburgischen Schwester noch zu neu, und die durch sie veranlaßten Täuschungen noch nicht verschmerzt sind — so würde es dennoch voreilig und ungerecht seyn, nun jede Anstalt zu verwerfen, die mit ihr namensverwandt ist; um so ungerechter da auch jene entartete Schwester anfänglich vielversprechend auftrat, die Prüfung Einsichtsvoller bestand, ein segensreiches Wirken versprach und nur durch die Vernachlässigung Jener, die sich ihre Ausbildung angemaßt hatten, die Richtung nahm, die so kränkend und schmerzlich täuschend in manches Familienleben eingriff; um so voreiliger — da es unumstößlich erwiesen ist, daß eine solche Anstalt nur heilbringend seyn kann, wenn strenge Aufsicht, Verantwortlichkeit, Redlichkeit an ihrer Spitze stehen, wenn jede Speculation ihr fremd bleibt, wenn mit festem Blick und Willen der schöne Zweck „Versorgung" durch Ersparnisse eines rüstigen Alters, oder kleine Opfer elterlicher Liebe und befreundeter Zuneigung, auf dem Fundamente der Beerbung früher Heimgegangener, im Auge gehalten wird.

Alles dieses verspricht diese neue, bereits ins Leben getretene Anstalt, und scheint es halten zu wollen und zu können. Sie kennt die Klippen an denen ihre Vorgängerin scheiterte und wird sie vermeiden, sie weiß daß das Publikum durch die bittere Erfahrung scheu und vorsichtig geworden ist, daß sie also einer ernsten Prüfung unterworfen seyn wird, bevor sie sich Vertrauen erwirbt — und sie glaubt diese Prüfung bestehen zu können. Bey der Unterzeichneten sind Pläne dieser Anstalt niedergelegt, die gern zur Einsicht verabfolgt werden, nachstehende Aufforderung aber gewährt schon eine oberflächlige Uebersicht.

Die Redaction des Bgrfds.

Aufforderung zur Theilnahme an der

Rostocker Versorgungs-Tontine.

Die Pflicht eines Jeden erfordert es, sich in den früheren Jahren nach Möglichkeit für die späteren Jahre ein sicheres Einkommen, und für das höhere Alter ein in pecuniairer Hinsicht sorgenfreies Leben zu verschaffen.

Aeltern, welche darauf Bedacht nehmen, ihren Kindern für spätere Jahre eine lebenslängliche, jährliche, mit dem Alter steigende Einnahme zu sichern, thun oft besser daran, als wenn sie

denselben ein baares Capital zurücklassen. Wenn die Aeltern längst verstorben sind, werden die Kinder bei jährlicher Empfangnahme der ihnen gesicherten Einnahmen ihrer liebevoll gedenken. Die Sparkassengelder oder Pathengeschenke der Kinder dürften hierzu gewiß die beste Anwendung finden, und oft mehr als ausreichend seyn.

Die größte Beachtung von Personen jeden Standes verdient die vor Kurzem hieselbst errichtete und von der Großherzoglich Mecklenburg-Schwerin'schen Landesregierung unter Aufsicht und Controlle E. E. Raths der Stadt Rostock gestellte „Versorgungs-Tontine," deren Zweck es ist, ihren Theilnehmern gegen geringe Beiträge in den früheren Jahren jährliche, lebenslängliche, feste Einnahmen zu sichern.

Diese Anstalt ist nach Maaßgabe des Alters in 5 verschiedene Klassen getheilt, welche In- und Ausländern beiderlei Geschlechts zum Beitritt offen stehen, mit 1000 Actien in jeder der 5 ersten, 600 in der vierten und 500 in der fünften Klasse aber geschlossen werden.

a. Zur I. Klasse — Alter vom 1. Januar 1821 bis zum 31. December 1832 — zahlt man jetzt à Actie 48 Mark 12 Sch. N⅔tel und ferner noch 23 Jahre jährlich 24 Mark N⅔tel oder auf Capitalfuß (für alle Beitrags-Jahre mit einem Male) 375 Mark N⅔tel.

b. Zur II. Klasse — Alter vom 1. Januar 1809 bis zum 31. December 1820 — zahlt man jetzt à Actie 60 Mark 14 Sch. N⅔tel und ferner noch 18 Jahre jährlich 30 Mk. N⅔tel oder auf Capitalfuß 417 Mk. N⅔tel.

c. Zur III. Klasse — Alter vom 1. Januar 1797 bis zum 31. December 1808 — zahlt man jährlich à Actie 30 Mark N⅔tel, 20 Jahre nach der Reihe oder auf Capitalfuß 400 Mark N⅔tel.

d. Zur IV. Klasse — Alter vom 1. Januar 1785 bis zum 31. December 1796 — zahlt man jährlich à Actie 40 Mark N⅔tel, 15 Jahre nach der Reihe oder auf Capitalfuß 425 Mark N⅔tel.

e. Zur V. Klasse — Alter vom 1. Januar 1773 bis zum 31. December 1784 — zahlt man jährlich à Actie 50 Mark N⅔tel, 10 Jahre nach der Reihe oder auf Capitalfuß 400 Mark N⅔tel.

Schon im ersten Jahre können die Interessenten, im glücklichen Fall, eine Leibrente (jährliche Einnahme) von 150 Mark N⅔tel oder auch eine Prämie (einmalige Einnahme) von 1000 Mk. N⅔tel erhalten. Da jährlich Verloosungen von Leibrenten und Prämien stattfinden, so kommen noch vor Schluß der Beitrags-Jahre alle Actien in den Besitz einer Leibrente. Die Leibrenten steigen mit dem Wachsthum des Alters bis zur jährlichen Einnahme von 2000 Mk. N⅔tel pr. Actie und werden ohne irgend einen Abzug ausbezahlt.

In allen Klassen werden jährlich bei der planmäßigen Zahl von Actien 230 Leibrenten und 4 Prämien auf dem Rathhause hieselbst öffentlich durchs Loos vertheilt.

Die erste Leibrenten- und Prämien-Verloosung für die beiden ersten Klassen fand bereits statt, und erhielten 40 Interessenten der I. Klasse und 50 Interessenten der II. Klasse die planmäßigen Leibrenten und Prämien. In diesem Jahre wird nun für die beiden ersten Klassen die zweite Verloosung von Leibrenten und Prämien unter solche Actien, welche noch keine Leibrenten haben, so wie auch die erste Verloosung von Leibrenten und Prämien für die Interessenten der letzten Klassen, stattfinden.

Zur vollkommensten Sicherheit sind in den der Anstalt zum Grunde liegenden von höchster Landesregierung approbirten Berechnungen nur 3 pCt. Zinsen angenommen. Von den bisher eingezahlten Beiträgen sind jedoch schon gegen 60,000 Mark N⅔tel zu 4 bis 4½ pCt. Zinsen nach §. 16 des Plans in Grundstücken bis zu deren halbem Tax-Werth belegt, und steht es auch nicht zu bezweifeln, daß stets durchschnittlich über 4 pCt. Zinsen mit den Geldern gewonnen werden. Eine höhere Zinsen-Einnahme als 3 pCt. kömmt aber immer den Interessenten allein nur zu gut, da diese Tontine von keinem Finanz-Princip, sondern nur von einem wahrhaften Moral-Princip ausgegangen ist.

Die Vortheile, welche diese Anstalt ihren Theilnehmern gewährt, sind in der That so groß, daß es unmöglich scheint, solche zu erfüllen. Diese scheinbare Unmöglichkeit fällt aber fort, wenn man die Vermehrung durch Zinsen auf Zinsen berücksichtigt, und es nicht unbeachtet läßt, daß die Leibrenten der Versterbenden von den Lebenden beerbt werden, die Anstalt ihres wohlthätigen Zwecks wegen mit keiner Art öffentlicher Abgabe beschwert ist, und bei vollen Klassen sämmtliche Administrationskosten gegen Ende der Beitrags-Jahre von dem Capitalfond jährlich nur ungefähr ¼ pCt. betragen. Es ist also Alles auf die möglichste Ersparung berechnet, und haben die einzelnen Theilnehmer gar keine Kosten zu tragen. Bei dieser Anstalt, deren Verwaltung frei von Gewinnsucht und Willkür, und nur ihren Bevollmächtigten, der eine angemessene Caution geleistet hat, besoldet, ist für die Sicherheit des Eigenthums der Theilnehmer, so weit menschliche Vorsicht reicht, gesorgt.

Zur Anmeldung gehört außer der Aufgabe der zu verlangenden Actienzahl die genaue Angabe a. des Vor- und Zunamens, b. des Tags und Jahrs der Geburt, c. des Orts der Geburt, d. des jetzigen Wohnorts, e. des Vor- und Zunamens desjenigen, der die Actie für Unmündige nimmt und die Zahlung leisten will. Die erste Beitrags-Zahlung geschieht planmäßig nur gegen Auslieferung des Actien-Scheins, welcher zugleich die Quittung über diese Zahlung enthält.

Die obrigkeitliche Aufsicht und Controlle, verbunden mit öffentlicher Rechenschafts-Ablegung, so wie die eingeführte, streng geregelte Geschäftsordnung, gewähren die sicherste Bürgschaft, daß weder Veruntreuungen, Verlüste, noch planwidrige Ausgaben je vorkommen, und die Theilnehmer dieser Tontine ihr ganzes Leben hindurch die verheißenen Vortheile ungeschmälert genießen werden.

Rostock 1833.

Directorium der Rostocker Versorgungs-Tontine.

* Heerrauch.

Wir haben während dieses Frühjahrs bereits mehrmals sogenannten Heerrauch gehabt, und öfters hat man dabei sagen hören: wir werden Dürre zu erwarten haben.

Es wird jetzt indeß kein Zweifel mehr darüber seyn, daß nicht solcher bloß nur vom Moorbrennen entsteht, wie es denn selbst auch kürzlich noch sichtbar war, als der Rauch sich in jenen Moorgegenden zuerst erhob und so in großer Masse mit dem Nordwinde zu uns herüber kam. Ob übrigens nicht solcher zum Vertreiben des Regens beitrage, das möge dahin gestellt seyn, und es wird von manchen Oeconomen in unsern Gegenden und nicht ohne Wahrscheinlichkeit behauptet.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 41.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 23. Mai 1833.

Fern von Erdenleiden, Erdenmängeln,
Ruhst Du in der ew'gen Liebe Schooß,
Blickst voll Mitleid auf der Deinen Loos,
Dich nach ihnen sehnend unter Engeln.

* Threnodie

einer Mutter, am Sarge ihrer einzigen, mit Hinterlassung vier zarter Kinder verstorbenen Tochter.

Von Dr. Noeldeke.

Hier in dieser tiefen Todesstille,
Von des Himmels Auge nur gesehn,
Knie ich nieder, wie mit bangem Flehn,
Theure Tochter, jetzt entseelte Hülle!
Jüngst am Siechbett noch für Dich geschehn,
Und umfasse Deinen Sarg,
Der so früh mein Alles barg,
Meine Wonne, meines Lebens Leben,
Meines Herzens Herz!
Mit Dir fliehend himmelwärts,
Hätt' ich gern für Deines mein's gegeben,
Wäre gern für Dich, für Dich gestorben,
Hätt' es neues Leben Dir erworben.

Meine ungesehn vergoss'nen Zähren,
Meine Seufzer, mein lautloses Ach,
Wann mein Blick Dir lächelnd Tröstung sprach,
Fließen frei jetzt: — denn wie könnt' ich wehren,
— Was die Seele mir voll Kummer brach,
Hingestreckt an deinem Sarg,
Der mein Alles, Alles barg, —
Auszuweinen unter bittern Schmerzen? —
Drückend Dich ans Herz,
An dieß warme Mutterherz,
Find' ich Todesfrost in Deinem Herzen,
Finde kalt die Hand bei meinem Drücken,
Keinen Gegendruck, mich zu beglücken.

Ach! kein Lächeln schwebt um Deine Wange,
Von der Lippe winkt kein Gegengruß,
Strömt nicht mehr zu seligem Erguß
In des Wohllauts zauberndem Gesange
Deine Rede grüßt kein Engelskuß,

Und kein himmelvoller Blick
Meldet mehr Dein Lebensglück,
Theilt nicht mehr der zarten Augenlieder
Seid'ne Wimper, strahlt
Nun nicht Seligkeit, und malt
Nicht den Glanz des innern Friedens wieder;
Von des Todes Nachtgewölk umschleiert,
Ach! von keinem Lebenslicht erneuert.

Monde sind, wie lange Jahr', entschwunden;
Nächte standen um Dein Lager her,
Riesen gleich, aus Erz gegossen, schwer,
Unbeweglich; selbst des Tages Stunden,
Glücklichen so kurz, dir freudenleer,
Machten träg' einander Raum;
Hoffnung nur ließ Dir im Traum
Ihres Lenzes gold'ne Fädchen schimmern,
Log der Wirklichkeit
Weg den Ernst der trüben Zeit,
Baute Himmelsbogen Dir aus Trümmern;
Du erwachtest in des Fiebers Flammen,
Und Dein Hoffnungshimmel brach zusammen.

So auch ward mein Hoffen, Sehnen, Sorgen,
Ward des Gatten, Vaters, Bruders Traum
Trümmer nur in wilder Wogen Schaum
An dem Strande selbst, wo wir geborgen
Deines Lebens Boot auf sicherm Raum
Wähnten, ahnend nicht den Drang
Nahen Sturms, der es verschlang,
Jenes Sturms, auf dessen schwarzem Flügel
Niederstieg der Tod,
Und zu neuem Morgenroth
Deine Seele trug durch Wolkenhügel,
Fern von aller Leidenschaften Gährung
Lächelnd zu dem Urquell der Verklärung.

Fern von Erdenleiden, Erdenmängeln,
Ruhst Du in der ew'gen Liebe Schooß,
Blickst voll Mitleid auf der Deinen Loos,
Dich nach ihnen sehnend unter Engeln,
Wann mit Thränen Deines Grabes Moos
Sie umkränzend Dir bethaun,
Wandelst durch verklärte Au'n
An des schönern Lebens Silberquellen,
Wo in Erdennacht
Kein Gefühl des Grams erwacht,
Und der Zukunft Sterne sich erhellen,
Wo im Sonnenglanz, nie thränentrübe,
Wir uns wiedersehn zu ew'ger Liebe.

Die Vertriebenen.

(Fortsetzung.)

Wenig Tage drauf mußten die letzten Angesessenen fort. Am frühen Morgen der Abreise trat ein Jedes aus seinem Gehöft, gerüstet zur weiten Wanderung. Der Hausvater, als der letzte, schloß schweigend die Pforte hinter sich zu, den Schlüssel dem dableibenden Schulzen übergebend. Die Alpen, die Weideplätze, die Anger — Alles fast war leer von den Thieren der Landwirthschaft. In den Ställen brüllten die Kühe, wieherten die Pferde, der plötzlichen Ruhe ungewohnt, als wollten sie dem scheidenden Herrn, der fleißigen Hausmutter die noch einmal sie versorgt hatte, den letzten Abschied nachrufen. Auf den Dächern girrte nicht das Volk der Tauben gewohnter Weise; der Hof wimmelte nicht von Geflügel aller Art; jedes war eingesperrt, um, wohl gezählt, dem neuen Besitzer überantwortet zu werden. Die Säuglinge hockten, in Tücher gebunden, oder in Wiegen gepackt, auf den Rücken der Mütter, die kleinen Kinder trollten, sich an deren Röcke festhaltend, beider, während die größeren unter gewaltigen Bündeln voran keuchten. Dann folgten die rüstigen Bursche und Mädchen, die schwachen Greise und Matronen, unterstützt von den kräftigen Männern, endlich die Kranken auf einigen Wagen, eine bunte Masse, umgeben von finster aussehenden Kriegern. Keine Thräne floß; still und friedlich, die Augen zu Boden geschlagen, wandelten sie den Pfad aus dem Dorfe entlang. Nun am Kirchhof angelangt, zogen sie Alle, wie verabredet, durch das Thor desselben hinein, Abschied zu nehmen

von den gestorbenen Gliedern der Familie. Fast an jeglichem Grabe knieeten andächtige Menschen, mit leisen Tönen Gebete herstammelnd und das Haupt entblößend, vom kahlen Scheitel des Alters an bis zum gelockten Kopf des Kindes herab. Auch Manlicken und Bärbel thaten Gleiches am Hügel Catharinens, den sie dem Muthwillen der Zurückbleibenden überlassen sollten. Doch auch dieser Kelch ward standhaft von der gottgeweihten Gemeinde geleert.

Unter vielfachem Hohn der katholischen Bevölkerung näherten sie sich der Grenze. Bärbel jedoch hatte nur Augen für ihren Vater, nur Ohren für die Stimme ihres Söhnchens, das, in voller Pockenhitze, hinten auf ihrem Rücken in seinem Bettchen lag. Fast alle zehn Minuten begehrte der Kleine zu trinken und Bärbel, sich den ähnlichen Zustand ihrer verbrannten Mutter dabei zurück rufend, erfüllte nur zu gern seinen Wunsch. Der Aufenthalt, welcher dadurch jedesmal entstand, hatte sie zur ganz Letzten im Zuge gemacht. Bald war ihr Wasserkrug leer und mit großer Hast suchte sie daher die Uebrigen einzuholen, welche eben durch das Dorf Klein-Nördlingen zogen, um ihrem Mangel abzuhelfen. Als sie jedoch mitten im Dorfe einen Ziehbrunnen gewahrte, schickte sie sich rasch an, ihren Krug zu füllen. Kräftig bearbeitete sie die Winde; das Ende des Stranges kam herauf, aber, o Himmel! kein Eimer dran! Glaubst Du es wohl, lieber Leser, daß Christen so tief sinken konnten, ihrem, wenn auch anders glaubenden Mitbruder den Trunk Wasser zu verkümmern? eine Wohlthat, die man dem durstigen Hunde nicht versagen mag! Wie Pharisäer und Priester die blutgierigsten Feinde des Erlösers waren, so auch hier der Priester des Dorfes derjenige welcher den Einwohnern diese Barbarei befohlen und ihnen verboten hatte, die Ketzer auch nur mit einem Trunke Wassers zu erquicken. Glühend sengte die Sonne vom mittägigen Himmel herab; gedörrt klebte der Bärbel die Zunge am trocknen Gaumen, welche Qual mochte erst ihr armes, vom Fieber brennendes Kind empfinden, das fortwährend um Wasser flehte, sie wandte sich zur nächsten Hütte, laut um ein wenig Wasser bittend. Keine Thür öffnete sich, an keinem Fensterchen zeigte sich ein theilnehmender Mensch — Alles wie ausgestorben! In der größten Angst riß sie das Halstuch von der keuschen Brust, es für einen Trunk Wassers ausbietend — vergebens, selbst die Habsucht schwieg vor dem Regilionshasse. Weit voraus schon waren die Uebrigen, den nur stets gen Himmel schauenden Manlicken in ihrer Mitte — kein schwerer Stein, den Bärbel mit dem Kruge an das Seil hätte binden können, in der Nähe — außer sich entwand sie einem Pferde des letzten Wagens das Ortscheit, und dasselbe als einen üblen Sitz am Strange befestigend, bat sie den Fuhrknecht um seinen Beistand zu ihrem Vorhaben. Derselbe mochte dagegen einwenden, was er wollte; da er ihr kein andres Auskunftmittel vorschlagen konnte: so bestand sie darauf, sich hinab zu lassen in den Brunnen und Wasser herauf zu holen. Unfähig, ihren dringenden Bitten zu widerstehen, trat der Knecht zur Winde und Bärbel nahm Platz auf dem gefährlichen Sitz, nachdem sie ihren Peter abgelegt hatte. Langsam und vorsichtig ließ der Knecht das Seil ablaufen und nur ein wenig noch war Bärbels Kopf über dem Rande des Brunnens sichtbar, als jener bekannte Cornet, welcher mit seinen Leuten den Zug begleitete, und Bärbel vermißt hatte, eiligst zurück gesprengt kam. Erschreckt durch das plötzliche Pferdegetrampel, in der Verwirrung meinend, seine Pferde würden scheu, wandte der Knecht hastig den Kopf, von der Ursache des Geräusches sich zu unterrichten. In demselben Augenblick machte die zunehmende Schwere der tiefer gelangenden Bärbel den Strang schneller und schnel-

ler ablaufen — die blitzschnell sich drehenden Speichen der Winde entglitten den losen Händen des unaufmerksamen Knechts — ein jäher, lauter Klatsch unten auf dem Wasserspiegel bracht' ihn zu sich selbst. Der Kerl stand erstarrt. Wie Sturmesausen flog hier der Cornet vom Pferde, sein Kasket vom Kopf, er selbst zur Winde. Federleicht drehte sie sich jetzt unter seiner riesigen Stärke — da drangen einige gurgelnde Laute herauf — einen Augenblick lauschte der Soldat — Alles still! wiederum krächzte die Winde unter seinen Händen.

O ewige Vorsehung! das Seil um den weißen, reinen Hals geschlungen, kam Bärbel, wassertriefend, einem Gespenst gleich, aus dem dunkel gähnenden Brunnen empor gefahren — erdrosselt — eine Leiche! Noch hielt ihre Rechte krampfig den gefüllten Krug umschlossen, ihre Linke das Seil, das Werkzeug ihres Todes! Ihr ganzes Leben war Liebe gewesen, so auch ihr Ende! — Der Säbel des Dragoners befreite zwar sofort das reine Wesen von dem Strange, aber vergeblich blieben alle Versuche der Wiederbelebung; umsonst das Jammergeschrei des sich die Haare ausraufenden Vaters, des stammelnden Kindes!

Ein Glück war es für die Einwohner, daß ihre Hütten ferner geschlossen blieben; ihr Leben stand in Gefahr! Nicht von der wehklagenden mit der Leiche abziehenden Menge — von dem wüthig tobenden Cornet hätten sie das Schlimmste zu fürchten gehabt! Noch einen Blick des Entsetzens warf er auf die entseelte Bärbel — dann drückte er seinem Pferde die Sporen in die Seiten und verschwand mit Blitzesschnelle aus den Augen der Seinigen.

Nicht mochten die Vertriebenen die schuldlose Bärbel in einem Lande zurücklassen, wo man der Lebenden den kleinsten Liebesdienst versagte, und die Todte keines stillen Ruheplätzchens gewürdigt hätte. Lieber führte man sie zwei Tagereisen auf einem der Wagen mit fort und erst im Anspach'schen senkte man sie unter dem Trauergesange der ganzen Gemeinde auf dem freundlich gelegenen Friedhof eines Dörfchens ein. Lange vorher hatte ihre bewaffnete Begleitung sie verlassen, unter welcher man jenen Cornet nicht wieder gesehen.

Noch standen die Trauernden am offnen Grabe; polternd ließen sie die braunen Erdschollen hinabfallen auf den schmucklosen Sarg, als ein Mensch, mit Ungestüm die dichten Reihen der Vertriebenen trennend, sich dem ersteren näherte. Verworren hing ihm das Haupthaar in's bleiche Gesicht, in welchem der Kampf entsetzlicher Leidenschaften furchtbare Spuren zurückgelassen zu haben schien. Eine den Vertriebenen ähnliche, schlichte Kleidung deckte nachlässig seinen Körper, welcher den Anstand einer höhern Erziehung nicht ganz verbergen konnte. Stumm, mit zerrissenem Herzen stand er da, den stieren Blick in die Tiefe gerichtet, in welche hinabzuspringen er den Fuß zu heben schien. Dann griff er mit beiden Händen in seinem Busen, aus welchem ein schmerzliches Stöhnen hervordrang, und kehrte sich zu Manlicken, welcher, einen Blick gen Himmel, den andern in's Grab wendend, ihn nicht gewahrte. Desto besser aber erkannten ihn nun die Umstehenden, unter welchen ein dumpfes Gemurmel entstand: „Des Pflegers Sohn! des Pflegers Sohn!" — scheu, erschreckt, zogen Alle sich zurück. Zusammenbebte der Genannte und redete mit verzweiflungsvoller Stimme zu Manlicken also: „Hast Du gehört, unglücklicher Vater, was diese sagen? Jagt nicht die Nennung meines Namens Dich hinweg von dem Grabe Deines Kindes? Hast Du keine Flüche für mich Teufel, den Mörder Deiner Tochter?" — Aus seinem Hinbrüten erwachend, sah ihn Manlicken jetzt erstaunt an. — „Zweifelst Du? Hab' ich nicht sie zu verderben gesucht, seitdem ich sie gesehen? Was

ich nicht der grausame Dragoner, welcher sie hinderte, ihrem Manne zu folgen, wo sie geborgen gewesen wäre? Doch Ihr Alle seyd gerächt worden. Der Hölle Qualen wüthen in mir. Du darfst getrost gen Himmel schauen: mich schmettert schon der Gedanke daran zu Boden. Du hoffest dort Ersatz zu finden: mich erwartet dort die Strafe meiner Sünden, meiner Laster, welche die Größe der göttlichen Barmherzigkeit übersteigen."

Hier trat Anton Wallner hervor und sprach mit Würde: „Du irrst, armer Mann! keine Sünde ist so groß, daß sie nicht könnte vergeben werden; ohne nur die Sünde wider den heiligen Geist. Weißt Du nicht, daß die Engel im Himmel sich freuen über einen Sünder, der Buße thut?" — „Ha, Du weißt nicht, daß ich die Unschuld verführte, der Tugend hohnlachte, einen Mord beging!" — Der fromme Wallner schauerte zusammen, doch entgegnete er: „Der Herr hat nicht Wohlgefallen am Tode des Sünders, sondern daß er sich bekehre von seinem bösen Wesen und lebe."

Nicht ohne Eindruck blieben die Worte der Schrift auf den Verzweifelnden. Etwas gelassener wendete er sich wieder zu Manlicken, der keinen Antheil an dem Gespräche zu nehmen schien, und rief: „Vater, auf Dich kommt es an, was aus mir werden soll, ob ein reuiger Büßender oder ein vollendeter Teufel! Sprich es aus, das Urtheil über mich!" — „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!" erwiederte der Gefragte, halb abwesend mit seinem Geiste. — „Es wird stark werden durch Dein Beispiel!" — schrie flehend der Baron. — „Erinnerst Du Dich nicht der Geschichte des verlorenen Sohnes?" sprach jetzt verweisend Anton Wallner zum unbeugsamen Manlicken — „auch nicht des harten Knechtes, der seinem Mitknechte nicht die hundert Groschen erlassen mochte, obgleich ihm sein Herr 10,000 Pfund geschenkt hatte?" — Da brach Manlickens erstarrtes Herz in Liebe. Vergebend legte er die Hände auf des vor ihm knienden Sünders Haupt, dem damit ein neues Leben aufzugehen schien. Er hatte den Becher der Sinnlichkeit bis auf die Hefen geleert, und, wie Alle, nur Ekel und Uebersättigung davon getragen. Bärbels Unschuld und kindliche Anmuth hatten seine abgestumpften Begierden auf's Neue angeregt, der mehrmals gefundene Widerstand ihn um so begieriger gemacht; da schleuderte ihn seine blutige That an jenem verhängnißvollen Abend aus seiner Bahn. Von vielvermögenden Gönnern begünstigt, kehrte er unerkannt, unter der Verkleidung eines kaiserlichen Offiziers, in sein Vaterland zurück. Auch da konnt' er sich nicht ganz von dem Einflusse befreien, den Bärbels Liebenswürdigkeit früher auf ihn ausgeübt hatte. Mit Bedacht suchte er sie so lange von ihrem Manne getrennt zu halten, als es in seiner Macht stand; eine kleine Beruhigung darin findend, daß sie jetzt wenigstens selbst ihrem Manne nicht angehörte. Bärbels aufopferndes, schreckliches Ende erschütterte gewaltig sein schlummerndes Gewissen. Der Tod war in einer zu fürchterlichen Gestalt vor ihn hingetreten. Zwei Tage lang irrte er in der Wildniß umher, bis der Funke eines übrig gebliebenen, besseren Gefühls ihn den Vertriebenen nachjagen ließ. Ihr Beispiel war in der That zu erhaben, als daß es nicht auch ein verdorbenes Gemüth hätte rühren sollen. Wirklich war Motzel's Buße ernst und ausdauernd. Er unterzog sich sofort der unermüdlichsten Pflege des kleinen Peters, dadurch einen Theil der Schuld gegen die geschiedene Mutter abzutragen. Unbekümmert um das Urtheil der Welt, trug er ihn, wie früher Bärbel gethan, auf seinem Rücken daher. Groß war seine Freude, als er seine Mühe durch völlige Wiederherstellung des Knaben belohnt sah. Doch das Blattergift, erzürnt, sich seiner Beute beraubt zu sehen, fiel

mit verdoppelter Wuth über den erschöpften Baron her und streckte ihn bewußtlos auf einen der Krankenwagen hin. Dreizehn Tage lang deckte Finsterniß sein Augenpaar und fünf Wochen hindurch mußten seine neuen Brüder dem Hülflosen die kleinsten Handreichungen thun. Als er endlich, völlig verändert im Gesicht, vom Wagen stieg, betrat sein Fuß bereits das neue Vaterland. — Auf der ganzen Reise blieb Manlicken ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Mit einer himmlischen Heiterkeit war sein Antlitz verklärt; alle seine Sinne waren nur auf das Jenseit gerichtet, wo er die verlornen Seinigen so fest wiederzufinden hoffte. Mit stillfreundlicher Dankbarkeit nahm er alle Geschenke an, welche die Liebe ihm unterwegs darbot, aber er machte keinen Gebrauch davon. Keine Klage, kein Laut des Unmuths entfloh seinen oft betenden Lippen — die Erde hatte keinen Theil mehr an ihm.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Geschichte der Gegenwart.

Man bildet die Liebe wie einen Knaben ab, weil sie immer jung und — wenn auch unglücklich — glücklich ist, die Geschichte stellt man dar als ein Weib, erhaben und schweigsam, rastlos thätig mit dem Griffel. Wer bleibt nicht stehen vor dem Bilde der Klio, weil ihm Zukunftsahnung, Vergangenheitsdämmer das Herz beschleicht. Sie ist ein Weib, um der Liebe näher zu stehen, denn diese ist der Odem der Weltgeschichte, sie ist ein Weib mit der weichen, raschen Empfänglichkeit für Schönes und Großes, sie ist kein Mädchen, damit ihr Auge nie getrübt werde von Leidenschaftlichkeit, damit sie unbefangen, klar sehe und berichte. Man thut recht, sie öfter als Statue denn als Gemälde darzustellen, voller, majestätischer erscheint sie also, der edle Marmor ist keiner flüchtigen Wärme zugänglich, die vollendeste, imponirende Form gebührt der vollendeten Wissenschaft. In die leere Marmorhöhle des Auges setzen wir unser eigenes: aber die letzten Wochen scheinen Vielen so wüst und leer, daß sie das Auge ermüdet halb schlossen, so daß Klio schläfrig, ermattet aussah, Ruhe suchend und darum verheißend. Aber die Geschichte schläft nie, denn sie ist der große Gedanke der Welt, und die Welt steht nie still.

Es gibt im alten Deutschland eine Sage von der verfallenen Kyffhäuserburg, daß einst die verstorbenen Hohenstauffen geharnischt aus ihr heraustreten und das alte deutsche Reich wieder jung, groß und gefürchtet machen würden; sehnsüchtig und gläubig hofften noch vor kurzem die langhaarigen und kurzsichtigen aber poetischen Demagogen auf den Rothbart und sahen bei nächtlicher Weile nach dem Kyffhäuser. Der Zollverband, der von Preußen ausgeht und in diesen Tagen große Schritte gemacht hat, erinnert mich daran; nicht den Barbarossa, aber jene Klio sah ich auf dem Kyffhäuser stehn in unsicher zitterndem Mondenscheine, und es war mir, als lösche sie viele scheidende Gränzlinien aus der verworrenen Karte Deutschlands. Die Parteien haben sich heftig des Urtheils über diesen Zollverband bemächtigt, ihn höchlich angepriesen, ihn tief verworfen. Ich habe die stark nach Herrschsucht schmeckende Absicht der Hohenstaufen nie geliebt, aber sie haben Deutschland groß gemacht, und der preußische Zollverband vergrößert es ebenfalls. Darum halte ich ihn für einen Fortschritt. Man fürchtet den allzu groß werdenden Einfluß eines Staates, welcher den constitutionellen Ideen nicht huldigt, man fürchtet, es werde nicht bloß ein freier Transito der Waaren eintreten, und vergißt, daß dieser Transito gegenseitig ist; wenn sich die Jugend fürchtet, so ist sie der Jugend nicht werth. Man wird ungehindert von der Memel bis zum Rheine, durch alle Länder, wo die deutsche Zunge

klingt, reisen können, die zahlreichen liliputanischen Begriffe von kleinen Ausländerchen werden allmälig verschwinden, und es ist eben so viel werth vom Vaterländerchen einen großen Schritt zum Vaterlande thun zu können, als Recht zu erhalten für Rechte. Es ist am Ende doch nur die deutsche Einheitsidee in der Tracht eines reisenden Commis. Wenn erst das Land offen ist, kann neue Cultur gepredigt werden; um einen Begriff zu erweitern, bedarf ich zuerst des Begriffs. Der preußische Zollverein gewinnt Boden — das ist sein Vorzug, nun baue, wer mag und kann. — Hier ist das erste Zeichen, daß die Geschichte nicht schläft mag es auch dunkel, unkenntlich in der Welt aussehn.

(Der Beschluß folgt.)

* Der Dom in Aachen.

(Beschluß.)

Die Cathedrale hat Thüren von Bronze, wovon eine merkwürdige Historie erzählt wird; nämlich: Die Bürger von Aachen, geht die Sage, waren unfähig, Geld zur Vollendung des Gebäudes aufzubringen, liehen solches daher vom Teufel, wogegen sie die erste Seele, welche die Kirchenthüren passiren würde, dem Teufel verpfändeten. Als das Gebäude vollendet war, konnte man Niemand finden, der die Bedingungen dieses gottlosen Contractes erfüllen wollte, und die Furcht vor den Klauen des Satans war in dieser frommen Stadt so groß, daß die Kirche bis auf den heutigen Tag hätte leer stehen können, wenn nicht ein Priester auf den guten Einfall gekommen wäre, einen glücklicherweise lebendig gefangenen Wolf durch die Kirche zu jagen. Der Teufel, voller Wuth, sich so überlistet zu sehen, schlug die Thüren mit solcher Gewalt hinter sich zu, daß sie sprangen. Um Ungläubige zu beschämen, welche behaupten wollen, daß die Spalten durch einen die Thüre gewaltsam zuwerfenden Sturm verursacht seyen, stehen vor dem äußern Eingang zwei Figuren von Bronze, wovon Eine den Wolf und die Andere die verurtheilte Seele des Wolfes in der Form eines ungeheuer großen Fichtenapfels vorstellt.

Aachen ist noch jetzt eine bedeutende Stadt mit einer Bevölkerung von mehr als 36000 Menschen, und einigen Manufacturen von wollenen Tüchern, Nadeln, Berliner blau Hüten ꝛc. Es hat ein schönes Theater und eine öffentliche Bibliothek von 10,000 Bänden.

Einige hundert Schritte östlich von Aachen am Abhange eines steilen Hügels liegt die kleine Stadt Burtschied, die durch einen angenehmen Spazierweg mit der Stadt vereinigt ist. Auch dieser Ort enthält sowohl heiße als kalte Quellen ohne Schwefel. Die Temperatur der beiden heißen Quellen ist respective 158° und 127° Fahrenheit. Auch dieser Ort hat Manufacturen von wollenen Tüchern und Nadeln. Die Bevölkerung ist ungefähr 5000 Seelen.

Die Abtei Burtschied, sagt Forster, ein Schriftsteller aus dem letzten Jahrhundert, hat eine schöne Lage, und ist mit allem kirchlichen Pomp gebaut. In der Nähe ist ein kleiner Wald, welcher nach einem großen Wasserbehälter führt, und von da kommt man in ein von waldigen Hügeln umgebenes Thal, worin man bald durch die daraus aufsteigenden Dämpfe mehrere warme Quellen bemerkt, und wo sich auch ein großer Wasserbehälter, ganz voll von heißem Wasser befindet. Auf dem nun folgenden Wege, längs einer Reihe von schön beschatteten Wasserbehältern, sieht man die romantischen Ueberreste des alten Schlosses Frankenberg.

* Für Landleute.

Um die Butter aus dem Rahm durch Schütteln zu scheiden, hat man Maschinen von ver-

schiedenen Einrichtungen. Eine der Zweckmäßigsten, die neulich in einer landwirthschaftlichen Zeitschrift bekannt gemacht wurde, bestehet in einem länglicht vierkantigen Behältniß, in Form eines Backtroges, oben mit einem festschließenden Deckel. In das Innere des Behältnisses werden zwei gleichweit von einander abstehende Gitter oder durchbohrte Bretter der Länge nach geschoben; das Behältniß steht auf Wiegenfüßen und wird, wenn der Rahm, dem man die gehörige Temperatur gegeben hat, eingeschüttet, und der Deckel geschlossen ist, eben so bewegt, als wenn eine junge Frau, durch starkes Wiegen ihr Kind in den Schlaf bringen will. In einer halben Stunde ist das Geschäft beendet. Am besten wird die Butterwiege von Eisen gemacht, indeß leistet Holz die nehmlichen Dienste, ist aber nicht so dauerhaft, und kann nicht so reinlich gehalten werden. Unten an dem Behältniß ist ein Krahn angebracht, durch den man die Buttermilch abzapfen, und dann die Butter sogleich an Ort und Stelle waschen kann.

Die Größe einer Butterwiege, worin 40 Pf. Butter gemacht werden kann, ist: Länge 5 Fuß, Höhe 2½ Fuß, die obere Breite 2¾ Fuß, die untere Breite 2 Fuß.

* Schwere Bomben.

In der neuern Reise durch Italien von 1688 steht: „Ludwig XIV. ließ Genua im „Sommer 1684 bombardiren, wobei Bomben „und Carcassen von zwölf Zentner gebraucht „wurden." Ludwig Philipp hat, erst 144 Jahre darnach, bei der nutzlosen Belagerung der Antwerpner Citadelle gleiche Bomben gebraucht.

* Spaziergänge.

Es ist mit dem Grüßen auf unsern Spaziergängen und mit dem unaufhörlichen Hinschauen, ob man auch die Entgegenkommenden kennt, worüber der Kurzsichtige denn oft lange zweifelhaft bleibt, in der That eine sehr unangenehme und genirende Sache, und zu wünschen wäre es, daß überhaupt gar kein Grüßen Statt fände, oder auch demjenigen, der nicht sieht oder, um sich nicht zu geniren, nicht sehen will, das Nichtgrüßen stillschweigend nicht verübelt werden möchte; denn von Vielen werden die Spaziergänge bloß deßwegen vermieden, weil das ewige Grüßen und Aufmerken, ob es geschehen muß, solchen zuwider ist.

* Fragen.

Schriften, worin kein Jahr und kein Tag (oder Datum) benannt ist, haben keinen Werth. Die Schriften der Advokaten sind ohne Datum. Warum ist dieß? Sollen etwa die Herren Referenten nicht sehen, wie lange Zeit sie zur Abfassung derselben gebraucht haben? Wäre es nicht nützlich, wenn die Advokaten gehalten wären, ihre Schriften mit Datum zu versehen, und wäre dieß vielleicht ein Mittel, den Gang der Prozesse abzukürzen? Die Beantwortung obiger Fragen sehen mehrere Leser des Bürgerfreundes mit Erwartung entgegen.

* Bemerkung.

Man hat in unserer Gegend bemerkt, daß die Obstblüthen dieses Jahr viel größer sind als andere Jahre. Folget das Obst dem Beispiele der Blüthen, so dürften wir etwas ganz Auserlesenes erndten.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Davel Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße No. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 41.

Bremen, Donnerstag den 23. Mai 1833.

Gestorben:

Den 12. Mai. Der Auflader Johann Heinrich Heutrich, 43 Jahr; gr. St. Johannisstr. Nro. 186.

Den 12. — Luise Armster, 20 Jahr; Brautstraße Nro. 9.

Den 12. — Des verst. Cattundruckers Johann Hinrich Meyerrieks Wittwe, geb. Gasse, 72 Jahr; Obernstraße Nro. 33 (Vorst.).

Den 12. — Friedrich Ferdinand de Laubell, 15 Jahr; Jacobistraße Nro. 12.

Den 12. — Des Maurergesellen Bernhard Wilhelm Sengstacke Ehefr., geb. Bitter, 38 Jahr; in der Wisch Nro. 11.

Den 12. — Sophia Meyer, 56 Jahr.

Den 13. — Anna Margar. Geffken, 12 J.; Redekers-Gang.

Den 13. — Des Schneidermeisters Anton Hinrich Dotzen Sohn, 6 Monat; Schwanenstraße Nro. 41.

Den 13. — Des Cigarrenmachers Joh. Christoph Engelhard Hintze Sohn, 2 Tage; Paulsberg Nro. 2.

Den 14. — Johann Gottlieb Kuhlmann, 55 Jahr; Osterstraße Nro. 26.

Den 14. — Des verst. Arb. Johann Segers Wittwe geb. Ohlsen, 73 Jahr; Hastedt.

Den 14. — Des Buchbinders Herm. Blumberg Ehefr., geb. Kröger, 71 Jahr; Catharinenstraße Nro. 20.

Den 14. — Der Hutmacher Johann Taby, 36 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 13.

Den 15. — Betha Böcker, 38 Jahr; Obernstraße Nro. 12 B (Vorstadt).

Den 15. — Des Kupferschmidts Rudolph Walter Sohn, 7 Jahr; Faulenstraße Nro. 63.

Den 15. Mai. Des Schornsteinfegers Carl Rau Sohn, 7 Monat; Jacobistraße Nro. 1 A.

Den 15. — Des Landmanns Joh. Seekamp Wittwe, geb. Martens, 77 Jahr; am Steinthor Nro. 80.

Den 15. — Des Lohndieners Albert Friedrich Gerlach Ehefrau, geb. Jordan, 63 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 183.

Den 15. — Des Arb. Joh. Christ. Oesselmann Sohn, 1¼ Jahr; Rumps-Hof Nro. 3.

Den 16. — Des Detaillisten Johann Friedr. Hinrichs Ehefr., geb. Freudenberg, 29 J.; Neuenstraße Nro. 43.

Den 16. — Des verst. Simon Heinr. Köhler Wittwe, geb. Dreves, 40 J.; Rembertistr.

Den 16. — Des Landmanns aus Schönberg Johann Georg Klink Sohn, 6 Monat; im Weerder.

Den 16. — Des Gärtners Joh. Hinr. Borcherding Tochter, 1 Jahr; Rövekamp N. 38.

Den 16. — Des Schullehrers Wilhelm Nobbe Sohn, 6 Mt.; gr. St. Johannisstr. N. 36.

Den 16. — Des Garnhändlers Reinh. Gemeiner Tochter, (todtgeb.); Jacobistr. Nro. 23.

Den 17. — Des Schneidermeisters Heinr. Ebel Tochter, 6 Monat; Sögestr. Nro. 10 A.

Den 17. — Des Schneidermeisters Friedrich Gerhard Pentz Tochter, 14 Wochen; Molkenstraße Nro. 54.

Den 17. — Der Soldat Hermann Budde, 42 Jahr; in der Caserne auf der Westerstr.

Den 17. — Der Translateur Joachim Wilh. Heinr. Kolster, 51 Jahr; kl. Allee Nro. 16.

Den 18. — Des verst. Tonnenmachers Johann Kehrmann Wittwe, geb. Kehrmann, 72 J.; Neuenstraße Nro. 17.

Geburten:

Den 8. — Des Schneidermeisters Joseph Carl Kapsch Ehefr., geb. Kuhlmann, Molkenstr. Nro. 47; von einem Knaben.

Den 10. — Des Instrumentenmachers Johann Joseph Roedel Ehefr., geb. Hildebrand, Wegesende Nro. 25; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Leistenmachers Joh. Heinrich Beuse Ehefr., geb. Michels, Kiefstr. N. 1; von einem Mädchen.

Den 11. Mai. Des Maurergesellen Bernhard Wilh. Sengstacke Ehefr., geb. Bitter, in der Wisch Nro. 11; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Lichtziehers Joh. Hinr. Friedr. August Wiebke Ehefr., geb. Holz, Pelzerstraße Nro. 46; von einem Knaben.

Den 11. — Des Küpermeisters Gottlieb Wilh. Lange Ehefr., geborne Löhr, Bürgerstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 11. Mai. Des Mäklergehülfen Friedrich Wilh. Uhrlaub Ehefr., geb. Schmidt, Osterthorssteinweg Nro. 64; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Goldarbeiters Diedr. Flörcken Ehefr., geb. Krop, Faulenstraße Nro. 23; von einem Knaben.

Den 11. — Des Arb. Claus Warnken Ehefr., geb. Beyer, Schwachhausen Nro. 18; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Arb. Joh. Heinrich Noell Ehefr., geb. Röver, gr. Rosenstr. N. 12; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Lohgärbers Heinrich Wilhelm Voget Ehefr., geb. Alberti, Faulenstraße Nro. 45; von einem Knaben.

Den 12. — Des Arb. Carl Heinr. Ferdinand Rahtert Ehefr., geb. Steinberg, Langenstr. Nro. 114; von einem Knaben.

Den 12. — Des Kaufmanns Werner Ellerhorst Ehefr., geb. Rust, Westerstr. Nro. 92; von einem Knaben.

Den 12. — Des Maurergesellen Christoph Mattfeld Ehefr., geb. Gardelmann, Runken Nro. 46; von einem Knaben.

Den 13. — Des Gastwirths Martin Hinrich Oelkers Ehefr., geb. Meyerholz, Martinikirchhof Nro. 1; von einem Knaben.

Den 13. — Des Schlossermeisters Friedr. Christian Ludwig Buchhorn Ehefr., geb. Fischer, Schnoor Nro. 2; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Arb. Joh. Hinrich Tietzfelbingen Ehefr., geb. Koch, Sanders-Deich Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Malers Diedrich Conrad Schumacher Ehefr., geb. Wolters, Klosterstraße Nro. 21; von einem Knaben.

Den 14. Mai. Des Tischlermeisters Blasius André Ehefr., geb. Eckau, Stavendamm Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Cigarrenmachers Franz Heinr. Holthusen Ehefr., geborne Wiermann, im Runken Nro. 1; von einem Knaben.

Den 15. — Des Dr. juris und Obergerichts-Advokaten Friedr. Wilh. Horn Ehefr., geb. Domville, Gartenstr. N. 9; v. e. Mädchen.

Den 15. — Des Kaufmanns Friedrich Anton Geyer Ehefr., geb. Kopitzsch, Wachtstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

Den 15. — Des Stuhlmachers Georg Christ. Theodor Millahn Ehefrau, geb. Klewien, Hohenthorsstr. N. 12; von einem Knaben.

Den 15. — Des Kaufmanns Ludwig Georg Delius Ehefrau, geborne Delius, am Brill Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 16. — Des Garnhändlers Reinhard Gemeiner Ehefr., geb. Payecken, Jacobistraße Nro. 23; von einem todten Mädchen.

Den 16. — Des Cigarrenmachers Franz Wilh. Knobel Ehefr., geb. Riemann, gr. Sortillenstraße Nro. 36; von einem Knaben.

Den 16. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Krohne Ehefr., geb. Vogel, Heerdenthorssteinweg Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 16. — Des Maurergesellen Joh. Joachim Meyer Ehefr., geb. Behnken, Grafenstr. Nro. 41; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Uhrmachers Carl Friedrich Rauschelbach Ehefrau, geborne Wellenberg, Schüsselkorb Nro. 16; von einem Knaben.

Den 17. — Des Waagedieners an der Holzpforte Joh. Georg Christ. Meyer Ehefr., g. Jablonsky, h. d. Holzpforte N. 8; v. e. M.

Proclamirt sind:

Der Steuermann Johannes Dannemann und Magdalena Dörrbaum, beide von hier.

Der Kahnschiffer Joh. Peter Rohse zu Ober-Hammelwarden, Herzogthums Oldenburg, und des verst. Maurergesellen Joh. Jacob Friedr. Küsel Wittwe, Friederike geb. Vogeler, hieselbst.

Der Conditor Johann Georg Carl Meyer zu Bassum und Gesche Margar. Peters aus Fesenfeld, Königl. Hannöv. Amts Syke.

Der Dr. der Philosophie und Lehrer an der Hauptschule Wilhelm Jacob Meyer und Elise Wobetha Hinrichs hieselbst.

Der Spiegelmacher Hinr. Bicknese, genannt Knoop, und Anna Schröder hieselbst.

Der Dienstknecht Cord Heinrich Haesecker und Anna Margar. Rolfs aus Okel, Amts Syke.

Der Tischler Carl Adamowsky am Buntenthorssteinweg und Anna Maria Uphoff hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 42.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 26. Mai 1833.

— — — — —

Und nur über jenen goldnen Bahnen
Wird dem Geist das Tiefverhüllte klar,
Dort wird Wahrheit, was nur frommes Ahnen
In der Brust des Erdenpilgers war.

A. Daeves.

---

* Auszüge
aus
„Der Mönch und die Nonne."
Ein Gedicht in 6 Gesängen,
von
Dr. H. G. Numsen. *)

1.

Der ganzen Menschheit höret jeder an,
Er ist ein Schößling von dem großen Baume,
Der sich erhebt mit Kraft, die ziert den Mann,
Und weit sich breitet im gedehnten Raume.

Er blühet, grünet herrlich, frisch und schön,
Verdorren kann er nie und trocken werden,
Ihr seht ihn da als ew'ges Wesen stehn,
Er war, er ist und bleibt ein Schmuck der Erden.

Es geben die Annalen es euch kund,
Wie sich sein Wachsthum nach und nach gestaltet,
Und der Geschichte reiner, wahrer Mund
Wird melden, was denn ihr an ihm entfaltet.
Ringt nach dem Ruhme, daß die Lebenskraft
Des großen Baumes nur durch euch gewonnen,
Und daß des kleinen Schößlings guter Saft
Gefördert hat sein Blühn im Licht der Sonnen.

Ist eure Kraft nur schwach, ist sie nur klein,
Ist euer Wirkungskreis nur eng beschränket,
Dennoch könnt ihr des Baumes Freunde seyn,
Viel ist es immer, was ihr redlich schenket.
Die Sittlichkeit, sie ist sein festes Mark,
Seyd sittlich, Viel habt ihr dadurch beschaffet,

---

*) Der Herr Dr. Numsen in Neuenburg beabsichtigt die Herausgabe einer poetischen Arbeit unter obigem Titel, und es gereicht mir zum Vergnügen, die Leser des Bürgerfreundes durch einige Auszüge derselben mit dem kräftigen Geiste, der durch diese Dichtung weht, bekannt und hoffentlich einen Theil von ihnen zur Subscription geneigt zu machen. Das Gedicht wird 28 bis 30 Druckbogen in Octav füllen, und bei schönem Druck und empfehlender Ausstattung der Subscriptions-Preis nur 1 ℳ Courant betragen.

A. Daeves.

Der Baum bleibt wunderschön, er bleibet stark,
Wenn keiner wird vom Laster weggeraffet.

Und wenn ein frecher Troß für kurze Zeit
Ihn bringt zum Kränkeln und zum matten Leben,
Dann ringt er nach der alten Herrlichkeit
Durch Stürme, die gar kraftvoll sich erheben.
Er schüttelt rüstig in den Staub hinab
Das Ungeziefer, das an ihm genaget,
Es findet schnell das wohlverdiente Grab,
Es währt dann lange, bis ihn neues plaget.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vertriebenen.

(Beschluß.)

Samland, im preußischen Litthauen, hatte die Vertriebenen aufgenommen. Dort sollten sie die weiten Ebenen wieder bevölkern, welche die letzte Pest verödet hatte. Bereits erhoben sich aus den begrünten Flächen die neuen Gebäude der früher Angekommenen. Tausende fleißiger Hände fällten Bäume, sägten, hämmerten, pochten, zimmerten, daß Thal und Wald erschallte, als Manlicken mit den Seinigen anlangte. Hin flogen Beil und Säge, Hobel und Schlägel, Kelle und Spitzhacke, als der Gesang der Heranziehenden hundertstimmig ertönte. Alles verließ seine Arbeit; Alles stürzte aus den Häusern, Feldern und Büschen, die Vertriebenen zu empfangen. Welche Freude des Wiedersehens!

„Meine Bärbel!" fragte Hans Weinleidtner noch unter der Umarmung seines Schwiegervaters — „wo ist sie?" — Geheimnißvoll führte ihn dieser aus der freudejauchzenden Menge bei Seite und sprach mit Bedeutung: „Nicht so, Hans? der Tod ist verschlungen durch den Sieg? Tod, wo ist Dein Stachel?! Du glaubest — und darum ist sie Dir nicht verloren. Sie hat ihr leibliches Leben geopfert, um diesem" — er deutete auf den Baron — „das ewige zu geben." Da begriff der arme Hans, was Manlicken meinte und fragte nicht weiter. Unter dem ganzen Haufen war er der Einzige, welcher vor Trauer weinte; und doch lächelte er selbst unter Thränen, als ihm der Baron von Motzel, welcher nunmehr Gottwallt sich nannte, seinen kräftigen Knaben, Peter, Bärbels Nachlaß, entgegen brachte. Auch Manlickens ernste Ruhe wich für einen Augenblick dem Ausdruck der Freude, wie seine beiden Söhne, wie der lahme Peter, in Begleitung eines jungen Weibchens, ihm um den Hals fielen. Ganz voll Hobelspäne war letzterer noch, so wie seine Frau die Spuren der ländlichen Arbeit an sich trug, von welcher er sie weggerissen hatte. Eben so hastig in seinem Wesen, wie früher, trieb er jetzt ungeduldig zur Heimkehr, den Angekommenen seine neue Schöpfung zu zeigen. Voran der lahme Peter mit seiner Ehehälfte; dann Hans, sein Kind auf dem Arm, und mit der einen Hand die rinnenden Thränen wischend, mit der andern den Knaben liebkosend; dicht hinter ihm Gottwald, nach welchem der kleine Peter die Händchen verlangend ausstreckte; hierauf der wieder ernste Manlicken in der Mitte seiner Söhne, den freudig heulenden Packfest an der Seite, und endlich ganz im Hintergrunde, unbeachtet, ein Mittelding zwischen Weib und Jungfrau, mit einem etwa vierjährigen Mädchen, welches jedoch großen Antheil an einer den neu angekommenen Personen zu nehmen schien. Es war dasselbe Mädchen, welches Bärbel damals vor dem jungen Baron warnte, sie, die selbst Verführte, welche gleichfalls mit der Frucht ihres Falles ausgewandert war und jetzt in Hansens und Peters Diensten stand. So zog die Gesellschaft durch frisch bestellte Aecker, über grüne Wiesen nach dem Gütchen zu, welches mit seinen Nebengebäuden den Schüppelhof zu Werffen leibhaftig vorstellte. Der König, dessen gegebenem Worte die Gefangenen zu Salzburg die Freiheit verdankten, hatte dem Hans für die Ansprüche auf den

alten Schüppelhof auch die Mittel zu Anlegung des neuen verschafft, und außer ihren Bergen fanden die Vertriebenen fast alles Verlorne wieder und mehr noch — eine milde, tolerante Regierung! — Fortan blieben die Leidensgefährten fest vereint.

Gottwalt, als wahrhaft Neugeborner, machte sein früher begangenes Unrecht, so viel er vermochte, wieder gut, indem er die Betrogene mit ihrem Kinde als sein anerkannte. Er ward der Schulmeister der neuen Colonie und übte sein Amt mit Eifer und Geschick. Hans, welcher in der Folge seinem Sohne, auf Anrathen seines Schwiegervaters selbst, eine treue Mutter gab, widmete sich, wie früher, dem Ackerbau und der Viehzucht. Peter, der Kind gesegnete, stellte als Tausendkünstler her, was in Haus und Stall, in Scheuer und Schoppen zerbrochen oder auf dem Felde nöthig war. Manlicken aber erzog seine Söhne in der Zucht und Vermahnung des Herrn und theilte sein Leben ein in Beten und Arbeiten. Die ganze Menge der Vertriebenen bewies durch einen stillen, christlichen Lebenswandel, daß sie der Gnade des großen Königs nicht unwerth gewesen war.

In Salzburgs verödeten Gebirgs-Auen stand der Werffner Pfleger und schaute vergnügt auf die 17 Bauerngüter, welche er um einen Spottpreis den Ausgewanderten entrissen hatte. Wohl an 20,000 Gulden hoffte er daran zu gewinnen. Und so hatte er sich denn aus dem Aktenstaub eines niedern Schreibers empor gearbeitet bis zum reichen Baron und mächtigen Gebieter eines großen Landstrichs — belobt von seinem Fürsten, geehrt von dessen Räthen, gefürchtet von seinen Untergebenen. Wieder hergestellt war der Neffe des Vicehofmarschalls; vergeben und vergessen jener unselige Zwist; wieder fest geknüpft das gute Verständniß; ja selbst die Verbindung seines Sohnes mit dem reichen Fräulein von Rhelingen noch gar nicht unmöglich. Von Freude geschwellt, hatte er dies Alles seinem Sohne nach Wien geschrieben, wo er ihn hohen Gönnern empfohlen hatte. Mit Ungeduld sah er stündlich seiner Ankunft entgegen, seinem hochfahrenden Plane dann die Krone aufzusetzen. — Da brachte ihm der Bote einen Brief. Drinn aber stand Alles geschrieben, was wir von seinem Sohne, dem jetzigen Gottwalt, bereits wissen. Da brach der Vater zusammen und zugleich das ganze stolze Gebäude seines Hochmuths dazu. — Dann schäumte und fluchte er, der nun kinderlose Vater! da war der reiche Mann der allerärmste geworden — eine gerechte Strafe des Himmels! Für die unchristliche Vertreibung seiner Unterthanen empfing der Erzbischof Leopold von Firmian ein großes Belobungsschreiben vom Vater der Christenheit und darin den Titel „Excelsus“ zugelegt. Doch wollte ihm selbiges nicht recht zum Troste gereichen, als er in schwerem Todeskampf auf seinem Lager ausgestreckt lag. Vergebens rückten und strichen seine Diener die seidenen, eiderdunen-gefüllten Kissen glatt — nicht ganz wollten die langen Gebete zahlreicher Priester um ihn seine große Angst besänftigen — als habe er den eisigen Tod selbst geküßt, bebte er vor dem dargereichten, silbernen Bilde des gekreuzigten Heilandes zurück, dessen erstes Gebot der Liebe er so schnöde übertreten hatte. Keine Thräne eines geliebten Weibes oder Kindes kühlte seine brennende Haut, keine sanfte Hand wischte ihm den kalten Todesschweiß von dem bleichen Antlitz, drückte ihm das gebrochne Auge zu. Unbetrauert senkte man seinen Leichnam in die schön verzierte Gruft.

Kommst Du, schaulustiger Wandrer, nach Salzburgs reizender Hauptstadt, zeigt Dir der Cicerone den ehemals erzbischöflichen Marstall, wo 150 Pferde aus weißen marmornen Krippen fraßen und in einer dergleichen 93 Schuh langen

Schwemme gebadet wurden, in dessen Mitte ein riesiges, hoch sich bäumendes Marmorpferd, von einem marmornen Stallknecht am Zaum gehalten, weithin das Wasser von sich sprützt. Dieses Prachtwerk ließ Leopold von Firmian zu seinem Andenken errichten, zur Erinnerung also, daß er unvernünftige Geschöpfe den vernünftigen Mitmenschen weit vorzog! Auch Friedrich Wilhelm I. hat sich ein Denkmal erbaut; ein Denkmal, welches ihm um viele Tausende höher kam als dasjenige Leopolds von Firmian. Aber dafür ist es auch nicht nutzlos wie jenes marmorne; im Gegentheil wird es immer heilbringender, größer, sein Andenken weithin verkündender. Dies unzerstörbare, unvergängliche Denkmal seiner Größe sind die 20,000 Salzburger, welche er auf unblutigem Wege seinem Reiche einverleibte. Zu Hunderttausenden sind sie seitdem angewachsen und vergelten vielfach die an sie gewandten Kosten durch ihre emsige Betriebsamkeit. Auch der große König war, wie alle Erdbewohner, nicht frei von Mängeln; auch er war ein der göttlichen Gnade bedürftiger Mensch, und hatte darum gleichfalls mit schwerer Angst zu kämpfen, als der bleiche Tod ihn hinzurufen kam vor den Richterstuhl des Ewigen. Allein, selbst auf dem Sterbebette noch tönte ihm das „Gott vergelt's Euch!" der dankbaren Salzburger lieblich in das Ohr und freudiger schlossen seine Augenlieder sich zum langen Schlafe!

Wie Jakob nach seiner Auswanderung im Lande Gosen, also lebte Manlicken in Preußen noch 17 Jahre. Die letzteren waren nicht frei von körperlichen Schmerzen und seine oft geschwollenen Füße, eine Folge des feuchten Kerkers, fesselten ihn viel an die Stube. Darum wünscht' er oft, abzuscheiden und bei Christo und bei Mutter Catharinen und Bärbel zu seyn. Es war an einem heißen Sommertage des Jahres 1749, als ein herannahendes, drohendes Wetter Alt und Jung hinaustrieb auf's Feld, den Segen der Erndte in's Trockene zu bringen. Alle Bewohner des neuen Schüppelhofes rührten sich tüchtig, dem das Wetter herantreibenden Winde den Rang abzulaufen — da zuckte ein greller Blitz aus der dunkeln Wolke herab auf den Schüppelhof, zugleich, mit ihm erschütterte der gewaltigste Donner die Erde.

„Herr Jesus! der Schüppelhof! der Großvater!" also schrie Klein und Groß und eilte, über das Theuerste das Nöthige vergessend, dem Gute zu. Noch sah man keinen Rauch aufsteigen, keine Flamme glänzen. An der Ecke des Wohngebäudes lagen bloß ein Paar Ziegel zerschmettert am Boden, sonst konnte man keine Spur von Verheerung des Blitzes entdecken. „Ein kalter Schlag! Gott sey gelobt!" also sich tröstend, drängte sich die Familie durch das Wohnzimmer in des Großvaters Auszugstübchen. Die Hände über die aufgeschlagen vor ihm liegende Bibel gefaltet, saß dieser ruhig in seinem weichgepolsterten Lehnstuhle, die Augen wie betend gen Himmel gerichtet. — Bei diesem Anblicke wurde die laut mit einander sprechende Menge still und harrte geduldig hinter der halb geöffneten Thüre, bis der Großvater ausgebetet haben würde. Doch nicht fertig wurde dieser. Endlich wagte Hans Weinleidtner dem Greise sich zu nähern. Ein kleiner, schwarzer Brandfleck an der linken Schläfe erschreckte ihn. Bei genauerer Besichtigung ergab sich's, daß die gefalteten Hände kalt, die gen Himmel gerichteten Augen gebrochen waren. Seine Seele war, wie Elias, gen Himmel gefahren! Die Bibelstelle aber, unter welcher zunächst seine Hände lagen, war: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!"

Längst sind sie verstummt die Jammertöne der Vertriebenen, wohin sie sich auch gewendet

haben. Hundert Jahre sind seitdem verflossen und eine neue Welt ist über ihren Gräbern heran gewachsen. Friedlich schlummern Aller Gebeine, der Freunde wie der Feinde, im Schooße der Mutter Erde. — Doch nein, nicht Aller — Eines ausgenommen! Denn als im Juli-Monat 1832 die Nachkommen jener Vertriebenen das große Jubelfest ihrer Einwanderung in Preußen hoch feierlich begingen: da sammelten sich Tausende um einen Greis, der mit seinen mehr als hundert Jahren gleich der Denksäule eines fernen Geschlechts dastand. Es war Peter Weinleidtner, welcher als anderthalbjähriges Kind an Gottwalts Hand in's neue Vaterland geschritten war. Noch steht der neue Schüppelhof, dem Namen nach; noch leben die Manlicken, Pommer, Weinleidtner und Gottwalts in ihren Enkeln und Urenkeln.

Sollten diese schmucklosen Zeilen Einem von ihnen zu Gesicht kommen: so möge er erfahren, daß das große Beispiel evangelischer Standhaftigkeit, welches seine Vorfahren der Welt einst gaben, noch jetzt manches Herz tief bewegt und für die heilige Sache begeistert.

Gustav Nieritz.

Aus der Geschichte der Gegenwart.

(Beschluß.)

Wie Vielen entgeht es, wie in England der Proceß immer reifer und reifer zum Spruche werde. Weil die große Idee des Fortschritts nicht rasselnd und gewaffnet gleich der Pallas Athene aus dem Haupte Jupiters, des reformirten Parlamentes, sprang, gab man voreilig die Hoffnung auf. Nur bei den Göttern entwickelt sich die Weisheit sammt ihren Thaten plötzlich; langsam und allmälig bei den Menschen. Klug waren die stolzen Aristokraten immer, und sie wußten es, daß mit der Reformbill ihr Todesurtheil abgestimmt wurde, sie kannten ihre Consequenzen. Es ist die umgekehrte Geschichte von der Achillesferse: das Volk hat den unverletzlich machenden Quell nur berührt und rastet nicht eher, als bis es die Wollust der Kühlung auch auf dem durstigen Scheitel fühlt. Streng ist das Unterhaus in seiner Mäßigung, und neue und neue Verbesserungen muß der populaire, liebenswürdig-humane Althorp ankündigen, um das Ministerium zu halten. In dem pedantisch-orthodoxen England treten von nun an die Quäker ohne Schwur ins Parlament, in die Aemter; die Judenfrage wird wie eine über alle Discussion erhabene Wahrheit betrachtet, und im weiten Hause der Gemeinen erhebt sich nur der unverbesserliche Narr, der unveränderliche Rundkopf Sir Robert Inglis, dem das Haar seit vielen Jahren um keinen Zoll mehr wächst, um einige einfältige, verlachte Worte dagegen zu sprechen. Hume, das personificirte Rechenexempel Englands, der grämliche, trockene Freund des Volks, der unveränderliche, unbequeme Opponent der Minister, öffnet sein breites Maul, nickt mit dem „viereckigen Kopfe", und sein rothes, borstiges Haar nickt mit — und das Gesetz richtet sich hoch auf, daß mit den jetzigen Sinecuristen die Sinecuren aussterben. Ein tiefer Stoß ins Herz der Aristokratie. Die großen Güter blieben, ewig ungetheilt, stets die kleinen Königreiche der Lords, die Majorate verwiesen die jüngern Söhne an die Sinecurstellen, wo sie Gehalt bezogen und nichts zu thun hatten. Die Sinecuren hören auf, und die Majorate müssen ihnen wie gleich schlimme Spießgesellen zum Galgen folgen. Wovon sollen die jüngern Brüder der Lords leben? Der Besitz theilt sich — wir leben im Zeitalter der ersten Schritte; ist das Goldstück einmal gewechselt, ist erst etwas davon ausgegeben, so eilt der Rest schnell wie der Wind in mehrere Hände, wird demokratisch. — Die Ersparungen im Budget

wachsen, die Motion von Mathias Attwood, den Zustand des Landes zu untersuchen und zu verbessern, regt das Haus in allen Tiefen auf, und die Folge davon ist, daß ein Comité nach dem andern ernannt wird, den Zustand der Ackerbauclassen, den des Handels, der Manufacturen zu untersuchen.

Man werfe ein Steinchen in die Mitte des Sees, weiter und weiter verbreiten sich die Kreise der Wellen, bis der ganze See bewegt ist, und der äußerste, größte Bogen ans Land schlägt. In den großen See der Weltgeschichte ist das Steinchen der Staatsreformation gefallen — wer wagt's zu bestimmen, wie weit wir vom letzten Wellenkreise noch entfernt sind?

---

* Die Aerzte

appellirten einst an den Kaiser, daß er entscheiden möge, an welchem Arme dem Patienten beim Seitenstechen zur Ader gelassen werden solle. — Auf diese Art würde es bald eine Kaiserliche, Königliche, Herzogliche u. s. w. Medicin geben. Es geschieht noch in unsern Tagen, daß gutmüthige Fürsten sich irre leiten lassen in der Medicin, d. h. in die Natur durch Befehle eingreifen zu wollen. — Die Regierung befehle nicht in der Religion, nicht in der Medicin, nicht in der Landwirthschaft, nicht in der Hauswirthschaft.

Balt...

---

* Radicalmittel

gegen die Uebermacht der Geistlichkeit.

Zu allen Zeiten hat die Geistlichkeit den Trieb gehabt sich in die irdischen Dinge zu mischen, am liebsten ins Regieren.

Das Hauptmittel, um der geistlichen Herrschaft und aller Heuchelei Schranken zu setzen, besteht in der Freiheit für jeden Bürger, sich äußerlich abzusondern von der kirchlichen Gemeinde, deren Dogmen ihm nicht die besten zu seyn scheinen und sich zu jeder neuen Kirche zugesellen, die zu Anfange immer klein ist und daher Secte genannt wird. Häufig ist da wo die meisten Secten sind, die meiste Religion. —

Balt...

---

* Rechte Stelle.

Es giebt Menschen, die unermüdlich sind, Alles verbessern zu wollen, was sie vorfinden. Leben solche in einem Staate, wo wesentliche Verbesserungen nöthig sind, so sind sie an ihrer Stelle und können viel Gutes wirken; hingegen in einem Staate, wo Alles gut eingerichtet ist, gerathen sie auf Abwege; indem sie alsdann Veränderungen mit Verbesserungen verwechseln. Wer sich dazu aufwerfen will, Verbesserungen zu machen, thut daher wohl, dahin sich zu begeben, wo sie noth thun.

Das Bild im Becher.

Ein russischer Pope hatte zum täglichen Trinkgeschirr für sich und seine Frau einen silbernen Becher, dessen Boden eine Medaille mit Christuskopf bildete. Als aber die Frau dem Becher immer zu derb zusprach, setzte sie der Pope zur Rede.

„Soll man denn nicht immer den Herrn Christus vor Augen haben?" antwortete die Frau und trank fort.

Nun ließ der Pope heimlich eine Medaille mit dem Teufel dem Boden des Bechers einsetzen und — die Frau that wie erst. Alle Minuten war der Becher leer. Darüber wieder zur Rede gesetzt, bemerkte sie: „Dem Teufel muß man keinen Tropfen Wein gönnen."

Welch Bild soll ich aber — fragte entrüstet der Pope — dem Becher noch einsetzen lassen,

um Dir Weinzippe das ewige Ausleeren desselben zu verleiden?

Antwort: „Das Deinige."

So könnte wohl auch manche Nichtpopin bloß durch ihr Bild im Becher der eheherrlichen Weinzippe das ewige Bechern verleiden.

Richard Roos.

Miscellen.

Eine der größten Naturmerkwürdigkeiten Virginiens ist wohl der verlorne Fluß (Lost River) im westlichen Theile dieses Staates. Dieser Fluß entspringt in dem Nordgebirge (North Mountain) in der Grafschaft Rockingham, strömt dann eine Strecke von etwa 25 Meilen durch ein fruchtbares aber enges Thal in der Grafschaft Hardy — das verlorne Flußthal genannt — bis er plötzlich in seinem Laufe durch eine schräg herüberliegende Bergkette, die Sandy-Ridge genannt, gehemmt wird. Als ob er nun selbst seine Unmacht, diese gewaltige Bergwand zu durchbrechen, fühlte, scheint er zur List seine Zuflucht zu nehmen; denn an ihrem Fuße anströmend bildet er einen Strudel, wühlt sich in den Boden, und sucht einen Durchweg unter dem Gebirge hin. Von dieser Stelle her bekommt er den Namen des verlornen Flusses. Nachdem er so eine Strecke von ungefähr drei Englischen Meilen unter dem Gebirge durchgeströmt ist, kommt er aus seiner unterirdischen Wasserbahn wieder ans Tageslicht, setzt seinen Lauf durch das Cacapon-Thal in den Grafschaften Hardy, Hampshire und Morgan fort, und ergießt sich endlich in den Potomak. Unterhalb seines Weges durch die Sandy-Ridge, oder von da an, wo er wieder auf die Oberfläche kommt, erhält und führt er den Namen des großen Cacapon; etwa zwei Englische Meilen von da, weiter hinab, bei dem kleinen Dorfe Wardensville, ist ein Hüttenwerk errichtet. Einen Begriff von der Bedeutenheit dieses Flusses mag die Thatsache geben, daß er von diesem Schmelzofen an bis in den Potomak Boote von 4¾ Last *) zu tragen im Stande ist.

Bei einer im Sommer 1832 zu New-York ausgebrochenen Feuersbrunst trug sich folgender, einen neuen Beleg zu der bekannten Klugheit und Treue des Hundes liefernder, verbürgter Vorfall zu. Ein junger Mann schlief in dem dritten Stockwerke des Hauses, in welchem das Feuer zuerst entstand. Sein neben seinem Bette liegender Hund roch das Feuer, das unten ausgebrochen war. Auf der Stelle bemühte er sich, seinen Herrn aufzuwecken, indem er seine Vorderpfoten auf des Letztern Brust legte, und sie sachte über seinen Körper hinzog. Der junge Mann erwachte, schlief aber, da er die Ursache dieser Handlungsweise des Thieres nicht entfernt ahnte, wieder ein. Nun faßte der Hund die Bettdecke und zog sie von seinem Herrn weg, dieser aber deckte sich wieder zu und schlief aufs Neue ein. Der Hund sah ein, daß keine Zeit zu verlieren war, packte deßhalb des jungen Mannes Hemd mit den Zähnen und zerrte es ihm vom Arm. In dem nämlichen Augenblicke schlugen die Flammen zum Zimmer herein, und nur, indem er an einem hastig zum Fenster hinausgeworfenen Seile sich hinabließ, rettete er sein Leben. In seiner verwirrten Hast, dem Flammentode zu entrinnen, hatte indeß der junge Mann nicht daran gedacht, daß sein Erhalter kein Mittel zum Herabkommen hatte, und weinte bitterlich über die Unmöglichkeit, durch die immer stärker wü-

*) „Nine tuns burden." Tun heißt in der Seefahrt eine halbe Last, eine halbe Last aber ist gleich 2000 Pfund, also hier nine tuns = 18000 Pfund.

thenden Flammen wieder hinaufzuklimmen und ihn zu retten. Das treue Geschöpf kam um!

Gedankenprofile.

Von Carlo Montano.

Das Gefühl der Freundschaft ist den Wenigsten in seiner Kraft bekannt. Es gehört ein sehr vollkommener Mensch dazu, der für Freundschaft rein erglühen soll, und Dichter sollten nicht stets das Wort für dieses mehr himmlische als irdische Gefühl im Munde führen, da doch die wenigsten Leser durch ein Gedicht auf die Freundschaft angeregt werden. —

Vielschreiber sind in der ersten Zeit ihres Schreibens häufig von Nervenzufällen (überspannten Phantasien), später von Bleichsucht (Seichtigkeit), und zuletzt von Schwindel (Mischmasch) befallen.

Die alten Schriftsteller waren so klug, wie der Schneidervogel, ihr Nest nur auf ein Blatt des Musenbaumes zu nähen, und so Einer dem Andern nicht im Wege zu stehen; dahingegen die Neueren Alle in der Spitze des Baumes oder zwischen den Aesten zu nisten suchen.

Wie es unter den Bohnen Zwerg- oder Kriechbohnen giebt, die sich nicht in die Höhe richten lassen, so giebt es auch unter den Menschen Kriechmenschen, die nur stets ihr Haupt zur Erde gerichtet halten und, Trotz aller Mühe, nie über ihre Stirne hinaussehen.

Die Wolken gleichen den kleinen Leiden. Wir würden gar nicht wissen, daß ein reiner Azurhimmel schön ist, wenn sie nicht wären.

Gewohnheit gleicht den langfüßigen Spinnen, deren Füße zwar schwach, aber zu lang und beweglich sind, als daß ein gehaschtes Insekt ihnen entschlüpfen könnte. —

Mit dem häßlichsten Gesichte tritt die Mode unter uns, und fragt keck und gebietend: „Bin ich schön?" und demüthig rufen wir Alle: „Sehr!"

Phantasie ist der beste Decorationen-Maler der Herzensbühne.

Häuser-Inschriften in Holland.

Ueber einem Weinhause in Delft findet man die Inschrift:

„Guter Wein im Mann, Geduld in der Frau,
Da werden Beide mit Vergnügen grau."

Ein Besenbinder in Leyden hat folgendes Aushängeschild:

„Hier bindet man Besen aus Birkenreiser,
Zu röthen die H....., zu weißen die Häuser;
Lobwerth die Besenbinder seyn:
Sie halten Sitten und Stuben rein."

An einem Tabacksgewölbe zu Rotterdam ist Polyphem abgebildet, wie er in seiner Eifersucht nach dem Günstling seiner Geliebten einen Felsen wirft. Darunter steht:

„Wie Polyphem vor Zornwuth raucht,
Seinen Nebenbuhler zu fangen!
Hätt' Polyphem ein Pfeifchen geraucht,
Der Zorn wär' ihm vergangen."

Ein Thierarzt in Amsterdam empfiehlt sich mit dem Verse:

„Hier wird geheilt, was Jeder begehrt:
Der Ochs, die Kuh, das Schaaf und Pferd;
Doch Gott sey nur allein geehrt!"

Berichtigung.

In Nro. 40 d. Bl., Pag. 316, 11. Zeile von unten, ist das Wort das fehlerhaft eingeschoben; Pag. 317, 12. Zeile von oben, lese man Dollars statt Schillinge.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 43.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 30. Mai 1833.

Was wird von Guten sehnlicher begehrt,
Als daß dem Leben Menschenlieb' nicht fehle.

Auszüge
aus
„Der Mönch und die Nonne."
Ein Gedicht in 6 Gesängen,
von
Dr. H. G. Numsen.
(Fortsetzung.)

2.

Dann hab' auch ich der Welt entsagt
Und mich zur Einsamkeit bequemet,
Ich hab' nach Menschen nicht gefragt,
Mich an die Trauer still gewöhnet,
Der Zelle kleiner Raum war meine Welt,
Mir zur Gesellschaft diente eine Spinne,
Dem Prior gab ich, was ich hatt' an Geld,
Ich hing dem Schmerze nach mit wirrem Sinne.

Für Welt und Menschen wollt' ich nichts mehr thun,
Ich hatt' für sie gestrebt mit warmem Eifer,
Sie gönnten mir auch nicht den kleinsten Ruhm,
Und was ich that, besudelte ihr Geifer.
Ich hatt' zum Lohn für's Handeln nur die Last,
Der Menschen toll' Gefasel anzuhören,
Ich wurde stets bemeckert und gehaßt,
Bald wollte dieser mich, bald jener stören.

Es kann ja wohl nicht anders, Alte, seyn!
Der Egoismus sitzt am Steuerruder,
Dem Ich scheint stets das Du gewaltig klein,
Zum Spotte ward der schöne Name Bruder.
Es wimmelt Stadt und Land so wie der Wald
Von einsam lauernden, blutgier'gen Thieren,
Sie schlagen ein die Tatzen wild und kalt,
Wenn eine gute Beute sie erspüren.

Es muß der Geist an jene Indolenz
Gewöhnen sich, die frostig kalt verbleibet,
Selbst wenn die rohste, gröbste Insolenz
Sich mit dem Rüssel trunken an ihm reibet.

Wer's dahin bringt, der hat gewonnen Spiel,
Den drückt ja nichts, was auch die Teufel treiben,
Für mein Gemüth war solches wohl zu viel,
Ich konnte mir dies Mittel nicht verschreiben.

Es freut uns, es erquickt wie Wellenschlag,
Der bei des Sommers Hitze Kühlung spendet,
Es bringt in unsern Geist den hellsten Tag,
Wenn uns ein Menschenurtheil Beifall sendet;
Es ist der Liebe kleinstes Opfer werth
Und theuer einer liebevollen Seele,
Was wird von Guten sehnlicher begehrt,
Als daß dem Leben Menschenlieb' nicht fehle.

Ja, gute Alte, Liebe wünscht' ich auch,
Ein liebreich Wesen war mir werth und theuer,
Doch sorgen Menschen nur für ihren Bauch,
Sie gleichen wahrlich sehr dem Lämmergeier;
Der setzt die Kraft, die ihm Natur verlieh,
Daran, daß er bei Heerden Opfer finde,
So sinnet denn der Mensch auch spät und früh,
Daß er der andern Menschen Gut beschinde.

Was wollt' ich nicht durch meine Thätigkeit
Der Welt für schönen, großen Nutzen bringen,
Mein Leben sollte sich nicht durch die Zeit
Träg', dumm und fade drehn und nichts erringen;
Ich wollte leisten, was die Kraft vermag,
Die die Natur mir mütterlich verliehen,
Und rüstig, wie in seinem Lauf der Bach,
Wollt' ich den Faden meines Handelns ziehen.

Dahin, schon längst dahin ist dieser Traum,
Es nährt der Geist jetzt andere Gedanken,
Verschwunden, wie des Wasserfalles Schaum
Ist mir das Denken, das durchbrach die Schranken.
Sie, diese Schranken, sind gar eng gesetzt,
Der Geist ist eingerammelt, eingekeilet,
Wer sie durch kühnes Handeln keck verletzt,
Den straft die Welt, daß er vor Jammer heulet.

Man sieht die Bäume in den Gärten blühn,
Und hoffet reicher Erndte vollen Segen,
Das Herz erhebt sich freudenleer und kühn,
Wenn tröpfelt von dem Himmel milder Regen.
Der Frohsinn wandelt bald in Trübsinn sich,
Wenn Stürme nahen wild und ungemessen,
Die Blüthen fallen, unsre Hoffnung glich
Dem Traume nur, den schnell der Tag vergessen.

Und wie der Sturm im Leben der Natur
Zerstörend wirkt und vieles ganz zertrümmert;
So zeichnet sich des Egoismus Spur,
Auch er zerschmettert Blüthen unbekümmert;
Vom Lebensbaum saugt er den besten Saft,
Es soll ihm seine schöne Krone schwinden,
O gränzenlose Wuth der Leidenschaft,
Wer könnte deine Tollheit wohl ergründen!

Ihr wißt es nicht, geliebte alte Frau,
Daß einst beim rohen Volk' der Lusitanen
Ein Dichter lebte, der, schon alt und grau,
Noch immer ehrte seiner Heimath Ahnen.
Und dennoch hatte ihn das Vaterland
Auf lange Jahre nach der Inder Fluren
Mit gräuelhafter Strenge weggebannt —
Kann es wohl geben schnödere Naturen?

Und dieser Dichter, Camoens genannt,
Konnt' kaum die kargste Nahrung sich erringen,
Weil er es kühn gewagt, des Lebens Tand
Zu strafen durch der Muse freies Singen.
Ein alter Sclave bettelt ihm das Bord,
Der, hungrig selbst, die Straßen matt durchschleichet,
So groß war dieses großen Dichters Noth,
Die ihm des Volkes Undank überreichet.

Wie Camoens, so geht es jedem Mann,
Der schnöder Vorurtheile Macht enthüllet,
Es strebt des Geistes Fittig himmelan,
Das edle Sehnen wird ihm nie gestillet.
O Gott, es darbt und schmachtet das Verdienst,
Es wird in dieser kalten Welt verachtet,
Und wenn du dich, o Geist zu sehr erkühnst,
Dann wirst du wie ein Lumpenhund betrachtet!

Die Mönche, die ich in dem Kloster fand,
Sie hatten sich nur aus der Welt gerettet,
Um ungestört bis an des Grabes Rand
Zu schmausen und zu zechen — oft gewettet
Ward unter ihnen, wer den meisten Wein
Vertragen könne, wer die meisten Speisen,
Sie wähnten große Helden dann zu seyn,
Und ließen wild der Sinne Radwerk kreisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ibrahim Pascha.

Das „Hofjournal" theilt über diesen Fürsten, dessen Namen die jüngsten Ereignisse im Orient eine neue Bedeutung geben, folgende, dem Tagbuch eines französischen Offiziers, vom Generalstabe des Marschalls Maison, entliehene Erzählung mit, wie sie von ihm, als Augenzeugen, niedergeschrieben wurde.

„Es war am 29 August 1828, wo wir im Golf von Koron, unfern von Kalamata, landeten. Am folgenden Morgen wurde unser Hauptquartier bis ungefähr auf zwei Stunden von Navarin vorwärts verlegt. Ibrahim Pascha hatte sein Hauptquartier zu Modon, und hielt die nahgelegenen Schlösser von Koron und Navarin, wie die ganze benachbarte Küste, besetzt. Marschall Maison ließ ihm sofort bedeuten, daß er sich mit seinen Arabern nach Aegypten einschiffen müsse, widrigenfalls man ihn mit gewaffneter Hand dazu zwingen würde, und da bei der Ueberlegenheit unserer Truppenmacht zu Wasser und zu Land jeder Widerstand von Seite der Aegypter vergeblich gewesen wäre, so willigte Ibrahim unverzüglich darein, der Aufforderung sich zu fügen.

„Ich erhielt hierauf den Befehl, mich ins Hauptquartier des ägyptischen Generals zu verfügen, und von ihm die Freigebung aller griechischen Gefangenen und Sklaven, die sich in seinem Lager befanden, zu verlangen. Ich ging daher nach Modon ab, wo ich nach meiner Ankunft mich nach dem Gebäude begab, das Ibrahim bewohnte. Ich wurde hier von seinem Dragoman Abro, einem Armenier, der mehrerer europäischen, asiatischen und afrikanischen Sprachen kundig war, empfangen und in die Gemächer Sr. Hoheit eingeführt — wie man Ibrahim Pascha zu betiteln pflegte. Ich fand ihn in einem reichen Anzuge und wohl bewaffnet, von einer Menge schwarzer Sklaven umgeben. Er saß auf Polstern, und lud mich ein, an seiner Seite Platz zu nehmen; worauf der Dragoman Wort für Wort den mir vom Marschall Maison gewordenen Auftrag übersetzte. Ibrahim erwiderte durch den Mund desselben Dolmetschers, daß er alle griechischen Männer und Kinder, die in seinen oder seiner Araber Händen befindlich seyen, auszuliefern bereit sey; was aber die Weiber betreffe, so seyen die meisten von ihnen schon mehrere Jahre lang mit seinen Soldaten verheirathet, und es werde daher nicht mehr als billig seyn, ihnen ihren eigenen freien Willen zu lassen, ob sie nämlich in Griechenland zurückbleiben oder ihren Männern, denen viele von ihnen schon Kinder geboren hätten, nach Aegypten folgen wollten.

„Mein Aufenthalt in dem Hauptquartier Ibrahims verzog sich neun Tage, bevor ich hinsichtlich der Befreiung der unglücklichen Gefangenen, deren Zahl durch die Dauer des Krieges sich in dem ägyptischen Lager sehr vermehrt hatte, zu Ende kommen konnte. Ich brachte täglich einige Stunden in der Nähe des Pascha zu, und hatte hier Gelegenheit zu bemerken, daß er sowohl Französisch als Italienisch verstand, obgleich ich nie ein Wort in diesen beiden Sprachen von seinen Lippen hörte. Ibrahim war um jene Zeit ungefähr vierzig Jahr alt; von mittlerer Größe und sehr kräftigem Körperbau. Seine Augen waren voll Lebhaftigkeit, seine Gesichtszüge regelmäßig, aber finster, mit einem gewissen Ausdrucke von Wildheit bezeichnet und blatternarbig. Seine gewöhnliche Kleidung bestand aus weiten Hosen und einer Art Jacke von braunem Tuch. Auf dem Kopfe trug er ein rothes Käppchen ohne Turban und an den Füßen Pantoffeln von Saffian. Die einzige Waffe, die ich an ihm bemerken konnte, war ein mit Diamanten besetzter Dolch. In meiner Unterhaltung mit ihm be-

merkte ich, nicht ohne große Ueberraschung, daß er vollkommen bewandert war in der Geschichte aller französischen Feldzüge, der Republik wie des Kaiserreiches, und daß er sogar die einzelnen Umstände eines jeden Treffen kannte. Von sich selbst sprach er stets mit Zurückhaltung und Bescheidenheit, und ohne den geringsten Anklang von Eitelkeit erzählte er mir seine Feldzüge gegen die Mameluken und Wechabiten, in denen er, wie mir wohl bekannt war, Beweise von großen Talenten gegeben hatte. Aus seinem Munde selbst vernahm ich, daß er bloß der adoptirte Sohn Mehemed Ali's sey, der seine Mutter geheirathet habe, als er, Ibrahim, erst ein Kind von drei Jahren war. Es war zu bemerken, daß er sich aus einem Bruder, dem wirklichen Sohne Mehemeds, wenig machte.

„Ibrahim war von unermüdlicher Thätigkeit. Einen großen Theil des Tages brachte er im Lager zu, wo er durch seine Gegenwart, und man muß wohl auch sagen durch bedeutende Strenge, Ordnung hielt, was unter den damaligen Verhältnissen nicht leicht war. Seine unglücklichen Truppen wurden von Hunger fast aufgerieben; denn schon seit mehrern Monaten war ihnen durch die Flotten der verbündeten Mächte alle Zufuhr abgeschnitten; Griechenland war völlig ausgesaugt und konnte seine eigenen Bewohner nicht mehr unterhalten; kurz die ganze Vertheilung von Lebensmitteln bestand in einer Handvoll Mehl täglich.

„Als ich eines Tages dem Pascha meine Verwunderung über die vortreffliche Uebung und Haltung seiner regulairen Truppen zu erkennen gab, gestand er unumwunden, daß er Dieß den ausländischen Offizieren zu verdanken habe, die sein Vater einige Jahre früher in seine Dienste nahm; namentlich dem Obristen Selves (gegenwärtig Suleimann beigenamt), der über die Infanterie gesetzt war, und einem polnischen Offizier, Namens Schulz, der früher im Dienste Napoleons, dem Kaiser nach der Insel Elba gefolgt war. Dieser Offizier organisirte Ibrahims leichte Reiterei *)

„Nachdem meine Sendung beendigt war, nahm ich Abschied von dem Pascha, der nun gleichfalls Anstalten zum Aufbruche traf. Er bat mich, eines seiner arabischen Pferde anzunehmen, daß ich mehrmals bestiegen hatte, wenn ich mit ihm ausritt; und er schien ein wenig gekränkt, als ich mir die Bemerkung erlaubte, es sey bei den französischen Offizieren nicht gebräuchlich, Geschenke anzunehmen.

„Einige Tage, bevor ich Ibrahim verließ, erhielt er von Marschall Maison eine Einladung zu einem Dejeuner im französischen Lager, die Ibrahim sogleich annahm, indem er offenherzig gestand, er wünschte einige unserer militairischen Gebräuche kennen zu lernen. Von Abro und einem einzigen Sklaven begleitet, der ein Feuerrohr von ihm trug, das kostbarste, das mir noch zu Gesicht kam, langte er im französischen Lager an, wo er mit allen militairischen Ehrenbezeigungen empfangen wurde, und großes Gefallen an dem glänzenden Gefolge des Marschalls Maison zu finden schien, das für diese Gelegenheit beträchtlich vermehrt worden war. Eine Anzahl englischer und russischer Offiziere begleitete die Admirale dieser beiden Nationen, die gleichfalls Einladungen erhalten hatten. Ibrahim bat um die Erlaubniß, zu Fuß die Reihen eines der französischen Infanterieregimenter durchwandern zu dürfen, das er mit großer Aufmerksamkeit musterte. Einige Soldaten ersuchte er, ihre Tornister aufzuschnallen, um deren Inhalt zu besichtigen, und er lachte herzlich bei dem Anblicke der

*) Herr Schulz hat sich jetzt aus dem Dienste des Pascha's zurückgezogen und lebt zu Kairo.

vielen kleinen Stücke eines europäischen Soldatengepäckes, die seinen Arabern ganz unbekannt und nutzlos waren. Vorzüglich gefielen dem Pascha die Jäger zu Pferd; er sagte, er werde bei seiner Rückkehr nach Alexandrien ein solches Regiment zu bilden versuchen; Obrist Faudois gab ihm als Muster hiezu zwei vollständige Uniformen.

„Nachdem die Heerschau zu Ende war, bei der wohl Ibrahim Pascha hinlänglich Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, wie klug er daran gethan, den Aufforderungen des Marschalls keinen Widerstand entgegengesetzt zu haben, geleitete man ihn nach dem Zelte, wo das Dejeuner aufgetragen war. Wahrscheinlich hatte Ibrahim Pascha sich noch nie in so guter Gesellschaft befunden. Es waren die Admirale der englischen, französischen und russischen Flotten, Marschall Maison und alle seine höhern Stabsoffiziere, Fürst Tolstoy, dem Pozzo di Borgo eine Sendung nach Griechenland aufgetragen hatte, und ein zahlreiches Gefolge von See- und Landoffizieren zugegen, welche die verschiedenen Admirale und Generale begleiteten. Ibrahim aß nach Herzenslust, und that auch, den Gesetzen Mohammeds zum Trotze, dem Weine die gebührende Ehre an; doch verlangte er immer nach Champagner, den die Moslemin, wie mir scheint, weniger streng durch den Koran verboten glauben, als den übrigen Traubensaft.

„Der Pascha nahm an der Unterhaltung mittelst seines Dollmetschers Theil, der hinter seinem Stuhle stand. Mehrere seiner Bemerkungen überraschten mich ungemein. Der englische Admiral, Sir Pulteney Malcolm, stellte an ihn die Frage, was wohl Mehemed Ali veranlaßt haben könnte, nach der Schlacht von Navarin seine Truppen noch ferner in Morea zu lassen; es scheine, fügte er hinzu, eine unzweckmäßige Hartnäckigkeit, da doch die von den verbündeten Mächten genommenen Maßregeln ihn hätten überzeugen müssen, daß es seinem Sohne, nach der Zerstörung der türkisch-ägyptischen Flotte, nicht mehr möglich seyn würde, sich in Griechenland länger zu halten. Abro ließ kein Wort von den Lippen Sir Pulteney Malcolms dem Ohre Ibrahims verloren gehen. Der Pascha schien über die Bemerkung des Admirals etwas ungehalten, und sobald dieser gesprochen hatte, erwiderte er, Sir Pulteney Malcolm könnte gewiß über den längern Verzug der ägyptischen Truppen in Morea die beste Auskunft geben. Der Admiral entgegnete kein Wort, und dieses Stillschweigen schien Allen sehr bedeutsam.

„Admiral Heiden, der, seiner Gewohnheit gemäß, im Weine des Guten ein wenig zu Viel gethan hatte, und in dem Augenblicke, von den liberalen Jugenderinnerungen seiner belgischen Erziehung fortgerissen, ganz seine russische Uniform zu vergessen schien, öffnete einige Augenblicke später seinen Mund, und ließ über das künftige Schicksal Griechenlands folgende Prophezeiung ergehen: „Sie werden sehen, meine Herren, was Griechenland nach einigen Jahren Freiheit geworden seyn wird." Ibrahim wendete sich rasch zu seinem Dollmetscher, und verlangte zu wissen, was der Admiral gesagt habe; worauf er Abro befahl, in französischer Sprache der Gesellschaft zu erklären: „Wie er, Ibrahim, sich nicht genug verwundern könne, daß ein Offizier der knechtischsten Nation der Welt von Freiheit reden möge." Auf diese Worte schien Admiral Heiden vollends zu vergessen, wer und wo er war; und bezeigte nicht übel Lust, die Aeußerung des Aegyptiers mit einer jener bekanntlich unwiderstehlichen Kosakenentgegnungen widerlegen zu wollen. Sein zorniger Ungestüm wurde jedoch von den Gästen, die ihm zunächst saßen, gebändigt, indem man ihm zu Gemüth führte, daß Ibrahim

hier unter dem Schutze des französischen Gastrechts stehe.

„Nach dem Dejeuner unterhielt sich der Pascha mit mehrern französischen Offizieren. Als er einen Obrist bemerkte, der den Orden des Königs Ferdinand von Spanien trug, fragte er, was Dieß für eine Dekoration sey, in der er weder das Kreuz der Ehrenlegion, noch das des heiligen Ludwig erkenne. Der Obrist erwiderte, es sey ein spanischer Orden, den er im Feldzuge von 1823 erhalten habe. Hierauf machte Ibrahim Pascha, ohne sich zu besinnen, die folgende Bemerkung, die Alle höchlich überraschte: „Man kann euch Franzosen, sagte er, ohne ungerecht zu seyn, großer Inkonsequenz beschuldigen. Ihr seyd nach Griechenland gekommen, um diesem unglücklichen und unterdrückten Volke die Freiheit wieder zu geben, wie Ihr sagt; und es ist noch keine sechs Jahre her, als Ihr nach Spanien gingt, um die Verfassung einer Nation umzustürzen, welche die Nothwendigkeit fühlte, Institutionen zu besitzen, die mehr ihren Fortschritten in der Civilisation angemessen waren. Ich wünsche Euch Glück, meine Herren, zu Euren Unternehmungen; aber die Zeit wird lehren, ob es Euch besser gelang mit der Freiheit in Griechenland, oder mit dem Despotismus in Spanien."

Der Mysticismus.

Dr. G. C. R. Matthäi giebt in seinem (1832 bei Vandenhöck und Ruprecht in Göttingen erschienenen) Werke: „Der Mysticismus, nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerth" folgende Erklärung über dieß Gespenst, das in neuerer Zeit wieder stark umgeht: „Der Mysticismus ist ein falscher Glaube, ein Inbegriff religiösen Wahns, der weder zur Erkenntniß Gottes, noch zur Gemeinschaft mit ihm führt. Denn aus dem phantastischen Gefühl stammt alles Falsche in der Religion; das Gefühl ist in der Religion von Werth, wenn es der Gedanke vergeistigt, werthlos aber an und für sich, nachtheilig, ja verderblich, wenn es immer nur die Seele versinnlicht. Auch das Beschränken der Gottes-Offenbarung auf einzelne Geweihte ist dem Geiste und den Worten Christi zuwider, eben so das Betrachten von Lehren als höchst wesentlicher, indem es weder halbwesentliche noch unwesentliche Lehren giebt. Ganz nichtig aber ist die Lehre der meisten Mystiker von einer Verderbniß der Menschennatur durch den Teufel. Der Teufel ist, im Bewußtseyn Christi, der unbewußte Instinkt, der in der Menschheit wüthet; Christus hat ihn als einen unpersönlichen Trieb in der Seelenwelt geschaut, und dieser Trieb wird nur erst persönlich, wenn die Seele des Einzelnen sich ihm ergiebt. Auch die Richtung auf Geheimlehren widerstreitet dem Geiste und den Worten Christi."

Verkehrte Gelehrsamkeit.

Die Vergangenheit bisweilen zu recapituliren, mag recht gut seyn; aber böse ist es allerdings, den abgewaschenen Schmutz einer Wissenschaft wieder darauf zu kleben. Ein ungenannter Schulmann hat sich schriftlich erboten (nach dem bekannten Histörchen vom Sack zu Babel), alle Sprachen aus der hebräischen Ursprache abzuleiten und auf diese Weise den gelehrtesten Unsinn von der Welt zur — Welt gebracht. Er schimpft auf Herder, weil er sich nicht geschämt habe, die göttliche Inspiration der Ursprache zu leugnen. „Das Hebräische ist die Sprache Gottes, die er durch Inspiration den Menschen mitgetheilt." Das Hebräische Idiom hat ohngefähr 6000 Wörter; wogegen das Altgriechische 36000 aufzuweisen hat. In der That führt Nichts zu größerm Unsinn, als verkehrte Gelehrsamkeit! Und wird etwa ein

guter Gedanke dadurch wahrer, daß er auf alten wurmstichigen Krücken einherhinkt?

Anekdote und Miscelle.

(Aus dem Leben.)

Als in Böhmen wegen eines Mißwachses Hungersnoth eintrat, befanden sich eines Tages mehrere Böhmische Gutsbesitzer in Gesellschaft bei der Kaiserin Maria Theresia in Wien. Im Laufe des Gespräches fragte die Kaiserin auch, wie es ihrem lieben Böhmen gehe, und erhielt zur Antwort, man befände sich wohl. Kaum war jedoch diese Antwort ertheilt, als der Major Holmer, Adjudant des Generals Witt, Militair-commandanten in Böhmen, angemeldet wurde. Die Kaiserin kannte den Major persönlich. Sie erblickte ihn daher kaum, als sie sich huldvoll von ihrem Sitze erhob und ihn freundlich fragte, was er Gutes bringe?

Der Major verbeugte sich stumm und überreichte seine Depesche.

„Es befindet sich doch Alles wohl in meinem lieben Böhmen?" fragte die Kaiserin.

Der Major zuckte die Achseln und deutete auf die Depesche.

Betroffen sah die Kaiserin den Major an, und erbrach dann eilends die Depesche. Kaum hatte sie aber einen Theil gelesen, als sie sich heftig gegen die anwesenden Böhmen wandte, und mit Thränen in den Augen ausrief: „Wie? noch vor einem Augenblicke habt Ihr mir versichert, in Böhmen sey Alles wohl auf, und hier die Depesche meines treuen Witt schildert die daselbst herrschende Noth mit lebhaften Farben. Das ist also Eure Aufrichtigkeit im Angesichte Eurer Kaiserin — Ihr geht mit Falschheit mit mir um. — Entfernt Euch!" —

Und nun fragte die Kaiserin den Major Holmer nach den kleinsten Details der in Böhmen herrschenden Hungersnoth und rief dann unter heftigem Weinen aus: „Ach! meine guten Böhmen, meine lieben Böhmen! Wie kann ich Euch nur schnell genug zu Hülfe kommen. Warum hat man mir Eure Noth so lange verheimlicht?!" —

Joseph II. kam so eben zu diesem Auftritte in der Kaiserin Apartement. Er verwunderte sich nicht wenig, seine erhabene Mutter in Thränen zu sehen, und fragte dringend nach der Ursache ihres Schmerzes.

„Da lies," versetzte die Kaiserin, indem sie ihm die Depesche des Generals Witt darreichte. Und kaum hatte Joseph solche gelesen, so sprach er: „Beruhigen sich Ihro Majestät, Mama, ich werde sogleich alle Anstalten treffen, daß so schnell als möglich Mehl und Reis nach Böhmen versendet wird, und ehe vier Wochen vergehen, soll es in Böhmen nirgend an wohlfeilem Brode fehlen. Ja, ich selbst werde mich nach diesem Lande begeben und dessen schnellste Rettung betreiben."

Und der menschenfreundliche Joseph hielt Wort. Es wurden sogleich alle Postpferde requirirt, und das Mehl mit denselben eilends aus allen Magazinen nach Böhmen verführt. Auch alle in Wien anwesende Fuhrleute mußten Mehl laden, und es gegen den bestehenden Frachtlohn der Kaufmannsgüter nach Böhmen transportiren.

Es dauerte gar nicht lange, so war in allen Kreisen Böhmens Brod in Ueberfluß zu haben, und die hartherzigen Getraidewucherer mußten ihre Speicher öffnen, und durften der Armuth nicht länger ihre Vorräthe vorenthalten.

Segen dem Andenken des menschenfreundlichen, wahrhaft aufgeklärten, für das Wohl der ihm anvertrauten Staatsbürger stets eifrigst besorgten Monarchen. Möge sein Vorbild allen Fürsten immer vor Augen seyn.

Tages-Allerlei.

In einem religiösen Aufsatz über die Französische Literatur der neuesten Zeit ist dem bekannten Victor Hugo „rohe Unzüchtigkeit" schuld gegeben. — Von dem bedeutendsten Volksdichter Frankreichs wird gesagt: „Französische Leichtfertigkeit, bonapartisch ausgetrocknet, durch republikanischen Haß erhitzt, in gut Französischer Prosa, und nichts desto weniger versifizirt in Oden, Volkslieder und Gassenhauer, ist mit dem Namen Beranger ausgedrückt."

Fr. Aug. Wolf unterschied die neuen und alten Philosophen so, daß er sagte, bei jenen interessirten nur die Resultate, bei diesen die Untersuchungen. Wir möchten noch einen Unterschied hinzufügen: die Alten lebten, wie sie dachten; die unsern denken, um zu leben. Unsere Zeit liegt an der Systemsucht krank.

Irgendwo steht geschrieben: Nichts ist erstaunlicher, als daß es noch Menschen giebt, die Etwas positiv wissen wollen." Soviel wir wissen, hat die Welt auch schwebende Säulen, so sind es doch Säulen, die sie tragen und deßhalb nicht weggeworfen werden dürfen. Merkwürdig ist aber, daß Weise und Dummköpfe oft ein Resultat bringen, welches man, um es zu würdigen, erst gegen ihre Nase halten muß.

Bei dem Concert des großen Cellisten Romberg zu Preßburg haben sich sogar Spinnen unter den Hörern eingefunden und den Künstler aufmerksam belauscht. Hr. Romberg soll versichert haben, es sey nicht das erste Mal; das Cello scheine diese Art Thiere überhaupt anzuziehen. Bewegt er nun noch Steine und Bäume, so ist der Amphion fertig.

Eine Anekdote charakterisirt einen Mann oft mehr, als seitenlange Schilderungen. So erzählt man von Jens Baggesen, daß er Niemanden so sehr beneidet habe, als den Holländischen Admiral Bonteken, dessen Schiff während eines Sturmes mitten in der Südsee in die Luft flog. Nachdem der Admiral selbst in den Blitzen der aufgesprengten Pulvertonnen gen Himmel gefahren, fiel er 60 Schritte weit von dem zertrümmerten Schiff in die Wellen, ergriff einen schwimmenden Mast und — rettete sich.

Aus dem genauen Studium einer Sprache geht oft die Kenntniß der individuellsten Züge eines Volks hervor. So haben die Hebräer für „herrschen" das Wort „Radah," welches eigentlich „niedertreten" heißt, für „Leibwächter" und „Schlächter" ein Wort; das Wort; welches unser „verehren, anbeten" ausdrückt, heißt eigentlich „niederknien." Die eigensten Ausdrücke eines Volkes bleiben indeß für ein anderes immer unübersetzbar.

Die Kalmücken halten die gelbe Farbe, welche sie selbst haben, für die schönste, weil Alles in der Natur, was schön sey, so aussehe; z. B. die Sonne, die Getreide-Aehren, Blumen u. s. w. Man combinire damit den Kredit dieser Farbe bei uns und besonders den Haß der Damen gegen dieselbe; — jene Schütz-Gründe sind es übel nicht, aber zwischen Gelb und Gelb ist ein Unterschied, und mit allen Bildern werden die Kalmücken den egoistischen Zweck: ihre Hautfarbe zu empfehlen, bei den Europäern nicht erreichen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jünken, Catharinenstraße Nro. 76.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 43.

Bremen, Donnerstag den 30. Mai 1833.

Gestorben:

Den 17. Mai. Des Cigarrenmachers Bernhard Brunner Tochter, 2 Jahr; Dreckort N. 5.

Den 18. — Des Arb. Philipp Wilh. Segelke Wohlers Wittwe, geb. Horst, 68 Jahr; Düsternstraße Nro. 97.

Den 18. — Die Dienstmagd Anna Maria Klemme, 70 Jahr; Abbenthorsstr. N. 10.

Den 18. — Des Zimmergesellen Hinr. Döhle Ehefr., geb. Stisen, 67 Jahr; Wulwesstr. Nro. 11.

Den 18. — Des Schneidermeisters Hanelaus Windemuth Sohn, 1½ Jahr; Grafenstraße Nro. 41.

Den 19. — Des Weinhändlers Nicolaus Deetjen Tochter, 9 Jahr; Wegesende Nro. 8.

Den 19. — Des Maurergesellen Diedr. Hahnfeld Sohn, (todtgeb.) Düsternstr. N. 35.

Den 20. — Der Schuhmachermeister Johann Geerken, 74 Jahr; Stavendamm N. 24.

Den 20. — Der Cigarrenmacher Joh. Philipp Münnich, 25 Jahr; Rembertistr. Nro. 41.

Den 20. — Des Goldschmidts Diedr. Flörken Sohn, 10 Tage; Faulenstraße Nro. 23.

Den 20. — Des Kaufmanns Franz Wichelhausen Wittwe, geborne Loch, 59 Jahr; Geeren Nro. 28.

Den 21. — Des Kaufmanns Johann Philipp Schaeffer Sohn, 6 Tage; Neuenstr. N. 13.

Den 21. — Des Hutfabrikanten Ernst Moritz Falcke Ehefr., geb. Schumacher, 25 Jahr; Schnoor Nro. 16.

Den 21. Mai. Des Arb. Wessel Middeldorff Ehefr., geb. Duncker, 45 Jahr; außerm Steinthor Nro. 91.

Den 21. — Der Kaufmann Conrad Diedrich Brandt, 62 Jahr; Langenstraße Nro. 51.

Den 22. — Der Arb. Johann Rosenhagen, 47 Jahr; Wessels-Gang Nro. 8.

Den 22. — Des verst. Schneiders Hinr. Rabe Tochter, 15 Jahr; im Waisenhause am Domshof.

Den 22. — Der Dienstknecht Johann Hinrich Busse, 23 Jahr; Langenstraße Nro. 25.

Den 22. — Der Krameramtsgenosse Benedict Gerhard Behr, 58 Jahr; Knoopstraße Nro. 1.

Den 23. — Der Buchhalter Christian Bertram Retemeier, 80 Jahr; Pelzerstr. Nro. 27.

Den 23. — Rebecca Müller, 79 Jahr; Pröven Nro. 20.

Den 23. — Des Johann Hinrich Caesar Ehefrau, geborne Frese, 93 Jahr; im Armenhause.

Den 24. — Die Näherin Adelheid Christine Krecklow, 25¾ Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 220.

Den 25. — Des Strumpfwebers Johann Böschen Wittwe, geb. Harjes, 58 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 23.

Den 25. — Der Archiv-Schreiber Johann Friedrich August Göbert, 32 Jahr; Schnoor Nro. 36.

Gebuhrten:

Den 16. Mai. Des Hökers Adolph Friedrich Georg Lange Ehefr., geb. Schweers, Osterstraße Nro. 54; von einem Mädchen.

Den 16. — Des Kaufmanns Johann Philipp Schaeffer Ehefr., geb. Menke, Neuenstraße Nro. 13; von einem Knaben.

Den 17. — Des Maurergesellen Joh. Friedr. Meyer Ehefr., geb. Schumann, Fedelhören Nro. 43; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Arb. Hinrich Müller Ehefr., geborne Warncken, Hastedt Nro. 24; von einem Mädchen.

Den 19. Mai. Des Kaufmanns Johann Ernst Meyer Ehefr., geb. Schnelle, Hutfilterstr. Nro. 24 B; von einem Knaben.

Den 19. — Des Schuhmachermeisters Johann Christ. Witte Ehefr., geborne Begemann, Geeren Nro. 9; von einem Knaben.

Den 19. — Des Landmanns Herm. Hoormann Ehefr., geborne Hagens, Hastedt Nro. 68; von einem Mädchen.

Den 19. — Des Tapezierers Christian Friedr. Mertz Ehefr., geb. Arens, Kohlhökerstraße Nro. 13; von einem Mädchen.

Den 19. Mai. Des Küpers Joh. von Harten Ehefr., geb. Klusmeyer, gr. St. Johannisstraße Nro. 79; von einem Knaben.

Den 19. — Des Maurergesellen Diedr. Hahnfeld Ehefr., geb. Holz, Düsternstr. N. 35; von einem todten Knaben.

Den 20. — Des Arb. Friedr. Wilhelm Kruse Ehefr., geb. Borcherding, Neustadts-Deich Nro. 13; von einem Mädchen.

Den 20. — Des Zimmermanns Wilh. Lies Ehefr., geborne Hosan, Klosterkirchenstraße Nro. 10; von einem Knaben.

Den 20. — Des Arb. Hermann Wellbrock Ehefr., geb. Köhler, Buntenthorsteinweg Nro. 16; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Dr. juris und Obergerichts-Advokat Georg Wilh. Albers Ehefr., geb. Offensandt, Dechanatstr. N. 1; v. e. M.

Den 21. — Des Küpers Philipp Gehle Ehefrau, geb. Surhoff, Neuen-Gang N. 3; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Maurergesellen Phil. Harjes Ehefr., geb. Mutkopff, Rövekamp N. 19; von einem Knaben.

Den 22. Mai. Des Schuhmachers Joh. Conr. Friedr. Dieck Ehefr., geb. Sievers, Obernstraße Nro. 24; von einem Knaben.

Den 22. — Des Cigarrenmachers Carl Wilh. Reitmann Ehefr., geb. Colwey, Packhof Nro. 1; von einem Knaben.

Den 22. — Des Maurergesellen Heinr. Loschen Ehefr., geborne Bolte, Osterthorsteinweg Nro. 15; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Arb. Carl Hinrich Grube Ehefr., geb. Rathjen, Paulsberg Nro. 64; von einem Knaben.

Den 23. — Des Gastwirths Johann Friedrich Wilh. Häveker Ehefr., geborne Engelking, Hohenthorsstr. N. 18; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Lohndieners Christ. Gottfried Kloster Ehefr., geb. Waßmann, Grünenstr. Nro. 49; von einem Knaben.

Den 24. — Des Schullehrers Friedr. Oentrich Ehefr., geb. Müller, Düsternstr. Nro. 98; von einem Knaben.

Den 24. — Des Segelmachers Daniel Entholt Ehefrau, geborne Meyer, Spielleutestraße Nro. 4; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Schlossermeister Peter Müller zu Vegesack und Anna Gesche Goosmann hieselbst.

Der Schiffs-Schmiedemeister Jacob Fuhrhoff zu Vegesack und Margaretha Schröder von hier.

Der Schuhmacher Joh. Beckmann und Johanna Friederike Heib hieselbst.

Der Arb. Friedrich August Mau und Maria Tibeta Kramer hieselbst.

Der Detaillist Johann Friedr. Christoph Ripke hieselbst und Christine Döscher aus Dorum.

Der Schuhmacheramtsmeister Dietrich Wilhelm Carl Dodt hieselbst und Anna Catharina Marie Blase aus Reineberg, Kirchspiels Hüllhorst, Königreichs Preußen.

Der Steinhauer Reinhard Rancke hieselbst und Amalie Marie Margaretha Adelheid Kohlwey aus Siedenburg.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 44.

Der Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 2. Juni 1833.

Wohl ziehst du in die Ferne,
Mein liebes Lied dahin,
Da werden sie dich fragen,
Wer du bist, wer ich bin,

Dann sprich bescheidne Worte:
Bin eines Sängers Lied,
Der hieß mich solches melden,
Da ich von dannen schied.

Auszüge
aus
„Der Mönch und die Nonne."
Ein Gedicht in 6 Gesängen,
von
Dr. H. G. Numsen.
(Fortsetzung.)

2.

Genug, ich hatte meine Zelle — klein
Und reinlich war sie meinem Herzen theuer,
Ich sah die Spinne sich des Lebens freun,
Sie lauschte gern den Tönen meiner Leier.
Und vor dem Fenster ragte herrlich schön
Ein Obstbaum kräftig üppig in die Lüfte,
Ich konnte mit vergnügtem Herzen stehn
Und saugen ein der Blüthen süße Düfte.

Der Baum, er war mein Liebling immerdar,
Es mochten gleich die Jahreszeiten wechseln,
Er stellt' vor meinen Blick ganz wahr und klar
Des Lebens Bild, wie es die Zeiten drechseln.
Er knospet, grünt, die Jugendlust ist da,
Die Frucht setzt sich, wie in den Jünglingsjahren,
Die Frucht, sie fällt, wie man beim Mann es sah,
Dann steht er nackt, der Greis ist abgefahren.

Und sah ich seine Blätter falb und todt
Sich ganz allmählich von den Zweigen trennen,
Da dacht' ich an des Lebens frisches Roth,
Das bald wir müssen Todesblässe nennen.
Die Blätter fallen alle nicht zugleich,
Nur nach und nach folgt Eines still dem Andern,
So werden auch die Menschen stumm und bleich,
Heut' müssen diese, morgen jene wandern.

Ich rief der Musen Gunst nicht selten an,
Um zu besingen, was dem Herzen theuer,
Beglückt ist der, der spielend dichten kann,
Ihn wärmt und stärkt ein überirdisch Feuer

Der Saitenklänge milder Klageton
Ward oft entlockt dem schönen Instrumente,
Musik! sie reicht dem Kenner süßen Lohn,
Sie war's, die schnell dem Sturme Rast vergönnte.

Zur Unterhaltung dienten mir sehr oft
Der Glocken Töne, die den Tag begleiten,
Ich habe sehnlich auf die Luft gehofft,
Die mich ergriff beim hellen Abendläuten.
Auch sah ich, wenn der Herbst die Blätter streut,
Der Vögel Schaaren sich zur Reise rüsten,
Ich habe ihres Abzugs mich gefreut,
Der Mensch darf sich nicht wie der Vogel brüsten.

Und wenn der bleiche Mond in voller Pracht
Hernieder auf der Erde Leben schaute,
Das er so manche lange stille Nacht
Betrachtet, bis der Morgen wieder graute,
Dann dacht' ich ihn mit Lebenskraft begabt,
Und mit Verstand, Gefühl wohl ausgerüstet,
Und fragte: was hast du, o Mond, gedacht,
Wenn Menschen sich vor deinem Blick gebrüstet?

Es hat die Trauer sein Gesicht gebleicht,
Es hat die Wehmuth ihm das Herz zerrissen,
Wenn ein Geschlecht dem andern nachgekeucht,
Und von Vernunft und Recht nichts wollte wissen.
Wie er dem Wasser Fluth und Ebbe schafft,
So wogten stets auch der Geschlechter Reihen,
Es ras't wie Meereswuth vor Leidenschaft
Das Menschenheer, es will sich nicht erneuen.

Du weißt es schon, du gutes, braves Weib,
Was mich aus meiner Einsamkeit geführet,
Und daß ich wahrlich nicht zum Zeitvertreib
Mit meinem Geist das Weltgewühl berühret.
Ein Zufall hat mir jenen Ort entdeckt,
Wo die Geliebte gramvoll sich verzehret,
Das hat die Sehnsucht mächtig aufgeweckt,
Ich wollte suchen, was ich lang entbehret.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Volkssouverainität.

Wenn das Wort Volkssouverainität nur recht verstanden wird, so sollte man kaum glauben, daß irgend Jemand daran einen Anstoß finden könnte. Es soll dasselbe weiter nichts ausdrücken, als den von allen guten Fürsten als wahr anerkannten Satz, daß der Regent um des Volks willen, d. h. zur Beförderung des Staatswohls, da ist, nicht aber umgekehrt das Volk um des Fürsten willen. Wenn der große Friedrich sich für die erste Magistratsperson des Staats erklärte, so wollte er damit nichts Anderes sagen. In jedem vernünftig eingerichteten Staate müssen Regent und Volk in ihren Interessen durchaus eins seyn. Wenn Jener nichts will, als was der Wohlfahrt des Ganzen angemessen ist, und dies wird immer der Fall seyn, wenn er nach vernünftigen und weisen, dem Culturgrade der Nation anpassenden Gesetzen regiert, nie der Willkür sich überläßt und seine eignen Neigungen der Sorge für das Ganze aufopfert, so wird auch das Volk nie auf den Gedanken kommen, diesen Gesetzen, also auch dem Regenten, den Gehorsam zu versagen. Es wird freudig im Fürsten seinen Herrscher anerkennen und nie den Einfall haben, etwas Anderes als Liebe und Vertrauen gegen ihn geltend zu machen. Das eigene wahre Wohl weiß das Volk im Ganzen richtig zu beurtheilen, und sobald es fühlt, daß das Streben seiner Regierung dahin gerichtet ist, wird es auch kleine Mängel und Verirrungen gern übersehen, ja selbst bedeutende Aufopferungen sich gefallen lassen. Wo aber seine wesentlichsten Interessen verletzt werden, wo es sieht, daß diese den besondern Interessen der Regierenden ganz aufgeopfert werden, da ist die Einheit zwischen Fürst und Nation zerrissen und Beide, die Eins seyn sollten, stehen sich nun als ein Getrenntes gegenüber. Das Mißvergnügen macht sich immer deutlicher merkbar und eine vielleicht nur kleine Veranlassung ist oft hinreichend, das Schreckliche einer Staatsumwälzung herbeizuführen und im Volke den Gedanken zu erregen, daß sein Gesammtwille doch höher stehe, als der Wille des

Einzelnen. Nur Gerechtigkeit und Anerkennung ihrer hohen Bestimmung kann die Fürsten vor dem größten Unglücke, was einen Staat treffen kann, bewahren. Sieht das Volk nur einigermaßen den guten Willen seiner Regierung, so wird es sich wahrlich hüten, sein Alles durch eine Revolution auf's Spiel zu setzen, und wenn auch einzelne Ausbrüche des Mißvergnügens erfolgen, so werden diese doch keinen Anklang im Gemüthe des Ganzen finden und von den Behörden bald unterdrückt werden. Ist aber die Ruhe hergestellt, so muß die Regierung auch dahin trachten, die Ursachen des Mißvergnügens, die selten aus der Luft gegriffen sind, wegzuräumen und durch Gerechtigkeit zu zeigen, daß es ihr um das wahre Wohl des Staats zu thun ist. Dies wird ihr weit mehr die Liebe der Unterthanen erwerben, weit mehr ihre eigene Sicherheit befestigen, als die größte Strenge bei der Bestrafung, obgleich auch diese keinesweges ganz ausbleiben darf.

Wem ist nicht das Wort Freiheit ein süßer Schall, wer strebt nicht darnach, als einem Höchsten? Aber nicht Jeder möchte einen deutlichen Begriff damit verbinden. Frei ist allerdings der, welcher den Bestimmungsgrund seiner Handlungen in sich selbst hat, nicht von einem äußern Dinge empfängt. Dies wird denn oft mit Willkühr und Ungebundenheit für identisch genommen, und doch ist beides himmelweit von der wahren Freiheit verschieden, ja vielmehr ihr Gegentheil. Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen und dieser seiner Natur gemäß muß er handeln. Vernünftigkeit ist also nie von Freiheit getrennt, und so können wir noch bestimmter sagen: Frei handelt Derjenige, der seine Handlungen allein durch das Gesetz der Vernunft, nicht durch ein Aeußeres bestimmen läßt. Dies Aeußere aber ist die uns umgebende Sinnenwelt, oder noch richtiger, unsere eigene sinnliche Natur. Diese muß von der Vernunft beherscht werden, aber nicht über sie herschen. Was in diesem Falle die Vernunft zu thun befiehlt, ist nur das rein Gute, denn das Böse wiederstreitet ihrer Natur und kann sich nur erzeugen, wenn sie eine Sclavin der Sinne wird. Aber da wir unsere sinnliche Natur nicht ablegen, ihren Einfluß nicht ganz verbannen können, so wird der Mensch nie zum Besitze der vollkommenen Freiheit gelangen, doch sein Streben soll dahin gehen, diesem Ideale sich immer mehr zu nähern.

Denkt man sich ein Volk, dessen sämmtliche Individuen den Gipfel der vollkommnen Freiheit erstiegen hätten, so brauchte ein solches keine Gesetze, kaum eine Regierung, wenigstens nur insofern, als zur Wohlfahrt des Ganzen eine Einheit nöthig wäre, welche an der Spitze der gesammten Einrichtungen stände, diese ordnete und verbände. Aber der Mensch ist noch weit von dem Ideale der Vernünftigkeit entfernt. Das einen Staat bildende Volk enthält nur äußerst wenig Individuen, im strengsten Sinne gar keine, bei denen die Vernunft die volle Herrschaft über die sinnliche Natur erlangt hat.

Darum muß es Einrichtungen geben, welche dem Bösen im Nothfalle mit Gewalt wehren, um den unfreien Handlungen so sehr als möglich zu wehren. Daraus entsteht eine scheinbare Beschränkung der natürlichen Freiheit, eine Art Vormundschaft, welche der Staat über die einzelnen Glieder des Ganzen ausübt. Aber der vernünftigere Theil der Gesellschaft sieht die Nothwendigkeit dieser Bevormundung ein und fühlt sich dadurch in seinen freien Handlungen nicht beschränkt, weil diese mit dem Staatszwecke selbst eins sind. In diesem Falle wird vorausgesetzt, daß auch die Regierung in allen Fällen nach dem Principe der reinen Vernünftigkeit handelt. Allein die Regierung besteht selbst wieder aus Menschen, die noch weit von dem Ideale der Freiheit entfernt sind.

Darum können weder der eigentliche Regent, noch die Gehülfen desselben wirklich an der Spitze des Staats stehen, sondern die Gesetze, d. h. ein idealer Regent, dem auch der wirkliche unterworfen seyn muß. Ein Staat wird daher frei seyn, dessen Gesetze dem Principe der Vernünftigkeit durchaus gemäß sind, und wo diese unbedingt ihre Herrschaft über jeden Theil der Gesellschaft behaupten. Diese Gesetze können nur von einem Vereine der verständigsten und, worauf vorzüglich gesehen werden muß, auch sittlich besten Staatsglieder, also von solchen, bei denen die Vernunft schon in hohem Grade eine Herrschaft über die sinnliche Natur erlangt hat, verfaßt werden. Je mehr solcher Menschen in einem Staate sich vorfinden, desto besser werden die Gesetze, desto höher die Freiheit des Ganzen seyn. Aber da alles Menschliche mangelhaft ist, so wird der Verein der Bessern immerfort in Thätigkeit bleiben müssen, um das Fehlerhafte zu vervollkommnen und über die Vollziehung des Guten dem Regenten wachen zu helfen, da dieser allein, als Mensch, der nöthigen Kraft dazu ermangelt.

Aus diesem Grunde scheint zur bürgerlichen Freiheit eine constitutionelle Verfassung etwas Unentbehrliches. Sie ist keine Beschränkung des Staatschefs, sondern nur eine Unterstützung desselben in dem schweren Geschäft der Regierung. Nie wird sie ihn verhindern, das Gute, wohl aber das Böse, zu thun. In einem Staate, wo so das vernünftige Gesetz herrscht, ist auch vernünftige Gleichheit der Staatsmitglieder. Diese Gleichheit besteht theils in der Gleichheit Aller vor dem Gesetze, denn vor diesem darf weder äußerer Stand noch Reichthum gelten; es muß Jeden ohne Unterschied auf einer und derselben Wage wiegen; theils auch in der Gleichheit der Ansprüche und Rechte eines Jeden. Nur intellectuelle und sittliche Geisteskraft muß zu höheren Staatswürden berechtigen, nicht Stand oder Vermögen. Die Aristokratie des Geldes ist eben so unvernünftig, als die Aristokratie der Geburt, denn beide gehören nicht zum Wesentlichen des Menschen. In einem solchen Staate wird auch Preßfreiheit herrschen, denn diese eben ist es, wodurch die Regierenden erfahren, in wiefern ihre Institutionen wirklich gut sind und der Vernünftigkeit entsprechen. Sie ist das Organ, wodurch sich die Staatsgesellschaft ausspricht und gleichsam die Controle führt, ob überall den Gesetzen der Vernünftigkeit gemäß verfahren werde.

Nimmt die Regierung auf diese Vorstellungen Rücksicht, zeigt sie sich bereit, die gerügten Fehler zu verbessern, so wird die Freiheit der Presse auch nicht leicht in Zügellosigkeit ausarten, und dadurch das Vertrauen der Regierten zu den Regierenden schwächen. Indessen entspricht dem Gesetze der Vernünftigkeit ebenfalls, daß alle solche Rügen mit der möglichsten Bescheidenheit und Ruhe vorgebracht werden, ohne die Achtung zu verletzen, die das schreibende Individuum den ihm vorgesetzten Behörden schuldig ist. Also Gerechtigkeit auf beiden Seiten, reiner Wille des Guten und Segen und Glück wird nicht fehlen.

***t.

Die Russen am Bosphorus.

Seit Jahrtausenden ist die berühmte Meerenge, welche Europa und Asien scheidet, Ziel und Sammelplatz der Nationen des Orients und Occidents. Die malerischen Ufer, an denen die Herrin beider Meere liegt, sahen von Angesicht zu Angesicht die Völker des fernen Nordens und Südens, des Ostens und Westens; Araber und Gothen, Perser und Franken pflanzten hier ihre Banner auf, besetzten, eroberten, durchzogen, verheerten ein Land, das die Natur mit ihren reichsten Schätzen wie wenige gesegnet, das Kultur und Barbarei, Luxus und Rohheit abwechselnd

in Anspruch genommen, wo mehr denn eine blutige und schaudererregende Tragödie der Menschengeschichte ausgespielt worden, und welches die Vorsehung recht eigentlich zu einem Spielball in der Hand ihrer Werkzeuge auserlesen zu haben scheint.

Als vor noch nicht vier Jahren Rußlands Heere den Hämus überstiegen hatten und in Adrianopels Ebene lagerten, wer hätte es damals für möglich gehalten, daß sie jetzt auf Anatoliens Küste erscheinen würden, um dasselbe Reich vor einem unvermeidlichen Untergang zu bewahren, dessen Schicksal damals in ihre Hand gegeben war, um Aja Sophias Dom, dessen Halbmond sie mit dem Griechischen Kreuze zu vertauschen drohten, zu schützen vor dem Eindringen eines Eroberers, auch eines Moslem und eines solchen sogar, welcher die Aufrechthaltung der Reinheit des Glaubens und der alten Verfassung Unveränderlichkeit zur Anlockung der Gläubigen vor seinen siegreichen Fahnen her verkündigen läßt. Und doch, so weit ist es mit dem Nachfolger der einst welterobernden Kalifen gekommen, daß er den Erbfeind, den Moscowiter, den Glaubensgenossen der von ihm in den Staub getretenen, Hunde geheißenen, aber schlimmer als die begünstigten Hunde behandelten, zur Hülfe anrufen mußte gegen seine eigenen Satrapen, gegen die Bekenner des Propheten, gegen die, welche er zu Macht und Ehren erhoben, während die zusammenstürzenden Trümmer eines einst mächtigen und glorreichen Gebäudes ihn zu verschütten drohen, eines Gebäudes, dessen (freilich wurmzerfressene) Stützen er selbst hinweggezogen, ohne daß der Drang gebieterischer und unglücklicher Zeitumstände ihm die Muße gelassen, deren Stelle durch neue, kräftige im Geiste der Zeit erfundene, aber den Geist der Nation nicht verletzende, auszufüllen, die schlammige Cisterne durch einen tief und frisch gegrabenen Brunnen zu ersetzen. Jetzt, wo die äußere und innere Schwäche und heillose Zerrüttung des Osmanischen Reichs jedem Auge sichtbar ist, wundert man sich wohl, daß der morsche Bau nicht schon zusammengestürzt ist, und verlacht nicht mehr als Chimäre den bekannten Plan, welchen der größte Mann des Jahrhunderts an die Eroberung Egyptens und Syriens knüpfte.

Am Morgen des Bairamfestes (20. Febr.) erschienen die ersten Russischen Segel im Bosphorus, bei dessen Anwohnern gemischte Empfindungen von Freude und Furcht, Zufriedenheit und Demüthigung erweckend. Da wo Bujukdere, der vorgezogene Sommeraufenthalt, jetzt auch nothgedrungen der Winterwohnort Europäischer Diplomaten, mit seiner an den Rücken der grünen Hügel gelehnten Häuserreihe sich lang hinzieht, scheint sich der Bosphorus nach unten zu einem See abzurunden, während nördlich, wo das alte Genuesische Schloß in Trümmern ober dem Dorfe und Fort von Anatoli Kawak thront — einst die geheiligte Stelle, wo der, welcher auf dem Widder nach Kolchis gezogen, und jener welcher das kostbare Fell wieder erworben, den Göttern geopfert — die Aussicht nach dem unwirthlichen Pontus frei bleibt. Nach Osten, auf der Asiatischen Küste, steigt der Riesenberg empor, Bujukdere gegenüber, auf seinem baumbewachsenen Gipfel, als Wallfahrtsort frommer Osmanlis, bei einer kleinen Kapelle das Riesengrab tragend, welches aus dem des Aleiden in das des Josuah umgewandelt worden. Von hier hat man anmuthige Fernsichten nach Norden und Süden, über die unten hinziehenden, bei den beiden Fanaldörfern endenden Hügelketten der Rumelischen und Anatolischen Ufer des Meerstroms hinaus und auf den Spiegel des Pontus; andererseits über die waldigen Höhen und Schluchten des Küstenlandes, nach Terapia, die gleich einem

Riesenfluß sich windende, bald verschwindende, bald wieder erscheinende thrazische Meerenge hinab bis zum Marmormeere mit seinen Fürsteninseln und dem hinter demselben zur Linken sich erhebenden zackigen, schneebedeckten Olimpos. Zwischen diesen beiden Ufern, wo sich der Meerbusen hineinbiegt, den schon die Alten den tiefen nannten — an dessen Ende sich bis zu den schimmernden Wasserleitungen hin, welche bei Bagdschekôi ihren Anfang nehmen, und aus den Venden von Belgrad und Pyrgos nie versiegende Nahrung ziehen, das schöne Großthal (Buyukdere) hinzieht, in dem siebenstämmig die alte Platane steht — warfen die drei Abtheilungen der Russischen Flotte nacheinander die Anker aus, eilf mächtige Linienschiffe, von den drei Admiralschiffen, dem „Souvenir d'Estafi," „l'Imperatrice Marie" und „la Ville de Paris" befehligt, durch eine große Anzahl von Fregatten, Corvetten und Transportschiffen verstärkt. Bewegungslos liegen nun diese majestätischen Massen da, Ehrfurcht gebietend durch ihre Größe und ihre tausend Feuerschlünde, die, mit Krieg drohend, vor Krieg bewahren sollen. Unzählige Nachen und Schaluppen, mit zwei Reihen Ruderer bemannt, in weißem Oberhemde mit schwarzer Binde und Mütze, durchschneiden zu allen Stunden den Kanal, in dessen Fluthen ihre großen weißen Segel sich spiegeln, während ihre Form mit den langen und schmalen, an beiden Enden scharf zugespitzten, mit zierlich bemaltem und vergoldetem Schnitzwerk verzierten Caïks der Landesbewohner, welche die Welle mit der Schnelligkeit des Vogels durchschneiden, den auffallendsten Kontrast bildet. Auf dem schönen Quai von Buyukdere, jedem bekannt, der einmal in diesen Gegenden gewesen ist, herrscht ein ganz ungewöhnliches Leben und Treiben. Während der gemeine Türke mit seinem immer seltener werdenden Turban und seiner weiten, in lebhaften Farben schimmernden Nationalkleidung, der Vornehmere mit seiner beinahe auf die Braunen herabfallenden rothen Mütze mit blauer Troddel und seinem ziemlich ungeschickt nach Europäischer Weise zugeschnittenen langen Ueberrock umherspaziert; der regelmäßig schöne, aber träge und weibische Armenier in seinem Calpak, langen, pelzverbrämten Mantel und rothen Babuschen langsam einhergeht; der bewegliche Grieche sich zwischen Beiden durchdrängt, und Bulgaren mit ihrer aus braunem Hundsfell geschnittenen runden Mütze und grober, weißlichgelber Kleidung, zum Schalle der Sackpfeife die Romaika tanzen, sieht man eine Menge von Marinesoldaten und Matrosen, erstere in ihren schwarzen, letztere in grauen Uniformen, mit Ausbesserung ihrer Schaluppen und Ruder, Ein- und Ausladen von Holz, Munition, Vorräthen, Ab- und Zufuhren der Offiziere und Bestellung sonstiger Aufträge beschäftigt. Auf einer Wiese bei Sarijar, oberhalb Buyukdere, sind Marketenderbuden aufgeschlagen. Kanonendonner von den Schiffen verkündigt den Tagesanbruch; fast den ganzen Tag lang erschallt von den Verdecken und von dem Platze vor dem Russischen Gesandtschaftspalais rauschende Musik: nach- und durcheinander Nationalmelodien, „Schöne Minka, ich muß scheiden," Rossinische Opern, Arien und Donnizettis Marsch des Sultans spielend, bisweilen auf drei bis sechs Punkten zugleich, wodurch die Harmonie eben nicht befördert wird. Anmuthig ist die Wirkung der Musik in der abendlichen Stille. Nachdem um acht Uhr die Retraite geblasen worden, und ein Kanonenschuß auf dem Admiralschiff, vom Gewehrfeuer und Rühren der Trommeln auf den übrigen Fahrzeugen gefolgt und begleitet, und vom Echo der nahen Berge wiederholt, das Zeichen gegeben hat, stimmen die Instrumente ein rührendes, einfach schönes Abendgebet an. Es ist eine erhe-

bende und zur Betrachtung einladende Stimmung, in die man sich unwillkürlich versetzt fühlt, wenn man in diesem Augenblicke an einem schönen windstillen Abende am Ufer lustwandelt und, von tiefem Schweigen umgeben, diese sanften, frommen Töne daherzittern hört über die kaum vernehmbar plätschernden Wellen, auf welche die Bergmassen einen tiefen Schatten werfen, der von dem goldnen Lichtstreifen des Mondes, wenn er emporsteigt über die waldigen Gipfel der Hügel unterbrochen wird.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Reflexionen über öffentliche Aeußerungen.

Als vor einem Jahre; das Erscheinen der verheerenden Cholera („Bauchpest") in unsern Ringmauern befürchtet wurde, erschien eine Einladung zur Unterzeichnung von Assecuranz für „Rettung von Menschenleben aus Todesgefahr" ꝛc. ꝛc. (eine Offenbarung Jacobi) durch specifische Mittel diese Feindin des Menschengeschlechts abzuwenden; die höflichst Eingeladene erschien nicht, worüber sich Einer betrübt, unendlich Viele aber gefreut haben mögen. —

Am letzten christlichen Pfingstfeste erschien bei der Bremer Zeitung, als milde Zugabe für die Abonnenten, eine Ausgießung des Geistes Jacobi, welcher man recht bald eine klare, verständliche Auslegung nachzusenden bittet.

Der große Stagirite entwickelte eben so klar wie scharfsinnig, die Gegenstände seiner Forschungen und die Nachwelt nennt nie seinen Namen ohne „erkennende, um nicht zu sagen erkenntliche," Bewunderung zu empfinden. — Wie stark ist wohl bei dem der Eigendünkel, wie gewaltig die Vermessenheit, der sich selbst als quasi Aristoteles jun. unterschreibt?

Laus propria sordet!!!

Ein Freund des Plato und Aristoteles — mehr aber noch ein Freund der Wahrheit.

---

* Anfrage.

In unserm kleinem Freistaate besitzen wir zwei Privat- und eine öffentliche Irrenanstalt. — Sollten diese bei den letzten Ereignissen auch vollkommen ausreichen oder muß Senat und ehrliebende Bürgerschaft darauf Bedacht nehmen, diese frequentirten und nützlichen Anstalten baldigst zu erweitern, um wenigstens dem etwa Schädlichen und Gefährlichen einer gewissen Classe von Irren ein sicheres Asyl zu bereiten?

Man bittet gelegentlich um gefällige Belehrung in diesen Blättern. —

Ein sich für das Gemeinwohl interessirender Bürger.

---

* Bitte.

Die Theaterdirection, welche so gerne nach Maßgabe ihrer Kräfte für die Erheiterung und Belustigung des Publikums sorgt, würde gewiß durch baldige Aufführung („execution") der bekannten Oper: „der Dorf-Barbier," den Beifall desselben erndten; besonders wenn die Rolle des „Herrn Lux" gut besetzt würde.

Bei den langen Tagen und der schönen Witterung möchte es auch vortheilhaft seyn, auf die Bearbeitung und Darstellung kleiner Local-Possen Bedacht zu nehmen, und man ersucht besonders um eine möglichst naturgetreue Abzeichnung der Carricaturen!

Ein Abonnent des Theaters.

Persische Galanterie.

Im Jahre 1829 verweilte der persische Prinz Khosrew Mirza auf seiner Reise nach Petersburg einige Zeit in Moskau, wo die seinetwegen veranstalteten Bälle und Gesellschaften ihm viel Vergnügen machten. Bei einer solchen Gelegenheit erregte eine junge russische Fürstin seine besondere Aufmerksamkeit. Er zeichnete sie vor den andern Damen aus, zog endlich seinen Dolch, schlich sich hinterwärts an sie heran und schnitt ihr leise ein Stück ihres Gürtels ab, um ein Andenken von ihr zu haben.

A.

Napoleons Gesicht.

Dr. Antommarchi traf kürzlich aus London in Calais, mit dem ächten und einzigen Gyps-Abguß ein, der von Napoleons Antlitz nach seinem Tode gemacht wurde. Als die Kapsel auf dem Zollhause geöffnet wurde, drängten sich viele Menschen herbei, um den Abdruck zu sehen; als sie wieder verschlossen war, entstand ein hitziger Streit darüber: wer die Ehre haben sollte, sie nach des Doktors Gasthofe zu bringen.

Gedankenprofile.

Von Carlo Montano.

Tadler von Profession sind Kindern gleich, die Unkraut ausjäten sollen; aus Lust des Ausreißens verschonen sie auch gute Pflanzen nicht.

Einen Mondschein muß man bei Tage, und eine reizende Gegend, vom Sonnenlichte erhellt, bei Nacht beschreiben. Erinnerung malt schöner als Gegenwart.

Eine Schönheit muß nicht zu lange schön seyn wollen, sonst geht's ihr wie den bekannten Griechischen Mythen. Man gesteht, daß sie schön sind, aber sie interessiren nicht mehr, weil man sie zu genau und zu lange schon kennt. —

Miscellen.

Der sehr kurzsichtige Georg III. stieß eines Tages sehr unsanft an die Sonnenuhr auf der Terrasse zu Windsor. „Nicht angerührt, Ew. Gnaden!" rief sogleich die in der Nähe stehende Schildwache. Etwas unwillig fragte der König: „Kennst Du mich nicht?" — „Ja wohl," — entgegnete ganz gelassen der Soldat; — „allein Ew. Majestät wissen, daß ich Ordre pariren muß." — Ein Goldstück war die Antwort des Königs.

A.

Zwischen der Schiffsmannschaft eines Schooners aus Sidney und einem Stamme von Neuseeländer kam es zu ernsten Auftritten, die für die Engländer gefährlich hätten ausfallen können, wenn nicht der Kapitän des Schooners alle Segel hätte aufspannen lassen, um die hohe See zu gewinnen. Die Veranlassung zu diesem Kampfe wurde durch den seit einiger Zeit zwischen Sidney und den Insulanern bestehenden Handel mit neuseeländischen Köpfen gegeben. Der Kapitän des Schooners hatte eine beträchtliche Anzahl derselben eingehandelt, und war nach Sidney zurückgekehrt, wohin ihn ein Häuptling der Insel begleitete. Während der Ueberfahrt beging er aber die Unvorsichtigkeit, seinen Vorrath von Köpfen dem Häuptlinge zu zeigen, der unter denselben einige von seinen Verwandten erkannte, ohne jedoch darüber sein Gefühl der Entrüstung laut werden zu lassen. Rache brütend kehrte er auf demselben Schooner nach Neuseeland zurück, wo er kaum angekommen war, als er die Krieger seines Stammes um sich versammelte, sie aufforderte, die ihm widerfahrene Schmach zu rächen und mit ihnen den Schooner angriff. Es entspann sich ein Gefecht, und man beschoß sich gegenseitig, bis der Kapitän es endlich für rathsam hielt, die Anker zu lichten, da außerdem er und seine Leute schwerlich dem Schicksal entgangen seyn würden, ihre Köpfe gleichfalls zum Markte tragen zu müssen.

A. Daves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 45.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 6. Juni 1833.

Es fährt der Geist mit Sturmesschnelle
Hin durch des Weltalls ganzen Raum,
Und er entdeckt nicht eine Stelle,
Wo grünte nicht ein Freudenbaum.

* Auszüge
aus
„Der Mönch und die Nonne."
Ein Gedicht in 6 Gesängen,
von
Dr. H. G. Numsen.
(Fortsetzung.)

3.

Beneidet mich, ihr Menschenkinder,
Beneidet mich, ich bin entzückt,
Es weht des Lebens Lufthauch linder,
Ich fühle selig mich beglückt.
Vertilget ist des Grames Hülle,
Die Freude strahlt auf hohem Thron,
Dem Sturme folgte leise Stille,
Ich bin der frohste Erdensohn.

Ich liebe alle Menschen wieder,
Des Hasses Schreckbild ist verbannt,
Ich nenne alle meine Brüder,
Beklage, daß ich sie verkannt.
An meine Brust will ich euch schließen,
In meinen Armen sollt ihr ruhn,
Ich will euch freundschaftlich begrüßen,
Ich ehre eures Lebens Thun.

Von einem Gott sind wir erschaffen,
Durch einen Heiland ausgesöhnt,
Wer kann die Wonne ganz erfassen,
Die jetzt aus meiner Brust ertönt!
Der Vater aller sey gepriesen,
Der ganzen Schöpfung lacht mein Blick,
Gott hat mir Gutes viel erwiesen,
Mein Dank — er bleibet nicht zurück.

Es fährt der Geist mit Sturmesschnelle
Hin durch des Weltalls ganzen Raum,
Und er entdeckt nicht eine Stelle,
Wo grünte nicht ein Freudenbaum.

Wer kann die Majestät ermessen,
Die solchen Werkes Schöpfer schmückt,
Wie könnte Dankbarkeit vergessen,
Wer sich vor diesen Wundern bückt!

4.

Dunkel hebt zum Sternensitze
Sich des Klosterthurmes Pracht,
Und der Wetterfahnen Spitze
Funkelt golden durch die Nacht,
Keinen Laut könnt ihr vernehmen,
Stille herrscht, wie in der Gruft,
Saaten, Bäume, Blumen sehnen
Sich nach warmer, linder Luft.

Silberwolken segeln leise
Durch des Himmels stolzen Bau,
Freuen sich der luft'gen Reise,
Angelacht vom sanften Blau,
Ueber eines Berges Krone,
Die sich waldbekränzt erhebt,
Gleich an Stolz dem Göttersohne
Seht ihr, wie der Adler schwebt.

Schwalben decken mit den Flügeln
Ihre Brut im Neste zu,
Auf den nah' und fernen Hügeln
Wiegt die Sänger süße Ruh,
Friedlich auf dem Lager fristet
Holder Schlaf des Menschen Last,
Mancher, der sich keck gebrüstet,
Hat von seiner Plage Rast.

Beugt euch nieder, Erdensöhne,
In den tiefsten Staub hinein,
Wenn des Weltalls Wunderschöne
Euch enthüllt den Strahlenschein;
Wer an Gottes Weisheit zweifelt
Und an seiner Güte Macht,
Wahrlich er ist rein verteufelt,
Wenn die große, hehre Nacht

Seine Scrupel nicht vernichtet
Und ihn festen Glauben lehrt,
Gottes Nam' ist nicht erdichtet,
Heil dem, der an ihn sich kehrt!
Ewig strahlet seine Größe
Durch die Schöpfung fort und fort,
Und in ihrer nackten Blöße
Zeigt die Frevler uns sein Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Russen am Bosphorus.

(Beschluß.)

Schräg dem Vorgebirge gegenüber, an welches einst auf der Argonautenfahrt Medea ihr Gift hinwarf und dadurch dem Ort den Namen Pharmacia gab, den das heute dort stehende Dorf, mit dem englischen und französischen Gesandtschaftshause und den Sommerwohnungen vieler wohlhabenden Griechen und Armenier, in Therapia umgewandelt hat, krümmt sich in das Land hinein eine der zahlreichen Buchten, welche den Kanal auf beiden Seiten umgeben. Hier bei einer, mit ungewöhnlicher Eleganz gebauten Mühle, welche ein Waldbach rauschend treibt, befindet sich ein Landungsplatz, bei den Einwohnern unter dem Namen Hundjariskeleſſi, d. i., der Landungsplatz des Herrschers, bekannt, welche Benennung, von einem in der Nähe liegenden Sommerpallaste des Sultans hergeleitet, sich dem ganzen hier beginnenden Thale mitgetheilt hat. Die Ufer des Bosphorus sind reich an reizenden Thälern, welche mit dem oberhalb der Hauptstadt gelegenen anfangen, wo die sogenannten süßen Gewässer sich in den Hafen ergießen; mit dem von Hunkjariskeleſſi aber mag sich wohl nur das von Buyukdere vergleichen lassen. Beide, von uralten, hochstämmigen, vielästigen Platanen beschattet, machen — jedes wohl mit gleich unhaltbaren Rechtstiteln — auf die Ehre Anspruch, Gottfried von Bouillon und seinen Kreuzfahrern zum Lagerplatze gedient zu haben, eine Lokaltradition, welche, wenn auch wahrscheinlich ganz ungegründet, doch durch die Vergleichung der Vergangenheit und Gegenwart, des eilften und des neunzehnten Jahrhunderts ernste und interessante Betrachtungen über die verschie-

denen Entwicklungen der verschlungenen Fäden der Menschengeschichte hervorrufen muß. Von einem kleinen Bache durchschlängelt, zieht sich das mit einem smaragdnen Wiesenteppich bedeckte Thal zwischen zwei Bergrücken hin nach Norden, und durch dasselbe führt der Weg zum Riesenberge hinan, dessen Kuppel es auf der einen Seite begrenzt. Man kommt hier an dem schon genannten Sommerpallast des Großherrn vorbei, dessen erste Erbauung in die Zeit des großen Suleiman fällt. Mit einem Graben umgeben, über welchen zwei Brücken zu den Eingangsthoren und dem geräumigen Hofraum führen, macht das hübsche, an eine sanfte Anhöhe gelehnte Gebäude den Eindruck größerer Symmetrie, als gewöhnlich die Bauten dieses Landes. Nicht weit von da befindet sich ein weißmarmorner, mit Inschriften versehener Brunnen, um welchen an warmen Tagen die Bewohner der benachbarten Dörfer und Landhäuser, deren mit vergoldetem Schnitzwerk verzierte, gewöhnlich von Ochsen gezogenen Arabas man nicht selten durch das Thal fahren sieht, wenn die schöne Jahrszeit die Städter aufs Land getrieben, sich im Platanenschatten lagern, um der hier herrschenden Kühle zu genießen.

In und bei diesem schönen Thale, welches seit langer Zeit wohl die Töne einer fröhlichen Menge, nicht aber Waffengeklirr und Feldgeschrei vernommen, ist das Lager aufgeschlagen, welches die Russen seit kurzer Zeit bezogen haben, um einem etwaigen Vorrücken der Egypter Einhalt zu thun. Auf dem dicht ans Ufer stoßenden Hügel stehen die ersten Zelte, welche von türkischen Truppen besetzt sind, die auch an den Landungsplätzen zugleich mit ihren Bundesgenossen und Beschützern, die sie nun schon allgemein „unsere Brüder" (Cardaschlarimiz) nennen, den Wachdienst versehen. Der Umstand, daß in dem benachbarten Therapia die Pest von Neuem ausgebrochen ist, hat verdoppelte Wachsamkeit und Aufsicht veranlaßt, so daß einem Jeden nun das Anlanden untersagt und der Besuch des Lagers nur durch besondere Vergünstigung gestattet ist. „Haide!" (weg da!) rufen die türkischen Schildwachen den Ankommenden zu und halten ihnen die Bajonnette entgegen. „Weßhalb? warum das?" fragen diese. „Niemand wird zugelassen; unsere Brüder haben es verboten." Von einem am Ufer liegenden Hause an, wo die Generale Murawieff und Ungebauer mit ihrem Stabe wohnen, führt der Weg zur Linken den Hügel hinan, auf welchem die Artilleristen lagern, in deren Nähe die Pulverkarren und Munitionswagen, und in einer Vertiefung zwischen der ersten und zweiten Hügelreihe die großen Zelte für die Kranken stehen. Von hier aus zur Rechten steigt man auf einem Fußpfade zu einer andern Anhöhe hinan, wo sich vorerst auf der Hälfte des Abhangs und in der Breite, gegen das Meer zugekehrt, eine kleine Abtheilung, und dann auf der Spitze, den langen Bergrücken verfolgend, welcher sich zum Riesenberge erstreckt, in ausgedehnten Reihen die Hauptabtheilung des Lagers befindet. Die russischen Zelte sind von grauweißer Leinwand, nicht hoch, leicht und einfach, und gewähren also vor Wind und Kälte, so wie vor dem Regen nur wenig Schutz. Bequemer sind die türkischen, deren die Landesregierung eine Menge hat herschaffen lassen; sie sind hoch und oben gerundet, ganz oder zum Theil mit lichtblauem oder grünem, wasserdichten Zeuge überzogen. Zum Transporte sind sie zu schwer und unbequem. Im Durchschnitt bewohnen vier Mann ein Zelt. Die ganze Ausdehnung der Hügel ist geebnet und vom kleinen Baumwuchs und Gestrüpp gereinigt; die Zelte sind meist mit einer Art kleiner Hecke von Lorbeerzweigen eingefaßt (der Lorbeer bedeckt als Staudengewächs in diesen Strichen in großer

Menge die Hügel), was eine gute Wirkung thut. Auch in den Zelten ist das Lorbeerlaub, mit Stroh vermischt, häufig umhergestreut, und auf ihm mögen die nordischen Krieger nach Herzenslust von Ruhm und Sieg träumen. Vor der nach Südosten gewendeten Lagerlinie sind sechs Feldgeschütze aufgepflanzt.

Auf diesen Anhöhen weht noch in der jetzigen Jahreszeit *) vom schwarzen Meere her ein schneidend kalter Nordwind, welcher den Lagernden den Genuß der schönen Natur vor ihnen und ringsum wohl oft verkümmern muß. Die Aussicht von diesem Hügel ist minder umfangreich als andere, aber sie rundet sich nach Süden zu einem reizenden Bilde, dessen Mittelpunkt der hier eng umschlossene Bosphorus bildet, auf dem die Flaggen mehrerer russischen Kriegs- und Transportschiffe und der dreifarbige Pavillon der französischen Fregatte Galathee wehen. Auf beiden Seiten ziehen sich ununterbrochen anmuthig gruppirte und an die Vorgebirge gelehnte Dörfer hin, mit Jalikôi und Begkos auf dem asiatischen Ufer beginnend, mit Jenikôi unterhalb Therapia endigend, während in der Mitte die festen runden Thürme des vom Eroberer Mohammed, nicht fern von der Stelle der Dariusbrücke erbauten europäischen Schlosses, (Rumeli-Hissar) und tiefer unten, etwas zur Linken, in einer Einbiegung, die prächtigen neuen Kasernen in Asien gleichsam den Schlußstein bilden.

Steigt man auf dieser Seite in das Thal hinunter, so gelangt man an eine Vertiefung, mehr vor dem Nordwind geschützt, wo — für eine Schilderung sehr unergiebig, aber in der Wirklichkeit eben kein unwichtiger Gegenstand — sich die Kochanstalt befindet und große Suppen- und Fleischkessel über Bündeln lodernden Reisigs befestigt sind. Für Nahrung ist hinlänglich gesorgt, wenn auch im Allgemeinen das Fleisch, namentlich des Rindviehs, in dieser Gegend nicht zu dem besten gehört. Getreide und Mehl kommen in ungeheurer Menge aus den Häfen des schwarzen Meeres, welche so manche Länder damit versorgen, die, wie das hiesige, würden sie angebaut und benutzt, statt daß die Reichthümer eines ergiebigen Bodens, wie das in die Erde vergrabene Pfund unbeachtet liegen bleiben, die Bedürfnisse ihrer Bewohner selbst befriedigen und, mancher müssigen Hand Arbeit gebend, dem Elend und der Noth aus eigenen Mitteln steuern könnten. — Nicht weit von da lagert ein Trupp Kosaken, bis jetzt nur hundert, und die einzige bisher im Lager befindliche Reiterei, außer der türkischen. Ihre Pferde, welche alle, so wie auch die der reitenden Artillerie, aus diesem Lande selbst sind, stehen der Reihe nach mit Stricken an eine Linie von Pfählen gebunden, während ihre Piken vor den Zelten in die Erde gepflanzt sind. Weiter unten und schon im Thale selbst, das sich nun, nach den Stürmen eines ungewöhnlich langen und strengen Winters, mit den schönsten und lebhaftesten Frühlingsfarben zu schmücken beginnt, erblickt man das Lager einer Eskadron türkischer Kavallerie, die, unter einem eigenen Kommandanten stehend, doch dem Oberbefehl des russischen Generals untergeben ist. Diese Truppen, denen man es bei allem Bestreben, sie dem europäischen Kriegswesen nahe zu bringen, doch noch ansieht, daß ihre jetzige Uniform ihren Gewohnheiten und der alten Landessitte wenig entspricht, bilden in Kostüm und Haltung einen auffallenden Kontrast mit den Russen, so daß man einige Verwunderung nicht unterdrücken kann, diese beiden Nationen, Europäer und Halbasiaten, hier zu gemeinsamer Unternehmung vereint zu finden. In der Form

*) Diese Zeilen wurden am 23. April geschrieben.

des Kriegswesens haben sie übrigens manche Fortschritte gemacht, und diese Kavallerie vollführt nicht ungeschickt militairische Evolutionen nach unserer Weise und in geschlossenen Reihen, wogegen Delhis und Mamelucken in regellosen Haufen anzusprengen pflegten. Ihre Pferde stehen Tag und Nacht aufgezäumt und gesattelt.

Bei aller Bewegung und dem regen Leben und Treiben herrscht die musterhafteste Ordnung. Alles ist eingerichtet, als gelte es, jeden Augenblick einen anrückenden Feind zu empfangen. Offiziere auf schönen türkischen Pferden, deren der Sultan mehrere als Geschenke gesandt, sprengen durch das Lager umher, Munitionswagen fahren auf neugebahnten Pfaden die Hügel hinan, alle Posten sind besetzt, auf den Höhen Schildwachen ausgestellt, und in wenig mehr denn einer Stunde können die 6000 Mann, *) die in diesem Augenblick etwa bei Hunkjariskelessi lagern mögen — eine Macht, weniger imposant durch Zahl, als durch moralische Kraft — in Reihe und Glied stehen. So sind die Bivouaks der Russen am Bosphorus.

Rt.

Die Noyaden des 16. Jahrhunderts.

Manche haben die Noyaden (oder Ersäufungen) des 18. Jahrhunderts, welche Robespierre **) insbesondere zu Nantes in der Loire betreiben ließ, für dessen originale Erfindung gehalten; aber sie irren. Die Ketzerrichter des 16. Jahrhunderts in Italien sind hierin den blutigen Revolutionsmännern des 18. in Frankreich um ein paar Jahrhunderte zuvorgekommen. „Die Todesart," heißt es in M'Crie's Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien (übersetzt vom Dr. Friedrich. Leipzig, 1829), „wozu man in Venedig die Protestanten verdammte, war die des Ertränkens. Die Einsamkeit und die Stille, unter denen diese Hinrichtungen vollzogen wurden, waren ganz darauf berechnet, das höchste Entsetzen zu erregen. Im grauenvollen Schweigen der Mitternacht wurden die Gefangenen aus dem Kerker hervorgezogen und mit einem einzigen Priester, als Beichtvater, in eine Gondel gesetzt und über die beiden Castelle hinaus in die offene See gerudert, wo schon ein anderes Boot auf sie wartete. Es wurde sodann ein Brett von einer Gondel auf die andere gelegt, und der Gefangene, gefesselt und mit einem schweren Steine an den Füßen, auf dieses Brett gesetzt. Auf ein gegebenes Zeichen fuhren die Gondeln aus einander, und der Ketzer sank in den Abgrund (s. Histoire des Martyrs. Genève, 1597. p. 681.). Der Erste, der in Venedig auf diese Weise den evangelischen Märtyrertod erlitt, war Julio Guirlando. Als er auf das verhängnißvolle Brett gesetzt war, sagte er den Schergen der Inquisition ein freundliches Lebewohl und versank, indem er „Jesus!" ausrief, in der Tiefe. — Ein zweiter Märtyrer war Antonio Ricetto, ein sehr angesehener Vicentiner. Der Senat bot Alles auf, ihn zum Wiederrufe zu bewegen und dadurch zu retten. Auch sein Sohn, ein zwölfjähriger Knabe, fiel dem Vater zu Füßen und flehte: „Verlaß mich nicht! mache mich nicht zur Waise!" — Aber Riccetto's Standhaftigkeit blieb unerschütterlich. — Selbst der Kerkermeister hätte den vortrefflichen Mann gern gerettet, und erzählte ihm, daß einer der Mitgefangenen in den Schooß der alleinselig-

*) Während obige Zeilen geschrieben wurden (25sten April, ist das Lager bedeutend vergrößert worden, indem zugleich mit der dritten Abtheilung der Flotte über 6000 Mann daselbst angelangt sind. Die Zeltreihen auf dem Rücken des Hügels, der sich nach dem Riesenberge erstreckt, haben sich um das Doppelte verlängert, und von Buyukdere aus sieht man die weißen Linien sich weit hinziehen und Abends die Bivouakfeuer brennen.

**) Carrier, nicht jener, that's.

machenden Kirche zurückgekehrt, und nun wieder in Freiheit gesetzt sey. „Was geht das mich an?" — war Alles, was Riccetto hierauf erwiederte. — — Wenige Tage nachher bestieg er die Gondel und dann das Brett, betete für seine Feinde, empfahl seine Seele Gott und versank in den Wellen (15. Februar 1566)."

C. N.

Aus meinem Merkbuche.

Für eine indische Wittwe gilt es als unanständig, nach dem achten Trauerjahre gesund zu erscheinen; deshalb muß sie sich durch beständige Fasten ein kränkliches, ältliches Ansehen verschaffen. Damit zu vergleichen ist unser Glaube: weiße Farbe, vornehme Farbe!

Malesherbes fuhr während des Prozesses Ludwigs XVI. oft vom Tempel in den Convent. Eines Tages, da er seinen Kutscher mehr als gewöhnlich gebraucht hatte, sagte er freundlich zu ihm: „Freund, die armen Pferde müssen wohl recht müde seyn!" Der Kutscher antwortete gerührt: „Durchaus nicht! Ich kenne Sie, Herr, Sie vertheidigen den König: fahren Sie immer zu, meine Pferde denken wie ich!"

Fr. A. Wolf sagte einmal zu seinen Zuhörern: „Meine Herren, Sie müssen auch recht ordentlich faullenzen lernen; wer nicht recht aus der Seele faullenzen kann, der kann auch nicht recht aus der Seele arbeiten, und die Wissenschaft ist kein Getreide, das man wie ein Esel in der Mühle unaufhörlich mahlen soll." — Fr. A. Wolf hat bekanntlich seine Lehre etwas unmäßig befolgt; ob aber Viele im Faullenzen eines Lehrers bedürfen? — das möchten wir in Zweifel ziehen.

A. Münde.

Buntes.

Man will unsrer Zeit einen Namen geben, ehe sie vorüber ist und ausgelebt. Wir können diesen Unsinn nur mit dem vergleichen, zu verlangen, daß ein Dichter im vollen Ausbruch der Leidenschaft dichten solle.

Die Neger in der Armee Ibrahim's, welche als geborne Sklaven betrachtet werden, sollen sehr viel stoischen Geist besitzen. Dr. Clot mußte Einem derselben einen Schenkel abnehmen. Erstaunt über die Ruhe des Kranken, fragte er ihn: ob er nicht leide? „Leidet ein Sklave?" erwiederte der Gefragte kalt.

„Goethe erging es bei der Niederschreibung des „Faust, zweiter Theil", wie einer schönen Frau, die vergessen hat, daß sie alt geworden;" dies lasen wir neulich. — Nun, im zweiten Theil des „Faust" zeigt sich noch manche wohl conservirte Schönheit, wenn wir auch nicht bestreiten wollen, daß Anderes darin allerdings sich ausnimmt wie das Alter, wenn es jung werden will.

Eine ansprechende, rührende Sitte der Feueranbeter in Persien ist, daß sich die Familienglieder jedes Hauses jeden Abend, sobald die erste Kerze angebrannt wird, mit einem Salamaleikum d. h. Friede sey mit Euch! begrüßen. Sogar der Funke des Elements, das sie anbeten, stimmt sie zur Andacht.

Goethe pflegte in frühern Krankheiten voll Unmuth zu sagen: wenn man kein Recht mehr hat zu leben, so muß man sich gefallen lassen, wie man lebt. Wie reimt sich das mit seinem sonstigen Gleichmuth zusammen?

A. Münde.

* Lage der Dinge im Orient.

Auch Privatnachrichten aus St. Petersburg enthalten die bereits früher sich verbreitet habende Vermuthung: daß der russische Kaiser, wie es auch kommen möge, keinen Friedensschluß zwischen dem Sultan und Mehmed Ali anerkennen, sondern ihn, sobald nur die dazu erforderliche Armee gebildet seyn wird, aus eigner Machtvollkommenheit angreifen und als Rebellen behandeln und nach Egypten zurücktreiben werde. Solchen bis ganz dahin zu verfolgen, wird die zu große Entfernung nicht wohl zulassen und so solcher, unabhängig von dem Sultan, dort so lange forthausen, bis Aufstand in jenem aufs Höchste bedrückten Lande oder vielleicht irgend eine andere Catastrophe seinem gewaltsamen Regimente ein Ende machen wird. Und um solchen zu zwingen, würde der Sultan als Oberherr, dem Handel Europa's nur große Begünstigungen in Egypten anzubieten und deren Gewährung von der dagegen zu erzwingenden Unterwerfung des aufrührerischen Satrapen, abhängig zu machen brauchen und bald würden England und Frankreich und abermals wahrscheinlich auch Rußland, willfährig die Hände dazu bieten, zumahl da Letzteres in seinem jetzt handelnden Princip eine auf Empörung begründete Regierung nicht wird fortdauern lassen wollen.

Die durch diese Empörung des egyptischen Paschas entstandene Aufregung, wobey sich die gegenwärtige Schwäche der türkischen Regierung in ihrer ganzen Blöße offenbart und wobey es einleuchtend ist, daß solche allein nur durch den ihr werdenden auswärtigen Beistand, etwa noch kurze Zeit, aufs Höchste abhängig, werde fortdauern können, wird übrigens zur Erleichterung des innern Jochs beytragen, worunter diese unglücklichen Länder seufzen, und so und durch mehrere Umstände zugleich zum größern Eindringen der über Europa verbreiten Humanität und Civilisation den Weg bahnen, da der Einfluß der drey großen, hier ein Wort mitredenden Mächte, woran jedoch Oestreich als die vierte bey seinem Phlegma nur geringen Antheil nimmt, hier mächtige Fortschritte gemacht hat und ferner eine noch immer mehr imponirende Stellung zum Heile der dortigen Menschheit annehmen wird.

Aehren und Körner.

Von W. v. Lüdemann.

Kein Wort in der Bibel ist so schwer zu erklären — und keines ist doch wichtiger und bedeutungsschwerer — als das kleine Wort πίστις! Ist es gleichbedeutend mit dem „Fürwahrhalten dessen, was gelehrt wird," oder heißt es, wie der treffliche Schulz will, nichts weiter als „Gottvertrauen?" Hiervon hängt die Frage nach unserm „Glauben" ab.

Absolutismus der Sitte und Absolutismus der Idee kämpfen in unsern Tagen mit einander. Europa ist ihr Kampfgebiet; die Völker stehen nicht als Volksindividuum, sondern als Klassen und Stände, zu denen die Mitglieder aller Volksgemeinden gehören, zuschauend und kampfrichtend über den Schranken. Hier ist nicht mehr die Rede von Franzosen, Deutschen, Spaniern, Portugiesen, Engländern und Griechen, sondern von Bürgern der und der Philosophie, von Schülern des Absoluten oder Verfechtern des Praktischen, von Rittern des Verstandes oder des Gefühls, von Freunden des idealen Rechts oder des alten erprobten und mit dem Leben beständigen; von solchen, die die Leidenschaften der Menschen in Rechnung zu ziehen vergessen, und solchen, die diese vor allen Dingen fürchten; von solchen, die den Geist und solchen, die die Materie ver-

fechten, von Jüngern der Schule und Jüngern der Lebensweisheit. Zwischen den Auserwählten beider wird der Kampf geführt, aber die Erde und der Mensch bestehen aus Geist und Körper, und in diesem „Und" liegt die Wahrheit, das Ende des Kampfes und sein Resultat.

Miscellen.

In England fährt man jetzt mit Dampf-Omnibus und einen solchen Wagen, der nach einer neuen und sehr sinnreichen Erfindung gebaut ist, sah man jüngst auf der Paddington-Straße in Bewegung. Er faßt vierzehn Personen, und nimmt nicht mehr Raum ein, als ein gewöhnlicher Omnibus sammt Pferden. Die Passagiere sind weder durch Hitze noch durch Kohlendampf belästigt, da die Maschine sich zwischen dem eigentlichen Wagen und dem Ofen befindet und nur mit entschwefelter Kohle geheizt wird. Die Dampfmaschine wirkt auf eine Kurbel, nicht auf eine Axe, und die vorwärts bewegende Kraft wird den Rädern mittelst Ketten mitgetheilt. Vorzüglich empfehlenswerth macht es diesen Wagen, daß ein Zerspringen des Kessels unmöglich ist, die Bewegkraft ist nur 15 bis 20 englische Meilen auf die Stunde; allein wenn der Dampf auch bis zum höchsten Drucke verstärkt würde, so ist nichts zu befürchten, da das Wasser in mehrern eisernen Röhren, Kammerkessel genannt, eingeschlossen und eine Klappe angebracht ist, den überflüssigen Dampf hinaus zu lassen. Der Führer, der vorn im Wagen sitzt, hat die Leitung des Wagens ganz in seiner Gewalt und kann ihn augenblicklich halten lassen.

Der Engländer Joumar hat ein einfaches Mittel erfunden, aus dem Papier das für Kupferdrücke und Lythographien so schädliche Acidum zu entfernen. Nämlich er feuchtet das zum Druck bestimmte Papier Tags vorher durch und durch mit dünnem Leimwasser an, läßt es dann die Nacht hindurch bedeckt und feucht bis zum Morgen stehen, wo er es soweit trocken werden läßt, als für den beginnenden Druck nöthig ist.

Helena.

Der lauten Kämpfe Mutter war vor Jahren
Der Venus Liebling, Troja's Helena;
Der Held, deß trunk'ner Blick die Holde sah,
Er trotzt, um sie, den übermächt'gen Schaaren.

Der lauten Kämpfe Grab, wie wir erfahren,
War jüngst die Meerestochter Helena:
Ein siegestrunk'ner Held, gefesselt da,
Er trotzt, Prometheus gleich, den Todesaaren.

Unsterblich wurde durch Homeros Lieder
Des stolzen Troja's Tochter, und ihr Held;
Ihr Ruhm wird ewig überall vernommen.
Unsterblich ist dein Held, und stolz hernieder
Schaust du, wie Wogenmacht rings steigt und fällt; —
Wann, Helena, wird dein Homeros kommen?

August Kahlert.

* **Dem Andenken des in Hamburg am 11. Mai d. J. entschlafenen Herrn Joh. H. Imhorst, aus Bremen gebürtig.**

Armer Imhorst, du hast viel gelitten
Hier in dieser öden Welt;
Manchen Kampf hast mühsam du bestritten:
Jetzt bist du in einer bessern Welt;
Wo der Werth von deiner guten Seele,
Wird erkannt im reinsten Licht.
Ja, dir, Guter, weih' ich meine Thräne
Und vergesse deiner wahrlich nicht!

Bremen, den 3. Juni 1833.

Von einem alten Freund und Landsmann des Verstorbenen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 45.

Bremen, Donnerstag den 6. Juni 1833.

Gestorben:

Den 19. August 1832 starb zu New-York der Koch auf dem Schiffe „Anne und Emilie" Hinrich Brunsen, 45 Jahr; aus Bremen.

Den 22. Novbr. 1832 starb auf der Reise von Singapore nach Batavia der Matrose des Schiffs „Juno von Bremen" Jürgen Müller, 26 Jahr; aus Grohen.

Den 9. April 1833 starb auf der Reise von Batavia nach Hamburg der Steuermann des besagten Schiffes Hermann Wessels, 24 Jahr; aus Blumenthal.

Den 23. April starb auf der Reise von Batavia nach Hamburg der Koch auf dem gedachten Schiffe Gerd Lagemann, 48 Jahr; aus Bremen.

Den 25. Mai. Des Stuhlmachers Ludolph Bock Ehefrau, geb. Wiethorn, 40 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 80.

Den 25. — Der Maler Hermann Hinrich Kück, 48 Jahr; Bischofsnadel Nro. 3.

Den 25. — Des verst. Diedrich Kulenkamp Wittwe, geb. Olbers, 50½ Jahr; am alten Wall Nro. 10.

Den 26. — Der Segelmacher Christian Gabriel Behrs, 31 Jahr; gr. Fuhrleutestraße Nro. 32.

Den 26. — Des Joh. Gottfried Klose Ehefr., geb. Blömer, 80 Jahr; im Armenhause.

Den 27. — Der Branntweinbrenner Diedrich Bischoff, 44 Jahr; Langenstr. Nro. 47.

Den 29. Mai. Des Schlachtfuhrmanns Albert Diedrich Bothe Sohn, 4½ Jahr; Neuenstr.

Den 29. — Der Wüpper Jacob Rosenbohm, 54 Jahr; Marterburg Nro. 25.

Den 29. — Des Buchbinders Johann Hinrich Friedrich Meyer Ehefrau, geb. Wetzestein, 40 Jahr; große Sortillenstraße Nro. 28.

Den 30. — Des Maurergesellen Joh. Hinrich Bernhardt Tochter, 5 Tage; am Rövekamp Nro. 41.

Den 30. — Der Tabacksarbeiter Joh. Diedr. Wellinghausen, 20 Jahr; Plünkenstraße Nro. 8.

Den 30. — Der Waaren-Agent Justus Werner Dolge, 71 Jahr; große Krummenstr. Nro. 42.

Den 30. — Der Küper Heinrich Christoph Tofote, 68 Jahr; am alten Steinweg Nro. 76.

Den 31. — Des Schuhmachers Joh. Andreas Schultze Ehefrau, geb. Müller, 67 Jahr; kleine Hundestraße Nro. 7.

Den 31. — Der Schlossermeister Joh. Albert Höpken, 71 Jahr; Westerstraße Nro. 66.

Den 31. — Die Dienstmagd Johanne Magdalene Weiß, 28 Jahr; am Wandrahm.

Den 1. Juni. Des Arb. Philipp Schumacher Tochter, (todtgeb.); Buntenthorsteinweg Nro. 249.

Gebuurten:

Den 24. Mai. Des Straßenmachers Harm Schierloh Ehefrau, geb. Meyer, Buntenthorsteinweg Nro. 95; von einem Knaben.

Den 24. — Des Weinhändlers Christoph Heinrich Friedrichs Ehefr., geb. Murcken, Catharinenstr. Nro. 35; von einem Knaben.

Den 24. — Des Fortepianohändlers Joh. Carl Pandorf Ehefr., geb. Wenigmann, Obernstraße Nro. 25; von einem Mädchen.

Den 25. — Des Maurergesellen Joh. Hinrich Bernhard Ehefr., geb. Bratenthal, Rövekamp Nro. 41; von einem Mädchen.

Den 25. Mai. Des Maurergesellen Johann Friedrich Struck Ehefrau, geb. Langhorst, Buntenthorsteinweg Nro. 48; v. e. K.

Den 25. — Des Schlachtfuhrmanns Albert Bothe Ehefrau, geb. Schau, Großenstraße Nro. 2; von einem Mädchen.

Den 25. — Des Hökers Phil. Franz Heinr. Christoph Meier Ehefr., geb. Bringmann, Marterburg Nro. 31; von einem Knaben.

Den 25. — Des Kaufmanns August Friedrich Miesegaes Ehefr., geb. Primavesi, am Wall Nro. 59; von einem Knaben.

Den 26. Mai. Des Schullehrers Joh. Bertram Ehefr., geb. Talla, Molkenstr. Nro. 26; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Miethkutschers Friedr. Christian Beisner Ehefr., geb. Krämer, am Neuenmarkt Nro. 14; von einem Knaben.

Den 27. — Des Musikdirektors Joh. Heinr. Helfrich Ehefr., geb. Schröter, Buchtstr. Nro. 53; von einem Knaben.

Den 29. — Des Saamenhändlers Joh. Hinr. Meybohm Ehefr., geb. Wolters, Grünenstraße Nro. 95; von einem Knaben.

Den 29. — Des Arb. Gerhard Pieper Ehefr., geb. Bormann, Großenstr. Nro. 7; von einem Knaben.

Den 29. — Des Maurergesellen Hinr. Klinge Ehefr., geb. Schultz, Mühlenstr. Nro. 5; von einem Knaben.

Den 29. Mai. Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Struckmeier Ehefr., geb. Woltjen, Duckwitz-Gang Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 30. — Des Linnenhändlers Christ. Krudop Ehefr., geb. Bruns, Langenstr. N. 71; von einem Knaben.

Den 30. — Des Musikalienhändlers Johann Gottfried Stock Ehefr., geb. Kind, Papenstraße Nro. 27; von einem Mädchen.

Den 30. — Des Schullehrers Joh. Friedrich Jacobsen Ehefrau, geborne Lampe, Hastedt Nro. 88; von einem Knaben.

Den 31. — Des Schneiders Christian Gevert Ehefr., geborne Falkenburg, Bleicherstraße Nro. 2; von einem Knaben.

Den 1. Juni. Des Arb. Philipp Schumacher Ehefr., geb. Beußner, Buntenthorsteinweg Nro. 249; von einem todten Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Tischleramtsmeister Carl Heinrich Friedrich Anton Bergmann zu Hannover und Sophie Luise Stoltze von hier.

Der Schenkwirth Diedrich Friedr. Gerd Heinr. Bredehorst und des verst. Kornmessers Albrecht Heinrich Siefeking Wittwe, Sophie Dorothea geb. Grambart.

Der Arb. Johann Klemeier und Gesche Marg. Müller hieselbst.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

Der Tischler Johann Diedrich Petersen zu Bremerhaven und Beke Sophie Folte hies.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 46.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 9. Juni 1833.

Unsterblich sind wir, unerreichbar ist
Der Geist dem Tode, seine Macht muß weichen,
Nur für den Körper gilt die Erdenfrist,
Der Geist, er kann dem Körper niemals gleichen.

* Auszüge
aus
„Der Mönch und die Nonne."
Ein Gedicht in 6 Gesängen,
von
Dr. H. G. Numsen.
(Fortsetzung.)

5.

Wie einsam steht das kleine Gartenhaus,
Wie öde, wie so ganz und gar verlassen!
Es geht dort niemand ein und niemand aus,
Die Menschen scheinen seinen Ort zu hassen.
Umdüstert von der Zweige dunklem Grün
Scheint es dem Sitz der Gräber fast zu gleichen,
Ihr seht hier keine Blumen fröhlich blühn,
In diesem Garten mußt' ihr Leben bleichen.

Es ist verschwunden, die sie zart gepflegt,
Sie senkten lange schon die trüben Blicke,
Sie hatten längst nicht Hoffnung mehr gehegt,
Die Flora ach! sie ward ein Staub der Tücke.
Es rauschet der Fontaine Klagehall,
Doch ihre Stimme wird hier nicht vernommen,
Wie ängstlich tönt der Nachtigallen Schall,
Die Dunkel lieben, nicht das Licht der Sonnen.

Die Lüfte gaukeln schelmisch nicht umher,
Die Locken fehlen, die sie lind umspielten,
Ihr Fittich schwingt sich langsam, lässig, schwer,
Das schöne Antlitz fehlt, das oft sie kühlten.
Und der Cypresse Zweige seht ihr trüb
Und melancholisch düster sich bewegen,
Wo ist der Düfte Hauch, der ihr so lieb?
Wo Blumen starben, kann er sich nicht regen.

Verschwunden ist des Gartens stolze Pracht,
Verschwunden ist sein frisches, grünes Leben,
Verwildert ist er, alles starrt vor Nacht,
Und niemand wird ihm seine Reize geben.

Wie prangte er vor kurzer Zeit so schön,
Wie üppig glänzten seine bunten Farben!
Wie er, so muß ja alles einst vergehn,
Ach kurze Zeit nur seht ihr volle Garben!

Geliebte Seelen, ach ihr wißt es schon,
Wie vieles auf der Erde ist vergangen,
Vernichtung ist des Lebens ew'ger Lohn,
Der Tod hat nach den Blüthen stets Verlangen.
Wo ist der Griechen reiche Götterpracht?
Im Grabe liegt sie, tief im dunklen Grabe.
Wo ist der Römer kühne Heldenmacht?
Sie ward ein Raub des Wurmes und der Made.

Wo ist mein Vater, frägt wohl mancher Sohn.
Ach Gott, der Tod ja hat ihn weggemähet!
Wo ist die Mutter? Ach auch sie hat schon
Der schwarze Engel in das Grab gesäet!
Es wandelt alles sich, nichts hat Bestand,
Die neuen Jahre bringen neue Wesen,
Und fehlte uns der Blick ins Jenseitsland,
Wir würden nie von unserm Gram genesen.

Unsterblichkeit! du giebst uns Muth und Kraft,
Du hilfst die Todesangst uns überwinden,
Bin ich unsterblich, bleib' ich unerschlafft,
Der Leib ja kann nur Tod und Grab hier finden,
Der Geist, er schwinget über allen Tand
Des Erdenlebens rüstig sich hinüber,
Und in dem neuen schönen Vaterland
Da finden sich die treuen Seelen wieder.

Unsterblich sind wir, glaubt es fest und stark,
Es ist wahrhaftig keine schnöde Lüge,
Es ist der Glaube unser Seelenmark,
Nehmt ihn hinweg, da wird gleich alles trübe.
Wer glaubt, der hofft, wer glaubt und hofft, der liebt,
Wohlan denn, glaubet, hoffet, liebt euch bieder,
Kein schön'res Loos es auf der Erde giebt,
Als welches der empfaht, der liebt die Brüder.

Unsterblich sind wir, unerreichbar ist
Der Geist dem Tode, seine Macht muß weichen,
Nur für den Körper gilt die Erdenfrist,
Der Geist, er kann dem Körper niemals gleichen.
Persönlich werden wir dort fortbestehn,
Und Träume sind's wenn man es anders denket,
Es wird uns laben frohes Wiedersehn,
Gott hat mit Weisheit stets das All' gelenket.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Ohio-Thal.

(Bericht eines Engländers.)

Die Ufer der Chesapeak-Bai bleiben lange niedrig und flach. Nachher erheben sie sich, besonders das westliche Ufer, und bieten schöne Ansichten dar. Hier ist Alles Privat-Eigenthum und der Boden theurer, als an den großen Flüssen Deutschlands. Die Hügel rings um die Bai schmücken viele anmuthige Landsitze, deren Fluren durch die mannigfaltigsten Baumarten unterbrochen werden. Der ruhige Wasserspiegel war mit größern und kleinern Booten bedeckt, wovon uns einige frische Gemüse, Obst, Melonen, Pfirschen, Aepfel und Zeitungen zuführten, was sammt und sonders herzlich willkommen war.

Die Ufer des Patapsico erheben sich in Terrassen steil und hoch, so daß die an und auf den Anhöhen amphitheatralisch gebaute S:
more, 70,000 Einwohner zählend, mit ihren Waarenlagern, Schiffswerften, Segelschiffen und Dampfbooten dem von Südost Kommenden einen reizenden Anblick gewährt. Die Regelmäßigkeit der Straßen, deren Schmutz durch unterirdische Kanäle abgeleitet wird, die Gasbeleuchtung in den vorzüglichsten Theilen der Stadt, der weiße Marmor an so vielen Häusern können den Europäer überzeugen, daß in Amerika auch Glanz herrscht. Auf einem Hügel an der Nordseite gewahrt man schon fern von der Bai ein obelisknartiges Denkmal des unsterblichen Washington. In der Stadt selbst steht ein anderes Denkmal für die in der glücklichen Vertheidigung Baltimore's gegen die Engländer im Jahre 1814 gefallenen Bürger. In dem Museum des Herrn Peale fand ich ein vollständiges Gerippe des Mammut (Mammut

Ohioticum), wie auch ein vollständiges Gerippe des Megatherion mit seinen Korallenfüßen. Das Mammut war vorn bis an den oberen Theil der Schulter 11 Fuß hoch, hinten bis an den oberen Theil der Hüfte 9 Fuß, und 17 Fuß lang; das ganze ausgetrocknete Gerippe soll über 1000 Pf. wiegen. Das Megatherion gab ihm kaum etwas nach.

An der hiesigen Lebensweise fällt dem Fremden nichts so sehr auf als das häufige Fleischessen. Schon Morgens ist die Tafel voll von Fleischspeisen, und zwischen einem Mittagsessen und einem Frühstück ist in so fern kein Unterschied. Der Genuß des Weins ist in den Wirthshäusern nicht gewöhnlich. Im Inlande wurde bis jetzt wenig Wein gewonnen, und die fremden Weine unterlagen einem hohen Zoll, der jetzt vermindert worden ist. Man scheint dem Wein außer den gebrannten Wassern, dem Franz- und Pfirsch-Branntwein, dem Genevre und Mais- und Wachholder-Branntwein) den Kaffee substituirt zu haben. Kaffee und Thee gehört nicht bloß zum Frühstück, sondern auch zum Abendessen, und oft sogar zum Mittagessen. Jene geistigen Getränke werden indeß stets mit Wasser verdünnt, und der an Wein gewöhnte Europäer befindet sich ziemlich wohl dabei: wenigstens ist er gesichert vor den vielen schädlichen Beimischungen, welche der Wein in Europa erleidet. Die verschiedenen Gerichte werden alle zu gleicher Zeit aufgetragen, und sobald dies geschehen, ruft der zweite Schellenklang (welchem das Geläute zum Fertighalten etwa eine Viertelstunde vorher geht) die Gäste in den Speisesaal, die oft stürmisch genug hineinfahren, und ohne viele Worte, meist von einem und demselben Teller, und statt der Servietten das eigne Taschentuch gebrauchend, in Hast ihren Hunger stillen, um sich nach fünf bis zehn Minuten wieder zu entfernen.

In Baltimore verweilte ich nur zehn Tage. Dann versorgte ich mich zur Reise mit guten Specialkarten und einigen Empfehlungsschreiben, um bei Unfällen nicht ganz ohne Stützpunkt zu seyn, hierauf besorgte ich die Geld-Angelegenheiten, in der Art, daß ich mir von der Bank der Vereinigten Staaten auf meine Person lautende Anweisungen an die Provinzialbanken geben ließ. Der Fremde hat sich zu hüten, keine Banknoten von unbekannten Personen anzunehmen; auch hat er sorgfältig die Noten der Vereinigten Staaten von den Noten der einzelnen Staaten und der Privatbanken (deren es unzählige giebt) zu unterscheiden und sich mit den letzteren, wenn er den Cours nicht genau kennt, lieber gar nicht zu befassen.

Am ersten Tage kamen wir durch eine wellenförmige, ziemlich angebaute Landschaft. Man konnte glauben in Europa zu reisen, wenn die Bauart mancher Häuser und die allgemeine Form der Ställe und Scheunen, so wie die Umzäunungen der Aecker uns nicht so fremd gewesen wären. Freilich unterbrachen die zahlreichen Negerfamilien die Täuschung am meisten; schon in Baltimore war ihre Menge eine für uns wenigstens anfangs nicht sehr ansprechende Erscheinung. An die schwarzen Gesichter der Erwachsenen gewöhnt man sich bald; aber die Gruppen ihrer nackten und halbnackten Kinder kann ich nicht vergessen; sie haben etwas Drolliges, was man bei weißen nicht bemerkt, und ihre Gestalten kommen einem wie aus Holz geschnitten vor. Auch die Sitte, Regenschirme gegen die Sonnenstrahlen zu gebrauchen, selbst wenn man zu Pferde reist, dürfte vielleicht nirgends einheimisch seyn als in Amerika.

Nicht minder auffallend als die Gebäude waren die großen Maisfelder. Sodann sah man hin und wieder kleine Pflanzungen von Baumwolle und den prächtigen Wunderbaum, von dessen Saamen das Ricinus-Oel (Castor-Oel) gewonnen wird, welches wegen seiner gelind abführenden Eigenschaft sehr schätzbar ist. Der Boden dünkte uns nicht besonders fruchtbar, und im Allgemeinen des Düngers bedürftig. Die Wälder bestanden größtentheils aus Eichen und Wallnußarten, „Hickory" genannt, und unter ihnen war die Erde mit einer Menthe (penny royal) bedeckt, deren Duft auf die Dauer belästigte. Unter dem wilden Gefieder zogen uns die schönen Farben der Spechte an.

(Der Beschluß folgt.)

Napoleon und die Franzosen.

Wie Napoleon über den Geist der Franzosen urtheilte, und welche Grundsätze schon früh seinen militairischen Despotismus bestimmten, sieht man unter Anderem aus einer merkwürdigen Aeußerung bei Gelegenheit der Ehrenlegion-Stiftung. Sie ist in den „Memoires sur le consulat par Thibaudeau" aufbewahrt, die reich sind an außerordentlich anziehenden Stellen über das Leben dieses merkwürdigen Mannes.

„Am 25. Floreal des zehnten Jahres (15 Mai 1802) brachte der erste Consul das Gesetz zur Stiftung einer Ehrenlegion in Antrag. — Sie sollte aus funfzehn Kohorten bestehen, deren Mitglieder, auf Lebenszeit erwählt, in hirarchischer Ordnung stiegen, und einen vereinenden Mittelpunkt in der Person des ersten Staatshauptes, eine vollständige Einrichtung und Einkünfte haben sollte. Jede Kohorte bestand aus sieben Großoffizieren, zwanzig Kommandeuren, dreißig Offizieren und dreihundert funfzig Rittern. — Das Ziel Napoleons dabei war: einen neuen Adel zu schaffen; er berücksichtigte klug die schlecht erstickten Gefühle alter Standesvorzüge, und scheute nicht seine aristokratischen Absichten im Staatsrath aufzudecken. — Sein vornehmster Gegner in dieser Sitzung war der Staatsrath Berlier, der den Antrag vollständig verwarf, ihn den Einrichtungen der Republik zuwider erklärte und seine Entgegnung mit der Bemerkung schloß, daß Auszeichnungen die Kinderklappern eines Staates wären. — Napoleon war, wie bekannt, kein eigentlicher Redner. Seine Perioden gestalteten sich stets abgerissen, kurz und rauh; aber immer waren sie sinnvoll und die Umstände im Innersten ergreifend. — „Man zeige mir eine Republik der alten und neuen Zeit," rief er lebhaft, „in welcher es nicht Auszeichnungen gegeben hätte; Sie nennen diese Kinderklappern, wohlan denn, so mag man mit ihnen die Menschheit leiten! — Ich werde mich hüten, meine innere Meinung öffentlich und auf der Tribüne zu sagen; allein in einem Rathe von Weisen und Staatsmännern darf ich es: Ich glaube nicht, daß die Franzosen Freiheit und Gleichheit lieben, zehn Jahre der Revolution haben sie nicht ändern können, sie haben nur ein Gefühl: die Ehre! — So muß man denn Befriedigung verschaffen, man muß ihnen Auszeichnungen geben! — Haben Sie gesehen, wie das Volk sich vor den Sternen der Fremden bückt? Jene selbst sind darüber erstaunt, und bestreben sich nun, mit ihren Ehrenzeichen zu glänzen. — Man hat Alles zerstört, jetzt handelt es sich darum wiederzuschaffen! Wir haben eine Regierung, wir haben Staatsgewalten; aber der ganze übrige Theil der Nation, was ist er? — Ein Haufe Sandkörner! — Wir haben die aus alten Zeiten Bevorrechteten in unserer Mitte, sie sind von Grundsätzen und eigenem Vortheil geleitet und wissen wohl, was sie thun. Ich

kann unsere Feinde zählen; allein wir sind zersplittert jeder festen Handlungsweise beraubt, ohne Einigkeit, ohne innige Berührung. So sehr als ich kann, will ich das Wohl der Republik; allein man muß die Zukunft vorhersehn! — Glauben Sie, daß die Republik vollkommen festgestellt sey?! — Sie würden sich gänzlich täuschen! — Wir sind die Männer, die es können; allein wir thun es nicht und werden es nimmermehr erreichen, wenn wir nicht auf den Französischen Sand einige Granitberge wälzen." — Die Ehrenlegion ward durch diese Rede gegründet, und hiermit ein wichtiger Schritt zur Kaiserherrschaft gethan.

Mg.

* Schlichte Bemerkung.

Wie sehr bei den betreffenden Behörden unserer Stadt, wie auch bei dem größeren Theile ihrer Bewohner der Sinn vorherrscht, bei öffentlichen Anlagen, Neubauten und Wiederherstellungen das Zweckmäßige mit dem Angenehmen und Wohlgefälligen zu verbinden, davon finden wir bei jedem Schritte die überzeugendsten Beweise, und somit glaubt Ref. sich keinen Tadel zuzuziehen, wenn er auf einen Uebelstand aufmerksam macht, der in diesem Augenblicke so leicht beseitigt werden könnte, nemlich die vier großen Bogen in der Glockenstraße. Eines der Häuser an welche sie ihre nichts nutzende Schwere lehnen, ist im Bau begriffen und die Hälfte der Mauer, bis an den 4. Bogen schon abgebrochen. Sollten die alten Balken aus ihren Lagen genommen werden, so steht sehr zu befürchten, daß eine, durch einen vorbeifahrenden Schlachtwagen oder dergl. verursachte Erschütterung, böse Folgen nach sich ziehen könne. Aus vielen Straßen verschwanden in neuerer Zeit diese dunkelnden, luftwehrenden Verunstaltungen, ohne daß ein Nachtheil an den Gebäuden dadurch sichtbar wurde; also weg auch mit diesem Uebelstand, jetzt wo es Zeit ist, und an guten Mitteln gewiß nicht fehlt.

Ein Bürger.

* Spreu.

Als ein Minister von einem Sänger hörte, welche jährliche Einnahme er für sein weniges Singen habe, wunderte er sich darüber und sagte: Sie haben bei Ihren wenigen Geschäften mehr Einkommen als ich bei meiner vielen Arbeit. Das ist Ihre Schuld, entgegnete der Sänger; warum sind sie nicht Komödiant geworden?

Bei dem Antrage in der Deputirtenkammer in Paris, die erledigten Stellen hoher Geistlichen vor der Hand nicht zu besetzen, fiel uns ein, was man in Paris 1818 sagte: „daß man ein „Konkordat, eine Art von Kontrakten über die „Religion, schließen muß, beweißt, daß es der „Religion an mehreren Gründen fehlt, und daß „man die eben vorhandene Religion nicht mit „dem Herzen, sondern allein mit dem Verstande — „wohl zu unterscheiden von Vernunft — feststellen „muß, etwa nach dem Prinzip: Es beliebt uns eben „jetzt, einen Gott zu glauben und für ihn etwas „zu thun, d. h. seinen sich selbst aufgeworfenen „Dienern zu bewilligen, was sie für sich haben „wollen. Man mischt den Himmel nur ein, „um Erde zu gewinnen, und wünscht, daß der „Himmel neutral bleibe."

Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

Mittel gegen den Kornwurm.

Das einfachste Mittel gegen den Kornwurm soll darin bestehen, daß man hanfene Tücher in Wasser taucht, sie ausringt und über die Getreidehaufen breitet. Nach zwei Stunden sollen alle

Würmer daran hängen, so daß man sie beliebig vernichten kann. Man mag das Tuch zusammenraffen und zusammengedrückt in Wasser tauchen. Linsen und Erbsen schützt man dadurch am besten gegen die Würmer, daß man sie mit Asche oder Kalk gemischt in Fässern oder Säcken aufbewahrt. Bei'm Gebrauch zu Saamen läßt sich der Zusatz leicht wegschaffen.

Das Heizen der Wagen

Der Franzose Laignel hat eine Methode erfunden, das Innere der Wagen zu heizen. Es geschieht durch eine flache kupferne Röhre, unter welcher sich eine Oel-Lampe befindet, doch so, daß Alles feuersicher ist. In 18 Stunden verbraucht man 6 Unzen Oel und hat dabei stets die Temperatur von 33 Grad. Die Besitzer von Eilwagen bedienen sich dieser Vorrichtung zu großer Zufriedenheit der Reisenden.

Die kleine Uhr.

Dorer in Wien hat eine Uhr in ein Oesterreichisches Zweiguldenstück gebaut, so daß die Münze ihr Ansehn völlig behält und die Stunden nur auf dem Adler sichtbar werden. Das erste Exemplar bekam der Kaiser, das andre befindet sich im ungarisch vaterländischen Museum zu Pesth.

Hollunder-Wischer.

Statt der Wischer, welcher sich die Zeichner zum Verwischen der Kreide bisher aus zusammengerollten Lederstückchen und Papierstreifen bedienten, empfiehlt man das getrocknete Mark des Hollunderstengels, das blos auf die gewöhnliche Weise zugeschnitten werden muß, um es in Gebrauch nehmen zu können.

Hefen.

Die Hefe zum Backen kann man leicht auf folgende Art machen. Man koche ein Pfund gutes Mehl, ein Viertel braunen Zucker, ein wenig Salz in 6 Berliner Quart Wasser eine Stunde. Abgekühlt bis zur Milchwärme schütte man es in eine fest zu verschließende Flasche und nach 24 Stunden ist die Hefe fertig. Sie kann auch als Sauerteig gebraucht werden.

Bronciren und Schützen vor Rost.

Das Bronciren des Eisens und Schützen der Flintenläufe vor Rost geschieht durch Auftragung einer leichten Schicht Spießglanzbutter auf das blanke Eisen, welches man selbst zum zweiten und dritten Mal wiederholen mag. Dies giebt die Broncefarbe. Nun reibt man es nach Erwärmung mit weißem Wachse ein, bis nichts von diesem mehr zu sehen; dies giebt den Schutz gegen den Rost.

Brief-Adressen.

Auf der Post in München kam ein Brief an mit der Aufschrift: „An meinen lieben Sohn in München." Wer war der liebe Sohn, wo sollte er aufgesucht werden? Wenige Tage nachher kam ein junger Mensch auf die Post und fragte: ob er nicht von seinem lieben Papa einen Brief bekommen habe? — Da war der rechte Mann gefunden.

Der Minister von ** in ** ließ einmal kurz vor einer Reise auf sein Landgut einen Schneider zu sich rufen, um einige ihm nachzuschickende Livreen zu bestellen. In der Verlegenheit, worin sich der Schneider wegen der gehörig abzufassenden Adresse befand, suchte er unter der Menge von Brief-Couverten, die in dem Arbeitszimmer des Ministers auf dem Fußteppich lagen, eins zu erhaschen. Unglücklicherweise war es das eines königlichen Handschreibens, und der Minister erstaunte nicht wenig, als er bald darauf einen seine Livreen begleitenden Brief erhielt mit der

Aufschrift: „An meinen lieben Staatsminister von **.“

Der Frau eines ersten königlichen Leibarztes wurde einmal geschrieben: „A Madame N. première médicine de Sa Majesté le Roi.“ — Eben so der Frau des Contra-Bassisten an demselben Hofe: „A Madame N. grosse Violon de S. M. le Roi.“ — Nicht weniger drollig war folgende Aufschrift: „A Monsieur N. E moll très renommé.“ Sie galt einem in der Russischen Jagdmusik bei der Note E angestellten Hornisten.

An den Feldprediger eines Dragoner-Regiments lief ein Brief ein mit der Aufschrift: An den hochwürdigen Dragoner in **.

An einen Armen-Advokaten in Gl. schrieb ein der Sprache Unkundiger aus mehreren Adressen zusammen folgende: „A Monsieur N. Avocat très pauvre, Seigneur de et à Gl.“

Allerlei.

Baggesen sagte: Jacobi's beste Werke seyen Kritiken des Herzens, Fichte laufe um die Wette mich sich selber.“

Charakteristisch ist es von Thümmel, dem Dichter, daß er sich ein Fläschchen 1768er Rheinwein bis zum Feste seines — Todes aufhob. Er sagte: „Merk' ich einmal an den Gesichtern meiner Aerzte — und auf die Gesichter versteh ich mich — daß es für diese Welt aus ist mit mir, so leere ich dies Fläschchen auf eine glückliche Reise.“ Und Thümmel starb, wie er es wollte, mit der Flasche in der Hand. Mögen nun Andre untersuchen, ob er heidnisch oder christlich gestorben; daß er muthig starb, bezeugt: er hatte ein reines Gewissen, und dies ist die Unterlage einer reinen Religiösität.

In der Republik Guatimala (Mittel-Amerika) hat der Präsident Morazanho zur Gunst der Fremden erklärt, daß die Gottesverehrung ganz frei, die Todesstrafe für politische Vergehen abgeschafft und die Freiheit der Presse durch ein Gesetz gesichert seyn soll. — Das ist zum Theil Pflicht, zum Theil politisch; und was den letztern Punkt betrifft, so sind wir überzeugt, die Presse wird frei seyn, bis Guatimala — eine Literatur hat, was freilich ziemlich lange währen kann.

Die Türken kochen und richten den Tinten-Fisch gewöhnlich mit seiner eignen Tinte an; der Geschmack soll aber so beschaffen seyn, daß man nicht zum zweiten Mal danach verlangt. Manchen Tinten-Menschen, auch Schriftsteller genannt, geht es eben so: es läßt sich kaum überstehen, sie für ein Mal in ihrer Tinte zu genießen.

Th. Daun.

Sentenz Bolingbroke's.

(Aus dessen Briefen.)

Ein Staat befindet sich in einer durchaus verzweifelten Lage, wenn keine Mittel aufgefunden werden können, welche den Gebrechen desselben abzuhelfen tüchtig sind, und wenn, obwohl solche Mittel aufgefunden würden, es an Händen mangelt, sie anzuwenden, oder wenn es gar dem Gebäude an Stärke fehlt, die Anwendung der Mittel zu ertragen.

C. N.

Condé unter der Last der Lorbeern.

Der große Condé kam nach der Schlacht von Seneff, die er 1679 gegen den Prinzen von

Oranien gewonnen hatte, nach Versailles, um dem König seine Aufwartung zu machen. Wegen Gichtbeschwerden hatte er Mühe, die große Treppe zu ersteigen, oberhalb welcher Ludwig XIV. ihn erwartete. — „Verzeihen Ew. Majestät, daß ich nicht geschwinder komme!" rief er ihm entgegen. — „„Nehmen Sie sich Zeit, lieber Cousin! — antwortete ihm der König — es läuft sich nicht gut, wenn man mit Lorbeern beladen ist.""

Miscellen.

Das Unglück der Polen schien den Gaunern von Paris ein allzu dramatischer Stoff, als daß sie ihn unausgearbeitet hätten lassen sollen. In kürzester Zeit wurde mehrern wohlhabenden Bürgern in der Umgegend von Paris folgender oder ein ähnlicher Betrug gespielt: Ein reisender Kaufmann findet sich bei einem Spezerei- oder Weinhändler ein, um zu erfahren, wo er am besten und sichersten ein Waarenlager unterbringen könne, bis er in den umliegenden Ortschaften sein Geschäft gemacht habe. Während man sich noch hierüber bespricht, erscheint ein Pole, der sich über sein unglückliches Loos beklagt. Der angebliche reisende Kaufmann bietet ihm einige Unterstützung an, die jedoch der Pole ausschlägt, indem er bemerklich macht, daß er noch im Besitz eines Kleinodes sey, das Letzte, was er habe, und das er zu Geld zu machen wünsche, um nach Belgien zu gehen, wo er in Dienst treten zu können hoffe. Der fremde Kaufmann untersucht das Juwel, schätzt es auf 30,000 Fr., kann aber für den Augenblick dem Polen nur eine Handvoll Gold anbieten, die dieser ausschlägt, da sein Kleinod weit mehr werth sey. Endlich wendet sich der Reisende an den Weinhändler, mit der Bitte, ihm fünf oder sechstausend Franken zu leihen: der gute Mann geht in die Falle, und rückt, auf ein Versprechen von hundert Thalern Gewinnst, mit einer Summe von 4000 Fr. in Geld und Bankscheinen heraus, die der Pole in Empfang nimmt, und dafür mit Thränen im Auge sein letztes Kleinod überliefert. Die beiden Gauner entfernen sich endlich einer um den andern, und der ehrliche Bürger behält das Kleinod in Verwahrung, das wohl keiner von beiden auslösen wird, da es höchstens 3 Fr. werth ist.

Im vergangenen Sommer unternahm, auf Befehl des Kaisers von Rußland, Herr Feodorow eine Reise durch die südöstlichen Theile von Sibirien, wozu ihm die Regierung eine Unterstützung von 22,000 Rubeln bewilligte. Noch wichtigere Resultate für die Wissenschaft verspricht man sich von einer auf drei Jahre bestimmten Reise des russischen Staatsrathes Faß, dem Sekretär der Akademie von St. Petersburg, der durch das östliche Sibirien bis Peking gehen wird.

Gedankenprofile.

Von Carlo Montano.

Wenn man sich beim Schlafen auf die Seite des Herzens legt, so träumt man gewöhnlich. Eben so geht es im Wachen.

Der Genius des Ruhmes hat ein finsteres mit Wunden und Blut bedecktes Gesicht. Sein Auge blickt düster und oft lasterhaft. Der Genius der Ehre ist ein blonder, ernster Jüngling.

Das Mächtigste und Schwächste auf Erden ist der Augenblick. Er vermag die höchsten Freuden und Schmerzen zu erschaffen, doch nur für einen — Augenblick. —

Nur Stunden schlägt die Uhr der Freude — Sekunden die der Hoffnung. —

Auch Holzkohlen können wieder zum Flammen gebracht werden wie das Herz des einmal Betrogenen, aber die Flamme ist sanft und ruhig.

K. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Catharinenstraße No. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 47.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 13. Juni 1833.

Ihr werdet, wenn ihr forschend um euch blickt,
In der Natur wie in dem Menschenleben
Bemerken, daß es Stufen viele giebt,
Die sich allmählig nach Gesetzen heben.

Auszüge
aus
„Der Mönch und die Nonne."
Ein Gedicht in 6 Gesängen,
von
Dr. H. G. Rumsen.

(Fortsetzung.)

5.

Was man von einer Seelenwandrung spricht,
Es ist Product der Thorheit und der Grille,
Es ist nur Blendwerk, Phantasiegedicht,
Unwahr erscheint es in des Herzens Stille.
Es ist ein lächerlicher, dummer Schwank,
Erfunden von der Albernheit der Narren,
Mag ihnen denn behagen solcher Sang,
Wir wollen bei der Wahrheit stets verharren.

Der Menschengeist ist ewig, das ist wahr,
Und jeder Seele Leben wird gerettet;
Wohl dem, dem dieser Satz ist hell und klar,
Er hat sich sanft und friedlich hingebettet,
Ihn schreckt es nicht, wenn Leichenfahnen wehn,
Schnell trägt ihn der Gedanke in den Himmel,
Er kann an jedem Grabe heiter stehn,
Er weiß, Erlösung naht vom Weltgetümmel.

Es wär' ein schönes, ew'ges Fortbestehn,
Wenn unser Geist solle' in die Thiere steigen,
Ich wollt' dann wahrlich lieber rein vergehn,
Als mich zu Eseln oder Ochsen neigen.
Die Abgeschmacktheit hat ein weites Feld,
Die Philosophen führen die Beweise,
Wer stets mit leeren Floskeln um sich bellt,
Dem nützt gar wenig seine Lebensreise.

Ihr werdet, wenn ihr forschend um euch blickt,
In der Natur wie in dem Menschenleben
Bemerken, daß es Stufen viele giebt,
Die sich allmählig nach Gesetzen heben.
Wer auf der höchsten Stufe steht, der kann
Nie wieder zu den niedrigsten sich neigen,
Er strebet immer weiter himmelan,
Dies Bild kann auch des Geistes Weben zeigen.

Die Pflanze steht weit unter dem Polyp,
Und der Polyp steht weit noch von dem Thiere,

Das Thier, es hat sehr oft den Menschen lieb,
Und wenn er auch gar hart mit ihm verführe;
Doch wird es niemals Mensch, es bleibt zurück
Auf seiner Stufe, die ihm angewiesen,
Der Mensch allein hat jenes große Glück,
Daß er von jeher seinen Gott gepriesen.

Der Thiere Leben bleibt stets, wie es war,
Wie's vor Jahrtausenden sich ausgepräget,
So stellt es nach Jahrtausenden sich dar,
Ihr sagt es mit, wenn ihr es recht erwäget.
Der Mensch, er lebt in der Gedankenwelt,
Rastlos und sicher wird er umgewandelt,
Der Kopf wird immer mehr und mehr erhellt,
Stets edler das Gesetz, nach dem er handelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bibeldieb.

Eine Novelle.

Herr von Waldensee, obwohl er sonst nie etwas zu versäumen hatte, bedauerte doch heut in dem Augenblick, wo er sich endlich zum Aufstehen entschloß, mehr als je, daß er wieder einmal die rechte Zeit verschlafen. Drüben im Dorfe schlug es bereits acht Uhr, und er hatte wenigstens eine halbe Stunde früher zur Bewillkommnung den Brautleuten und Hochzeitgästen entgegenreiten wollen, die er an dem heutigen Tage hier auf seinem Landsitz erwartete. Es war der Hochzeittag seines jungen, hoffnungsvollen Neffen, der sich heute mit der liebenswürdigen Pflegetochter des ältern Bruders des Herrn von Waldensee zu vermählen im Begriff stand. Herr von Waldensee aber hatte es sich durchaus nicht nehmen lassen wollen, daß das schöne Fest dieser Verbindung auf seinem heiter gelegenen Landgute, das nur wenige Stunden von der Stadt entfernt war, gefeiert würde, und man sah ihn bereits geraume Zeit zuvor mit den ämsigsten Zubereitungen beschäftigt, um sich bei dieser Gelegenheit als würdigen Festgeber zu zeigen.

„Und nun muß mir doch das Unglück begegnet seyn, daß ich heute, gerade heute wieder zu spät aufgestanden!" rief der dicke Herr, indem er sich von seinem Kammerdiener ankleiden ließ, mit so vielem Unmuth, als ihm sein behagliches Naturell nur immer erlaubte. Er schalt sogar seinen Kammerdiener mit mäßigen Vorwürfen aus, daß er ihn nicht stark genug gerüttelt und geschüttelt habe, und dieser entschuldigte sich mit der großen Liebe zu seinem Herrn, die ihm alle Gewaltthätigkeiten beim Wecken unmöglich mache.

„Das ist rührend! Der Mensch liebt mich so sehr, daß meine eigene Schande dabei herauskommt! Aus Liebe läßt er mich liegen und Raum und Zeit verschlafen! Habe ich mir darum in meiner Jugend mit Metaphysik den Kopf zerbrochen, um in meinem Alter an Raum und Zeit zu Grunde zu gehen? Den Raum bis Kunnersdorf habe ich verschlafen, denn bis dahin wollte ich den jungen Brautleuten entgegenreiten; und auch die Zeit habe ich verschlafen, denn die Zeit ist nun zu kurz, um den Raum noch gemächlich zu Ende reiten zu können!" so sprach Herr von Waldensee, und wollte eben über die Grenzen der menschlichen Kraft wehmüthig seufzen, als er noch einmal herzlich gähnen mußte. Dann ließ er sich mit Wohlgefallen den feinen blauen Frack mit den goldbesponnenen Knöpfen anlegen, in dem er heut als Brautführer der schönen Wilhelmine prangen wollte.

„Aber, so wahr ich lebe, da sind sie schon!" fuhr er, in neuer Verzweiflung ans Fenster eilend, fort. „Die Kutschen fahren vor, Herrn und Damen steigen aus, ich höre schon meinen Bruder, den langen steifen Major, mit seinen Sporen die Treppe heraufklirren, der junge Richard schwatzt schon im Vorzimmer und die Braut stirbt vor Verlangen, daß ich ihr endlich die schönen Hände küsse. Mensch, und ich habe immer noch die vermaledeite Schlafmütze auf dem Kopfe!

Kerl, Hinze, Kammerdiener, bist Du schon wieder aus Liebe zu mir blind? Höchst liebevoller Kerl, bedenke doch die schwere Verantwortung, die Du dermaleinst auf Dich ladest! Du hast mir ja den Frack angezogen und noch nicht einmal die Nachtmütze abgenommen!"

Es klopfte jetzt stark und zu wiederholten Malen an die Thür. „Herein!" rief Herr von Waldensee zögernd, als sein Bruder, der Major, bereits eingetreten war und ihn mit einem militärisch strengen: „Was ist das, Herr Bruder?" begrüßte. „Das ist die Schlafmütze, Herr Bruder!" entgegnete Waldensee und suchte die Vorwürfe, die er fast immer aus dem ernsten Munde des Majors zu hören gewohnt war, dießmal in einer recht feurigen Umarmung zu ersticken. „Das ist ein böses Omen am Morgen einer Hochzeit!" versetzte der Andere verdrießlich. „Bruder, könntest Du Dir doch endlich einmal ein wenig militairische Promptitüde zu eigen machen!" — „Noch in meinen alten Tagen soll ich das, Herr Bruder?" lächelte der Andere. „Nein, mein guter gestrenger Major, da nehme ich mich lieber heut ganz harmlos zusammen und figurire aus alter Lustigkeit selbst mit der Schlafmütze als Ceremonienmeister, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Und wo sind denn nun die jungen Leute, wo ist die Braut, der Bräutigam, wo sind die Hochzeitsgäste?"

Er eilte, so wie er war, fort, um die Angekommenen in dem Gesellschaftssaal, wo sie sich bereits versammelt hatten, aufzusuchen, während ihm der Major kopfschüttelnd dahin folgte. „Allerseits Hochzuverehrende, meinerseits herzlich Begrüßte!" begann Herr von Waldensee, indem er in den von festlich geschmückten Herrn und Damen erfüllten Saal trat, und unter tiefen Verbeugungen die Schlafmütze abzog und mit zierlicher Reverenz schwenkte. „Verzeihung, holde Braut, daß ich noch nicht ganz im Kostüm auftrete; aber ich wollte mich Ihnen zeigen, wie ich bin. Wer nicht im Nothfalle selbst mit der Nachtmütze in die Schranken zu treten wagt, der verdient selbst eine zu heißen." — „Vortrefflich, Herr Oheim, vortrefflich! Ihr seyd und bleibt doch ein aufgeweckter Mann!" rief sein Neffe, ein hochgewachsener, blühender Jüngling, indem er grüßend zu dem Alten herantrat. „Ein zu spät aufgeweckter Mann heut, wolltest Du sagen!" entgegnete dieser und umarmte ihn. „Ja, das hast Du sagen wollen, Spottvogel, Herzensjunge ich kenne Dich von Alters her, Du hast gute Einfälle. Aber Du bist heute Bräutigam, und darum sollst Du selbst Deinen leiblichen Onkel zum Narren haben dürfen; nur zu!" — „Das Recht darf sich ein Bräutigam wohl am allerwenigsten nehmen," entgegnete Richard lachend. „Wenn es auf einer Hochzeit Narren giebt, ist der Bräutigam sicherlich immer der größte darunter. Entweder ist er närrisch verliebt in seine Allerschönste, und dann hat er den Narren in seinem zärtlichen Herzen schon mit auf die Welt gebracht; oder er ist nicht närrisch verliebt, und dann ist er wieder ein Narr, daß er in diesem Falle Hochzeit macht; oder er ist auch nicht einmal geliebt, und alsdann ist er der buntscheckigste Narr, den es nur geben kann, denn dann hat seine Allerschönste selbst ihn zum Narren. Summa Summarum, ein Bräutigam sollte sich immer mit einer Narrenkappe versehen, wenn er seine liebe Närrin zum Altar führt."

Einige Schritte von dem jungen Mann entfernt stand die Braut, ein schönes, ernstes Mädchen, mit dunkeln schwarzen Augen und schwarzen Locken, aber auffallend blassen Wangen. Sie fuhr bei den Worten Richards mit der Hand zuckend nach dem Busen, gerade an die Stelle des Herzens, als empfände sie dort einen geheimen Schmerz

davon, und in ihrem Auge zerdrückte sich eine verstohlene Thräne, die ihr schnell, ehe sie die Verrätherin bergen konnte, über das Gesicht herunterfloß und auf dem weißen Brautkleide einen feuchten Fleck sichtlich hinterließ.

Niemanden schien es aufzufallen, daß über Wilhelminens Stirn in den heitern bräutlichen Myrtenkranz ein befremdendes Cypressenblatt sich mit eingeflochten hatte. Der Bräutigam setzte nach gewohnter Weise seine übermüthigen Scherze mit dem lustigen Onkel fort, die Gesellschaft begann allmählig gesprächig zu werden, die Chokolade wurde präsentirt, man schwatzte, lachte und unterhielt sich, aber die Braut stand still und einsam in der geräuschvollen Freude da.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Universalmittel

gegen alle Uebel im Staate.

Preßfreiheit.

Es giebt nur ein Mittel und nur ein Mittel, welches hülfreich seyn kann gegen alle drohende Uebel auf Erden, wenn der Mensch es aufsucht und findet. — Und das ist Wahrheit. — Die Länder, wo die Wahrheit in Fesseln gehalten wird, gleichen den Ländern, wo die Temperatur immer unter dem Gefrierpunkt ist, da kann keine Frucht reifen, da können die Geister nicht gedeihen.

Schmeichelei ist der Weg zur Lüge und die Lüge der sicherste Weg zum Verderben. Es giebt nur ein Mittel gegen die Schmeichelei, gegen Unkenntniß, Täuschung und Lüge, welche den Fürsten und Völkern gleich gefährlich werden, das ist freie Bahn für die Wahrheit, für die Gründe und Gegengründe, also Preßfreiheit.

Die Censur ist die schmählichste Knechtschaft der Gedanken, darüber sind alle ehrlichen und gescheiten Männer in Europa und Amerika einverstanden. Die Censur ist eine Kette für ehrliche Leute. Ein berühmter Staatsmann hat gesagt: er mache sich anheischig, wenn in England die freie Presse aufhören sollte, und ihm allein alle Zeitungen zu Gebote ständen, binnen 3 Monaten die englische Constitution über den Haufen zu werfen. — So groß ist die Macht der Presse, d. i. so groß ist die Macht der Wahrheit und der Lüge; ganz vornemlich wichtig ist die Preßfreiheit, als Sicherung des Volks gegen die Beamten groß und klein. Wie viel Uebel hat das Blatt nicht verhindert, weil die Beamten allzumal auf der Huth seyn müssen, ihre Macht zu mißbrauchen, wegen des Gedanken: es bleibt nicht verborgen.

Hülfe gegen Mißbrauch der Presse.

Aber die Presse, wird sie nicht mißbraucht? Ist die Preßfreiheit, die Verläumdung durch Schrift und Wort nicht eine verabscheuungswürdige, eine sträfliche Handlung? Solche Fragen sind nicht ohne Grund. — Allerdings ist Preßfreiheit ohne Strafgesetz gegen das Vergehen der Presse ein Unding und unerfahrnen deutschen Theoretikern könnte es geschehen, zu glauben, daß unbedingte Preßfreiheit bestehen könne.

Für alle öffentliche Charaktere, d. i. alle Beamte im Staate groß und klein, darf und muß Lob und Tadel öffentlich statt finden, also auch Erzählung, Untersuchung, Berichtigung alles Faktischen, während ihres ganzen Lebens. Es kann dadurch Uebel geschehen, manches Unrichtige, Gehässige kann den Weg ins Publikum finden, das ist nicht zu läugnen; aber eben so wahr ist, daß auf dem freien Felde der Preßfreiheit alle Mal das Gegengift neben dem Gifte wächst, daß alle Wunden, die durch die freie Presse geschlagen werden, eben auch durch die Presse wieder ge-

heilt werden können. Die Erfahrung lehrt, daß Schmähschriften nicht da am häufigsten sind, wo Preßfreiheit ist, sondern diese Brut schleicht am zahlreichsten einher im Reiche der Finsterniß.

Manche Anhänger des alten Systems fürchten von der Einführung der Preßfreiheit, was die alten preußischen Officiere von der Abschaffung der Stockprügel fürchteten. Andere betrachten die Sache heiterer, sie fürchten von der Abschaffung der Censur eben so wenig Uebel als aus der Unterlassung des Haarpuders erfolgt ist.

Die Wahrheit aber ist, daß Preßzwang und Preßfreiheit dieselben Epochen bezeichnen, wie die des Hühnchen im Ei und außer dem Ei. Die Wahrheit will und muß flügge werden, der Zeitpunct ist gekommen, der Sommer naht und Tausend werden schallen aus Busch und Wald, trotz allen grämlichen Censoren.

B . . . t.

Das Ohio-Thal.

(Beschluß.)

In dem ausgedehnten Thale des Monocacy, eines Seitenflusses des Potomac, hat die Natur einen reizenden Charakter. An dem rechten Ufer liegt das Städtchen Fredericktown, dessen Umgegend in dem Rufe seltener Fruchtbarkeit steht; alle landwirthschaftlichen Einrichtungen tragen das Gepräge des Wohlstandes. Als wir sechs Meilen hinter Fredericktown auf die erste Gebirgsreihe stießen, welche in Maryland und Virginien das Südgebirge genannt wird, war die Sonne bereits untergegangen. — Der Bergrücken war bis zum Gipfel mit Hochwald bewachsen. Erst am Fuße der Berge empfingen uns die Wälder, und hier waren wir alsbald von Myriaden fliegender Leuchtkäfer umglänzt, die das Licht des nächtlichen Himmels ganz entbehrlich machten. Zugleich verursachte eine Art Cicaden (Locust) ein solches Geschwirr, daß wir über eine volle Stunde nur mit erhöhter Stimme zu einander reden konnten. Von Zeit zu Zeit wurde das allgemeine Geräusch durch das Geheul von Panthern, Wölfen und Füchsen und durch das Geschrei vieler Nachtvögel übertönt. Zu diesen Eindrücken kamen die wechselnden Ansichten auf die vor und neben uns liegenden Tiefen, welche das Licht des Mondes und der Sterne in den mannigfaltigsten Schattirungen zurückwarfen.

Einer solchen Waldnacht bedurfte es, um uns recht inne werden zu lassen, daß wir in einem fernen Welttheile, über tausend Meilen von der Heimat athmeten. Es wurde beinahe Mitternacht, bis wir in Bunsberg anlangten. Dieser Ort ist etwa 55 Meilen von Baltimore entfernt, und hat, gleich allen Ortschaften im Gebirge, eine gesunde Lage. Die Hitze ist nicht so anhaltend als an der Chesapeak-Bai. Melonen gedeihen deshalb nicht besonders. — Die Heerstraße zum Ohio macht Bunsberg sehr lebhaft und Alles verkündet Wohlstand und Frohsinn. Die gefälligen Obst- und Gemüsegärten, die den Ort umgeben, und die kleinen Waldungen zwischen den Aeckern nehmen sich allerliebst aus. Von Bunsberg ging's durch Hagerstown, eine mit Fredericktown an Wohlstand zu vergleichende Stadt, zur zweiten Gebirgsreihe, dem Nordgebirge, und am dritten Tage nach der Abfahrt von Bunsberg erreichten wir das Städtchen Hencock. Es hat eine schöne Lage an dem wegen seiner malerischen Ufer gepriesenen Potomac. Man darf sich nämlich unter dem Alleghany-Gebirge keine vollkomme Wasserscheide vorstellen. Jede der einzelnen Haupt- und Nebenketten wird von Flüssen durchschnitten; so die erste Reihe vom Potomac, die zweite von der Susquehanna und vom Delaware. Wer von Baltimore oder Philadelphia zum Ohio, unterhalb Pittsburgh, reist,

stößt auf fünf, von Norden nach Südwesten laufende Reihen; zwischen denselben liegen sehr ausgedehnte Thalgründe, zum Theil eben, zum Theil wellenförmig, die hin und wieder durch ansehnliche Hügel unterbrochen werden. Die Berge sind alle vom Fuße bis zum Gipfel dicht bewaldet, und von der Heerstraße nach Wheeling läßt sich keine Spitze bemerken, welche die Höhe von 3000 Fuß übersteigt. Im südlichen Theile von Virginien sind sie höher, und im Norden sollen sich einige Kuppen bis zu 7000 Fuß erheben. Aber selbst die niedrigern Nebenreihen, deren Höhe etwa 1500 Fuß beträgt, haben ein stattliches Aussehen, da sie sehr steil emporschießen und bei einer geringen Breite, wie gigantische Bollwerke, die verschiedenen Thalgegenden von einander absondern. Die Thäler sind sehr gut angebaut, mit Höfen übersäet und enthalten eine Menge blühender Städtchen. Auf den Gebirgen sind die Pflanzungen seltener; doch darf man nicht sagen, daß die Heerstraße von Baltimore nach Wheeling durch eine Wildniß führe. Auf dem ganzen Wege findet man, in Zwischenräumen von etwa zwei Stunden, die vorzüglichsten Wirthshäuser.

Auf unserer ferneren Reise fuhren wir durch große Waldungen von Kastanien. Die Früchte waren noch nicht reif, aber doch schon von lieblichem Geschmack. Von Zeit zu Zeit wanderten Feldhühner mit Schaaren von Jungen über die Heerstraße, in solcher Ruhe, daß wir sie anfangs für zahmes Geflügel hielten. — Bei der Stadt Cumberland trafen wir zum zweiten Mal auf den Potomac, und am folgenden Tage gelangten wir zu der dritten Gebirgsreihe, oder der Hauptkette, den Alleghanys im engern Sinne. Nicht weit von dem höchsten Punkte des Weges kamen wir zu einem Hause, wo die Nacht zuvor ein großer Bär ein etwa 200 Pfund schweres Schwein aus dem Stalle geholt hatte. An dem Boden waren die Abdrücke der Tatzen des Raubthieres noch zu sehen. — Die Wirthshäuser von Baltimore nach Wheeling haben mich durch ihre Reinlichkeit und Eleganz sehr überrascht. Kostbare Fußteppiche sind etwas Gewöhnliches, obgleich die Dielen an sich auch durchgängig besser und mit weit mehr Sorgfalt zusammengefügt sind als bei uns. Zur Annehmlichkeit der Wohnungen tragen die hier häufigen Piazzas (an den Seiten der Häuser angebrachte Gallerien) wesentlich bei. Ich bin in mehreren Gasthöfen gewesen, wo die hohen Speisesäle auf bedeckte Gallerien ausgingen, welche die entzückendsten Aussichten darboten. Auf dergleichen wird schon bei der Wahl der Baustellen und bei der Richtung der Seiten der Gebäude Rücksicht genommen. Außer der guten Verpflegung waltet auch überall eine solche Ordnung in der Aufsicht über die Effekten der Einkehrenden, daß fast keine Klage möglich ist.

Die Heerstraße nach Wheeling wird mehr befahren als die ersten Straßen Europa's, und obgleich auf dem ganzen Wege kein Polizeibeamter zu sehen ist, und Niemand nach Pässen fragt, die ohnehin im Innern Amerika's völlig unbekannt sind, so fürchtet man sich doch nirgends weniger vor Dieben und Räubern als hier. Das Land steht den Guten wie den Schlechten gleich offen, und bei seiner topographischen Lage ist es weit leichter, sich den Verfolgungen der Justiz zu entziehen als in Europa. Deßhalb würde es wunderbar seyn, wenn gar keine Verbrechen vorfielen; daß aber zumal im Innern wenig geraubt und gestohlen wird, hat denselben Grund, warum man keine Bettler antrifft; es ist nämlich bequemer, den Unterhalt auf andere Weise zu erlangen.

Von Smithfield ging es über den Youghiogheny, der sich dort in einem engen, tiefen Thale windet, zu dem Lorbeer-Gebirge (Laurel-hills). Auch hier sieht man keine öde Stellen, überall

Hochwald von Fichten, Wallnußbäumen und ächte Kastanien, zwischen denen das dunkle Grün der Calmiastauden, die Gruppen von Cedern, Weymuthkiefern und Hemlok-Tannen, wovon ein angenehmes Bier bereitet wird, reizende Unterbrechungen bilden.

Das Ohio-Thal bei Wheeling ist eng, und die Stadt, welche gegen 2600 Einwohner zählt, ist auf unebenem Grunde aufgeführt. Die Länge des Ohio von Pittsburgh, wo die Vereinigung des Monongahela und des Alleghany ihn bildet, beträgt 1200 Englische Meilen; die Breite, sagt man, wechsle zwischen 1000 und 5000 Fuß. Der Strom soll nirgends reißend seyn, außer bei Louisville, in Kentukky, wo er über Felsen rauscht und in einer Strecke von zwei Meilen 22 Fuß Fall hat. Den Unterschied des niedrigsten Wasserstandes von dem höchsten berechnet man zu sechszig Fuß. Die Vegetation auf den Höhen sowohl als in den Niederungen ist sehr anziehend, und zeugt von einem weit bessern Boden als auf der Ostseite des Alleghany-Gebirges.

Edmund.

---

* Großes Institut der Mäßigkeitsvereine in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Es giebt Menschen, die von diesem großen und wichtigen Vereine nichts hören wollen und denen das Wohl der Menschheit zu wenig am Herzen liegt, als daß sie sich dafür interessiren könnten. — So wird z. B. neulich in Nro. 44 des Unterhaltungsblattes spöttisch der Aussage eines Reisenden erwähnt (und vernünftige Leute wissen doch, was davon zu halten ist, wenn solche Aussagen auch wirklich geschehen wären): „der „Mäßigkeitsverein in Amerika (als wenn es nur „Einer wäre) habe seine Dauer bei einer schmackhaften Mahlzeit und Bowle Punsch auf zehn „Jahre verlängert."

So absichtlich und unedel hingeworfnes Geschwätz, wodurch ein großer und edler Zweck, den eine große und freie Nation, vor den Augen der ganzen Welt, uneigennützig und mit Eifer und selbst systematisch zum Wohle der Menschheit verfolgt — aus Furcht vor der Nachahmung auch bey uns, und dadurch kleinen und unseligen Gewinn vielleicht um etwas geschmälert zu sehen, — eine traurige Denkart, die von keinen edeln und patriotischen Gesinnungen zeugt — als eine verächtliche Farce behandelt wird — erfordert denn ein Wort der Wahrheit hierüber, damit jeder Gutdenkende und Menschenfreund sich richtige Begriffe über dieses Wirken im Großen machen und solches auch unter uns Nachahmung finden möge.

So sey es denn hier gesagt, daß dieser patriotische Verein im Jahre 1831 bereits aus 1869 Gesellschaften und 151210 Mitgliedern bestanden hat, die seitdem noch immer mehr zugenommen und auch in England große Nachahmung gefunden haben. Der Boston-Courier lieferte damals schon untenstehendes glaubwürdige Verzeichniß darüber, woraus zur Genüge hervorgeht, wie diese große Idee im ganzen Umfange der vereinigten Staaten Wurzel gefaßt hatte und wovon die segensreichen Wirkungen, wie man weiß, sich seitdem immer mehr verbreitet haben, so daß man das unselige Laster der Trunkenheit — diese viehische Herabwürdigung der Menschheit, in diesem freien Lande bald ganz ausgerottet zu sehn hoffen darf.

So ist denn Amerika uns mit einem großen Beyspiele vorgegangen und wir wollen nicht zurückbleiben, damit auch bei uns die menschliche Vernunft nicht länger unter die Füße gerathen und zugleich das Menschengeschlecht immer mehr entnervt werden möge, das ohnehin schon so viele Schwächlinge zählt, so daß die Hoffnung, dem deutschen Vaterlande eine kräftige Nachkommenschaft erhalten zu sehen, immer mehr schwindet und so von der Mannskraft unsrer alten Vorfahren bald keine Spur mehr vorhanden seyn wird.

Die strengen Gesetze in Schweden gegen das Laster der Trunkenheit — diesem sonst so freien Lande — sind übrigens bekannt und möchten doch auch im Norden Deutschlands solche eingeführt werden, da es in dieser Hinsicht wahrlich so Noth thut!

Schon 1831 war die Anzahl der Mäßigkeits-Gesellschaften in 14 Staaten nach jener Angabe folgende:

	Gesellschaften.	Mitglieder.
Maine	126	7794
New-Hampshire	94	4279
Vermont	127	12497
Massaschusets	202	15095
Rhode-Island	19	2542
Connecticut	205	25820
(New-England) im Ganzen	773	68027
New-Jersey	51	1166
Pennsylvanien	108	4305
Delaware	2	22
Maryland	21	2089
Columbia-District	6	569
Virginien	113	6153
Nord-Carolina	22	852
zusammen	1869	151210

Also Ein tausend acht hundert neun und sechzig Gesellschaften, enthaltend: Einmal hundert und ein und funfzig tausend zwey hundert und zehn Mitglieder; die nicht allein damals schon selbst allem Branntwein und hitzigen Getränken entsagt und sich Andern als Beyspiel aufgestellt, sondern es sich zugleich zur heiligsten Pflicht gemacht haben, allem Genusse derselben bei ihren Mitbürgern durch Abrathen und ernste Vorstellungen entgegenzuwirken! Das ist wahrlich großes und rühmliches Beispiel für die Welt und zwar durch That, wahre Ausübung der Vorschriften der Moral und Religion, wovon das innere Bewußtseyn mit den seligsten Gefühlen lohnen muß!

So ist denn hiedurch eine Idee verwirklicht worden, die in ihren Folgen eine neue Aera in der moralischen Welt begründen und die Vernunft als edelste Gabe des Himmels zum unverletzlichen Heiligthume erheben, und deren Schändung und Herabwürdigung zur Thierheit durch Trunkenheit und Völlerei als Verbrechen — ja, als Selbst- und Seelenmord aufstellen und als höchste Erniedrigung vor Gott und Menschen verdammen wird!

Möchte denn so Jeder auch unter uns von dieser Ueberzeugung ergriffen werden und so auch in unserm Staate ein ähnliches Streben aller Mitglieder desselben, für das wahre sowohl moralische als physische Wohl unsrer Mitbürger nicht weniger als der ganzen Menschheit überhaupt, durch unsre Lehre und unser Beyspiel ins Leben treten und unsre Verdienste sowohl für die Mit- als Nachwelt werden unendlich groß seyn!

Zeit und Menschheit.

Wie ein ungeheurer, verworrener, wild in einander gezerrter Knäuel erscheint die Geschichte, ein Schwindel erregendes Gewühl von kämpfenden Menschen und schlagenden Armen, von geschwungenen Schwertern, wehenden Fahnen, wogenden Helmbüschen, geballten Fäusten und schnaubenden Pferden, und Blitze schlagen von Zeit zu Zeit durch die furchtbar aufgeregte Masse, und der Donner rollt, die Trompete schmettert, die Trommel lärmt, der Tod wühlt mit der Sense ergrimmt in dem rasenden Haufen, und Sterbende ächzen, Verwundete stöhnen, Weiber wehklagen, und dann wieder Siegesgeschrei und Jubeln und Jauchzen; aber die Leichen sind still, die blutend niederstürzten in der brausenden, gährenden Masse, und der Todtenfluß schwemmt sie weg, und wie Luftblasen entsteigen immer neue Leben dem sprudelnden Borne, und stürzen sich auch in den Kampf, und immer fort wüthet der Krieg, und immer arbeitet der Vulcan, und stößt Dampf und Qualm aus, wenn er am ruhigsten ist, und wenn er todt, steigt die Flammensäule über die Wolken hinaus. Wie die Sonne aber steht die Vorsehung am Himmel, und schaut hinunter in den Sturm, und ihr Strahl wird die schwüle, trübe, aufgeregte Materie klären. Nur wenigen Glücklichen ist es vergönnt, sich herauszureißen aus dem Toben der Elemente, und in besonnener Ruhe jene Klärung in ihrem eigenen Busen zu wirken, nur Wenige mögen freien Blickes über das Getümmel sich erheben und den Zweck der Verwirrung begreifen.

---

* Die beiden Betrunkenen.

A. Warum liegt wohl der Geck,
Hier in dem tiefen Dreck?
Er sollte sich ins Bett verfügen.

B. Ei seht mir den Hanswurst,
Gewiß hat er noch Durst!
Sonst würd' er längst schon bei mir liegen.

J. W. W—l.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 47.

Bremen, Donnerstag den 13. Juni 1833.

Gestorben:

Den 23. Febr. d. J. starb zu St. Thomas der Matrose des Schiffs „Harmonie" Herm. Blohm, 19 Jahr; aus Ober-Hammelwarden, Herzogthums Oldenburg.

Den 26. — — starb daselbst der Cajütwächter gedachten Schiffs Franz Meynen, 16 Jahr; aus Bremen.

Den 1. Juni. Des Dr. Medicinae Christian Schmidt Sohn, 8 Monat; Langenstraße Nro. 140.

Den 1. — Des verst. Kaufmanns Joh. Heinr. Spangenberg Wittwe, geb. Schultze, 70 J.; Obernstraße Nro. 45 (Vorstadt).

Den 1. — Des Schuhmachers Bernh. Friedr. Groweg Sohn, 1 Stunde; Tiefer N. 43.

Den 1. — Der Raschmacher Johann Berend Tretau, 75 Jahr; im Armenhause.

Den 2. — Des Glasfabrikanten Friedrich Schulze Tochter, 3 Jahr; Wachtstr. N. 43.

Den 2. — Des Lohgärbers Michael Herkloß Tochter, 15 Wochen; Osterthorssteinweg Nro. 77.

Den 3. — Der Weißgerber Johann Hinrich Mieloß, 89 Jahr; Grasmarkt Nro. 3.

Den 3. — Der Soldat im hies. Feldbataillon Christian Röver, 32 Jahr; im Hospital.

Den 3. — Der Kaufmann Friedrich August Schumacher, 57 Jahr; Martinistr. N. 40.

Den 3. — Des Strumpfwebers Jacob Ohlmeyer Sohn, 17 Wochen; am Markt Nro. 14.

Den 3. — Der Tagelöhner Johann Berend Schumacher, 78 Jahr; im Armenhause.

Den 3. — Der Landvoigt Diedrich Holsche, 52 Jahr; Steinstraße Nro. 4.

Den 3. — Des Mehlhändlers Ferdin. Grethen Tochter, 2¾ Jahr; Grafenstraße Nro. 18.

Den 3. — Wilhelm Mönningmeyer, 18 Jahr; aus Heimsen, Amts Polle.

Den 3. Juni. Des Waaren-Agent Albert Suhling, 45 Jahr; Osterstraße Nro. 67.

Den 4. — Des Blechenschlägers Joh. Philipp Frerking Ehefr., geb. Fincke, 38 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 9.

Den 4. — Des Schuhmachers Christoph Francke Tochter, 9 Monat; kl. Fischerstr. Nro. 7.

Den 5. — Des Lohndieners Christoph Heinr. Müller Tochter, 7 Monat; Elhornstraße Nro. 39.

Den 5. — Des Hökers Joh. Heinr. Esdohr Sohn, 1 J.; gr. St. Johannisstr. N. 1.

Den 5. — Der Arb. Johann Ludwig Timme, 46 Jahr; Hastedt Nro. 44.

Den 6. — Adelheid Haase, 27 Jahr; Brunssen-Gang Nro. 7.

Den 6. — Des Schneidermeisters Joh. Nicolaus Doscher Ehefr., geb. Hartmann, 75 J.; Buchtstraße Nro. 45.

Den 6. — Christian Diedr. Krüger, 76 Jahr; im Armenhause.

Den 7. — Des Branntweinbrenners Johann Philipp Lampe Sohn, 16 Wochen; Spitzenkiel Nro. 19.

Den 7. — Des Schullehrers Joh. Diedrich Conrad Ostermann Sohn, 9 Mt.; Knoopstraße Nro. 25.

Den 7. — Des Segelmachers Daniel Entholt Sohn, 15 Tage; Spielleutestraße Nro. 4.

Den 7. — Der Cigarrenmacher Wilh. Stut, 19 Jahr; gr. St. Johannisstr. Nro. 95.

Den 7. — Des verst. Waaren-Agenten Carl Christian Schmitt Sohn, 1 Jahr; Heerdenthors-Contrescarpe Nro. 15 C.

Den 8. — Der Detaillist Joh. Adolph Theodor Korten, 43 Jahr; Bürgerstraße Nro. 10.

Den 8. — Der Krameramtsgenosse Eberhard Mencke, 78 Jahr; Faulenstraße Nro. 9.

Geburten:

Den 30. Mai. Des Schneiders Andreas Müller Ehefr., geb. Lucas, am alten Steinweg Nro. 10; von einem Knaben.

Den 30. Mai. Des Polizeidieners Ernst August Friedrich Schwiering Ehefr., geb. Müller, am Osterthor; von einem Mädchen.

Den 1. Juni. Des Schuhmachermeisters Bernhard Friedr. Groweg Ehefr., geb. Cohrs, Tiefer Nro. 43; von einem Knaben.

Den 1. — Des Weinaufsehers Joh. Diedrich Behrens Ehefr., geb. Pieper, Grünenstr. Nro. 108; von einem Mädchen.

Den 1. — Des Branntweinbrenners Johann Friedrich Kahrweg Ehefr., geb. Ruhl, gr. St. Johannisstr. Nro. 93; v. e. Knaben.

Den 2. — Des Schlachtfuhrmanns Diedrich Stürmann Ehefr., geb. Bothe, Neuenstr. Nro. 19; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Reepschlägers Reinhard Dreis Ehefr., geb. Kruse, Reeperbahn Nro. 4; von einem Knaben.

Den 2. — Des Arb. Friedr. Heinr. Mattfeld Ehefrau, geborne Scharnberg, große St. Johannisstraße Nro. 208; von einem Knaben.

Den 3. — Des Schuhmachers Joh. Meyerholtz Ehefr., geborne Dornau, Neuenstraße Nro. 30; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Kappenmachers Joh. Christ. Georg Hartmann Ehefrau, geb. Andrich, gr. St. Johannisstr. N. 125; von einem Knaben.

Den 3. — Des Kaufmanns Franz Christoph Gravenhorst Ehefr., geb. Wille, Langenstr. Nro. 97; von einem Knaben.

Den 3. — Des Pastors zu U. L. Frauen Emil August Pauli Ehefr., geb. Humbert, Domshof Nro. 28; von einem Knaben.

Den 3. — Des Schuhmachers Valentin Hieronymus August Zimmermann Ehefr., geb. Wienken, gr. Sortillenstr. N. 7; v. e. K.

Den 4. — Des Schuhmachers aus Aufenau, im Königreich Baiern, Johann Zinkraut Ehefr., geb. Hannesschwäger, in einem auf der Weser liegenden Schiffe; v. e. K.

Den 4. Juni. Des Kahnschiffers Diedr. Frohböse Ehefr., geb. Uppendahl, gr. Krummenstraße Nro. 35; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Schuhmachermeisters Aug. Wilh. Grunow Ehefr., geb. Richter, Ansgariithorswallstr. Nro. 13; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Uhrmachers Georg v. Minden Ehefr., geb. Lehmann, Osterstr. Nro. 42; von einem Knaben.

Den 4. — Des Rademachers Joh. Christoph Rumpff Ehefr., geb. Göbel, Pelzerstraße Nro. 37; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Weißbäckers Hermann Meyer Ehefr., geb. Fette, Ansgariithorsstr. N. 15; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Zimmergesellen Joh. Christoph Wilh. Kunst Ehefr., geb. Liemann, Mühlendamm Nro. 8; von Zwillings-Töchtern.

Den 5. — Des Arb. Johann Friedrich Müller Ehefr., geb. Steinmetz, Geeren Nro. 9; von einem Knaben.

Den 5. — Des Schiffszimmermanns Johann Christ. Wilh. Holtz Ehefr., geb. Kammeyer, am alten Steinweg Nro. 56; v. e. Knaben.

Den 6. — Des Dr. Medicinae Carl Ludwig Leonhardt Ehefr., geb. Hofschlaeger, Sägestraße Nro. 10 A; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Schenkwirths Heinrich Oehr Ehefr., geb. Dickmann, Grünenstr. N. 117; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Arb. Christian Brasch Ehefr., geb. Zengler, Plünkenstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Branntweinbrenners Johann Hinrich Claußen Ehefr., geborne Schmidt, Schnoor Nro. 17; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Küpers Wilh. Blanke Ehefr., geborne Schmiedes, Buntenthorssteinweg Nro. 8; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Oeconom Friedrich Buschmann zu Kladdingen, Kirchspiels Stuhr, Herzogthums Oldenburg, und Luise Dorothea Bruns von Warthurm.

Der Arbeitsmann Gerd Heinrich Gräper hies. und Elisabeth Wagtschal zu Obernenland.

Der Papierhändler und Buchhalter Johann Martin Tolle und Anna Maria Bielefeld, beide von hier.

Der Arb. Diedr. Seemann hieselbst und Anna Engel Henjes aus Hastedt.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 48.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 16. Juni 1833.

Klarheit und Einfachheit, sie reichen hin,
Um euch des Lebens Zwecke darzulegen,
Um jenen ruhig stillen schönen Sinn
Der Tugend mit euch forschend zu erwägen.

H. G. Numsen.

Auszüge
aus
„Der Mönch und die Nonne."
Ein Gedicht in 6 Gesängen,
von
Dr. H. G. Numsen.
(Beschluß.)

6.

Verehrt die Männer, die das Licht entzünden,
Das durch die Nacht des Erdenlebens führt,
Die das, was gut und wahr und schön, ergründen;
O Jammer, hätten sie nicht nachgespürt
Den Keimen, die der Mensch von Gott erhalten,
Wie öde, wie verlassen wär' die Welt,
Sie würde gar nichts Gutes dann entfalten,
Vom Unsinn würden Alle arg geprellt.

Ich denk' an dich in diesem Augenblicke
O Socrates, den man vergiftet hat,
Ich denk' an dich o Heiland, den die Tücke
Der Juden höhnten auf des Pöbels Rath,
Ich denk' an dich o Luther, dem verdanken
Die Menschen Licht und Freiheit und Verstand,
Es wollte schon die ganze Welt erkranken,
Da drang dein Geist durch allen Pfaffentand.

Ich denk' an Viele, ohne sie zu nennen,
Die ewig strahlen prachtvoll, königlich,
Weil sie der rohen Küste teuflisch Brennen
Auslöschten, daß ihr Farbenspiel verblich.
Sie ehren, heißt die Wahrheit achtend lieben,
Sie preisen, heißt dem Schöpfer dankbar seyn,
Fluch dem, der ihre Thaten wollte trüben,
Fluch dem, dem ihre Weise brächte Pein.

O Gott, wer deinen Namen heilig nennet,
Dem ist die Geisteskraft das höchste Gut,
Wer deine Plane tief und gründlich kennet,
Der achtet Wahrheit höher als sein Blut.

Verachtung soll das Leben Aller drücken,
Die hochbegabten Männer Dornen streun,
Und den soll hohe Ehre schön beglücken,
Der dem Verdienste neidlos hold kann seyn.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Herr von Waldensee hatte sich inzwischen auf kurze Zeit aus dem Saale entfernt und unterdeß die noch fehlenden Zierden seiner Toilette meisterlich zu vervollständigen gewußt. Er kam jetzt erst mit der ganzen ihm eigenen Behaglichkeit zur Gesellschaft zurück, und Jeder mußte es ihm lassen, daß er die schwere Rolle eines munter geschäftigen und nach allen Seiten hin redseligen Wirths trefflich und zur allgemeinen Erheiterung seiner Gäste durchzuführen verstand. Seine natürliche Leibesschwere machte ihn in der Beweglichkeit, deren er sich zu befleißigen suchte, nur um so ergötzlicher. „Kinder!" rief er laut, indem er sich im Kreise herumdrehte, „mir springt mein altes Hagestolzenherz so vor Freude, als sollte ich selber heut Hochzeit machen. Aber ein großmüthiger Jüngling, wie ich bin, begnügt sich stets damit, nur für Andere Hymenäen zu singen. Wäre ich auch noch ein Mann für Hymen, so fände ich doch vielleicht keine Frau mehr für Hymen. Lustig! Heute ist ein schöner Tag! Heut ist Hochzeit! Ich habe schon nach unserm alten Pfarrer hinuntergeschickt, der die jungen Leute, wie sie es selbst gewünscht haben, heute trauen soll. Er hat sie getauft, er soll sie nun auch trauen! Aber wenn uns Sr. Wohlehrwürden dießmal nur keinen Streich spielen! Der gute Mann ist gestern Abend plötzlich krank geworden, und ich erwarte mit Ungeduld den Boten zurück, den ich auf Erkundigung nach ihm ausgeschickt habe. Doch fort mit allen Sorgen vor der Zeit! Schöne Braut, warum lachen Sie nicht auch einmal?" — „Du fällst ja heute ganz aus Deinem Charakter, Herr Bruder!" bemerkte der sich immer gleich bleibende Major, indem er den andern zu einem Zwiegespräch in eine Fenstervertiefung am Ende des Saals mit sich fortführte. „Ich hätte gern jetzt endlich einmal ein vernünftiges Wort über das zukünftige Schicksal unsers jungen Bräutigams mit Dir gesprochen, da wir über diesen Gegenstand noch zu wenig unsere Ansichten ausgetauscht haben. Aber erst warst Du zu träge, um uns, Deinem Versprechen gemäß, entgegenzureiten, obwohl ich gerade darauf gehofft, um, wenn wir dann zusammen vorausgeritten wären, Dir im Vertrauen einige besondere Gedanken zu eröffnen; und jetzt bist Du wieder zu beweglich und fast geckenhaft, als daß man Deiner zu einer ernsten Unterredung habhaft werden könnte. O Herr Bruder! fühlst Du nicht selbst, daß Dir alle Charakterkonsequenz, alle militairische Promptitüde, die dem Manne so Noth thut, gänzlich mangelt?" — „Dachte ich's doch, Herr Bruder, daß Du auch heute auf Dein altes Lieblingsthema zurückkommen würdest!" erwiederte ihm Herr von Waldensee, ohne sich aus seiner muntern Laune im Geringsten herausbringen zu lassen. „Dieß ist nun schon seit vierzig Jahren das beständige und fast einzige Thema unserer Unterhaltung, so oft Du aus der Stadt auf das Land zu mir herüber zu kommen beliebst. Du bist der ältere Bruder, und es ist etwas Bedeutendes aus Dir geworden. Du bist Major, Du bist sogar Adjutant des Fürsten. Da ärgerst Du Dich immer noch, daß Du aus mir, an dem Du so viel gearbeitet hast, nicht mehr hast machen können, als aus mir geworden ist. Bruder, laß Dir doch endlich die Sorgen vergehen! Ich bin nun einmal mein Lebenlang ein träges Haupt gewesen und bin auch eigentlich viel zu träge dazu, um mich gegen Deine immer-

währenden Vorwürfe wegen meiner Trägheit zu vertheidigen. Was Du mir immer von Deiner militärischen Promptitüde vorredest, ist mir nun einmal nicht gegeben, eben so wenig, nach Aemtern und Titeln zu streben. Ich bin nun einmal schlechtweg nichts als Gutsbesitzer, Herr Bruder!" — „Hättest Du darum in Deiner Jugend Jura zu studiren nöthig gehabt, um nichts als Gutsbesitzer zu werden?" entgegnete der Andere auffahrend. „Wenn ich, so wie Du, Jura studirt hätte, müßte ich jetzt Minister seyn!" — „Greife mir meine Jura nicht an, Bruder!" entgegnete Herr von Waldensee mit Eifer. „Ich habe vornehmlich das Recht des Besitzes studirt. Darum bin ich bloß Besitzer und zwar Gutsbesitzer geworden. Ich beschäftige mich lediglich mit Besitzen. Beati possidentes! Was kann man auf Erden Schöneres thun als besitzen? Nur Eines bedaure ich, was noch außerdem aus mir hätte werden können, und was doch nicht aus mir geworden ist." — „Und das wäre, Herr Bruder?" fragte der Major, indem sich seine strengen Gesichtszüge zu einem etwas spöttischen Lächeln zwangen. „Ein Schriftsteller ist eigentlich an mir der Welt verloren gegangen," sagte der Gutsbesitzer mit komischer Würde im Ausdruck. „Wenigstens hatte ich mir immer vorgenommen, einmal ein System der Faullenzerei zu schreiben, das ich ordentlich wissenschaftlich und paragraphenmäßig, in Form eines Handbuches, gewissermaßen als ein humoristisches Recht des Besitzes bearbeiten wollte; aber ich bin eben auch wieder immer zu faul gewesen, um über die Faullenzerei zu schreiben. Was die Welt an meinem Talent eingebüßt hat, hoffe ich indessen an meinem Neffen Richard verwirklicht zu sehen. Der Junge zeigt großen Beruf zum Schriftsteller, man kann es nicht leugnen. Schon als Student arbeitete er an den beliebtesten Zeitschriften mit, und führte seine witzige Rezensentenfeder, wie heut mein Koch unten den hochzeitlichen Bratspieß; ich meine, er ließ die Bücher, die er kritisirte, alle braten an dem lustigen Feuer seines Humors, daß es ein Gaudium war. Der Richard schlägt mir ganz nach, habe ich oft zu mir selbst gesagt, und weil ich den Jungen so liebe, steht es auch bei mir fest beschlossen, ihm einmal mein ganzes Vermögen zu vermachen." — „Jetzt kommst Du endlich auf den Punkt, Herr Bruder, auf den ich Dich eigentlich haben wollte!" fiel ihm der Major ins Wort. „Du weißt, der junge Mann ist noch Referendarius, und es vergeht vielleicht noch viel Zeit, ehe er, ungeachtet meiner einflußreichen Fürsprache bei unsern Fürsten, zu einem einträglichen Posten gelangt. Wir haben nun beschlossen, die beiden Leute zusammen zu geben, weil sie sich durch langen Umgang von Kindheit auf so an einander gewöhnt haben, daß es das Beste schien, ein Ehepaar aus ihnen zu machen. Ich kann jedoch meine liebe Pflegetochter Wilhelmine für jetzt nur mit einer spärlichen Mitgift bedenken. Du weißt, Herr Bruder, ich lebe bei Hofe, ich bin genöthigt, manchen Aufwand zu machen, zu dem Du als bloßer Gutsbesitzer kaum je Veranlassung hast."

In diesem Augenblick wurden die beiden Brüder in ihrer Unterredung unterbrochen. Ein Diener trat zu ihnen heran und überbrachte dem Herrn von Waldensee eine Nachricht, welche diesen plötzlich in die äußerste Bewegung zu versetzen schien. „Ist es möglich, daß ein solches Unglück sich gerade heute ereignen muß!" rief er aus, indem er sich mit Bestürzung zur Gesellschaft wandte. „Denken Sie sich, so eben erhalte ich die Botschaft, daß unser alter Pfarrer drüben gestorben ist! Der Schlag hat ihn gerührt. Friede sey mit seiner Asche! Aber was soll nun aus uns, was soll nun aus unserm Brautpaar

in der Geschwindigkeit werden? Die Stunde der Trauung ist da, die Kirchglocken läuten schon, alle Feierlichkeiten sind vorbereitet, und nun muß — Gott verzeih mir die Sünde! — ich möchte mir weiß nicht was anthun, wenn heute aus der Hochzeit nichts werden sollte."

Die (Fortsetzung folgt.)

Tipu-Sahib's-Tiger in London.

Unter den Feliskarten giebt es eine, die sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß sie fast gar nicht ihre Krallen einziehen, oder wie man sagt ein Sammtpfötchen machen kann. Es ist der Tigerwolf (Guépard oder Felis jubata). König Franz I von Frankreich besaß ein solches Thier, das zur Jagd abgerichtet war, und das einer der königlichen Jäger gewöhnlich auf der Kruppe seines Pferdes mitführte. Geßner, der Zeitgenosse dieses Königs, erwähnte dieses Thieres; man hielt aber seine Beschreibung für wenig mehr, als ein ihm aufgebundenes Mährchen, und obgleich spätere Reisende im Orient, wie Bernier, Tavernier u. a. gleichfalls von dem Tigerwolf sprachen und Alles bestätigten, was Geßner von ihm gesagt hatte, so beschäftigte die Aufmerksamkeit der Gelehrten sich doch erst wieder mit diesem Thiere, als nach der Eroberung von Seringapatnam zwei solche Tiger, die Tipu-Sahib gehört hatten, nach England gebracht wurden. Diese beiden Thiere kamen von ihren beiden frühern Wärtern begleitet an, denen sie wie der beste abgerichtete Hund gehorchten. Man schickte sie nach Windsor, und die beiden Indier baten dringend, man möchte sie nicht in Käfige einsperren, sondern frei im Park jagen lassen, wie sie es zu thun gewohnt seyen; die Wärter boten dabei ihren Kopf zum Pfande, daß die Thiere kein Unheil anrichten würden. Georg III. mochte den „greulichen Katzen" nicht wohl trauen, und befahl, daß die Tiger den gewöhnlichen Wärtern der königlichen Menagerie übergeben werden und die Indier wieder in ihre Helmath zurückkehren sollten. Nicht ohne tiefe Betrübniß konnten sich die guten Hindus von den beiden Thieren, die sie lange gepflegt hatten, trennen; sie behaupteten, die Wärter der königlichen Menagerie wüßten nicht sanft genug mit den Tigerwölfen umzugehen, und würden sie bald wieder verwildern machen.

Was sie vorausgesehen hatten, traf auch wirklich ein; die beiden in einem und demselben Käfig eingeschlossenen Thiere wurden in kurzer Zeit so wild, daß Niemand mehr ihnen nahe kommen durfte, und als an einem schönen Morgen ihre Thüre schlecht verschlossen wurde, so brachen sie aus, und schnitten, als man sie wieder in ihren Käfig treiben wollte, so bedrohliche Gesichter, daß Niemand sich ihnen zu nähern wagte. Nun befahl der König sie zu erschießen; allein zufällig erfuhren es die Hindus, die damals gerade sich einzuschiffen im Begriffe waren, und baten inständig, man möchte sie zuvor noch einen gütlichen Versuch mit ihren ehemaligen Zöglingen machen lassen. Man willigte ein, und die Hindu kamen auf einige Zeit wieder nach Windsor zurück. Als man die Pforte des Hofes öffnete, trat Einer von den Hindus ein und rief den ihm zunächst befindlichen Tiger bei seinem Namen. Allein das Thier wollte seinen alten Freund nicht mehr erkennen und knurrte mit grimmigem Gesicht. Der Hindu erschrack und kehrte sogleich um; allein bald sammelte er wieder Muth, trank ein Glas Branntwein, und ging dann von seinem Gefährten begleitet nochmals in den Hof. Jeder von ihnen hatte eine Kapuze in der Hand, womit man den Kopf der Tiger zu bedecken pflegte, etwa wie man dem Falken eine Kappe aufsetzt, bevor man ihm die Beute zeigt. Der Tigerwolf, der zuerst Zeichen seines Grimmes von sich gegeben hatte, knurrte noch mehr, als man auf ihn zuging, und als der Hindu, der

voranschritt, ihm nahe kam, stürzte er sich auf ihn, und umkrallte und zerfleischte ihm den Arm; allein im Augenblick, wo er den Kopf erhob, bedeckte ihn der andere Hindu mit der Kappe, und sogleich erinnerte sich das Thier seiner alten Gewohnheit, kauerte auf die Hinterfüße nieder und leckte seinem Wärter, den er eben voll Wuth angefallen hatte, die Hand. Dem andern Tiger brauchte man bloß die Kappe zu zeigen, als er sich auch sogleich unterwarf. Beide Thiere wurden nun wieder in ihre Käfige gebracht; allein man war hart genug, die Hindus, die ihr Leben daran gewagt hatten, um das ihrer Pfleglinge zu retten, abermals von ihnen zu trennen.

* Bemerkung.

Es ist zeither Manches über Homöopathik gesprochen und geschrieben worden, und man hat sich sogar bemüht, diese Heilart lächerlich zu machen. Die Veranlassung hierzu gab wohl zunächst ein Extrablatt bei der Bremer Zeitung, dessen eigentliche Tendenz mir, wie vielen Andern, wegen der bombastischen Schreibart unverständlich ist, und ich begreife in der That nicht, wie man auf solche Weise — so redlich es auch damit gemeint seyn mag — eine gute Sache zu fördern glaubt. Aber man sollte, wenn man auch über die Schreiberei seinen Witz zu zügeln nicht vermöchte, doch wenigstens die Sache unangefochten lassen, es sey denn, daß man im Stande wäre, a posteriori zu beweisen, daß es mit der Homöopathik und ihrem Princip, durch Symptomenähnlichkeit zu heilen, nichts sey. Ein solcher Beweis, auf Erfahrung am Krankenbette gestützt und von einem anerkannt rechtlichen Manne geführt, dem es um Wahrheit und Recht aufrichtig zu thun ist, kann die Hahnemann'sche Lehre mit einem Male stürzen und ihr unendlich mehr schaden, als alle noch so witzig geführten Raisonnements vom Schreibtische aus. Aber ein solcher Mann hat sich bis jetzt noch nicht gefunden, und möchte sich auch wohl nicht finden, da jeder Versuch, in rechtlicher Absicht gemacht, unauflöslich an die zu bekämpfende Sache bindet, wie wir dieß bereits schon häufig erfahren haben. Viele Aerzte machten, um den vermeintlichen Trug der Homöopathen zu entschleiern, Versuche, aber sie machten es genau so wie Hahnemann und wurden an diese Heilart gefesselt für ihr ganzes Leben.

Daß man sehr häufig die Wirksamkeit der kleinen Arzeneigaben unbegreiflich findet, ist sehr natürlich, da man, an Massen gewöhnt, sich nicht leicht mit den unbedeutenden Streukügelchen vertraut machen kann; aber dieß beweist und widerlegt nichts. Es bleibt uns in der Natur noch so manches Räthsel zu lösen übrig, daß es vermessen seyn würde, ohne gründliche Beweisführung darüber zum Nachtheil der Homöopathik abzusprechen.

Es ist nicht meine Absicht, Proselyten zu machen; — gehe Jeder seinen Weg — nur wünschte ich, wenn gestritten werden soll, daß mit bessern Waffen, als die des Witzes um eine Sache gekämpft werden möchte, die es wohl verdient, aus einem wissenschaftlichen Gesichtspunkte aufgefaßt zu werden, da sie das Wohl der Menschen wie das Glück derselben so nahe berührt.

* Der theure Gast.

(Schwank.)

Die Gasthöfe pflegen die Postknechte und Kutscher im Solde zu haben, ihnen Reisende zuzufahren. Da nun Ein Gasthof mit dem Andern wetteifert, sehen die fremden Transporteurs sich genöthigt dieselben zu theilen und bald diesem, bald jenem den gefahrenen Gast zuzu-

bringen. Dieß hat die Gasthöfe auf den Einfall gebracht, den Fahrposten Aufwärter entgegen zu schicken, die Fremden zur Einkehr zu nöthigen. Unlängst trafen zwei Aufwärter einen wohlgekleideten Reisenden am Posthause, jeder that sein Möglichstes ihn seinem Herrn zuzuführen, und um gewiß zu seyn, daß der Reisende ihnen nicht entschlüpfte, hatte jeder ihn an einen Rockschoß gefaßt. Beim Weggehen zerrte Einer links, der Andere rechts. Die Folge ihrer Emsigkeit war, daß jeder einen halben Rock des Reisenden behielt und er in bloßer Weste dastand. Der Rock wurde auf 30 Rthlr. geschätzt; jeder Gasthof mußte die Hälfte an den Fremden zahlen; dafür logirte er die Hälfte Zeit seines Aufenthalts in dem Einen und die andere Hälfte in dem andern Gasthofe.

* Zur Geschichte.

1817 glaubte ein Bettelbube in der Gegend von Lille einige Reisende durch den Ruf: „Es lebe Napoleon!" zum Mitleiden bewegen zu müssen. Die Reisenden warfen ihm einige Sous aus dem Wagen. Die Sache wird ruchtbar. Der Junge, seine Familie, die Reisenden wurden verhaftet; das Dorf, bei welchem die Scene vorfiel, mit militairischer Execution belegt und Laufboten nach Paris geschickt, nicht anders als ob ganz Frankreich in Gefahr wäre. Ein Auswanderer der dieß hörte, seufzte tief und sagte: Tout comme chez nous.

Humanität.

Ein Negerknabe zu Barbadoes, dem sein Herr sehr gewogen war, hatte sich, man weiß nicht, ob verirrt oder verlaufen. Sein Herr macht es bekannt. Einige Europäer finden den Knaben, eine Menge von Menschen sammelt sich um ihn her; der Knabe kriecht in eine enge Höhle, die Europäer machen Feuer vor derselben. Er springt heraus, stürzt sich in einen Teich, sie schießen auf ihn, verwunden ihn tödlich und — begraben ihn dann noch lebend. Sein Herr kommt endlich dazu, läßt ihn ausgraben, aber er ist schon todt, und die Mörder finden sich gegen den Herrn dadurch ab, daß sie den Kaufpreis des Knaben doppelt bezahlen.

Privilegirte Selbsthülfe.

In einem Zunftbriefe der Schuster vom Landgraf Ludwig I. von Hessen (1456), heißt es: „wer den gemeldeten Schuewardten ihre Schue dieblich enttrüge, dem möchten sie die Schue wieder nehmen, inwendig ihren Bänken, und möchten ihn schlagen mit Rauffen und mit Schuen unter den Bänken, daß er kaum genesen mag." — Etwas milder heißt es in dem Zierenberger Bäckerzunft-Briefe: „entwendete auch einer aus Vermessenheit seinem Bäcker sein Brod diebischer Weise, demselben mögen sie es wieder nehmen, und dem Thäter eine gute Haarfusche oder Backenstreich zum Trinkgelde geben."

Tages-Allerlei.

In England soll es neulich sieben Guineen gekostet haben, um einen Dieb von sieben Eiern zu bestrafen. Eine allerdings sehr theure Justiz! — Bei den Engländern ist indeß nichts wohlfeil, wie könnt' es also die Gerechtigkeit seyn, die allerwärts hoch im Preise steht.

Aus Vorsorge für die öffentliche Sitte und Moralität soll die päpstliche Regierung festgesetzt haben: wie lang die zu kurz gewordenen Röcke der Puppen (?) werden müssen. Die römischen Puppen erwerben sich übrigens ein Verdienst um die sehr leblose italienische Industrie, wenn sie nun mehr

Zeug zu ihren Röcken verbrauchen, und so dürfen sie den Tänzern und Tänzerinnen als Muster empfohlen werden.

In Amerika hat man die Erfahrung gemacht, daß die Blattern durch Entziehung des Lichts leichter heilen und keine Narben zurück lassen. — In geistiger Hinsicht wollen Viele jetzt die Uebel auch durch Entziehung des Lichts heilen, indeß wird es dabei ohne Narben nicht abgehen.

Ein Recensent der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" sagt: wer für Rom's Interessen schreibe, begehe Hochverrath am deutschen Vaterlande. Welch ein Egoismus liegt darin, zu sagen: „am deutschen Vaterlande" — es muß billiger Weise heißen: an der Menschheit.

Man will bemerkt haben, daß die Londoner Ehemänner durch die Heirath, im Hause ihre Bedeutung ganz verlieren und wie Fremde gehalten werden. Ist das für sie ein Glück oder ein Unglück? — Diese Frage muß erlaubt seyn, denn in manchen Familien-Kreisen befinden sich die Fremden viel besser als die Ehemänner, die zuweilen alle Sorgen tragen müssen, während für sie selbst Niemand Sorge trägt. F. Wege.

Buntes.

Was muß der Leser denken, wenn er findet, daß die Franzosen in einer beliebigen Oper, wie neulich „Pré aux Clercs," sich öfter die Marseillaise als Zwischenakt vorspielen lassen und dies bei Weigerungen stürmisch verlangen? So lange das begeisternde Wiegenlied der Freiheit gesungen wird, scheint bei Manchem der Hals nicht hinreichend, den Kopf auf dem Rumpfe fest zu halten. Der Franzose hat an einem gegebenen Schauspiel nie genug, er muß sich immer noch eines dazu machen!

„Nur ein Mensch", sagt der Prediger Vieyra (ein Portugiese), „umsegelte das Vorgebirge der guten Hoffnung vor den Portugiesen. Und wer war dies? und wie machte er es? Es war Jonas im Bauch des Wallfisches. Der Wallfisch verließ das mittelländische Meer — denn er konnte keinen andern Weg nehmen — schwamm die Küste von Afrika zur Linken, an Aethiopien und Arabien vorbei, dann in den Euphrat, näherte sich dem Ufer von Ninive, machte aus seiner Zunge eine Brücke für den Propheten und ließ ihn ans Land steigen." — Von einem Wallfisch kann man doch gewiß nicht mehr verlangen, als daß er geographische Kenntnisse und Talent zum Brücken-Bau zeigt!

Prof. Leo in seiner „Geschichte der Niederlande" behauptet, daß ein gewisser Grad von Borniertheit zu jeder Gattung von Trefflichkeit gehöre." Referent stellt das Paradoxon auf die Spitze, damit es volle Wahrheit gewinne: Wer keiner großen Dummheit fähig ist, der ist auch keiner großen Weisheit und Geisteskraft fähig. Die Gegensätze wachsen mit einander, ohne sich aufzuheben, und die größten Genie's begehen die dümmsten und tollsten Streiche; — ob sie bei der Genialität gradezu unerläßlich sind, wollen wir indeß nicht behaupten.

L. Feld.

Miscellen.

Aus Teheran sind vom 31 Oktober v. J. Briefe von Kapitän Burnes eingetroffen, worin dieser Reisende einen kurzen Bericht seiner bisherigen Wanderungen im Oriente mittheilt. „Ich schreibe jetzt, heißt es darin, aus der Hauptstadt

von Persien, wo ich nach einer Reise von zehn Monaten eben angelangt bin. Anfangs Januars verließ ich Delhi und ging im März durch eine Furt über den Indus. Dann durchreis'te ich das Königreich Kabul, und stieg über die schneeigen Höhen des Hindu Kosch in das Thal des Oxus hinab. Ich untersuchte diesen Fluß ungefähr 120 (englische) Meilen ober Balk, und ging dann zu Lande mehrere hundert Meilen weit denselben abwärts. Es ist ein schiffbarer Fluß, der dem Indus wenig nachgiebt. Vom Oxus begab ich mich nach dem Königreiche Bokhara und blieb zwei Monate in dieser Hauptstadt der Wüste. Dann ging ich die Steppe des alten Kharasm hinab, wo ich unter den herumziehenden Turkomanen zubrachte, bis ich das kaspische Meer bei Astrabad erreichte. Es war eine furchtbar gefahrvolle Unternehmung. Ich stehe jetzt im Begriff in aller Eile nach Indien zurückzukehren."

---

* Leben und leben lassen.

Ist es recht und billig, wenn ein oder mehrere Handwerker in der Gemeine wohnen, welche sich zur Kirche halten und für dieselbe contribuiren, daß (caeteris paribus) ein Arbeiter, welcher einer fremden Kirche und Gemeine angehört, den Verdienst an Kirche und Kirchengebäuden beziehe?

---

* Anfrage.

Warum bezahlt im Bremer Gebiete ein Einspänner eben so viel Chausseegeld wie ein Gespann mit 2 Pferden? Im Hannöverischen und in andern Ländern kostet er die Hälfte.

Quadrat-Räthsel.

Den reichsten Zug, den ein Netz fassen kann,
Den hab' ich heut in diesem Netz gethan:

1	2	2	1
3	1	6	5
3	6	1	5
1	4	4	1

Mit sechs Buchstaben sind zwölf Wörter drin,
Und alle deutsch, und alle gut von Sinn;
Und jedes stülpst du gleich Polypen um,
Vier bleiben, was sie sind, acht ändern um.
Doch zwei von diesen setzen Knospen an
Am letzten Glied, was ich nicht hindern kann.

1. 2. 2. 1.

Viel Füße hat mein Instrument; es kehrt
Sie himmelwärts, so lang die Ruhe währt.

1. 3. 3. 1.

Wer mich zum Maaß der Menschengröße macht,
Mit allem Recht wird der oft ausgelacht.

1. 4. 4. 1.

Dem Schmiede nöthig; seht ihr nicht, wie's glüht,
Und gleich dem Dichtergeiste Funken sprüht?

1. 5. 5. 1.

Spaziergang rückwärts, aber ohne Fuß,
Nicht weil sie gerne will, nein, weil sie muß.

3. 1. 6. 5.

Der Seele nöthig; meine Verse sind
Es für Gedanken mir, du schmückst's, mein Kind!

3. 6. 1. 5.

Du bist es mir, sind's meine Räthsel dir;
So hab' ich dich, bist du auch fern von mir.

5. 6. 1. 3.

Reis' in die Schweiz, du findest solche Stadt,
Die ihren eignen See zum Nachbar hat.

5. 1. 6. 3.

Einst in der Priester, Krieger, Henker Hand,
In Metzig, Holzstall, Küche jetzt verbannt.

4. 6. 1. 2.

Ein Held ist, wer ihn über sich erhält;
Der soll der schwerste seyn in aller Welt.

2. 1. 6. 4. 4. suche mir im Wald;
Wo Rehe sind, da findest du sie bald.

4. 1. 6. 2'. hat manch' unsichtbar Loch;
Kannst du filtriren, nenne mir sie doch.

2. 6. 1. 4. 4. trüben Trank hinein,
Bald wird er klar, wie dir mein Wörtchen seyn.

Jetzt weißt du Alles, weißt noch nichts vielleicht
Vom reichsten Netz, wozu das Deutsche reicht.

J. G. M.

---

* Logogryph.

Mein Ganzes was ich gestern sah,
War mir als Jungfrau heute nah;
Ein Zeichen weg, — so ist es da. —

J. W. W—l.

A. Daebes Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 30.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 49.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 20. Juni 1833.

Traun, schlechte Firma ist des Teufels Macht
Und Compagnie, wie Bull erfuhr:
Glück kommt in Gottes Namen nur!

* Das Lied

von dem Brauherrn Hans Bull, der durch God damn mit langem Guß beim Brauen seine Kunden verlor, welche seine Gattin — Frau Beß durch God bless mit kurzem Guß ihm wiedergewann.

Von Dr. Noeldeke.

Honesty is the best Policy.

Von Porterbier und Geldstolz aufgebläht,
In einer Hand den goldgefüllten Seckel,
Und in der andern haltend ohne Deckel
Den ausgeleerten Krug, saß Brauherr Bull,
Vom Nachtischschläfchen duftig angeweht,
In seinem Sorgenfrei, dem Polsterstuhl,
Und sann dem wuchernden Ertrag
Der ungeheuren Kufe nach.

Wenn, dacht' er bei sich selbst, ein solch Gebräu,
Wie letztes war, mir bringt so reiche Einkunft
Trotz langem Guß, dann lach' ich aus die Weinzunft
Der Port- und Scherrymacher, dann steigt hoch
Mein Glück, dann grüßt vielleicht, bei meiner Treu,
Das Volk, von mir getränkt, mich Mayor noch,
Grüßt unsre Frau, die gute Beß,
Geehrte Lady Mayorreß.

Allein der schönste Traum währt kurze Zeit;
Auch Brauherrn Bull's war nicht von langer Dauer,
Wie für die durst'ge Flur im Frühlingsschauer
Mit Regenbogenglanz des Maimonds Kuß.
Doch ihm erschien der März voll Herrlichkeit;
Von seiner Himmelsleiter stieg mit Gruß
Die Mayorschaft am letzten März
Und ward des nächsten Tages Scherz.

Denn sichtlich nahm die Zahl der Kunden ab;
Bald saß im Sorgenfrei bei leerem Beutel
Er schlaflos da und gab als thöricht, eitel,
Und träumerisch den Traum der Mayorschaft
Jüngst, so beglückend, auf. — Sein einz'ger Stab,
An dem des Glückes Rebe neue Kraft

Gewinnen mocht' und Glanz und Schein,
Schien ihm die gute Beß zu seyn.

Beß schien nicht nur, die gute ward allein
Des nicht mehr übermüth'gen Eh'hern Stütze.
Als sie ihn sah mit schiefgerückter Mütze,
Naht sie sich lächelnd seinem Gram und spricht:
Nicht mehr des Harms! Laß mein die Sorge seyn
Und mein die süße, ehrenvolle Pflicht,
Zu rufen dir das alte Glück
Sammt allen Kunden schnell zurück.

Und Hänschen nickt halbzweifelnd Beifall ihr.
Sie geht, das Maß der Kufe zu bereiten,
Kocht unter kurzem Guß, läßt gleiten
In Gottes Namen in der Kufe Bauch
Den starken Geist für krafterfülltes Bier;
Des Geistes Wiederkehr steigt unter Rauch
Weit über Ständard offenbar,
Und labt durch Duft der Schmecker Schaar.

Mit des Getränkes braunem, stolzem Saft,
Wohl eingekerkert in gewählten Flaschen,
Schickt sie, die Kunden rings zu überraschen,
Des Porters Probe ihrer Jedem zu;
Und, überzeuget von der mächt'gen Kraft
Des freigewordnen Geistes, eilt im Nu
Die alte Kundschaft wieder hin,
Ihr folgt Gedeihen und Gewinn.

So blühete durch seiner Gattin Kunst
Hans Bull's gehobnes Haus in Gottes Namen,
Dem neue stets und neue Kunden kamen,
Noch jüngst dem Falle nah durch Unbedacht
Und Trug des Brauherrn und des Bösen Dunst.
Traun, schlechte Firma ist des Teufels Macht
Und Compagnie, wie Bull erfuhr;
Glück kam in Gottes Namen nur.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Wilhelmine hatte sich Herrn von Waldensee, während er zu sprechen begonnen, mit gespannter Miene genähert. Die eben vernommene Todeskunde schien einen wunderbaren Eindruck auf das blasse Mädchen zu machen. Ihr Busen hob sich heftig auf und nieder, und dem schönen geistreichen Auge entstürzte bald ein Strom von Thränen, die sie jetzt nicht mehr zurückzuhalten sich bemühte. Ihr eigenes Leid, das ihr geheim in der Seele ruhte, schien jenen Anlaß von Außen begierig aufzunehmen, um allen verborgenen Schmerzen auf einmal freien Lauf lassen zu können, und so mochten diese Thränen, welche dem Andenken des Pfarrers, ihres ehemaligen Lehrers, flossen, mehr noch einem heimlichen Gefühl des eignen Herzens gelten. So thauen oft an fremden Schmerzen die eignen innersten unwiderstehlich auf, und das verschwiegenste Leid in uns wird gesprächig, wenn es sich in die Klage über einen andern, nicht selten ferner liegenden Gegenstand verstecken darf. „Am heutigen Tage Thränen, Minna?" fragte Richard, indem er seinen Arm um die liebenswürdige Gestalt schlang und die Bewegte durch tändelnde Liebkosungen zu trösten suchte. „Ich muß gestehen," fuhr er in seinem muntern Tone fort, der immer zugleich etwas Uebermüthiges an sich hatte, „so sehr ich den guten Pastor Loci bedaure, so kommt mir die Sache doch in diesem Augenblick mehr komisch vor, und sie könnte eher auf meine Lachlust wirken, als daß ich in sentimentale Thränen zerfließen sollte." Sie entwand sich schnell seinem Arm und trat einige Schritt von ihm zurück. „Diese theure Hand," sagte der junge Mann, indem er ihr lächelnd folgte und sie bei der Hand faßte, „dieses theure, beneidenswerthe Händchen ist dennoch mein, und wenn alle Pastoren dieser Welt der Schlag rührte. Aber unsere Liebe, Minna, ist nicht von dieser Welt, und darum sind wir ja in der unsichtbaren Kirche unsrer Gedanken längst getraut und haben in klingenden Küssen die Kopulationsgebühren dem Gott der Liebe entrichtet. Dein Herz war der Altar, Dein Händedruck war der Küster, der die Kerzen darauf anzündet, Dein Wort: ich liebe Dich! war

die Predigt, der Keiner andächtiger zuhört, als ich; folglich sind Prediger und Küster eigentlich schon abgefunden, und es war nur eine Art von Pleonasmus, daß wir uns heute noch einmal trauen lassen wollten, um uns dieser für den zierlichen Styl des Lebens nothwendigen Redefigur doch auch zu bedienen. Nun ist es freilich ein seltsames Unglück, daß heute plötzlich der Tod unsern Pleonasmus mit rother Dinte durchstreichen mußte, wie ein mürrischer Magister ein fehlerhaftes Exercitium. Aber wir wollen uns durch diesen kuriosen Querstrich nicht schrecken lassen. Was meinen Sie, meine Freunde, wenn ich mich mit meiner Wilhelmine, gleichsam dem tückischen Schicksal zum Trotz, dennoch von dem todten Pfarrer kopuliren ließe? Sie staunen Alle, Sie sehen mich verwundert an, einige der holden Damen drohen mir mit dem Finger, und selbst Onkel Waldensee schüttelt dießmal seinen gutmüthigen Kopf. Nun, könnte es nicht die Scene eines phantastischen Nachtstücks werden, wie kaum ein Hoffmann, wenn er noch lebte, oder unter den neuesten französischen Teufelschriftstellern, die ich so lieb habe, ein Balzac sie glänzender erdacht haben würde? Haha! Wir gingen in die Kirche, ließen uns den alten todten Pastor auf die Kanzel stellen, und mein Vetter Bernhard dort, der ja der Bauchredekunst mächtig ist, hielte uns aus dem Munde des Erblaßten heraus eine Trauungspredigt comme il faut. — Doch ich höre auf, dieß Bild weiter auszuführen, da meine Braut mich schon längst deßhalb zürnend ansieht; aber eine Hochzeit, denke ich, muß es auf jeden Fall heute geben, schon um Onkel Waldensee's willen, dessen gebratene Hasen und Rebhühner nicht vergebens nach uns geschmachtet haben dürfen. Ist daher nicht etwa einer der Herrn Geistlichen aus der Umgegend sogleich bereit, das heilige Werk an uns zu vollziehen, so schlage ich allen Ernsten vor, verkehrte Welt zu spielen, die ja so eigentlich die einzig interessante Welt ist, das heißt: wir feiern heute in allem Jubel das Hochzeitfest, zu dem wir einmal zusammengekommen sind, wir verzehren des Onkels Braten und trinken seinen Wein, wir lachen, scherzen und sind lustig, und wenn ich dann mit meiner Minna nach der Stadt zurückgekehrt bin, lassen wir uns dort zur Nachfeier vom Superintendenten Jitis trauen."

Während einige seiner umstehenden Freunde geneigt schienen, die kühne Phantasie des jungen Mannes, die er selbst immer in seinen Reden zum Besten zu geben bezweckte, zu bewundern, hatte ihm dagegen, Wilhelmine mit immer steigendem Unwillen zugehört. Nachdem er geschwiegen, richtete sie ihr großes, ausdrucksvolles Auge mit einem unbeschreiblich stechenden Blick auf ihn. Man sah ihr an, daß sie jetzt den Augenblick gekommen fühlte, wo sie sich aussprechen wollte und mußte; aber die eigene heftige Bewegung, die sich ihrer bemächtigt hatte, hinderte sie noch daran. Endlich trat sie mit schwankendem Schritt in die Mitte der Versammlung und sagte, zitternd vor Schmerz und Aufregung: „Die heutige Feier, zu der wir uns Alle so festlich geschmückt haben, soll und wird nimmer begangen werden! Gott bestärke mich in diesem Entschluß, der mir im jetzigen Augenblick klar geworden, und den ich hiemit offen und feierlich bekenne! Ich werde, ich will nie die Seinige werden! Andere Ansichten, andere Meinungen, andere Grundgedanken des Lebens trennen uns hierhin und dorthin in ewiger Ferne. Er hat sich heut, ihr habt es Alle vernommen, ausgesprochen in seiner gewohnten, übermüthigen Art des trivialsten Scherzes, wie er von einem ehelichen Bündniß denkt. Ich habe immer andere, ernstere, auf Gott gebaute Ansichten von der Ehe gehabt, und erkenne einen Wink des Himmels darin, daß der plötzliche Tod meines ge-

liebten Lehrers diese Verbindung, die er segnen sollte, noch zur rechten Stunde aufgehalten hat."

In diesem Augenblicke klang es wie ein heller springender Metallton auf dem Fußboden des Zimmers. Es war der goldne Verlobungsring, den sie sich, während sie gesprochen, vom Finger abgestreift hatte. „Verzeihe mir, Vater, ich kann nicht anders! ich muß gegen Deinen Willen handeln!" rief sie, und stürzte sich halb ohnmächtig in die Arme des Majors, der sich vor Erstaunen über die ganze Scene noch nicht zu sammeln vermocht hatte. Sie verbarg ihr weinendes Gesicht an dem Busen ihres väterlichen Beschützers. Da drang ebenfalls ein seltsamer klingender Ton in ihr Ohr, der einen solchen Eindruck auf sie machte, daß sie aufschrak und sich umblickte. Sie sah einen zweiten Ring neben dem ihrigen auf dem Boden liegen. Es war der Richards; der Jüngling hatte ihn mit leidenschaftlicher Heftigkeit von sich geschleudert. „Meine Verachtung hat denselben Klang, wie die Deinige! Klang und Klang sind sich begegnet und sich nichts schuldig geblieben," rief Richard aus. Seine sonst so hellen, muntern Gesichtszüge hatte plötzlich eine dunkelrothe Gluth überzogen, die ihm ein völlig verändertes, fremdes Ansehen gab. „Ach!" rief Wilhelmine und hielt beide Hände vor die Brust, wie von krampfhaften, zuckenden Schmerzen befallen. Dann eilte sie, wie eine Fliehende, mit lauten, durchdringenden Seufzern durch den Saal, ergriff die Thür und war, nachdem sie noch einmal einen Blick auf Richard zurückgeworfen, verschwunden. Unbeschreiblich war die Verwirrung und Bestürzung der übrigen Gesellschaft. Man rannte durcheinander, fragte, bedauerte, erschöpfte sich in Vermuthungen, bis sich endlich Alle zur Thür drängten, um der entflohenen Braut zu folgen. „Das sind wunderliche Leute!" sagte Herr von Waldensee, der zuletzt den Saal verließ. „Hätte ich das gewußt, wäre ich nicht einmal so früh aufgestanden. Die schöne Zeit dauert Einen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Eissturm in Pensylvanien.

Am Morgen des 8. Februars 1832 fiel nach dem Aufthauen ein starker Regen und dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht mit zunehmender Heftigkeit fort; und nun trat die seltsamste und selbst erhabenste Witterungserscheinung ein, die ich je in dieser Erdgegend wahrgenommen habe. Dieses äußerst selten vorkommende Ereigniß dehnte sich über einen sehr bedeutenden Flächenraum in diesem und dem angränzenden Staate aus, und ist gewöhnlich unter dem Namen des „Eissturms (Icestorm)" bekannt. Ich will die Sache, in soweit ich sie selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, etwas ausführlich zu beschreiben versuchen. Unmittelbar nach dem Regnen fror es, so daß die Bäume und die Erde sich mit einer dicken durchsichtigen Eiskruste überzogen und das Gehen auf dem spiegelglatten Boden äußerst mühsam war. Am folgenden Tage hatte sich auf den Aesten und Zweigen der hochstämmigen Bäume eine solche Anhäufung von Eis gebildet, daß diese das schönste und ungewöhnlichste Schauspiel darboten. Das kleine Unterholz oder Strauchwerk bog sich zu Boden, während überall die stattlichsten Hochstämme unter der ungeheuern Eislast, mit denen ihre Aeste und Zweige überzogen waren, und unter den Eiszapfen, die an jeder Spitze dicht gedrängt hingen, fast erlagen. Die starken Nadeln der Schierlingsfichte und Pechtanne waren buchstäblich eingehülset oder bildeten vielmehr gediegene Eismassen, denn der kleinste Sproß oder Halm war mehr als zolldick mit Eis umgeben, und glichen den pflanzenähnlichen Krystallbildungen. Diesen

ganzen Tag und den größten Theil der darauf folgenden Nacht hindurch fiel der Regen in Strömen, bis zuletzt der Boden vier Zoll dick mit einer klaren Eisdecke belegt war. Die durch diese Erscheinung in dem gewöhnlichen Aussehen der Wälder hervorgebrachte Veränderung war höchst auffallend. Die Gebüsche und kleineren Bäume, bis zu solchen von etwa 50 Fuß Höhe, waren jetzt ganz zur Erde gebogen und drückten aufeinander unter ihrer ungewohnten Bürde, wobei sie in mancher Hinsicht einem durch ein Gewitter umgelegten Maisfelde glichen. Die hochstämmigen Bäume beugten sich und schwankten in schwerfälligen Schwingungen herüber und hinüber; wobei ihre Aeste glitzerten, wie das reinste Krystall, und sie selbst bei dem leisesten Luftzuge an einander stießen und eine Lawine von Eis herabschüttelten. In der Nacht vom 8. und am folgenden Morgen fingen die Zweige der Bäume an, einer solchen ungewohnten Last nachzugeben. Ueberall sah und hörte man ringsum das Splittern und Krachen der obersten Aeste, die mit einem dem Zerbrechen des Glases ähnlichen, dabei aber so lautem Geräusche zur Erde fielen, daß die Wälder davon wiederhallten. Mit dem weitern Verlaufe des Tages fingen, anstatt der Aeste, ganze Bäume zu brechen an; und 24 Stunden lang bot sich das erhabenste Schauspiel, das man sich nur denken kann. Es ließ sich kein Wind verspüren, allein trotz des luftstillen Tages schien doch der ganze Hochwald in steter Bewegung, niederstürzend, zersplitternd, zerberstend, gleichsam Stück vor Stück. Krach auf Krach folgte, und zwar zuletzt so reißend schnell auf einander, und dann mit solcher allmählig verstärkter Gewalt des Schalles, daß man das unaufhörliche Losschießen von Feuerwaffen zu hören glaubte, vom einzelnen und knatternden Feuer der Außenposten bis zu dem ununterbrochenen Gebrüll einer ganzen Kanonade. 150 bis 180 Fuß hohe Fichten stürzten, andere vor sich niederreißend, donnernd zu Boden; ganze Wäldchen von Schierlingsfichten bogen sich, wie Schilfrohr, zur Erde, und die weitwurzligen breitästigen Eichen und die hochragenden Zuckerahornbäume sanken plötzlich entwurzelt wie Halme dahin. Das Gewicht der Bäume war durch die Eislast mehr denn verzehnfacht, und wo sie hinstürzten, zermalmten sie Alles mit furchtbar heftiger Gewalt. Das Schauspiel war so unbeschreiblich großartig, daß ich mich von ihm, trotz des unaufhörlich gießenden Regens, trotz der verwüstungsreichen und entsetzlichen Wirkung dieser Naturerscheinung, nicht loszureißen vermochte. Man mußte übrigens Sorge tragen, sich in einer wohlberechneten Entfernung von den umfallenden Hochstämmen zu halten. Von allen Naturschauspielen, die ich noch in den amerikanischen Hochwäldern erlebte, war dieses das furchtbarste. Nie werde ich das Brüllen, das Krachen, das Zerbersten, den donnernden Fall der entwurzelten Bäume, nie die markdurchschütternden ungewöhnlichen Töne und Erscheinungen, die das Herabstürzen solcher Klumpen von gediegenem Eise hervorbrachte, nimmermehr das plötzliche weithin schallende Getöse, wenn so ein naher Baum unter seiner Eiswucht zusammenbrach, vergessen.....! Dabei herrschte, wie gesagt, eine völlige Windstille, nur daß von Zeit zu Zeit ein schwacher Luftzug aus Südosten die höchsten Fichten leicht bewegte. Hätte sich der Wind stärker erhoben, so würde die Verwüstung noch weit schreckbarer gewesen seyn. Es war furchtbar anzusehen, wenn die mächtig hohen riesenstarken Eichen umknackten und langhin zu Boden stürzten. Diese Bäume hatten am meisten zu leiden, wie denn hier überhaupt die sogenannten sommergrünen Baumarten weniger im Stande schienen, die Last zu tragen, als die verhältnißmäßig schwerer belu-

denen wintergrünen Hölzer. Die Aeste der Eichen gaben blitzschnell nach, während das dick eingeeiste Nadellaub der Schierlingsfichten rings um die Stämme an ihren langen biegsamen Zweigen niederhing, daß sie zuletzt wie eine gediegene Masse von Eis oder eine Eissäule aussahen. Um einige Maßgaben zur Schätzung des verstärkten Gewichts, das die Bäume jetzt zu tragen hatten, zu erhalten, schnitt ich mehrere Zweige von verschiedenen Baumarten ab und wog sie, verglich sie dann, nachdem das Eis weggethaut war, und erhielt folgendes Ergebniß:

	Gew. im gefror. Zustande.	Gew. nach d. Aufthauen.
1) Ein Zweig von einer Weißfichte	15 Pf.	— ¾ Pf.
2) Ein anderer (Pinus Strobus)	17 —	— 1 —
3) Schierlingsfichten- od. Pechtannen-Zweig	20 —	— 1 —
4) Ein anderer	17 —	— ¾ —

Woraus erhellt, daß die Nadelhölzer eine fast zwanzigmal größere Last, als ihre gewöhnliche, zu tragen hatten. Der Morgen des 10. Februars war klar und frostig; der Regen hatte aufgehört, und der Wind, wiewohl man ihn immer noch kaum spürte, sich nach Nordwesten umgesetzt. Es war, als ob dem Werke der Verheerung plötzlich einiger Einhalt gethan worden sey. Es fielen weniger Aeste herab; doch hörte man noch immer von allen Seiten das laute donnerähnliche Gekrach stürzender Hochstämme weithin durch die Wälder hallen. Wer in der gefährlichen Nähe dieser Waldzerstörung wohnte, hatte zwei schlaflose Nächte. Auf einer Strecke von 15 Morgen Waldung, die ich selbst besitze, waren mir nicht weniger als 50 meiner größten Bäume auf diese Art gebrochen, und kein einziger Laubholzbaum auf derselben Fläche kam ganz davon. Dieser „Sturm" hat, wie man sich leicht denken kann, zahlreiche Unfälle und Uebelstände herbeigeführt. Nur wenige Reisende, die gerade am 9. und 10. auf dem Wege durch die Wälder waren, kamen ohne Aufenthalt und ohne daß ihre Fuhrwerke durch die umgestürzten Baumstämme gehemmt und eingeschlossen worden wären, davon. Wagen und Schlitten mußte man eben im Stiche lassen, und in einigen Fällen gelang es nur mit Mühe die Pferde zu retten. Mehrere Tage lang waren damals alle Wege dort herum von den gefallenen Baumstämmen und von den beladenen Wagen versperrt. Fast ein Jahr lang blieb die Moshannoncreek-Schifffahrt von dort aus nach dem Susquehanna durch die damals in den letztgenannten Strom gestürzten Bäume behindert. Auf den obersten Kämmen der benachbarten Alleghany-Berge, wo die Harztanne (Pinus pungens, Lambert) fast die einzigen Bäume sind, die in dieser hochgelegenen und unfruchtbaren Region einige Höhe erreichen, hatte dieser „Eissturm" eine erstaunliche Verheerung angerichtet, und an manchen Stellen nicht eine einzige Tanne stehen lassen. Besonders arg litten die Wäldchen von Weißeichen, die in zahlloser Menge entwurzelt wurden. Ueberall gingen Berichte über die Ausdehnung dieses Unwetters, das sich über Pennsylvanien und einen Theil des Staates New-York erstreckte, und über die Reisenden ein, die sich, von den gefallenen Stämmen überall eingeschlossen, genöthigt sahen, die Nacht in den Wäldern zuzubringen. Monate darnach bemerkte ich noch seine Wirkungen in den Fichtenwaldungen, auf eine Entfernung von 40 bis 50 Stunden; und die ältesten Ansiedler wissen sich, ihrer Versicherung zufolge, keines Naturereignisses zu erinnern, daß diesem an weiter Verbreitung und verheerender Wirkung gleichzusetzen wäre.

Am 12. befreite ein mit dem Thauwetter eintretender starker Regen den Hochwald bald von der Last, unter der er fast erlag.

* Thurmuhr.

Wie darf denn eine solche Unordnung seit länger als acht Tagen schon Statt finden, daß im südlichen Theile der Stadt Eine Uhr unaufhörlich grade eine Viertelstunde zu spät schlägt, gleichsam als wenn solche gegen die andern durchaus Recht behalten wollte! Giebt es denn gar keine Aufsicht darüber und darf die ganze Umgebung so unaufhörlich getäuscht werden? Es sind verdrießliche Verspätungen bereits dadurch entstanden, die reellen Schaden gebracht haben und mit Recht sollte derjenige, so dazu Anlaß gegeben hat, dafür in Anspruch genommen werden. —

Es hat diese strafbare Täuschung unter mehreren Nachtheilen der Art unter andern die Folge gehabt, daß ein mit der Post, die jetzt auf die Minute abgeht, abreisen Wollender zurück geblieben ist, und viele andere Nachtheile noch sind durch diese so vorsetzlich angerichte Verwirrung entstanden. — Die Arbeiter verspäten sich dadurch; Briefe werden zu spät abgegeben und lauter verdrießliche Unordnungen sind die Folge davon. — Und selbst heute Morgen noch hat dieses verspätete Schlagen fortgedauert.

Eine hochlöbliche Policey wird dringend gebeten, doch diesem Unfuge ein Ende zu machen und solchen für künftig vorbeugen zu wollen, da Aehnliches sich öfterer bereits ereignet und stets reellen Schaden aller Art dem Publikum gebracht hat. — Es ist zu verwundern, daß derjenige, der hier für die Richtigkeit des Schlagens zu sorgen hat, dieses nicht mit mehr Gewissenhaftigkeit wahrnimmt!

Bremen, den 19. Juni 1833.

* Vorschlag und Wunsch.

Sehr lobenswerth würde es seyn, wenn an den öffentlichen Brunnen ein Becher, wie in andern Städten, befestigt würde, damit die ärmere Klasse, die sich nur durch Wasser erquicken kann, nicht nöthig hätte, aus den Händen oder, wie öfterer bemerkt, von den Hüten zu schlürfen. — Oft kann man durch eine kleine Sache Vielen nützlich werden. A. W. S.

Menschen-Würden und Menschen-Ziel.

Parabel.

Es zog ein Pilger des Wegs daher,
Barfüßig und barhaupt, gebückt so sehr,
Der trug an Ränzel und Stab so schwer.

Und einholt den Pilger, gar wohl beschuht,
Ein Wand'rer, mit stattlichem Wamms und Hut,
Der schritt ihm vorbei mit Uebermuth.

Und hinter sich läßt Die ein Reitertroß,
Bespornt und behelmt, und bewehrt mit Geschoß,
Der stolz auf die Wandrer herab sieht vom Roß.

Vorüber den Dreien ein Trägerpaar trabt,
Das trägt in der Sänfte den feistesten Abt,
Der's Aug' an den Wandrern und Reitern labt.

Einholend die Wandrer, die Reiter, rollt
Des Königs Karosse, der, strotzend von Gold,
Hochmüthig auf Alle hernieder grollt.

Und Alle, der Pilger am Wanderstab,
Der König, der Abt, der Ritter, der Knapp,
Sie haben Alle ein Ziel nur: das Grab!

Und wenn nun den Allen ein Ziel nur besteht,
Was hat über Einen den Andern erhöht? —
„Ach Nichts, als das bessere Reisegeräth."

E. Scaevola.

* Die unerwartete Frage.

(Vorerinnerung.)

Den Stoff zu folgendem Epigramm erhielt ich durch zufällige Veranlassung aus dem Munde eines Landmanns, welcher selbst Ohr- und Augenzeuge einer Predigt gewesen war, die in der Dorf-

kirche zu M — — eines Sonntags abgekanzelt worden; deren theilweisen Inhalt er mit einer so natürlichen Unbefangenheit vortrug, daß ich eben dadurch mich gezwungen fühlte, die Glaubwürdigkeit derselben außer allen Zweifel zu ziehen. Als ich ihn fragte; ob die Gemeine Sinn für dergleichen Vorträge habe? gab er mir in plattdeutscher Sprache zur Antwort: „Og näh; de Buer will'er doch nig so recht up bieten."

Der Pfarrer Mistikus, ein Schwärmer ohne Gleichen,
Stand auf dem Redestuhl vor seiner Dorfgemein';
Um, was der innre Geist ihm Köstlich's möchte reichen
Gleich wie Ambrosia auf sie herabzustreun.
In Dunstgebilden die sein Seheraug' verkleistern,
Trägt er das Wundermal mit Salbung vor;
Kann aber mit dem All' die Menge nicht begeistern, —
Nur Einer hie und da lieh willig ihm das Ohr. —
Doch Ehren Mistikus — dem ein Gesicht erschienen
Rief zu der frommen Schaar: „Elias winket Euch!
Ihr Auserwählten dort mit heil'gen Blick und Mienen,
Wer unter Euch zieht mit ins off'ne Himmelreich? — —
Jetzt aber folgte eine feierliche Pause,
Kein Wort entschlüpfte mehr dem treuen Seelenhirt!
Der Blick schweift wild umher im weiten Gotteshause,
Und harrt bedeutungsvoll, was nun erfolgen wird.
Die Menge schien verblüfft und gafft mit offnem Munde!
Da trat ein Mann hervor und sprach zum Mistikus:
Wie meint's der Herr Pastor? „jetzt gleich in dieser Stunde?"
Doch der Apostel schwieg, und eilte schnell zum Schluß.

J. W. W — l.

* Reflexion.

Bewußtlos tritt der Mensch in diese Welt voll Licht,
Stirbt mit Bewußtseyn einst, den Tod im Angesicht.
Warum hat wohl Natur ihm dies Gefühl gegeben. —
Soll es ihm Deutung seyn, woraus den Schluß er zieht:
Daß mehr zu fürchten sey, der Eingang in das Leben
Als es der Ausgang ist — dem er entgegen sieht? —

J. W. W — l.

* Die beiden Junker.

Epigramm.

Der Erste.

Bei meiner Junkerehr'! es ist kein Kinderspiel,
Wie leicht geht nicht ein Pferd dabei zu Grunde!
Zwei Meilen ritt' ich jüngst in einer Stunde
Und wiederum zurück bis ans gewünschte Ziel;
Ist das nicht zum Erstaunen viel?

Der Andere.

Den ersten Akt sah ich von dir schon irgendwo,
Man wollte damals Hunderte pariren:
Du würdest nicht den zweiten executiren.
Dein Gaul ging durch, — und du verfehltest so —
Den Weg zurück nach Waterloo.

J. W. W — l.

Liebhaber-Treue.

Liebhaber, ewig treu, und heute so wie gestern,
Wo findet sich wohl eure Spur!
Ach, in Romanen nur,
Und allenfalls in Turteltauben-Nestern.

Cl.

* Auflösung des Logogryphs in Nro. 48:

Ida.

Auflösung des Quadrat-Räthsels in Nro. 48:

e	g	g	e
l	e	i	b
l	i	e	b
e	s	s	e

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 50.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 23. Juni 1833.

— — — — —
Nur lichte Engel laß' in seine Räume,
— Und Jeder sey dir seelenvoller Freund: —
Sie folgen dir als Nachklang sel'ger Träume,
Wenn dir die ernste Umziehzeit erscheint. Daeves.

* Das wandelbare Wesen.

Kennst du das Ding? —
Das in des Menschen Busen
Für Wahrheit, Gott und Tugend glüht;
Kennst du es nicht? —
Besungen von den Musen,
In dem ein Funken Gottes sprüht!

Kennst du das Ding? —
Das oft im Kampf des Lebens
So muthig trotzet der Gefahr;
Kennst du es nicht?
Das oft trotz allen Strebens
Zaghaft und unbeständig war. —

Kennst du das Ding?
Das oft so warm empfindet
So innig theilt der Brüder Leid;
Kennst du es nicht? —
Gar trotzig ist's und findet
Kaum wenig Lust an eigner Freud'!

Kennst du das Ding?
Das Liebe sich ersehnend,
So oft dir Schmerzen macht und Pein;
Kennst du es nicht?
Wie oft es Glück nur wähnend
Verbittert sich das frohe Seyn?

Kennst du das Ding?
Der Tummelplatz von Wesen,
Und doch nur eine Spanne groß;
Kennst du es nicht? —
Oft krank und oft genesen;
Das Leben ruht in seinem Schooß.

Kennst du das Ding?
Hört einst des Menschen Pulsschlag auf
Dann ist es aus mit Freud' und Schmerz!
Kennst du es nicht? —
Vollbracht ist dann des Pilgers Lauf —
Geheilet dann das wunde Herz!

D. Elise S. geb. M . . . r.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Der Mittag war herangekommen, die Sonne brannte ungewöhnlich schwül auf die Sommerlandschaft nieder. In der ganzen Umgegend des Landsitzes herrschte eine tiefe Stille, und man vernahm keinen Laut von den Hochzeitgästen drinnen. Von der Landstraße her kam ein Mann in eilendem Lauf herangeschritten, dessen Aeußeres einen auffallenden Anblick darbot. Eine große hagere Greisengestalt in einen zerlumpten grauen Rock gekleidet, ohne Kopfbedeckung, das flatternde gebleichte Haar frei den Lüften zum Spiel überlassend, glich er in der scheuen Hast seiner Bewegungen, mit der er sich näherte, einem unglücklichen Flüchtling, den sein Schicksal unstät ins Weite getrieben. Vor dem Landhause des Herrn von Waldensee, das einsam und abgesondert von dem übrigen entfernteren Theile des Dörfchens lag, hielt er wie erschöpft still, als überlege er, ob er einen Ruh- und Zufluchtsort hier suchen und finden dürfe. Seine Kräfte schienen ihm den Dienst zu versagen, er wankte und lehnte sich einen Augenblick an die Hausthür, um sich von der Ermattung, die ihn sichtlich befiel, zu erholen. Er seufzte schwer, und über sein von langem Unglück durchfurchtes Antlitz schlich in plötzlicher Erblassung die Anwandlung einer Ohnmacht. Von starker Natur, schien er jedoch wieder zu sich selbst zu kommen und seines Zustandes mächtig zu werden. „Habe ich nicht Ursache, mich zu freuen?" sagte er leise vor sich hin. „Ich bin meinem Kerker entronnen, mag es auch mit mir stehen, wie es will. Ich athme wieder frei, die göttliche Freiheit trägt mich wieder durch Feld und Thal, durch Stadt und Dorf, ich kann mich berauschen im Duft der Wälder, ich kann jauchzen mit den Vögeln in den Lüften. Nur eines trübt die Wonne frei zu seyn, und quält mich flüchtigen Sohn des Unglücks unabweislich; — dieß ist der fürchterliche Hunger."

Er sah sich spähend nach allen Seiten um und öffnete endlich zögernd die Hausthür. Niemand ließ sich blicken noch hören, das ganze Haus stand wie verödet. Er schritt schüchtern weiter über den Flur, hoffend, daß ihm Jemand begegnen werde, den er um eine milde Gabe, um Erquickung in seiner Noth ansprechen könne. „So weit hat mich mein Schicksal niedergedrückt, daß ich zum Bettler geworden bin!" stöhnte er in sich hinein; „aber ich bin frei!" Er wagte es endlich, an eine Thür zu klopfen, und da Niemand ihm antwortete, dieselbe zu öffnen. Er trat in ein kleines Vorzimmer, das durch eine Glasthür zu einem anstoßenden Gemach führte, in welchem er eine junge Dame, mit Lesen beschäftigt, erblickte. Ueberrascht, wie es schien, blieb er stehen und zauderte noch, seine Anwesenheit zu verrathen. Das lesende Mädchen hatte ihn indeß nicht wahrgenommen; den schönen Kopf auf den Arm gestützt, war sie in das Buch, das vor ihr lag, wunderbar vertieft, und in ihren ernsten Gesichtszügen malte sich wehmüthige Andacht. Es wogte ihr der jugendliche Busen in schnellen, lebhaften Schlägen auf und nieder; sie weinte, sie faltete ihre Hände über dem Buche zusammen und preßte, sich niederbeugend, die Stirne schmerzlich darauf. Jetzt stand sie auf und verließ durch eine gegenüberstehende Thür das Zimmer.

Ihr hätte der Flüchtling gern alle seine Bedrängnisse gestanden und Hülfe und Theilnahme von ihr begehrt. Ihre Erscheinung zog ihn zutrauensvoll an, er wollte ihr nachgehen und trat, muthiger geworden, in das Zimmer, das sie eben verlassen hatte. Das Buch, in dem sie gelesen, lag noch aufgeschlagen auf dem Tisch. Er blickte rasch hin: es war die Bibel. „Ach!

Kirche des heiligen Grabes.

Um das Grab, das unser Erlöser in seinem Leben, und nach seinem Tode, durch seine Auferstehung, so berühmt gemacht hat, haben die Christen, seit dem vierten Jahrhunderte, eine Kirche gebaut, die sie die Kirche des heiligen Grabes nennen. Sie ist, wie man aus der Abbildung sieht, sehr groß, und hat mehrere Kuppeln. Unter einer derselben befindet sich das Grab, und unter einer andern der Ort, wo Jesus gekreuzigt worden ist. Diese Kirche ist, wie alle Gebäude in Jerusalem, von Stein gebaut, und hat ein flaches Dach, auf welchem man spazieren gehen kann. Sie ist sehr alt, und hat schon manche Ausbesserung erlitten. Sie ist auch nicht groß, und hat keine Fenster. Das Licht bekommt sie durch die Thüre, und durch Löcher, die in den Kuppeln angebracht sind. Sie ist auch nicht hoch, und hat keine Thürme. Die Thüre ist klein, und sehr niedrig, damit man sich bücken muß, wenn man hineingehen will. Diese Thüre wird alle Abende zugemacht, und alle Morgen wieder aufgemacht. Der Schlüssel dazu wird von einem Türken aufbewahrt, weil die Christen in Jerusalem nicht mächtig genug sind, um ihn selbst aufbewahren zu können.

brann
landsc
Landsi
verna
nen.
eilend
einen
hager
Rock
geblei
lossen
wegu
glück
ins
Herr
dert
Dörf
übert
hier
schie
und
um
fiel,
sein
schlie
einer
jedoc
Zust
Urs
hin.
es c
wie
wie
Do
We
den

treffe ich dich hier, Freund in der Noth, Stern in der Nacht, Stimme der ewigen Hoffnung!" rief der unglückliche Mann bewegt und hob das heilige Buch empor, das prächtig in schwarzen Sammt eingebunden war. „Du gemahnst mich, wie eine alte Liebe den Treulosen, der wild und wüst abgeirrt war in alle Labyrinthe des Lebens. Mich ergreift wieder einmal eine unbezwingliche Sehnsucht nach dir und dem Gott in dir. Sonst war es mein Beruf, aus dir das Heil zu verkündigen, aber dein Wort verklang in der glühenden Wüste meines leidenschaftlichen Herzens. Ja, mein Herz ist zur Wüste geworden!" Er schlug zitternd einige Blätter um, sein Auge blieb betroffen auf einer Stelle haften. Er las mit gebrochener Stimme: „Da sprachen sie zu ihm: Was bist du denn? daß wir Antwort geben denen, die uns gesandt haben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste!" — „Ist es möglich?" rief der Erschütterte aus. „Will dein Wort mich wieder suchen? Will es in dem Augenblick, wo ich die Wüstenei meines eigenen Herzens empfinde, an die Stimme des Predigers in der Wüste, welcher der Verkündiger des Heilandes war, mich mahnen? Ja, des Herrn Predigt thut Wunder in der Wüste der Herzen, und kann wohl auch das meinige, so alt und öde es ist, wieder befruchten und aufblühen lassen im Frühling seiner Liebe. Ja, nur einen Thautropfen der Liebe in mein ödes Herz, und neue, bessere Keime wird es wieder treiben! Ich trat wie ein armer Bettler in dieß Haus, um irdische Speise zu suchen, und der Reiche oben im Himmel bietet mir hier von seiner Speise dar. Sie soll mich sättigen und erquicken, sie soll mein Almosen seyn, an dem ich zehre."

Er nahm die Bibel, ohne in seiner Aufregung zu bedenken, daß sie ihm nicht gehöre, und verließ damit das Zimmer. Draußen angekommen, lenkte er seine wankenden Schritte den Gebüschen zu, welche in einiger Entfernung das Landhaus umgaben. Hier streckte er sich hinter einem Hollunderstrauch ins Gras nieder, schlug getröstet lächelnd die Bibel auf und las das Evangelium des heiligen Johannes, aus dem jene Stelle unwiderstehlich in seine Seele gedrungen war.

(Die Forts. folgt.)

---

* Die Kirche des heiligen Grabes.

(Mit einer Steindruck-Beilage.)

Der Grund zu derselben wurde im ersten Viertel des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt auf Befehl Constantin's des Großen gelegt, welcher bekanntlich der erste Römische Kaiser war, der sich zur christlichen Religion bekannte. Als nämlich die Mutter desselben, die heilige Helena, frommen Eifers voll, noch im hohen Alter in das heilige Land gezogen war, um des Heilandes Fußtritte zu küssen, fand sie unter dem Schutte eines heidnischen Tempels, den ihr Sohn hatte zerstören lassen, das Kreuz, an welchem der Erlöser gelitten hatte, und das Grab, aus dem er wieder auferstanden war. Sie berichtete dieses an den Kaiser, und dieser ließ nun an der Stelle des Tempels eine prächtige Kirche erbauen, in welcher das gefundene Kreuz aufgestellt wurde. Ueber dem Grabe erhob sich ein Gewölbe von hohen Säulen getragen, und neben demselben wurde ein Bethaus mit kaiserlicher Pracht errichtet. Zu dem heiligen Grabe führte ein Vorhof, der mit polirten Steinen belegt und an drei Seiten mit Säulenlauben umgeben war. Der Grabeshöhle gegen Morgen ward ein Tempel, erstaunlich an Höhe, Länge und Breite aufgeführt. Die äußere Mauer desselben zierten glänzende Steine, die innern Wände bekleidete Marmor von mancherlei Farben, die Decke

schmückten die herrlichsten Arbeiten und der ganze Tempel strahlte von Gold und Edelsteinen.

Aber im Jahr 1010 ließ der Aegyptische Chalif Hakam, welcher sich in den Besitz von Jerusalem gesetzt hatte, diese prächtige Kirche zerstören. Gegen Ende seines Lebens gereute ihn jedoch die Verfolgung der Christen und er gestattete ihnen die Freiheit, die Kirchen, welche zerstört waren, wieder aufzubauen. Da erhob sich denn auch der Tempel der Auferstehung wieder aus dem Schutt, und häufiger als vormals wallfahrteten von nun an aus allen Ländern der Christenheit Schaaren von Pilgern zu demselben.

Lange Zeit hindurch wurden diese in ihrer frommen Andacht von den Mahomedanern nicht gestört, bis zum Jahr 1076. Da aber eroberten die Seldschuken, ein rohes Volk Türkischer Abkunft, das Land Palästina. Diese beschimpften die heiligen Oerter, duldeten die Andacht der gläubigen Pilger nicht mehr und übten an denselben Mißhandlungen und Gräuelthaten. Mit lauter Wehklage kehrten die Wallfahrenden in die Abendländer zurück und erzählten, was ihnen an der heiligen Stätte begegnet war, wo einst der Fuß des Erlösers gewandelt hatte. Und nun rief der Papst die ganze Christenheit auf, die Unthaten der Ungläubigen zu rächen, und das heilige Grab aus ihren Händen zu befreien. Eine fromme Begeisterung ergriff Alt und Jung; Alles rüstete sich. Ritter und Knechte, Geistliche und Laien, Männer und Weiber, Greise und Kinder stellten sich unter die Fahne des Kreuzes; Könige und Kaiser zogen an der Spitze zahlreicher Heere nach Palästina, lieferten Schlachten über Schlachten, eroberten und verloren wiederholt Jerusalem und mußten zuletzt, nach unsäglichen Mühseligkeiten und Drangsalen und nachdem Europa innerhalb zweier Jahrhunderte (von 1095 bis 1291) gegen 6 Millionen Menschen durch diese Kreuzzüge verloren hatte, das heilige Grab in den Händen der Türken lassen.

Bis auf den heutigen Tag sind diese die Herren des Landes und dulden die Andacht der Christen in der Kirche des heiligen Grabes nur darum, weil sie ihnen einen ansehnlichen Tribut zahlen.

Diese Kirche, obgleich nur ungefähr hundert Fuß lang und sechzig Fuß breit, befaßt dennoch wie man vorgiebt, in ihrem Umkreise alle die Oerter, die durch den Tod, das Begräbniß und selbst durch die Auferstehung des Erlösers merkwürdig und geheiligt worden sind. Die vordere Seite gegen Süden (Siehe die Abbildung.) ist ein ansehnliches Gebäude, an dessen äußerstem Ende zur Rechten ein Thurm steht, der jetzt verfällt, zur Linken aber eine kleine auf marmornen Pfeilern ruhende Kapelle mit einer Kuppel. Der mit Marmor gepflasterte, unter freiem Himmel liegende Vorhof ist etwa drei Stufen niedriger als die Straße und 70 bis 80 Schuh breit und eben so lang. Die Pforte der Kirche ist von Cedernholz und sehr künstlich gearbeitet. Sie wird von zwei Janitscharen bewacht. Wenn man durch die Thüre der Kirche in derselben etwa dreißig Schritte vorwärts gegangen ist, so erblickt man gegen Morgen zu den Hügel Golgatha, auf welchem Christus gekreuzigt worden seyn soll. Das innere Gewölbe der Kirche ist sehr hoch und wird von starken marmornen Pfeilern getragen. Aus dem Gewölbe erheben sich zwei Kuppeln; auf die eine derselben kann man von außen auf Treppen hinaufsteigen, die andere westliche aber schließt die Kapelle des heiligen Grabes in sich, welche angeblich gerade über der Gruft steht, wo Jesus im Todesschlummer lag. Der Thüre gegenüber in der Mitte des Kreuzganges liegt der Fläche des Fußbodens gleich, ein weißer Marmor in Form eines Grabsteins, von einem bronzenen

Gitter eingeschlossen. Hier sollen Joseph von Arimathia und Nikodemus den Leichnam des Heilandes vor seiner Beerdigung eingesalbt haben. Am östlichen Ende des Gitters ist eine kleine Kapelle, in welcher der erste Eroberer und nachmalige König Jerusalems, Gottfried von Bouillon und sein Bruder Balduin begraben liegen. Das äußerste Ende dieser Kapelle stößt an den Fuß des Golgatha oder Calvarienberges, eines Hügels der ohngefähr die Höhe eines Hauses von zwei Stockwerken hat. Man steigt zu demselben eine Treppe von 20 Stufen hinauf. Da, wo das Kreuz des Erlösers gestanden, ist ein Altar. Ganz nahe an der Stelle des Kreuzes Christi sieht man eine Spalte in den Felsen, die bei dem Erdbeben, welches sich zur Zeit des Leidens Jesu ereignete, in dem Felsen gerissen seyn soll. Der Riß sieht ganz natürlich aus; aber vorurtheilsfreien Beschauern kann es nicht entgehen, daß das Ganze ein Werk der Kunst ist. Ueberhaupt kann nur der fromme Glaube gerade an dieser Stelle, d. h. mitten in der Stadt, die Stätte der Kreuzigung und des Begräbnisses Jesu suchen, da das neue Testament (Evang. Joh. 19, 20. Hebr. 13, 12.) dieselbe ganz ausdrücklich als außerhalb der Ringmauern Jerusalems gelegen angiebt.

Wunderbar aber und fast unglaublich ist ein Umstand, der sich mit dieser berühmten Kirche im Jahr 1808 ereignete, und dessen Wahrheit keinem Zweifel unterliegt.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Oct. brach nämlich in der Kirche des heiligen Grabes aus unbekannter Veranlassung Feuer aus. Die Flammen schlugen hell lodernd empor, und ergriffen die mittlere Kuppel des Tempels, welche die Kapelle des heiligen Grabes umschließt. Bald zersprangen durch die fürchterliche Hitze die großen marmornen Säulen auf welchen die Gallerie ruhte, und darauf stürzte dieser ganze Theil des prächtigen Gebäudes in Schutt und Trümmern. Man hätte erwarten sollen, daß die brennenden Schuttmassen auch die Kapelle zertrümmern und in Asche begraben würden, da sie sich gerade unter der einstürzenden Kuppel, folglich im Mittelpunkte des Feuers befand. Aber wunderbar! nur die äußern Verzierungen dieser Kapelle wurden zerstört, das Innere aber, selbst die seidenen Teppiche, mit welchen die Wände behangen sind, und das prächtige auf Leinwand gemalte Bild, welches die Auferstehung vorstellt, und auf dem marmornen Altar steht, blieben ganz unverletzt.

Bis zum Jahre 1817 waren die Katholiken der lateinischen Kirche im Besitze des heiligen Grabes; da sie aber beim Mangel an Europäischem Geldzuflusse, den Türken nicht den hohen Tribut bieten konnten, den die Griechen boten, so ging der Besitz desselben an Letztere über.

Uebrigens fand ein Deutscher Reisender die Auftritte, von denen man Zeuge wird, wenn man die Kirche des heiligen Grabes besucht, und das Gedränge und den Lärm der Pilger, welche unaufhörlich durch die wachtstehenden Janitscharen in Ordnung gehalten werden müssen, so unfeierlich und anstößig, daß er versichert: „wäre er ein Muselmann, so hätte er hier durch nichts bewogen werden können, Christ zu werden."

C. S.

---

* An meine Mitbürger, die Auswanderer betreffend.

Unter den wieder häufig bei uns eingetroffenen Auswanderern nach Amerika, bietet sich manche beklagenswerthe Scene dar, indem es sich nicht selten trifft, daß Aeltern einige von ihren Kindern zurücklassen müssen, weil es ihnen an hinreichendem Gelde zur Ueberfahrt gebricht und sie mit zu weniger Ueberlegung in dieser Hinsicht

die Heimath verlassen haben. Da tritt nun oft furchtbare Noth und Verlegenheit ein, wenn die Stunde der Abfahrt herannaht und Bleiben oder Nichtbleiben entschieden seyn muß. Zum Entsetzen ist dieser Zustand, wo diejenigen, so ihr Schicksal forttreibt, sich von den Zurückbleibenden losreißen und die Ihrigen in einem fremden Lande und ohne Freunde und Bekannte zurücklassen müssen! Wie furchtbar da das Vater- und Mutterherz zerrissen wird, läßt sich denken!

So war es vor Kurzem noch mit einem Würtemberger der Fall, der Frau und 6 Kinder bei sich habend, mit Sorge für seine 18jährige Tochter um einen Dienst flehte, weil er solche nicht mit fortschaffen konnte! — Beiläufig klagte solcher, daß die Lasten dort jetzt unendlich größer, als unter dem vorigen Könige gewesen seyen. Dazu seyen die Mißernten mehrerer Jahre gekommen und bey der außerordentlichen Bevölkerung sey die Noth des Landes groß und keine Aussicht zum Besserwerden und Viele noch würden ein Vaterland verlassen müssen, das seine Kinder nicht mehr ernähren könne.

Sollte nicht in unsrer Stadt für einige Hülfe bei solchen schrecklichen Fällen zu sorgen seyn und sollten unsre edeldenkenden und vermögenden Mitbürger nicht gern zu einer Einrichtung die Hand bieten wollen, wodurch bei großen Verlegenheiten und Nothfällen einigermaßen ausgeholfen werden könnte? Es würde eine höchst verdienstvolle Veranstaltung und wahrlich keine verlorne Aussaat seyn, denn, abgesehen von dem lohnenden Bewußtseyn des großen Werths solcher verliehenen Hülfe und des Himmels Wohlgefallen dadurch erworben zu haben, würde unser Bremen dadurch nicht allein neuen Dank und Preis im deutschen Vaterlande erwerben, sondern auch neue Hülfe, durch das Beyspiel solcher Handlungen des Edelmuths, diesen zum Theil beklagenswerthen Pilgern in jenem neuen Vaterlande erwerben, dem solche zum Theil mit bangen Erwartungen entgegen gehen und wohin doch ihre einzigen Hoffnungen gerichtet seyn müssen.

Da übrigens allen übereinstimmendsten Nachrichten nach, Oberkanada den vereinigten Staaten, bey der bisherigen so starken Auswanderung nach letzteren, in aller Hinsicht zum Fortkommen jetzt unendlich vorzuziehen ist und in Quebeck selbst eine Gesellschaft existirt, die thätig den Einwanderern zu Hülfe kommt und den Hülfsbedürftigen Arbeit und Unterkommen zu verschaffen sorgt — sollten da nicht besondere Schritte geschehen können, um die hier Ankommenden, denen das Alles unbekannt ist, darauf aufmerksam zu machen, da Manche, besonders die Vermögenderen darunter, dann vielleicht dahin ihre Richtung nehmen und gar einen Theil der Unvermögenderen mit sich führen und auf solche Art entscheidend, für deren Wohlfahrt gesorgt werden würde?

Möchten doch diese nur auf Wahrheit beruhenden und das Heil und die Wohlfahrt deutscher Brüder bezweckenden Worte hier wohlwollende Beachtung und menschenfreundliche Theilnahme finden, da das Glück Tausender würde befördert werden können! Z.

---

* Besonderer Versuch sich Deckung zu verschaffen.

Am 8. d. Mts. kam ein junger Mann, der sich für einen Unterhändler ausgab, zu dem hiesigen Cigarrenfabrikanten, Herrn J. G. Stövesandt und begehrte Proben von Havanna-Cigarren. Diese wurden ihm mit der Bestimmung des Preises verabreicht. Bald darauf kehrte er zurück und acceptirte 7 Kisten davon, laut Abrede, gegen baare Bezahlung. Nachmittags erscheint er nun wieder mit einem Karrenschieber, hat das Geld aber nicht bey sich, und stellt es dem Fabrikanten frei, einen von seinen Leute mitzuschicken, der in einem hiesigen Handlungshause, wohin auch die Cigarren gebracht werden sollten,

die Zahlung in Empfang nehmen könne. — Herr St. schickt nun Jemand mit. Die Cigarren werden in jenem Hause abgesetzt und der Mitgesandte erhält von einem Commis desselben die Weisung, einige Augenblicke zu warten, da er erst von einem Mäkler Geld holen müsse.

Der Fabrikant wartet während dem auf die Rückkehr seines Arbeiters, den er nicht gut entbehren kann, entschließt sich selbst hinzugehen und schickt diesen, nachdem er mit der Ursache der Zögerung bekannt gemacht ist, zu Haus; er aber bleibt einstweilen bei seinen Cigarren. — Nachdem er längere Zeit gewartet hat, beginnt das Hausmädchen die Diele zu reinigen und bei dieser Gelegenheit werden die 7 Kisten in das Comptoir gesetzt, wohin er nicht unaufgefordert folgen mag. Bald darauf kommt ein anderer junger Mann mit einem Gerichtsdiener zurück, und geht mit ihm in das Comptoir. Nach einigem Verweilen kehrt der Letztere zurück, und als Herr St. nun nochmals dringend die Bezahlung oder die Cigarren von dem vorerwähnten Commis zurück verlangt, sagt ihm jener Comptoirist, die letzteren seyen mit Beschlag belegt. Herr St. wird über dieses Verfahren natürlicher Weise unwillig, und geht nur erst dann, als ihm mit gewaltsamer Entfernung gedroht wird. Er wendet sich nun an den Herrn Richter, kann aber die Aufhebung des Beschlags nicht sofort bezwecken, und erst am folgenden Dienstage wird von Gerichts wegen erkannt, daß Niemand Anspruch an dieses Fabrikat, als der Fabrikant machen könne. — Dieses jedem Bürger zur Warnung; —

Ja, ja, wäre der Versuch nicht gar zu dumm,
man sollte in Versuchung kommen, ihn gescheut
zu nennen.

---

* **Ein ehrwürdiger 76jähriger Greis,** der Kunstgärtner Herr Christ. Heinr. Schulz, ward am 21. d. M. beerdiget. — Außer seinen Angehörigen, mehreren Freunden und Bekannten, sah man in dem Gefolge die Mitglieder der zeitigen Direction der Union, wie die Mitglieder der älteren Direction, welche dadurch beurkundeten, daß sie sein Verdienst in der treuen Pflichterfüllung seiner, der Union seit 33 Jahren, von ihrer Stiftung an, als Bote geleisteten Dienste, dankbar anerkennen.

Correspondenz-Nachricht

Paris, den 27. Mai.

Da die Franzosen jetzt keinen Krieg führen, so machen sie es wie die Kinder und spielen kriegerische Komödien, um wenigstens Bravo rufen zu können. Das Maximum alles dessen, was ich in diesem Genre gesehen habe, und was die Journale im voraus als das Non plus ultra von den Zeiten der Republik bis auf die unserige verkündigten, veranstalteten gestern Abend die Gebrüder Franconi im Tivoli. Nachdem sie seit einem Monate täglich in ihrem Circus die Belagerung von Antwerpen mit einem unvergleichbaren Pompe und mit denselben Soldaten aufgeführt hatten, die diesen Winter auf den flandrischen Poldern Schlittschuh liefen, bekam der große Erfinder der Rue de Glichy, der allmälig die Ergötzlichkeiten von ganz Paris dem Publicum in seinen Anlagen feil bietet, die fürchterliche Idee, die famöse Citadelle in einer Plaine seines Gartens zu bombardieren. Dagegen konnten die Holländer nichts einwenden.

Franconi ward gerufen, und da er das Project ersprießlich fand, gab er als Theatervauban und commandirender General, der gleichwohl nie eine reelle Kugel pfeifen hörte, sogleich seinen Ingenieurs und Mineurs Befehl, das Terrain abzustecken und die Sappe zu beginnen.

In achtundvierzig Stunden war Alles fertig.

Als ich gestern, einer der ersten Zuschauer, mich um fünf Uhr auf dem Schlachtfelde einfand, erblickte ich, aus dem Gebüsche des Pavillons tretend, das ganze Gebiet des weiland so viel besprochenen Generals Chassé; im Mittelgrunde das Fort St. Laurent mit Gräben und Kanonen, dahinter die Bastion Toledo mit der ganzen Flanke des Platzes, aus dessen hohen Mauern und Wällen die Zinnen der Kirche, des Zeughauses und der großen Kaserne emporragten, und ringsum die natürlichen Schanzen und Batterien der Franzosen.

Kaum sollte man es glauben, daß Franconi zu einem solchen Kriege ein Dutzend complette Kanonen, die indeß nicht massiv, sondern nur übergossen sind, und ebenso viele Mörser in seinem Zeughause hat, und daß wirkliche Kanoniere daraus Bomben und Haubitzen schießen, die trotz der besten der königlichen Artillerie ihr Ziel erreichen, Feuerkreise beschreiben und zerplatzen. Hierin ist der Cirque olympique das einzige Institut der Welt — le temple de notre gloire, wie einmal ein Grenadier der alten Garde sagte, depuis que l'empereur est mort.

Als vor einigen Tagen die Direction des Vereins zum Ankauf oder Erlös des Hotels von Lafitte im Tivoli eine Fete gab, wozu sie freilich zehn Franken Gartenentrée nahm, fand sich nur ein kleiner Patriotismus, der kaum die tausend

Plätze des Zelttheaters füllte, wo Leclerq so interessant ist. Diesmal waren schon um sieben Uhr an fünftausend Menschen gegenwärtig, so daß die Kunstreiter im Circus, die Vaudevillisten im Theater, die beiden Salons champêtres und alle übrigen Belustigungsplätze zu gleicher Zeit ein unfaßbares Publicum hatten. Die Einnahme soll um zehn Uhr dreißigtausend Franken betragen haben; denn da der Abend schöner wurde, als der rauhwindige und regendrohende Tag versprach, so verließen viele Leute die Stadttheater, um herauszufahren.

Es war ein unbeschreiblich schöner Anblick, die Tausende zierlich geputzter Damen, aus Mangel einer hinreichenden Anzahl Bänke und Gartenstühle, auf Wald- und Rasenplätzen gelagert zu sehen, theils an der Hornmusik der Pavillonterrasse, theils an den steigenden Raketen und Wettschüssen sich ergötzend, die dort und hier auf eine feuerspeiende Taube oder auf ein Schützenziel fielen. Dazu das nahe und ferne Orchester der freien Salons mit den Zaubermelodien genialer Componisten, das Luftschifffahren in der Bahn, die Aeronautenkünste und die buntfarbigen Lampensiguren im Contraste mit des Mondes Sichel, die einen falben Schein durch das Dunkel der Bäume warf. So Etwas ist nur in Paris zu haben, und man muß gestehen, daß dabei das Ländliche mit dem Großstädtischen, der Kunst Luxus mit der Natur auf eine gefällige Weise vereinigt sind.

Um neun Uhr war ich Zeuge eines Vorfalls, der recht eigentlich die Thorheit der Franzosen charakterisirt. Sie, die in Paris täglich von ihren Vaudevillisten sich die abgeschmacktesten Dinge sagen lassen und in diesem Augenblicke jeden Abend die Zoten einer Sophie Arnould beklatschen, verließen plötzlich alle Bänke, wie wenn Wunder was Böses geschehen, als ein Acteur zu einer Actrice sagte: „Mais mademoiselle vous êtes connu pour charitable.“ Der Anstand war verletzt, ma foi, und Tivoli hat das Renommee, daß sich darin nur die anständige, die noble Welt versammelt. Ich weiß indeß sehr gut, daß zwei Drittheile des anwesenden Publicums zu der Klasse gehörten, die gar nicht wissen, was das ist: bonne grâce, und daß sie nur aufsprangen und fortliefen, weil ihre Nachbaren aufsprangen und fortliefen. Diese Pariser sind eine complette Hammelheerde. Indeß will ich bei dieser Gelegenheit gesagt wissen, daß sich der öffentliche Charakter des Volks seit der Revolution sehr geändert hat. Sie halten etwas auf den Schein der Tugend, und der König hat Dirnen aus dem Palais royal gejagt — zum großer Aerger der Engländer, die jetzt des Abends nach zehn Uhr das ganze Boulevard durchpromeniren müssen. Wozu soll aber dies erbärmliche Schminkdöschen? Ich kann mir ein tugendhaftes Paris gar nicht denken, es müßte denn eine Zeit kommen, in welcher es kein Gold und Silber mehr giebt, eine bleierne, eiserne Zeit der alten Zeit. Und das wäre doch auch am Ende sehr langweilig.

Um zehn Uhr schlug endlich die Sterbeglocke der Bastion Toledo.

Ich weiß gar nicht, wo die Menschen alle herkamen, die das mit anhören wollten; auf dem ganzen Platze war kein Platz mehr, und die niedlichsten Dämchen, die eben aus Schamhaftigkeit fortgelaufen waren, schämten sich nicht, jetzt auf Knie, Arme und Schultern, ja selbst auf die Bäume zu klettern, um die holländischen Batterien zu sehen. Dies machte das Zuschauerspiel beinahe interessanter als das Schauspiel, zumal nun die Kanonen und Mörser zu donnern anfingen, und hier und da eine holländische Granate ein Paar Blitze unter die Gruppen warf. Zwei Mädchen fielen in meiner Nachbarschaft vor Schreck in Ohnmacht, und wir mußten sehr bedauern, keine Feldchirurgen zu seyn.

Aber göttlich war dies Feuerwerk einer neuen Art, und nur zu beklagen, daß man die militairischen Operationen nicht sehen konnte, welche von beiläufig dreihundert Cavalleristen und Infanteristen, sämmtlich equipirt von Franconi, geleitet wurden. Das Fort Laurent wurde gestürmt, unterdeß die Mörserbatterien darüber hin ihre Bomben schleuderten, dann wurde die Breschebatterie dicht an die Bastion Toledo gerichtet und Feuer auf Feuer gegeben, bis die Mauer einstürzte, und die Besatzung sich ergab. Eine ganze Stunde dauerte dies Manöver, und zuletzt war die Luft so voll Pulverdampf, daß wir von der Festung nichts mehr sahen als das Blitzen der Geschütze und die glühenden Bogen und platzenden Feuersterne der Granaten, Haubitzen und Bomben. In dem Augenblicke, da die Bresche fiel, wurde ein Feuerwerk in Masse abgebrannt, die Mine gesprengt und die dreifarbige Fahne auf die Zinne gesteckt, was unter großem Bravogeschrei und Absingung des Marseillermarsches erfolgte.

Nach dem Feldzuge wurde getanzt bis Mitternacht. A. T.

A. Daves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 51.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 27. Juni 1833.

Trauet nicht den Rosen Eurer Jugend,
Trauet, Mädchen, Schmeichelworten nie;
Schönheit wird so leicht das Grab der Tugend,
Mit ihr — wie die Rose — bleichet sie.

Nach Schiller.

* Die Verwandlung der rothen Rose in eine weiße.

Aus Adonis Blut entsprossen
War der Rose Wunderpracht;
Und Cytherens Thränen flossen
Auf die Blätter jede Nacht;
Wonne reiner Liebe blüht
Wo ihr mildes Roth erglüht.

Durch des goldnen Alters Tage
Blüht sie freudig unentstellt,
Nicht getäuschter Liebe Klage
Stört den Traum der Unschulds-Welt,
Rohe Sinnenlust entweiht
Nie den Kelch der Zärtlichkeit.

Erstlingsrose, dich zu pflücken,
Deren Strauch er treu gehegt
Naht der Jüngling — Sie zu schmücken,
Die er längst im Herzen trägt —
Seht die Rose doppelt schön
An der Schöne Busen stehn!

Und im heißen Kuß begegnen
Beider Rosenlippen sich;
Und die frommen Väter segnen
Ihren Bund so tugendlich:
Liebt euch schuldlos — über's Jahr
Werdet ein beglücktes Paar!

Doch in seiner Brust erglühet
Wild die stürmische Begier;
Und schon minder fröhlich blühet
Jetzt der Strauch der Rosen ihr —
Und ihr Schutzgeist, ach! entweicht,
Zarter Unschuld Roth erbleicht.

Weinend tritt am nächsten Morgen
In den Garten sie hinaus.
Noch ist ihre Schuld verborgen;
Doch sie sieht mit Angst und Graus:

Bei der Unschuld jähem Tod,
Ist erbleicht der Rosen Roth.

Rasch, in zweifelndem Erbangen
Wirft sie sich an seine Brust:
Doch der Reue gift'ge Schlangen
Siedelten am Quell der Lust,
In der Eris Wüsteneï'n
Wandelt sich der Myrtenhain.

Und die weiße Rose, trauernd,
Wo die schön're Blüthe fiel
Warnt fortan, das Herz durchschauernd:
Flieht das leichte Minnespiel!
Sel'ger Liebe Rosenroth
Bleichet mit der Unschuld Tod.

Weihe, den 15. April
1833. G. F. Noeldeke.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit saß Herr von Waldensee mit seinem Bruder, dem Major, in dem großen Gesellschaftssaal allein. Die alten Herrn unterhielten sich mit ihrem Lieblingsspiel, einer Partie Schach. Die Hochzeitgäste waren, nach jener unglücklichen Wendung der Verhältnisse, bereits sämmtlich wieder in die Stadt zurückgefahren. „Du spielst heut entsetzlich schlecht!" sagte der Major verdrießlich. „Keine Freude, so mit Dir zu spielen. Ich bitte Dich, wo hast Du Deinen Kopf? Hättest Du Deine Figuren nur mit etwas mehr militärischer Promptitüde ins Feld geführt, Du würdest mir längst haben Schach bieten können." — „Ich bin heut zu schachmatt dazu, Bruder!" entgegnete der Andere, indem er sich eben mit seinem letzten bewegbaren Springer festrannte. „Ich bin dumm, völlig dumm, weil ich noch nicht habe daraus klug werden können, was die Capricen unsrer beiden Brautleute zu bedeuten haben sollen. Siehst Du, Bruder, das geht mir mehr im Kopf herum, als Dir, wie es scheint, weil Du vor lauter militärischer Promptitüde noch nicht zum Mitleiden mit den jungen Leuten gelangt bist. Mir thun sie leid, und ich muß wissen, wie ihnen noch zu helfen ist. Obwohl ich nichts als ein bloßer Gutsbesitzer bin, will ich doch alle meine Kräfte aufbieten, um das wetterwendische Volk wieder mit einander zu versöhnen. Ich weiß, sie haben sich in der Stille noch immer eben so lieb, wie seit Jahren; Sie müssen sich auch noch besitzen. Ich will ihnen zum Besitz verhelfen, so wahr ich selbst von Gottes Gnaden bloßer Besitzer bin! Sie sollen von Hymens Gnaden Besitzer ihrer beiderseitigen werthen Personen werden." — „Schach der Königin!" rief der Major. „Laß das junge Volk laufen mit seinen vermaledeiten Grillen. Sey beim Spiel! nimm Deine Königin in Acht!"

Herr von Waldensee deckte sich, so gut er konnte. Dann fuhr er, während der Andere über seinen Gegenzug nachdachte, zu sprechen fort: „Der närrische Kerl, der Richard, hat der schönen Wilhelmine auch Schach geboten. Ich hätte das nie gedacht; ich glaubte immer, der Junge würde bei seinem sanguinischen Temperament sich als den nachgiebigen Theil beweisen. Aber ich muß Alles wissen', sie sollen mir Beide beichten. Darum habe ich die jungen Leute um diese Stunde mit einander herbestellt; wir wollen uns hier zu einem Kriegsgericht über sie konstituiren und unser Brautpaar in den Belagerungszustand erklären. Wir wollen auf dem strengen Wege Rechtens Jeden verhören, was er gegen den Andern hat; sie sollen es sich ins Gesicht sagen, das hilft, meiner Treu! Ein ausgesprochener Haß verdünnt sich bei guten Menschen am Ende zu einer Nadelspitze, womit sie sich nur noch schäkernd in die Finger stechen, Aber mach' doch kein so böses Gesicht, Bruder Major! Unsere Parthie Schach spielen wir darum immer weiter, und ich werde gleich anfangen, mich höllisch gegen Dich zur Wehr zu setzen."

In diesem Augenblick ließ sich im Nebenzimmer eine Geige vernehmen, die in schrillenden Tönen, wie sie ein altes Instrument von sich zu geben pflegt, einen beliebten neumodischen Walzer spielte. Die beiden Alten horchten verwundert auf. Die Musik schwieg wieder, die Thür öffnete sich und Richard trat lachend und grüßend zu seinen Oheimen in den Saal. „Warst Du der lustige Musikant?" fragte ihn Herr von Waldensee. „Gottloser, ich dachte, Du würdest mit Trauerkantaten angeseufzt kommen zu dieser ernsten Stunde." — „Ich fand Deine alte halbzerrissene Geige drinnen an der Wand, Onkel," sagte Richard. „Da fiel mir ein, daß ich heut einmal zum bösen Spiel gute Miene machen müsse, und nahm das Ding herunter, um mir in meinem verunglückten Bräutigamszustande etwas Lustiges aufzuspielen. So machte ich denn eigentlich nicht sowohl zum bösen Spiel gute Miene, als vielmehr zur bösen Mine gutes Spiel. Und wo ist denn unsre Wilhelmine, unsre gute Mine, die mir so böse mitgespielt hat? Ich glaubte sie schon hier, und war auf die böse Miene gefaßt, mit der ihre Anklage gegen mich vorgebracht werde würde. Warum zögert sie so, auf den von Onkel Waldensee anberaumten Termin hier zu erscheinen? Bereitet sie sich vielleicht erst noch durch ihre Morgen-, Mittags- und Abendlektüre in der Bibel dazu vor, um mir dann mit rechter Salbung die Fehler, wegen deren sie mich haßt, zu Gemüthe führen zu können? Nnn wohl, ich mache, wie gesagt, zum bösen Spiel gute Miene, und zur bösen Mine ein möglichst gutes Spiel." Jetzt wurde die Saalthür leise aufgemacht, Wilhelmine trat zögernd und mit zur Erde gesenkten Blicken ein. Sie hatte den Brautkranz aus dem Haar gethan und allen glänzenden Schmuck abgelegt, den die beabsichtigte Festlichkeit des Tages ihr aufgedrungen hatte. In ihrer vereinfachten Erscheinung hatte die geistig zarte Gestalt etwas Rührendes gewonnen, das durch ihr jetziges, verschämtes Auftreten sich noch mehr erhöhte. „Schach der Königin!" rief der Major, ohne auf die Angekommene zu achten, seinem Mitspieler von Neuem zu. „Du kannst Deine Königin nicht mehr retten!" — „Meine Königin ist gestürzt!" klagte der Andere in seiner komischen Weise, warf die Figuren über den Haufen und sprang auf, indem er sich Wilhelminen mit galanten Kratzfüßen näherte und sie bewillkommte. „Meine Königin ist gestürzt!" sagt er zu dem ernsten schweigenden Mädchen verbindlich. „Aber Sie, noch vor Kurzem die Herzenskönigin des Tages, strahlen uns zum Trost, und ich bin der Meinung, Ihre Sache, deren Anwalt Sie selbst jetzt sein sollen, steht so gut, daß es nur eines Wortes von Ihren Lippen bedarf, um sich aus dem Schach zu ziehen und uns Alle." Sie stand sinnend da, sie erröthete in tiefdunkeln Farben. Jetzt schien sie sich zu fassen und sprechen zu wollen. Doch zuvor wandte sie ihr Auge noch einmal scharf und prüfend im Kreise umher, ihre Blicke suchten den Jüngling. Richard hatte sich in den Hintergrund des Saals zurückgezogen und stand dort, mit dem Rücken an ein Fenster gelehnt, indem er mit spöttischem Lächeln vor sich hinschaute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Transatlantische Reisebilder. *)

Das Werk, aus dem wir hier einige Auszüge mittheilen, gewinnt dadurch noch ein besonderes Interesse, daß der Verfasser seine Reise mit einer Schnelligkeit zurücklegte, die selbst in einer Zeit, wo der menschliche Scharfsinn sich in Erfindungen überbietet, um in möglich größter Schnelligkeit die Erde von einem Ende bis zum

*) Transatlantic Sketches; or a Visit to Scenes of Interest in North and South America and the West Indies etc. By Cptn. J. E. Alexander, 2vls 8vo London 1833. Bentley.

andern zu durchfliegen, immer noch wahrhaft überraschend ist. Kapitän Alexander, der auf seiner frühern mazeppaartigen Reise in Rußland und der Krimm schon bewiesen hatte, wie schnell man mit Postpferden gefördert werden kann, leistet hier noch Außerordentlicheres: er erstattet Bericht über einen Weg von 16,000 (englischen, ungefähr 4000 deutschen Meilen), den er in dem kurzen Zeitraume von einem Jahr zurücklegte. Er hatte bereits einen guten Theil der alten Welt gesehen, als ihn auch die Lust anwandelte, die neue zu besuchen; er schiffte sich also nach Südamerika ein, brachte einige Zeit unter den Pflanzern von Guiana zu, befuhr den Essequibo, drang in Urwälder ein, verkehrte mit den Indianern und erzählt sehr ergötzlich von jener unermeßlichen waldbedeckten Welt mit ihren Kaimans, Affen, wilden Schweinen, Klapperschlangen, Leoparden, Vampyren und sonstigen Bewohnern. Von Guiana wendet er sich nach Barbados, besucht Tabago, Trinidad, Jamaika und noch ein halbes Dutzend anderer westindischer Inseln, schifft dann nach Cuba über, und nachdem er, wie er selbst sagt, „viele fremde Gesichter gesehen und manche seltsame Geschichte gehört hatte," segelt er nach Neu-Orleans, fährt den Mississippi hinauf, durchreis't Tenessee und Kentucky, theils zu Fuß, theils zu Wagen, geht auf dem Ohio nach Wheeling in Virginien, dann über den Eriesee, besucht den Niagara, fährt über den Ontariosee nach York in Obercanada, von da nach Kingston, und auf dem Ottawa nach Bytown, schifft den letzten Fluß abwärts nach Montreal, geht hier nach Quebek unter Segel, wo er viele Erkundigungen über die Lage der canadischen Ansiedler einzieht, und manche interessante Gegend besucht, fährt dann auf dem See Champlain und dem Hudson nach New-York, reis't über Philadelphia und Baltimore nach Washington und kehrt endlich nach New-York zurück, von wo er sich nach Liverpool einschifft.

Um sich gegen jedes Bedenken zu verwahren, das sich bei einer Vergleichung dieser Reiseroute mit dem dazu verwendeten kurzen Zeitraume erheben möchte, sagt der Verfasser: „Vielleicht hätte ich das Geständniß, daß diese beiden Bände und eine Reise von 16,000 Meilen, zu Wasser und zu Lande binnen einem Jahre geschrieben und vollendet wurden, zurückhalten sollen, denn Viele werden ausrufen: was für gründliche Angaben lassen sich von einem Manne erwarten, der eine so große Reise im Fluge zurücklegte! Diesen diene zur Antwort, daß ich nach der neuen Welt hin und wieder zurück eine sehr schnelle Fahrt hatte: nach Südamerika drei Wochen und von Nordamerika zurück 16 Tage; nicht minder glücklich war ich bei meinem Besuche der westindischen Inseln. Je nach den Umständen hielt ich mich an den verschiedenen Orten drei bis vierzehn Tage, auch einen Monat auf, und stets bereit zu sehen und zu hören, bot ich Alles auf, um den Mangel längeren Aufenthalts bei den Menschen und in den Gegenden, die ich zu schildern versuchte, durch verdoppelte Aufmerksamkeit zu ersetzen." Mäßigkeit und geregelte Lebensweise erhielten seine Gesundheit, und machten ihn zu Ertragung großer Beschwerden geschickt. „Ich kann, sagt er, aus eigner Erfahrung, behaupten daß zwei kleine Schnitte Fleisch des Tags, nebst Milch, Brod und Gemüse unter allen Klimaten, selbst bei großen Anstrengungen, zur Leibesnothdurft hinreichen; denn selbst zu Zeiten, wo ich lange kein Fleisch gegessen hatte, legte ich in einem Tage 200 Meilen zu Pferde oder 50 zu Fuß zurück." (?)

Wie es sich indessen auch mit den Bedenklichkeiten, die sich erheben ließen, verhalten mag, so muß man dem Verfasser doch zum mindesten das Verdienst zugestehen, daß er den Leser nicht

langweilt, was die nachfolgenden Schilderungen und Anekdoten, die wir seinem Werke entnehmen, beweisen mögen.

1. Der Zitteraal. — Die Klapperschlangen.

Ich stand zu Stabroek in Guiana eben auf der Galerie eines Hauses, das einem auf halben Sold gesetzten Offizier (jetzt Pflanzer) gehörte, als ich im Garten einen großen Kübel gewahr wurde. Auf die Frage, was er enthalte, erhielt ich zur Antwort, einen elektrischen Aal; „allein, sagte mein Freund, ich habe ihn schon lange, er ist schwächlich und hat seine elektrische Kraft gänzlich verloren." Ich ging hinab, um ihn näher zu betrachten und sah nun einen braunen, plattköpfigen Aal von vier bis fünf Fuß Länge, mit breitem Schweif, der gemächlich das Innere des Kübels umkreis'te und ziemlich unheimlich aussah. Der Pflanzer hob jetzt ein Stück von einem alten eisernen Faßreif auf und sagte so ganz hin geworfen: „Wenn Sie ihn damit berühren, so werden Sie gleich sehen, daß er alle seine Kraft verloren hat." Ich that's und erhielt zu großer Belustigung meines Freundes einen solchen Stoß, daß ich fast rückwärts zu Boden geworfen wurde; obschon der Aal ganz unbeweglich schien. Diese Zitteraale geben oft zu belustigenden Auftritten mit den englischen Matrosen, die nach Stabroek kommen, Anlaß: man trägt ihnen nämlich auf, sie in die Küche zu tragen; Jack streift nun guten Muths seine Hemdärmel hinauf, fährt mit beiden Händen ins Wasser und erhält einen Schlag, der ihn ganz dämisch macht. Hat er sich von seinem Schrecken erholt, so blickt er starr vor Staunen, und den Ellbogen reibend, bald auf die Umstehenden, bald auf den Aal. „Versuch's noch einmal Jack, heißt es nun, es gilt eine Flasche Rum." Er thut's, packt seine Beute fest, grinst und flucht, erhält Schlag auf Schlag, läßt in seiner Verzweiflung den Aal fallen, und rennt davon, als wäre ihm der Satan auf den Fersen. Ein kleiner Hund, den man in einen Kübel warf, in dem sich ein Zitteraal befand, wurde von dem Schlage so betäubt, daß er untersank und nur mit Mühe gerettet werden konnte. Ein Pferd, das aus dem Kübel trinken wollte, wurde durch den Schlag beinahe bis auf die Hacken zurückgeworfen und sprengte, vor Entsetzen schnaubend, mit fliegenden Mähnen und ausgestrecktem Schweife davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nordsee. *)

Beim Anblicke der Nordsee fühle ich theekrinkendes, civilisirtes Geschöpf, daß ich noch einige Blutstropfen meiner Normännischen Ahnen in mir rinnen habe. Ich kam vom königlichen Antikencabinet, mir war so classisch ruhig zu Muth, ich hatte die schönsten Griechischen Idealformen vor Augen, ich ging nach Scheveningen, ich sah die See, die brandende, brausende Nordsee, und verweht waren meine Griechischen Ideale, und ich fühlte mich im Kern meines Wesens ganz ein anderer Mensch als ein Grieche. Der Athem der See fuhr mir durch die Brust, ihre Wellen brachen sich an meinem Herzen, wie an ihrem Ufer.

Woher dieser Zauber? Der Süden kennt ihn nicht, der Franzose fühlt ihn nicht, der Grieche ahnte ihn nicht. Ueber seiner Jonischen See, seinem Mittelmeer schwebt epische Ruhe — blauer Himmel, blaue Fluth, glückliche Inseln, goldene Aepfel, Hesperidische Gärten. Die Nordsee ist lirisch, leidenschaftlich, voll Untiefen, Klippen, Stürme, Strudel, Gefahren, Abenteuer. Im Jonischen

*) Vorstehende treffliche Schilderung enthält L. Wienbarg's Werk: „Holland in den Jahren 1831 und 1832." Hamburg, bei Hoffmann und Campe.

Meer sieht der Schiffer von Insel zu Insel den wirthlichen Rauch der Hütten aufsteigen, in der Nordsee schweift der Blick über eine unermeßliche wüste Fläche, und Land und Menschen ahnen sich nur in weiter Ferne. Im Jonischen Meere ziehen die Schiffe wie stille Schwäne durch die Fluth, in der Nordsee kreisen sie wie Möven mit flatternden Flügeln am Horizonte.

In beiden lebt die Seele der Menschen und die Seele des Nordens ist, wie ihre See, wetterwendisch, ungestüm, sehnsüchtig, sich verliebend ins Unermeßliche. Die Nordsee wird nie zum Mittelmeer und der Nordmensch nie ein Grieche trotz Winkelmann und Goethe.

Ich habe die See in allen ihren Zuständen und Beleuchtungen gesehen, bei Auf- und Untergang der Sonne, bei Mond- und Sternenlicht, im hellen Glanz des Mittags, leise athmend, wie im Traum, brüllend wie in der Wuth, gähnend wie ein Nordischer Riese, der Langeweile fühlt, mit Schweiß und Schaum bedeckt, als käme sie aus dem Kampf, himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt, immer anders, immer dieselbe.

Wie oftmals habe ich mich geschaukelt auf ihrem Rücken, als nackter Reiter die weißen Rößlein getummelt: Bald wollten sie mich am Strande absetzen, bald mit mir in die Wasserwüste durchgehen. Kam ich mir doch vor, wie Alexander, der den Bucephalus bändigt.

Alexander und ich — großer Gott!

Sittensprüche aus einem neuern chinesischen Buche.

(Aus dem Englischen.)

Jeder hat seine eigenen Ideen; unser Freund hat also auch die seinigen und hängt ihnen manchmal so fest an, daß es ihm schwer wird, davon zu lassen. Wenn es bloß gleichgültige Dinge betrifft, oder wenn seine Absichten löblich sind, so muß ersterer so viel Gefälligkeit haben, sich in ihn zu schicken. Wenn er aber, statt dieß zu thun, ihm widerstreitet, wenn er behauptet, daß seine Meinung vorgelten müsse, wenn seine Eigenliebe nachzugeben sich sträubt, was gewinnt er am Ende? Er erbittert seinen Freund und verliert nach und nach seine Zuneigung und sein Vertrauen.

Eine sehr beherzigenswerthe Regel ist die: „mehr zu denken, wenig zu reden." Ein großer Fluß von Worten blendet nur Thoren und wiegt ein einsichtvolles Stillschweigen nicht auf. Es giebt überall Fälle, wo der kluge Mann, so schön er auch zu sprechen weiß und so groß auch seine Begierde ist, seine Meinung zu sagen, seine Lippen unter einem dreifachen Siegel verschließt.

Könnten wir doch beide goldene Sprüche des Chinesen so manchem unserer Bekannten einprägen und zwar auf eine Weise, daß sie ihnen für alle Zeit vor Augen ständen! — Diejenigen werden mich wohl verstehen, die ich meine?

Karl Hälden.

Buntes.

Man macht Janin, Verfasser des „Ane mort" und andrer Leihbibliothek-Waare, den Vorwurf, daß er für alle Journale schreibe und kein Gewissen habe, entschuldigt ihn aber damit, daß er nichts dafür könne: „der arme Junge sey, wie Andre, ohne Hand und Fuß, so ohne Gewissen schon zur Welt gekommen." Darauf hat nun Jemand gefragt: ob sich das Gewissen nicht einimpfen lasse? Könnte dieß geschehen, so möchten wir uns derlei Impfe nach Deutschland kommen lassen, wo es an gewissenlosen Schriftstellern eben nicht fehlt.

Nach der Uebersicht der Ergebnisse der verschiedenen Methoden, welche man anwendet, den Stein aus der menschlichen Blase zu entfernen, hat die Lithotritie (Stein-Zermalmung) die günstigsten Resultate gegeben. Dr. Civial, der Erfinder derselben, behandelte in den Jahren 1831 und 1832 nicht weniger als 20 Kranke lithotritisch und Keiner starb davon. Bekanntlich hat der Schnitt weit ungünstigere Resultate.

Als Muhammed, der Prophet, im Januar 1017 die Stadt Kanoge in Indien eroberte, fand er in derselben 10,000 Tempel, an denen nach den Indern, bereits 340,000 Jahre vorüber gegangen seyn sollten. Bei einem derselben, angeblich vor 40,000 Jahren errichtet, ließ der Prophet seine Gelehrten zusammenberufen, um den Aberglauben der Inder zu bezeugen, weil die Welt nach den Theologen erst 7000 Jahre gestanden habe. So machen es auch unsre Gelehrten. Eine Thorheit, eine Hypothese flicken sie mit einer — zweiten und schwören jene Flicke weg, weil sie von einem Andern aufgesetzt ist.

In China kleidete ein Einwohner 32 seiner Leibeigenen als Puppen und ließ sie auf einem Saal-Boden als Schachfiguren spielen. Darüber hat ihn der Beherrscher des himmlischen Reiches zu einer Strafe von drei Millionen und lebenslänglicher Verbannung an den schwarzen Drachenfluß verurtheilt. In Europa hat die Hierarchie seit Jahrhunderten die Menschen wie Puppen behandelt und der Vernunft Schach geboten; wir haben aber keinen Drachenfluß!

In dem Gefolge eines orientalischen Fürsten sind zwei Amtleute sehr nothwendig; erstlich der Scharfrichter, als das lebendige Gesetzbuch und Todesurtheil, und zweitens ein Dichter, der nicht allein diesem Namen Ehre machen, sondern dem hohen Herrn auch durch Erzählungen die Stunden kürzen muß. Im Orient darf man sagen: Hier muß der Dichter mit dem Sultan gehen, und neben Beiden stets der Henker stehen — so wohnen Drei nun auf der Menschheit Höhen.

---

* Bemerkung.

Das Vollschlagewerk einer Kirchenuhr gerieth in Unordnung, so daß es sich nicht jederzeit um Voll auslöste, sondern einigemal erst, nachdem die Viertelglocke die erste Viertelstunde bezeichnet hatte. Sobald dies bemerkt wurde, beeilte man sich, diesen Uebelstand zu heben. Wer nun eine Uhr Ein Viertel und dann Voll schlagen hört, weiß, daß ein Fehler an der Uhr ist und richtet sich nicht darnach. Oeffentlich eine solche Sache in einem Tone zu rügen, als würde nicht gewissenhaft auf das Richtiggehen der Stadtuhren gesehen, beurkundet eine Absicht des Rügers, die Wenige gut heißen werden. Uebrigens gehen die Stadtuhren so richtig, als bei ihrem Bau nur möglich ist.

Festliche Zwecke.

So oft als jetzt, aß, trank und sang man nie
Zum „Angedenken großer Geister."
Erkennen wir jetzt mehr als je wohl sie
Als unsre geist'gen Herr'n und Meister?
Wohl kaum! — Der Größe nicht, der Freude Stern
Winkt uns — wir essen, trinken, jubeln gern;
Und toasten wir dem Größesten der Geister,
Gilt's meist nur uns und Koch und Kellermeister.

Richard Roos.

---

* Aus dem Schreiben eines reisenden Freundes.

München, den 1ℓ. Junius 1833.

Bald werden wir die Ankunft des Königs Ludwig von Baiern in Griechenland vernehmen,

woselbst solcher im strengsten Incognito, den jungen König Otto seinen Sohn, überraschen wird. —

Der Durst dieses Fürsten nach Alterthümern und nach dem lange ersehnten Anschauen dieses classischen Bodens, ist zu groß, als daß selbiger solchen länger widerstehen könnte und solcher wird daselbst nicht allein unter seinen Augen Nachgrabungen veranstalten, sondern auch Einrichtungen zu fortdauernder Ausbeute für die Zukunft treffen, (wenn anders nicht Griechenland, wie es wahrscheinlich ist, künftig selbst im Besitze dieser Schätze wird bleiben wollen) und so das Local der hiesigen, bereits so reich ausgestatteten Glyptothek, bald zu klein, um den neuen Zuwachs zu fassen und solche, wenn es nach den Wünschen dieses Fürsten gehen sollte, die erste Antiken-Sammlung in Europa und vielleicht in der Welt werden und so diese Residenz bald noch weit ausgezeichneter, mit diesen ewig werthvollen Schätzen des Alterthums, deren Werth selbst mit den vorübergehenden Jahrhunderten steigen wird, prangen.

Möge denn im Laufe künftiger Zeiten bey sich ereignenden Kriegen, nie wieder verruchte Raubsucht ihre diebischen Hände, wie wir es einst erlebt haben, nach diesen dem Staate gehörenden und als National-Eigenthum heilig seyenden Denkmälern ausstrecken und so Deutschland durch Einheit und Einigkeit fest und unerschüttert in steigender Größe seine Macht immer mehr geltend machen und unangetastet und selbst gefürchtet unter den Nationen Europas dastehen, allen übrigen vorleuchtend, in lange dauernder Ruhe und Frieden, den Platz einnehmen können, der ihm sowohl durch seinen Umfang, als durch die Zahl und Kraft und den Geist seiner Bewohner — in der Reihe der Völker gebührt! — Gedanken, die sich aufdrängen, wenn man sich hier der Betrachtung der ewig merkwürdigen Denkmäler der alten Kunst und Vollkommenheit in stiller Bewunderung hingiebt!

So wird München dann durch Anhäufung dieser Kunstschätze, vereinigt mit seiner Universität, das Athen Deutschlands und der Sitz griechischer Bildung werden und Griechenlands Jünglinge werden hier, unsre Sprache bereits erlernt habend, ihr Studium vollenden und hier jene ihrem Vaterlande entführten Schätze bewundern und ein großes Band wird Deutschland und Griechenland einst umschlingen und ewig wichtige Folgen für Beyde — ja, für ganz Europa vielleicht daraus hervor gehen und solche der Anfang einer neuen, größern und allgemeinen Bildung zunächst für ganz Deutschland vielleicht werden!

Und Alles was auf Bildung und Gelehrsamkeit Anspruch macht und dusch Reisen seine Einsichten und Kenntnisse vermehren will, wird in Zukunft dieser Stadt zuströmen und solche als die schönste Deutschlands, durch welche nunmehr die große Heerstraße nach Italien und Griechenland gehen wird, bald der Aufenthaltsort zahlloser Reisenden und besonders Engländer seyn, die durch Frankreich dahin und entweder so weiter durch Italien oder über Wien und Triest nach Griechenland eilen werden, da, vermittelst Dampfböten bald dahin zu gelangen, jetzt so leicht geworden ist. — Fast jeder aus Deutschland, Frankreich, England, Holland, Dänemark und Schweden dahin Reisende, wird in Zukunft den Weg über München wählen — zumal, da er sich daselbst mit Empfehlungen aller Art, besonders nach Griechenland wird versehen können.

Und bald wird auch in Griechenland für besseres Fortkommen gesorgt werden, woran es nach den von der Reise des Kronprinzen dahin, eingegangnen Nachrichten noch sehr gebricht und welcher Mangel besonders den an Bequemlichkeit so sehr gewöhnten Engländern den meisten Anstoß geben würde. — Dazu würde denn auch noch eine bequeme Straße queer durch, nach einem Hafen im Archipel gehören, von welchem aus die nach Constantinopel Reisenden, mit königlichen Dampfschiffen unter Griechenlands Flagge hin und zurück befördert werden könnten; wodurch der so beschwerliche und zugleich wegen der Contumaz-Anstalten so langweilige Weg durch Ungarn künftig vermieden werden könnte, da man hier weit weniger schwierig seyn und beim Eintreffen vor Constantinopel, der während der Ueberfahrt gedauerte Gesundheitszustand die sicherste Bürgschaft gewähren und übertriebnen Aufenthalt unnöthig machen würde.

Möchte bei solchen künftigen Aussichten für Baiern aber, das bisherige Mauthsystem daselbst für den Reisenden weniger drückend seyn — dieses verhaßte System, welches gleich beym Eintritt in ein Land mit Widerwillen erfüllt und die widrigsten Eindrücke zurückläßt!

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 52.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 30. Juni 1833.

— — — —
Wie zieht es leisen Wehens
Wohl in des Menschen Brust,
Er ist des Auferstehens
Sich so recht hell bewußt. Daeves.

* Die Frühlingslandschaft.

Willkommen mir Frühling, im festlichen Kleide,
Vom eisigen Schlummer des Winters erwacht!
Wohin ich mich wende, erblicke ich Freude,
Malt sich die Natur in der herrlichsten Pracht.
Es grünen die Triften,
In bläulichen Lüften
Steigt jubelnd die Lerche zum Himmel hinan.
Auf blumigem Rasen
Die Schaafheerden grasen,
Es ackert im Felde der Rosse Gespann.

All überall regt sich erneuertes Leben:
Im Thale, mit Bergen und Hügeln bekränzt,
Auf denen sich knorrige Eichen erheben,
Vom goldenen Strahle der Sonne beglänzt;
Des Kirchleins Geläute,
Durchtönet die weite
Vom Odem des Frühlings belebte Natur.
Hier grünende Felder,
Dort schattige Wälder,
Im Nebel der Berge gigantische Spur.

Des Baches Geplätscher, der schlängelnd sich windet
Durch lächelnde Wiesen, belebet das Ohr.
Und wie er hier hinter dem Dickicht verschwindet,
Fließt dort in der Ferne er wieder hervor.
Und auf seinen hellen
Sich kräuselnden Wellen
Ruht angelnd der Fischer im schaukelnden Kahn.
Der Jäger gelehnet
Am Eichbaume, wähnet
Auflauernd ein wildes Geflügel zu fah'n.
Es schreiet der Kukuk versteckt in der Ferne
Zur Freude der Kinder sein eintönig Lied.
Es hätte der Knabe den Schmetterling gerne,
Der neckend dem kleinen Verfolger entflieht.
Dort drüben am Bache
Erhebt sich der Drache
Vom Winde getragen, in bläuliche Luft.

Rings um mich herrscht Freude,
Im farbigen Kleide
Entströmet der Blume balsamischer Duft!

Drum laßt uns den gütigen Geber stets loben,
Der uns auch den Frühling auf's neue geschenkt!
Der dankende Blick sey zu ihm stets erhoben,
Der Alles im Weltall regieret und lenkt.
Drum lasset uns streben,
Rein vor ihm zu leben,
Ihn stets zu verehren mit dankendem Sinn.
Dann blüht uns sein Segen
Auf jeglichen Wegen,
Dann streut er der Freuden unzählige hin!

F. A.....f.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

„Ich soll sagen, warum ich heut, und, wie es scheint, so plötzlich die erste Ursache der Trennung einer lange gehegten und vorbereiteten Verbindung wurde," so begann Wilhelmine mit zitternder Stimme und senkte, während sie sprach, ihr Köpfchen wieder schüchtern auf die Brust herab. „Meine Pflicht ist wohl, Ihnen, meine väterlichen Freunde und Beschützer, deren Wunsch diese Verbindung war, Rechenschaft zu geben von dem, was ich that; aber wie ich es unternehmen, wie ich es aussprechen soll, weiß ich selbst nicht in diesem Augenblick. Und was habe ich denn gethan? Ich habe mein Gefühl walten und entscheiden lassen, ich habe der innern Stimme gehorcht, die mir so oft das Rechte gerathen hat. Es war ein Irrthum, daß er und ich für einander bestimmt seyen. Die lange Gewohnheit des täglichen Umgangs hat diesen Irrthum erzeugt, die Selbsttäuschung hat ihn gepflegt und groß genährt, das gegebene Wort schien ihn unwiderruflich gemacht zu haben. Er war zu einer Fessel für uns geworden, an der sich unsre widerstrebenden Herzen heimlich wund rieben, ohne es sich selbst gestehen zu wollen. Ein geborner Widerstreit der Naturen tritt zwischen uns beide. Richard ist heiter und ausgelassen, ich bin ernst und traurig; er verletzt leicht in seiner übermüthigen Laune, ich werde leicht verletzt. Er scherzt, wo ich weine, er spottet, wo ich Andacht empfinde, er höhnt, wo ich liebe. Mit einem Wort: er ist ein neumodischer Humorist! Ja, diese Richtung, der er sich erst in den letzten Jahren so entschieden und gänzlich hingegeben, ist es gerade, die uns für immer von einander entfernt hat. Ich kann sie nicht ausstehen, es ist ein feindlicher Ton in mein Ohr, der bis ins Herz hinunter mir lähmend nachgellt. Es ist nicht der Welthumor, wie er in großen Dichtern den menschlichen Geist wunderbar hebt und beflügelt, es ist ein Worthumor, ein kleinlicher, mit sich selbst kokettirender Worthumor, dessen einzige Grundlage die innere Eitelkeit ist, in brillanten Wendungen auf Kosten des tiefern Ernstes des Lebens glänzen zu wollen. Richard will immer glänzen, wo er blos wahr seyn sollte, und sein eigenes Gefühl, wenn es innig in ihm wach wird, läßt er verschäumen im Sprudel klingender Wortspiele, mit dem er es überschüttet. Er kann nichts einfach sagen, er muß den Ausdruck der Seele durch einen gesuchten Witz entstellen. So hat er selbst in die Stunden der Liebe das blitzende Gift seines Spottes geträufelt. Er flattert, er schwärmt, er ironisirt, wo ich ein wahres, befreundet, gedankenwechselndes Gespräch mit ihm begehre, und ergeht sich in satirischen Luftsprüngen und Ausfällen, mit denen er mir, sich selbst unbewußt, das Herz blutig sticht. Und wäre dieß nur eine vorübergehende Richtung, nur ein leichter Anflug von satirischem Zeitgeist bei ihm, so würde es die alte treue Neigung, den Zug der lieben Gewohnheit in mir nicht haben zurückdrängen können. Aber ach, nein, er will diese Richtung, deren athemlose Gereiztheit, er für Begeisterung hält,

zur Grundlage des ganzen Lebens nehmen, und darauf fortbauen und fortwandeln, um sich einen Ruhm damit zu machen in der Welt. Er hat nicht nur nicht in der letzten Zeit sein Dichtertalent, dessen ich mich sonst immer so freute, zum Träger der bloßen Satire herabgewürdigt und zerblasen, er hatte auch die Absicht, ich weiß es, gleich nach unserer Vermählung seine bürgerliche Amtslaufbahn aufzugeben, um sich blos mit der Herausgabe eines satirischen und humoristischen Journals, wie sie jetzt Mode sind, zu beschäftigen. Er wollte lediglich als Journalist leben und wirken!" —

Hier wurde die Sprechende von einem lauten Gelächter des Herrn von Waldensee unterbrochen, dem dieß so komisch däuchte, daß er nicht umhin konnte seine Belustigung zu erkennen zu geben. Richard aber stampfte vor Zorn mit dem Fuße und war über und über roth geworden, während der Major grollend ausrief: „Was? kein Amt, keine Staatskarriere? Journalist will der Junge werden, nachdem er schon bis zum Regierungsreferendarius vorgerückt? Habe ich darum meinen Einfluß bei dem Fürsten für ihn verwendet?"

„Ich weiß es zu bestimmt, und dieß hatte ich gerade am meisten gefürchtet," fuhr Wilhelmine, nachdem sie einen Augenblick Athem geschöpft, ermuthigter fort. „Ich sah die Träume von unserm künftigen häuslichen Glück, die meinen Brautstand fröhlich umgaukelt hatten, dadurch zerstört, sah einen fremden, unheimlichen Geist die stille Pflanzstätte der Hoffnung zertreten, auf der ich mir das Bild ehelichen Lebens und Wandels in meinen süßesten Gedanken auferbaut hatte. Ich betete oft zu Gott, daß er ihn seinen wahren Beruf besser erkennen lassen möchte. Ich konnte dieß nicht als gemäßen Wirkungskreis des Mannes achten. So trug ich meinen geheimen Kummer hin bis auf den heutigen Tag, immer hoffend und immer wieder verzagend, und hatte nie den Muth, den Schein der Vereintheit, den wir uns einmal vor der Welt gegeben hatten, in seiner innern Unwahrheit aufzudecken. Ich hätte mich ihm auch gegeben mit dem Schmerz der Abneigung in der Brust, und das zitternde Ja auf der Lippe, würde ich das innere Nein auf ewig im zuckenden Krampf des Herzens zu verschließen gestrebt haben. So wäre ich eine Heuchlerin geworden; aber ich hatte mich selbst zum Opfer meiner Heuchelei bestimmt, denn ich würde daran bald, bald unterlegen seyn. Doch es war anders beschlossen. Gerade heute, an diesem Tage der Schmerzen und des Festes, mußte ihn seine Laune treiben, mehr als je seinen mir so verhaßten und herzzerdrückenden Humor spielen zu lassen; gerade heute, wo ich ganz von Seelentrauer durchbebt an seinem Arm hinwanke, muß ich ihn wieder nicht anders hören, als witzelnd, stichelnd, humorisirend, und in der ganzen schimmernden Ausgelassenheit seiner dornigen Manier."

(Die Fortsetzung folgt.)

Transatlantische Reisebilder.

(Fortsetzung.)

Ein rüstiger, einem Freund in der Nähe von Stabroek gehöriger Neger brachte aus dem Walde zwei Klapperschlangen in einer Schachtel mit nach Hause, die er durch Einschüchterung seinem Willen gänzlich unterworfen zu haben schien, denn nach einiger Zeit ließ er sie in der Verandah aus ihrem Käfig, und auf seinem Ruf kehrten sie stets zu ihm zurück. Eines Tages vermißte man sie, und als der Herr des Negers eben in ein Nebengebäude gehen wollte, sah er sie unter der Thürschwelle zusammengeringelt liegen. Lange traute er sich nicht hinaus, endlich aber faßte er sich doch ein Herz und sprang über sie weg ins Freie. Der Neger ging nun mit seiner Schachtel hinaus, um sie wieder einzufangen. „Ihr Schelme, ihr wollt entlaufen?" sagte

Quaco, „den Augenblick geht in euren Käfig," und die Schlangen gehorchten. Zuweilen neckte er sie, und sie bissen ihn in die Hand, dann lief er aber nur schnell in das hohe Gras vor dem Hause und rieb die Wunde mit einem Kraut, das er jedoch Niemand zeigen wollte, denn bei seinen Kameraden stand er als Schlangenbeschwörer in großem Ansehen. Endlich wurde er, als er trunkenen Muthes seine Thiere einst reizte, von ihnen gebissen; er versäumte es, sein Gegengift anzuwenden, ging auf das Feld an die Arbeit und war binnen kurzer Zeit ein aufgeschwollener Leichnam. In einem Garten habe ich die ostindische Cobra di Capello, oder Hutschlange, fangen gesehen, und beobachtete dabei den Schlangenbeschwörer, der, seinen mit Federn geschmückten Turban auf dem Haupte, neben einer Höhle unter einer Hecke von Stachelbeerbüschen saß und auf einem plumpen, aus einem Kürbis verfertigten, vorn mit einem Stück Spiegelglas versehenen Instrumente blies. Die Cobra hob den Kopf in die Höhe, als lauschte sie den wilden Tönen, und ihr Auge haftete wie festgezaubert an dem glänzenden Glase. Ein bereitstehender Gehülfe packte sie nun hinten im Genick, zog ihren gelben sich ringelnden Leib an sich und steckte sie, ohne ihr die Giftzähne auszubrechen, in einen bedeckten Korb, wobei er die übliche Beschwörung Hut Tereh murmelte. Den andern Tag kam der Schlangenbändiger wieder, stellte den Korb auf den Boden, hockte sich nieder und fing an zu blasen; der Deckel des Korbes that sich auf, die gezähmte Schlange kam heraus, ringelte sich zum Theil auf und wendete den Kopf der Musik zu, wobei sie fortwährend ihre bebrillte Haube aufblähte, oder zischte, wenn der Beschwörer ihr mit der Hand zu nahe kam. Der Gehülfe stand hinter ihr und hielt sie beim Schweif, und so konnte sie keinen Schaden thun; warf man ihr aber ein Stück Geflügel vor, so war es in wenig Minuten todt.

2. Merkwürdige Fische. Die Boa. Die Conacuschi. Die Labarri.

Der Perai oder Omah wird von den Schwimmern in den Gewässern von Guiana mit Recht sehr gefürchtet. Er ist zwei Fuß lang, und seine Zähne und Kinnladen sind so stark, daß er Nüsse aufbeißt, um die Kerne zu fressen.

Er ist sehr gefräßig und die Indianer sagen, er sey im Stande mit der größten Leichtigkeit eine Weiberbrust oder ein anderes Glied abzubeißen. Der Silurus (Stör) ist ebenfalls ein merkwürdiger Fisch, denn seine Jungen schwimmen oft in Bruten zu 150 über dem Kopf der Mutter, die, sobald Gefahr vorhanden, den Rachen öffnet, ihre Nachkommenschaft hineinschlüpfen läßt, und nun an einen sichern Platz schwimmt. Der Loricaria calicthys oder Assa (Panzerfisch) baut ein Nest von dem schwimmenden Gras auf der Oberfläche der Sümpfe, in das er seinen Laich legt, der von der Sonne ausgebrütet wird. In der trockenen Jahreszeit wird, so unglaublich es auch scheinen mag, dieser Fisch in den großen Savanen oft aus dem Boden gegraben, denn da er am ganzen Leib mit festen Schilden versehen ist, so wühlt er sich zur Regenzeit mit seinen starken Rücken- und Seitenflossen in die Erde, wo er Feuchtigkeit genug findet, um so lange aushalten zu können, bis der Regen diese Flächen wieder in seichte Seen verwandelt. Der Wurwurihma (ein Tetrodon) genannte Fisch ist, obschon nur drei Zoll lang, doch der unter dem Namen „Waldmeister" bekannten Schlange zu vergleichen, denn er flieht nicht nur nicht vor den Menschen, sondern verwundet auch mit einem tödtlichen, höchst giftigen Biß. Nimmt man ihn aus dem Wasser, so bläst er sich wie eine Kugel auf. Noch ist der Rana Paradoxa (Frosch-

fisch bemerkenswerth, vielleicht das seltsamste Geschöpf in Guiana. Zuerst ist es ein Fisch von fünf Zoll Länge, dann bekommt es nach und nach Füße, verliert seinen Schweif und wird ein Frosch von erbsengrüner Farbe, der das Wasser verläßt und den Eintritt des Regens mit melancholischem Quacken verkündet.

Die gewaltige Camudi, Aboma oder Boa, lebt in heißen sumpfigen Gegenden, wo sie sich an den Rand des Morastes legt, und vorübergehende Thiere, oder auch den Indianer belauert. Plötzlich umschlingt sie ihr Opfer, zerbricht ihm die Knochen, begeifert es und schluckt den so zubereiteten Bissen allmählich hinab. Noch weit mehr aber wird die Conacuschi von den Indianern gefürchtet. Waterton sagt von dieser furchtbaren Schlange: „Unübertroffen in der Pracht ihrer Regenbogenfarben sowohl als in der Wirkung ihres Gifts, kriecht die Conacuschi furchtlos dahin; alleiniger Gebieter in diesen Wäldern, fliehen Menschen und Thiere vor ihr und lassen sie ungehindert ihres Weges ziehen." Allgemeiner ist die Conacuschi unter dem Namen „Waldmeister" (bush-master) bekannt; ich sah eine von zwölf Fuß Länge, die ziemlich so aussah wie ein Schlangenleib mit dem Kopfe einer häßlichen Kröte. Die Indianer entgehen diesem Ungeheuer mit Hülfe ihrer Hunde, die sie voraus laufen lassen, damit sie ihre Herren warnen, wenn der Waldmeister etwa am Wege liegt. Durch den starken Bisamgeruch, den sie beim Fortkriechen durch das Gras verbreiten, wurde ich ebenfalls oft auf die Nähe einer giftigen Schlange aufmerksam gemacht. Die Labarri, die fast eben so giftig als die Conacuschi ist, wird zuweilen in Stabroek getödtet. Man kann sich kein scheußlicheres Reptil denken als diese Schlange; wird sie gereizt, so sträuben sich alle Schuppen empor wie die Federn bei einen Hahn, die Augen funkeln vor Wuth und der offene Rachen zeigt die großen Zähne, bereit ihr Gift zu ergießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Der Bürgerconvent am 26. Juni

war einer der wichtigsten, der seit langer Zeit gehalten worden ist, und da es genügend bekannt war, welche Gegenstände der Berathung vorgelegt werden sollten: so war es zu verwundern, daß von der großen Anzahl Eingeladener nur 59 erschienen. — Definitive Beschlüsse in Betreff unsers besoldeten Militairs und der Bürgerwehr waren zu fassen und wurden von Seiten der Bürgerschaft gefaßt. —

Beide Sachen waren es wohl werth, daß man sich darüber gehörig aussprach, daß man sich in die Details der darüber vorliegenden Berichte einließ, daß darüber die Meinung eines jeden Bürgers ohne Ansehen der Person ungestört nach der bei solchen Discussionen bestehenden Ordnung angehört wurde; es war daher ganz der Natur der Sache angemessen, daß die Discussionen mehrere Stunden währten und daß sie mitunter ernster als gewöhnlich wurden. — Wenn gleich keine Beweise vorlagen, daß es mit der Beseitigung der Frage wegen Completirung unsers Bundescontingents so ungemein Eile habe: so hegte man doch Vertrauen zu den deshalb ertheilten Versicherungen und ging auf den Antrag des Raths ein, die von dem Bundestage vorgeschriebene Anzahl Cavallerie, welche bisher Hamburg für uns übernommen, von nun an selbst zu halten. — Indessen hielt man es für räthlich und dem Staate angemessen, die Polizeidragoner und Landsauvegarden mit der neuanzuwerbenden Cavallerie in enge Verbindung zu stellen, auch ehe zur Annahme der Cavalleristen zu schreiten, einen näheren Bericht von Seiten der Militairdeputation, darüber wie Alles

zu ordnen sey, entgegen zu nehmen, nachdem Hamburg die Anzeige gemacht worden, daß Bremen seine Cavallerie selbst stellen wolle.

An Bemerkungen fehlte es nicht, wie solche kleine Heeresabtheilungen dem Allgemeinen wenig zusagen könnten, wie manche Unzuträglichkeiten daraus entstehen dürften, daß Hamburg eine Escadron, Bremen eine halbe und Lübeck auch eine halbe hielte, wie so an 3 Orten Casernen, Ställe, Werkstätten eingerichtet werden müßten, wie mangelhaft der Bericht sey, da nicht einmal bemerkt worden, welche Gattung Cavallerie zu errichten sey, wie weder ein Schmidt noch ein Arzt im Etat aufgeführt worden, wie bei der hiesigen Aufstellung der Cavallerie das meiste Geld zwar im Staate bleibe und Einzelne gut dabei verdienen würden, wie es aber dem Allgemeinen von weit größern Nutzen seyn werde, wenn die Hansestädte hinsichtlich ihrer Cavallerie sich mit einem andern Staate z. B. mit Dänemark verständigten, und wie solches für die Hansestädte in pecuniärer Hinsicht weit vortheilhafter seyn würde. Der Bericht über die Organisation der Bürgerwehr wurde von Mehreren, denen er durchaus nicht zusagte und deren Erwartungen er keineswegs entsprach, lebhaft angegriffen. Obgleich die darin enthaltenen Gründe zur Auflösung und Aufhebung des 4. Bataillons nicht für triftig und nicht für haltbar gehalten wurden, obgleich man die darin enthaltenen transitorischen Bestimmungen für die in diesem Jahre einberufenen 3 Jahrgänge der Wehrmannschaft durchaus für unpassend und für unausführbar hielt, ward doch, jedoch nur mit geringer Stimmenmehrheit beschlossen, das 4. Bataillon aufzulösen, obgleich die demselben feindlich Gesinnten gestanden, daß Bremens Bürgerwehr, wie sie bisher bestanden, vor den meisten andern Deutschlands den Vorzug verdiene. — Es wollten und konnten sich Viele von der Idee nicht trennen, daß die bloße Aufhebung des 4. Bataillons unserer Bürgerwehr eine festere Stellung, eine bessere Organisation verschaffen würden; man fand es dabei ganz in der Ordnung, daß die zur Completirung des Bundescontingents so mühsam angeworbene Mannschaft, welche anfänglich dem 4. Bataillone zugewiesen worden, nun dem Feldbataillone zugetheilt und von hanseatischen Exerciermeistern in den Waffen geübt würde.

Vergebens ward dagegen eingewandt, daß bei Errichtung des 4. Bataillons der Gedanke vorgewaltet habe, ein hinreichend eingeübtes, tüchtiges Corps aufzustellen, um nöthigenfalls als Reserve der Kriegsmannschaft gelten zu können, daß sich diese Ansicht noch keineswegs verloren habe, daß das 4. Bataillon als die Wurzel der Bürgerwehr zu betrachten sey, daß durch seine plötzliche Auflösung leicht dem ganzen, sich so bewährt befundenen Institute der Bürgerwehr, der Todesstoß versetzt würde, daß es weit zweckmäßiger sey, eine Reorganisation der ganzen Bürgerwehr, besonders hinsichtlich des Reclamationswesens, der Controlle der Dienstpflichtigen, der mancherlei Ungebührlichkeiten und Vergünstigungen vorzunehmen, als einzig und allein ohne reellen Grund das 4. Bataillon aufzuheben. Vergebens bemühte man sich darzuthun, wie unrichtig die Bemerkung sey, daß die Wehrmänner es als eine Degradation ansähen, wenn sie aus dem 4. Bataillon in die 3 andern übertreten, wie die angedeutete verkehrte Stellung mancher Hausväter und Vorgesetzten gegen Söhne und Untergeordnete durchaus nicht zu vermeiden sey, wie sie aber im vollen Maaße auch in den andern 3 Bataillonen statt fände; — die Aufhebung des 4. Bataillons ward von der Bürgerschaft beschlossen, so wie daß künftig die Dienstpflicht mit dem vollendeten 25. Jahre anfangen und mit dem vollendeten 35. Jahre enden sollte. — Der Rath nahm den

Beschluß der Bürgerschaft in Betreff des Bundescontingents theilweise an und setzte seine Erklärung in Betreff der Bürgerwehr aus.

Js. R.

---

* Krankenhaus und Krankencasse.

Letzteres zur Prüfung.

Daß Kranke die Hülflosesten sind und Hülfe von Andern am nothwendigsten haben, ist schon früh erkannt und deshalb Krankenhäuser angelegt worden, wo man nicht allein Einheimische, sondern auch Fremde, die auf ihrer Reise erkrankten, unentgeltlich verpflegte. In Bremen war dazu das St. Jürgens Hospital. Als dieses allein nicht mehr zureichte, wurde 1499 von Rath und Bürgerschaft das St. Ilsabeen Gasthaus gestiftet. Beide Stiftungen wurden später nach dem Johanniskloster — wo man auch Kranke aufnahm — verlegt. 1689 wurde das 90 Jahr als Ballhaus *) gediente Haus in der Neustadt auf dem Schweinemarkt für 625 Rthlr. gekauft und 1692 zu einem Krankenhause eingerichtet, um unvermögende Kranke auf öffentliche Kosten zu heilen. 1740 wurde angeordnet, daß vermögende Kranke zum Wenigsten wöchentlich 48 Gr. zahlen sollten; die Kosten der Uebrigen wurden dem Armenwesen aufgebürdet. Vor einigen Jahren ist das Kloster und Krankenhaus vereiniget und nach der Großenstraße verlegt.

Diese kurze Anzeige ergiebt, daß die Dotationen, vermittelst der die Kranken unentgeltlich geheilet wurden, bald sich aufgezehret haben müssen. Aus Mangel neuer Dotationen, wurden die Kranken auf öffentliche Kosten, und gegenwärtig auf eigne, oder in Ermangelung derer, auf Kosten des Armeninstituts behandelt.

Vor ein paar Jahren wurde eine Krankencasse errichtet, die sich in ihren Folgen, in Hinsicht der Kranken, als sehr heilbringend auswies: jedoch zeigte sich, daß man mit der Einnahme die Ausgabe nicht bestreiten könnte, sondern vom Staate zugeschossen werden muß, wenn diese so wohlthätige Anstalt fortdauern soll.

Dem Fehler des Nichtbestehens durch sich selber, scheint abgeholfen werden zu können; die nächsten Ursachen, warum diese Anstalt nicht ohne Zuschuß bestehen kann, scheinen darin zu liegen: 1) daß man die Kasse lediglich auf fremde Dienstboten beschränkte und nicht auch auf hiesige ausdehnte; daß man ferner Gesellen, die keine eigne Krankenlade haben und Lehrlinge ausschloß. Wenn hiesige Dienstboten erkranken, die sich nicht aus eignen Mitteln verpflegen können, wem liegt die Sorge desfalls auf? dem Armeninstitute, weil das Krankenhaus, wie in alten Zeiten, unentgeltlich Niemand mehr verpflegen kann. Nehmen nun hiesige Dienstboten das Armeninstitut beim Krankseyn in Anspruch, warum sie von der Krankenlade ausschließen?

Meister können mehrstentheils ihre kranken Lehrlinge aus Mangel an Raum und Händen zur Verpflegung im Hause nicht behalten; oft fallen sie dem Armeninstitute zur Last. Lehrlinge müssen daher Theil an der Krankenlade haben, so wie auch Gesellen, wenn sie Lohn gemacht und ihr Gesundheits-Zustand untersucht ist.

Wenn man oben benannte Personen mit zur Lade zieht, so kann es nicht fehlen, die Einnahme vergrößert sich. Daß die Zahl der Kranken sich in diesem Verhältniß gleichfalls vermehren werde, glauben wir aus folgenden Gründen nicht. Hiesige Dienstboten werden bei Kleinig-

---

*) Vor 234 Jahren besaß Bremen doch ein Ballhaus, gegenwärtig nur Säle zu Sommer- und Winter-Tanzparthien.

Anm. d. Verf.

zeiten nicht nach dem Krankenhause, sondern zu ihren Angehörigen gehen.

Meister werden ihre Lehrlinge, so lange diese ihnen nur noch einigermaßen Dienste leisten können, nicht nach dem Krankenhause schicken; Lehrlinge werden überdem, ihrem Alter nach, weniger von Krankheiten heimgesucht als Dienstboten.

Auch Gesellen werden bei unbedeutenden Sachen nicht nach dem Krankenhause verlangen, wie dieß bei fremden Dienstboten der Fall ist.

2) In Mißbrauch von Seiten der Herrschaft und dieser besteht darin: Herrschaften, die sich ihrer Dienstboten zu entledigen wünschen, ohne einen haltbaren Grund dazu zu haben, schicken solche bei dem kleinsten Anlaß dem Krankenhause zu und ersetzen sie sofort durch Andere. Die häufig ungrammatikalischen Anzeigen im Wochenblatte: für ein krank gewordenes Mädchen ein anderes, dienen zum Beweis. Die Sprachunkunde deutet an, in welche Classe sie gezählet werden wollen. Hiergegen kann eine genaue Untersuchung, ob die angebliche Krankheit der Art ist, daß sie einen beständigen Aufenthalt im Krankenhause nothwendig macht, etwas Schutz geben. Wer z. B. den Ack im Finger oder sonstiges leichtes Geschwür hat, bliebe bei der Herrschaft und käme nur zur gewissen Zeit sich verbinden zu lassen.

3) Kann auch nach Ersparung eintreten. Der Einsammler der Beiträge erhält 100 Rthlr., wofür 20 Kranke 1 Monat à 5 Rthlr. verpflegt werden können. Wenn man bedenkt, daß ein Umläufer, der täglich von Sonnenaufgang bis deren Niedergang, jährlich nur 150 Rthlr. erhält, so erscheinen die 100 Rthlr. für das Einsammeln viel zu viel zu seyn. Wenn die Herrschaften verbindlich gemacht würden, dafür zu haften, daß ihre Dienstboten den Aufnahmeschein in die Kasse selbst einlösen müßten, zugleich die Meister für ihre Lehrlinge, so könnte diese Ausgabe vielleicht ganz zum Besten der Kranken gespart werden. Wer von der Herrschaft oder den Meistern diese Pflicht versäumte, müßte gehalten seyn, auf seine Kosten den Domestiken oder Lehrling verpflegen zu lassen, selbst wenn diese es aus eignen Mitteln könnten. Daß richtige Diät die Krankheit in den mehrsten Fällen ehender besiegt, als der Einguß von Medicin, ist unseren Aerzten an dem Krankenhause genugsam bekannt, so daß von Ersparung der Medicin, die in der Regel oft mehr schadet als nutzet, nicht die Rede seyn kann.

Wenn die Domestiken vom Thaler Lohn einen Groten mehr als jetzt zahlen, die Lehrlinge und Gesellen nach gleichem Verhältniß, so dürfte diese so nützliche Anstalt wohl durch sich selbst bestehen können. Vorläufig auf einige Jahre könnte dieß versucht werden. Müßte in dieser Zeit der Staat auch etwas zuschießen, so wäre dieses Geld wohl so nützlich angewandt, als der Zuschuß, den er an die Hauptschule leistet, wo jeder Schüler jährlich Siebenzig Thaler kostet. — Man sehe das Budget. —

Domestiken, die in unserm Dienste krank werden, nach der Heimat zu schicken, mit andern Worten, sie auf den Schub oder die Kröppelfuhr geben zu wollen, wäre unmenschlich; Viele würden unterweges den Tod dadurch finden und dem Einfluß, den die Witterung und auch Bewegung auf sie übten, unterliegen.

A. Daves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 53.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 4. Juli 1833.

Volk und Poeten abgeschmackt!
Ist eben hier eine Mummenschanz,
Wie überall, ein Sinnentanz!

Goethe.

Laß die Sprache dir seyn, was der Körper den Liebenden.
Er nur
Ist's der die Wesen trennt und der die Wesen vereint.

Schiller.

* Göthe

kein Dichter für das Deutsche Volk.

(In Beziehung auf Hannov. Zeitung 1833. Nro. 38 und 58. S. 505 und 506.)

Objectivischer Dichter, dem Deutschlands Schmach und Erhebung
Nimmer die Seele bewegt, nimmer die Leyer beseelt;
Der du schmähtest die Sprache, die Luther und Klopstock geadelt,
Einzig dem süßlichen Wälsch spendetest reichliches Lob,
Schwelg' in Olympischer Ruhe; doch zürne dem sterblichen Volk nicht,
Wenn es, zu subjectiv, deiner Erhebung nicht fröhnt.

Weihe.

G. F. Noeldeke.

* Schiller,

geschmäht als subjectivischer Dichter.

Subjectivischer Dichter — es lächelte Phöbus Apollon,
Als du auf Erden erschienst, liebend den Liebenden an;
Netzte mit Nektartropfen die rosigen Lippen des Säuglings,
Hauchte dir göttlichen Geist tief in die fühlende Brust.
Nicht bedurftest du mühsam die äußere Welt zu erfassen;
In der begeisterten Brust trugst du die schönere Welt.
Wem, aus sich zu gestalten das Schöne, die Götter verliehen,
Wer sich selbst im Gedicht schenket der staunenden Welt,

Stehet er nach dem Sänger, der, Schönes aus sich nicht entfaltend,
Sammelt, ein Brennpunkt, nur Strahlen des Schönen umher?

Weihe. G. F. Noeldeke.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

„Heut zum ersten Mal," fuhr Wilhelmine fort, „steigt mir der Zorn darüber auf, und alle Gefühle der Braut verwandeln sich an des Bräutigams Seite in einen immer deutlicher werdenden Haß. Da kommt die erschreckende Kunde vom Tode meines verehrten Lehrers, dieses würdigen Mannes, dessen Unterricht ich einen so unschätzbaren Theil meiner Bildung und die stärkende Kraft des wahren Glaubens verdanke, und der unsere Verbindung durch sein heiliges Wort hatte bestätigen sollen. Richard spottet, Richard höhnt und witzelt, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Empfindungen seiner Braut. Jetzt hielt ich mich nicht länger mehr, und Ihr hörtet das schneidende Wort aussprechen, Ihr hörtet den Ring klirrend niederfallen, der mich tödtlich am Finger brannte. Ach, und so schied uns sein unglückseliger Hang zur Satyre auf ewig! dieser unglückselige Hang, dieses witzige Geistreichthun, dieses gezwungene, absichtliche Scherzen, diese halbgeniale Gedankenliederlichkeit, vor der nun einmal meine Natur sich in Ekel auflösen könnte! Ich gehöre zu den einfachen Seelen, die sich in keine gekünstelte und geschraubte Lebensansicht hineinzerren lassen mögen. Er gehört zu den maliziösen Geistreichen unserer Zeit, die kein anderes Lebensglück kennen und erstreben, als Effekt zu machen. Ich habe mich offen ausgesprochen, ich erwarte mein Urtheil, aber mein Schmerz ist unendlich!" Sie trat zurück und warf sich erschöpft in das Sopha, mit einem lauten schreienden Seufzer ihr Gesicht in den Händen verhüllend.

Da kam Richard in die Mitte des Saals hervorgeschritten und schickte sich an, seine eigene Vertheidigungsrede zu halten. „Ich muß mit einem alten Erfahrungssatz anfangen, den mir hoffentlich Jeder zugeben wird," so begann er sein Plaidoyer. „Dieß ist kein anderer, als der, daß Niemand aus seiner Haut heraus kann. Was unsere schöne Wilhelmine in ihrer eben beendigten feierlichen Rede gesagt hat, erinnert mich daher an das bekannte Sprichwort: „Wasch mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß!" Ich soll meine Fehler ablegen, ich soll meinen Charakter ändern, ich soll meine Natur umstimmen. Wie soll ich mir aber den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen? Wie soll ich meinen Charakter ändern, ohne meinen Charakter zu vernichten? Wie kann ich meine Natur umstimmen, ohne eine Unnatur an mir selbst zu begehen? Sie macht es mir zum Vorwurf, daß ich zu den neumodischen Humoristen gehöre. Wie aber, wenn ich ihr eben deßhalb neumodisch erscheine, weil sie selbst nur allzu altmodisch ist? Aber nein, auch sie gehört zu den Neumodischen, oder, wenn ich so sagen darf, zu den neumodischen Altmodischen; sie gehört zu den Frommen, zu den Pietisten. Darum ist mein heiteres Naturell ihr so zuwider, darum gilt ihr jeder harmlose Scherz, jedes lustige Wortspiel für einen Greuel, für eine himmelstürmende Gottlosigkeit, darum schreit sie mich aus als einen Spötter. Nicht mein Spott ist es, sondern ihre Prüderei, die ihr mein Wesen feindlich erscheinen läßt. Ihre Prüderei ist so krankhaft, daß sie sich selbst bis auf die Grammatik erstrekt und gewisse Wörter und sogar Wortformen aus unserer Sprache verbannen möchte, um nicht davon gereizt zu werden. Jedes derbe, einigermaßen körperhafte Wort vermag sie

so zu stören, daß sie das Gespräch wie außer sich abbricht und für den ganzen Abend stumm wird. Und ich habe es mir gerade zur Aufgabe gesetzt, dieser verhaßten, naturwidrigen Prüderie unserer Zeit, die im Leben wie in der Literatur immer mehr um sich greift, mit allen Waffen der Polemik entgegenzuarbeiten. Wir leiden heutzutage wahrhaft kläglich daran. Die Prüderie hat sich mit dem sogenannten guten Ton verbündet und dadurch zu einer Macht unter uns erhoben, die alles Groteske, Naturkräftige, Kernhafte, das unser Leben und Streben erfrischen könnte, allmählig aus der Welt verschwinden zu lassen droht. Alles soll jetzt glatt, damenhaft, salonsmäßig, gesellschaftlich seyn. Nun gut, nichts leichter als das! — aber was soll dabei herauskommen? Eine engherzige Verknöcherung der Poesie, der Sprache, der Sitte! Unsere Poesie, unsere herrliche deutsche Sprache, wird sie nicht auf diesem Wege bald alles Eisen verlieren, allen Metallklang einbüßen und um ihre bezeichnendsten Kernausdrücke ärmer werden? Man scheut ja jede Aufregung als unanständig, und die Deutschen werden bald nur eine verstümmelte Mädchenschulenliteratur zu ertragen im Stande seyn. Ach, ach, pfui der Schande über unsern germanischen Stamm! Ich erlebe es noch, daß unser ganzes Daseyn wie eine reinlich aufgetragene Stickerei aussieht, die aus den keuschen Händen einer ehrbaren alten Jungfer hervorgegangen ist. O, ihr großsinnigen Alten, mit der Naturkräftigkeit eures Lebens, mit der Unbefangenheit eurer Sitten, mit der Nacktheit eurer Statuen! Bei uns muß sich das Schönste verhüllen, weil die kleinen Seelen sich schämen, wenn sie es sehen; es sind Leineweberseelen. Venus Anadyomene darf nicht ohne Kattunschürze vor ihnen erscheinen; sie sind prüde, und sie werden prüde seyn; sie herrschen in der Gesellschaft. Bald wird selbst der ärgste moralisch zerrüttete Roué nicht mehr umhin können, sich, unbeschadet seines Charakters, ebenfalls dieser Prüderie zu befleißigen, um nur salonsmäßig zu bleiben. So hat z. B. nach seinem eigenen Geständniß der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen den Werther nie ganz gelesen, weil ihn das idyllische Rotznäschen, das gleich zu Anfang darin figurirt, davon zurückgeschreckt hat. Dieß kann ich dem Verstorbenen — oder man sollte ihn lieber den Abgestorbenen nennen — wohl noch eher verzeihen, da hier allerdings der physische Ekel zu unmittelbar mit ins Spiel zu treten vermag. Wollte man nur nicht die sittlichsten Sachen von der Welt, wie z. B. die „Beinkleider," die auch in der englischen Decenz nicht anders als die Unaussprechlichen, die inexpressibles, genannt werden, befeinden! Mein Gott, was soll man am Ende anfangen, wenn man die nächsten, naivsten, unschuldigsten Bedürfnisse vor Schaam nicht mehr auszusprechen wagen darf! Werden wir diese verruchten Tugendhaftigkeiten wohl noch einmal wieder los werden? Sind aber die Prüden so streng, sollte man auch gegen sie anfangen streng zu seyn. Prüde Damen sind gewöhnlich in Gesellschaft die eifrigsten Strickerinnen. Dieß ist eine Beobachtung, die sich mir fast immer bestätigt hat. Nun ist mir schon an sich nichts verhaßter als ein Strickstrumpf; aber ich möchte dann auch behaupten, daß Stricken in Gesellschaft eigentlich unsittlich sey. Findet man in Gedichten, die das Leben malen, so viel Unsittliches heraus, so kann es entgegengesetzten Falls auch nicht schwer werden, das Stricken als unsittlich nachzuweisen, besonders wenn ein Damenstrumpf gestrickt wird. Ja, fürwahr, das Stricken ist in Gesellschaft sehr gefährlich und unsittlich, und mich wundert, daß die Prüden nicht schon selbst darüber erschrocken sind. Und die schöne Wilhel-

mine ist auch immer in Gesellschaft eine so eifrige Strickerin gewesen. O, und doch ist sie mir auffäßig! Aber ich wollte mich gegen ihren Vorwurf der Spötterei vertheidigen, und seht! ich bin selbst sogleich wieder ins Spotten hineingerathen. Ich müßte ein schlechter Spötter seyn, wenn ich es nicht so gemacht hätte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Transatlantische Reisebilder.

(Fortsetzung.)

3. Zusammenkunft mit Frazer. Kampf eines Schaguars mit einem Alligator.

Mit Frazer, einem Landsmanne, den ich unter den Ansiedlern in den Wäldern von Guiana fand, besuchte ich Wallabanari, einen Häuptling der Arrawak's, in seiner Wohnung, durchstrich mit ihm die düstern Wälder, oder fuhr mit ihm im Kanot auf den dunkeln Fluthen der Krihks. Zuweilen hallten die Wälder wider von den kriegerischen Tönen unserer Pfeifen, oder wir nahmen in irgend einer Wohnung Theil an den Leibesübungen der Indianer; dann veranlaßten wir sie, auf ihren einfachen Flöten von Bambus oder ihren Violinen mit drei Saiten zu spielen und ergötzten uns an ihrem Tanz, der von drei oder vier Männern ausgeführt wurde, die mit den Händen zusammenschlugen, vor- und rückwärts gingen, sich drehten und unter dem Gesang: „Na, na, na!" den Boden mit den Fersen stampften. Wir kamen eines Tags zu einer hoch gelegenen, gelichteten Stelle, auf der drei verlassene Wohnungen standen; hier hatte sich eine traurige Begebenheit ereignet, wodurch die Indianer vermocht worden waren, einen Platz bösen Anzeichens zu verlassen. Ein Arrawak war bei einem Pigwarryfest in einer zornigen Aufwallung getödtet, und der Mörder, ein Pei-man (Zauberer) vom Stamm verurtheilt worden, sich sein Grab selbst zu graben, und dann von den nächsten Anverwandten des Erschlagenen erschossen zu werden. Mit dem ersten Theile des Urtheilsspruches war er einverstanden, und man führte ihn nun zur Vollstreckung. Kaum hatte man ihn aber losgelassen, als er schnell in den Wald entsprang; ein Mann, der nach ihm schoß, ihn aber fehlte, erkrankte aus Furcht vor den Zaubersprüchen des Entronnenen und starb. Unter dem Fußboden des einen dieser Häuser befanden sich die Gräber des erschlagenen Arrawak und des ungeschickten Schützen.

Als wir einst gemächlich flußabwärts fuhren, sagte ich zu Frazer: „Sie müssen auf ihren Wanderungen wohl manch seltsames Abenteuer bestanden und vieles Merkwürdige gesehen haben." — „Gewiß," war die Antwort, „besonders wenn ich den Oronoko besuchte, um mir das gegen chronische Rheumatismen so heilsame Lorbeeröl zu verschaffen. Gewöhnlich ging ich zu Masser von Stabroek nach Angostura, nicht an der Küste, sondern auf den zahllosen Flüssen, von denen Columbia, südlich vom Oronoko, allenthalben durchschnitten ist. Wir machten kurze Landfahrten von einem Fluß zum andern, wobei die Indianer das Kanot und das Gepäck auf den Köpfen trugen. Ich wurde zweimal von Labarrischlangen gebissen; ich schnitt die Wunden rund herum aus und eine davon macht mir noch viel zu schaffen. Einer meiner Hunde wurde ebenfalls in den Kopf gebissen; die Labarripflanze war eben bei der Hand, ich rieb daher mit ihrer Wurzel die Wunde und der Hund lebt noch und befindet sich wohl. —

„Mit Antonio, einem spanischen Indianer, und noch einigen Andern, fuhr ich einst den Apuri, einen Arm des Oronoko, aufwärts, um Schildkröten zu suchen, und hier war ich Zeuge eines seltsamen Auftritts, dem man bei uns schwerlich Glauben schenken würde. Wir kamen nämlich zu einer Sandbank, wo die Nester waren; wo wir

nur immer eine lockere Stelle ansichtig wurden, gruben wir acht oder neun Zoll tief und fanden meist 25 Eier mit einer weichen pergamentartigen Schale. Als wir so viel beisammen hatten als wir brauchten, fuhren wir den Apuri hinab und kamen wieder in den breiten, tiefen und von dichten Wäldern umgränzten Oronoko. Wir fuhren eben an einer Sandzunge vorüber, als wir hier nur wenige Schritte vom Ufer entfernt, einen großen Alligator von zehn Fuß Länge schlafend fanden. Wir ruderten dem Lande zu, um das Ungeheuer ins Auge zu schießen; als wir näher kamen, wurde am Saum des Waldes ein gefleckter Schaguar sichtbar, der sich zu dem Alligator heranschlich, wobei er mit dem Bauch am Boden fortkroch, wie eine Katze die einen Vogel beschleicht. Wir zogen uns zurück, um zu sehen was geschehen würde. Der Tiger machte einen raschen Sprung auf den Kaiman und beide verschwanden unter dem Wasser in eine Wolke von Schaum und Gischt gehüllt. Der Alligator kam nicht wieder zum Vorschein, der flinke Schaguar aber wurde, vor Anstrengung schnaufend, bald sichtbar; wie ein Hund auf den Hinterfüßen am Ufer sitzend, beleckte er sich einige Augenblicke und nachdem er frischen Athem geschöpft sprang er wie ein Newfoundländer Hund abermals ins Wasser. Er kam noch einmal heraus und noch immer ließ sich kein Kaiman sehen, doch war das Wasser sehr unruhig und die Oberfläche mit Luftblasen bedeckt. Nach einem dritten Sprunge schleppte er endlich den auf den Tod verwundeten Alligator auf den Sand. Wir wollten beide in unsre Gewalt bringen, und verschossen deßhalb all unsre Munition nach dem Schaguar, der sich hinsetzte, und knurrend und brummend nach uns herüber sah, bis wir endlich genöthigt waren weiter zu fahren. Am nächsten Tag fanden wir den todten Kaiman, von seinem Ueberwinder aber war nichts zu sehen. Der Alligator war übrigens nicht angefressen; vielleicht hatte eine Kugel dem Schaguar den Appetit verdorben, oder er hakte den Kaiman nur aus instinktmäßiger Feindschaft angegriffen, wie der Ichneumon die Schlangen."

(Die Fortsetzung folgt.)

* Antwort.

Im Unterhaltungsblatte Nro. 52 befindet sich ein Aufsatz: „Flüchtige Gedanken" die Bürgerwehr betreffend.

Die Gedanken und Ansichten, welche in demselben zusammengefaßt oder dargestellt werden, wollen wir, wie sie der Verfasser selber nennt, zu den flüchtigen zählen; auch wollen wir den Ansichten des geehrten Herrn im Bürgerfreunde gern ihren Platz gönnen; was das Richtigste aber ist: wollen wir das Publicum beurtheilen lassen.

Als im Jahre 1816 zuerst ein Bericht im Bürgerconvente wegen Errichtung eines 4. Bataillons zur Rede kam, wies die Bürgerschaft solchen von sich ab, weil sie die damit verbundenen Lasten für überflüssig hielt; allein mit neuen Anträgen bestürmt, wurde endlich der Bericht des 4. Bataillons bewilligt. Der Grund des Antrags, daß Bremen entweder dieß 4. Bataillon oder sein Bundescontingent mit 458 Mann und die Reserve halten müßte, bewog die Bürgerschaft zu dem Entschluß, das Erstere zu wählen.

Die Milde, mit welcher die erste Einrichtung getroffen wurde, die Zusage, daß nur Sonntags einige Stunden exerciert werden solle, stehen in einem schroffen Gegensatze zu der Strenge, mit welcher jetzt verfahren wird. Jeder Tag liefert neue Beweise als Beleg dieser Behauptung.

So wurden noch kürzlich die armen Landleute, welche sich einige Mal nicht zum Exercieren eingefunden hatten, weil die Erndtezeit sie zurückgehalten, Nachts aus ihrer Wohnung geholt und eingesperrt.

Wer fühlt sich nicht verletzt, daß so etwas in unserer friedlichen Stadt geschehen kann.

Die erste Frage eines Unpartheiischen ist gewiß die: Ist das 4. Bataillon Bürgergarde jetzt noch nothwendig? Diese Frage kann nur mit Nein beantwortet werden, weil das Corps der Freiwilligen seine Stelle einnimmt, und da nun seine Existenz keinen Zweck hat, so erscheint seine Auflösung nur wünschenswerth, wie auch, daß die Bürgergarde wieder auf ihre alte Ordnung zurück geführt werde, wo der Bürger, wenn er sich etablirt oder wenn er das 25. Jahr erreicht, in dieselbe eintritt.

Wozu soll denn das 4. Bataillon nützen, ist die 2. Frage; etwa zum Spaß oder zum Vergnügen für Einige, die Lust daran finden? Hiezu muß doch wohl der Dienende nicht allein, sondern die Eltern und Vorgesetzten ihre Einwilligung geben. Sollten wohl die Eltern oder die Söhne, wenn sie gefragt werden, freiwillig sich einer solchen zwecklosen Last unterziehen?

Würde es wohl von den Eltern zu verantworten seyn, da sie doch täglich die Aeußerung hören, wenn sie für ihre Söhne ein Unterkommen suchen: „er ist unter der Bürgergarde und kann die Stelle nicht erhalten.“ Wie kann man von Handwerkern oder sonstigen Brodherrn verlangen, daß sie einen jungen Mann, der unter dem 4. Bataillon ist, in Arbeit nehmen, da sie ihn doch zum Vollen bezahlen und Brod geben müssen. Wie kann ein Mann, welcher vom Tagelohn lebt, mit Lust dienen, wenn er so oft ein halbes Tagelohn verlieren muß. Wer sollte das wohl seyn, der freiwillig einen solchen Dienst, der ohne Zweck und ohne Nutzen ist, übernähme; — gewiß keiner als die Herren, die höhere Stellen im Corps bekleiden oder die noch etwas zu werden denken; derer, die die Muskete tragen sollen, werden wenige seyn.

Und würde nicht der Staat 5 — 6000 Rt. ersparen, würden nicht die jungen Leute einer noch bedeutendern Ausgabe überhoben seyn, wenn die Aufhebung erfolgte.

Wer von unsern Mitbürgern würde sich nicht freuen, wenn diese Last aufgehoben würde; wenn der arme Landmann nach schwerer Arbeit sich auch der Ruhe erfreuen, und den Segen, den ihm Gott giebt, ohne Störung in seinen Scheunen sammeln könnte; gewiß würde der Kaufmann und der Handwerker und Jeder, der Leute zu seinen Geschäften halten muß, nicht seiner Mitbürger Söhne zurücksetzen, sondern diesen einen Vorrang lassen, sobald sie von dieser Last frei sind.

Dank allen Männern, welche dazu beitragen daß die Lasten ihrer Mitbürger verringert werden, und dahin wirken, daß die jungen Leute ihre Zeit so verwenden können, daß sie auf ihrer Lebensbahn Nutzen davon haben; denn die Jahre von 20 — 25 sind diejenigen, wo der Mensch sich zu der ihm von Geschick und Talent angewiesenen Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft vorbereiten muß, um sie verdienstlich auszufüllen; darum sind auch die Jahre von 25 — 35 gewählt.

Was die Freiwilligen anbetrifft, denen bisher ihr Platz unter dem 4. Bataillon angewiesen war, so werden sie mit ihrer neuen Stellung nicht unzufrieden seyn — wenn ihnen keine Lasten mehr aufgebürdet werden, als zu denen sie sich verpflichteten.

Möchte der Geist, welche unter den alten Bürger-Compagnien, obschon sie nicht montirt und exercirt, aber im Herzen kräftig waren — herrschte, auch auf die neue Bürgergarde übergehen; möchte doch Frieden und Segen auf ihr ruhen. —

Mehrere wohldenkende Bürger.

* Frankreich.

Der Beschluß der Deputirtenkammer in Paris, daß einstweilen die im Concordat von 1801 nicht aufgeführten Metropolitan und Episcopalsitze in Vacanzfällen nicht wieder besetzt werden sollten, veranlaßte bey der Sitzung der Pairskammer am 21. Juni den Referenten derselben zu der Aeußerung: daß er eine solche Verfügung höchst tadelnswerth finde und daß es der Frömmigkeit ein großer Anstoß seyn werde, die Bischofssitze unbesetzt zu sehen.

Da findet nun der Temps (Pariser Zeitung) der Bremer Zeitung nach, es lächerlich: „da neun „Zehntheile der catholischen Bevölkerung des „Landes gegen Religion überhaupt höchst gleichgültig seyen; ja, er findet es unwürdig und „paßhaft, daß Männer, in der Freiheit des „Jahrhunderts erzogen, die allen Machthabern „gedient und niemals einen andern Gott gekannt „als ihren Ehrgeiz, plötzlich zu Advocaten des „Catholicismus würden."

Sollte es bei einer solchen, vor den Augen von ganz Frankreich öffentlich ausgesprochnen Erklärung, die dabey von keiner Seite widersprochen wird und wohl zu wahr ist; wo also, etwa 2 Millionen Protestanten angenommen, die übrigen 30 Mill. in diesem für ihre eignen Seelen sowohl, als für die Mitwelt gefährlichen Zustande seyn würden, — wenn anders das weibliche Geschlecht nicht zum Theil eine Ausnahme macht — nicht an der Zeit seyn, Alles was nur von Missionairen zusammenzutreiben möglich ist, nach Frankreich marschiren und keinen Mann eher mehr davon nach andern Welttheilen abzulassen, bis vollkommene Bekehrung hier vollbracht seyn wird?

Was würde aber wohl eine kaum aufzutreibende Schaar von selbst tausend der rüstigsten Streiter, unter einer solchen Zahl von Sündern und Ungläubigen und zumahl größtentheils so verstockten und leichtfertigen seyn, die ihre frommen, mit dem dräuenden und polemisirenden Kirchenboten und andern erbaulichen Schriften in der Hand einherziehenden Bekehrer, vielleicht noch zum Besten haben und selbigen vermessen wohl gar einen Voltaire ꝛc. entgegenhalten und so selbst die nicht ganz Sattelfesten zum Desertiren verleiten — die dann einst von da zurückkehrend, selbst gegen uns ihre Waffen wenden und so Unglück am eignen Heerde anrichten könnten!

Möchte es doch bald ein Gegenstand ernster Berathung werden, denn das Bedürfniß ist offenkundig und die Gefahr für Deutschland groß und jenes uns näher als die Heiden liegende Nachbarvolk bedarf Vorzugsweise geistlichen Beistandes; da jene hingegen für den Unterricht noch nicht reif genug zu seyn scheinen — wenn anders solcher gar ihren Fähigkeiten ganz angemessen ist, wie man bezweifeln muß, da unter andern die einst so glücklichen Inseln im Südmeere u. s. w. vom Erfolg der Versuche zur sogenannten Bekehrung, ein so beklagenswerthes Beyspiel sind, da solche die Bevölkerung größtentheils zu Heuchlern und Müssiggängern gemacht und dadurch Armuth und Elend verursacht und nichts weniger als wahres Heil gebracht haben, wie die unwidersprechlichsten Nachrichten beweisen! Ein durchreisender Niedersachse.

Die Stadt und Landenge Panama.

Ein schmaler Strich Landes, kaum 12 bis 15 Meilen breit an vielen Punkten, die Landenge von Darien oder Panama genannt, verbindet die zwei ungeheueren Hälften von Süd- und Nordamerika. Man denke sie sich hinweg und die Welt hat einen Welttheil der Zahl nach mehr. Nord- und Südamerika steht dann, jedes als besonderer Welttheil, in unsern Büchern, jedes

noch groß genug, um mit Afrika zu wetteifern.

Zwei Meere brausen gegen die zwei Küsten an, welche diese schmale Landzunge bietet. Das atlantische im Osten, das stille Meer im Abend. Zwei Städte sind es, welche, was das stille Meer längs Südamerika's westlicher Küste herbeiführt, nach Europa, nach Nordamerika auf dem atlantischen verschiffen und dafür die Waaren von diesen in Empfang nehmen. Portobello heißt die eine, an der Ostküste gelegen, Panama die andere, unmittelbar vom Perlenmeer *) umspült.

Der Handel hatte Panama schon früher seit vielen Jahren zu einem wichtigen Punkte gemacht, und der Stadt einen Anstrich von europäischer Sitte gegeben. Viele Häuser sind drei Stockwerke hoch; die Kramladen der Kaufleute ziehen sich so zahlreich im Erdgeschosse hin, daß die darin flackernden Kerzen die Straßen erleuchten. Magazine von Lebensmitteln finden sich für die hier landenden Schiffe in Menge vor. Selbst ein Kaffeehaus ist da. Nichtsdestoweniger darf man glauben, daß uns der Aufenthalt im Ganzen sehr angenehm seyn würde. Die Unreinlichkeit ist groß, die Straßen sind enge und schmutzig, die herrschende ungesunde Luft erzeugt häufig Epidemieen, die Hitze drückt gewaltig und eine anhaltende Regenzeit mehrt die genannten Beschwerden in hohem Grade. Selbst die wilden, in den unzugänglichen Gebirgen der Anden wohnenden Indianer kamen sonst oft bis an die Thore und verbreiteten Schrecken und Angst, da sie im Rufe stehen, daß sie Menschen verzehren. Jetzt sind sie indessen gesittigt genug, um bloß des Handels wegen von ihren Bergen herab zu kommen.

Männer und Frauen kleiden sich in Panama nach englischer Art und mit vielem Geschmacke. Nur im Mittelstande herrschen noch Falbeln, Spitzen und Manschetten, welche letzteren auch manchmal zum Reinigen der Nase dienen müssen, während Cigarren in die Locken gesteckt werden, bis man sie anzuzünden Appetit bekommt. Einen Hafen hat Panama nicht, nur eine Rhede, die durch die Nordwinde öfter sehr wenig Schutz gewährt. Selbst ein Quai, ein eigentlicher Stapelplatz fehlt. Indessen sie liegt auf einer Halbinsel. — Rings herum beinahe kann man landen, und sowohl dieß als der Umstand, daß sie Portobello auf der andern Seite gerade gegenüber liegt, mithin den kürzesten Weg zum Transport der aus- und einzutauschenden ost- und westindischen und europäischen Produkte darbot, mag ihr Emporblühen befördert haben. *r.

*) So genannt von den darin häufig gefundenen Perlenmuscheln.

Miscelle.

Als Alexander v. Humboldt im Jahr 1823 in Rom war und bei einer Audienz den Pabst Pius VII. über einen Meteorstein unterhielt, der kurze Zeit vorher in die Pontinischen Sümpfe niedergefallen war, setzte er die verschiedenen Hypothesen über den Ursprung dieser außerordentlichen Körper auseinander. Der heilige Vater hörte ihm lange mit der Miene des Unglaubens zu, bis er ihn endlich mit den Worten unterbrach: „Nein, nein, Herr! diese Körper sind Stücke der obern Krystallfläche, welche auf unsre Erde niederfallen."

* Berichtigung.

Die in einem fremden Blatte Nro. 50, Spalte 396, verdruckt angeführte Stelle aus dem Horaz muß so heißen:

Nemo adeo ferus est, ut non mitescere possit,
Si modo culturae faciles commodet aures. —

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 53.

Bremen, Donnerstag den 4. Juli 1833.

Gestorben:

Den 22. Juni. Die Näherin Cathar. Elisabeth Perl, 42 Jahr; Schwanenstr. Nro. 33.

Den 23. — Elise Wessels, 24 Jahr; Großenstraße Nro. 39.

Den 23. — Des Maurergesellen Joh. Meyer Wittwe, geb. Reiners, 25 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 47.

Den 25. — Joh. Heinr. Beien, 10 Mt.; gr. Krummenstraße Nro. 5.

Den 26. — Des Schuhmachers Herm. Heinr. Krullhagen Wittwe, geb. Schäffer, 57 J.; Lahrmanns-Hof Nro. 1 (Neustadt).

Den 26. — Des Küpers Joh. Garves Ehefr., geborne Falkenburg, 30 Jahr; Westerstraße Nro. 52.

Den 26. Juli. Des Kahnschiffers Joachim Drewes Wittwe, geb. Grahl, 36 Jahr; große Hundestraße Nro. 16.

Den 26. — Adelh. Christina Petersen, 15 J.; im St. Petri Waisenhause.

Den 27. — Des Cigarrenmachers Wiegmann Goosmann Tochter, 3 Stunden; Süderstraße Nro. 17.

Den 28. — Der Gold- und Silberarbeiter Johann Christoph Buschmann, 76 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 56.

Den 28. — Des Küpers Carl Friedr. Hellmering Sohn, 3 Mt.; alten Steinweg N. 9.

Den 29. — Des Schumachers Conrad Scheidewill Tochter, 9 Mt.; Papenstr. Nro. 10.

Gebuurten:

Den 21. Juni. Des Mobilienhändlers Johann Diedr. Groh Ehefr., geb. Nolte, Faulenstraße Nro. 64; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Maurergesellen Gottfr. Schumann Ehefr., geb. Ahlers, auf dem Häfen Nro. 25; von einem Knaben.

Den 21. — Des Küpers Joh. Garves Ehefr., geb. Falkenburg, am grünen Kamp N. 52; von einem Knaben.

Den 22. — Des Bleichers Frerich Otten Ehefrau, geb. Bremermann, im polnischen Bock Nro. 10; von einem Knaben.

Den 23. — Des Schuhmachers aus Borken, im Churfürstenthum Hessen, Johannes Rande Ehefr., geb. Bansbach, Buntenthorsteinweg Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Maurergesellen aus Bergen, bei Hamburg, Franz Heinrich Michaelsen Ehefr., geb. Wenzel, Rembertistr. Nro. 25; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Küpermeisters Friedr. Wilh. Cassebohm Ehefr., geb. Evers, gr. Rosen- Nro. 7; von einem Knaben.

Den 23. — Des Pastors zu St. Michaelis Bernhard Loose Ehefr., geb. Müller, alten Steinweg Nro. 25; von einem Mädchen.

Den 23. Juni. Des Schneiders August Herm. Wiechmann Ehefr., geb. Drögemeyer, Kohlhökerstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Seidenhutfabrikanten Gottfr. Heinr. Link Ehefr., geb. Schwan, Langwedlerstr. Nro. 9; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Arb. Christian Friedr. Scharringhausen Ehefr., geb. Martens, in der Zingel; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Miethkutschers Joh. Hinrich Martens Ehefr., geb. Poppe, Klosterort Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Tischlers Johann Hermann Lürßen Ehefr., geb. Scharffmann, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 4; von einem Knaben.

Den 24. — Des Soldaten Hinrich Diedrich Hartig Ehefr., geb. Lange, Kupferschlägers-Gang; von einem Mädchen.

Den 25. — Des Hökers Simon Hermann Deichmann Ehefr., geb. Payeken, Großenstraße Nro. 36; von einem Mädchen.

Den 25. — Des Arb. Wilhelm Wieweging Ehefrau, geborne Piek, hinter dem Osterthorswall Nro. 21; von einem Mädchen.

Den 25. Juni. Des Feilenhauers Hinr. Friedr. Samuel Kunstmann Ehefr., geb. Corßen, Klosterstraße; von einem Knaben.

Den 25. — Des Arb. Hinr. Kayser Ehefrau, geborne Rotermund, Buntenthorssteinweg Nro. 49; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Kappenmachers Albert Bahle Ehefrau, geborne Schwartz, Blöten-Gang Nro. 2; von einem Knaben.

Den 26. — Des Lohgärbers Christian Heinr. Reps Ehefr., geb. Probacher, Paulsberg Nro. 47; von einem Mädchen.

Den 26. Juni. Des Schiffs-Kapitäns Jacob Bultmann Ehefr., geb. Jacobsen, Neuenstraße; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Schenkwirths Hinrich Woltmann Ehefr., geborne Vogel, an der Allee Nro. 1 (Neustadt); von einem Mädchen.

Den 27. — Des Cigarrenmachers Wiechmann Goosmann Ehefr., geb. Berlitz, Süderstr. Nro. 17; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Hökers Simon Heinr. Kolling Ehefr., geb. Steinheim, Tiefer N. 23; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Kaufmann Hermann Gerhard Gerdes und des verst. Kaufmanns Christian Carstens Wittwe, Wilhelmine geb. Trendtel, hieselbst.

Der Schneider Carl Wilhelm Dieken zu Hörter und Maria Dorothea Uppendahl hieselbst.

Der Schneider Aug. Wilhelm Friedrich Ziegler zu Berlin und Anna Christina Hoener hies.

Der Instrumentenmacher Bernhard Heinrich Stahmer und Regina Magdalena Lürßen hieselbst.

Der Tabacksfabrikant Joh. Hinrich Callmeyer hieselbst und Helena Catharina Müller zu Rastede, Herzogthums Oldenburg.

Der Gastwirth Hermann Denker hieselbst und Anna Eleonore Brinckmann zu Neuenkirchen, Königl. Hannövrischen Amts Freudenberg.

Der Detaillist Caiphas Levy zu Oevelgönne, Herzogthums Oldenburg und Charlotte Abraham zu Hastedt.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 54.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 7. Juli 1833.

O, sende geschwinde
Uns, Aeolus! Winde,
Und bring' uns ans Ziel.

* Reisebilder.

1. Windstille auf der Weser.

Herz, bist so betroffen! —
Trotz Harren und Hoffen
Bleibt stille die Fluth.
Das Segel hängt lose,
Es schnarcht der Matrose;
O Herz fasse Muth!

Kaum regt sich die Welle
Und nicht von der Stelle
Bewegt sich der Kiel.
O, sende geschwinde
Uns, Aeolus! Winde,
Und bring' uns ans Ziel!

2. Die Nordsee.

Sicher durchschneidet der Kiel, vom kundigen Schiffer gelenket,
Die aufbrausende Fluth, die mit dem Winde nun kämpft.
Majestätische Nordsee, unübersehbar dem Auge
Meereskönigin du! Sey mir, o Stolze! gegrüßt!
Ein entzückendes Schauspiel gewähret die Menge der Segel,
Die das spähende Aug' fernhin als Punkt nur erfaßt.
Näher und näher dann bringt ein günstiger Wind sie den Blicken;
Schnell wie ein Vogel jedoch sind sie schon wieder entfloh'n.
Aber was raget dort auf in weiter, kaum sichtbarer Ferne?
Sehet, mit freudigem Blick steuert der Schiffer d'rauf zu!
Klarer und klarer nun zeigt sich dem Auge ein riesiger Felsen
Nackten Hauptes begrüßt der Mönch *) uns von Helgoland.

*) Die südliche Spitze der Insel.

3. Helgoland.

Wunderbar treibt die Natur ihr gigantisches Spiel mit den Massen.
In den Ocean hier schleuderte sie dies Gestein.
Felsschicht auf Felsschicht gethürmt, erhebt sich kolossisch das Ganze,
Dessen Ursprung und Bau unser Verstand nicht begreift.
Manches Jahrhundert schon steht dieser Felsen, umbraus't von den Wogen,
Die mit feindlicher Macht nageten an dem Gestein.
Ob auch, Zerstörung ihm drohend, sie nimmer und nimmer ermatten,
Finden sie, wie sie sich nah'n, stets in der Brandung ihr Grab.
Wenn, um dem Sturm zu entgeh'n, dem Felsen ein Schiffender nahet,
Bietet sein gastliches Dach der Insulaner ihm an;
Denn es regt sich da d'roben ein biederes, kräftiges Völkchen,
Welches der Fluth abgewinnt, was ihm der Felsen versagt.
Und der Gebrechlichen Viele auch ziehen von Osten und Westen
Zu dem Eilande hin, wo zauberkräftig das Meer
Ihre Glieder umspült auf freundlich benachbarter Düne,
Und am Körper verjüngt, kehren sie froh wieder heim.

F. W. Schlodtmann.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

„Bedenken denn auch die Leute," fuhr Richard fort, „die uns so gern des Spottes anklagen, ob sie nicht wirklich durch ihre Albernheit unsern Spott verdient haben, und ob derselbe nicht immer noch der mildeste Grad der Bestrafung war? Spott ist die genialste, und deßhalb die am wenigsten rohe Waffe der Polemik. Darum ist unsre Zeit bei weitem genialer, als jede frühere in Deutschland, weil sie sich auf die edle Waffenkunst des Humors und der Satyre am glänzendsten versteht. Wenn wir anfeinden wollen, spotten wir, wir humorisiren, und der leichte Duft von spielender Poesie, der immer noch über der Satyre gaukelt, mildert zugleich den Stachel, mit dem wir Wunden schlagen. Der Philister, der Pedant weiß nicht zu spotten, und seine grobe Cyklopenpolemik mit plumpen Schmiedefäusten geht geradewegs auf Todschlag aus. Spott kann tief verwunden, aber er macht eine Polemik nie gemein, sondern hält sie immer noch in poetischer Sphäre. Grobe überernste Polemik macht jedes Verhältniß, das sie berührt, sogleich gemein und zerstört es dadurch für immer; sie treibt durch ihre Gewaltsamkeit die letzten warmen Funken aus dem Gegenstande aus, während der Spott durch seinen blitzenden Zündstoff immer feurig reizt; denn wie oft verstecken sich nicht noch hinter den Dornen seiner Rede die Rosenblätter des Eros? Unter den biederben Deutschen ist es aber lange Sitte gewesen, nicht anders als mit jener Cyklopenpolemik gegen einander zu streiten. Darum ist so viel ehrbare Gemeinheit in ihren literarischen Fehden. Ich habe nun gesagt, was ich denke, mein Fräulein! Da das holde Fräulein selbst so gelehrt, kritisch und reflektirend ist, daß sie über die Zeitrichtungen urtheilt, so wird sie nun auch zu beurtheilen wissen, ob ich anders hätte sprechen können, als ich gesprochen habe. Sie ist überhaupt viel reflektirender als ich, und ich glaube, das hat uns oft gegen einander verstimmt. Sie will über die Zeitrichtungen reflektiren, während ich selbst nur genug damit zu thun habe, eine Zeitrichtung zu seyn. O über das gelehrte Fräulein!" —

Wilhelmine war von ihrem Sitz aufgesprungen, sie hob die gefalteten Hände hoch empor gen Himmel und schluchzte. „Hörst du es, gütiger Gott, wie er wild mich höhnt, er, den ich liebe?" rief sie wie aus tief gebrochenem Herzen, mit

thränenerstickter Stimme, und schwankte zur Thüre hinaus. Im Forteilen zerriß ihr Gewand, das sie hastig zwischen die Thüre und den Pfosten einklemmte. Der Stern der Liebe sank über den Häuptern der beiden sich Mißverstehenden immer ferner in die Nacht zurück. In ihren Lehnstühlen saßen die beiden Alten und schnarchten; die langen Reden der jungen Leute hatten sie eingeschläfert.

Aus den Gebüschen zur Seite des Landhauses trat der unglückliche Mann wieder hervor, dessen Erscheinung in dieser Gegend uns vor Kurzem kund geworden war. In seinen Mienen glänzte eine stille Freude, eine wunderbare Stärkung schien sich über die ganze Gestalt ergossen zu haben. Sein zerfallenes, hülfsbedürftiges Aeußere kontrastirte seltsam mit der schimmernden Verklärung in seinem Blick, der eine edle Fassung aussprach. Noch hatte ihn keine Nahrung, deren er so sehr bedurfte, erquickt, und doch schritt er aufrechter und gekräftigter einher, als zuvor. Er hielt die Bibel in seiner Hand und lächelte. Er wandte sich wieder nach dem Hause zurück, von wo er das heilige Buch mit sich genommen. Ein schöner sonniger Tag stand am blauen Himmel. Vom Giebel der Villa begrüßte eine muntere Wachtel mit frohlokkendem Schlag den armen Flüchtling. Dießmal schien er jedoch nicht unbemerkt geblieben zu seyn. Noch ehe er sich der Schwelle des Hauses genähert, hörte er plötzlich Stimmen hinter sich flüstern. „Er ist es!" wurde gerufen; „Alles trifft zu!" Er blickte hinter sich, und sah in der Ferne einige Männer stehen, die ihn mit Aufmerksamkeit beobachteten. Sie schienen ihn schon seit einiger Zeit belauscht zu haben. Er wollte schnell in das Haus entschlüpfen, aber man war schon näher gekommen, man rief ihm mit drohenden Worten zu, stehen zu bleiben und sich zu ergeben. Er zauderte unschlüssig, ob er dem Zuruf folgen oder die Flucht ergreifen solle, die ihm seine erschöpften Kräfte unmöglich zu machen schienen. Schon sah er sich jedoch von zwei starken Leuten ergriffen, die ihn mit Geschrei festhielten, während ein Anderer, auf dessen Befehl sie gehandelt hatten, langsam und bedächtig herangeschritten kam. Dieß war der Amtmann aus Waldensee, ein kleiner wohlgenährter Mann von pfiffigem Aussehen, welcher den Verhafteten jetzt prüfend in Augenschein nahm. Er hatte ein Zeitungsblatt in der Hand, in das er abwechselnd einen Blick that, um, wie es schien, Vergleichungen hinsichtlich der vor ihm stehenden Person anzustellen. „Er ist es!" sagte er endlich mit wohlgefälliger Miene, indem er das Zeitungsblatt, das einen Steckbrief enthielt, zwischen den Händen rollte. „Freund, macht nur keine Umstände, wir haben Euch erkannt. Ihr seyd der ehemalige und wegen schlechter Streiche abgesetzte Prediger Halden." Der Unglückliche antwortete nicht. Er stand einen Augenblick in Gedanken versunken, in seinen Zügen arbeitete ein ungeheurer Schmerz. „Ihr seyd von der Festung entsprungen!" fuhr der Amtmann in zuverläßigem seiner Sache gewissen Tone fort. „Ueberliefert Euch mir nur gutwillig; an ein Entkommen ist doch nicht zu denken. Eure Personalität ist in allen Zeitungen genau beschrieben, und Ihr seht überdieß Eurem Aeußern nach so aufrichtig aus, daß man Euch gern auf den ersten Blick für einen aus dem Zuchthause Entsprungenen gelten läßt. Uebergebt Euch daher den Händen Eurer Obrigkeit, die ein Recht auf Euch hat." Der Arme seufzte tief auf, er ließ sprachlos seine Blicke in die Ferne schweifen, aber nirgendsher schien Rettung zu hoffen. „Kurz war der Traum der Freiheit," flüsterte er in sich hinein. „Die Rache verfolgt den Sünder, selbst wenn er wieder gut wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Transatlantische Reisebilder.

(Beschluß.)

4. Duelle in Neu-Orleans und Kentucky. Die Bettlerin.

„Sind in den westlichen Staaten die Duelle noch üblich?" fragte ich einen achtbaren Mann, den ich eines Tags an der Mittagstafel kennen lernte. „Allerdings, war die Antwort, und zwar geben meist Streitigkeiten bei den Wahlen die Veranlassung dazu; die Leute schmähen sich gegenseitig in den Zeitungen, die zuweilen wenig mehr enthalten als persönliche Ausfälle und Ankündigungen. Obschon Schlägereien, an denen mehrere zu gleicher Zeit Theil nehmen, jetzt seltner sind, so fand doch vor noch nicht langer Zeit in einem Staate, nach einer Wahl, bei der es heiß herging, eine solche statt. Auf jeder Seite standen sechs Kämpfer, die einander mit Degen, Pistolen und Dolchen wüthend angriffen. Drei blieben auf dem Platze, und fast alle Uebrigen waren verwundet; die schwächere Partei ergriff die Flucht."

In Kentucky that ich die nämliche Frage und erhielt folgende Antwort: „Bei uns setzt es wohl zu Zeiten ein kleines Halsbrechen ab, doch bei weitem nicht mehr so oft, als ich mich aus meiner Jugendzeit erinnere. In unsrer Stadt fiel indeß vor nicht gar langer Zeit ein Duell vor, das uns viel zu lachen gab. Die Partien waren ein Doktor und ein Advokat, die bei einem Pferderennen Streit bekamen. Sie wurden einig, sich am nächsten Morgen auf einem mit Bäumen und Gebüsch bedeckten Platz von 30 Morgen auf Feuergewehr zu schlagen, und gleich den Indianern, alle Vortheile gelten zu lassen. Der Advokat machte sich, um seinen Mann recht sicher zu haben, noch bei der Nacht aus der Stadt auf den Weg nach dem Gehölz, wo er, die Flinte auf einem Baumstamm aufgelegt, und nach der Gegend gerichtet, woher er seinen Gegner erwartete, sich in den Hinterhalt legte. Der Tag dämmerte, die Sonne ging auf, aber noch immer wollte der Doktor nicht zum Vorschein kommen; der Advokat kam endlich auf den Gedanken, sein Gegner sey zu feig, sich zu stellen, und war eben im Begriff, nach der Stadt zurückzukehren und den Hasenfuß zu beschämen, als er hinter sich dürres Holz brechen hörte; er wendete sich um, und sah nun die Mündung von des Doktors Flinte zehn Schuh weit von seinem Kopf. Der Advokat bat um Waffenstillstand, und es wurde ihm gestattet, tiefer in den Wald zu gehen und einen neuen Versuch zu machen. Er ging und fand einen hohlen Baum, in den er sich versteckte und eine Zeit lang ruhig hielt; als er kein Geräusch hörte, wagte er es endlich, mit einem Auge aus seinem Schlupfwinkel herauszuschielen, als plötzlich ein Schuß fiel, und die Kugel einen oder zwei Zoll über seinem Kopf in den Baum schlug. Er sah wohl Rauch aber keinen Doktor, und konnte daher den Schuß nicht erwiedern, er bat abermals um Waffenstillstand. Der Doktor, der die Indianer oft auf ihren Zügen begleitet hatte, kam nun zum Vorschein und willigte in die Beendigung des Kampfes. Sie kehrten nach der Stadt zurück, und der Advokat wurde ausgelacht."

In Wheeling sah ich den ersten und letzten Bettler, der mir in den Vereinigten Staaten zu Gesicht kam; braucht es mehr um den Ueberfluß an Unterhalt und Arbeit in diesem gesegneten Lande zu bezeugen? Der Bettler, von dem hier die Rede ist, war ein starkes gut gekleidetes Weib. Sie trat ohne Scheu ins Zimmer, und zeigte ihre Hand, die in einer Baumwollenmühle zerquetscht worden war. „Sehen Sie das?" sagte sie ungeschliffen. — „Ich sehe es." — „Und werden mir, wie ich hoffe, etwas schenken?" — „Das will ich, wenn Sie

nichts fordert." — „Topp," sagte sie, ohne für meine Gabe zu danken, und blieb stehen. — „Nun, worauf wartet Sie noch? Hat Sie noch nicht genug?" — „Nein, haben Sie nicht auch Etwas für mich in der Tasche?" sagte sie, sich zu einer andern Person wendend. Ich war so entrüstet über ihre Unverschämtheit, und die ganz ungewöhnliche Art, das Mitleid anzurufen, daß ich sie bei der Schulter faßte und auf die Thüre zeigte. In den Vereinigten Staaten verstehen die Leute noch nicht zu betteln.

---

* Bürgerwehr.

Im Bürgerfreunde vom 4. Juli befindet sich ein Aufsatz mit der Ueberschrift „Antwort" (— auf welche Frage?) und mit der Unterschrift „Mehrere wohlwollende Bürger" — wem wollen diese Bürger wohl? wer sind sie? sollte man nicht auf den Gedanken kommen, daß sich Einer mit der so sehr abgenutzten Unterschrift „Mehrere" decken oder im Gefühle der Unrichtigkeit seiner Bemerkungen hinter Mehreren verstecken will? — Die Zeit der Täuschungen ist vorüber, — indeß dem Herrn Verfasser kann Unrecht geschehen — vielleicht hat er das Verzeichniß der Namen der Mehreren bei der Redaction des Bürgerfreundes deponirt; — darum keine Feindschaft mit dem Unbekannten, sondern zur Sache.

Wenn der Grund des 1816 der Bürgerschaft gemachten Antrags, daß Bremen entweder ein 4. Bataillon formiren oder sein Bundescontingent mit 485 Mann und die Reserve halten müsse, richtig war und wol richtig gewesen ist, wie auch der antwortende Herr durchaus nicht in Abrede stellt: so kann ja gar nicht geläugnet werden, daß Bremen seit 1816 eine sehr bedeutende Summe Geldes erspart hat, so daß Alle, welche zur Errichtung und Erhaltung des 4. Bataillons beigetragen haben, sich um unsern Staat sehr verdient gemacht haben.

Was das Exercieren betrifft: so ist es damit gerade umgekehrt der Fall; früher wurde weit mehr exerciert, mit weit mehr Strenge verfahren, als seit einigen Jahren; man frage doch nur alle, die aus dem 4. Bataillon seit Jahren in die andern 3 Bataillone übergetreten sind; wie daher gesagt werden mag: „jeder Tag liefere neue Beweise" als Beleg, daß jetzt weit mehr exerciert, weit strenger verfahren werde, ist unbegreiflich.

Was die Landleute betrifft, welche sich den Waffenübungen entzogen haben: so hätte ihr Beschützer nicht das Mitleid erregende Prädikat arm gebrauchen, sondern sie sehr widerspenstig benennen sollen; das sind die in Frage stehenden Leute im höchsten Grade seit langer Zeit zu wiederholten Malen gewesen; Ernst und Energie muß beim Militairwesen Statt finden, sonst ist das Ganze Puppenspiel und Tändelei, dem Hohn und Spotte am Ende zur Beute; — daß daher nach vieler Nachsicht gegen jene größtentheils dem 3. Bataillone unserer Bürgerwehr zugehörenden Landleute, welche so gut als der so oft für sie sorgende Städter des Staates Lasten zu tragen haben und tragen müssen, endlich das Gesetz ausgeführt worden ist, und diejenigen, welche nicht haben hören wollen, das Gesetz fühlen mußten, ist doch ganz in der Ordnung.

Noch viel könnte über die weitern Bemerkungen des Antwortschreibers gesagt werden; aber es lohnt wirklich der Mühe nicht, da jeder unbefangene, unpartheiische, alle Persönlichkeiten bei Seite setzende Leser so leicht triftige Gegenbemerkungen machen kann. — Will Deutschland sich des Platzes, den es in den Reihen der Nationen einzunehmen berechtigt ist, immer würdiger machen, dann muß es die Kraft, die in ihm wohnt, immer mehr entwickeln, dann muß es

den Frieden im Innern bewahren, erhalten, um desto sicherer die Angriffe Fremder abwehren zu können; dann muß seine Bürgerwehr sich immer mehr ihres bedeutungsvollen Namens werth machen, Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten, den Heerd schützen, wenn die Krieger zur Vertheidigung des Landes zu den Grenzen zu eilen haben; dann muß es sich vor dem früher, soviel Unheil angerichteten Geist der Trägheit und der Gleichgültigkeit wie vor bösen Dämonen hüten; dann muß jeder Staat, jeder Bürger dazu beitragen. Sollten wir Bremer zurückbleiben wollen? nimmermehr; drum scheue Niemand des Staates Lasten, desto besser schmecken des Staates Früchte, — darum vervollkommne sich unsere Bürgerwehr immer mehr, darum werde immer mehr von ihr verbannt das unnütze Schmücken und Paradiren, das Stolzieren und Hofieren, das viele Reklamiren und Galoppiren, die Be- und Vergünstigungen, die unnützen Schreibereien und die vielen Tändeleien; es finde Ernst und Liebe zur Sache statt, man organisire das Institut, man entäußere sich vom Ueberflüssigen, eigne sich das an, was fehlt; immerhin beschneide man die Krone und gebe ihr eine bess're Richtung, damit der Baum besser und gerade wächst, hüte sich aber wohl, die Wurzel abzuschneiden, dann ist der Baum verloren, giebt keinen Schatten mehr, stirbt ab und ist nur zu Brennholz nutz — das geschieht, wenn plötzlich das 4. Bataillon aufgelöst wird. — Der lesenswerthe Aufsatz im Bremer Magazin enthält darüber das Nähere, von triftigen Gründen unterstützt.

Js. R.,

als gänzlich Unpartheiischer.

---

* Bitte an mehrere wohldenkende Bürger im Bgrfd. Nro. 53.

Jede Sache hat zwei Seiten. Bei einer Wahl muß man beide Seiten auf das Sorgfältigste untersuchen und dasjenige wählen, bei dem die gute Seite überwiegend ist. Wir finden in den „Antwort" betitelten Artikel die Gründe nicht gehörig entwickelt, wornach das dort Gesagte das Beste seyn soll und können daher nicht unbedingt unsere Zustimmung geben. Uns geht es damit wie mit manchem Urtheil, daß wir nicht ehender verstehen, als bis wir die Entscheidungsgründe gelesen haben. Da der Schritt, der gethan werden soll, wichtig ist und wir zu glauben berechtigt sind, daß die wohldenkenden Antwortgeber auch tief denken und ihre Ansichten klar entwickeln können, so richten wir an dieselben folgende Fragen:

1) Ist hier eine Bürgerwehr nothwendig und nützlich, d. h. überwiegen die Vortheile derselben, die Nachtheile die sie mit sich führt?
2) Wenn sie für nöthig erkannt wird; wie ist solche am zweckmäßigsten einzurichten?

und bitten dieselben gründlich in d. Bl. zu beantworten. Ist dieß geschehen, so wird leicht daraus hervorgehen, ob eine Schule der Bürgerwehr nöthig ist und es wird darauf nicht ankommen, ob man solche das 4. Bataillon nennt oder ihr einen andern Namen beilegt.

Daß die Bürgerwehr eine bessere Organisation — wenn sie bleiben soll — besonders was die Disciplin anlangt, nöthig hat, mag wohl wahr seyn. Unterm Gewehre zu rauchen, zu trinken, zu plaudern, steht nicht gut.

Ihr lieben wohldenkenden Mitbürger, versagt mehreren eurer Mitbürger, die gern das

Bessere wollen, die Beantwortung obiger Fragen nicht.

Pater Abraham a Sancta Clara über die Deutschen.

Noah, der rechte und gerechte Allvater, hat drei Söhne mit sich aus der Arche geführt, nämlich den Sem, Cham und Japhet. Japhet erzeugte nachmals einen andern Sohn, Namens Thuisto, welcher in das Land Chana sich begeben und von da mit etlichen Riesen in die mitternächtlichen Länder gereist ist. Von diesem Thuisto haben die Deutschen so Anfangs Thuisten genannt worden sind, ihren Anfang; nachmals seynd solche Deutsche Germani d. i. Gar-Männer, item Allemanni d. i. alle Männer benamset worden, wegen ihrer unüberwindlichen Stärke und heroischen Gemüths. Daher als Alexander der Große, der fast die ganze Welt unter seine Botmäßigkeit gebracht, die Deutschen einst fragte: Wen sie fürchteten? — so antworteten die wackeren und redlichen Deutschen, „daß sie gar nichts fürchten, gar nichts, ausser, der Himmel möchte einfallen und sie erschlagen." Die Deutschen seynd die Lob- und liebwerthisten Leut'. Nichts destoweniger giebt es etliche nationes, welche wie die Fledermäus' das Licht hassen und der deutschen Glory gar zu auffäßig sind, weßhalb sie uns nur die „deutschen Hund'" nennen, vielleicht darum, weil wir sie schon oft in die Füß' gebiss'n. Ungeachtet alles dieses wäre zu wünschen, daß ein Jeder von uns nicht allein den Namen eines Hunds, sondern gar die That desselben hätte. Wie da? warum? woher? weßwegen? wasgestalten? — Dergestalten, deßwegen, daher, darum — sag' ich: ein Hund, wenn er verwundt wird, heilt sich mit der Zunge; — also, wann wir Wunden und gar oft tödliche Wunden an der Seele haben, so sollen wir uns heilen mit der Zunge, — will sagen — mit einer recht bußfertigen mündlichen Beicht': Quando homo detegit, Deus tegit; cum homo celat, Deus nudat; cum homo agnoscit, Deus ignoscit. S. Aug.

Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

Gerbe-Stoffe.

Ashmore bedient sich zum Gerben der Häute ganz neuer Mittel; besonders empfiehlt er den Ruß der Schornsteine, der sich bei Verbrennung des Holzes, Torfes, Steinkohlentheers, Erdharzes, der Knochen und Steinkohlen anlegt, die Oele und andre brenzliche Flüssigkeiten, die bei der Destillation dieser Substanzen gewonnen werden, die Gasarten, welche sich dabei erzeugen und auch das Wasser, womit diese Gase gereinigt werden.

Wieder einmal Nichts!

Der Fabrikant Mathulon in Lyon glaubte das Perpetuum Mobile und die Quadratur des Zirkels gefunden zu haben und versprach dem Tausend Kronen, der ihn eines Irrthums zeihe. Hr. Nicole überführte ihn, schenkte aber die tausend Kronen dem Spital zu Lyon. Welch sonderbar erobertes Geschenk!

Entzündeter Malzstaub.

Die große und berühmte Brauerei Barclay u. Comp. brannte auf eine Weise ab, die zu den unvorhergesehenen Fä en gehört. Der in der Luft fliegende Malzstaub entzündete sich nämlich an der offnen Lampe eines Arbeiters, der die Maschinerie einschmieren wollte. In einer Stunde stand die ganze Brauerei in Flammen. Der Verlust soll an 50,000 Pf. St. betragen.

Maschinen-Papier.

Die Herren Spörlin und Rahn, Hoftapeten-Fabrikanten in Wien, haben eine Maschine zur

Erzeugung des sogenannten endlosen Papiers erfunden. Die Versuche damit fielen sehr glücklich aus. Die Maschine ist im Stande, täglich gegen 80 Ries Papier zu erzeugen bis zu einer Breite von 5 Fuß. Die Herren Erfinder haben sich ein Privilegium auf ihre Maschine genommen.

Milch-Farben.

Statt der Leim- und Oel-Farben bei dem Ausmalen der Zimmer soll man Milch-Farben gebrauchen, die keine der häßlichen Eigenschaften haben, durch welche jene so lästig werden. Die Milch vermischt sich mit vielen Substanzen, denen man es nicht zutraut. Wir verdanken diese Malerei den Indern.

Neuer Webestuhl.

Der Baumwollenzeug-Weber Lotz zu Wien hat einen neuen Webestuhl erfunden, mit dem er alle Zeichnungen, bis zu sechsfarbigen, in Shawls u. s. w. einwebt. Die hintere Seite des Zeuges ist glatt wie die vordere, und die Fäden, welche sonst abgeschnitten wurden, werden croisee-artig verbunden. Die Zeuge können von jeder Breite und Länge, aus Baumwolle, Seide, Wolle und Leinengarn verfertigt werden.

Es ist ja klein.

Hirt.

Wie magst Du nur so still und traurig seyn,
Weil alle Rosen lachen Duft und Schein?

Mönch.

Weil alle Rosen lachen Duft und Schein,
Denk' ich des Todes, der sie bald verzehrt.

Hirt.

Denk' ich des Todes, der sie bald verzehrt,
Denk' ich der Gnade, die sie neu verklärt.

Mönch.

Der Gnadenthron ist auch ein streng Gericht,
So Geißeln Dir aus Rosendornen flicht.

Hirt.

Die Himmelsflur trägt ird'sche Dornen nicht!
O, sey vergnügt, weil Liebe Dein gedacht.

Mönch.

O, sey betrübt, weil Dir der Erde Pracht,
In Dornen selbst also verlockend lacht.

Hirt.

Wie soll mein junges Herz in Trauer stehn?
Es ist ja schwer, im Dunkel recht zu gehn;
Es ist ja leicht, die Last vergnügt zu tragen;
Es ist ja schön, im Staube frisch und rein;
Es ist ja groß durch Dornen sich zu wagen;
Es ist ja klein, auf Erden traurig seyn!

Friedrich Voigts.

* Viersylbige Charade.

An Mariane. — Im Frühling 1833.

Die zwei Ersten.

Kommt Ihr wieder, holde Schönen,
Lockt hervor mit Schmeicheltönen,
Euch der Sonne goldner Strahl? —
O wie seh ich Euch so gerne,
In der Näh' und in der Ferne,
Seyd Ihr mir mein Ideal.

Denn Ihr hegt der zarten Milde
Viel, im anmuthreichen Bilde,
Wie's Natur so gern stellt dar;
Holde Schönen, laßt Euch pflücken,
Ja — ich nahe voll Entzücken,
Jetzt Euch, wie vor manchem Jahr.

Sieh, beim Anblick Eurer Fülle,
Schweiget Schmerzgefühl ganz stille,
Hüllt in Euren Zauber sich;
Drum — ich nehm' Euch, holde Zarten,
Euch, die schöne Anmuth wahrten,
O, begleitet, schützet mich!

Die zwei Letzten.

Strahlt vereint mit Mild und Güte,
Ihr aus lieben Augen weich;
Zeigt des schönen Innern Blüthe,
Nichts ist Eurem Zauber gleich.

Als ich jüngst Euch so gesehen,
In des Auges feuchtem Blick,
Da — ich will es nur gestehen —
Fühlte ich ein liebes Glück.

Kehret wieder solche Stunde,
Seh ich Euch so noch einmal —
Holde Beyden! — Manche Wunde
Heilt, berührt von Eurem Strahl.

Das Ganze.

Nein, es ist Euch nicht versaget!
Holde Ersten, wer so klaget,
Sieht mit andern Augen Euch;
Tief in Eures Innern Fülle,
Weilt das Ganze, zart und stille,
Macht Euch hold und anmuthreich.

Charlotte S. H. Starke.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 30.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 55.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 11. Juli 1833.

Ruhig, prächtig anzuschauen,
Fließt der Rhein durch Thäler hin,
Netzt des Landmanns stille Auen,
Und der Nachen schwimmt auf ihm.

Burgen schauen auf ihn nieder
In der Reben Lustgewand:
Kaum kennt ihn der Wandrer wieder,
Der an seiner Quelle stand. A. Daeves.

* Das Lied vom Rhein.

Von Hermann Röpe.

Auf dem Sankt Gotthardsberge
Da ist geboren ein Knab',
Der stürzt sich jugendmuthig
Von der Heimathhöh' hinab.

Er ward als Held, als Sänger,
Berühmt im deutschen Land,
Es haben viel tausend Zungen
Gesungen ihn und genannt.

Ich habe seiner Lieder
Allmächtiges Rauschen gehört,
Ich habe seiner Werke
Allmächtigen Zauber verehrt.

Wir sind zusammen gewandert
Und haben uns gerne gesellt,
Da hat mir der hohe Meister
Sein seltsam Leben erzählt.

Auf dem Sankt Gotthardsberge
Da ist geboren der Knab',
Der stürzt sich jugendmuthig
Von der Heimathhöh' hinab.

Er achtet nicht Weg und Stege,
Er sucht sich selber die Spur,
Zeigt als geborner Schweizer
Die rüstige Natur.

Ihm ist kein Thal zu enge,
Zu steil ihm keine Höh',
Er schwimmt mit starken Armen
Kühn durch den Bodensee.

Ihr fragt, wer mag der Sänger,
Wer mag der Held wohl seyn?
Ich will es Euch nicht verhehlen;
Es ist der Vater Rhein!

Am Felsen bei Schaffhausen
Da bleibt ihm keine Wahl,
Da stürzt er mit wildem Brausen
Sich kühn hinunter ins Thal.

Der Sprung wird wohl bewundert
Bis auf den heut'gen Tag,
Es thut der kühnste Springer
Ihm diesen Sprung nicht nach.

Doch mit gesunden Gliedern,
Und stärker als zuvor,
Kommt er herangezogen
Bis an das Bas'ler Thor.

Zu Straßburg auf der Schule
Da hat er promovirt,
Ward mit dem Doktorhute
Dort feierlich geziert.

Und einen deutschen Jüngling
Voll Muth und Liederkraft,
Den hat er dort geweihet
Zur künft'gen Meisterschaft. *)

Nun fing er an zu singen
Sein wunderbares Lied,
Das noch mit jedem Frühling
Viel herrlicher erblüht.

Nach Frankreich ist's gedrungen
Wo man es wohl verstand,
Da hätten sie den Sänger
Gern in dem eignen Land.

Er aber hat von Herzen
Ihr Schmeichelwort verlacht,
Und hält, ein treuer Hüter,
Vor deutschen Landen Wacht.

Steht mit dem Flammenschwerte
Allda, ein starker Hort,
Lehrt mit viel tausend Zungen
Das freie deutsche Wort!

Nach Speyer und nach Mannheim
Geht jetzt sein kühner Lauf,
Da nimmt man wohl den Sänger
Mit tausend Freuden auf.

In Worms dem edeln Kaiser
Hat er das Herz gelenkt,
In Worms dem edeln Luther
Manch kühnes Lied geschenkt.

Wer kann es aber zählen
Was er noch sonst vollbracht,
Wie mancher große Gedanke
Auf seinen Ruf erwacht.

Wie manche bange Seele
Warf sich an seine Brust,
Und sog aus seinen Blicken
Viel tausendfache Lust.

Wie mancher hohe Künstler
Hat seines Raths erwählt,
Und ward von seinem Geiste
Befeuert und beseelt.

Wie mancher Segensbecher
Ist ihm geleert zum Dank,
Seit ihm der edle Zecher,
Der frohe Asmus sang. [1])

Nach Mainz ist er gezogen
Zu manchem schönen Werk,
Da stand er wohl zur Seite
Dem edeln Guttenberg!

Da hat er wohl gesungen
Mit Frauenlob manches Lied,
Der für der Erde Schönstes
Mit reiner Brust erglüht.

Da kommt von Frankfurt gezogen
Ein Jüngling mit froher Lust,
Und sie erkennen sich Beide
Und sinken sich an die Brust.

Ihr fragt: wer mag der Jüngling,
Der frohe Jüngling seyn,
Ich will es Euch nicht verhehlen,
Es ist der schöne Main.

Nun giebt's ein rüstiges Wandern,
Wohl eine glückliche Zeit,
Es geben viel stolze Ritter
Dem Sänger das Geleit.

Von Pfalz, die edeln Kämpfer,
Schönberg, sind auch dabei,
Und sehnend grüßet vom Felsen
Die Jungfrau von Loreley.

Rheinfels, Marksburg und Laneck,
Der Stolzenfels hohes Geschlecht,
Sie jubeln ihm entgegen,
Frauen und Ritter und Knecht.

Das ist wohl unter Allen
Die fröhlichste Sängerfahrt,
Da klingt es von tausend Pokalen
Mit glühenden Liedern gepaart.

Die Schwerter und die Herzen
Sind treu und stark und ächt,
Sie wollen alle vertreten
Das gute deutsche Recht.

Zu Coblenz in dem Thale
Wallt er im Sonnenschein,
Da pilgert ihm entgegen
Ein zartes Jungfräulein.

Und schnell in Liebesglühen
Ist beider Herz entbrannt,
Sie reichen voll seliger Wonne
Einander Herz und Hand.

Sie sind sich miteinander
Der gleichen Kraft bewußt,
Es quellen hohe Lieder
Auch aus der Jungfrau Brust.

Ihr fragt: wer mag die fremde,
Die zarte Jungfrau seyn?
Das ist die Jungfrau Mosel,
Vermählt dem Jüngling Rhein.

Der hat nun wohl vollendet
Der Jugend schönen Lauf;
In sein hochzeitlich Bette
Nimmt er die Jungfrau auf.

Nun wandern sie selbander,
Und wo die Pilger nahn,
Da kränzen Obst und Reben
Und Blumen ihre Bahn.

Vom hohen Drachenfelsen
Fällt eine bleiche Ros'
Vom Sturmwind halb entblättert
Dem Sänger in den Schooß.

Zur nahen Klosterpforte
Wallt er mit frommem Sinn
Und legt die bleiche Rose
Zu Christi Füßen hin. [2])

Nach Bonn der hohen Schule
Wallt er hinab durch's Thal;
Da wird ihm viel Ehr' erwiesen
Und seiner holden Gemahl.

Professoren und Studenten
Die halten ihn hochgeacht't;
In seinen besten Werken
Studiren sie Tag und Nacht.

Bei Festen und Commerzen
Da haben sie nie gefehlt,
Sie hätten ihn selbst wohl gerne
Einmal zum Rektor erwählt.

Nach Cölln, dem Bischofssitze,
Hinwallt er ohne Rast,
Da wird gar hoch empfangen
Der vielgeliebte Gast.

Ihm folgen fromme Pilger
Mit Muschelhut und Stab.
Die wandern zum hohen Dome
Nach dem Dreikönigs-Grab.

Da hebt zum Letztenmale
Er stolz sein glorreich Haupt,
Das von der Sängerkrone
Gar herrlich ist umlaubt.

Er weiß, in seinen Werken
Lebt er wohl ewig fort,
Er bleibt für ew'ge Zeiten
Der deutschen Freiheit Hort.

Und seinen goldnen Werken
Bleibt Deutsches Volk auch treu,
Denn jedes Jahr die Presse
Verlassen sie aufs Neu.

Es sind darin enthalten
Viel Perlen edler Art;
Die Wahrheit und die Klarheit
Sind wohl darin gepaart.

Drum in sein endlich Schicksal
Ergiebt er sich in Ruh,
Und mit gebeugtem Rücken [3])
Wallt er dem Grabe zu.

Doch eh' er nun sich bettet
In seinem letzten Haus,
Da breitet er die Arme
Noch einmal liebend aus. [4])

Als hätt' er noch gern im Scheiden
Die Welt ans Herz gedrückt,
Die er so reich gesegnet,
Die er so hoch beglückt.

Wohl wär' er gern gestorben
So kühn als er gelebt,
Wie sich der Held am liebsten
Im Schlachtensturm begräbt.

Doch solch unrühmlich Ende [5])
Geht ihm wohl schwer ans Herz,
Er kann ihn nicht verhehlen,
Den tiefen herben Schmerz.

Da schauen wackre Männer
Des hohen Greises Pein;
Solch edeln Lebens Ende
Sollt nicht in Leiden seyn.

Und sie vereinen sich Alle
Und graben ihm ein Grab,
Das reicht vom hohen Strande
Bis tief ins Meer hinab. [7])

Da hebt noch einmal mächtig
Sein Herz sich in Jugendgluth;
Er rafft sich auf und kräftig
Stürzt er sich in die Fluth!

Doch ewig kehrt er wieder
Und wird auch ewig seyn,
Und segnen und beglücken.
Das ist das Lied vom Rhein!

Anm. 1) Göthe. — 2) Asmus Claudius, Verf. des Rheinweinliedes. — 3) Rolandseck und Drachenfels, erstere auf dem linken, letztere auf dem rechten Rheinufer einander gegenüber liegende Burgruinen. Zwischen beiden auf einer kleinen Rheininsel das ehemalige Kloster Nonnenwerth. Von hier stammt die Sage der Schillerschen Ballade: „Ritter Toggenburg." Auf Rolandseck sieht man noch das in der Richtung nach Drachenfels liegende hohe Fenster, ein den Stürmen der Jahrhunderte trotzendes Denkmal treuer Liebe. — 4) Der sogenannte krumme Rhein, in den Niederlanden. — 5) Die beiden Rheinarme, ebendaselbst. — 6) Bei Leyden verliert sich der Rhein im Sande. — 7) Kanal von Leyden zur Nordsee.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Man stand im Begriff, den Gefangenen fortzuführen, als Herr von Waldensee mit seinem Bruder, dem Major, in diesem Augenblick aus der Thür trat und sich verwundert der Gruppe näherte. Die beiden Brüder waren, nachdem sie sich aus ihrem harmlosen Nachmittagsschlaf wieder ermuntert hatten, durch den Lärm, der plötzlich vor dem Hause entstanden war, herausgelockt worden. „Was giebt es hier, mein lieber, vielgetreuer Amtmann?" fragte Herr von Waldensee. „Was habt Ihr da für einen kuriosen Vogel eingefangen?" — „Einen berüchtigten Delinquenten, Euer Gnaden," versetzte der Gefragte. „Ich habe heut dem Staate einen wichtigen Dienst geleistet. Ich hoffe, man wird mich höhern Orts durch ein Belobungsschreiben zu ehren wissen." — „Einen Delinquenten? — warum nicht gar!" sagte Herr von Waldensee, nachdem er den Verhafteten genau betrachtet. „Seht Euch vor, Amtmann, der Mensch hat ja eine Bibel unter dem Arm! Habt Ihr je in Eurem Leben gesehen, daß Delinquenten mit der Bibel unter dem Arm spazieren gehen? Und zwar ein höchst prachtvoll eingebundenes Exemplar führt dieser Mann da bei sich." — „Wahrhaftig!" sagte der Amtmann, „das war mir entgangen. Er muß sie irgendwo gestohlen haben." — „Pfui, Amtmann, Pfui!" entgegnete Herr von Waldensee. „Wer wird von seinem Nebenmenschen gleich das Schlimmste denken! — Zeigt mir Eure Bibel her, Freund," fuhr er darauf, zu dem in der schmerzlichsten Beklommenheit dastehenden Mann gewandt, fort. „Der Einband gefällt mir außerordentlich; Ihr müßt ein guter Mann seyn, da Ihr eine so schöne Bibel habt." Er betrachtete wohlgefällig das Buch, auf dessen Sammtdeckel mit goldgestickten Buchstaben der Name Wilhelminens eingezeichnet stand. Als er dieß bemerkte, stutzte er und rief verwundert aus: „Was ist das? die Bibel gehört ja unsrer Minna!"

In diesem Augenblick zeigte sich Richard in der Hausthür, welchen die auffallende Scene ebenfalls herbeigelockt hatte. „Komm her, ich will Dir etwas geben!" rief ihm Onkel Waldensee zu. Nimm hier die Bibel; lies in der Bibel Deiner Braut, Du gottloser Junge! Lege sie Dir auf's Herz, werde fromm und gieb sie ihr mitsammt Deinem Herzen wieder zurück!" Richard nahm mit einer gewissen Hast das dargereichte Buch. Er kannte es, er hatte Wilhelminen, wenn er sie besuchte, oft darüber angetroffen, und es war ihm dann immer auffallend erschienen, daß sie es jedesmal eifrigst vor ihm zu verbergen suchte und ihm durchaus nie gestatten wollte, es in die Hand zu nehmen oder einen nähern Blick in dasselbe zu werfen. Er wußte, daß sie ihre Bibel zugleich zu ihrem Tagebuch zu benutzen pflegte und zu dem Ende stets mehrere weiße Blätter darin eingeheftet hatte, auf denen sie ihre geheimsten Gedanken und Geständnisse in sinniger Andacht niederschrieb. Richard schlug jetzt das Buch auf, das ihm nun der seltsamste Zufall in die Hände geführt, und fand hinten die Blätter, die von Wilhelminens zierlicher Perlschrift beschrieben waren. Nachdem er einen Blick darauf geworfen, klappte er es schnell wieder zu und ging gedankenvoll mit dem Buch in das Haus zurück, ohne für den weitern Verfolg des gegenwärtigen Auftrittes Interesse zu zeigen.

„Freundchen, Ihr seyd also doch wohl zu dieser Bibel nicht gerade auf dem Wege der Frömmigkeit gelangt," sagte darauf Waldensee zu dem Unglücklichen, gegen welchen der Schein so sehr zeugte. „Mann, Euer Gesicht hatte etwas, das mir Theilnahme einflößte, als ich Euch zuerst sah. Wie habt Ihr Euch nur an einer Bibel vergrei-

fen können? Ist mir doch in meinem ganzen Leben noch kein Bibeldieb vorgekommen!" — Da nahm der Angeklagte, der noch immer von den beiden Gerichtsdienern gehalten wurde, das Wort und betheuerte seine Unschuld. Eine edle Zornröthe flammte auf seinem trauernden Antlitz empor. „So tief sank ich nie!" rief er aus. „Ich bin schuldig, aber nie und nimmer eines Diebstahls!" Er erzählte darauf in kurzen, mit schmerzlicher Hast ausgestoßenen Worten, wie er als ein Hülfeflehender, von Hunger und Durst ermattet, in das Haus gedrungen, wie er die Bibel in einem Zimmer gefunden, wie er sie, von der aus schuldbedrücktem Herzen erwachenden Sehnsucht nach dem Heil fortgerissen, auf einen Augenblick mit sich genommen, um dort im Gebüsch das Wort der Gnade zu lesen, und wie er eben im Begriff gestanden, sie an den gehörigen Ort wieder zurückzubringen. Er flehte den milden Sinn des Besitzers des Hauses an, ihm zu vergeben.

„Der Mensch hat Gaben der Eloquenz," sagte Herr von Waldensee; „er besitzt eine Stimme, die einem das Herz im Leibe trifft, ich kann ihm nicht gram werden. Er fängt an, mir immer mehr zu gefallen. Wer seyd Ihr eigentlich, guter Mann?" fuhr er fort. „Ihr seyd gewiß nicht der, für den Euch mein Amtmann hält. Vertraut Euch mir nur an, und ich will Euch schon helfen, wenn es in meiner Macht steht." — „Ach!" seufzte der Gefragte, „ich heiße Halden!" — „Sehen Euer Gnaden her, er heißt Halden!" rief der Amtmann dazwischen, und überreichte dem Herrn von Waldensee das Zeitungsblatt mit dem darin aufgeschlagenen Steckbrief.

„Ja, ich bin es!" fuhr Jener fort; „ich bin der unglückliche Prediger Halden! mein Schicksal ist bekannt: ich wurde als Pasquillant zur Festung verurtheilt. Ich will hier, wo ich in den Mienen eines edlen Mannes so wohlthuende Theilnahme für mich lese, einige Worte über mich sagen, die mich nicht rechtfertigen, aber doch das, was ich verschuldete, erklären sollen. Ein natürlicher Hang zum Spott hat mein ganzes Leben hindurch an mir gezerrt. Das Ernste und Burleske des Lebens berührte sich in mir immer zu schneidenden Gegensätzen, und schon als Knabe konnte ich über die guten Lehren einer alten, schwachen, sterbenden Mutter in demselben Augenblick, wo ich mich über ihr Hinscheiden in Thränen auflöste, unwillkührlich Bemerkungen machen, die Jeden der Umstehenden zum Lachen reizen mußten. Nichts empfinden die Menschen aber übler, als wenn ihnen zur Unzeit das Lachen erregt wird, und so säete ich mir selbst in den Frühling meiner Jugend das Unkraut des Hasses, der mir überall entgegentrat und mich verfolgte. Ich galt bei Allen für einen bösen Buben, und doch hatte ich Allen eben so oft Beispiele meines weichen, überquellenden Herzens gegeben. Der Spott war naiv in mir, er bildete sich erst später zur Kunst aus und wurde Absicht. Weil Jeder sagte, ich sey böse, fing ich endlich selbst an, es zu glauben, und wurde es; ich wurde es, und fand den einzigen Trost darin, es auf eine pikante Weise mit Witz und Laune zu seyn."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Einige meteorologische Bemerkungen aus den ältern Zeiten, als Beiträge zu der trocknen Witterung in diesem Jahre.

Von Dr. H. W. Rotermund.

In dem trocknen Frühling und anhaltenden warmen Tagen dieses Jahres, mögen wohl sehr verschiedenartige Gesinnungen in den menschlichen Zusammenkünften geäußert worden seyn. Der Oekonom blickte jeden Morgen an den Himmel, in der Hoffnung, daß ein sanfter Regen seine Felder befeuchten und den Segen einer guten Erndte befördern möchte. Der vergnügungslustige Städter freuete sich, die anhaltenden schönen Tage zu seinem Vergnügen zu brauchen, und rief erfreut aus: „Gott, welch ein prächtiger Frühling und fortdauernde schöne Sommer-Witterung, ein solches Jahr hat es noch nie gegeben. Entweder muß der Lauf der Erde um die Sonne eine Veränderung erlitten, oder die Erde muß sich verdrehet haben; daß in beiden Fällen eine allgemeine Veränderung im Sonnensysteme und in der ganzen Natur unserer Erde, folglich mit allen darauf lebenden Arten der Geschöpfe und Producte vergehen müßte, welches so lange unser Sonnensystem besteht, sich wohl nicht zutragen möchte, bedenkt man bei solchen Besorgnissen und Aeußerungen gar nicht. Unsere Vorfahren haben auch solche Jahre und mitunter noch wärmere als die diesjährigen erlebt, und folgende aus alten Chroniken entlehnte Nachrichten, so viele ich deren auffinden konnte, mögen dieses beweisen.

Schon Titus Livius ein berühmter lateinischer Geschichtsschreiber, der zu Padua im Jahre Christi 21 starb, erzählt (Historie 14.) daß im Jahre 322 nach Erbauung der Stadt Rom, der Frühling und Sommer und auch im Jahre 179 vor Christi Geburt so heiß und trocken gewesen,

daß die Flüsse ausgetrocknet und Menschen und Vieh wegen des Durstes zum Theil gestorben wären.

Heimreich bemerkt in seiner nordfriesischen Chronik die Jahre 761, 821, 823, 875, 976, 984, 989, 994, 1020, 1124, 1135, 1194, 1333, 1399, 1407, 1412, 1423, 1426, 1430, 1442, 1449, 1465 und 1466, 1473, 1499, 1504, 1511, 1514 und 1521 als sehr trocken, und zwar sey immer ein strenger Winter vorhergegangen.

In Jerem. Simons Eilenburgischer Chronik werden an verschiedenen Orten folgende trockne und heiße Frühlinge und Sommer angezeigt; und bei dem Jahre 767 bemerkt, daß die meisten Früchte auf dem Felde, ehe sie eingeerndtet werden konnten, vertrocknet und eine ziemliche Theurung entstanden sey. Nach dem kalten Winter erfolgte im Jahre 822 ein sehr heißer Sommer, in welchem das Gras auf den Wiesen verbrannte, das Getraide aber weggehagelt wurde. Im Jahre 872 waren die Saale, Mulde und Elbe so wasserleer, daß man zu Fuße durchgehen konnte, die Erndte aber wenig ergiebig. 1113 entzündeten sich die Wälder von der großen Hitze und Gerste, Hafer, Heu und Grummet verdorrten. 1312 regnete es vom Mai bis in den December nicht. In Meißen, Sachsen und Thüringen aber gab es schwere Gewitter und Tausende verhungerten.

In den Jahren 1473 und 1474 konnten Müller nicht mehr mahlen; in manchen Städten war das Wasser seltner als der Wein, die Flüsse waren ausgetrocknet und die Sommerfrüchte verdorben. 1512 folgte auf einen sehr heißen und dürren Sommer ein so nasser Herbst, daß der Wein nicht reif ward. 1533 verdorrte das Laub auf den Bäumen und der Mangel an Wasser war überall groß. 1540 war der ganze Sommer und Herbst sehr heiß, alle Küchengemüse vertrockneten, aber der Wein war von ausgezeichneter Güte. Im Jahre 1556 fing die Hitze im März an und dauerte bis in den September. Sehr ausgezeichnet war das Jahr 1588, wo es von Pfingsten bis Martini gar nicht regnete, die Sommer- und Winterfrüchte verdorrten, die Wiesen waren wie vom Feuer abgesengt, die Fische in den Teichen und Flüssen starben, die Mühlen standen still und die Tuchmacher konnten nur in der Walkmühle zu Halle ihre Tücher walken. Im Jahre 1616 folgte auf einem kalten Winter, ein solcher trockner Sommer, daß man in 6 Monaten keinen Regen sah. Dieß war auch 1621, 1666 und 1691 der Fall.

Schloepke führt in seiner Bardewicker Chronik, die Jahre 1652, 1684 und 1701, wo die Hitze aber erst zu Pfingsten anfing, nachdem es vorher an diesem Feste noch Eis gefroren hatte, als sehr heiße und trockene Sommer, an.

Mehrere aber nennt Tobias Schmidt in der Zwickauer Chronik; er sagt, beim Jahre 872, daß der anhaltende heiße Sommer eine Theurung durch ganz Deutschland veranlaßte habe; daß im Jahre 988, auch 994, 1135, 1157, 1177, 1194, 1294, 1302, 1400, wo die Hitze eine Seuche und Blattern veranlaßte, daß die davon Befallenen scheußlicher als die Aussätzigen aussahen. 1472 regnete es von Pfingsten bis Aegydii nicht; im folgenden Jahre entzündeten sich die Wälder von der Hitze in Böhmen, Thüringen und im Schwarzwalde; auch um die Jahre 1538, 1556 und 1558 vertrockneten die Früchte auf dem Halm und das Erhaltene verzehrten die Raupen; auch im Jahre 1580 regnete es 3 Monate nicht. 1590 war eine ganz unerhörte Hitze und Trockenheit und es fiel in 38 Wochen kein Regen; ganze Wälder brannten ab, die Flüsse und Teiche wurden wasserleer und alle Früchte mißriethen, und 1616 regnete es von Walpurgis bis Michaelis nicht einmal. Schon vor Jakobi waren alle Feldfrüchte eingeerntet, die meisten waren vertrocknet und es mußte vieles Vieh, aus Mangel an Wasser geschlachtet werden; legte man ein Ey in die Sonne, so war es in kurzer Zeit wie hart gesotten.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Bemerkung.

Es ist kürzlich so viel über Bürgerwehr, über das 4. Bataillon, über deutsche Wehrhaftigkeit ꝛc. geschrieben und geredet worden, daß es wohl mal an der Zeit seyn möchte, die Sprachen-Verwirrung zu lösen und das so vielseitig Mißverstandene und doch so Einfache, auf klare Begriffe zurück zu führen. — Das soll denn in diesen wenigen Zeilen versucht werden.

Für das Deutsche Vaterland im Allgemeinen ist Wehrhaftigkeit seiner Söhne nothwendig; so lange wir nicht das Recht überall in der Welt als höchstes Gesetz erblicken und die Völker sich darunter ordnen sehen. Dieses goldene Zeitalter scheint aber noch fern; darum mag denn auch vor der Hand die Wehrhaftigkeit (doch wohl verstanden die ächte) als nothwendig fortbestehen. — Worin besteht denn aber diese ächte Wehrhaftigkeit? doch wohl nicht im äußern Prunk und Kamaschen-

Dienst? sondern vor allem in der tüchtigen Gesinnung, die bereit ist, da, wo es die Freiheit und die Ehre des Vaterlandes gilt, Gut und Blut dafür zu wagen. Wo diese Gesinnung sich findet, da erwerben sich auch die nöthigen Fertigkeiten bald; es bedarf dazu keiner jahrelangen Vorübungen, noch braucht man den Mann, um sie ihm beizubringen, in einen andern Rock zu stecken, als welchen er eben zufällig trägt. Man sehe nur auf die Preußische Landwehr von 1813 und man wird ein Bild von der ächten probehaltigen Wehrhaftigkeit haben. — Untersuchen wir nun wie das 4. Bataillon zu dieser ächten Wehrhaftigkeit sich verhält:

So lange die Täuschung währte, daß dasselbe eine wirkliche Pflanzschule abgebe, woraus im Fall eines Krieges die nöthige Mannschaft, oder doch die Reserve zu completiren sey, welche Bremen zu seinem Antheile dem deutschen Bunde zu leisten habe, hatte die Sache noch einen ostensibeln Zweck; wie aber diese Täuschung bei Gelegenheit des Luxemburger Zuges durch das Gewicht der bekannten Supplik der 2800 gleich einer schimmernden Seifenblase in ihr Nichts sich auflöste, da ergab es sich, daß die Wehrpflicht ein leeres Wort gewesen, woran die Eitelkeit Einzelner sich bis dahin ergötzt, in dem sie die Pflichtigen mit leerem Prunk umgeben, öfterer in Parade zur Schau gestellt, dadurch aber dem Staate viel Geld und dem jungen Bürger, in der Regel wider Willen, viel edle Zeit geraubt hatte und das Alles eines leeren Scheines wegen. Freilich, so lange die Bundespflicht sich mit diesem Scheine abfinden ließ, mochte die Sache hingehen; jetzt aber, wo man den Schein nicht mehr für das Wesen nehmen, sondern die wirkliche That will, einer solchen aber das 4. Bataillon sich versagt, da muß es offenkundig werden, daß dasselbe aufgehört hat, irgend eine Bedeutung zu haben und das es an dem Baume des Staats einem Wasserzweige gleicht, der dem Stamme Nahrung entzieht, ohne doch Früchte zu tragen. Weg also mit einem solchen überflüssigen Zweige, welchen nur unsere Conservativen gern beibehalten sehen möchten, weil sie in ihm ihre mittelalterlichen Träume Deutscher Wehrhaftigkeit verwirklicht zu sehen wähnen und in ihrer Einbildung meinen, mit dem 4. Bataillon gehe diese schöne Begeisterung und mit ihr die ganze Bürgerwehr unter und das alte Philisterthum kehre wieder bei uns ein. — Wir theilen jedoch ihre Besorgnisse nicht, sind vielmehr der Meinung, daß die erste Pflicht des Bremischen Bürgers nicht im stummen Gehorsam militairischer Disciplin, sondern vielmehr darin bestehe, daß er den Künsten des Friedens obliege, und bis zum 25. Jahre sich für sein Berufsfach möglichst auszubilden suche; hat er alle die dahin führenden Mittel sich zu eigen gemacht, dann mag er zuletzt noch eben so viel lernen, daß er mit dem Gewehr umzugehen weiß, denn mehr bedarf es bei der Bürgerwehr nicht, Alles übrige ist leerer Tand, im besten Fall ungenügend um den äußern Feind abzuhalten, und mehr als es braucht den innern zu bekämpfen; denn bei etwaigen Ruhestörungen ist es mehr der moralische Einfluß des Bürgers und seine Stellung, die ihm bei der Menge Achtung verschafft, als die äußere künstliche Dressur, mitsammt Rock und Federhut. —

In den Zeiten des Faustrechts mochte es allerdings für den Bürger einer Republik unerläßlich seyn, die Waffen nach den Regeln der Kunst führen zu können, um sich bei dem oft lockern Bande zwischen Kaiser und Reich für einen etwaigen Ueberfall selbst zu schützen. Jene Zeiten sind aber vorbei und gegen die ausgebildete Kriegskunst der neuern Zeit reichen ohnehin die früheren Mittel nicht mehr aus. — Selbst unser vielbelobtes 4. Bataillon würde nach den Urtheil sachkundiger Männer beim wirklichen Eintritt in den Kriegesdienst erst noch vieles lernen und anderes wieder verlernen müssen, bevor es zum Dienste in der Linie als tauglich erachtet werden könnte; da nun von einem solchen Dienste hier gar nicht die Rede ist, so leuchtet ein, daß Alles, was man für das Fortbestehen des 4. Bataillons noch neuerlich in so vielen künstlichen Wendungen vorgebracht, auf leeres Wortgepränge hinausläuft.

Die Wahrheit wird durch Rede und Gegenrede am besten erkannt. Der Rath aber, der letzteren einen Zaum anzulegen, zeugt wenigstens nicht für die gute Sache des Rathgebers.

---

* An die wohldenkenden Bürger des Bürgerfreundes Nro. 53. *)

Von mehreren wohldenkenden Bürgern unterschrieben, findet sich darin ein „Antwort" (—?) überschriebener Aufsatz, dessen Inhalt in einem solchen Grade gänzlicher Unkunde hervortritt, daß eine Berichtigung desselben fast überflüssig erscheinen muß.

Die wohldenkenden Herren werden, wenn sie nachdenken, und sich mit dem Bericht der Bewaffnungs-Deputation von 1816 und der obrigkeitlichen Verordnung von 1817 bekannt machen

*) Für das vorige Blatt bestimmt, wegen verspäteter Einsendung zurück gelegt. Die Red.

wollen, finden, daß der Zweck, den sie dem 4. Bataillon Bürgerwehr allein beilegen, eigentlich nur als eine Nebensache zu betrachten ist, und die bisherigen Uebungen desselben, der erwähnten Zusage, wenn eine solche überall stattgefunden hat, nicht allein entsprechen, sondern sie selbst übertreffen.

Das 4. Bataillon soll nämlich nach jener Verordnung circa 56 Waffenübungen und 5 Musterungen, zu denen sich noch die Feier des 18 Octobers gesellt, halten, mithin 62 Versammlungen, während es seit vielen Jahren seine Uebungen auf allerhöchstens, aber selten 12, unter Beibehaltung der gesetzlichen Musterungen, und die Feier des 18. Octobers beschränkt hat; — daß die Uebungen nicht Sonntags gehalten werden, geschieht auf eine desfalsige Aufforderung des hochwürdigen Ministerii, die von den gesetzgebenden Gewalten berücksichtigt worden; und was die Belege der kürzlich geübten Strenge anbetrifft, so findet sich darin nur eine Ausübung der Gesetze, in einer gerechten Gleichheit vor denselben, die auf Verlangen des größten Theils der Wehrmänner des 3. Batl. Bügerwehr (nicht des 4.) gegen eine Anzahl widerspenstiger Landleute, welche übrigens nicht einige Male, sondern jahrelang auf trotzende Weise dem Exerciren sich entzogen hatten, nach häufiger fruchtloser Aufforderung, in Anwendung gebracht werden mußte.

Wer freut sich nicht darüber, wenn die Gesetze mit Milde und auf eine gerechte Weise in Anwendung gebracht werden; daß aber das Gesetz der ersten Einrichtung nicht so milde war, als seine Ausführung, ergiebt sich auch daraus, daß dem 4. Batl. fünf Jahrgänge zugewiesen, und bisher doch nur 4 zum Dienst gezogen wurden.

Die Frage des Unpartheiischen: „ist das 4. Bataillon nothwendig," kann von denen die es einsehen können und wollen, daß dasselbe bisher seinen ganzen Zweck erfüllte, nur bejahend beantwort werden, und zwar jetzt um so ehender, da es nach dem von Rath und Bürgerschaft genehmigten Bericht, der dazu nieder gesetzten Deputation bestimmt ist, die Capitulanten in sich aufzunehmen und weder der Senat noch die Bürgerschaft einseitig das Recht und die Gewalt hat, sein einem Theile unserer unbemittelten Mitbürger gegebenes Wort zu brechen, noch eine Deputation so bevollmächtigt wurde, willkührliche Nachträge einem gefaßten Beschluße anzuhängen. —

Die zweite Frage erscheint in einem so abgeschmackten Gewande, und ist so gehaltlos, daß jede Beantwortung derselben überflüssig erscheinen muß.

Den nachgefügten Bemerkungen will ich indessen noch einige Augenblicke gönnen.

Es heißt unter andern darin: „wie kann man von Handwerkern oder sonstigen Brodherren verlangen, daß sie eine u. s. w. Passender erscheint indessen hier die Beantwortung der Frage: was ist gefügter, ob der Handwerker oder Brodherr vielleicht einzelne seiner Leute, es handelt sich doch nur um Einzelne, denn der größte Theil der Gehülfen des Ersteren besteht ohnehin aus Fremden, auf einige Stunden entbehrt, oder ob er sein ganzes Geschäft ohne Aufsicht läßt. Für das Erstere mögte sich wohl die Mehrzahl unserer Mitbürger entscheiden und es vorziehen, in den vorgerückten Jahren, wo den Meisten schon die Sorge für eine Familie obliegt, ungestört den Berufsgeschäften nachgehen zu können, wobei zu erwarten ist, daß die wenigen Stunden, welche sie in ihren jüngern Jahren den Einübungen des Dienstes der Bürgerwehr widmeten, keinen nachtheiligen Einfluß auf die Vorbereitung der ihnen vom Geschick und Talent angewiesenen Stellung üben können.

Die Vorbereitung oder besser Vorbildung, erlangt man, so viel bekannt ist, vor dem 20. Jahre, und verdient das Sprichwort: „was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr" hier wohl eine Anwendung.

Wo es geschrieben steht, daß der Staat durch die Aufhebung des 4. Bataillons Bürgerwehr 5 à 6000 Rthlr. erspart, ist wahrscheinlich vergessen anzugeben. Es beruht übrigens auch auf einem Irrthum.

Wenn die früher existirten Corporals-Mahlzeiten wieder ins Leben getreten sind, und mir dann das Vergnügen wird, Einen oder Mehrere der wohldenkenden Bürger zu begrüßen: so werde ich mit ihnen eine Unterhaltung über den Geist der alten Bürger-Compagnien und den der zeitigen Bürgerwehr anknüpfen, und die jetzige fortsetzen, bis dahin aber schweigen. . . . . r.

---

* Zu dem auch besonders abgedruckten Aufsatze im 9ten Heft des Bremischen Magazin's: Ueber das vierte Bataillon (der) Bürgerwehr.

Auf den Gegenstand selbst, der dem Verfasser des genannten Aufsatzes zum Vorwurf dient, soll

hier nicht weiter eingegangen werden, da zu erwarten steht, daß durch die Erklärung des Senats auf den Antrag der Bürgerschaft die Sache baldigst dem öffentlich und offiziell ausgesprochenen Wunsche der Bürgerschaft gemäß werde erledigt werden.

Nur eine Aeußerung Pag. 11 l. c. giebt die Veranlassung zu folgenden Bemerkungen:

Während nämlich der Verfasser a. a. O. die kaum beseitigten Aufregungen (welche in Folge des Wehrpflichtigkeits-Gesetzes entstanden) als bedauernswerth bezeichnet, sucht er für seine Bestrebungen sich einen Anhang dadurch zu verschaffen, daß er der von der Bürgerschaft beauftragten Auflösung des 4. Bataillons der Bürgerwehr andere oder Nebenabsichten unterlegt.

Er giebt sich die Miene zu glauben, daß die Meinung derer, welche das 4. Bataillon der Bürgerwehr aufgehoben zu sehen wünschten (oder wie er sich ausdrückt, demselben gar zu gern den Todesstoß geben möchten), nur zu leicht dahin gedeutet werden könnte, als ob sie das durch Rath- und Bürgerschluß außer Wirksamkeit gesetzte Conscriptionsgesetz auf indirecte Weise wieder ins Leben zu rufen beabsichtigten und er mag sogar die unwürdige Beschuldigung aussprechen, daß sie die Bürgerwehrpflicht erst mit dem 25. Lebensjahre eintreten lassen wollen, damit der Kriegsdienstpflicht vom 20. bis zum 25. nichts mehr im Wege stehe..

Ex ungue leonem!

Fürchtete der Verfasser wirklich neue Aufregungen, warum schleudert er denn den Stein in die leicht bewegten jüngst erst wieder besänftigten Wogen? Warum streut er den Saamen des Mißtrauens, des Argwohns, der Zwietracht aus? Er ruft das Unheil herbei, was er angeblich gern abwenden mögte und seine Hoffnungen mögen wohl gar so weit gehen, daß durch neue Suppliken auf den Gang einer ruhigen öffentlichen Berathung und Verhandlung zwischen den gesetzgebenden Gewalten eingewirkt werden mögte.

Denn wie grundlos die Beschuldigung sey, daß man durch Aufhebung des 4. Bataillons der Bürgerwehr der Kriegsdienstpflicht den Weg bahnen wolle, muß Jedem, der dem Convente vom 26. Juni d. J. beigewohnt, einleuchten, wo Männer, welche seiner Zeit am eifrigsten gegen die Einführung der Conscription kämpften, jetzt eben so eifrig für die Aufhebung des 4. Bataillons der Bürgerwehr sich aussprechen und wo umgekehrt frühere Vertheidiger des Wehrpflichtigkeitsgesetzes für die Beibehaltung des 4. Bataillons sich erklärten.

Daraus mögte denn doch wohl zur Genüge hervorgehen, daß Kriegs- und Bürgerwehrpflicht nach Ansicht der berathenden Partheien sich weder gegenseitig bedingen noch ausschließen.

Konnte aber dieser Umstand und der Beschluß der Bürgerschaft im erwähnten Convente über die Aufstellung einer Cavallerie den Verfasser nicht bewegen, seine Beschuldigung zu unterdrücken, so wird doch das Publikum daraus hoffentlich die Ueberzeugung von der gänzlichen Grundlosigkeit derselben gewinnen, indem dieser Beschluß gerade den Beweis liefert, daß die Bürgerschaft bemüht sey, die Herstellung eines vollständigen Bundescontingents durch geworbene und besoldete Mannschaft zu bewirken und der beschlossenen Suspension des Wehrpflichtigkeitsgesetzes Folge zu geben.

Nein, es läßt sich die Beschuldigung kaum anders als durch die angedeuteten Hoffnungen des Verfassers erklären; kein Unpartheiischer wird aber auch derselben irgend einen Werth beilegen, jeder wird vielmehr gestehen müssen, daß die große Mehrheit conventsfähiger und nicht conventsfähiger Bürger die Aufhebung des 4. Bataillons der Bürgerwehr dringend wünschen, dem jetzt auch um so weniger im Wege steht, als die Completirung des Bundescontingents und eine nach endlicher Regulirung aller Militair- und Wehrverhältnisse bald vorzunehmende Organisation des städtischen Polizeiwesens die Regierung in Stand setzt, im gewöhnlichen Laufe der Dinge auch ohne die Bürgerwehr Ordnung und polizeiliche Sicherheit in unserm Staate vollkommen zu erhalten.

Sieht man von einigen für die Beibehaltung des 4. Batoillons ausgesprochenen unpartheiischen Erklärungen Nichtbetheiligter im Convente vom 26. Juni d. J. ab, so fragt es sich lediglich, ob man sich von dem 4. Bataillon der Bürgerwehr die Dienste, deren die Majorität der Bürgerschaft entbehren zu können glaubt und entbehren zu wollen erklärt hat, aufdringen lassen will, damit ein kostspieliges Institut erhalten werde.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 55.

Bremen, Donnerstag den 11. Juli 1833.

Gestorben:

Den 26. Juni. Des Küpers Johann Garves Sohn, 5 Tage; Westerstraße Nro. 52.
Den 29. — Der Arb. Gerhard Philipp Focke, 49 Jahr; gr. St. Annenstraße Nro. 40.
Den 30. — Des Arb. Jürgen Schröder Sohn, 9 Jahr; Fetten-Gang Nro. 10.
Den 30. — Werner Hansemann Wittwe, geb. Schmidt, 72 Jahr; hinterm Osterthorswall Nro. 8.
Den 30. — Engelbert Walte, 13 Jahr; Wachtstraße Nro. 10.
Den 30. — Der Baumseidenfabrikant Hinrich Meyer, 57 Jahr; Faulenstraße.
Den 1. Juli. Des verstorbenen Läder Helmann Wittwe, geb. Nicolay, 88 Jahr; im Armenhause.
Den 1. — Des Zimmermanns Hinrich Albert Stietelberg Wittwe, geb. Hugen, 69 Jahr; Oelmühenstraße Nro. 14.
Den 1. Juli. Des Nagelschmidts aus Schiersheim Johannes Lauer Tochter, 9 Monat; große St. Johannesstraße Nro. 3.
Den 3. — Des verst. Maurergesellen Johann Friedr. Depken Wittwe, geborne Brüning, 56 Jahr; am Siel Nro. 5.
Den 3. — Der Landmann Herm. Geerken, 65 Jahr; Düsternstraße Nro. 69.
Den 3. — Der Krankenwärter Michael Julius Wilde, 52 Jahr; im Krankenhause.
Den 3. — Der Landmann Johann Plate 18½ Jahr; Hastedt.
Den 4. — Des Notars Gottlieb Wilh. Plank Tochter, 16 Jahr; Catharinenstr. Nro. 39.
Den 4. — Der Zimmergesell Albert Horstmann, 68 Jahr; Pferde-Gang Nro. 1.
Den 5. — Des Hufschmidts Joh. Christian Holstein Sohn, 4 Tage; Buchtstraße Nro. 24.

Geburten:

Den 14. Juni. Des Schullehrers Joh. Christ. Conrad Lampe Ehefr., geborne Meyerholt, Schlachte Nro. 21; von einem Mädchen.
Den 27. — Des Dr. juris und Staatsanwalds Heinr. Gerhard Heineken Ehefr., g. Poll, Wegesende Nro. 2; von einem Mädchen.
Den 27. — Des Zimmergesellen Jacob Friedr. Schernau Ehefr., geb. Fouckhardt, Walldammstr. Nro. 25; von einem Mädchen.
Den 28. — Des Arb. Johann Diedr. Mosolff Ehefrau, geborne Behrens, am Sandweg Nro. 1 C; von einem Mädchen.
Den 29. — Des Blechenschlägers Christ. Friedr. Kahrweg Ehefr., geb. Grahl, Papenstraße Nro. 22; von einem Knaben.
Den 29. — Des Stuhlmachers Joh. Friedrich Meyer Ehefr., geb. Harves, gr. Fuhrleutestraße Nro. 24; von einem Mädchen.
Den 29. — Des Maurergesellen Herm. Hinr. Sanders Ehefrau, geb. Högen, Schwachhausen Nro. 17; von einem Knaben.
Den 30. Juni. Des Renteniers Carl August Gildemeister Ehefr., geb. Focke, am Wall Nro. 66 E; von einem Mädchen.
Den 30. — Des Polizeidieners Heinr. Anton Wacker Ehefr., geb. Wiegand, kleine Allee; von einem Knaben.
Den 30. — Des Buchbinders Carsten Warnecken Ehefr., geb. Scheidewill, Papenstraße Nro. 16; von einem Mädchen.
Den 30. — Des Postsecretairs August Ricke Ehefr., geb. Schünemann, am Wall N. 33; von einem Knaben.
Den 30. — Des Arb. Helmrich Herm. Lampe Ehefr., geb. Sölter, Obernstr. Nro. 34 (Vorstadt); von einem Knaben.
Den 30. — Des Tuchstopfers Carl Marischka Ehefr., geb. Rieberg, Nöwekamp N. 19 C; von einem Knaben.
Den 1. Juli. Des Gastwirths Joh. Hermann Meyer Ehefr., geborne Feldhusen, gr. St. Annenstr. Nro. 78; von einem Knaben.

Den 1. Juli. Des Hufschmidts Christ. Hollstein Ehefr., geb. Weyland, Buchtstr. Nro. 24; von einem Knaben.

Den 1. — Des Arb. Friedr. Adolph Depping Ehefr., geb. Schmidt, Klosterort Nro. 3; von einem Knaben.

Den 1. — Des Knopfmachers Joh. Hinrich Wähe Ehefr., geborne Eitzen, Brautstraße Nro. 1; von einem Knaben.

Den 1. — Des Arb. Franz Heinrich Potthas Ehefr., geborne Wedemeyer, Ellhornstraße Nro. 12; von Zwillingen, 1 K. und 1 M.

Den 2. — Des Hökers Arend Meyer Ehefr., geb. Hoff, Knoopstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Schuhmachers Christ. Frisch Ehefr., geb. Classen, Langenstr. Nro. 45; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Papparbeiters Joh. Philipp Hochstätter Ehefr., geb. Stahl, Westerstr. Nro. 1 A; von einem Knaben.

Den 2. — Des Arb. Heinr. Friedrich Ludwig Fouckhardt Ehefr., geb. Katenkamp, Sassenbergs-Hof Nro. 1; von einem Knaben.

Den 3. Juli. Des Arb. Christian Erb Ehefr., geborne Bönecke, Hasenstraße Nro. 4; von einem Knaben.

Den 3. — Des Lithographen Georg Justus Hunckel Ehefr., geb. Meyer, gr. Waagestr. Nro. 2; von einem Knaben.

Den 3. — Des Branntweinbrenners Johann Heinrich Schniedewind Ehefr., g. Waetjen, Schüsselkorb Nro. 13; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Arb. Carl Heinrich Böttger Ehefr., geborne Sonnenberg, Pelzerstraße Nro. 18; von einem Knaben.

Den 3. — Des Kunstdrechslers Joh. Hinrich Bruns Ehefr., geb. Zimmermann, Obernstraße Nro. 35; von einem Knaben.

Den 4. — Des Tuchstopfers Heinr. Wilhelm Niemann Ehefr., geb. Kroog, Klosterstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Tonnenmachers Statius Kehrmann Ehefr., geborne Bohm, Buchtstraße Nro. 33; von einem Knaben.

Den 4. — Des Arb. Joh. Christian Wilhelm Fuchs Ehefr., geb. Mattfeld, gr. St. Johannisstraße Nro. 60; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Cigarrenmacher Joh. August Wendel und und Anna Brüggemannn, beide von hier.

Der Hautboist im hiesigen Feldbataillon Joh. Bernhard Hennig hieselbst und Margaretha Sophia Elisabeth Appelhof aus Mohr, Königl. Hannöv. Amts Bruchhausen.

Der Detaillist Georg Heinr. Böhmeyer, genannt Meyer, und Magdalena Dorothea Precht aus Bassum, Königlich Hannövr. Amts Freudenberg.

Der Landmann Johann Friedrich Weser oder Elert, genannt Buck, zu Querenheim, Königlich Hannövrischen Amts Lemförde, und Margarethe Magdalena Elisabeth Preen aus Lemförde.

Der Tischlermeister zu Bremerhaven Marcus Heinr. Eybs und Anna Catharina Elisabeth Dannemann hieselbst.

Der Landmann David Suthof und Meta Hermann, beide von hier.

Der Gastwirth Johann Lübeck hieselbst und Rebecka Adelheid Frese aus Süstedt, Amts Bruchhausen.

Der Arb. Georg Justus Wilhelm Brüggemann und Christina Charlotte Steib, beide von hier.

Der Arb. Johann Hinrich Brandt und Gesche Bohlmann, beide von hier.

Der Kunstgärtner Heinr. Ludwig Thun und Henriette Dorothea Heinrichs hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 56.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 14. Juli 1833.

Schnell entschwindet zwar der Knabe,
doch er ließ als gute Gabe
mir zurück sein Wanderbuch!

Morgenbesuch.

Eben schwieg die wilde Taube
girrend im entsproßnen Laube,
sehnend harrte die Natur
auf den ersten Lenzesregen;
eben in gemess'nen Schlägen
tönte Sechs die Stadtthurmuhr.

Störung konnt' ich nicht erwarten,
weilte einsam hier im Garten,
mehr im Lusthaus' am Kamin;
horch! — da klopft's wie im Finale
Don Juan's, als bei dem Mahle
der erstochne Gast erschien.

„Füglich mögt ihr draußen bleiben!"
raunt' ich; — durch die Fensterscheiben
führte Neugier doch den Blick.
Ein fast halberwachs'ner Knabe,
lehnend auf dem Knotenstabe,
stand an jenem Rasenstück.

Seine Mütze, buntgewoben,
hatt' er über's Ohr geschoben;
in dem Schutz' des Ridingcoats
eingehüllt in Kopf und Füßen
bot' er selbst den Regengüssen
einer kleinen Sündfluth Trotz.

Als er dort stand, stumm, verlegen;
herrscht' ich also ihm entgegen:
„Sprich, was suchst Du hier so früh?
„Vögel Deines Gleichen singen
„Selten nur ein: „Was wir bringen!"
„Was wir holen!" singen sie!

„Oder gl ichst Du nicht den Andern,
„willst Du auf ein Handwerk wandern?
„Gut, — wo ist Dein Wanderbuch?
„Vagabonden Deiner Klasse
„in entleg'ner Gartengasse!
„Ein bedenklicher Besuch!

„Hast Dich heimlich eingeschlichen!
„Oder bist Du ausgewichen
„bei der Werbung? Bald entdeckt
„bist Du! Wenn man Dich erfaßte,
„wird die Nummer, die verhaßte,
„an die Mütze Dir gesteckt!"

Doch als so mit barschem Worte,
mit der Hand die Ausgangpforte
zeigend, ich den Text ihm las —

hört' ich Vöglein-Chorgeschwirre
ringsum und, wenn ich nicht irre,
deutlich wachsen Laub und Gras.

Mütz und Kleid des Knaben fallen!
Auf den Schultern Nachtigallen,
mit dem Lockenköpfchen blond,
drauf den Tulpenkranz, den frühen,
so im vollen Lichterglühen
tritt einher mein Vagabond!

Reich den Garten auszustatten
blühen Lilaks auf Rabatten,
wo er schwingt den Dornenstock.
Rosenbaum und Thuia sprießen
wechselnd, wo die Quellen fließen
aus umbüschtem Felsenblock.

Von des Obstbaum's reichen Aesten
wallt zu wahren Blütenfesten
balsamgleicher Wohlgeruch.
Schnell entschwindet zwar der Knabe,
doch er ließ als gute Gabe
mir zurück sein Wanderbuch!

Dieß beweis't, daß er vom Norden,
von des Eismeers steilen Borden
zu dem Süden wandern muß;
denn — Ihr rietet auf der Stelle —
der Rekrut, der Zunftgeselle
war des Lenzes Genius.

Arthur vom Nordstern.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

„Einen hellen, scharfen Verstand hatte mir die Natur gegeben," fuhr der Prediger fort, „meine eigenen Fehler einzusehen, aber auch die meiner Umgebungen. Ich hielt es für genial, mich selbst in meinen Umgebungen zu geißeln. Meine Satyren sind alle Selbstbußen des Spötters gewesen, und in dem Autodafé, das mein Spott anzündete, brannte immer mein eigenes Herz in verborgenen Qualen mit. Mein Vater sagte sich von mir los, ich hatte ihn durch ein ganz unabsichtliches Wortspiel in der ganzen Stadt lächerlich gemacht. Von dem Gymnasium, dem ich in der Residenz als Pensionär übergeben worden, wurde ich ebenfalls bald wieder entfernt, weil ich Lehrern wie Mitschülern ein Stein des Anstoßes war, an dem sich alle rieben. Ich durfte nur lächeln, so gab ich schon ein Aergerniß. Es war etwas in meinem Wesen, das unbewußt aus mir herausschlug und vor dessen Folgen ich immer selbst erschrak, weil ich sie nie berechnet hatte. Ich wurde mit Beschimpfung meiner Ehre von der Anstalt entfernt. Da ging ich in mich, und so jung ich auch damals noch war, kam es doch zu einem sehr ernsten und festen Entschluß in mir. Ich beschloß, die tiefste Einsamkeit aufzusuchen und, entfernt von allem Umgang, mich durch ein anhaltendes Selbststudium zur Akademie vorzubereiten. Ich führte es aus, und verlebte so ein Jahr, in mein abgelegenes Zimmer mich verschließend, fast ohne auszugehen. Nie war ich glücklicher, als jenes Jahr hindurch, das ich nur mit meinen Büchern, diesen treuesten und zuverläßigsten Freunden, die durch keinen Spott reizbar und verwundbar sind, zubrachte. Mich selbst für geheilt haltend, bezog ich die Universität und erwählte mir die Theologie zu meinem Studium. Ich wollte eine meiner Natur entgegengesetzte Richtung einschlagen, um sie gewaltsam zu überwinden, und glaubte, wenn ich mein Leben ausschließlich dem Dienst des Herrn gewidmet, frei zu bleiben von allen Anfechtungen der alten Triebe. Ach, ich bedachte nicht, wie nahe Regilion und Spott einander berühren! Indeß erreichte ich ohne bedeutende Störungen und Abirrungen mein Ziel. Ich war Landprediger geworden und im Besitz eines jungen liebenswürdigen Weibes. Man hielt mich allgemein für einen sanften, frommen Mann. Ich predigte, ich tröstete die Leidenden, ich ermahnte die Glücklichen, ich liebte mein Weib, unterrichtete meine Kinder, und war glücklich. Ich war so lang glücklich, bis ich mich über mein Glück zu langweilen anfing. Die ländliche Einsamkeit und Abgeschiedenheit, die bis dahin meine Freude ausgemacht, meine Natur gemildert hatte, begann mir drückend, unerträglich zu werden. Aus der einförmigen Stille meines abgelegenen Predigerhäuschens lockte mich wieder das bunte Leben in den Farben des Spottes heraus. Ich begann zu meiner Unterhaltung Satyren zu schreiben, zu denen die politischen Zeitverhältnisse reichen Stoff darboten. Ich ließ sie drucken und der Beifall des Publikums ermunterte mich. Wie viel interessanter schien es mir wieder, mit den Gegensätzen des Lebens keck zu spielen, als in ebener Ruhe, ohne Anfechtung und ohne anzufechten, das Daseyn hinzuträumen. Die verführende Schlange im Paradiese des menschlichen Glücks ist die Unruhe, die uns treibt und uns nicht läßt. Wenn der Engel des Friedens statt der Mohnkörner zuweilen auch Donner und Blitze zu schleudern vermöchte, wir würden länger bei ihm aushalten. Ich wurde leidenschaftlicher als jemals. Die Hausgötter auf meinem stillen Familienherde, die sonst so freundlich und segnend auf uns herabgesehen, verhüllten sich weinend, ich zerfiel mit meinem ganzen häuslichen Glück, aber ich achtete nicht mehr darauf. Bald wurde ich wegen einer Schrift, durch die

sich eine hohe Person von mir verletzt glaubte, zur Untersuchung gezogen. Meine Gattin starb in Kummer über mich. Ihre letzte Thräne löschte den Brand in meinem aufrührerischen Herzen; ich besann mich wieder, aber es war schon zu spät. Ich wurde meines Amtes entsetzt, man riß mich aus der Mitte meiner hülflosen Kinder und führte mich auf die Festung, um meine Unbesonnenheit in vieljähriger Haft abzubüßen. Dort saß ich lange und trauerte dumpf in mich hinein. Kein erquickender Strahl wollte wieder durch meine Seele leuchten. Einige Gesuche um Begnadigung, unmittelbar an den Fürsten selbst gerichtet, blieben unbeantwortet, und in meiner Sehnsucht nach Freiheit schmachteten alle meine Kräfte täglich hin. Ich wäre daran gestorben, hätte sich mir nicht eine Gelegenheit dargeboten, zu entfliehen. Wie froh begrüßte ich die freie Luft, ohne die ich nie leben konnte! Jetzt habt ihr den armen Flüchtling wieder ergriffen und ihn an der kaum entfalteten Schwinge schon wieder festgehalten. Aber ich segne dennoch diese Flucht! Mitten auf dem Wege ist dem Umherirrenden, dem Ermatteten das Wort des Herrn begegnet, und hat ihn gespeist und getränkt, und seine abgewandte Seele auf immer wieder zu sich gelockt. Führt mich jetzt getrost wieder zurück in meine Gefängnißmauern, ich will euch folgen und die verdiente Strafe des Gesetzes ganz über mich walten lassen. Ich werde jetzt Alles erdulden können, denn ich bin seit einer Stunde wie ein anderer Mensch. Ein starker Trost ist in mir aufgewacht, eine große Zuversicht ist in mir lebendig geworden, eine süße Liebe und Gnade lächelt in meine tiefe Reue hinein. — Führt mich nur wieder fort auf die Festung — denn ich muß ja auch noch den an jener Bibel begangenen Diebstahl abbüßen." Die letzten Worte sagte er gutmüthig lächelnd; man hätte ihm daran noch den alten Spötter ansehen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Einige meteorologische Bemerkungen aus den ältern Zeiten, als Beiträge zu der trocknen Witterung in diesem Jahre.

(Beschluß.)

Wenzeslaus Sturm redet im Calendario Sanitorum von einem langen trockenen Sommer, der im Jahre 872 gewesen, Seite 434 von einem noch längern mit einigen schweren Gewittern, durch welche ein Theil der Stadt Erfurt abbrannte, im Jahre 1175, S. 244 von einem im Jahre 1473, wo es von Pfingsten bis acht Tage nach Aegydii nicht regnete und das Brunnenwasser gekauft werden mußte.

In der Chronika der heil. Stadt Cölln 1499 gedruckt, werden als heiße, trockene Sommer angeführt das Jahr 1130; bei 1155 wird bemerkt, daß sich einige Wälder und fettes Erdreich von selbst entzündet und durch kein Wasser gelöscht werden konnten; daß im Jahre 1228 die Erndte schon vor Johanni geendigt gewesen; daß 1351 beständig drückend heiße Winde gewehet und daß man 1394 alle Früchte, ohne daß es je geregnet, eingeerndtet, alle aber durch starkes Thauen erquickt worden und gut gerathen wären.

Joh. Casp. Zopf erzählt in der Reußischen Gera'schen Chronik, daß die Sommer in den Jahren 1394, 1540 und 1631 so trocken und heiß gewesen, daß die Früchte des Feldes ohne Regen reif eingeerndtet, aber des Morgens durch starken Thau so wären erquicket worden, daß die Erndte gesegnet und der Wein vortrefflich gewesen sey. In den Jahren 1401 bis 1403 vertrockneten die Flüsse und die Sommer 1427, 1477 und 1539 zeichneten sich ebenfalls durch ihre Wärme und Trockenheit aus.

Nach Bilkaus historischem Bericht des Landes Hadeln und des Landes Wursten war um die Jahre 1473, 1534 ein heißer trockener Sommer, die Erndte aber war gut und Wein wuchs 1540 so viel, daß er ungewöhnlich wohlfeil wurde. 1590 vertrockneten die Früchte, und Ungeziefer fraß, was noch hätte geerndtet werden können. Auf den kalten Winter folgte ein sehr trockner Sommer, und das Ungeziefer vernichtete die gehoffte Erndte, und 1652 wurden alle Früchte vor der Zeit reif.

Anton Vieth nennt uns in der Geschichte des Landes Dithmarsen die Jahre 1483 und 1634 als heiße und trockene Sommer, im letzten habe es in 4 Monaten nicht geregnet und eine schlechte Erndte sey die Folge gewesen. Bei dem Jahre 1601 bemerkt er, der Sommer sey sehr dürre gewesen mit beständiger Kälte vermischt.

Auch in Bünting's Braunschweiger Chronik finden sich Notizen von großer Dürre in den Jahren von 1473 und 1479. Er sagt in seinen Chronikenstyl: „Anno 1473 ward es so zeitig Sommer, daß die Bäume und der Rübsaamen schon den 25. März blüheten, und zu Ostern waren zu Braunschweig auf den Linden schöne große, grüne Blätter. Darauf folgte ein sehr

heißer dürrer Sommer, und es fiel von Pfingsten bis Aegydientag kein Regen. Die Müller konnten nicht mahlen, und das Brunnenwasser mußte gekauft werden. Durch die Donau konnte man gehen, der Harzwald entzündete sich von selbst und brannte mehrere Meilen ab; so ging es auch im Böhmerwald. Auf diese Hitze folgte ein harter und kalter Winter." Bei dem Jahre 1479 sagt er: „Auf einen sehr gelinden Winter folgte ein heißer und trockener Sommer, in welchem es zwischen Pfingsten und Michaelis nie regnete, es wurde aber doch ein fruchtbares Jahr. Um Petri und Pauli Tag war so wenig Wasser, daß man nur an schiffbaren Flüssen mahlen konnte. In Braunschweig mußte man das Brod in andern Städten kaufen, und das Wasser unter der Wendenbrücke war ganz ausgetrocknet.

Im vorigen Jahrhunderte zeichnete sich der Sommer 1746 durch seine große Dürre aus. 1766 war das Wasser in der Weser so niedrig, daß man ohne Gefahr überall durchfahren, reiten und gehen konnte. 1774 blieb die Weser bis in November sehr niedrig. 1781 waren zu Johanni an vielen Orten die Blätter auf den Bäumen vertrocknet, und die Monate Mai und Junius waren vorzüglich trocken, und im Jahre 1801 litten viele Menschen Mangel an Wasser. Die sonderbare Witterung im Jahre 1822 wird noch vielen bekannt seyn. Der Winter von 1821 auf 1822 war so gelinde, als man ihn in unserm Clima sonst nicht gewohnt ist. Der Frühling stellte sich ungewöhnlich früh ein. Am 15. März sah man aus ihrem Winterschlafe erwachte Frösche in Menge; am 16. aus den wärmern Ländern zurückkehrende Kraniche; vom Mai bis zum 15. Junius gar totale Dürre, nachher einzelne Gewitterregen, diese aber waren von geringem Einfluß auf die Gewächse. Erst der vom 12. bis 14. Julius anhaltende Regen drang durch, daß die Sommerfrüchte sich erholen konnten, und der fast erstorbene von der Sonne braun gebrannte Rasen mit neuem Grün belebt wurde. Der Herbst war gleichfalls sehr trocken, und es entstand ein Wassermangel, der im December sehr empfindlich wurde. Die Dürre war allgemein, und wenn sie auch hier und da durch Gewitterregen etwas früher unterbrochen wurde, so waren dagegen andere Gegenden, bei denen die Gewitterschauer vorbeizogen, und die erst viel später durch den Regen erquickt wurden.

Es mag noch manche ähnliche nicht von mir angeführte Sommer gegeben haben; schon die genannten können zum Beweise dienen, daß die anhaltende Dürre dieses Jahres nicht ohne Beispiele ist.

Dr. H. W. Rotermund.

---

* Einige Bemerkungen über die jetzige Organisation des Großherzoglich Oldenburgischen Militairs. *)

I.

Als zu Anfang des Jahres 1831 das Oldenburgische Contingent in Folge der von Seiten des Deutschen Bundestags wiederholt ergangenen Aufforderungen eine neue Einrichtung erhielt und von 1600 bis auf die nach der Bundesmatrikel vorgeschriebene Anzahl von 2170 Mann vermehrt werden mußte, erschien bekanntlich eine am 1. Febr. erlassene und am 16. d. M. publicirte landesherrliche Verordnung über die Wehrpflichtigkeit, welche diese Erhöhung des Contingents auf eine für das ganze Land und insbesondre für die Conscribirten möglichst schonende Weise ins Werk setzte. Um bald die nöthige Anzahl Soldaten, welche sich, weil man es vorzog, statt des eigentlich zu haltenden Cavalleriecorps von 310 Mann zur Ersparung der Kosten der ersten Organisation, 600 Infanteristen mehr zu stellen, auf etwa 2790 Contigentisten und 1200 Reservisten belief, wurde die bisherige vierjährige Dienstzeit in eine sechsjährige verwandelt. Während derselben sollte der Conscribirte aber nur die ersten 1½ Jahre im activen Dienste stehen und die übrige Zeit hindurch, mit Ausnahme von 14 Tagen während der Exercierzeit in jedem Frühjahre, auf Urlaub seyn. Diese Beschränkung der Zeit des activen Dienstes auf 1½ Jahre, erleichterte trotz der Verlängerung der ganzen Dienstzeit nicht allein die früher mit dem Militairdienste verbundenen Unbequemlichkeiten, sondern gewährte auch den Einzelnen bei weitem mehr Vortheile, als die bis dahin bestandene kürzere Dienstzeit, während

*) Die im gegenwärtigen Aufsatze enthaltenen Rügen einiger neuen, seit 2 Jahren bei dem Oldenburgischen Militaire getroffenen Einrichtungen, sollen durchaus kein absprechendes Urtheil eines Einzelnen darlegen, sondern das Ergebniß einer ziemlich allgemein verbreiteten Meinung zur Oeffentlichkeit bringen und so zu Erörterungen Anlaß geben, welche jeder redliche Staatsbürger nicht sowohl im eignen, als im allgemeinen Interesse des ganzen Landes für höchst wünschenswerth halten muß. Möchten sie doch endlich zu einer gründlichen Abhülfe der über unsre Militairorganisation täglich lauter werdenden Beschwerden Anlaß geben.

welcher der Soldat immer nur auf einige Monate oder auf ½ Jahr beurlaubt war, also in seiner bürgerlichen Thätigkeit fast ganz gehemmt und so leicht an ein müssiges, liederliches Leben gewöhnt wurde. Jene Verlängerung der Dienstzeit bewirkte auch, daß die Zahl der jährlich auszuhebenden Recruten nicht bedeutend erhöht zu werden brauchte, indem die jährliche Aushebung ohne die Reserve sonst etwa 400 traf und jetzt 465 Mann erfordert.

Eine andre sehr zweckmäßige Maaßregel, welche in dem obigen Recrutirungsgesetze getroffen wurde, besteht in der neuen Einrichtung der Reserve, welche sonst nur auf dem Papiere stand und wenn ich nicht irre, nicht einmal eingeübt wurde, statt daß sie jetzt doch beim Beginnen der Dienstzeit auf 6 Wochen zum Exercieren einberufen wird. Ferner ist die Zuziehung der Studirenden, welche sonst vom Militairdienste frei waren, gewiß sehr zweckmäßig; dagegen hat man auf andere Classen von Personen, welche früher nicht vom Dienste befreit waren, sehr billige Rücksichten genommen, z. B. die s. g. Schwermatrosen, die einzigen Söhne, denen die Ernährung der Eltern obliegt, und die Brüder eines im Felde gebliebenen Soldaten u. dgl.

Außer jenen im Allgemeinen nur Lob verdienenden Aenderungen sind in der Oldenburgischen Militairverfassung aber auch manche Neuerungen gemacht, welche gerechten Tadel sowohl in den Augen von Nichtmilitairs, als auch unter einer zahlreichen Classe des Militairstandes selbst erfahren haben, worüber hier eine nähere Ausführung *) folgen soll.

Als durch die mehrmals als Verordnung vom 1. Febr. 1831 und durch eine am 4. Jun. erlassene, am 11. d. J. publicirte Bekanntmachung des Militaircommando's die vom sel. Herzog Peter nach der Rückkehr des Oldenburgischen Contingents aus Frankreich, mit weiser Umsicht und kluger Berechnung der zur Erreichung des Zwecks dargebotenen Mittel eingerichtete, allgemeine Militairschule aufgehoben und an deren Stelle eine nur aus 8 Portepeefähndrichs und 4 Volontairs bestehende Schule errichtet wurde, da herrschte nur eine Stimme des Unwillens über diese neue Verfügung, welche dem bisher für sämmtliche Freiwillige und Conscribirte offenstehenden Weg, durch Fleiß und Ordnung im Dienste und im Besuche der Militairschule sich die Epauletts zu verdienen, plötzlich verschloß und nur für die ausgewählten Wenigen offen ließ, denen das Glück zu Theil wurde, unter die Zahl der nach dem Muster der Preußischen Einrichtung eingeführten Portepeefähndrichs aufgenommen zu werden. Manche glaubten schon damals, in jener Reorganisation des militairischen Unterrichtwesens, über welche der Verfasser dieses Aufsatzes gleich bei der Einführung der Neuerung seinen gerechten, von der Mehrzahl seiner Freunde getheilten Unwillen, aussprach, nicht ohne Grund einen Versuch zu sehen, um für unsre Aristokratie, für den Geburts- und Beamten-Adel, so wie für den höheren Bürgerstand, mit Ausschließung der großen Mehrzahl des Volks, eine Versorgungsanstalt zu gründen, kurz, um für die Söhne der ersten Familien des Landes Sinecuren zu schaffen, welche die Eltern der Sorge der Erziehung und höheren Ausbildung ihrer Söhne vom 14. Jahre an, theils zu überheben, theils denselben Erleichterung zu verschaffen und den Auserwählten bald Brod und Fortkommen zu geben vermöchten. Dadurch schloß man Alle, welche sich nicht durch Zufall, Glück, Protection oder wahres Verdienst aus ihrer niedern Sphäre emporzuschwingen vermochten, ganz gegen die früher befolgten Grundsätze von allen höheren Militairposten aus. Von nun an wurde die ehrenwerthe Stelle eines Feldwebels oder Fouriers das höchste Ziel, nach welchem die durch des Schicksals Ungunst zur Abhängigkeit und Unterwürfigkeit verurtheilte große Masse der Conscribirten sowohl, als der Freiwilligen fortan zu streben vermochte. Denn der Grundsatz, daß nur aus der Zahl der Portepeefähndrichs die im Officiercorps entstehenden Vacanzen ersetzt werden könnten, war zur Regel erhoben, von welcher man nur wenige Ausnahmen und auch nur mit Rücksicht auf die durch die neue Einrichtung in ihren Rechten gekränkten, zu Officieren sich qualificirenden Individuen, gemacht hatte.

Möge man nun auch Alles, was sich zur Entschuldigung jener Neuerung irgend auffinden läßt, zusammenfassen, so wird man doch niemals den schlichten, ohne Leidenschaft und Vorurtheil darüber nachdenkenden und nur seinem gesunden Menschenverstand das Urtheil überlassenden Bürger, überzeugen können, daß die jetzige Einrichtung der Oldenburgischen Militairschule den Vorzug vor der früheren verdiene. — Wie kann man es rechtfertigen, daß einer geringen Anzahl von jungen

*) Vorläufig wird sich dieselbe jedoch nur auf die hier zu erörternde Umänderung der Militairschule beschränken, indem später vielleicht eine Fortsetzung dieses Gegenstandes folgen wird, worin auch andre Punkte, namentlich Ersparungen berücksichtigt werden sollen.

Leuten, welche von den Militairchefs oder Lehrern der Schule nach vorgängiger Prüfung und Auswahl zu Portepeefähndrichs oder Substituten derselben ernannt werden, eine so bevorzugte, über alle andre freiwillig dienende Militairs, insbesondre aber über die Unterofficiere sie erhebende Stellung gegeben wird? Rechtfertigen läßt es sich auf keine Weise; denn es widerstreitet zu sehr allen durch die blutigen Kämpfe der neuesten Zeit erlangten Erfahrungen und erinnert wahrlich im verkleinerten Maaßstabe an die seit Friedrich dem Großen in dem Preußischen Staate entstandenen Cadetteninstitute, in denen die Officiere für die ganze Armee erzogen und nach ihrer völligen Ausbildung in dem Alter von 16 — 18 Jahren von Berlin oder Potsdam aus an ein Regiment abgegeben werden, das jetzt Befehle von ihnen annehmen muß, ohne sie vorher gekannt, ohne mit ihnen die Strapatzen des Dienstes getheilt zu haben. Daß diese Art und Weise der Ergänzung des Officiercorps nothwendig auf den Geist und auf die Bravour des gemeinen Soldaten einen nachtheiligen Einfluß äußern muß, hat uns die traurige Erfahrung der, als ewiges Denkmal unsrer Schmach und Erniedrigung, mit blutigen, unauslöschlichen Flammenzügen im großen Buche der Geschichte niedergeschriebenen Schlachten bei Jena und Auerstädt, schon einmal zu spät gelehrt. Daher kann man an solche Tage und ähnliche Drangsale in der jetzigen Zeit nicht genug erinnert werden, wenn man die Bestrebungen der Aristocratie in ganz Deutschland, welcher der Gedanke einer Wiederkehr der alten, im vorigen Jahrhundert bestehenden Ordnung der Dinge vielleicht nicht überall so ganz fremd seyn mag, mit kaltblütigem Geiste betrachtet und zu der Einsicht gelangt, daß es nur dann besser werden kann, wenn solchen, jede wahre Civilisation, jede sittliche Erhebung auch des niedrigsten unsrer Mitbürger unterdrückenden, doch, Gott sey Dank, meistens fruchtlosen Bemühungen, ein Ziel gesetzt werde.

---

* An meinen alten Correspondenten im Bgfrd. Nro. 16 unterzeichnet: Kein Chamäleon ꝛc.

Herr Johannes, so oft schon verwickelt in flache Hirngespinnste, und schon so manchmal versunken im eignen Wortkram, wie eine Fliege im Brei, — läßt sich wieder vernehmen! — Wir ertappen ihn abermals auf ungeschwächter Lüsternheit nach den verbotenen Früchten des politisch-literarischen Lorbeers. Der Hang zum Verbotenen ist lockender als alle Erkenntniß; — die Eingebungen der Eitelkeit überwiegen alle Vorschriften der Einsicht, und wehren den Lichtstrahlen der Vernunft den Zugang. Die alte Lehre vom vergeblichen Mohrenbleichen, bewährt sich abermals in ihrer ganzen Untrüglichkeit, und muß ich nun gleich an ihm das Bleichen aufgeben, so kann ich doch nicht umhin, weil ich's zugesagt habe, — die ägyptische Finsterniß ferner zu beleuchten, die seinen politischen Ausleerungen eigen ist, — auf daß der Wust Niemanden Schaden bringe, den er von Zeit zu Zeit, und um sich bemerklich zu machen Andersgesinnten auf die Kleider, und dem Publico an den Kopf wirft. Denn hie und da fliegt doch der Staub davon Jemanden ins Auge, oder durchdringt vielleicht gar irgend eine schwachgebildete Hirnhaut.

Ueberdies versichert Herr Johannes in Nr. 23 des Bgfrds. offenherzig: „daß meine Aufsätze ihn mehr belustigt als beleidigt haben." Das freut mich herzlichst und ich danke ihm für dieses beruhigende Zeugniß, weil ich gern auf anständige Art Leute belustigen mag, die mir's Dank wissen; hingegen ohne Noth Niemand geflissentlich beleidige. Um ihm nun zu beweisen, wie sehr ich mich geehrt finde, durch sein ungeheucheltes Zeugniß, und nach nunmehr verschwundener Besorgniß, daß er sich irgend beleidigt fühlen könne, fahre ich fort, nach Kräften zu seiner Belustigung beizutragen, da es mir mit seiner Belehrung doch einmal nicht glücken will. — Sein Bekenntniß in Nro. 23 „er gestehe willig ein, daß seine Feder der Meinigen nicht gewachsen sey" — klingt etwas wehmüthig und unfreiwillig und scheint nicht sonderlich von Herzen gemeint. Doch darf ihn das nicht gereuen, was er damit zugiebt; — denn in der That will es wenig sagen, — eben so wenig für ihn, als für mich. — Daß ich besser schreiben solle wie Er, heißt sehr wenig gesagt zu meinem Ruhme, — und von meiner Art zu schreiben habe ich keine solche Meinung, um zu erwarten, daß Er sie könne zum Muster nehmen. — Aber, daß Er nicht gut schreibt, das ist seine kleinste Sünde, die größere ist, daß er überhaupt schreiben will, — da er doch nicht schreiben kann, und in jeder Zeile verkehrte Dinge vorträgt. — Z. E. in Nro. 23 gleich nach dem Geständniß: daß er kein Schriftsteller sey, (alles Schreibens ungeachtet) behauptet er wiederum in seiner Vermessenheit:

„Er verstehe wol das menschliche, aber nicht
„das Römische Recht,"

und giebt damit abermal zu verstehen, daß er wieder nicht verstanden hat was das heiße, was Er niedergeschrieben. Dieser Gegenstellung nach, hält er also das

Römische Recht für „unmenschlich" oder die Römer für Unmenschen, obgleich alle neuere Gesetzgebung bis auf unsre Tage auf die ihrige gebaut ist. — Und wenn ich nun fragen wollte: Worin denn das wohl bestehen möge? was Er gern für „menschliches Recht" ausgeben mögte, so dürften seltsame Dinge zum Vorschein kommen, von denen auf Erden schwerlich auch ein Mensch Gebrauch machen könnte, in der „Ausübung der Praxis." — Sobald er ans Schreiben geräth, so gelingt es ihm unfehlbar, entweder Nichts zu sagen, oder etwas das er selbst nicht versteht, oder auch gerade das Gegentheil von dem, was er zu sagen beabsichtigen mogte.

In Nro: 52 des Bgfrds. hat er sich bemüht, eine Lection zu ertheilen über den Bürgerconvent vom 26. Juni an die berichtende Comission und an das Publikum. Worauf es Herr Johannes dabeiabgesehen hat, deutet er selbst an Seite 414, 1ste Spalte:

„Der Bericht über die Organisation der Bürgerwehr wurde von Mehreren, denen er durchaus nicht zusagte, — und deren Erwartungen er keineswegs entsprach, lebhaft angegriffen!" —

Dies giebt ihm Gelegenheit, dem Publico noch einmal aufzutischen, was er selbst im Convent ohne einigen Erfolg — denjenigen einer ernsthaften Abfertigung ausgenommen, vorgebracht hatte, um neben dem Vergnügen, sich dort gehört zu haben, noch den Zauber zu genießen, es noch einmal gedruckt zu lesen, und dabei zugleich die Berichterstattung vor dem Publico zu verdächtigen. — Daß ihm das nicht so hingehen dürfe, versteht sich von selbst, — und darum erfolge hier etwas zur Beleuchtung seiner Versuche um Verbreitung unrichtiger Ansichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bürgerwehr.

Den ruhigen unpartheyischen Bürger muß es sehr befremden, wenn er die Beibehaltung oder Abschaffung des 4. Bataillons der Bürgerwehr mit einer Wichtigkeit behandelt sieht, als ob das Heil des Staats davon abhinge. — Es ist wirklich unbeschreiblich lächerlich, wenn man lies't, welche Mühe die Leute sich geben, das Urtheil in einer Sache gefangen zu nehmen, die an sich so klar und einfach erscheint. —

Wer durch kein Privatintresse oder Neben-Absicht geleitet ist, wird sich fragen:

1) Welchen Nutzen schafft das 4. Bataillon?

2) Welchen Schaden bringt es?

Und dann die erste Frage beantworten müssen; —

Es ist die Schule für unsere alten Bataillone.

Und auf die zweite Frage sich die Antwort geben; —

Es kostet dem Staate Geld, dem jungen Bürger Zeit und Geld.

Was ist nun überwiegend? — Ein Staat der durch seine bewaffnete Macht, seine Existenz nach Außen bedingt sieht, oder der durch Truppen-Massen die Ruhe im Innern aufrecht erhalten muß, wird militairische Einrichtungen, Schulen oder Bildungs-Anstalten haben müssen und darf weder Kosten noch Zeit ängstlich berechnen. —

In unserem guten alten Bremen, ist dies Gottlob nicht der Fall. Wir müssen unser Bundescontingent stellen, dazu soll das 4. Bataillon nicht dienen. —

Wir müssen die Ruhe im Innern aufrecht erhalten, dazu werden die 3. alten Bataillone ohne Zweifel stets ausreichen, dem Staate kostet das 4. Bataillon jährlich ca. 5/m Rthlr., davon kann ein großer Theil gespart werden, — es kostet, wenn es jetzt beibehalten wird, für verlangte neue Uniformen, Gewehre, Lederzeug u. s. w. ca. 21/m Rthlr die beinahe ganz gespart werden können. Wie viel Zeit und Geld es den jungen Bürgern von 20 — 25 Jahren kostet, mag jeder selbst beurtheilen der Söhne im 4. Bataillon hat. Ist nun das Vergnügen was uns und einigen anderen Leuten das 4. Bataillon gewährt, so viel Zeit und Geld werth, — dann laßt es uns ja beibehalten. — O Zeit! O Sitten! —

---

* Rüge.

Die Hochlöbliche Wall-Deputation wird ersucht, Jemand zu beauftragen doch strenge darauf zu sehen, daß die Wallanlagen nicht so muthwilliger Weise von den Jungen ruinirt werden, vorzüglich die jungen Obstbäume von welchen zuweilen ganze Aeste abgerissen werden um das, noch nicht einmal reife, Obst zu erhalten. Selbst den Pächtern von den Grasparzelen wird das Gras ruinirt; früher hatte die Wache noch etwas Aufsicht darauf, aber jetzt bekümmert sich keine Schildwache mehr darum, und wenn es auch ganz in ihrer Nähe geschieht; oder man sah jeden Nachmittag Polizey-Diener auf den Walle spazieren um darauf zu achten, jetzt sieht man aber gar keine mehr. Sollte diesem Unfug nicht auf eine oder die andere Art zu steuern seyn?

Miscelle.

Der Nachlaß eines zu Venedig im Jahre 1776 verstorbenen Franzosen, Namens Jean Thierry, liegt noch immer im Streite, was nicht Wunder nehmen wird, wenn man die ungeheure Erbschaft kennt, die unter die Nachkommen des Erblassers vertheilt werden soll. Sie besteht aus drei Häusern in der Nähe des Dogenpalastes in einem Anschlage von 1,800,000 Fr.; zwei Häusern auf der Insel Korfu 800,000 Fr.; einem Landhaus am Kanale Mussador 200,000 Fr.; einem Sack von vier Fuß Länge und eben so viel Breite, voll massiver Goldstangen, in einem Werthe von 31,000,000 Fr.; 80,000 Silberdukaten, das Stück zu 3 Fr., 240,000 Fr.; 51,000 Louisd'or auf das Hotel de Ville von Paris, die 1,200,000 Fr. Zinsen tragen; sechs Goldbarren 1,900,000 Fr.; sechs Karrossen auf der Insel Korfu 9000 Fr.; sechs Kassetten mit silbernen Vasen, jede 200 Pfund schwer, 40,000 Fr.; sechs Kassetten mit silbernen Leuchtern, jede 300 Pfund schwer, 190,000 Fr.; zwei kleine Säcke mit Edelsteinen 3,000,000 Fr.; zwei neue Schiffe, die mit Edelsteinen befrachtet nach dem Tode Thierry's ankamen, 6,000,000 Fr.; siebzehn gerichtete Betten von verschiedenen Stoffen, andere Möbel, 41 Spiegel, große und kleine, 100 mit Gold- und Silberstickereien verzierte Stühle und anderes Hausgeräthe 400,000 Fr.; 800,000 Kreuzthaler, im Werthe von 9,079,000 Fr.; hierzu die jährlichen Interessen zu 3 Procent giebt einen Schatz von 56,018,000 Fr. Es läßt sich denken, daß auf die Nachricht von dieser Hinterlassenschaft alle Thierry, von denen es in der Champagne, in Lothringen und im Kanton Basel wimmelt, in Aufruhr kamen, und ihre Familienpapiere durchwühlten, um ihre Verwandschaftsansprüche geltend zu machen. Erst vor wenigen Tagen noch hatte der Civilgerichtshof erster Instanz von Paris über die Erbschaftsfähigkeit von zwei Verwandten, die in gerader Linie von Jean Thierry's Bruder abstammen wollen, zu entscheiden; beide, Namens Maucorps und Chabannes, wurden in dieser Eigenschaft von dem Gerichtshof anerkannt. So oft ein Fall dieser Art von den Gerichten verhandelt wird, fehlt es nie, daß der Saal gedrängt voll von Leuten ist, die bei dieser Sache interessirt sind, und von denen der größte Theil in Blousen und Holzschuhen zu erscheinen pflegt. Bei der eben erwähnten letzten Verhandlung erhielt die abermals zahlreich versammelte Anverwandschaft Thierry's einen schlimmen Trost aus dem Munde eines der anwesenden Advokaten, welcher sagte: „Diese Erbschaft ist nichts als eine Chimäre, es hat noch Niemand davon etwas gezogen und Niemand wird davon jemals einen Vortheil beziehen, als der Fiskus, der das mühsam erworbene Geld armer Leute verschlingt, um sie sich in endlose Prozesse verwickeln zu lassen."

---

* Auflösung der viersylbigen Charade in Nro. 54:

Blumenseele.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 57.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 18. Juli 1833.

Blüht die geistige Jugend; so mag dein Haar sich verfärben,
Bleichen die Wang' und der Mund, schwinden dem Arme die Kraft —
Immet noch liebet dich Phöbus, und stimmet dem Sänger die Leyer,
Nahet er hoffend dem Ziel, lächelnd zum Schwanengesang. G. F. Noeldeke.

* Was ist Alter, was ist Jugend?

Alter nenn' ich dich nicht du längere Reihe von Jahren,
Die ich auf Erden durchlebt, thätig, genießend und froh:
Zwanzigjährige Greise, gekrümmet im Joche der Wollust,
Schleichen an Stäben umher, welkend zur winkenden Gruft;
Sechszig Jahre des Lebens — ihr brachtet, mit Leiden und Freuden
Segnend, dem Manne die Kraft, welche der Jüngling ersehnt.
Helltet das Auge des Geistes, und lehrtet genießen mit Weisheit,
Wandeln mit festerem Schritt, wirken mit sichrerer Hand.
Jugend ist Kraft, und Alter ist Schwäche; zu Greisen geboren,
Kränkeln das Leben hindurch Tausende, werden nie jung.

Bringt mir jegliches Jahr, noch Blüthen der hellern Erkenntniß,
Früchte der reiferen That, fühl' ich mich täglich verjüngt.
Jugend ist Frohsinn, und Grämeln ist Alter.
Mit heiterem Blicke
Schau ich zur Wiege zurück, seh' ich entgegen dem Ziel;

Kränze mit duftigen Blumen, die silbern sich färbende Scheitel
Trinke den perlenden Wein lächelnd am fröhlichen Mahl.
Zeuget mir, Jüngling und Mädchen, ob je der geflügelte Reigen
Stockt' im fröhlichen Schwung, wo ich dem Kreise genaht.

Nennt ihr gern mich den Euren, die innig des Lebens sich freuen;
Fühl' ich's entzückt, daß Apoll ewige Jugend verleiht.

Weihe. G. F. Noeldeke.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

„Schade um den Menschen!" rief Herr von Waldensee mitleidig aus, und schien nachzusinnen, was er für den Unglücklichen thun könne. „Auf ein Wort, Herr Bruder!" sagte jetzt der Major, indem er ihn bei Seite nahm: „War sein Name, den er nannte, nicht Halden?" — „So nannte er sich," entgegnete Waldensee. „Aber, mein Gott, Bruder, was ist Dir denn auf einmal widerfahren? Du siehst ja ganz alterirt aus und hast sogar die Farbe gewechselt. Kennst Du den Mann? Und warum interessirt Dich sein Name so?" Der Major, der in der That schon seit einiger Zeit in sichtlicher Unruhe dagestanden, zog jetzt ein Papier aus der Tasche, faltete es hastig auseinander und starrte dann lange mit tiefsinniger Miene darauf hin. „Ich Esel!" sagte er endlich mit komischer Wuth und schlug sich verdrießlich vor die Stirn, während sein Bruder laut zu lachen anfing. „So habe ich Dich nie gesehen, so lange ich denken kann!" rief Herr von Waldensee. „Wahrhaftig, das muß etwas Außerordentliches zu bedeuten haben!" — „Sieh her!" sagte der Major mit stotternder Stimme, indem er dem Andern das Papier zeigte. „Das ist eine ganz verzweifelte Geschichte, man könnte des Teufels darüber werden. Hier ist die Begnadigung jenes Predigers Halden. Das Faktum ist schlechterdings nicht abzuläugnen. Vor ungefähr vierzehn Tagen hat sie unser gnädigster Fürst mir, seinem getreuesten Adjutanten, der sonst immer seine Befehle auf das Pünktlichste zu vollziehen pflegte, eingehändigt, um sie der betreffenden Behörde zur Ausfertigung zu übergeben. Der Mensch hatte von seiner Festung aus ein Gedicht an den Fürsten gerichtet, das demselben so wohl gefiel, daß er ihn zu begnadigen beschloß. Aber was geht es mich an, warum er ihn begnadigt hat? Genug, er hat ihn begnadigt und hat mir selbst, wie gesagt, den Begnadigungsbefehl in die Hände gegeben. Aber ich ließ ihn — o ich könnte rasend werden! — ich ließ ihn in der Tasche stecken und vergaß nachher in der fatalen Zerstreuung, welche die Anstalten zur heutigen Hochzeit verursachten, wieder daran zu denken. Ich vergaß wieder daran zu denken, und so blieb die Begnadigung in der Tasche stecken und der Mensch auf der Festung. Niemand wußte sonst darum. Erst jetzt, da ich den Namen Halden höre, fällt mir die Sache ein, und nun muß auch noch gerade dieser Halden, zu meinem wahren Skandal, vor der Zeit davon laufen, ehe seine Begnadigung aus meiner Tasche wieder ans Tageslicht gekommen war. Jetzt werden sie ihn wieder zurückbringen, er selbst hat seine Sache verschlimmert, und es wird nun mißlich seyn, etwas für ihn zu thun. Ich aber bin zeitlebens blamirt, wenn dieser mein grober Disciplinarfehler dem Fürsten zu Ohren kommt! O, wie konnte ich so zerstreut seyn um einer Hochzeit willen, aus der nicht einmal etwas geworden ist!"

Herr von Waldensee hatte ihm verwundert zugehört. „Ist es möglich, Herr Bruder!" rief er dann und schlug wie in scherzhaftem Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen. „Das hast Du Dir bei Deiner vielgerühmten militärischen Promptitüde zu schulden kommen lassen können? Ei, wer hätte das gedacht, Bruder Major, daß ich, der ich ein bloßer Besitzer bin, obwohl durchaus kein Besitzer der militärischen Promptitüde, dieß noch einmal an Dir erleben würde! Indeß hat Dich die Sache ordentlich lebendig gemacht, und

es ist das erste Mal in diesem Leben, daß ich Dich so viel hinter einander habe sprechen hören, wie in diesem Augenblick. Darum wünschte ich den Handel, bei meiner Seele, nicht ungeschehen." — „Vielleicht läßt sich doch noch Alles machen!" sagte der Major, der, an der Unterlippe nagend, in tiefen Gedanken da stand. „Warum wird es sich nicht machen lassen?" entgegnete der lustige Waldensee. „Jetzt wollen wir handeln, Herr Bruder; trotz meiner Gutsbesitzerträgheit wollen wir uns beide in unserer militärischen Promptitüde zeigen. Wir müssen alle unsere Kräfte aufbieten, damit dieser arme Halden, der bis jetzt blos in Deiner Tasche begnadigt war, außerhalb derselben es wird. Du weißt, der Mann gefiel mir gleich beim ersten Anblick außerordentlich, und ich habe nichts Anderes im Sinne, als ihn hier auf meinem Besitzthum statt des heute verstorbenen Werner zu meinem Prediger zu machen." — „Dem stände nichts im Wege," versetzte der Major, „da in dem Begnadigungsdekret seine Wiederanstellungsfähigkeit bemerkt ist." — „Und stehenden Fußes müssen wir handeln, Herr Bruder, mit rechter Promptitüde," fuhr Waldensee fort. „Ich reite sogleich zum Superintendenten in der Nachbarschaft, um über die neue Besetzung meiner Pfarre mit ihm zu sprechen. — „Und ich reite sogleich zum Kommandanten der Festung hinüber," fiel der Major ein, „um über den unerhörten Fall mit ihm Rücksprache zu nehmen, daß er einen seiner Verbrecher noch kurz vor der Begnadigung davonlaufen läßt. Er muß den vertrakten Steckbrief in den Zeitungen widerrufen lassen." — „Was meinst Du, Herr Bruder," bemerkte Waldensee, „wenn wir in der Geschwindigkeit wieder einen neuen Pfarrer für den zur Unzeit Verstorbenen anschaffen? am Ende ließe sich unser junges Brautpaar doch noch trauen." — „Das wäre vernünftig," sagte der Major. — „Darum laß uns auf der Stelle handeln!" rief Herr von Waldensee dringend. — „Auf der Stelle laß uns handeln!" wiederholte der Major mit entschlossener Ruhe. — „Heda, Amtmann! Ihr wißt doch, daß der Mann dort begnadigt ist?" rief darauf Waldensee mit frohlockender Stimme, indem er zu den Andern wieder herantrat. „Hier seht Ihr den Begnadigungsbefehl des Fürsten." — Der Amtmann warf einen zweifelhaften Blick auf das Papier, wagte jedoch aus Ehrerbietung gegen seinen Gutsherrn keine Bemerkung, und entfernte sich endlich mit seinen beiden Begleitern, die auf seinen Wink den in Haft Genommenen wieder frei ließen.

Halden hatte vor Erstaunen und ungewisser Freude noch keine Worte finden können. „Menschenkind! Ihr seyd ja begnadigt!" rief ihm Waldensee zu, und hätte den Unglücklichen, der ihn nicht begriff, vor Wonne fast umarmt. „Ihr sollt mein Pfarrer werden! Wahrhaftig, das sollt Ihr! Die Schaafe hier in Waldensee haben Euch arretiren wollen, und ich mache Euch nun zum Seelenhirten dieser Schaafe. Kommt nur gleich mit ins Haus; erholt Euch, seyd getrost, eßt erst etwas, und wir wollen dann das Weitere mit einander besprechen."

Der Major hatte sich schon entfernt, um sein Pferd satteln zu lassen, und Waldensee eilte ihm jetzt nach ins Haus. Halden folgte mit einer Thräne des Dankes im Auge seinem neuen Beschützer, den ihm das Glück so unverhofft zugeführt hatte. Bald sah man die beiden Brüder mit verhängtem Zügel nach verschiedenen Seiten der Landstraße davonreiten. Der eine ritt zum Kommandanten der Festung, aus welcher Halden entflohen war, der andere zum Superintendenten, um die Bestätigung für den neuen Pfarrkandidaten einzuholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Gerecht scheinendes Urtheil.

Der englische Minister Althorp, der am 5. dieses das Durchgehen der Bill im Unterhause, wodurch die Zeit, während welcher nur die Kinder in den Fabriken künftig arbeiten sollen, auf acht Stunden beschränkt wird, vergebens aufzuhalten suchen wollte, scheint kein Mann von höhern und edlen Gefühlen, das Wohl der Menschheit eifrig wollend, zu seyn. —

Und das solltet Ihr, von denen das Wohl von Tausenden und Millionen Eurer Brüder mit abhängt und worauf Ihr mit Einfluß ausübt und deßwegen eben die Stelle und den Posten, den Ihr inne habt, bekleidet, in großen oder kleinen Staaten, doch Alle seyn — so wie Jeder von uns nach seinen Verhältnissen selbst mit eigner Aufopferung dahin zu wirken streben soll — wenn wir anders denn, wenn einst unsre Seele von allem Tand und aller Thorheit, die ihr trügerisches Glück auf Erden ausmachte, entblößt — bei der ewigen Allmacht Erbarmen und Gnade suchen und zu einiger Hoffnung auf Erhörung selbst nur berechtigt seyn will! — Und auf Gnade, Gnade! freie Willkühr und Erbarmen beruhen ja allein nur unsre Erwartungen für die Zukunft, und was wird unser Schicksal und künftiger Zustand ohne diese seyn? — Wie wird es uns ergehen, wenn wir nach strenger Gerechtigkeit vor dem Allwissenden einst sollten Vergeltung erfahren und das Alles abbüßen müssen, wogegen wir hienieden durch Gedanken, Worte und Werke gesündigt und Andern Böses gewünscht — nachgeredet und selbst zugefügt haben! Unsre Schuld würde größer seyn, als daß uns solche vergeben werden könnte! — Und dennoch liegt in unsrer Seele das große Princip einer ewigen Gerechtigkeit, als erstes Attribut der über alle unsre Begriffe unendlich erhabenen Gottheit, tief eingegraben! Wo aber soll der Mensch Beruhigung finden, wenn er sich diesen schrecklichen Gedanken lebhaft denkt und so sich selbst in der tiefsten Unwürdigkeit erscheinen muß? — Zu welchen Betrachtungen hat mich doch ein Gegenstand der Erde bis zur Ewigkeit hin so unwillkührlich führen können!!

Es ist doch Sr. Herrlichkeit bekannt, daß bei den bisherigen sclavischen Arbeiten dieser Kinder nicht allein ihre Gesundheit sehr leidet und solche zu verweichlichten und verkrüppelten Geschöpfen und also für ihr ganzes Leben unglücklich werden, sondern daß solche so bei den ohnehin so schlechten Unterrichtsanstalten in England auch alles Unterrichts entbehren und manche selbst Lesen und Schreiben entweder gar nicht, oder so höchst unvollkommen lernen, daß ihnen solches gar nichts nutzen kann — und dennoch hat dieser gefühlvolle und gewissenhafte Mann einen so unglücklichen Zustand lieber fortdauern lassen, als Abänderung desselben befördern wollen und zu seiner Ehre sey er auch hier dafür gepriesen!

Bey uns aber muß solches aufs neue an das fast ähnliche unglückliche Verhältniß auf den Cigarrenwinkeln erinnern, und das ganze Publikum sey abermals darauf aufmerksam gemacht, damit die allgemeine Stimme sich gegen den schreienden Mißbrauch, die ganze Zeit der Kinder ohne alles Lernen bey dieser Arbeit verloren gehen zu lassen, erheben und die Arbeitszeit derselben daselbst, zumal für die acht bis zwölfjährigen, gleichfalls auf etwa acht Stunden beschränkt und die übrige Zeit derselben zum Lernen angewendet werden möge; damit sie einst auch in der menschlichen Gesellschaft etwas mögen leisten können und nicht aufs höchste untüchtig und vernachlässigt erscheinen mögen!

Sollten nicht diejenigen selbst, in deren Dienst diese Kinder so ihre ganzen besten Lebensjahre hinbringen, auf eine so von Vernunft und Pflicht gebotene Aenderung zu dringen sich verbunden fühlen?

* Einfall.

Als wir lasen, die Darmstädter hätten die Badner und Würtemberger eingeladen, um sie zum Beitritt des Zolles zu bewegen, der Deutschland unter den Scepter eines Monarchen bringen soll, fiel uns die bekannte Fabel ein. Ein Fuchs, der sich von seinem Feinde dazu bereden ließ, sich den Schwanz abhauen zu lassen, sah nach dieser Operation schmerzlich ein, wie viel er verloren hatte. Sein Gang wurde nicht allein dadurch unsicher und verlor bedeutend an der Geschwindigkeit, sondern er konnte sich nun auch nicht mehr gegen seine Feinde kraftvoll vertheidigen. Der Verlust wurmte ihn sehr, jedoch ließ er sich nichts merken und dachte: wenn die andern Füchse auch den Schwanz verlieren, haben sie vor dir nichts aus. Er berief sie daher und stellte ihnen vor, wie glücklich er sey, nun er den Schwanz nicht mehr zu schleppen brauchte. Sie könnten sich nicht vorstellen, wie bequem er sich fühle u. s. w. Die Füchse merkten gleich seine List, daß er sie zu sich herabziehen wollte, und lachten ihn aus.

* Bemerkung, über Bemerkung im Bürgerfreunde Nro. 55.

Wenn man die Einleitung im Bügerfreunde Nro. 55 liefet, so wird man zu der höchsten Verwunderung hingerissen, daß sich jezt ein Wesen bey uns eingefunden, das uns seit der Sprachenverwirrung bey dem Babilonischen Thurmbau gänzlich gemangelt hat. Nur ist es zu bedauern, daß es seine Wunderkraft nicht früher geübt, die doch seit unserer Sprachenverwirrung, über den in der Bemerkung enthaltenen Gegenstand, so heilsam hätte seyn können. Da es ihm aber jezt erst an der Zeit zu seyn schient, mit dieser Wunderkraft, als der wahre Versucher hervorzutreten, so läßt sich erwarten, daß er ein gleiches Schicksal mit denen in der alten (biblischen) Geschichte vorkommenden haben wird.

* Zur Homöopatik.

Wer etwa zwölf Tropfen Schwefelsäure unvermischt einnimmt, wird sich wenigstens den Mund verbrennen, wenn er sie aber in ein Glas Wasser schüttet, so hat er ein kühlendes gesundes Getränk. Man sieht daraus, daß selbst ein Quantum sonst schädlicher Sachen gehörig verdünnt, den Körper nichts schadet.

* Literarisch Neues.

Der Verlag des Herrn Buchhändler Geisler in Bremen beschenkt das Publicum mit einer neuen Gabe, unter dem Titel: „Kleine Erzählungen in humoristischen Skizzen und Bildern, von Theodor von Kobbe." Wenn der Name des geistreichen Verfassers das Büchlein, welches ich ein Toilettengeschenk vorzüglich für Männer nennen möchte, nicht schon den vielen Freunden seiner heitern Muse empföhle, so würde es gewiß der Inhalt desselben thun, der so mannichfache Unterhaltung bietet. Die Physiognomie des Buches schon empfiehlt es, so wie man es aufschlägt; denn Druck und Papier sind vortrefflich, eine Vieweg'sche Physiognomie. Ueber den berühmten Mystiker Claus Harms in Kiel enthält es unter vielem Andern interessante Mittheilungen und Aufschlüsse.

S.

Miscellen.

Ein Bürgermeister in einer kleinen Provinzialstadt wünschte gern einen seiner Verwandten als Registrator zu placiren. Die höhere Behörde verfügte jedoch anders, als der Herr Bürgermeister es wollte; sie übergab einem gedienten Offizier, der Ritter des eisernen Kreuzes war, jenes Amt. Darüber ergrimmt, suchte der Bürgermeister den neuen Registrator so viel als möglich zu turbiren. Eines Tages fragte er ihn unter Anderm:

„Wissen Sie wohl, was für ein Unterschied zwischen einem Ochsen und einem Registrator ist?" —

„Nein!" —

„Der Ochse trägt das Kreuz auf dem Rücken und der Registrator trägt's am Rock."

Der Registrator, ein verschmitzter, witziger Kopf, ließ nach wenigen Augenblicken die Gegenfrage ergehen:

„Wissen Sie aber, was für ein Unterschied zwischen einem Bürgermeister und einem Esel ist?" —

„Nein!" —

„Ich weiß auch keinen!" —

Selim III. hatte kurz nach Antritt seiner Regierung (1789) die Idee, sich sämmtliche Nationen Europa's in ihren Nationalcostümes malen zu lassen. Er theilte dem französischen Gesandten die Idee mit und bald hatte dieser einen wackern Künstler aufgefunden, welcher sich der mühvollen, schwierigen Arbeit unterziehen wollte. Nach Verlauf zweier Jahre ließ der Maler dem Sultan durch den Gesandten wissen, daß er nunmehr das Werk vollendet habe. Selim kam, und sah die Fresken. Sie waren zu seiner völligen Zufriedenheit ausgefallen.

„Was soll aber diese Figur bedeuten?" fragte Selim den Maler, als er am Ende des Saales eine nackte männliche Gestalt erblickte, welche, wie es schien, ein Stück Tuch unter dem rechten Arme hielt.

„Das ist ein Deutscher," erwiederte der Maler.

„Und warum hast Du ihn unbekleidet abgebildet?"

„Weil ich nicht wußte, welche Tracht bei ihm jetzt Mode ist."

„Konntest Du Dich nicht darnach erkundigen?"

„Das that ich auch, allein Niemand konnte mir sichern Aufschluß über sein jetziges Costüm geben, weil er alle Tage einer andern Mode anhängt."

„So! So!" sagte Selim lächelnd. „Der Deutsche ist also ein Chamäleon geworden."

Correspondenz-Nachricht.

London, Juni.

Der Tunnel.

Der Tunnel unter der Themse, dessen Bau schon lange stille steht, weil der Gesellschaft die Fonds ausgegangen sind, hat trotz dem fortwährend die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch genommen. Wie man jetzt hört, haben sich die Aktionärs entschlossen, von Neuem Fonds einzulegen, und zwar die Hälfte der nach dem Anschlag zu Vollendung des Werks nothwendigen Summe; um die andere Hälfte soll das Parlament angegangen werden, und man zweifelt nicht, daß die Summe verwilligt wird. Dieser Schritt würde wenigstens dem reformirten Parlament zur Ehre gereichen. Der Tunnel ist nicht allein ein äußerst kühnes, poetisches, sondern auch für London und seinen Handel äußerst wichtiges Werk. Die Kunde, daß jetzt wieder Aussicht zu Vollendung des Tunnels vorhanden ist, erinnert uns an manches der frühern Schicksale des Baus,

und was ich hier darüber mittheile, ist vielleicht geeignet, das Publikum zu interessiren.

Bekanntlich brach das Wasser des Flusses zweimal in den Tunnel. Um die folgende Erzählung recht zu verstehen, muß man sich erinnern, daß derselbe aus zwei nebeneinander herlaufenden Gallerien besteht, die durch eine dicke, Behufs der Kommunikation nur hin und wieder durchbrochene Mauer geschieden sind; ferner, daß im Maaße, als mittelst des gußeisernen, in 36 Felder getheilten Schildes die Ausgrabung vorschritt, das Gewölbe beider Gallerien zu gleicher Zeit gemauert wurde, so dgß das Wasser nirgends als an der Stelle, wo eben gegraben wurde, eindringen konnte; endlich, daß man in die Gallerien durch einen weiten, etwa dreihundert Fuß vom Flusse gegrabenen Schacht gelangt, in welchem sich provisorisch eine hölzerne Treppe für die Arbeiter befindet. — Beim ersten Einbruch der Themse riß die furchtbarste Unordnung unter den Arbeitern ein. Die beiden Brunel, Vater und Sohn, waren gerade nicht zugegen; aber ein Unteraufseher, Griffith mit Namen, verlor den Kopf nicht, sondern sammelte die Arbeiter um sich und brachte sie glücklich an das Ende der Gallerie und zu der Treppe, bevor noch das Wasser bis oben an das Gewölbe gestiegen war. Wenige Minuten darauf stand das Wasser im Schacht dem Niveau der Themse gleich, d. h. etwa 40 Fuß über der Spitze des Gewölbes. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, das am Ende des Tunnels eingebrochene Loch zu verstopfen, kam bekanntlich Brunel auf den Gedanken, den Theil des Flußbetts, wo der Durchbruch geschehen war, mit getheerter Leinwand zu bedecken und eine Masse von Lehm darauf zu werfen; dieß gelang: das Wasser trieb durch seine Schwere die Masse gleich einem Pfropf in die Oeffnung, und nun ging man sogleich daran, den Schacht und die Gallerien mit Dampfmaschinen auszupumpen. Es läßt sich denken, mit welcher Bangigkeit man ihre Wirkung beobachtete; Tag für Tag wurde England mit dem Stand der Dinge bekannt gemacht; endlich bemerkte man, daß es vorwärts ging. Während der Ebbe hatten die Pumpen das Uebergewicht über den Fluß, aber mit steigender Fluth kehrte sich jedesmal das Verhältniß um; nach und nach wurde dieß aber anders, und nach unsäglicher Anstrengung war ein sieben bis acht Fuß hohes Stück der Gallerien entleert. Jetzt erst konnte man daran denken, den so mühsam errungenen freien Raum zu benutzen, sich zu Schiffe in die Gallerie zu wagen und die Stelle des Durchbruchs unmittelbar zu untersuchen. Am dazu bestimmten Tage war Brunel, der Vater, krank, daher übernahm sein Sohn das Geschäft. Ein Kahn mit einer Leuchte wurde in den Schacht hinabgelassen; Brunel, Griffith und ein dritter Aufseher waren entschlossen, ihn zu besteigen. Die versammelten Arbeiter sahen mit Respekt auf die drei jungen Leute, welche sich im furchtbaren Kampf zwischen den Pumpen und dem Flusse in das lange, finstere Gewölbe wagen wollten, und als sie durch ihre Reihen die Treppe hinabstiegen, sprachen sie leise: God save you! Im Augenblick, da Brunel, nachdem er seine Mutter umarmt, den Kahn besteigen will, drängt sich ein junger Mann vor und verlangt, die gefährliche Fahrt mitzumachen, was ihm auch nicht abgeschlagen wird. Sie hatten über sechshundert Fuß zurückzulegen. Am Schild angelangt, bemerkten sie oben an ihm ein sehr großes Loch, das großentheils vom obenerwähnten Pfropf verstopft war, durch das sich indessen immer noch eine beträchtliche Wassermaße ergoß. Sie maaßen die Oeffnung und zeichneten sie. Da wandte sich Griffith zu Brunel und sagte ihm ins Ohr: „Das

Wasser steigt." — „Ich sehe es," antwortete Brunel; „wir gehen gleich; rasch! macht fertig!" — Am Ende der Gallerie hatte man indessen auch wahrgenommen, daß das Wasser stieg; Madame Brunel hatte auf der Treppe erst um eine, dann um eine zweite Stufe herauf müssen; sie war ohnmächtig weggebracht worden.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Subscriptions-Anzeige.

Herr J. H. Wilhelmi in Emden beabsichtigt die Herausgabe einer Schrift, die sich bereits in Holland der Theilnahme ausgezeichneter Menschen erfreuete. Sie erscheint unter dem Titel:

„Philosophie und Offenbarung, Witz und Wahrheit,"

indem sie die Meinungen der Völker und die Systeme der Philosophen und Naturforscher in Ansehung der Gottheit und der menschlichen Natur den Offenbarungen, und die Philosopheme und Systeme als den Ausdruck des höchsten menschlichen Witzes der allgemeinen Vernunft und den Offenbarungen entgegenstellt. Um sicherer zu gehen, hat der Verfasser das Manuscript in mehreren Städten, unter andern in Amsterdam, öffentlich vorgelesen.

Ohne unvorhergesehene Verhinderung wird die Schrift in drei Monaten, 22 bis 24 Bogen stark mit guten Lettern auf gutem Papier sorgfältig gedruckt und broschirt den Herren Subscribenten abgeliefert werden.

Der Preis der Subscription ist auf gutem Papier Holl. Cour. 3 Fl. 50 Cent,
Louisd'or 1 Rthlr. 18 Sgr.
Auf Velin-Papier Holl. Cour. 4 Fl.,
Louisd'or 2 Rthlr.
Der Preis der Pränumeration ist auf gutem Papier Holl. Cour. 3 Fl.,
Louisd'or 1 Rthlr. 12 Sgr.
Auf Velin-Papier Holl. Cour. 3 Fl. 50 Cr.,
Louisd'or 1 Rthlr. 18 Sgr.

Nur die eingezeichneten Exemplare werden gedruckt, die Namen der Herren Subscribenten aber der Schrift vorgesetzt werden. Da sich unter diesen so viele ausgezeichnete Männer, mehrere Minister und selbst Königliche Personen befinden, der Verfasser auch durch seine früheren Schriften, als:

Le Moteur de nos actions, où l'essence de l'Ame;
Die Bewegungen in Europa ꝛc.;
Versuch einer Beschreibung des Heldentodes von van Speyk;
Vermuthungen über die nächste Zukunft Hollands und Belgiens;
Die Grundursache unserer Handlungen oder die Triebfeder der Seele;

sich Wohlwollen erworben hat: so rechnet er um so mehr auf einen guten Fortgang der Subscription, da man durch die Einzeichnung das Gute und Nützliche befördern wollte, und das verehrte Publikum, so wie die Herren Buchhändler dieses gern befördern.

Die Unterzeichnete erbietet sich gern zur Entgegennahme von Subscriptionen auf dieses reichhaltige Werk.

Die Redaction des Bgfrds.

---

* Zur Steindruck-Beilage.

Man brauchte eben kein Schwergläubiger zu seyn, um die Berichte der neueren Reisenden in Indien, über die Leistungen dortiger Equilibristen und Jongleurs in Zweifel zu ziehen; denn wenn wir schon die Purzelbäume und Wendungen unserer Luftspringer und Seiltänzer unserer Bewunderung werth hielten, so mußten uns die Productionen jener Asiaten als wirkliche Wunder vorkommen. —

Staunen erregte deshalb vor einigen Jahren von Klishnig, wenn er uns zeigte, wie weit der Mensch es durch frühe und anhaltende Uebung in der Gewalt über die Gelenkigkeit und Dehnbarkeit seiner Gliedmaaßen bringen kann.

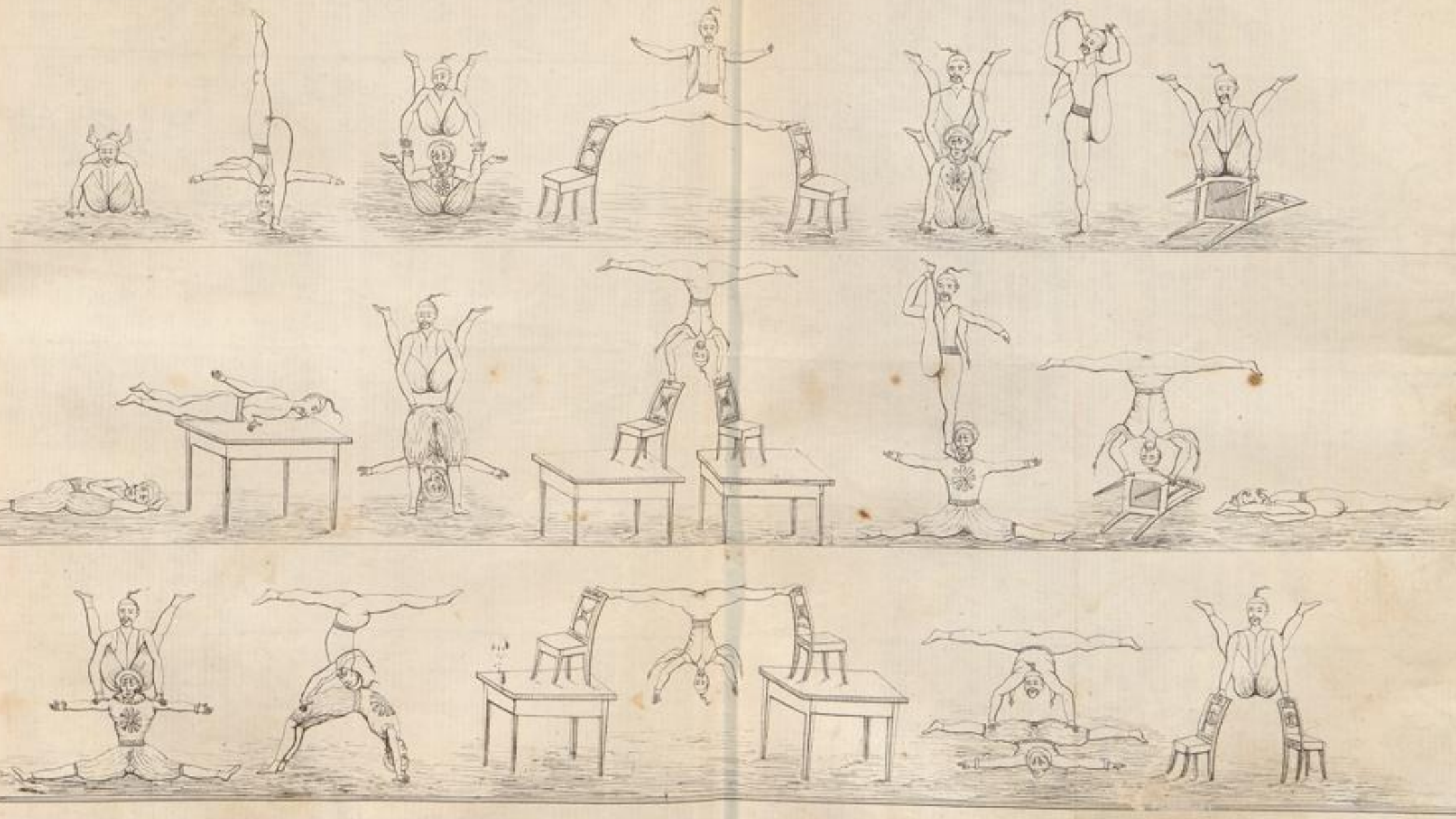
Wenn nun auch der Eindruck, den die Vorstellungen der zur Zeit hier anwesenden Herren Welcox, Croft und Attersburg in Ermangelung des Reizes der Neuheit nicht zu jenem Grade gesteigert werden kann, so muß doch jeder Unpartheiische, der die Leistungen beider Theile sah, gestehen, daß den später Genannten der Vorrang gebührt.

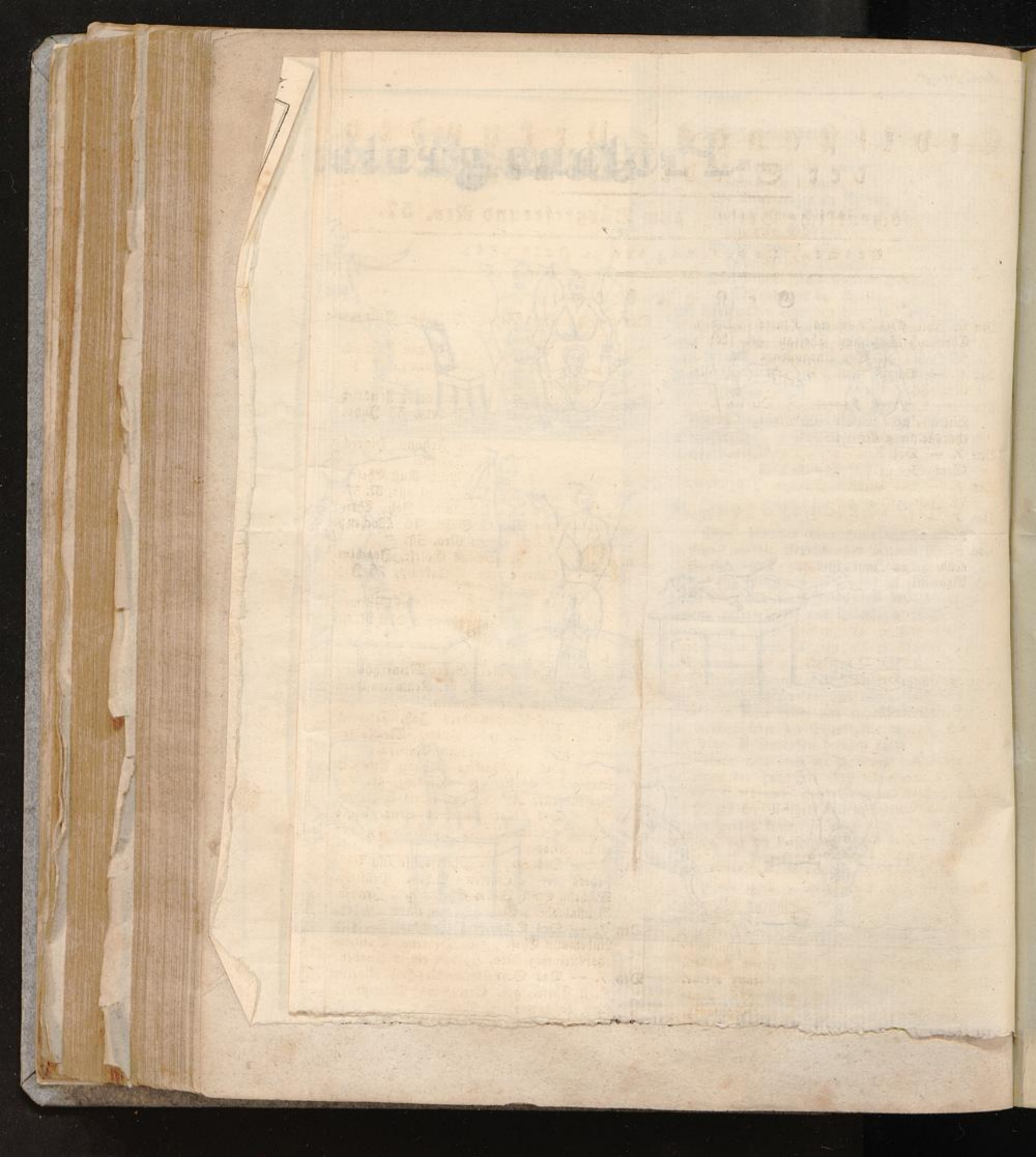
Unsere heutige Steindruck-Beilage liefert einige ihrer Stellungen, die der Zeichner so getreu auffaßte, daß nur derjenige, welcher ebenfalls Augenzeuge davon war, die Möglichkeit einer solchen — man mögte sagen — Verrenkung zugeben wird.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 56.

Proteus groteske Exercitia.





Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 57.

Bremen, Donnerstag den 18. Juli 1833.

Gestorben:

Den 6. Juli. Des Tischlers Hinrich Wilhelm Christoph Waßmann Ehefrau, geb. Löseke, 25 Jahr; gr. St. Annenstraße Nro. 70.

Den 6. — Daniel Kruse, 8 Jahr; Westerstr. Nro. 84.

Den 6. — Des verst. Küpers Joh. Diedr. Meyer Wittwe, geb. Mollen, 63 Jahr; Heerdenthorssteinweg Nro. 25.

Den 7. — Des Arb. Carl Holz Ehefr., geb. Groh, 35 Jahr; Düsternstraße Nro. 33.

Den 7. — Die Dienstmagd Regina Fangmeyer, 22 Jahr; Schlachte.

Den 7. — Der Drechsler Hinr. Justus Westphal, 18 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 8.

Den 8. — Der Blechenschläger Friedr. Scharenberg, 18 Jahr; großen Payeken-Gang Nro. 4.

Den 8. — Des Wildhändlers Albert Friedrich Wilh. Otto Ehefr., geb. Leonhard, 35 J.; hinter dem Heerdenthorswall Nro. 1.

Den 8. Juli. Beta Meyer, 77 Jahr; Grünenstraße Nro. 52.

Den 9. — Des Kammachers Johann Friedrich Knoop Wittwe, geb. Döhrmann, 57 J.; Bischofsnadel Nro. 7.

Den 9. — Des Branntweinbrenners Friedrich Rahe Ehefr., geborne Riechers, 33 Jahr; Klosterstraße Nro. 6.

Den 10. — Des Sergeanten Johann Hinrich Heck Tochter, 6 Jahr; Caserne.

Den 10. — Des Weisbäckers Albert Rust Ehefr., geb. Hinrichs, 46 Jahr; Faulenstr. N. 37.

Den 10. — Des Cigarrenmachers Joh. Christoph Hennig Murcke Sohn, 16 Wochen; große St. Annenstraße Nro. 54.

Den 11. — Des Kaufmanns Gottfr. Joachim Schröder Wittwe, geb. Wehrkamp, 76 J.; Osterthorsstraße Nro. 35.

Den 11. — Des Färbers Joh. Streckfuß Wittwe, g. Wätjen, 64 J.; im polnischen Bock N. 4.

Geburten:

Den 4. Juli. Des Dr. juris und Obergerichts-Advokaten Alexander Carl Conrad Adolph Kottmeier Ehefr., geb. Albers, Sögestraße Nro. 8; von einem Knaben.

Den 5. — Des Schneidermeisters Joh. Andreas Apel Ehefrau, geb. Reusch, Geeren Nro. 40; von einem Knaben.

Den 5. — Des Schuhmachermeisters Joh. Michael Wolff Ehefr., geb. Geerken, Stavendamm Nro. 24; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Buchdruckers Johann Hinrich Rohlfs Ehefr., geborne Grube, kleine Fuhrleutestraße Nro. 8; von einem Knaben.

Den 6. — Des Schuhmachers Joh. Heinrich Plümer Ehefrau, geb. Lange, hinter dem Ansgarithorswall Nro. 5; v. e. Knaben.

Den 6. — Des Schiffszimmermanns Hermann Sanders Ehefr., geb. Thiele, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 18; von einem Knaben.

Den 6. — Des Mäklergehülfen Franz Heinr. Kaufmann Ehefr., geb. Havenecker, Neustadtsdeich Nro. 21; von einem Knaben.

Den 6. Juli. Des Pastors Georg Meinerzhagen Ehefr., geb. von Cölln, gr. Krummenstraße Nro. 9; von einem Knaben.

Den 7. — Des Stuhlmachers Joh. Friedrich Müller Ehefrau, geb. Spreen, Neustadts-Deich Nro. 21; von einem Knaben.

Den 7. — Des Grobbäckers Johann Friedrich Begemann Ehefr., geb. Höncking, gr. St. Johannisstr. N. 94; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Cigarrenmachers Conr. Loges Ehefr., geborne Heuer, Punkendeich; von einem Knaben.

Den 7. — Des Dr. der Philosophie und Vorstehers der Gelehrten-Schule Professor Wilhelm Ernst Weber Ehefr., geb. Jenner, Neustadtsdeich Nro. 42; von einem Knaben.

Den 7. — Des Schneiders Johann Friedrich Lindemann Ehefr., geb. Behrens, Buntenthorssteinweg Nro. 5; von einem Knaben.

Den 7. — Des Schneidermeisters Joh. Martin Kerle Ehefr., geb. Steinkamp, Wachtstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 7. Juli. Des Arb. Joh. Kuhlmann Ehefrau, geborne Behrens, Buntenthorssteinweg Nro. 9; von einem Knaben.

Den 8. — Des Kaufmanns August Ferdinand Meyer Ehefr., geb. Schrage, Wachtstraße Nro. 36 A; von einem Knaben.

Den 8. — Des Kaufmanns Johann Hinrich Westhoff Ehefr., geb. Siedenburg, Papenstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Kaufmanns Friedr. Christian Claussen Ehefr., geb. Schröder, Neustadtsdeich Nro. 36; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Segelmachers Georg Wilhelm Walter Ehefr., geb. Rieter, im Sack N. 12; von einem Knaben.

Den 8. — Des Landmanns von Wennerberg Joh. Andr. Zacharias Ehefr., geb. Kronbein, Buntenthorssteinweg N. 40; v. e. Knaben.

Den 8. — Des Arb. Arb. Conrad Carl Meyer Ehefr., geb. Otto, Duckwitz-Gang; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Postsecretairs Joseph Heuzenroeder Ehefrau, geb. Baring, Westerstraße Nro. 103; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Tonnenmachers Joh. Hermann Kamping, geb. Fischer, Schnoor Nro. 37; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Ausladers Diedr. Heinr. Delvendahl Ehefr., geb. Stibmann, Fehrfeld Nro. 9; von von einem Mädchen.

Den 9. Juli. Des Arb. Joh. Conrad Ameling Ehefr., geb. Westerfeld, Fedelhören N. 31; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Lohgärbers Johann Christian Schneider Ehefr., geb. Anthony, Gerberhof Nro. 16; von einem Knaben.

Den 9. — Des Malers Carl Zincke Ehefrau, geb. Overbeck, Panzenberg Nro. 2; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Reepschlägers Hinrich Viet Ehefr., geb. Rathjen, Muggenburg N. 2; von einem Knaben.

Den 9. — Des Cigarrenmachers Joh. August Berbohm Ehefr., geb. Knapp, Rövekamp Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Arb. Nicolaus Hoeschen Ehefrau, geb. Stiegers, gr. St. Johannisstr. Nro. 10; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Bockfahrers Friedr. Hermann Robrecht Ehefr., geb. Lange, Buntenthorssteinweg Nro. 139; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Cigarrenmachers Christoph Horn Ehefr., geb. Mohrmann, kleine St. Johannisstr. Nro. 13; von einem Mädchen.

Den 12. — Des Kaufmanns Theodor Eduard Friedr. Behn Ehefr., geb. Renner, Heerdenthorssteinweg Nro. 23 D; v. e. Knaben.

Den 12. — Des Kaufmanns Martin Heinrich Deneken Ehefr., geb. Jungblum, am Wall Nro. 62 A; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Dr. juris und Justiz-Consulent zu Elberfeld Alfred Julius Becher und Margaretha Sengstack hieselbst.

Der Maurergesell Georg Friedrich Rikert und des verstorbenen Zimmermanns Joachim Christian Sporck Wittwe, Anna Maria Meyer hieselbst.

Der Mauergesell Joh. Windeler und des verst. Kutschers Cord Heinrich Bunger Wittwe, Helena Catharina Plangemann hieselbst.

Der Schuhmacheramtsmeister Johann Gottlob Winkler und des verstorb. Schuhmachers Johann Friedr. Bödeker Wittwe, Marie Charlotte Wilkening hieselbst.

Der Leineweberamtsmeister Hinrich Depken und Maria Margar. Wulfken, beide von hier.

Der Gärtner Johann Hermann Kräckler und Anne Marie Schierenbeck (Dunker) hieselbst.

Der Bockfahrer Joh. Georg Wilhelm Westphal hieselbst und Margaretha Adelheid Bruns aus Stuhr, Herzogthums Oldenburg.

Der Arb. Johann Friedr. Brauer und Helena Meyer, beide von hier.

Der Landvoigt Friedrich Eduard Raeckoierenzky, genannt Recka hieselbst und Catharina Lotz zu Heidelberg.

Der Schirrmeister Hans Heinr. Osterloh zu Celle und Anna Maria Schriefer hieselbst.

Der Höker Joh. Christ. Friedr. Arendt hieselbst und Charlotte Wilhelmine Caroline Weidemeier aus Hagen.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 58.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 21. Juli 1833.

„O dieses Glück wird ewig blüh'n!"
So jauchzt der frohe Wandrer kühn;
Doch lächelnd schaut
Die holde Braut,
Ja wehmuthlächelnd ihren Freund,
Und seufzt: „Nicht stets sind wir vereint!"

* Der Mensch und die Jugend.

Es geht ein froher Wandersmann
Beseligt seine Bahn,
Ein schön Gebild schwebt ihm voran,
Das Thal hinab, den Berg hinan
Tritt mit ihm in dem leichten Kahn
Und schaukelt sanft ihn auf der Fluth,
Ist ihm so gut,
Zeigt tausend schöne Blumen ihm,
Die er begehrt mit Ungestüm,
Streut sie auf seinen Pfad
Mit reicher Hand, bei Sonnenschein,
Läßt ihm den Himmel offen seyn;
Ein einzig Blümchen holder Flur
Versagt sie nur:
Es ist das Blümchen Immergrün. —

Und rasch durch grüne Auen ziehn
Sie beide ohne Müh'n.

„O dieses Glück wird ewig blüh'n!"
So jauchzt der frohe Wandrer kühn;
Doch lächelnd schaut
Die holde Braut,
Ja wehmuthlächelnd ihren Freund,
Und seufzt: „Nicht stets sind wir vereint!
Ich muß dich lassen bald allein,
Doch sollst du nicht ganz trostlos seyn:
Durch diesen Hain
Führ' ich dich noch, dort siehst du blühen
Ein Blümchen, das tröstet ob meinem Fliehen:
Nicht Immergrün durfte ich dir weihn;
Nimm hin dies holde Vergißnichtmein!

Und als sie es sprach,
Schwand allgemach
Die holde Gestalt des Wandrers Blicken,
Und hoher Ernst ward sein Entzücken.
Er streckte die Arme vergebens
Aus nach dem Zauber des Lebens;

Er faßte noch lange des Schleiers Saum
Und wollt' ihn nicht lassen im öden Raum.
Oft sah er sie winken,
Zum Scheidegruß winken,
Bis ganz sie dahin;
Und mit wehem Sinn
Er nicht ihrer Stimme Klang mehr vernahm,
Bis daß mit sinkender Sonne
Die Nacht nun kam. —
Und verlorner Wonne sühnend Pfand
Hielt er mit zitternder Hand,
Das nimmer gestilltes Sehnen
Netzte mit Thränen.
Und pflanzte das Blümchen mit Thränenlächeln
An ein Grab das Abendwinde fächeln.

Hedwig Hülle.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Richard war mit der Bibel Wilhelminens in ein einsames Zimmer gegangen und hatte sich dort mit ungewöhlicher Aufmerksamkeit in die Lektüre der handschriftlichen Blätter vertieft, welche dem Buche von der Hand der Besitzerin beigefügt waren und eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf ihn ausübten. Je länger er las, je mehr schien er sich in einen sinnenden Ernst zu verlieren, wie er auf der lachenden Stirn des Jünglings sonst selten oder nie Platz nahm. Es gährte in ihm, sein Busen hob sich schneller und heftiger. Ein Aufsatz von Wilhelminens Hand beschäftigte ihn so stark, daß er ihn wieder und wieder las und sein starr auf das Blatt gerichtetes Auge nicht mehr davon abwenden konnte. Es waren besonders folgende Stellen, die ihm wunderbar ins Herz drangen:

„Die Liebe ist heiter, aber sie wurzelt tief im Ernst, wie der Glaube in Gott. Religion und Liebe kennen nur einen Feind: das ist der Spott. Das schüchterne Täubchen, die Liebe, vergeht und stirbt schon vor Angst, wenn es den Stoßvogel nur von Weitem auf sich niederschießen sieht."

„Ich habe immer ernst seyn müssen, wenn ich wirklich etwas seyn sollte. Darum bin ich auch ernst in der Liebe gewesen, und habe ernstlich geliebt. Ja, ich liebte ihn mit dem ganzen Ernst meiner Seele, und meine Seele war andächtig in der Liebe. Die Liebe ist deßhalb so ernst, weil sie so tief ist. Die Liebe ist immer in Gedanken, und hat viel zu denken und zu sinnen. Darum verwundert sie sich oft selbst, daß sie nicht leicht und lustig seyn kann, und sie ist doch so glücklich!"

„Ich bin ihm zu ernst gewesen, weil er meinen Ernst mißverstanden hat. Er verstand nicht, daß mein Ernst die Liebe war. So griff er das in mir an, was eigentlich ihm gehörte. Mein Ernst, mein Tiefsinn, meine Gedanken gehörten ihm. Er hat sein eigenes Besitzthum durch seinen Spott verwüstet. Aus dem Ernst wird Haß, wenn aus der Liebe Spott wird; aber hat sich kein heimlich blühendes Blümchen der Treue für ihn noch gerettet? Ach, das Blümchen der Treue kann nie ganz vertrocknen im weiblichen Herzen, aber es verhaucht in der Stille sein unbemerktes und verachtetes Daseyn."

„Oder bin ich vielleicht die Schuldige, die den flatternden Jugendscherz zu scharf an ihm empfand? Habe ich da spitze Pfeile an ihm gesehen, wo sein poetischer Muthwille nur die tändelnden Schmetterlingsfühlhörner herauskehrte? Habe ich ebenso seinen Scherz mißverstanden, wie er meinen Ernst? O Gott, die Menschen verkennen einander oft gerade in dem Punkt, wo sie sich am innigsten zu berühren im Begriff stehen! Ach, glückliche Tage friedlicher Liebe, ihr seyd kurz gewesen, und doch denke ich ewig an euch zurück! Ich will mich selbst anklagen, ja, ich will mich anklagen, daß ich nur in der friedlichen Liebe glücklich

zu seyn vermag, und ihm, dem neckenden, unruhigen Geist, der nur durch beständige Raketenfeuer das Fest der Liebe zu feiern meinte, möge es ihm ferner wohl gehen! Gott lasse ihm immer glücklich seyn, während ich fern und still in zurückgezogener Einsamkeit ihn nie vergessen, aber stets vermeiden will! Sein Ungestüm hat zu rauh in das Saitenspiel meiner Seele eingegriffen, und die zerrissene Saite des Gefühls wird nun ewig in zitternden Klagetönen nachbeben. Er hat sich eine Musik zerstört, die nie aufgehört haben würde, ihn mit ihren freundlichsten Tönen durchs Leben zu geleiten. Meine beste Musik, meine schönsten Stunden waren sein. Jetzt tönt Alles Schmerz, doch ich bete und weine zu Gott und seiner Gnade!"

Richard war aufgesprungen, in der heftigsten Bewegung flogen alle seine Pulse. Er drückte die Stirn in die Hand, als wolle er sich auf sich selbst besinnen, und durchschritt mit leidenschaftlicher Hast das Zimmer. „Was habe ich gethan!" rief er aus, indem er die Bibel wieder empornahm und lange unverwand auf die Schriftzüge der geliebten Hand blickte, welche jene Worte eingezeichnet. Eine große Thräne entstürzte seinem Auge und benetzte das Blatt. Es schien sich ein bedeutender Entschluß in ihm loszuarbeiten. „Ich unbesonnener Thor! ich Narr meines Witzes!" fuhr er fort. „Wie konnte ich den kostbarsten Schatz meines Lebens meinem spielenden Witz zum Opfer bringen! Gott weiß es, ich habe nie aufgehört, sie zu lieben; aber weil ich sie so liebte, neckte ich sie und ließ es mir nimmer träumen, daß mein Scherz einen Stachel in sich verschließen könne. Nun habe ich an dem Stachel meiner Reden mein eigenes Glück aufgespießt! Sie ist so hold, so gut, so verehrenswürdig! Weisheit und Schönheit thronen im sinnigen Verein auf ihrer Mädchenstirn; wie Urania war mir ihr seelenvolles Wesen oft erschienen. Ach, was habe ich an ihr verloren! — Aber soll ich sie denn wirklich verloren haben?" sprach er weiter, und schien von einem plötzlich aufsteigenden Gedanken wie erheitert und ermuthigt. „Ist mir in diesen Zeilen ihrer Hand nicht ein Trost geblieben, an dem ich mich festzuhalten und wiederaufzuerbauen vermag? Ihre Klagen, ihre Vorwürfe hier fallen mir schwer aufs Herz und erleichtern es mir doch auch wieder. Ich sehe ein, was ich gegen sie verschuldet, aber ich sehe zugleich, wie es nicht unmöglich ist, meine Schuld wieder zu tilgen. Ja, ich will hin zu ihr, ich muß mich ihr aussprechen! Sie soll den alten, ergebenen, treugesinnten Freund finden, der ganz so werden will, wie ihr ernster Sinn es immer verlangt hat. Minna, meine Minna, ich will ein Anderer werden, ich will ganz Dein werden! Nimm mich auf, Du Traute, in Deinen Ernst, in Deinen schönen Ernst, den heiligen, unter dessen mildem Schatten ich fortan immer an Deiner Seite den Lebensweg gehen will. Kein satyrisches Journal will ich herausgeben, wie Du gefürchtet hast; ich stehe von allen Planen ab, die Dir mißfallen. Ich will mich ändern, ich will an mir arbeiten. Werkthätig, häuslich, praktisch will ich werden, meine juristische Laufbahn streng verfolgen, ein tüchtiges Amt gewinnen und von der modischen Journalisterei ablassen. Ich hoffe, Du sollst noch einmal mit mir zufrieden seyn, meine Minna! Mit Dir, Du meine ernste Muse, glücklich zu seyn, ist mehr als das Flitterglück eines leicht zu erhaschenden Scherzes. Ich gehe, Dich zu suchen. Ich weiß, Du wirst den Reuigen, der wieder in Deine Arme flieht, nicht von Deinem Herzen zurückstoßen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

* An meinen alten Correspondenten im Bgfrd. Nro. 16 unterzeichnet: Kein Chamäleon ꝛc.

(Fortsetzung.)

Herr Johannes beginnt damit, seine Verwunderung über die geringe Zahl der Convents-Besucher auszudrücken, und ignorirt geflissentlich, welchen Antheil Er und gleiche Votirende daran haben, den Bürgern den Besuch des Convents zu verleiden. Die Eitelkeit sich gerne zu hören vor einer zahlreichen Versammlung, verleitet Manche mit Allem ungeschickt herauszustolpern, was ihnen durch den verkehrten Sinn fährt. Ein schwaches Urtheil setzt sie außer Stand, das Erhebliche zu entdecken und das Unerhebliche und Unbedeutende von ihrem Vortrage auszuscheiden, — Nebendinge und Kleinigkeiten werden mit Wichtigkeit und Breite behandelt, und kömmt's an die Hauptsache, so entdeckt es sich, daß die schwachen Kräfte des eifernden Redners der Untersuchung nicht gewachsen sind. — Der Vortrag Andrer, Wohlunterrichteter, wird mit anmaßendem Dünkel geringschätzig erwähnt, — man erklärt ihn höhnend für „seicht und ungründlich" und die feige Unfähigkeit für die Discussion verkriecht sich hinter eine aufgeblasene Andeutung: „diesen Punct übergehe man mit Stillschweigen, „weil das Vorgetragene keine Erwähnung ver„diene", und im Bewußtseyn eigner Unfähigkeit zur Widerlegung, sucht man so die Erörterung Andersgesinnter wenigstens zu verdächtigen.

Damit wird denn die edle Zeit in den Conventen auf eine zwecklose Weise vergeudet, und die Versammlung sträflich ermüdet. — Denn je weniger Gehalt in solchen Ergießungen sich findet, je eifriger sind solche Schwätzer bemüht, den Vortrag an sich zu reißen, Andre zu überschreien und ihren Wirrwarr unter der ruhmredigen Angabe „ihrer gesunden Vernunft" der Versammlung aufzubringen. — Kein Wunder, wenn der Besuch des Convents dadurch Denen verleidet wird, die mit Einsicht und Sachkenntniß ausgerüstet, ihr Streben für das Gemeinwohl verkannt, oder ihre Wirkung verfehlt sehen, weil der Dünkel und der Ungestüm der Unfähigen alle Schranken durchbricht und der Beschämung unzugänglich wird. — Wären diese zu zähmen, und einer ruhigen angemessenen Erwägung Raum gegeben, so würden die Discussionen eine andre Gestalt gewinnen, zweckmäßig beschränkt werden, und der Besuch der Convente müßte sich mehren und allgemeineres Interesse erregen.

Ein Blick auf die flache und verwirrte Behandlungsart, womit Herr Johannes die Gegenstände seiner Liebhaberei in öffentlichen Blättern zur Schau stellt, gestattet einen sichern Schluß auf den geringen Gehalt und die zweckwidrige Unordnung die seinen mündlichen Vorträgen in öffentlicher Versammlung eigen und so oft schon gerügt ist. „Beide Sachen," sagt Herr Johannes, (die Beschlüsse über das Linienmilitair und über die Bürgerwehr) „waren es wohl werth, daß man sich darüber gehörig! aussprach."

Ganz recht, und alle Sachen die im Convente zur Berathung kommen, sind werth, daß man sich darüber „gehörig" ausspreche, — nicht aber ungehörig, — nicht mit verwirrten Sinnen, nicht mit unziemlicher Breite, — nicht mit der übelberathenen Befangenheit, womit Herr Johannes sie im Bürgerfreunde entstellt und verwirrt vorgebracht, indem er mit seinem Vortrage aus der Convents-Verhandlung nichts weiter ins Publicum schickt, als was Er selbst und wenige Gleichgestimmte im Convente darüber vergeblich vorgebracht haben, — die abfertigende Widerlegung der Mehrheit aber wohlweißlich zurückhält. —

Scheinbar über die Convents-Verhandlung dem Publico berichtend, berührt er vorab ober-

flächlich und entstellend die Verhandlungen über die Completirung des Bundes-Contingents, um demnächst zu seiner Hauptsache, dermalen: die Beibehaltung des 4. Bataillons Bürgerwehr überzugehen, und den Bericht der Commission ungebührlich zu verdächtigen, — aus dem „reellen?? Grunde, „weil er Mehreren, (mit ihm Gleichgestimmten) nicht zusagte" „und ihren Erwartungen nicht entsprach."

Mit einem schielenden Seitenblicke erwähnt er verdächtigend:

„Wenn gleich keine Beweise vorlagen, „daß es mit der Completirung unseres Bundes-„Contingents so ungemein Eile habe: so hegte „man doch Vertrauen zu den deshalb ertheilten „Versicherungen ꝛc."

Wem soll dieser Fehlschuß gelten, dem Rath oder der berichtenden Deputation? — das mag Herr Johannes selbst angeben. Aber auf jeden Fall läßt er sich wieder eine unziemliche Dreistigkeit zu schulden kommen, und der Verfolg seiner eignen Darstellung liefert sogar selbst die Beweise als vorliegend, die er scheinbar ignorirt, um das Vertrauen in die Versicherungen des Raths als eine angemaßte Großmuth geltend zu machen. —

Die Beweise für die Nothwendigkeit der Cavallerie-Errichtung ergeben

1) unsere bundesgemäße Verpflichtung und unser festbestimmter Matricular-Ansatz;
2) die Gewißheit, daß das Contingent nicht existire;
3) die anerkannte Unmöglichkeit einer angemessenen Vereinbarung mit Hamburg, wegen der Stellvertretung;
4) die Erfahrung, welche die Luxemburger Begebenheit zuwege brachte, daß es nicht mehr ausführbar sey, erst dann die Cavallerie zu errichten, wenn bereits Marschordre ergangen ist, — und der unverhältnißmäßig vermehrte Aufwand bei eingetretener Verlegenheit. Diese gebietetn sorgliche Bedachtnahme im Voraus und unter Umständen, die eine reifliche Erwägung und Benutzung aller Vortheile bei der Errichtung anwendbar machen;
5) die Anzeige des Raths: „daß der Abschluß „der Verhandlungen, mit den übrigen, an „der Brigade theilnehmenden Staaten, kei-„nen längern Aufschub erleiden könne."
6) die Gewißheit, daß von Seiten des Raths so lange nicht auf die Errichtung der Cavallerie gedrungen worden, als er ohne Gefahr für unsre Bundes-Verhältnisse es möglich gehalten, die Errichtung zu verschieben und die Verwendungen, die dieser Gegenstand erfordert, uns zu ersparen;

Alle diese Beweise sind offenkundig und vollkommen einleuchtend, — und wenn wirklich Herr Johannes sie nicht kennen sollte, so mußte er sich hüten, in dieser Sache seine schwache Stimme zu erheben und in öffentlichen Blättern seine Unkunde laut werden zu lassen. — Ist ihm aber alles Dies bekannt, — wie zu vermuthen steht, — und verschweigt er gleichwol deren Gewicht dem unerfahrnen Theil des Publicums, während er bloß seine eignen Meinungen auskramt, so verletzt er dadurch die erste Pflicht für die Treue der Darstellung, die Jedem obliegt, der seine Stimme öffentlich hören läßt, und erlaubt sich einen sträflichen Angriff auf das tadelfreie Benehmen der öffentlichen Behörden, die in dieser Angelegenheit betheiligt sind, und auf die Rücksichten die er ihrer Stellung und ihrer kundigen Beförderung der Angelegenheit schuldig ist.

Demnächst führt Herr Johannes selbst an:

„Man habe für räthlich und dem Staate „angemessen gehalten ꝛc. — auch ehe zur An-„nahme der Cavalleristen zu schreiten, einen

„nähern Bericht von Seiten der Militair-
„deputation entgegen zu nehmen, — darüber
„wie Alles zu ordnen sey."

Nachdem er nun diesen Bericht „wie Alles zu ordnen sey" als einen, „erst auszuführenden Auftrag," selbst bezeichnet — und damit selbst darlegt, daß der bisherige Bericht nicht dieses Detail, sondern im Allgemeinen nur die Frage: „Ob überhaupt das Cavallerie-
„Contingent von Bremen in natura zu stellen
„sey, — an und für sich umfasse" — verfällt er in krittelnde „Bemerkungen" über die Frage: Wie die Einrichtung des Contingents (im Detail) zu ordnen seyn möge, — da doch dieser Bericht erst zu erwarten steht und noch gar nicht erstattet ist. — Die ganze Tendenz dieser vorgreifenden „Bemerkungen" aber, läuft sichtbar darauf hinaus, den bisherigen, von Rath und Bürgerschaft angenommenen Bericht, als mangelhaft und unzweckmäßig zu verdächtigen, seine eignen unbedeutenden Bemerkungen im Druck zu bewundern, und überdies ein unpaßliches Auskunfts-Mittel, das indeß mit dem alleinigen Beifall des Herrn Johannes gekrönt ist, noch einmal zur Sprache zu bringen, nachdem es im Convente selbst bei der Verhandlung darüber, als unzulänglich und unsicher verworfen ist.

Herr Johannes nemlich vermeint:

„wie es aber im Allgemeinen von weit größerm
„Nutzen seyn werde, wenn die Hansestädte hin-
„sichtlich ihrer Cavallerie, sich mit einem an-
„dern Staate, z. E. mit Dänemark verstän-
„digten, und wie solches für die Hansestädte in pecu-
„niairer Hinsicht weit vortheilhafter seyn würde."

Hier treffen wir wieder wie gewöhnlich, bei Herrn Johannes, auf Befangenheit in mangelhaften oder verkehrten Ansichten, und er hütet sich vorsichtig die Argumente drucken zu lassen, womit die Mehrheit seine Meinungen abgefertigt hat, damit Niemand die Gehaltlosigkeit seiner Projecte erkennen möge.

Es ist klar, daß, wenn auch bei der jährlichen Ausgabe für die Cavallerie in Friedenszeiten eine Ersparung eintreten dürfte, wofern ein andrer Bundesstaat die Stellung unsres Cavallerie-Contingents übernähme, wir dagegen im Fall eines Kriegs leicht in Gefahr gerathen könnten, dennoch das Contingent unter unverhältnißmäßig nachtheiligern Anwerbungs- und Ausrüstungs-Verhältnissen in natura stellen zu müssen. In solchem Falle würde die ganze, dem fremden Staate zugeflossene Verwendung, während des Friedens, verloren seyn und überdies ungünstigere Errichtungskosten und eine nicht zu berechnende Erhöhung der stehenden Contingentskosten eintreten, wenn wir uns dereinst verbunden sähen, die Cavallerie ungesäumt ausrücken zu lassen. Wie viele Fälle giebt es nicht, die Dänemark abhalten können, im Augenblick wo wir unser Contingent stellen müssen, die etwa übernommene Vertretung unsrer Vaterstadt ins Werk zu richten. Ist der Fall undenkbar, daß Dänemark in einen separaten Krieg, mit England, Schweden oder Rußland verwickelt wäre, und aller eignen Kräfte für seine eigne Vertheidigung bedürfte? Ist es nicht möglich, daß Dänemark Verbindungen treffen könnte, die mit den Kriegs-Interessen des deutschen Bundes im Widerstreit wären? — können nicht innere Unruhen seine ganzen Streitkräfte in Anspruch nehmen? kann es nicht unzuberechnende Fälle der Art geben, die Dänemark veranlassen müssen, die Stellung unsers Contingents zu Zeit der Noth zu verweigern? — und, — haben wir Mittel in Händen, Dänemark zu zwingen, seine Tractaten zu erfüllen, — oder sind wir nicht wiederum, wenn es die Erfüllung weigert, in einem viel schlimmern Falle, als jetzt, wo wir mit Muße, mit Einsicht und Umsicht alles einleiten können, um, wenn es gilt, der Erfüllung unserer Bundespflichten gewiß zu seyn, und alle Inconvenienzen zu vermeiden, die nothwendig entstehen müssen, wenn eine schleunige Ausrüstung eintritt. — Und dieser Inconvenienzen sind noch unzählige, deren Erörterung hier nicht an ihrem Orte ist, die aber unfehlbar ihre Wirkung äußern wenn die Sache zur Sprache kömmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* An die Leser des Bürgerfreundes.

Nachstehende Zeilen wurden mir mit der Stadtpost eingesandt. Ich lasse sie hier buchstäblich abdrucken:

An die Redaction des Bürgerfreundes.

Im Bürgerfreund Nro. 29 vom 11. Apr. erklärten Sie dem Puplicum daß Sie alle fernern Erorterungen in der Sache des Italiäners Bernedetto Marforio gegen des ächten Deutschen Mannes J. R. in Ihrem Blatt nicht mehr aufnehmen werden.

Mit desto mehr Verwunderung u. Widerwillen lesen wir in der jungsten Nro. des Bürgerf. einen erneuerten Angrif gegen J. R. wo bleibt nun Ihre Unpartheilichkeit? — im Apr. haben Sie mehrere Aufsätze gegen den Italiäner nicht aufgenommen. — Ein solches partheisches Verfahren wird Ihnen und Ihr Blatt gewiß keinen Nutzen bringen. Das Pfennigs Magazin ersetzt es schon vollkommen.

Wir haben uns in Ihrer Denkungsart sehr bitter geirrt und werden uns darnach zu richten wissen. (???) *)

Ergebenst

Mehrere Abonnenten des Burgerfr.

Wenn mir nun gleich derartige anonyme Angriffe höchst gleichgültig sind, indem sie gewöhnlich höchst liebloſe, oft lichtscheue Ansichten enthalten, so erfordert doch der Gegenstand einige Worte von mir, die ein für alle Mal als meine Erklärung gelten mögen. — Wenn ich früher der Mahnbriefsache mein Blatt verschloß, so geschah es aus Gründen, die die beiden achtbaren Betheiligten zu würdigen wissen. Damit war aber nicht gesagt, daß ich den Gegenbemerkungen der einen Parthei auf vorhergehende schriftliche Ausstellungen der anderen, einen zweiten Gegenstand betreffend, die Aufnahme versagen werde. Dieses würde partheiisch und anmaßend gewesen seyn, und beides ist mir nun einmal fremd, und muß es mir als Redacteur ohnehin schon seyn.

Wer öffentlich auftritt, muß sich eine öffentliche Beurtheilung, wer öffentlich Ansichten drucken läßt, die das Interesse jedes Bürgers berühren, muß sich eine öffentliche Gegenrede, Widerspruch und Zurechtweisung gefallen lassen.

Nur dadurch wird die Wahrheit von Schlacken befreit, nur dadurch die öffentliche Meinung würdig in ihr richtendes Amt gesetzt.

Gefällt nun die Schreibart des Benedetto Marforio Einigen nicht, so kann ich doch die Versicherung geben, daß Hundert Andere seine Aufsätze gern lesen.

Nachträglich muß ich noch hinsichtlich der zweiten Beschuldigung bemerken, daß, wenn damals Aufsätze nicht aufgenommen wurden, die gegen letztern gerichtet waren, sie entweder anonym eingesandt wurden, oder so abgefaßt waren, daß ich sie meinen gebildeten Mitbürgern nicht vorlegen konnte.

A. Daeves.

*) Die Drohung klingt in der That lustig.
Anmerk. des Sezers.

---

* Erwiderung

Wenn man an dem Vorhandenseyn einer Babylonischen Sprachen-Verwirrung hier, bis dahin noch hätte zweifeln können, so ist dieser Zweifel nunmehr gehoben. —

Mit der: „Bemerkung über die Bemerkung" ist die Sache factisch ins Leben getreten, und man möchte versucht seyn zu glauben: Daß der Verfasser noch ein ächter Abkömmling jener alttestamentarischen Babylonier sey, deren Stamm sich unvermischt und ungeschwächt in Chinesischer Unwandelbarkeit, bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Hoffentlich wird der Verfasser jedoch sich bey uns bald so einleben, daß die noch vorhandenen Spuren jener Verwirrung sich mehr und mehr verlieren und almählig einer klareren Einsicht Raum geben werden. —

---

* Nachruf.

Gedenke mein! — Auch in der weiten Ferne,
O Freund, vernimm und ehre diesen Ruf!
Erinnre Dich, wie Freundes Hand so gerne
Bald heit're Stunden Dir, bald Freuden schuf. —
Es mögen meine Wünsche Dir Begleiter seyn
Leb' wohl, kehr' bald zurück, gedenke mein!

H. S.....s.

Correspondenz-Nachricht.

London, Juni.

Der Tunnel.

(Beschluß.)

Bereits hatten sich einige Männer schwimmend in die Gallerie geworfen, um die Leute im Kahn zu warnen; Andere riefen mit Sprachröhren in die Gallerie. Dieß hört der junge Mensch,

der die Ingenieurs begleitet; er bemerkt, daß der Abstand des Gewölbes vom Wasser viel kleiner geworden ist — kaum betrug er noch vier Fuß — er erschrickt, springt auf, schreit: fort! schlägt den Kopf an das Gewölbe, fällt zurück und reißt den Kahn sammt der Leuchte mit sich ins Wasser. Kaum hat Brunel wieder aufgetaucht, so ruft er seine Begleiter bei Namen; zwei geben Antwort und beschwören ihn, sich schleunigst hinauszumachen, denn das Wasser steigt fortwährend. Brunel taucht zu wiederholten Malen unter, findet endlich den Körper des Vermißten und zieht ihn herauf. Die Freunde drängen wieder in ihn, an seine eigene Rettung zu denken, er bittet sie nur, ihm den Ertrunkenen auf die Schultern zu laden. Von seinem Beispiele begeistert, tragen sie wechselsweise die Last. Das steigende Wasser stößt ihre Köpfe alle Augenblicke an das Gewölbe, und nur nach unsäglicher Mühe erblicken sie endlich das Tageslicht wieder. Noch waren sie nicht zur Hälfte die Treppe herauf, so war das Gewölbe im Wasser verschwunden. Der Gerettete wird untersucht: es war eine Leiche, der Unglückliche hatte sich am Gewölbe den Schädel zerschmettert.

Es war dies der letzte Unglücksfall; die Dampfpumpen gewannen wieder das Uebergewicht, und nicht lange, so konnte die Arbeit fortgesetzt werden. Sie wurde es auch schon mehrere Monate, da brach das Wasser zum zweitenmal ein. Dießmal befand sich der jüngere Brunel im Tunnel; eben war er vom Schilde weggegangen und hatte die Hälfte der Gallerie zurückgelegt, da schlug der Schreckensruf: water, water! an sein Ohr; er fliegt hin: da war nicht mehr zu helfen. Nachdem er sich soweit orientirt hatte, daß er seinem Vater Bericht darüber erstatten konnte, versammelt er die Arbeiter, spricht ihnen Muth ein, und sie eilen, er der letzte Mann, der Treppe zu. Hier sagt ihm Ein Blick, daß noch Viele fehlen; er kehrt zurück in das Gewölbe, wobei ihm das Wasser bereits bis an den Gürtel geht; er eilt dahin, woher ein verworrener Lärm schallt, und bemerkt, daß eine Anzahl von Arbeitern, statt durch die gewöhnliche Gallerie zu flüchten, in die andere gerathen ist, von der man nicht zur Treppe gelangen kann; statt umzukehren, versuchen es die Unglücklichen in der Angst und Verwirrung, da das Wasser reißend schnell steigt, durchzubrechen, was durchaus unmöglich war. Brunel erscheint, seine Stimme gebietet Schweigen, und er führt sie gegen die Treppe. Alle sind vor ihm, außer zwei, die nicht schwimmen können und ihn mit Thränen bitten, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Brunel nöthigt den einen, einen Familienvater, sich ihm auf den Rücken zu setzen, und erreicht glücklich die Treppe mit ihm. Er entwindet sich den Händen, die ihn gewaltsam zurückhalten wollten, schwimmt noch einmal in das Gewölbe und rettet auch den zweiten. Bereits war er von treibendem Gerüstholz beschädigt worden, als er aber eben mit dem zweiten Geretteten die Treppe betreten will, stößt ihn ein großes Stück Holz an den Kopf; doch da waren hundert Hände zu seiner Rettung bereit; er wird ohnmächtig nach Hause getragen, und seine Wunden fesseln ihn beinahe zwei Monate ans Bett.

Die folgende Geschichte kann einen Begriff davon geben, welch panischer Schrecken oft die Arbeiter beim Einbruche des Wassers befiel. Einem der Arbeiter im Schilde schoß in seiner Abtheilung das Wasser an, und er rief daher einem Handlanger zu: „Das Wasser kommt! Heu her! Heu her!" Kaum hört dieß der Handlanger, der erst seit wenigen Tagen beim Geschäft war, so läuft er spornstreichs davon, die Treppe hinauf, in Brunels Kabinet, schreit ihm zu: „Der Tunnel ist voll Wasser!" und rennt wie wahnsinnig davon. Brunel läuft an die Treppe und sieht hier, wie der Arbeiter, über die Brustwehr gebeugt, aber mit abgewandtem Kopf und vor lauter Angst, fest geschlossenen Augen, krampfhaft ein von ihm hinabgelassenes Seil schüttelt und dazu schreit: „Jack, take it!" (faß an!) Jack war sein Bruder. Brunel sieht hinab: kein Wasser; er geht unter dem fortwährenden Geschrei: „Jack, take it! hinab, und sieht beim Eingang in die Gallerie die Lichter der Minirer in der ungeheuren Perspektive. Es war ein blinder Lärm. Die Arbeiter machten sich über den Schreck des Irländers lustig, dem Wasser war glücklich Einhalt gethan worden, und der arme Teufel hieß von nun an Jack take it.

Die Erfahrungen, welche man durch so viele mit Kühnheit bekämpfte, mit Glück überwundene Gefahren gesammelt, lassen zuversichtlich auch für die Zukunft das Beste hoffen. Ueberdieß hat man die größten Schwierigkeiten im Rücken, denn über die Hälfte des Werks ist bereits vollendet und man ist über die Stelle hinaus, wo sich das Flußbett am wenigsten über das Gewölbe des Tunnels erhebt. Hoffentlich wird also das Parlament dafür sorgen, daß so viel Geld, Genie und Kunst nicht umsonst verschwendet ist.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 56.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 59.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 25. Juli 1833.

Wie dem Steine der Stahl mächtig entlockt die Gluth,
Wie der Nachtigall Lied weckt den Wiederhall,
Also wechselnd entflammen
Engverbrüderte Geister sich.

* Reiner Genuß der Gegenwart und Nachruhm.

„Reizvoll klingt des Ruhms lockender Silberton
In des Horchenden Ohr, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Aber süßer noch ist's, schöner und reizender,
In den Armen des Freunds wissen ein Freund zu seyn,
So des Lebens genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!" *)

Und der Stunde Genuß, würdig der Ewigkeit,
Flügelt höher den Geist über die Erd' empor,
Stimmet reiner die Laute,
Stärkt zu göttlicher That den Arm.

Jedes schönere Werk milder Begeisterung,
Das, dem Herzen entkeimt, bildet der Genius,
Reift am Strahle der Freundschaft,
Nährt vom Thaue der Liebe sich.

So, von Freunden umarmt, sammelte Klopstock einst
Kraft zum Feuergesang, welchem der Enkel horcht,
Welchem perlend die Thräne
Rinnt vom Auge der Enkelin.

So, im Traume der Lieb' über die Erd' erhöht,
Unter Blüthen des Mai's lauschend der Himmlischen,
Stieg zu Helikons Höhen
Hölty, sicheren Flugs empor.

Auf ätherischer Bahn, welche der Jüngling flog,
Schwebt, in schönem Verein strahlend, ein Zwillingspaar:
Unverwelkliche Kronen
Blühn euch, Salis und Matthisson!

*) Worte von Klopstock.

Und wenn je mir ein Lied kräftig und rein erklang,
Wenn zur Nachwelt hinab schallet ein Ton mir,
Preist er feiernd die Edlen,
Deren Liebe mich früh entzückt.

Euch, an Namen und Geist innig vor Allen mein —
Dich, mein Franke, Genoß jeglichen Jugendtraums,
Dich, auf Bergen Augusta's
Mir geschenket, mein Bouterweck!

So, im eilenden Lauf, mischen sich Strom und Strom,
Fluthen stolzer, vereint, nieder zum fernen Meer,
So, gewaltiger, strebet
Flamm' in Flamme zum Aether auf.

Wie dem Steine der Stahl mächtig entlockt die Gluth,
Wie der Nachtigall Lied wecket den Wiederhall,
Also wechselnd entflammen
Engverbrüderte Geister sich.

Stunden himmlischer Lust, die ihr im Freundeskreis
Leichten Fluges entschwebt, wo der beseelte Scherz,
Fremd dem giftigen Spotte,
Rein von lächelnder Lippe strömt.

Ueber Sorgen und Müh, welche den Geist gebeugt,
Hebt ihr mächtig empor; leichter als Spreu, verstäubt,
Was mit Centnergewichte
Lastet auf der beklemmten Brust —

Reich gesättigt mit Lust, trunken vom Göttertrank,
Den die Freundschaft mir bot, kehr' ich zurück zur That —
Auf auf! öffnet die Schranken;
Mein ist jegliches Kampfes Preis!

Weihe 1825. G. F. Noelbeke.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Richard eilte fort mit schnellbeflügelten Schritten, wie Einer, dem ein neuer Stern des Glükkes aufgegangen. Er fand Minna nicht im Hause, und begab sich hinunter in den Garten. Hier durchstreifte er alle Gänge, spähte in jeder Laube, auf jedem heimlichen Rasenplätzchen nach, wo die Geliebte hätte verweilen können. Das Herz klopfte ihm stürmisch vor Ungeduld, sie zu finden. Freude und Furcht, ihr wieder zu begegnen, stritten in ihm abwechselnd; aber sie war nirgends zu ersehen. Er war bis zum äußersten Ende des Parks gelangt, wo, hinter schattigen Gebüschen verborgen, das silberhelle Wasser eines Bassins sprudelte und zu einem kühlenden Bade einlud. Der heiße Sommernachmittag, das vergebliche Umherirren, die in ihm vorgegangene Aufregung hatten den Jüngling ermattet. Er setzte sich sinnend am grünen Rande des Bassins nieder und schaute in die leise rauschende Fluth hinunter. Bald begann er sich zu entkleiden, um sich durch ein Bad, das ihm hier so anmuthig geboten wurde, zu erfrischen. Er verbarg seine Kleider im Gebüsch und stieg in den freundlich winkenden Quell hinab.

Inzwischen hatte Halden im Hause auf Veranstaltung seiner neuen Gönner Gelegenheit gefunden, sich nach den langen Entbehrungen und Mühsalen, die er zu erdulden gehabt, wieder zu erquikken und seinen erschöpften Kräften Stärkung und Erholung zu Theil werden zu lassen. In der zufriedensten Stimmung über die günstige Wendung seines Geschicks, von Dank gegen den milden Lenker aller menschlichen Verhältnisse und von heitern Aussichten in die Zukunft erfüllt, hatte er sich darauf ebenfalls um diese Stunde zu einem Spaziergang in den Garten aufgemacht. Er war, in seelenfrohen Gedanken hinschlendernd, zu der Stelle gelangt, wo Richard im Bassin badete. Halden, der den Badenden nicht wahrnehmen konnte, sah im Vorübergehen die Kleider desselben im Gebüsch liegen. Er blieb lächelnd stehen und betrachtete die Kleider, indem er sich seines eigenen kümmerlichen und entwürdigenden Anzuges, in dem er

sich noch immer befand, dabei erinnerte. Seine Wohlthäter hatten in ihrem Eifer, seine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, noch vergessen, von dieser Seite her für ihn zu sorgen, und waren fortgeritten, während der arme Halden noch die Kleider an sich trug, in denen er seinem Gefängniß entflohen war. „Will mein Schicksal seine gute Geberlaune gegen mich heut bis ins Spaßhafte fortsetzen?" sprach er scherzend zu sich selbst und hob die gefundenen Kleider auf, von denen er sich nicht zu erklären wußte, wie sie hierher gekommen seyn mochten. Es war der stattliche Bräutigamsrock Richards, den er mit wohlgefälligen Blicken in seinen Händen hielt. „Dieser Anzug wäre für mich wie gemacht und käme gerade zur rechten Zeit, um mein zerrissenes Kostüm zu ergänzen. Wie wäre es, wenn ich dem Wink des scherzenden Zufalls folgte, der mich heute noch mit einer neuen Garderobe ausstatten will?"

Indem er so stand, sah er plötzlich den Gang herunter eine junge Dame herbeikommen, welche sich dieser Stelle zu nähern schien. Es war Wilhelmine. Er erkannte mit freudiger Ueberraschung die Besitzerin jener Bibel in ihr, deren Fund ihm beim Eintritt in dieß Haus so bedeutungsvoll geworden war. Aber es schien ihm seltsam, jetzt mit den fremden Kleidern in der Hand von ihr gesehen und betroffen zu werden. Er trat deßhalb schnell, ehe sie ihn noch gewahr werden konnte, in eine Seitenallee zurück, und verbarg sich dort, bis sie vorüber gegangen seyn würde.

In demselben Augenblick entstieg die schöne Gestalt unsers Richards dem Bade. Von den jugendfrischen Gliedern das Naß der Welle abschüttelnd, sprang der Jüngling gekräftigt und erheitert hervor und trällerte in der besten Laune ein Liedchen. Aber wie erstaunte er, als er, eilend sich anzukleiden, seine Kleider nicht mehr an dem Platze fand, wo er sie hin gelegt, da Halden in der Hast, sich zu verbergen, sie mit sich genommen hatte. Nackt wie er war, ängstigte ihn die Lage, der er sich durch einen ihm unerklärlichen Zufall ausgesetzt sah, Anfangs nicht wenig. Nachdem er das Gebüsch durchsucht, wagte er endlich, da er Alles ringsum still fand, sich mit dem Oberleib in die Allee hinauszubiegen, um hier eine Spur von seinen entwendeten Kleidern zu entdekken. Wie erschrak er aber, als er Wilhelmine dicht vor sich erblickte. Sie schrie laut auf bei seinem Anblick, und sein Fuß wurzelte wie der eines Erstarrenden unbeweglich fest an der Erde. Unseliges Verhängniß, das den Liebenden eine solche Wiederbegegnung bereitete! Die Verwirrung, die Schaam, das Entsetzen, das sich Jedes der Beiden in diesem Augenblick bemächtigte, war gleich groß und unbeschreiblich; es war die peinlichste, unerträglichste Scene, die sich erleben läßt. Wilhelmine hatte beide Hände fest vor die Augen gepreßt, als sie die unverhüllte Büste des Jünglings so vor sich sah. Das Haupt hing ihr tief herunter auf die Brust, von den Wangen glühte eine brennende Schaamröthe, in dunkelflammenden Scharlach, ihr ganzes Wesen schien tief in seinem innersten Grunde zu erzittern. Sie glaubte, er habe ihr das zum Hohn gethan, sie hielt sich überzeugt, daß es seine Absicht gewesen, sie noch auf diese Weise zu verspotten, nachdem er sich von ihr getrennt, nachdem er in seiner letzten Rede, in der er sich heut gegen sie ausgesprochen, ihr die zu strenge Sittlichkeit ihres Charakters zum Vorwurf hatte gereichen lassen. Ach, sie wußte nicht, was seitdem in ihm vorgegangen; sie wußte nicht, mit welchen Gefühlen er ihr jetzt gegenüber stand.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Brillen-Unglück.

Es war nicht meine Schuld, daß ich mit einem Herrn comme il faut — einem galanten

Brillenträger, vor einigen Tagen auf der engen Bischofsbrücke zusammenstieß und die Brille ihm von der Nase und ins Wasser fiel und solcher nun, nachdem er gegen mich seinen ganzen Zorn selbst halbweinend ausgelassen hatte, gar noch mit einem gutmüthigen Menschen in Streit gerieth, der durch seine mit Thränen angefüllten Augen getäuscht, ihn seiner Sehkraft beraubt und solche im Wasser untergegangen zu seyn glaubte, sich ihm als Führer nach Hause anbot — allein als ein Spötter angesehen und mit Undank abgefertigt wurde — nicht meine Schuld, da ich höchst kurzsichtig bin und der von mir wider Willen Verletzte durch den von der Sonne erregten Glanz seiner blinkenden Augenbewaffnung plötzlich so blendend und sich zugleich, um vermeintlichen Schmutz von den Beinkleidern abzuschlagen, bückend, wovon er sich durch einen sich eben an ihm vorbei drängenden Hund besudelt glaubte, vor mir erschien, so daß ich gleich einem Nacht-Papillon beym Lichte verblendet, geradezu in die Flamme flog und so unglücklich mit selbigem zusammenstieß.

Aber, warum trug ich denn nicht vielmehr eine solche Brille, möchte man fragen, da ich doch solcher nöthiger als jener galant homme bedurfte, der doch gewiß weit besser als ich sehen konnte, da er sofort die Folgen der Hunde-Berührung entdeckte, die eigentlich Schuld an dem ganzen Unglück und vielleicht seinen scharfen Augen allein nur sichtbar waren?

Warum nicht? — weil ich früher eine solche Hülfe aus Noth trug, allein oft unschuldig darüber aufgezogen wurde und man mich gar wohl einen G..... nannte, und da wollte ich also lieber unbewaffnet erscheinen und zu Neckereyen keinen Anlaß geben.

Aber nun ein ernstliches Wort hierüber, wozu ein solcher Vorfall zugleich Anlaß giebt.

Läßt sich wohl eine größere Lächerlichkeit denken, als wenn man Leute mit vollkommen gesunden Augen Brillen tragen und so selbst dem natürlichen Sehen Hindernisse in den Weg legen sieht und sollte man es nicht mit Recht Geckerey nennen, einen Naturfehler affectiren zu wollen, der nicht vorhanden ist und durch welche Narrheit man sogar Veranlassung zu solchen Vorfällen, als sonst nur bei wirklicher Blindheit vorkommen, giebt, und ist es nicht selbst eine Verspottung der Natur, Mängel auf solche Art zu affectiren, die nicht vorhanden sind und die Jeder in der Wirklichkeit mit Recht als ein Unglück ansieht?

Mir drängt sich immer ein ganz eignes Gefühl auf, wenn ich ein solches Herrchen selbstgefällig und wohl gar Prätensionen machend, über die Straßen schreiten sehe und meine Neigung zur Physiognomik wird dann rege und ich suche aus der Miene zu errathen, ob hier wirklicher Gesichtsmangel oder Aefferey zum Grunde liege und im letztern Fall möchte ich solchem dann wohl ins Ohr flüstern: Freund, steck die Brille ein, hier bey uns paßt solches nicht, und bey uns, wo Jeder reellen Geschäften oder Zwecken nachgeht, findet solches Affectiren, welches immer Leerheit des Geistes andeutet, keinen Beifall und selbst die geringere Classe ist nicht an Respect dafür gewöhnt und spottet nur darüber. Ja, unsre Pferde sind selbst nicht daran gewöhnt, und vor mehreren Jahren soll selbst eine Klage Statt gefunden haben, daß ein solcher Brillenträger durch nahes Angaffen eines Pferdes solches scheu gemacht habe.

Warum trägt man aber denn nicht auch zugleich ein Paar elegante Schalltrichter in beyden Ohren, welchen noch ein Paar zierliche Ohrgehänge beigefügt werden könnten, oder ein doppeltes Trichterchen in beyden Oeffnungen der Nase, zur Verstärkung des Gehörs und Geruchs, so würde die Verzierung noch vollständiger seyn?

— Doch, wer weiß, da sich Alles in der Welt vervollkommnet, zu welchen Ausschmückungen es auch hierin noch kommen wird!

Aber, wird der ernste Denker vielleicht fragen: fehlt es denn bei diesen vermeintlichen Elegants im Innern vielleicht an etwas Reellem und Wahrem, was solche hiedurch zu ersetzen vermeinen? So muß es doch wohl seyn; — aber dann denken solche wahrlich doch sehr klein von Denjenigen, womit sie in Berührung kommen, wenn sie das fehlende Wahre mit solchen Lächerlichkeiten ersetzen zu können glauben, da vielmehr ihre kleinliche Denkart dadurch nur um so mehr in die Augen fällt! — Der Weise, dem die großen Ereignisse in der Welt und im Leben hinreichenden Stoff zu Betrachtungen darbieten und bey dem nur reelles Wissen und Streben darnach, als wahre Vorzüge gelten, bemitleidet solche Thorheiten nur und beklagt die Schwäche, den Mangel dieser wahren Vorzüge dadurch zu ersetzen, sich einbilden zu können!

Fürwahr, es würde passend seyn, wenn zum Besten des Krankenhauses Abgaben eingeführt werden sollten, daß auch die Stutzer, die bey gesunden Augen Brillen tragen wollen, und zwar sowohl einheimische als fremde, damit belegt würden und 5 Rthlr. für's Jahr würde dann nicht zu viel seyn; wobey dann Reisenden gegen Erlegung von Einem Thaler gegen Bescheinigung, um über die Berichtigung sich ausweisen zu können, solches verstattet werden könnte.

---

* Bemerkung.

Wem fällt bei der erneuerten und ewigen Fehde zwischen Marforio und Herrn Johannes (seinen Gegner) nicht die alte egyptische Sage vom Crocodille und Ichneumon ein? — Armat se diligentissime in pugnam congressurus cum crocodilo. (Plutarch, lib. 1. de industria animalium).

So wie nach einer weisen Einrichtung in der großen Natur unter den nicht mit Vernunft begabten Geschöpfen, eine bestimmte Gattung instinktmäßig eifrige Verfolgerin der andern ist, wie wir solches zum Beispiel bey der Katze und der Maus und hinwiederum unter den Insekten bey der Fliege und der Spinne u. s. w. erblicken, so sehen wir auch hier unter unserm Geschlechte davon ein lebendiges Beyspiel an jenen Kämpfern, wo der Eine bey allem Succurs, den ihm seine Genossen und Attaches zu geben suchen, dennoch stets von dem an Geisteskraft gewaltigen Gegner überflügelt und gleichsam spielend zu Boden geworfen und in den Staub getreten wird!

Und nun hat sich gar eine politisirende Clubbgesellschaft, wie es scheint, des ewig unterliegenden Theils anzunehmen gesucht und ein als Sekretär fungirendes Mitglied derselben sich durch eine Anrede an die Redaction dieses Blatts, vor dem Puplicum, wie es genannt wird, hören lassen — wenn es nicht gar von einem Freunde privatim herrührt — und dieser will Namens derselben nach einer im Grunde löblicheren Maxime, als der hier so verantwortlichen der großen europäischen Mächte, de non interveniendo, bey dem die ganze Menschheit empörenden fluchwürdigen Bruderstreite in Portugal, wodurch bereits so viele Tausende aufgeopfert und unglücklich gemacht worden sind, auf einmal dem Schwachen zu Hülfe kommen und den an selbigen gerichteten, doch so zweckmäßigen Belehrungen Einhalt thun, die, wie auch die Redaction mit Wahrheit sagt, von Hunderten mit Beifall aufgenommen werden und wahrlich richtig und dabey kernigt sind und welchen wir mit ganzer Seele beystimmen und selbst noch die Worte aus dem Horaz, welche

wir ohnlängst in diesen Blättern fanden, beyfügen möchten:

Nemo adeo ferus est, ut non mitescere possit,
Si modo culturae faciles commodet aures.

Zunahme der Bevölkerung in Nord-Amerika.

Ueber die beispiellose Schnelligkeit, mit der in den Nordamerikanischen Staaten die Bevölkerung sich vermehret und ausgebreitet hat, theilt der „Ohio-Atlas" folgende Thatsachen mit: „Im April 1788 legten siebenundvierzig Abenteurer aus Neu-England die Stadt Marietta an. Im November desselben Jahres wurde eine Niederlassung sechs Meilen von Cincinnati, unter Leitung des John Claves Symmes aus Neu-Jersey, gegründet. Cincinnati wurde im folgenden December angelegt, und der Lauf der Straßen an den abgehauenen Bäumen bezeichnet, die damals sich erhoben, wo jetzt „die Königin des Westlandes" steht. Der ganze Raum, worauf jetzt Cincinnati erbaut ist, war um 59 Dollars losgeschlagen worden. Im Jahre 1795 belief sich die Einwohnerzahl auf 500, im Jahre 1813 auf 4000, und im Jahre 1832 auf 31,000. Es giebt kein Beispiel in der Geschichte, wo eine Stadt bloß durch Privatunternehmung in so kurzer Zeit zu einer solchen reißendschnellen Ausdehnung gelangte. Einige Jahre später wurden Ansiedlungen am Ohio begonnen, bevor noch eine einzige Wohnung im nördlichen Theile des Staates erbaut war. Allein kaum war die Niederlassung geschehen, so bevölkerte sich auch schon das ganze Land; bald waren die Urwälder nach allen Richtungen hin gelichtet. Die tiefe Wildniß und die einsamen Steppen bedeckten sich mit Tausenden von Blockhäusern, dazwischen noch an vielen Stellen die Rindenwighwams der Indianer standen. Mitten unter ihnen erhob sich nach und nach das stattliche Gebäude von Ziegelsteinen, der Stolz des Dorfes, das rings vom Walde umgeben — ein Kind von gestern — mit seinen rauchenden Hütten mitten unter Tausenden von absterbenden Bäumen sich bildete. Im Jahre 1790 betrug die Bevölkerung des jetzigen Staates Ohio 3000 Seelen; allein die Einwanderung ging so unaufhörlich vor sich, daß sie sich in den ersten zehn Jahren verzehnfachte, in den zweiten zehn Jahren versiebenfachte, in dem dritten Jahrzehend zwei und ein halbmal, im vierten nahe dreimal vervielfältigte, und im Jahre 1830 eine Bevölkerung von 937,000 Seelen betrug.

Nothwendige Erfordernisse

eines guten Lehrers an kleinen Stadt- und Dorfschulen.

Ein guter Schullehrer muß keine Sinne haben; er muß nicht hören, wie lieblos man ihn beurtheilt; — nicht sehen, wie mancher Andere sein Geld mit Sünden verdient, während er im Schweiße seines Angesichts sein kärgliches Brod ißt; — nicht fühlen, wie gering man ihn achtet; — nicht schmecken seine schlecht zubereiteten Speisen, und überhaupt nicht schmecken wollen die Freuden des Lebens; — auch ist es aus leicht erklärlichem Grunde sehr gut für ihn, wenn er nicht riechen kann. — Eben so muß er kein Gewissen haben, um auch von Kindern, die nicht in die Schule kommen, das Schulgeld ohne Scham nehmen zu können. Dagegen ist ihm ein gutes Gedächtniß nothwendig, um behalten zu können, aus welchen Kassen und wie lange er seinen rückständigen Gehalt zu fordern hat. — Ein guter Schullehrer muß heißes Blut haben, um in der Schule — keines Holzes zum Einheizen zu bedürfen. — Ein guter Schullehrer muß seyn ein guter Nachtwächter, um seine offnen Gärten, Ställe u. s. w. vor Dieben zu schützen;

auch muß er in Turn-Uebungen, im Balanciren u. s. w. gewandt seyn, um das Regenwasser mit Geschicklichkeit aufzufangen, welches durch das Dach in seine Wohnung dringt, und um den Steinen behend auszuweichen, die beim Winde von seinen Gebäuden fallen. — Ein guter Schullehrer muß seyn wie ein Kameel, das lange hungern und viel tragen, auch viel auf einmal zu sich nehmen kann, wenn er einmal — irgendwo zu Gaste seyn sollte. — Ein guter Schullehrer muß immer in zerlumpten Kleidern gehen, damit die Jugend nicht verführt werde — ebenfalls Schullehrer zu werden. — Ein guter Schullehrer muß seyn ein Tausendkünstler, der den Kindern viel beibringt, auch — wenn sie nicht in die Schule gehen. — Ein guter Schullehrer muß seyn ein wackerer Kriegsmann, um sich gegen alle An- und Ueberfälle tapfer vertheidigen zu können, weshalb die sehr weise Einrichtung wieder eingeführt werden muß, alte gediente Unteroffiziere und Soldaten zu Schullehrern zu machen, wobei zugleich noch ein anderer löblicher Zweck erreicht wird, diesen Leuten, ohne besondere Kosten, eine ruhige Versorgung zukommen zu lassen. — Wer solche Eigenschaften hat, der kann ohne weitere Umstände zum Schullehrer befördert werden; jedoch muß man ihm für's Erste nur eine ganz schlechte Stelle geben, weil er sonst leicht zu üppig wird. Auch braucht man sich mit seiner weiteren Beförderung nicht zu übereilen, indem die Geduld eine Haupteigenschaft jedes guten Schullehrers ist.

---

* Vorschlag.

Herr Administrator der Suppenanstalt, wenn Sie ihre Mitbürger um die in der Haushaltung übrig bleibenden Rinder- und Kälberknochen ersuchen und sie einen Tag in der Woche abholen lassen, so können Sie aus 3600 Pfund à 3 Gr. mittelst des Dampfapparats gewinnen 1350 Pf. Fett so gut als Butter zu 8 Gr. gerechnet — sind 150 Rthlr. Mehrere Male können Sie diese 150 Rthlr. jährlich gewinnen.

Diese Berechnung ist gratis.

---

* Berichtigung einer Berichtigung.

Die von dem Horaz in Nro. 53 d. Bl. als berichtigt angeführte Stelle 1. Ep., 39. lautet unbedeutend anders und zwar so:

Nemo adeo ferus est, ut non mitescere possit,
Si modo culturae patientem commodet aurem.

Und wir setzen noch hinzu:

Non minus autem tu Joanne! libertatis jurarumque gentium et morbis laborantium animarum, contra doctrinas obscuras et perversas, illustris et severus defensor — exemplo illa probabis!

Große Besoldung.

Unter Friedrich dem Weisen beschwerten sich einst die sächs. Landstände über die zu große Besoldung des geheimen Secretairs Degenhard Pfeffinger und riethen, einen so theuern Mann lieber abzudanken. Und wie viel hatte er? — 400 Rthlr. jährlich — so viel als jetzt mancher Ministerial-Kanzlist. Dafür galten aber 400 Rthlr. damals fast so viel als jetzt 4000 Rthlr. und damalige Geheim-Secretarien standen mit jetzigen geheime Räthen al pari.

Richard Roos.

Allerlei.

Der Teufel hat bekanntlich von jeher einen schrecklichen Zahn auf die Kirchen gehabt, und doch sind sie trotz ihm alle stehen geblieben. Um die Frauenkirche in München zu zerstören, hatte er den Wind bestellt und hieß ihn an der Thür warten. Er trat in die Kirche zwischen die Pfeiler, wo man noch seine Fußstapfe bemerkt, und sah sich

nach den Fenstern um, konnte aber wegen der Säulenreihen keins erblicken, obgleich die Kirche Überfluß daran hat. „Was?" grinste er, „keine Fenster? Die Münchner haben sich wohl einen Bierkeller hier angelegt, den laß' ich stehen." Er verschwand, und der Wind wartet noch heute an der Thür auf den Befehl zum Niederreißen. Er soll beständig um das Gebäude gehen, ob denn der Pferdefuß sich noch nicht blicken läßt. Daß man den Teufel allzeit für so dumm hielt, hat ihm auch allzeit seine Herrschaft erleichtert!

Nach den Untersuchungen, welche Lavoisier 1791 anstellte, betrug das Territorial-Einkommen Frankreichs 2,750,000,000 Frcs. Die Hälfte nahmen die Kosten des Ackerbaues u. s. w. weg; sämmtliche Arten von Landbau-Industrie gaben den reinen Ertrag von 1200 Millionen, von welchem direkte und indirekte Steuern über 600 Millionen einforderten. Das reine und fast abgabenfreie Einkommen des Adels betrug 170 Millionen, also $\frac{1}{7}$ des Ganzen; die ebenfalls steuerfreien Einkünfte der Geistlichkeit nach dem Anschlag von Necker 130, nach Talleyrand im Jahr 1789 aber 70 Mill. Wenn nun die übrigen steuerbaren Güter sich das Ganze allein mußten entpressen lassen, wie war da der Zustand des Landes vor der Revolution? Jeder unadelige Eigenthümer behielt im Durchschnitt nicht mehr als 220 Frcs jährliches Einkommen; ein Geistlicher dagegen hatte an 1300 Frcs.

Die Türken haben einen Abscheu vor dem Rebhuhn, weil es durch sein Geschrei den versteckten Aufenthalt des Mustapha verrieth.

---

* An Agathon.

Von Dr. Noeldeke.

Hast du Gutes gewollt, und nach Kräften Gutes gefördert,
Nimmer hast du alsdann deine Bestimmung verfehlt.
Bist du von Millionen ein Herr und beherrschest dich selbst nicht,
Selbst dich vergötternd hast du deine Bestimmung verfehlt.

* Dreisylbige Charade.

Freie Phantasie.

Auf der beyden Ersten Wogen,
Schwankt das Schiff des Lebens oft;
Ruhe ist dahin gezogen,
Wenn nicht Rettung man mehr hofft.

Doch, wenn die Orkane schweigen,
Sanft das Schiffchen wieder fährt,
Wird sich Hoffnung zu uns neigen,
Daß nicht ewig Kummer währt.

Linder kräuseln sich die Beyden,
Tragen unser Schiffchen fort,
Fernen von uns Schmerz und Leiden,
Schiffchen eilt zum sichern Port.

Froh und innig weilt am Orte,
Wo es ihm so heimisch war,
Treu, mit Hand und Herz und Worte,
Oft der Mensch manch holdes Jahr.

Wieder naht des Schicksals Strenge,
Führt ihn fort aus holdem Arm,
Führt ihn ein ins Weltgedränge,
Wo kein Herz schlägt liebewarm.

Darin fühlt er hart die Letzte,
Nicht geahndet hatt' er sie;
Was Verlornes ihm ersetzte,
Sucht er — aber findet's nie.

Hart traf ihn der Letzten Stärke; —
Doch, bleibt ihm nur edler Sinn,
Find't im Ueben schöner Werke,
Er dann Ruhe und Gewinn.

Fühlet bald, daß alles Toben,
Aller tiefgefühlte Schmerz,
Liebe war, und Huld von oben,
Um zu läutern ihm das Herz.

Dann mit festem Herzen blicket,
Er sich um im Weltgewühl,
Und wird's Herz da oft bedrücket,
Schaut er auf zum ew'gen Ziel.

Allen — die dahin sich wenden,
Wo des Ganzen Schauplatz ist,
Mög es — wirksam — wieder spenden,
Was sie schmerzlich wohl vermißt!

Charlotte S. H. Starke.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 60.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 28. Juli 1833.

Ein Himmelreich zu gründen hier auf Erden,
Ist mein Beruf, ist meine hohe Pflicht,
Der König eines Staates will ich werden,
In welchem strahlt der Wahrheit helles Licht,
In welchem jeder Bürger, mit Geberden
Der Liebe und der Treue im Gesicht,
Auch in dem Herzen Liebe nährt und Milde,
Weit sind verbannt des Hasses Nachtgebilde.

* Auszüge aus „Jesus und seine Jünger."

In zwölf Gesängen dargestellt
von
Dr. H. G. Numsen. *)

1.

Ich wage es, die Helden zu besingen,
Die durch ihr Werk der schweren Sünde Nacht
Verbannten, die den Geist, empor zu schwingen
Sich tapfer über wirre Sinnenmacht
Gelehrt, die ihn bestimmten, kühn zu ringen
Mit Lasterwuth, mit eitler, schnöder Pracht,
Ich wage es und bitte euch, zu leihen
Mir euer Ohr und Mängel mir zu zeihen.

So folgt mir denn zum schönen Morgenlande,
Hier war der Kampfplatz, wie euch wohl bekannt,
Hier schlangen um die Geister Sclavenbande
Verrath und Wollust, Wahnwitz, Flittertand,
Und tief begraben lagen sie in Schande,
Vernunft war schwach, umdüstert der Verstand,
Kein Lichtstrahl ach! erhellte mehr das Leben,
Der Sünde hatten alle sich ergeben.

Besteigt mit mir den Oelberg in Gedanken,
Er steht noch da, und schaut mit frommem Blick
Auf jene Stadt, wo einst die engen Schranken
Des Judenthums, zu aller Völker Glück,

*) Die Leser dieser Blätter treffen hier auf einen, ihnen durch die Auszüge aus „Mönch und Nonne" gewiß lieb gewordenen Bekannten. — Der Verfasser wählte zu der neuen Arbeit ein hehres Thema, und diese Auszüge sollen beweisen, wie er es behandelte. — Kraft und Milde weben sich in sinniger Vertheilung durch die Gesänge. Der Verfasser beabsichtigt die Herausgabe. Das Werk umfaßt 4 Theile; jeder derselben von 14 — 16 Druckbogen in Octav wird drei Gesänge liefern. Der Subscriptions-Preis für jeden Theil beträgt 36 gr. Gold, mithin für das ganze Werk 2 Rthlr. Gold. Die Namen der resp. Subscribenten werden demselben vorgedruckt. Keiner braucht sich zur Abnahme sämmtlicher 4 Theile zu verpflichten, sondern nur vorläufig zu der des ersten Theils.
Die Redaction.

Durchbrach der Freund der Müden und der Kranken,
Der treu bereit, zu lindern das Geschick
Der wirren, irren und gebeugten Menge,
Fern blieb von seiner Brust die rohe Strenge.

Da liegt Jerusalem, es perlen Thränen
Aus eurem Auge, Wehmuth hüllt euch ein,
Hier lebte, der die Welt mit Gott versöhnen,
So denkt ihr, sollte, hart war seine Pein,
Er fand für Liebe Spott, endloses Höhnen
Verfolgte ihn, er stand so ganz allein,
Er wurde stets verkannt und angeschnoben,
Den Vater wollte keiner mit ihm loben.

Gefallen sind die alten festen Mauern,
Der Feldherr Titus hat sie längst zerstört,
Und die Verblendeten — sie mußten trauern,
Daß sie den sanften Lehrer überhört,
Daß sie, wie Tiger auf die Beute lauern,
Ihm nachgestellt, von tollem Trotz bethört,
Es brachten ihnen Rache bald die Stunden,
Was sie verdienten, haben sie gefunden.

Die Feinde, die auf sein Verderben sannen,
Sie gingen unter in dem Strom der Zeit,
Und er, den tückisch strebten sie zu bannen,
Strahlt hehr in nie erreichter Herrlichkeit,
Weil seine Worte Glauben sich gewannen
Im ganzen Erdenrunde weit und breit,
Die Kniee beugten dem die Nationen,
Der kann die Geister strafen und belohnen.

Was er gethan, gesprochen und gelitten,
Nach einem ew'gen Plane hat erreicht,
Wie seine Jünger felsenfest gestritten
Mit einer Kraft, die keiner Mühe weicht,
Die sich nicht läßt durch Sinnenlust erbitten,
Die mit dem Feind nicht feige sich vergleicht,
Dies zu betrachten, treten wir zusammen
Und fürchten nicht, man werde uns verdammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bibeldieb.

(Beschluß.)

Noch hatte Richard, stumm und sprachlos dastehend, sich nicht von der Stelle bewegen können. Es trieb ihn zu fliehen, es trieb ihn, sich zu verbergen, er hätte sich in den Erdboden einwühlen mögen, um tausend Meilen tief unter demselben fern von dieser Scene, fern von dieser Stunde zu seyn. Aber sein Fuß hielt ihn noch immer wie gebannt, es hielt ihn die Betrachtung des Zustandes, in den er Wilhelmine versetzt sah, staunend gefesselt. So war sie ergriffen, so hatte sie alle Haltung, ja alle Aehnlichkeit mit sich selbst verloren, so daß es unglaublich schien und eine steigende Besorgniß für sie erregte. Indem er so noch ihr gegenüber stand, glaubte sie in ihrer Täuschung, daß er sich an ihrem Anblick, an ihrer schmerzlichen Verwirrung weide. Noch einmal seufzte sie laut und schneidend auf, wie aus gebrochenem Herzen; dann, ohne die Hand von den Augen zu lassen, stürzte sie fort ins Gebüsch, um der Gestalt ihres Freundes, von dem sie sich feindlich verfolgt glaubte, zu entrinnen.

Erst im Gebüsch schlug sie den vor Schaam fast erblindeten Blick wieder auf. Da sah sie sich dicht am Rande des Quells. Es war derselbe, in dem Richard gebadet hatte. Sie stutzte, sie schauderte beim Anblick des Wassers, das sie in seinen Spiegel hinunterzulocken schien. Sie sann nach, sie lächelte irr und geheimnißvoll, und streckte dann die Arme verlangend aus nach der flüsternden Welle hinunter. „In deinen Tiefen, kleine Welle, muß ich mich verbergen!" rief sie aus. Ich kann von nun an doch die Augen gegen Niemanden mehr aufschlagen. Birg du meine Schmach auf ewig in den Schleier deiner grünen Fluth! Laß alles Leid des schweren ängstlichen Lebens untertauchen in dir, und spiele dann froh mit deinen leichten Bläschen über ein armes Mädchen hinweg!"

Richard, obwohl ihm ein Unglück ahnete, hatte ihr doch nicht zu folgen gewagt, aus Furcht, sie noch mehr zu verschüchtern. Jetzt hörte er einen rauschenden Schlag im Wasser; es war

was gefallen, die Woge, die es empfangen, hatte dumpf geschäumt und gebraust, und ein sterbendes, bald verhallendes Ach! ließ sich weinend dazwischen vernehmen. Er stürzte wehklagend hinzu, er fand die Geliebte auf der Welle schwimmend, noch mit dem unglücklich gesuchten Tode im Kampf begriffen. Sie ruderte, wie ein sterbender Schwan, auf der Fluth, welche wie aus Mitleid zögerte, das schöne Opfer in ihr Grab hinabzuschlingen. Er sprang hinunter, ergriff sie mit starken Armen, drückte sie mit der letzten Liebesinbrunst an sich und trug sie an das Ufer hinauf. Hier warf er sich laut seufzend über den noch einmal zusammenzuckenden Körper hin, der unter seinen Küssen allmählig erkaltete. Das gebrochene Auge blickte ihn noch wie zürnend an; der verblichene Mund schien sich bebend zu sträuben gegen die Liebkosungen, die ihm der von Schmerz und Liebe hingerissene Jüngling aufdrückte, um ihm gleichsam durch die Leidenschaft seiner Verzweiflung wieder Lebensgluth einzuhauchen. Erst später kam Friede und sanfte Ruhe in einem leuchtenden Lächeln über das Antlitz der Todten heraufgezogen. Sie lag lang ausgestreckt auf dem Rasen; die schönen Glieder flossen, wie Wasserlilien, von dem Naß über, das sie ertränkt hatte. Es schien der letzte Thränenthau zu seyn, der hervorquoll und in dem ihr hingeschiedenes Leben um sich selbst weinte. Der in der Nähe befindliche Halden war zuerst herbeigeeilt, um sich bei dem schrecklichen Ereigniß hülfreich zu erweisen. Nachdem der verständige Mann selbst mit der Todten die ersten gewöhnlichen Rettungsversuche angestellt, um sie wieder ins Leben zurückzurufen, rannte er fort, um wirksamere Hülfe herbeizuholen. Richard blieb bei seiner entseelten Freundin zurück.

Nichts konnte herzzerschneidender seyn, als den Jüngling anzusehen, wie er dasaß neben der Todten und sie unbeweglich anstarrte. „So hast Du enden müssen, Geliebte!" klagte er in abgebrochenen Lauten, indem er sie noch einmal in seine Arme nahm. „Grausam war das Geschick, es hat Dich mir unversöhnt entrissen! Du hast meine wiedergeborne Liebe nicht mehr vernommen, und gerade als sie sich Dir wieder ans Herz werfen wollte, verkanntest Du sie, erschrakst, verzweifeltest und starbst Du! Ach, das war heut der Tag, der unser Hochzeittag seyn sollte! Meine Braut, Du kannst jetzt nicht mehr Nein! sagen zu unserer Hochzeit, nicht mehr Nein und nicht mehr Ja! Auf Deiner Lippe ist die süße Rede gestorben, die Weisheit Deiner Zunge schweigt. Alles schweigt und ist todt! Aber die Hand kannst Du mir noch reichen, Deine theure, kostbare, schneeweiße Hand! Sie hindert es nicht, daß ich sie ergreife, daß ich sie tausendmal zärtlich drücke! Doch Deine schneeweiße Hand ist zu kalt, zu kalt für den Feuerdruck der Liebe! In Deinen schönen Fingern liegt jetzt ein entsetzliches Geheimniß verborgen. Je länger ich sie in meiner Hand drücke, je mehr fühle ich an ihnen das Geheimniß des eisigen Todes schaudernd heraus. Durch das Paradies Deines Leibes schleicht der kalte Wurm der Zerstörung hin und frißt Deine Blüthen. O, ich kann Dich nicht mehr sehen! Uralte, schwarze, räthselhafte Nacht der Welt, aus der wir kommen und in die wir gehen, sinke auch auf mein Auge herab! Ich schließe mein Auge, legt mich nur gleich mit ihr in die Gruft! Ach Minna, Minna, Du hast mein Scherzen nicht leiden können, mein Humor war Dir immer verhaßt; jetzt könnte ich mich recht in Deine Gunst einschmeicheln, wenn Du noch lebtest, denn nun wird ja nie ein Scherz über meine verarmte Lippe kommen! Kein Scherz wird tönen, kein Glück wird genossen werden!"

Noch spät am Abend kehrten Waldensee und der Major von ihren kleinen Reisen zurück. Sie hatten ihre Geschäfte glücklich beendigt, und der

spaßhafte Onkel Waldensee trat nach seiner Weise mit lärmender Freude ins Haus, um frohe Botschaft zu verkündigen, daß sein neuer Liebling Halden sein Pfarrer geworden sey. Der Uebergang seiner harmlosen Lustigkeit in das bitterste Leid war unbeschreiblich schmerzlich, als er in dem ersten Zimmer, das er betrat, sogleich Wilhelmines stille Leiche erblickte. —

Halden wurde bald darauf Pfarrer auf dem Dörfchen Waldensee. Seine Antrittspredigt war eine Todtenpredigt. Er sprach über dem Sarge Wilhelminens die schönsten, ergreifendsten Worte des Herzens, welche die Klage um das edle Mädchen laut werden lassen konnte. Den armen Richard kannte man nicht mehr. Der sonst so lebhafte und von Muthwillen wie begeisterte Jüngling wurde vor der Zeit alt und lebensmüde. Sein einziger Trost war jene Bibel der Geliebten, die als ein theurer Nachlaß in seinen Händen geblieben war. In dieser Bibel las er Tag und Nacht, jede Stunde sah man ihn mit ihr beschäftigt. Ueber ihren Blättern träumte, dachte, weinte und betete er. Den von Wilhelminens Hand eingeschriebenen Aufsatz las er sich oft mit heißen Thränen wie seinen Bußpsalm vor. Er wurde ein wahrhaft frommer Mann; aber nie sah man ihn wieder scherzen und lächeln, und nur das einzige Mal lächelte er schmerzhaft in sich hinein, als ihm einfiel, daß er einst seiner Wilhelmine die Frömmigkeit zum Vorwurf hatte gereichen lassen.

Theodor Mundt.

---

* Dem Verdienste seine Kronen.

Am 11. dieses führte der Senat, den würdigen Olbers, dessen Name der Bremer mit Liebe und Stolz, die Mitwelt mit hoher Achtung nennt, und der genannt werden wird, so lange die hehrste der Wissenschaften Pfleger und Verehrer findet — feierlich auf die Bibliothek, wo der Rath, das von Rauch in Berlin in Marmor ausgeführte und trefflich gelungene Brustbild des Gefeierten, zum Andenken seiner mit so großem Erfolge, durch mehr als ein halbes Jahrhundert der Wissenschaft zugewendeten Widmung, hatte aufstellen lassen.

Herr Bürgermeister Dr. Smidt hielt dabei folgende Rede:

„Indem wir Sie, verehrter Mitbürger, in diese Halle führen, um Ihnen, wie uns, den ersten erhebenden Genuß einer Zukunft zu gewähren, in welcher das Betreten dieser Stätte mit der Aufforderung, Ihrer zu gedenken, unzertrennlich verbunden seyn wird, hat das Gemüth uns getrieben, und wir glauben zu wissen, was wir thun.

Aber wir legen damit zugleich der Nachwelt eine Frage in den Mund, und mit der Beantwortung derselben unterliegt die Würdigung unserer Absicht dem kühleren Urtheile kommender Geschlechter.

Versuchen wir es denn, uns auf solchen Standpunct zu erheben! Lassen Sie uns annehmen, wir säßen hier vor diesen zu Gerichte, und wir hätten ihnen schon heute Rechenschaft zu geben von den Beweggründen dieser in ihrer Eigenthümlichkeit ersten in den Annalen unsers Freistaats vorkommenden Widmung.

Sollte ich mich täuschen, wenn ich das Wesen dieser Rechtfertigung schon in dem Momente unserer heutigen Vereinigung und in den moralischen Bedingungen einer Möglichkeit gleichzeitiger Gegenwart der Feiernden und des Gefeierten an diesem Orte und bei dieser Erörterung zu erblicken und zu erfassen glaube?

Denn in der That, es ist nur das bewußte Vorhandenseyn höherer geistiger Einigung in einer sittlich-religiösen Sphäre, was uns hier über alle, solchem Wagnisse verknüpfte Bedenklichkeiten

hinweghebt, was uns die Gefahr vermeiden läßt, an der einen Seite die der durchgeführten Bescheidenheit eines ganzen Lebenswandels noch an der Gränze desselben doppelt schuldige Ehrfurcht zu verletzen, oder an der andern gegen die ernste Würde zu verstoßen, welche die Festhaltung jedes historischen Standpunctes gebieterisch fordern muß.

Zur Wahrnehmung dieser höhern Einigung bedarf es aber nur einer einfachen Vergegenwärtigung der Aufgaben, welche die Wissenschaft sowohl an den Einzelnen richtet, der die Förderung derselben zum Berufe seines Lebens erkoren hat, als jede im Staate vereinigte Gesellschaft, welche die gleiche Aufgabe auch als eine, ihren socialen Tendenzen entsprechende anerkennen und daher gelöst zu sehen streben muß; — und weiter — einer Anwendung dieses Maaßstabes auf die Fortschritte zu solcher Lösung, welchen die Feier des heutigen Tages gewidmet ist.

Wie Viele pflegen der Wissenschaft und ihrer Anwendung auf das Leben mit dem größten Eifer, mit dem treuesten Fleiße, ohne jemals zu dem Genusse der köstlichsten Frucht vom Baume der Erkenntniß gelangen zu können — zu der lebendigen Ueberzeugung, die Wissenschaft selbst weiter gebracht und auf eine höhere Stufe erhoben zu haben! Und wie oft wird dieser seltene Genuß noch wieder verkümmert durch eigenen, wie durch fremden Zweifel an ihrer Reife! — Es gehört eine eigene Gunst des Himmels dazu, sie im Glauben zu suchen, an ihren Fund zu glauben und diesen Glauben wiederum anerkannt zu sehen — in der Heimath, wie in der Fremde, von den Zeitgenossen, wie von der Nachwelt.

Daß aber Ihnen, Verehrtester, diese dreifache Himmelsgabe im vollsten Maaße bereits zu Theil geworden, oder doch nicht entgehen könne, ja, daß sich bei Ihnen die noch seltenere vierte hinzugesellt, in einem ungetrübten und bis an den Abend Ihres Lebens neidlosen Genusse des mühsam Erstrebten und glücklich Erreichten; es liegt so vollkommen zu Tage, daß es, um der Nachwelt die Kunde davon zuzuführen, der Aufstellung dieses Bildes sicher nicht bedurfte.

Aber einem Bedürfnisse Ihrer Mitbürger haben die leitenden Vertreter derselben zu entsprechen geglaubt, indem sie dieses öffentliche Denkmal einer seltenen Erscheinung an dem Horizonte unserer Republik angeordnet haben, die sie als der bleibenden Geschichte derselben angehörend betrachten mußten.

Wir müssen es uns einmal gestehen, der eigenthümliche Beruf unsers Freistaats, zur Förderung des Welthandels, wie er aus geographischer Lage hervorgeht und mit der Erhaltung seiner Selbstständigkeit bei geringerem Umfange innig verbunden ist, kann nur auf indirectem Wege zugleich auch die Wissenschaft fördern. Darum gerade wird es uns aber zu einer ganz besonderen Pflicht, dafür zu sorgen, daß diese Aufgabe der Menschheit auch als eine der in unserem Staate vereinten Genossenschaft fortwährend obliegende anerkannt sey und anerkannt bleibe. — Würdiger aber könnten wir den Nachkommen gegenüber solche Sorge nicht bethätigen, als durch das Aufstellen eines historischen Monuments zu nährender Erhaltung einer lebendigen Tradition, welche ihnen die Kunde zuführe, wie es jener anscheinend wenig günstigen äußeren Verhältnisse ungeachtet, dennoch, und das selbst in unsern der Förderung menschlicher Ausbildung wenig zusagenden Tagen, einen Bürger unter uns gegeben, der für einen der erhabensten Zweige der Wissenschaft die glänzenden Früchte zur Reife gebracht, die, so lange diese Wissenschaft selbst unter den Sterblichen heimathlich bleibt, auf ihre weiteren Bestrebungen einwirken müssen, und daher von ihnen nicht vergessen werden können. — Das

ganze Leben dieses Bürgers aber habe dabei dem Ernste und der Würde seiner Wissenschaft so vollständig entsprochen, daß man hinsichtlich seiner weder etwas vergessen zu müssen für nöthig gefunden, noch ihn dem Neide der Zeitgenossen bloß zu stellen besorgen dürfen um die Errichtung dieses Denkmals schon bei seinen Lebzeiten wagen und die Verantwortung dieses Wagnisses auf sich nehmen zu können.

Davon haben wir also den Nachkommen Zeugniß geben und in und mit diesem Zeugnisse ihnen unsre Rechtfertigung darlegen wollen.

Und daß ein solches Zeugniß auf unsre Nachkommen übergehe, auch Ihren eigenen reinsten und edelsten Wünschen kann es nur entsprechen. — Hat denn jenes heilige Feuer, dessen Sie in unsern Mauern so sorgsam gepflegt, nicht auch Andere für seinen Cultus erwärmt? — — könnten Sie den Gedanken ertragen, daß es nach Ihnen für immer bei uns erlöschen werde? — Und wie dies kalte Gestein jetzt von dem Geiste zeugt, welchen des Künstlers belebende Schöpferkraft demselben eingehaucht, möchten Sie nicht gern mit uns der leisen Hoffnung sich hingeben, daß früher oder später auch ein belebender geistiger Funke wiederum von demselben ausgehen, und zu erneuter Pflege auf dem Altare Ihrer Wissenschaft eine neue Flamme erzeugen werde in eines Schauenden geistesverwandten Gemüth?

So wollen wir denn heute in republicanischer Art und Gesinnung, die kein Geben ohne ein Nehmen, und kein Nehmen ohne ein Geben kennt, das Fest der Vermählung Ihres Ruhmes und Ihres Glückes mit dem Glücke und dem Ruhme unseres Gemeinwesens feiern, und fröhliche Gläser erklingen lassen auf das Wohl einer glorreichen Nachkommenschaft. — Es ist ein reines patriotisches Fest, ungetrübt durch irgend ein eigensüchtiges Ansinnen an Sie und Ihre Wissenschaft, gleich jenem, welches einst der schöngelockten Berenice ein Denkmal am Firmamente verschaffte. — Denn nicht zu den Sternen hinauf, sondern von dem Sternenhimmel herunter geht unser Begehren. Wir erfassen heute mit Ihnen die Pallas und die Vesta, und weihen sie zu Dioskuren unsrer Republik!"

---

* Lebensgefahr.

Bremen, am 24. Juli 1833.

Als ich heute Morgen um 7½ Uhr am Dome hinauf nach der Sandstraße zu gehe, erblicke ich dicht oberhalb der großen Kirchthür am Domshofe zwey Handlanger, wovon der Eine, etwa sechs bis acht Schritte vor mir und auf welchen mich mein Weg geradezu führt, unter der großen Luke, die sich oben am Dache des Domes befindet, etwas an einem Stricke von denen so oben sind, herunter Gelassenes los zu machen scheint und jetzt auf einmal entfernt er sich, von der Kirche abwärts laufend, vielleicht auf einen Ruf von oben, den ich aber nicht gehört, und noch keine drey Schritte hat er gemacht, als ein großer sogenannter Canal von wenigstens 40 Pfund Schwere von oben herunter und ihn vor meinen Augen an der Mütze berührend, knapp über die Schulter hin, ohne seinen Körper — wahrlich ein Wunder über alle Wunder! — zu treffen, neben seinen Füßen auf die Erde schmettert und er so unversehrt stehen bleibt. — Wenige Schritte und zwar einige Secunden nur, und es hätte mich und jeden Andern treffen können und augenblicklicher Tod durch die schrecklichste Zerschmetterung würde unvermeidlich gewesen seyn! — Daß ich aufs höchste empört über eine so ruchlose Unvorsichtigkeit — denn, wenn man an die gewöhnliche Gleichgültigkeit solcher Menschen denkt, so muß man in die gerechteste Wuth gerathen — mit lauter Stimme

hinauf donnernd, zumal da Niemand weiter der solches rügte da war, meine gerechtesten Vorwürfe in vollem Maaße darüber ausschüttete, läßt sich denken; allein damit ist die Sache nun in Vergessenheit und Ahndung — die ich gerade auch nicht herbeyführen wollte, findet nicht weiter Statt; obgleich sie doch, um solchen Menschen in ihre gewöhnlich rohen Seelen zu prägen, daß ihnen Menschenleben über Alles heilig seyn müsse, solche sowohl zur Belehrung und Warnung, als zum Beyspiel für Andere hätte Statt finden sollen. — Und die strengste Wahrheit dieser Darstellung werden die dabey Betheiligten nie abläugnen können!

Ein, übrigens für Jeden zu den ernstesten Betrachtungen führendes und erschreckendes Ereigniß, und selbst Schauder erregend bey dem Gedanken, am frühen Morgen sein Haus ruhig verlassen und so selbst von heiliger Stätte — oder aus den solche umgebenden dazu gehörenden Räumen — so plötzlich des Lebens beraubt und den Seinigen und allen seinen Verhältnissen entrissen werden zu können!

Und wie sehr werden sich bey einem solchen Vorfall, der unter den vielen der Art zufällig einmal zur Kunde kommt, Diejenigen, durch deren Anstellung oder unter deren Autorität solche Arbeiten, zumahl an öffentlicher Straße vorgenommen werden, den Arbeitern dabey mit Strenge die gewissenhafteste Vorsicht einzuschärfen verbunden fühlen müssen, da nur zu oft Unglück der Art vorfällt, welches durch schuldige zeitige Warnung der, der Gefahr Ausgesetzten doch so leicht hätte vermieden werden können!

Der, diesen Vorfall hier Mittheilende, hält sich zu letzter, bloß im Allgemeinen bey dieser Veranlassung ausgesprochnen Aeußerung, um so mehr befugt, da er selbst Zeugen aufstellen könnte, mit welcher unruhigen Sorgfalt er selbst vor acht Tagen noch, bey ähnlichen die öffentliche Sicherheit bedrohenden Arbeiten, Maaßregeln, um jedes Unglück dabey zu verhindern, genommen hat.

N. N.

---

* Zusatz zu einer gegründeten Rüge.

Für die sehr gegründete Rüge im Bürgerfreunde Nro. 56, in Betreff der muthwilligen und freventlichen Zerstörungen der Anpflanzungen auf dem Walle von Seiten der Jugend, darf man dem Einsender wol nur mit Recht dankbar seyn. — Dieser Rüge hätte indessen noch beigefügt werden können, wie das Werfen mit Steinen aus freier Hand oder durch Schleuder, so wie das so höchst gefährliche Klitzspielen nicht allein auf den öffentlichen Plätzen in der Stadt, sondern besonders auf dem Walle seit einiger Zeit so sehr überhand genommen hat, daß diesem Unwesen wol ernstlich Einhalt gethan werden müßte, und möchten wir die verehrliche Polizei-Direction daher gehorsamst ersuchen, auf diese, jeden den Wall Besuchenden, so wie für die Wallbewohner höchst gefährlichen und nachtheiligen Ergötzungen der lieben Jugend zu achten, denselben mit Nachdruck entgegen zu wirken, und die solchen Unfug auf den öffentlichen Plätzen und dem Walle treibenden Knaben streng zu bestrafen!!

Ein Freund der Ordnung.

---

* Ferien.

Man sieht, daß Gerichtsferien sind, da auch einige unsrer Advokaten zu Pferde zu steigen scheinen, um Crocodille und Ichneumons aus Aegypten herbei zu schaffen und uns lateinische Citate zum Besten zu geben, die doch nur Wenige unter uns kosten können, und auch dem dadurch Gefeierten, der, wie er ja erklärt hat, nur mit Deutschen Waffen fechten; aber mit Allem,

was aus Italien herstammt, nichts zu schaffen haben will, unverständlich sind.

Möchten doch solche davon abstehen, und die gegenwärtige Muße lieber ganz ihren Acten und den dabei nöthigen Arbeiten widmen, damit eine Menge von den vielen, so lange schon schwebenden Processen bald erledigt werden und so der Abscheu dagegen vermindert werden möchte, der jetzt schon eine große Abnahme im Beginnen neuer verursacht und so diese, so ergiebige Erwerbsquelle bald ganz zum Versiegen bringen wird, welches doch ein Unglück für Viele seyn würde!

Correspondenz-Nachricht.

London.

Die literarischen Penny-Unternehmungen mehren sich in London; es sind ihrer schon sechs da, die angeblich verschiedene Richtungen haben, aber meist doch sich begegnen. Eine derselben bezweckt indeß nur Alles, was auf das Christenthum Bezug hat; die übrigen geben das bunteste Gewimmel von Notizen. Bei den ersten Unternehmungen der Art sind mehrere Begüterte zusammengetreten mit einem bedeutenden Capital, so daß ein hinreichender Fond vorhanden war zur Deckung der Kosten, wenn etwa die Sache fehl schlüge, was indeß nicht geschehen ist. Hier erkennt sich einmal wieder, welch ein Vortheil den Englischen (und auch Französischen) Spekulanten daraus erwächst, daß sie eine Gesammt-Nation vor sich haben; in Deutschland z. B. wäre es unmöglich in so kurzer Zeit 200,000 Abnehmer zu schaffen, selbst für ein so wohlfeiles Erzeugniß der Presse. Daß dergleichen für den Charakter der Literatur überhaupt sehr ersprießlich sey, läßt sich wohl nicht sagen; andern Theils möchte diese Abgerissenheit auch für ein solides Wissen nicht taugen; unsere Zeit nimmt aber Alles fragmentarisch zu sich, und will vom Nächsten und Fernsten rasche Kunde haben, sey dann auch nur Alles stückweise im Gehirn eingeschachtelt. — Die Emancipation der Juden ist durch das Unterhaus auf dem Papier faktisch geworden und wir zweifeln nicht, daß dieß Faktum auch im Leben sich durchsetzen wird, indem wir wissen, die Juden sorgen dafür. Mit der halben Emancipation der Neger steht es schlimmer, die werden großentheils noch lange warten müssen, bis die Pflanzer thun, was die Gesetze haben wollen. Sie wissen, daß unter den Negern eine heilige Furcht vor den Gesetzen herrscht, die ihnen bisher so feindlich waren. Schon jetzt droht man von einigen Kolonien, sie wieder in den Zustand der Unkultur zurückfallen zu lassen, da sie ohne Sclaven-Hände nicht mehr zu bebauen seyen; aus andern Pflanzungen verlangt man ungeheure Entschädigungen, und will nur gegen diese die neuen Gesetze gelten lassen; noch andere Kolonien wollen sich geradezu von England lossagen. Es ist die erste Wirkung, das heftigste Stemmen gegen die Humanität; da sie aber einmal auch in diesem Falle ausgesprochen ist, wird sie, wenn auch hier und da vorläufig abgewiesen, dennoch selbst unter den Negern ihren Thron errichten. — Im Unterhause hat seit einiger Zeit die Grobheit wieder große Fortschritte gemacht. Den Tories ist unter Anderem gesagt worden, sie seyen auf dem Misthaufen erzogen und hielten an Korngesetzen, weil sie wie Fledermäuse von fremdem Eigenthume zehrten; Londonderry eiferte gegen die Minister: sie machten England zum Gelächter der Welt, und ein noch wüthenderer Oppositions-Mann behauptete: nach gerade sey hirnlos und ministeriell eines und dasselbe. So etwas zieht man aber mit dem parlamentarischen Costüm wieder aus, und es kam nicht einmal bis auf die Kleider des gewöhnlichen Lebens, viel weniger, daß es tiefer dränge. In der Französischen Kammer hätte dergleichen etliche Duelle veranlaßt, in Englands ist's mit Gelächter abgemacht. — Man spricht von einem neuen Gesetze, welches die Ausfuhr Englischer Fabrikate noch mehr begünstigen soll; eine solche Maaßregel ist wichtig, besonders auch für Deutschland, das nach den neuesten Darlegungen noch immer der vorzüglichste Absatz-Ort Englands ist. Man darf es nicht bloß eine gewaltige, sondern eine gewaltsame Maaßregel nennen, daß die Regierung dafür sorgt, manche Englische Fabrikate im Auslande geradezu für den Kosten-Preis, ja oft noch darunter verkaufen zu können, um so überall den Markt im Besitz zu behalten und die Industrie der Fremde zu bedrücken. Mit Belgien knüpft man sehr enge Handels-Verbindungen an, und die Errichtung der Eisenbahnen in Belgien findet bei den Capitalisten in England Unterstützung; die ersten Belgischen Unternehmungen sollen von Engländern geleitet werden.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 61.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 1. August 1833.

O, dieses Reich wird ewig herrlich blühen
Und alle Seelen werden es beziehen.

Auszüge
aus
„Jesus und seine Jünger."
In zwölf Gesängen dargestellt
von
Dr. H. G. Numsen.

(Fortsetzung.)

Mit hoher Ehrfurcht sahen wir schon lange
Hinauf zum unnahbaren Ideal,
Das auf des Lebens dornbedecktem Gange
So oft uns Muth, Beharrlichkeit empfahl;
Dann blieb der Geist nicht schüchtern, klein und bange,
Der Zuruf wirkte wie ein Feuerstrahl,
Wohlan denn, laßt erwägen uns in Frieden
Die Thaten dessen, der den Wahn gemieden.

Dankbar verpflichtet hat sein reines Streben
Sehr viele, weil dem kleinlichen Gewühl
Der Grillen, die vernichten großes Leben,
Der Sünden, die verwirren das Gefühl,
Er sie entriß, so daß sie schön erheben
Den Blick zu Gott, daß, wie der Zephyr kühl
Und sanft, die Stunden friedlich ihnen schwinden,
Daß sie der holden Tugend Kränze winden.

Denkt ihn hinweg, denkt ihn in weiter Ferne,
Da schwindet schnell des Herzens heil'ge Lust,
Schwarz ist der Himmel, ohne Mond und Sterne,
Die tiefe Nacht bringt Grauen eurer Brust.
Daß jeder aus dem Werke kennen lerne,
Wie er begeistert siegte über Wust
Und Unsinn, das erflehe ich besonnen,
Und muthig werde nun das Werk begonnen.

2.

Am See, der sanft in Galiläas Gränzen
Die Wellen schlägt, ging Jesus auf und ab,
Er sah die weite Wasserfläche glänzen,
Rings herrschte Ruhe, Stille wie im Grab.

Nur leise Lüfte hauchten an zu Tänzen
Die Silberwogen, die hinauf, hinab
Sich schaukelten in abendlicher Feier,
Von ihren Sternen zog die Nacht den Schleier.

Da kommen unerwartet ihm entgegen
Zwei Brüder rasch, der eine ward genannt
Andreas, kundig, Schiffe zu bewegen,
Der zweite Petrus, vielen wohlbekannt
Als Fischer; Jesus rief: des Vaters Segen
Empfanget, werft die Netze aus der Hand,
Und folget mir, ihr sollt durch mich es lernen,
Zu fischen Menschen, sie vom Wahn entfernen.

Es faßte beide kalt ein heil'ger Schauer,
Als sie gewahrten seine Glanzgestalt,
Im Antlitz würdevolle, ernste Trauer
Und reiner Klarheit siegende Gewalt;
Fest stand er da wie eine starke Mauer,
Doch nicht wie diese starr und stumm und kalt,
Ehrfurcht gebot die Haltung und den Blicken
Entstrahlte Liebe, die nur will beglücken.

Sie glauben einen Geist vor sich zu sehen,
Herab vom Himmel in das Erdenthal
Geschwebt, den Menschen segnend beizustehen,
Beschenkend ihre Brust mit einem Strahl
Vom ew'gen Lichte, und es will vergehen
Der Muth den beiden, daß auf sie die Wahl
Gefallen, ihm zu folgen, weil sie wissen,
Daß rein nicht ist von Flecken ihr Gewissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Rache.

Skizze aus dem letzten Kriege im Kaukasus.

Von A. Daeves.

1.

Vor der Wohnung des Gouverneurs der Kaukasischen Lande, des Generaladjudanten Pancratieff, zu Derbent, herrschte ein reges Treiben. Zahlreiche Gruppen bewegten sich die breite Straße hinauf und hinab, oder wickelten sich unter den benachbarten Baumgängen zu buntgemischten Knäueln auf. — Stadtbewohner in seidenen Kaftans, Seeleute und Fischer in der leichten Tracht ihres Gewerbes, Bergbewohner in den einfachen Anzügen, die die Region ihrer Wohnorte bedingt, dicht verschleierte Frauen und neugierig lauschende Kinder drängten sich zusammen und ein verworrenes, mit Lauten des Schreckens, der Verwunderung und des Hohnes vermischtes Gemurmel, verbreitete sich über den Gruppen. — Tataren in ihrem silberbeschlagenen Waffenschmucke sprengten auf flüchtigen Rossen ab und zu, die bärtigen Reitknechte der Adjudanten der donischen, eriwanischen, transkaukasischen und grusinischen Reiterei, der terischen und mosdokischen Kosakenregimenter und der apscheronischen, chersonischen und butyrischen Linien-Bataillone zogen stillernst mit den Leibpferden ihrer Gebieter auf und ab. — Aengstlich streiften die Blicke der Vorübergehenden den Säulengang unter dem Balcon des prächtigen Gebäudes, wo die Offiziere der verschiedenen Waffengattungen in lebhaftem Gespräche, auf die Befehle, des im Innern des Schlosses versammelten Kriegsraths, die die Gruppen von Minute zu Minute verringerten, harrten.

Einige einheimische Greise hatten sich auf die steinerne Ruhebank gesetzt, die sich an das Eisengitter des Vorhofs lehnte und strichen lauschend ihre silberweißen Bärte.

„Sollte es der Hundssohn wirklich wagen, aus den Bergschluchten herab zu steigen und unsere Stadt anzugreifen, die, es mögen wohl bald vierzig Jahre seyn, selbst der Belagerung des tapfern Sardars Kyfyl-Ajack *) widerstand?" — murmelte der eine, indem er seine Blicke forschend auf den Balcon warf, auf welchem einige Staabsoffiziere im Gespräch begriffen auf und abgingen.

---

*) Sardar Kyfyl-Ajack, Oberfeldherr Goldfuß, so nennen die Dagbestaner den Grafen Valerian Suboff, der die Stadt Derbent 1795 belagerte. Sie ging erst im folgenden Frühjahre an die Russen über.

„Weshalb sollte er nicht" — erwiederte der Andere" — „hat er nicht erklärt, er wolle das Grab der Eltern und Vorältern der Omarsbrut zerstören, hat er nicht gesagt, er halte uns nicht mehr für Muselmänner, wir seyen schlechter als die Tzengaris, *) hat er nicht alle Bergvölker verführt durch die ungebundenen, zügellosen Grundgesetze seiner neuen Lehre, hat er seinem Raubgesindel nicht das Goldgeschmeide aus den Halsbändern unsrer Weiber versprochen, wenn sie Derbent plündern würden? — Hat er" —

„Wir wollen aber keinen neuen Propheten," fiel ihm sein Nachbar in die Rede — „wir haben an einem genug; und leben glücklich unter der neuen Regierung, die unsre Religion schützt, unsre Gebräuche achtet und unsern Wohlstand befördert" — —

„Kasi-Mullah geljahdi" (Kasi-Mullah kommt) sangen einige vorübergehende Knaben.

„Laßt ihn nur kommen, diesen Tasi-Mullah," *) ereiferte sich der Redende; „ich spucke ihm und seinen Angehörigen in den Bart!" und indem er nach dem damascirten Dolche in seinem Gürtel griff, schrie er: „laßt ihn nur kommen, ehe er uns Männer einen Kopf kürzer macht und unsere Weiber in die Sclaverei schleppt, sollen die Knochen des Hundssohn und seiner Bande am Seegestade verbleichen, und ihr Fleisch den Raubvögeln zur Nahrung dienen."

Einige dichtverschleierte Weiber hatten sich näher gedrängt: „waksei dschin dschgowan, wa war na olur" (gieb Acht, Frauchen, was man spricht, was es geben wird) flisterte die eine der andern zu.

„Wir werden einen harten Stand haben," seufzte der eine der beiden Männer, die die Hinzugetretenen nicht zu bemerken schienen; „die Stadt ist schwach besetzt, der schwarze Oberst ist nach Schirwan gezogen, General Kochanoff hat in den Gebirgen zu thun, kaum vierhundert Russen sollen die Festungswerke beschützen, deren Vertheidigung mehrere Tausende beschäftigen kann, für die treuen Bewohner sind nicht Waffen genug vorhanden und die Mikelljaren *) in der Stadt stehen mit den Empörern in Verbindung."

Ein langer Zug zweirädriger Karren, der unter der Bedeckung einer Abtheilung Donischer Kosaken die Straße herauf kam, lenkte die Aufmerksamkeit der beschriebenen Gruppen für einen Augenblick von dem Gegenstande, der eine so lebhafte Theilnahme erregt hatte.

Der Transport bestand größtentheils aus Munition und Militaireffecten, zwei stattliche Jünglinge in reicher Uniform ritten an seiner Spitze; die kräftige Gestalt, das blühende Antlitz, das blonde Haar und die blauen, muthstrahlenden Augen des Einen, schienen eine nördliche Heimat zu verrathen; der Andere, augenscheinlich einige Jahre jünger, trug in seiner dunkleren Gesichtsfarbe, in dem zarteren Körperbau, in dem lebhaften Spiele seiner dunklen Augen die Spuren südlicher Abkunft.

Der Zug machte vor dem Gouvernementsgebäude Halt; eine Ordonnanz führte die beiden Jünglinge die Stiege hinauf, zu einem großen Gemache, in dessen Mitte mehrere Schreiber an einem mit Rapporten und Armeebefehlen bedecktem Tische eifrig beschäftigt waren. Im Hintergrunde des Zimmers standen mehrere Krieger, deren militairische Abzeichen die höheren Grade der Armee erkennen ließen. Verlegen standen die beiden Eingetretenen, ihre Blicke flogen eilend über ihre Umgebung; da nahete sich ihnen einer jener Ober-Offiziere, nahm das Schreiben, welches

*) Tzengaris, Zigeuner.
*) Ein Wortspiel, Tasi heißt Hund.

*) Die sunnitischen Derbenter, die von den Schiiten aus Haß verläumdet werden.

der Aeltere in der vorgestreckten Hand trug, erbrach es, und übersah flüchtig dessen Inhalt; dann warf er einen langen, forschenden Blick auf die unbeweglich Dastehenden:

„Rittmeister Gustav von Hornthal," sprach er, im fragenden Tone, mit sonorer Stimme; — fast unmerklich verneigte sich der Ueberreicher des Briefs — „Lieutenant Feodor Antuschka," fuhr er fort, indem er den jüngeren Begleiter scharf fixirte. Unverkennbar milderten sich mehr und mehr die ernsten Gesichtszüge des Kriegers, und es schien, als ob das Fortspinnen einer dunkeln, aber wehmüthig anklingenden Erinnerung die Pause herbeiführte, die beiden Jünglingen um so drückender wurde, da die Blicke der Anwesenden prüfend auf sie gerichtet waren.

„Wo geboren, und wer ihr Vater?" — stieß er jetzt rasch hervor, und verlegen erwiederte der Angeredete: „Aus Moskau, Sohn des Kaufmanns Antuschka."

Wie im Gefühl einer unwillkommenen Täuschung verfinsterte sich das Gesicht des hohen Mannes, und die, mehr durch den Griffel irgend eines Seelenleiden, als durch die Stürme der Jahre eingeätzten Furchen desselben, traten deutlicher in ihrem stereotypen Ernste hervor.

„Bereiten Sie sich, morgen an ihre Bestimmungsorte abzugehen; denn jeder Arm ist uns jetzt willkommen, und wir können es unsern Petersburger Freunden nur Dank wissen, daß sie die Cadettenhäuser leeren, und uns den Ueberfluß an Offizieren, worüber unsre Cameraden an der Newa, trotz der blutigen Kämpfe am Balkan und an der Weichsel klagen, zusenden; denn unsere jungen, kaum an Reih' und Glied gewöhnten Transkaukasier, bedürfen guter Führer und unsere Geschütze kunstgerechter Bedienung. Morgen mit dem Frühesten fordern Sie Ihre Instructionen ab, Sie aber, Rittmeister Hornthal, besuchen mich noch heute Abend in meiner Wohnung."

Eine leichte Bewegung der Hand gab den Jünglingen das Zeichen zur Entfernung.

Unter einem blühenden Granatbaume auf den Steinblöcken einer verfallenen Brustwehr, deren Fuß die Wellen des kaspischen Meeres bespühlen, hatten sich die Freunde niedergelassen. Ein alter, benarbter Wachtmeister hatte sich ihnen zum Führer angeboten, als sie bei ihrem Austritte aus der Commandantur fast gleichzeitig den Wunsch äußerten, die lenzgeschmückten Umgebungen der Stadt zu durchwandern. Von ihrem Gange ermüdet, konnten sie kein schöneres Plätzchen zur Ruhe wählen, als das einsame Gemäuer am Ufer des Meeres. Ihr Begleiter kam ihrem Wunsche entgegen, ihnen die Ursache der ängstlichen Aufregung mitzutheilen, die sie bei jedem Schritte in anderer Gestaltung umgab:

(Die Fortsetzung folgt.)

* Zwei nicht zu überschlagende Bemerkungen zu der Verordnung wegen der Steuern.

In der obrigkeitlichen Verordnung vom 31. Dec. v. J. die Steuern und Abgaben betreffend, befindet sich unter III, 4, folgende Bestimmung:

„Wenn Jemand mehrere Wohnhäuser in der „Alt- und Neustadt besitzt, so hat er nur „½ per Mille von dem Taxato des Hauses, in „welchem er wohnt, zu entrichten, für die „übrigen ihm gehörigen Häuser tragen die „Miether derselben zur Gassenreinigung und „Erleuchtung, vermöge der von ihnen zu bezahlenden 4 Procent von dem Miethpreise, bei."

Diese Bestimmung enthält in der Art, wie sie zur Ausführung gebracht wird, eine große Ungerechtigkeit gegen Diejenigen, welche zufällig von

derselben getroffen werden. Wenn z. B. Jemand ein Haus besitzt, in welchem er selbst nur ein kleines Zimmer, was vielleicht 10 Rthlr. jährliche Miethe betragen würde, und wofür er der Verordnung nach als Miether 28 Gr. Steuer bezahlen müßte, bewohnt, den übrigen Raum seines Hauses aber vermiethet hat; so muß er trotz dem, daß der oder die bei ihm wohnenden Miether von ihrer Miethe 4 Procent Steuer zahlen, doch noch einmal diese Steuer von dem Taxate des ganzen Hauses entrichten; also, wenn dieses Haus z. E. zu 15000 Rthlr. taxirt wäre, statt obiger 28 Gr.... 11 Rt. 18 Gr., mithin 10 Rt. 62 Gr. zu viel. Bezieht er dagegen für 10 Rt. Miethe ein Zimmer in einem andern Hause als dem seinigen, so bezahlt er nur 28 Gr. Steuer.

In den früheren Verordnungen hieß es in dem angeführten § statt: in welchem er wohnt, „welches er bewohnt;" und wenn dieser Ausdruck so gedeutet wird, daß es heißt: welches er ganz bewohnt, so würde Niemand dagegen etwas einwenden können. Allein wahrscheinlich gerade der Umstand, daß es von mehreren Reclamanten versucht ist, diese Deutung geltend zu machen, hat Veranlassung zu der Aenderung gegeben, welche an und für sich, da ein Gesetz nicht zu deutlich ausgedrückt werden kann, ganz gut wäre, wenn nur nicht dadurch eine große Ungerechtigkeit, wonach dem Einen verhältnißmäßig 3 bis 4 mal so viel Abgaben wie dem Andern abgenommen werden können, gesetzliche Kraft erhielte; statt daß man durch Abänderung des ganzen § für gleichmäßige Besteuerung hätte sorgen sollen.

Bei alle dem hat sich in dem angeführten Satze noch eine bedeutende Zweideutigkeit oder Undeutlichkeit erhalten. Es heißt nämlich: „Wenn Jemand mehrere Wohnhäuser besitzt" — wie wird es nun aber mit Dem, der nur Eins, nicht mehrere hat? Auf ihn wäre streng genommen jener Artikel gar nicht anwendbar; obgleich er fortwährend von Seiten der Behörden auf ihn angewendet wird.

Die ursprüngliche Absicht bei Errichtung der Steuer zur Gassenreinigung und Erleuchtung ist offenbar gewesen, ¼ per Mille von dem Taxate aller Grundstücke zu erhalten, wozu die Miether ihren Theil durch die von ihnen zu bezahlenden 4 Procent vom Miethzinse beizutragen hätten. Es ist daher hinreichend, wenn der Eigenthümer eines Hauses, wovon er nur einen Theil bewohnt, dem Staate Dasjenige entrichtet, was noch an den zu zahlenden ¼ per Mille von dem Taxate desselben fehlt, wenn das von dem in demselben Hause wohnenden Miether an Steuer Bezahlte auf dieselbe abgerechnet wird. Bringen die 4% von der Miethe (wenn vielleicht der Eigenthümer nur einen sehr kleinen Theil des Hauses bewohnt) mehr auf als ¼ per Mille des Taxates, nun wohl! so mag dem Staate dieser Ueberschuß zu Gute kommen; nur verlange derselbe keine doppelte Abgabe von einem Grundstücke, wogegen alle andere dieselbe nur einfach bezahlen.

Recht und Billigkeit erfordern nach dem Gesagten eine Abänderung jener Verordnung, und Einsender dieses wird gegen die Zeit, daß dieselbe für 1834 in Berathung gezogen wird, nochmals auf diesen Gegenstand aufmerksam machen.

Eine andere Bestimmung jener Verordnung ist, daß der Vermiether von dem Miether 4% des Miethzinses als Beitrag zur Grund- und Erbesteuer wiederfordern könne.

Auch diese Bestimmung führt, wenn auch keine Ungerechtigkeit doch große Unzuträglichkeiten mit sich. Viele Miether kennen dieselbe nicht, oder wollen sie nicht kennen, und so giebt es, wenn der Vermiether den Beitrag einfordert,

leicht Unannehmlichkeiten, ja Streit und Zank. Macht man gleich beim Vermiethen darauf aufmerksam, so versucht der Miether den Beitrag abzudingen, und man riskirt, daß sich der ganze Handel hierüber zerschlage; schweigt man davon und fordert nachher den Beitrag, so hat es den Anschein, oder es heißt wohl gar, man habe hinterlistig gehandelt. Alles Dieses könnte einfacher Weise vermieden werden, wenn der Staat diese Steuer zugleich mit der zur Gassenreinigung und Erleuchtung selbst einforderte und dem Vermiether zu Gute rechnete.

Warum soll Letzter die Function eines Steuer-Einnehmers für den Staat verrichten? Ist die Absicht die, daß den zur Miethe Wohnenden nicht so viel auf einmal abgefordert werden soll, so ist dieselbe zwar erreicht; allein was nützt das Diesen, wenn sie dem Vermiether doch eben so viel zahlen müssen? Zudem hat der Staat wirksamere und weniger kostspielige Mittel zu dem Seinigen zu gelangen, als ein Privatmann. Eine Abänderung jener Bestimmung wäre daher gleichfalls wünschenswerth und nöthig.

---

* Hundstage,

als Versuch einer natürlichen Erklärung für das Erscheinen des Aufsatzes: „Ferien" in Nro. 60 des Bürgerfreundes.

Hätte jener Verfasser nachgedacht, als er schrieb, — so hätte er vermuthlich nachgefragt, — ehe er drucken lassen, — das, was er geschrieben. — Hätte er nachgefragt bei der Redaction, so hätte er auch in Erfahrung gebracht, daß der Aufsatz in Nro. 59: „Bemerkung" rubricirt, — nicht von einem Advocaten gemacht, — vielleicht aber den Advocaten nachgemacht wurde, — und dies hätte ihm schon von selbst einleuchten müssen, wenn er soviel nachgedacht hätte, oder nachdenken könnte, als hinreicht, um den Inhalt jenes Aufsatzes zu beurtheilen. — Ein Paar lateinische Citate hängen wohl noch hie und da bei Vielen, die lateinischen Schulunterricht genossen haben, ohne daß sie darum den eigentlichen Gelehrtenstand angehören und deren Anblick mußte ihn noch nicht gleich auf einem Gelehrten als Verfasser schließen lassen, wenn sonst die Abfassung keine Spuren der Art in sich trug. — Deren Benutzung des Lateins darf aber die nicht erbittern, die kein Latein verstehen, denn das leiseste Nachdenken muß sie überzeugen, daß das Latein nur für solche geschrieben wird, die es verstehen, und deren es noch sehr Viele giebt, in allen Ständen. — Geschieht also damit denen nicht zu nahe, die es nicht verstehen, weil ihr Beruf es ihnen entbehrlich macht, so fehlt ihnen doch der Anlaß, die Stände anzufeinden, die es verstehen müssen, ihres Berufs wegen, und die es gebrauchen, weil sie es liebgewonnen haben. Ignoti nulla cupido, das ist, zu Deutsch; was der Landmann nicht kennt, — das isset er nicht, — und was er nicht isset, — braucht er auch nicht zu verdauen. — So möge der Ferien-Mann es denn mit dem Latein machen.

In dem Aufsatze: „Bemerkung" — der das Verhältniß des Marforio und Johannes beurtheilen, und (wie es scheint) das Einschreiten roher Parteisucht abwehren will, — sind diese Gegner mit Crocodill und Ichneumon, — mit Katze und Maus, — mit Fliege und Spinne, verglichen; aber diese Bilder sind übel gewählt und können den nicht ehren, den der Aufsatz vielleicht ehren sollte. — Von einem Gelehrten, — wenn er einer ist, — und nicht bloß so genannt wird, ist mehr Uebung in der Anordnung des Vortrags und mehr Angemessenheit in der Behandlung des Gegenstands zu erwarten, als jener Aufsatz an sich trägt. — Die Betheiligten schwiegen dazu, — und ließen es hingehen. — Der Verfasser des Aufsatzes: „Ferien" hätte das bedenken,

und sich seiner ungeschickten Einmischung enthalten sollen, — wenn er anders nachdenken könnte, wie es eben nicht scheinen will. —

Ist es aber kein Advocat der die „Bemerkung" geschrieben, so fehlte dem Verfasser der „Ferien" der Anlaß: „zu Pferde zu steigen" wider die Advocaten in gleichem Maaße wie einst dem Ritter von la Mancha, — der von Mühlenflügeln getäuscht wurde, — wie dieser Verfasser nun durch lateinische Citate. — Er hätte besser gethan ins Bett zu steigen, und seinen Eifer auszuschlafen, als zu Pferde und gegen Advocaten zu fechten, die er gar nicht vor sich hatte. — Da er nun nicht gerade von Ferien Gelegenheit genommen zu seiner Kriegserklärung, — wie sein Unwille gegen Ferien es kund giebt, — so ist wohl das Eintreten der Hundstage als unmittelbare Ursache seiner Begeisterung zu betrachten, die sich auch in der Sinnenverwirrung deutlich ausspricht, von der sein Aufsatz dictirt erscheint. —

„Man sieht also, daß Hundstage sind!" — ist die erste Bemerkung die sich aufdringt, — beim Lesen der „Ferien" und daß sogar Diejenigen zu Pferde steigen, die, ihren Fähigkeiten nach, von der Natur angewiesen sind, im Staube zu kriechen.

Denn, durch den Aufsatz in Nro 59 erscheint nicht eben der als der „Gefeierte" den der Advocatenfeind in Nro 60, dafür genommen hat, sondern allenfalls dessen Gegner, — wenn es überall dem Verfasser in Nro 59 mit der Bildersprache hätte glücken wollen. — Doch soviel Begriffs-Vermögen muß man dem Ferienfeinde nicht zumuthen. — Dagegen scheint sein Abscheu gegen das Latein, — das bey uns, wie allenthalben auf Erden, wo wissenschaftliche Bildung zu Hause ist, — das wissenschaftliche Bürgerrecht hat, — nur Vorwand für den Ausbruch seiner Hundstags-Stimmung, — und der Schutz seines „Gefeierten" ist ihm eigentlicher Anlaß zum dermaligen Mißbrauch seiner literarischen Hundszähne. — Ist er vielleicht auch verflochten in den Kampf für die Rechte der Völker, und um die bürgerliche Freiheit: — zu beißen, — wen er mit den Zähnen erreichen kann? — Gleiche Brüder, gleiche Kappen! — Sein Stand (vermuthlich der Bauernstand) ist gleichgültig, — dem wollen wir seine Sünden nicht zur Last legen noch in Rechnung bringen, denn jeder Stand zählt jetzt, neben seinen tüchtigen, auch sündige Mitglieder. — Aber sein Stamm ließe sich vielleicht erforschen in den Geschlechtsregistern der geistreichen Familie: Kükelrey! *)

Ein Zuschauer.

Polypen, Stacheln und Fuchsschwänze.

(Aus dem Gesellschaftleben.)

Man hört so oft aus vornehmen Munde mit sprödem Tone über verdiente Männer, deren wichtige Stelle nicht leicht zu besetzen seyn würde, das schiefblickende Urtheil: „Der Mann hat recht sein Glück gemacht! er hat ein großes Glück!" Der Staat hat ein Glück mit ihm gemacht; — müßte es heißen. Aber es sagt jenes kühle Urtheil eigentlich nur mit andern Worten: „Diese einträgliche Stelle gebührt mir, der ich zu dem Stande gehöre, der gern ärntet, wo er nichts gesäet hat!" —

Zu ärnten, wo man noch nicht gesäet hat, ist heut zu Tage die Lieblingsneigung der Jugend, besonders der vornehmen. Um den Mangel soliden Bestrebens zu decken, corrigirt sie gern, ehe sie noch das geleistet hat, was man von ihr zu erwarten berechtigt ist. —

Die Geschichte von dem Splitter und dem Balken geht durch die ganze Welt. Täglich hört man in Gesellschaft (namentlich von Frauen), lies't man in Zeitungen (welche wie die Frauen generis feminini sind) die vernünftigsten Tiraden und Ermahnungen zu Toleranz und Mäßigung, und vorher und hintennach reißen sie gelegentlich das Gute an Anderen mit der Wurzel aus, stellen

---

*) Vorfahren gleiches Namens finden sich schon im Reineke Fuchs. Anm. des Setzers.

Alles auf die Spitze — schütten das gewaschene Kind mit dem Bade aus. —

Wie ist jedes tiefe, arglose, redliche Gemüth zu beklagen, das die Spitzruthen- und Spitzbubengassen des Neides, der Heuchelei, Falschheit, Leerheit, Absicht und Bosheit des sogenannten guten Tons durchlaufen muß! —

Diese Conversation ist ein lächerliches Gemisch von schönen Phrasen, glatten Worten, eitler Selbstgefälligkeit; wenn es hoch kommt, etwas Bücher- und Zeitungsweisheit, mit angelesenem oder angehörtem Urtheile dritter in der ersten Person mit: „Ich habe gesagt!" vorgetragen. Zwischendurch schwimmt ein tidicules Anekdötchen auf den lieben Nebenmenschen. In diesem faulig-süßen, von allen Farben matt schillernden Gewässer bespiegelt sich die Geckenwelt mit prahlerischer Affectation und selbstschänderischem Wohlgefallen. Denn nicht die Welt sehen sie in diesem schwankenden, von der Eitelkeit trübe angehauchten Spiegel, nur sich selbst erblicken sie darin, und halten ihr hin- und hergeschaukeltes, lächerlich verkräuseltes Bildchen für einen — comme il faut! —

Die Scheu vor Lächerlichkeit und die Sucht, Andere lächerlich zu machen, ist nirgend größer als in der sogenannten guten Gesellschaft, und sonderbar genug, nirgend ist auch das Lächerlichseyn häufiger, weil Neid, Eitelkeit und Geltenwollen so oft alles Wohlwollen, alle Vernunft und Besonnenheit ersticken. Erscheint jemand mit irgend einer Ungewöhnlichkeit des Benehmens oder des Anzugs, und wäre es der Geistvollste und Anständigste, so ist es als ob Satanas unter die Gergesener gefahren sey, entsetzt und selbstgefällig wizelnd stecken sie die Köpfe zusammen und stürzen, ohne sich vor denen zu schämen, welche ihnen vom trockenen Lande der Vernunft hohnlachend und verächtlich zusehen, in das Meer geistloser Blamage. —

* Aufrichtige Huldigung.

Bremen, den 31. Juli 1833.

In den Registern unsrer Stadtbibliothek wird ohne Zweifel der elfte Tag d. v. Monats zum Gedächtniß des hier auf ewig begründeten Andenkens unsers so hoch verehrten Olbers verzeichnet werden.

Hätte ein Fundament der Büste als Grundlage, wie es hier nicht der Fall und solches ohnehin schon durch hohe Achtung in der Seele eines jeden Mitbürgers für den Lebenden — den selbst das sprechendste Bild uns doch nur schwach darstellen kann, vorhanden ist — gleich der Bildsäule Napoleons in Paris, dienen müssen — so würde das Andenken an jene Feyerlichkeit, wobey zugleich eine, unter zweyen unsrer größten Geister so innige Berührung, Statt fand, — indem der Eine dem andern die freywilligen und gerechten Huldigungen, für erworbne seltne Verdienste im Laufe eines langen Lebens, im Namen der Republik, aus deren Schooße der große Mann hervorging, darbrachte, — auf einer darunter aufbewahrten ehernen Tafel, für die späteste Nachwelt zu verewigen und der Inschrift auf solcher, nach Römer Weise etwa beyzufügen gewesen seyn:

Joanne Sm... Consule et Senatus Reipublicae Bremensis Praeside et praecipue autore — hoc gratitudinis publicae tributum, longae vitae multiplicis meritis acquisitum, — Uraniae illustri sacerdote, qui Palladem et Vestam cognoscere nos docuit — oblatum est!

Wer erkennt übrigens nicht in der dabey ausgesprochnen Rede den Geist, aus welchem solche hervorging und die ein frappantes Gemälde des Bildes ist, womit Gegenwart und Zukunft ihm klar erschien und die nicht weniger stets ein ehrendes Denkmal des dadurch Gefeyerten, als des in seinen Gegenstand so tief eingedrungnen Denkers bleiben wird; dem bey ungewöhnlichem Gedankenschwunge und Darstellung hier Anfangs oft schwer zu folgen scheint; allein bald durch eine Fülle großer Ansichten von ähnlichen Gesinnungen zeugend, bey durchblickender hoher classischer Bildung, die darin herrschende Stärke, Kraft und Gewandtheit im Auffassen und Darstellen, bey voller Klarheit des Ausdrucks, auf eine überraschende Art sich kund thut.

Heil dem Staate, der auf Männer, als hier der Gegenstand unserer Bewunderung sind, stolz seyn kann! Ein großes Vorbild zum Nachstreben wird ihr Beyspiel stets für Alle seyn — und ihr Andenken wird in dem, was sie geleistet und vollbracht — und nicht weniger darin, was sie fürs allgemeine Wohl gewollt haben — ewig unter uns dauern!

* Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 59:

Wellenschlag.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 30.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 61.

Bremen, Donnerstag den 1. August 1833.

Gestorben:

Den 20. Juli. Der Branntweinbrenner Lüder Müller, 63 Jahr; große Krummenstraße Nro. 70.
Den 21. — Der Schneidergesell Ferdinand Schorpp, 23 Jahr; Schneider-Herberge.
Den 21. — Des Kammmachers Gustav Rümker Sohn, 20 Wochen; gr. Krankenstr. N. 10.
Den 22. — Der Cigarrenmacher Christian Theodor Müllerstedt, 19 J.; h. Paulsberg.
Den 22. — Der Arb. Elert Friedr. Piekmann, 71 Jahr; gr. St. Annenstraße Nro. 99.
Den 22. — Der Arb. Johann Nieß, 58 Jahr; kleine St. Annenstraße Nro. 17.
Den 22. — Des verst. Brunnenmachers Hinr. Eßmann Wittwe, geb. Reiners, 65 Jahr; außer dem Steinthor Nro. 30.
Den 22. — Des Arb. Joh. Friedrich Knoop Sohn, 4 Tage; Buntenthorsteinweg N. 42.
Den 22. — Des Franz David Eller Ehefrau, geb. Greve, 74 Jahr; im Armenhause.
Den 23. — Der Weinküper Johann Ernst Block, 50 Jahr; Düsternstraße Nro. 89.
Den 24. Juli. Des Hutmachers Friedr. Tabie Tochter, 1 J.; Buntenthorsteinweg N. 63.
Den 25. — Des Küpers Carsten Hinr. Koster Tochter, (todtgeb.); kl. Sortillenstr. N. 12 A.
Den 25. — Des Schuhmachers Joh. Christ. Lünzmann Ehefr., geb. Nobbe, 28 Jahr; Piperstraße Nro. 12.
Den 25. — Joh. Christian Schröder, 19 J.; Holzstraße Nro. 1.
Den 25. — Der Arb. Joh. Friedr. Windelken, 28 Jahr; Bödekerstraße Nro 8.
Den 25. — Der Armenvoigt Heinr. Garves, 56 Jahr; gr. St. Annenstraße.
Den 26. — Des Lohndieners Heinr. Behrens Ehefrau, g. Höflings, 49 J.; Westerstr. N. 7.
Den 26. — Der Höker Lüder Meyer, 63 J.; zweite Schlachtpforte Nro. 2.
Den 26. — Des Arb Conr. Hinr. Meyer Tochter, 15 Wochen; kl. St. Annenstraße Nro. 22.
Den 26. — Des Dr. Med. aus Gundersberg in Hessen Hermann Groß Sohn, 8 Tage; Osterstraße Nro. 31.

Gebuhrten:

Den 19. Juli. Des Arb. Herm. Faber Ehefr., geborne Kuhlmann, Hastedt Nro. 56; von einem Mädchen.
Den 20. — Des Seilers Diedr. Gottfr. Oldeheff Ehefr., geb. Beyer, Buntenthorsteinweg Nro. 119; von einem Mädchen.
Den 21. — Des Zimmergesellen Gottfr. Jacobi Ehefr., geb. Appelhof, Rembertistr. N. 27; von einem Mädchen.
Den 21. — Des Arb. Joh. Friedrich Eggers Ehefr., geb. Eggers, Paulsberg N. 81 B; von einem Mädchen.
Den 21. — Des Arb. Gerd Arfmann Ehefr., geb. Meyer, kleine Helle 22; von einem Mädchen.
Den 22. — Des Mascopsträgers Simon Kehrmann Ehefr., geb. Liebich, kl. Krummenstr. Nro. 6; von einem Mädchen.
Den 22. Juli. Des Hökers Diedr. Herm. Silkenstädt Ehefr., geb. Finke, kl. Krummenstr. Nro. 41; von einem Mädchen.
Den 24. — Des Krameramtsgenossen Herm. Heinr. Below Ehefr., geb. Wetzel, Braut-straße Nro. 7; von einem Knaben.
Den 24. — Des Küpers Joh. Conr. Geffken Ehefr., geb. Wagenitz, gr. Fuhrleutestraße Nro. 35; von einem Mädchen.
Den 24. — Des Hofmeyers Conrad Dreyer Ehefr., geb. Hardendorff, Buntenthorsteinweg; von Zwillingstöchtern.
Den 24. — Des Branntweinbrenners Johann Friedr. Schöling Ehefr., geb. Jungmann, Balgebrückstr. N. 4; von einem Mädchen.
Den 24 — Des Küpermeisters Joh. Gabriel Holm Ehefr., geb. Woltmann, Stephanithorsteinweg Nro. 1; von einem Knaben.

Den 24. Juli. Des Küpers Herm. Joh. Gottfr. Nicolaus Bathmann Ehefr., geb. Castedick, Oelmühlenstraße; von einem Knaben.

Den 24. — Des Weißbäckers Herm. Schweers Ehefr., geb. Busen, Westerstr. Nro. 10; von einem Mädchen.

Den 25. Juli. Des Küpers Carsten Hinrich Koster Ehefr., geb. Feist, kl. Sortillenstraße Nro. 12 A; von einem todten Mädchen.

Den 25. — Des Arb. Justus Brüggemann Ehefr., geb. Steib, Kupferschlägers-Gang Nro. 8; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Goldarbeiter Johann Carl Eduard Bruno und Rebecca Knacke hieselbst.

Der Cigarrenmacher Johann Heinr. Eickemeyer und Franciska Adriane Fohr hieselbst.

Der Arb. Diedr. Osmers und Margaretha van de Wall (Wahls) hieselbst.

Der Arb. Joh. Hinr. Walschmidt am Buntenthorssteinweg und des verstorb. Arb. Georg Heinr. Schumeyer Wittwe, Anna Cathar. Elisabeth Rahmann, hieselbst.

Der Arb. Caspar Peter Freytag und Catharina Bultmann am Buntenthorssteinweg.

Der Arb. Gerd Nuckel und Beta Lars am Buntenthorssteinweg.

Der Landmann Joh. Hinr. Palm zu Delmenhorst, Herzogthums Oldenburg, und Magdalena Lange daselbst.

Der Arb. Hermann Henrich Wehmer hieselbst und Catharina Louise Elisabeth Lideke aus Horn bei Detmold.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 62.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 4. August 1833.

O, es erfaßt den Geist ein ernstes Staunen,
Der bei dem Anblick seines Lebens weilt;
Frei stand er da, der Göttliche, von Launen,
Die sonst auch großen Seelen zugetheilt.

Auszüge
aus
„Jesus und seine Jünger."
In zwölf Gesängen dargestellt
von
Dr. H. G. Numsen.

(Fortsetzung.)

Zwar haben nicht wie Frevler sie gelebet,
Ihr Geist ist nicht umdüstert von dem Wust
Der Pharisäer, doch daß sie erstrebet
Mitunter kleiner Sünden falsche Lust,
Das läugnen sie nicht ab, und es erbebet
Vor diesem heil'gen Geiste ihre Brust,
Sie fallen nieder, flehen heiß um Gnade
Ihn an, um Kraft zum tadellosen Pfade.

Steht auf und folgt mir, nimmer wird gedenken,
Sagt Jesus, eurer Sünden, der im Licht
Des Himmels strahlt, er wird euch reich beschenken
Mit Segen, thut ihr ferner eure Pflicht;
Steht auf und folgt mir, hin will ich euch lenken
Zur Seligkeit, es hat mein Wort Gewicht
Und ew'ges Ansehn! Beide dann erhoben
Sich demuthsvoll und blickten fromm nach oben.

Da nahten noch zwei Brüder, klar und offen,
Johannes und Jacobus, Fischer auch;
Was steht ihr zitternd, ängstlich und betroffen,
Spricht Jesus, mild ist meines Geistes Hauch,
Entschließt euch rasch zum himmlisch schönen Hoffen,
Ihr habt nie überfüllt mit Wein den Bauch
Und Speisen, folgt mir und entsagt den Netzen,
Ich will euch ein zum höchsten Amte setzen.

Und sie gehorchten, feierliches Schweigen
Schloß ihren Mund, der Heiland ging voran,
Die Jünger folgten, die vor ihm sich beugen
In tiefer Ehrfurcht, heilig ist der Mann,

Der sie berufen, er wird ihnen zeigen
Den Weg zur Seligkeit, den Weg hinan
Zum Himmel, nicht den Weg hinab zur Hölle,
Das ahnen sie, ihr Geist wird klar und helle.

Wie leuchten Mond und Sterne ihrem Pfade
So friedlich lächelnd und so selig mild,
Als kennen sie die Fülle hoher Gnade,
Die sich entwickelt wie ein Götterbild
Aus dem Erlöser, der, was nicht die Made,
Der Wurm nicht fressen kann, vor Hunger wild,
In sich bewahrt, mit hehren Himmelsschätzen
Begabt und frei von Sünde und Entsetzen.

Der See Genezareth schlägt seine Wellen
Jetzt lauter und es ist, als riefen sie:
Du wirst die Segel aller Schiffe schwellen
So sanft, daß sie nicht sehen Angst und Müh,
Daß Stürme nicht und Klippen sie umstellen,
Daß freie Bahn sie finden spät und früh,
Sie werden, wie im Thal die Bäche, wallen,
Nie in das öde Grab der Fluthen fallen.

Kein Wölkchen sieht man in dem Aether spielen,
Das Firmament zeigt sich im reinsten Blau,
Und Winde eilen durch die Flur, zu kühlen
Die Pflanzen, schimmernd perlt der süße Thau
An Reben und an Blumen, Wonne fühlen
Die Jünger, staunen auf zum Riesenbau
Der Berge, die voll Kraft die Häupter heben,
Fest wie ihr Führer stehn und nie erbeben,

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

„Jene majestätischen Bergriesen," hub er an, „die sich mit ihren eisbedeckten Gipfeln von der Abendsonne umglänzt in unabsehbaren Abdachungen erheben, sind nur ein kleiner Zweig von dem mächtigen Stamme des Kaukasus. Von seinen, sich tief in die Wolken bergenden Hochebenen, ergießen sich zwei Flüsse durch die felsigen Labyrinthe seiner Verzweigungen, die Schamura und der Koißu; der erstere nach Südosten, der andere nach Nordwesten, und bilden ein gewaltiges, unregelmäßiges Dreieck, das der mit dem kaspischen Meere parallel laufende Gebirgsrücken Schalataw in gerader Linie durchschneidet. In diesem Dreiecke wohnen die lesghischen Stämme der Taulinzen, die ihren Namen von der Oertlichkeit ihres Wohnsitzes, nemlich von Tau, der Berg, erhielten. Die Küstengegenden bevölkern Kumyken, Dschengatayer, Karakaidachen und Tabassaranen, und auf dem Hochgebirge selbst leben die freien Tabassaranen. Hinter ihnen in den Schluchten der Berge, die sich bis Tiflis erstrecken, weilen die wilden Stämme der Akuschlinen und der Avaren.

Seit der russische Adler sich auf diesen Höhen niederließ, dauern die Kämpfe, die jene Völkerschaften — der Civilisation feind und nach Raub und Beute dürstend, oft einzeln, oft verbunden gegen unsere Waffen versuchen. — Furchtbar und grausam im Gefechte, scheiterten ihre Angriffe dennoch immer an unserer Wachsamkeit und Tactik, und die blutigsten Warnungen scheuchten sie nur für einige Zeit in ihre unzugänglichen Felsenschluchten, wo sie sich zu neuen Raubzügen rüsteten. Schon in dem unglücklichen Kriege von 1826 und 1827 würden sie uns gefährlich haben werden können, wenn sie sich, gleich den transsamurischen Stämmen mit Abbas Mirza vereinigt hätten. Davon aber hielt sie die Glaubensverschiedenheit ab; denn die Perser sind Schiiten, alle Bergvölker aber Sunniten, und diese beiden Secten hassen sich tödtlich. — Die glücklichen, beutereichen Einfälle der benachbarten Tschetschenzen und Tscherkessen, feuerten die Gebirgsvölker zur Nachfolge an; mehr und mehr verbreitete sich die Auflehnung gegen die russische Verwaltung und selbst Daghestan ward der Schauplatz blutiger Reibungen. Diesen Augenblick nun benutzte ein schlauer, verwegener Be-

trüger, der Prophet Kasi-Mullah, dessen Name, dessen Thaten und verrichtete Wunder in tausend Gesängen widerhallen von den Gestaden des Meeres bis zu den Firnen der Gebirge. Dieser unternehmende Mann, von Geschlecht ein Koißu-Buline, der Enkel eines entlaufenen russischen Soldaten, zog in früheren Jahren mit einem mit Weintrauben beladenen Esel in die schamchalischen Dörfer, wo er seine Früchte gegen Getraide vertauschte. Auf diesen Streifzügen erwarb er sich die genaueste Kenntniß der wildesten, fast nie betretenen Gebirgsschluchten und Höhlen in einem weiten Umkreise. — Nach einigen Jahren machte er die Bekanntschaft eines Mullah in Birikei, von dem er lesen lernte. — Dieser bemerkte bei dem jungen Manne einen hohen Grad von Scharfsinn, mit unermüdlichem Fleiße gepaart und schickte ihn zu dem durch hohe Gelehrsamkeit berühmt gewordenen Kadi-Mohammed in dem Gebiete Aslan's, eines Chans der Kumyken. Hier lernte er die arabische Sprache, und der muselmännische Geist der Unduldsamkeit, des Wunderglaubens und der Vorurtheile, bemächtigte sich des offenen Gemüths des Jünglings. — Bald darauf trat er öffentlich auf, gab vor, göttliche Inspirationen zu haben und mahnte zum Aufstande und zur Ausrottung der Ungläubigen. Dieses ereignete sich im Jahre 1821. Von Aslan-Chan, einem herrschsüchtigen aber freisinnigem Häuptlinge, sammt seinem Lehrer vertrieben, zog er von einem Stamme zum andern, und sein Ruf verbreitete sich, wenn auch langsam, doch um-desto erfolgreicher. Im vorigen Jahre begann der Aufstand und die Einfälle der westlichen Gebirgsvölker, und zu gleicher Zeit suchte Kasi durch Sendschreiben und Boten die bis dahin ruhigen Bewohner Daghestans *) zur Ergreifung der Waffen zu bewegen; aber wie eine drohende Gewitterwolke, bereit sich zu entladen, um die aufglimmenden Funken der Empörung zu vertilgen, stand ein starkes Corps unter Generallieutenant Eristoff in der Nähe und vereitelte hier seine Bemühungen. — Einige unbedeutende Gefechte und Recognoscirungen in die leichter zugänglichen Thäler bildeten den Feldzug des vorigen Jahres, den der Winter ein Ende machte, indem die Aufrührer sich in ihre Schlupfwinkel, unsere Truppen aber in ihre befestigten Läger und auf die Achsen ihrer Operationen Derbent, Tarki und Kuba zurückzogen.

Mit dem jetzigen Lenze aber, der die Abhänge der Berge mit grünem Futter schmückte, und den, fast sämmtlich berittenen, Bewohnern derselben die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gestattete, brach die Flamme der Empörung furchtbarer als jemals aus. — Der Donner der an der Weichsel gelieferten Schlachten, der Freiheitsruf der heldenmüthigen Polen hallten auch an den Rebenhügeln und in den Granitzacken des Kaukasus wieder. Kasi-Mullah schilderte seinen Landsleuten den russischen Adler als kampfesmüde und alterschwach; die Uferbewohner kündigten den Gehorsam auf; das Gebiet Schamchals erhob die Waffen; die Bergbewohner drangen aus ihren Schluchten und trugen Mord und Verwüstung bis in die Nähe unserer Läger. Heute nun langte die Nachricht an, daß der Prophet mit einem zahlreichen Heere Taulinzen und Tschetschenzen in Daghestan erschienen sey und uns in unsern schwachen Positionen anzugreifen gedenkt. Deßhalb die Bewegung unter unsern Truppen und die Aufregung unter den uns treuen Bewohnern der Stadt."

Der Apellruf einer Trompete unterbrach den alten Krieger in seiner Erzählung, der nur der ältere seiner Begleiter, Hornthal, ein aufmerk-

*) Daghestan, d. h. Bergland.

sames Gehör zu leihen schien, denn die Blicke des jüngern, Antuschka, schweiften, in wehmüthiges Nachsinnen getaucht, in der abendlichen Ferne.

„Die Trompete ruft mich" — sprach der Wachtmeister rasch und erhob sich mit jugendlichem Feuer. „Gehabt Euch wohl, ihr Herren, ein anderes Mal mehr!"

„Auf Wiedersehen, braver Kamerad!" rief ihm Hornthal nach; „aber Eueren Namen laßt uns doch zurück."

„Fragt nur nach Dimitri, dem Schädelschmied, und jedes Kind in Derbent und jeder Soldat, der das Zeichen des Czars trägt vom kaspischen bis an das schwarze Meer, wird Euch Auskunft geben" — hallte es dumpfrollend über die, den Enteilenden bergenden Ringmauern der Stadt.

„Wir werden also bald Beschäftigung erhalten," sprach Hornthal ernst zu seinem schweigsamen Gefährten, „und wahrscheinlich schlägt schon morgen unsere Trennungsstunde; denn die verschiedenen Waffengattungen, denen wir angehören, können, wie es mir vorkommen will, in diesem Lande wohl selten nur gemeinschaftlich wirken. Wundern soll es mich nur, wo und auf welche Art mein gnädiger Herr Vater mich anstellt — denn — erstaune nur nicht allzusehr — jener ernste Mann, der unsere Depesche in Empfang nahm, Sr. Excellenz, der General Wassiljeff, ist mein Vater — oder vielmehr Stiefvater, der sich übrigens nie viel um mich bekümmerte, und den ich, außer einer dunkeln Erinnerung aus meiner frühesten Jugend, bis heute nur aus der Beschreibung kannte."

Antuschka hatte mit reger Aufmerksamkeit diese Entdeckung aufgenommen. — „Du Glücklicher," erwiederte er weich, „wie magst du dieß so kalt, so bitter spottend sagen? — Du würdest nicht so sprechen, hättest du jemals gefühlt, wie drückend das Gefühl ist, Diejenigen die uns das Leben gaben nie gekannt zu haben, ja selbst nicht einmal zu wissen wer sie waren, und sich mit einem fremden, dem Mitleid abgeborgten Namen, in der Welt herumzuschleppen. Doch erzähle mir, wie und wann du jenem Manne so nahe gestellt wurdest."

„Das ist leicht geschehen," erwiederte der Zurechtgewiesene; „so laß uns denn zum Abschiede von unserer Lebensgeschichte austauschen, was unser Gedächtniß davon zu entbehren hat. — Mein Vater war ein Deutscher Edelmann, was dir längst mein Name verrathen haben wird. — — Wegen politischer Ansichten verfolgt, verließ er sein Vaterland und ging in russische Dienste. Talent und Tapferkeit hoben ihn rasch von Stufe zu Stufe und noch nicht dreißig Jahre alt, befehligte er schon ein Regiment in der Krimm. Hier lernte er meine Mutter, die Erbin bedeutender Güter kennen, und ihrer Verbindung verdanke ich mein Leben. Ich hatte kaum mein viertes Jahr zurückgelegt, als mein Vater bei der Vertheidigung Smolensk blieb. — Meine Mutter beweinte ihn lange, denn sie hatte ihn wahrhaft geliebt; aber die Zeit, die die Grabhügel mit dem grünen Teppich der Vergessenheit bedeckt und die Wunden des Herzens vernarben läßt unter dem lindernden Balsam der Hoffnung und neuerwachter Lebenslust, übte auch bei ihr ihren gewaltigen Einfluß. Jung, schön und reich, konnte es ihr an Bewerbern nicht fehlen. Der Major Wassiljeff errang den Sieg über seine Nebenbuhler. — Er wurde mein Stiefvater. — Er sowohl wie meine Mutter sahen es gerne, daß meine Tante — die ältere, an einen Bergbeamten in Petersburg verheirathete, Schwester meines Vaters sich erbot, mich zu sich zu nehmen, um dort meine Erziehung besser zu bezwecken. Ich war noch zu jung, als daß die Trennung

von meiner Mutter mich gerade sehr schmerzlich hätte berühren sollen. Ich sah sie nie wieder. Mein Stiefvater erhielt ein Commando in den südlichen Provinzen des Reichs, und nach dreijähriger Trennung folgte ihm meine Mutter mit einem Sohne, den sie ihm ein Jahr nach ihrer Verheirathung geboren hatte, um in seiner Nähe zu seyn. — Meine Tante theilte mir später die Nachricht von ihrem Tode mit, und es schien mir — als ich älter geworden war, und gelegentlich die Verhältnisse meiner Aeltern berührte, als ob sie nur ungern davon spreche. Meines Stiefvaters erwähnte sie nur selten und mit Unwillen, denn er hatte ihr — wie ich zufällig erfuhr, die Rechte streitig gemacht, die ihr Gatte für mich Unmündigen an die Güter meiner Mutter wahrnehmen zu müssen glaubte. Noch ist dieser Gegenstand nicht entschieden, und vielleicht will heute der Herr Papa General mit dem mündig Gewordenen, ihm Untergebenen sich absinden. — Sieh, das ist meine Lebens- und Familiengeschichte, eine Geschichte wie sie täglich und an allen Orten sich ereignet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Färbung des Montblanc bei Sonnenuntergang.

Von Professor Necker in Genf.

Wenn die Sonne eben untergehen will und der Himmel heiter ist, überzieht sich das gesammte Alpgebirge gegen Westen mit einer schönen Purpurfarbe, welche auf dem Montblanc wegen des glänzenden Schneemantels, in den sein Gipfel gehüllt ist, ins Orangefarbige sticht. Ist die Sonne für die Ebene untergegangen, so erscheinen die Gebirge noch ungleich lebhafter gefärbt, und die Ursache davon ist einfach der Kontrast. Einige Minuten später, wenn auch die niedrigern Gebirge im Schatten liegen, geht ihr Purpur in ein dunkles Blau über; der Kontrast zwischen den beschatteten und den von der Sonne beleuchteten Parthien derselben, der bisher auffallend gewesen war, verschwindet, und ein blaugrauer, fast gleichförmiger Schatten legt sich über das Ganze. Jetzt ist der Montblanc der einzige irdische Punkt, der noch von den Sonnenstrahlen beleuchtet wird, und in Folge davon kleidet sich das ungeheure Schneefeld in das hellste orangegelbe Licht; zu derselben Zeit stechen die beschatteten Parthien und der beleuchtete Gipfel am grellsten gegen einander ab. Zwei-, dreimal, da sich in diesem Augenblick gerade schwarze Wolken hinter dem Gipfel gelagert hatten, sah ich ihn so brennend roth, wie eine glühende Kohle. Ist nun endlich die Sonne auch für den Montblanc untergegangen, welcher Zeitpunkt etwa eine Viertelstunde, nachdem die Sonne für die Ebene von Genf verschwunden, eintritt, so überzieht sich der ganze Berg mit einem trüben Blauweiß, das ganz gleichförmig ist, weil der Kontrast zwischen den beleuchteten und den beschatteten Parthien wegfällt. Dieses Ansehen des Bergs verhält sich zu dem vor wenigen Minuten wie ein Leichnam zu einen lebendigen, kräftigen Körper. Dieser bleiche, so zu sagen leichenähnliche Anstrich des Bergs rührt daher, daß über demselben immer noch eine bedeutende, mit leichten Dünsten geschwängerte Luftsäule schwebt, für welche Dünste die Sonne noch nicht untergegangen ist und die deßhalb noch fortwährend stark erleuchtet und purpurroth gefärbt sind. Ist aber die Sonne auch für diese hohen Luftregionen verschwunden, so hört der Kontrast zwischen diesem Purpur der Luft und dem beschatteten Berg, von dem eben jene bläuliche Trauerfarbe des ewigen Schnees des Montblanc herrührte, auf, und jetzt nimmt der Berg noch einmal, freilich ungleich schwächer und trüber, seine frühere orangegelbe Färbung an, und an den niedrigern Bergen

kommt das alte Purpurblau, in gleichem Grade geschwächt, zum Vorschein. Es kommt dieß daher, daß jetzt alle Gegenstände gleichförmig und zumal, wie früher, vor Untergang der Sonne, von dem glänzenden Sonnenlicht, so jetzt von dem weit schwächern Schein der Dämmerung beleuchtet werden; alle Objekte werden somit verhältnißmäßig, nach Quantität und Qualität, gerade so beleuchtet als zuvor, und der Totalanblick ist in beiden Fällen derselbe, nur daß die Tinten in dem Einen weit dunkler sind als in dem Andern. Ich glaube also, daß diese ganze Reihe von Erscheinungen sich höchst natürlich und einfach durch den Kontrast erklären läßt.

Tages-Allerlei.

Als Gregor VII. das Cölibat einführte, widersprach ihm Bischof Otto von Constanz dadurch, daß er seinen Diözesan-Geistlichen förmlich Weiber erlaubte; eine Synode zu Paris erklärte 1074 alle die für Ketzer, welche den Geistlichen die Ehe verböten (nach 1. Timoth. 4, V. 1 bis 4), und ein Mönch wurde zu Cambray wirklich deßhalb verbrannt, weil er das Verbot vertheidigt hatte. Und jetzt? — ist der Streit noch immer nicht geschlichtet. Die Menschen werden zehn Mal verbraucht, ehe sie einmal von einer Thorheit lassen.

Wenn ein Indianischer Krieger den von ihm besiegten Feind tödten oder scalpiren will, spricht er vorher etwa folgende Worte zu ihm: „Ich heiße Cashegra, bin ein berühmter Krieger und werde Dich sogleich tödten. — Wenn Du in das Land der Geister kommst, so wirst Du den Geist meines Vaters erblicken, sage ihm, ich habe Dich dahin gesandt.“ Dann schwingt er den furchtbaren Tomahawk, der Besiegte hat aufgehört zu seyn, und der Mörder verläßt sich darauf, daß der Erschlagene den Auftrag bestellen werde.

Einige Nordamerikanische Stämme, und in Europa die Basken, haben in ihrem Zähl-System nicht den Decimal- sondern Vigesimal-Maaßstab. Sie zählen von 20 zu 20, wie wir von 10 zu 10. Den Mathematikern ist bekannt, daß Leibnitz ein dyadisches System aus 0 und 1 empfahl.

Ein Recensent behauptet, die Deutschen hätten schon 30 Bände voll Gedichte über die Rose, 20 Bände über die Nachtigall, wenigstens 15 über den Mond, 50 Bände Waldlieder, 40 Bände Gedichte über Bächlein und Blümlein. Von den Liebesgedichten schlägt er an: 2 Bände vom Fenster des Liebchens, vom Wehen des Vorhangs, vom Verschlossenbleiben desselben u. s. w.; 60 Bände an die Entfernte, 8 — 10 an die unbekannte künftige Geliebte. Sterbelieder rechnet der Herr soviel, daß, hätte man Frist, bis man sie alle gelesen, man gar nicht zum Sterben käme, indem der Vorrath sich in's Unendliche vermehre. Die Bemerkung scheint das nicht zu treffen, was sie treffen soll; aber sie kann wenigstens auf den ersten Augenblick Spaß machen.

Jefferson schrieb 1818 an seinen Gefährten John Adams: „Das Resultat Ihrer funfzigjährigen Studien über Religion muß sich in die vier Worte binden lassen: „sey gerecht und gut“; wie alle Logogryphen der Priester sich in die vier Worte auflösen: „ubi panis ibi deus.“ Das, worüber wir Alle einverstanden sind, ist wahrscheinlich das Richtige; das, worüber nicht zwei Menschen völlig eins sind, ist wahrscheinlich falsch. Einer unser Biographen, der die kleinen Menschen als groß malt, fragte mich ehrlich: wie es mit meinem Religionswechsel sich verhalte; ich antwor-

tete: Sprechen sie nicht von meiner Religion — sie ist Gott und mir selbst bekannt! Halten sie sich an mein offnes Leben." — Solche Männer können in der That Staaten und Völker regieren.

Bei einem Tartarischen Volke am Kaukasus herrscht der seltsame Gebrauch, daß wenn dem Khan, oder König, ein Thronerbe geboren wird, alle Frauen im Lande, die eben Mütter sind, ihn nach der Reihe einen Tag säugen müssen. Es soll ihnen hierdurch Liebe zum künftigen Herrscher erregt werden, wobei zu vermuthen ist, daß sie auch ihren Kindern sie einflößen.

Außer dem hangenden Thurm in Pisa, der 13 Fuß vom Perpendikel abweicht, findet sich im Kastell Carnphilly in Glamorganshire (Fürstenthum Wales) ein solcher, der an einem 1221 erbauten Schlosse steht, gegen 80 Fuß hoch ist und 11 Fuß über die senkrechte Linie weghängt.

Passende Inschrift.

Es sollten im Jahre 1680 mehrere ganze und halbe Karthaunen für das Dresdener Zeughaus gegossen werden, und der berühmte Feldzeugmeister Wolf Kaspar von Klengel erhielt, nächst dem Befehle dazu, auch die Weisung, eine Inschrift für jene Mordmaschienen vorzuschlagen. V. Klengel belobte darauf in einem allerunterthänigsten Schreiben vom 30. September 1680 seinen allergnädigsten Kurfürsten, daß er gleich seinen glorwürdigsten Herren Vorfahren, die das Zeughaus „mit Ufwand so unglaublicher, jo in Millionen Goldes bestehender Spesen zum Schrecken Ihrer Feinde undt zum Schutz Dero Lande undt Unterthanen stabiliret", für Verstärkung, wie Verzierung desselben sorgen wolle, erzählte, daß er auf seinen Reisen in Holland, Italien und Frankreich, absonderlich in Frare, Allesandria und Trino, viel und kostbares Geschütz mit den passendsten Inschriften gesehen, daß ihm aber keine passender scheine als die, welche während seiner Anwesenheit in Frankreich Ludwig XIII habe auf alle Kanonen gießen lassen, nämlich: Ratio ultima regum („Der Könige letzter Grund"). Ob der Kurfürst die Inschrift gewählt, ist nicht bekannt. Schon das Vorschlagen derselben aber charakterisirt so Herrn als Diener der damaligen Zeit. — Wie dürften wohl jetzt dergleichen Inschriften lauten? — In absoluten Staaten nicht anders — in constitutionellen aber??? —

Richard Roos.

Glosse.

Die Sucht, zu reformiren, ist epidemisch geworden, und diese Epidemie hat, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, einen böseren Charakter angenommen; bei denen, wo schon die Säfte (die moralischen) verdorben, ist sie in Revolutionssucht ausgeartet. Viele Reformationssüchtige haben sich nicht damit begnügt, das alte Gebäude, wo es durch die Zeit baufällig geworden, auszubessern, sondern es ganz einzureißen, ohne noch darüber mit sich eins zu seyn, nach welchem Plane ein neues wohnbares Haus errichtet werden soll; es kümmert sie nicht, wo ihre Nebenmenschen ein sicheres Unterkommen finden, diese mögen bivouacquiren, sie sorgen indeß, daß sie selbst unter Dach und Fach geborgen sind.

K. Müchler.

Vermischte Nachrichten.

Der geologische Garten von Surrey erhielt jüngst erst ein sehr schönes Exemplar einer sogenannten zweiköpfigen Schlange (Amphisboena). Der Schweif dieses Thieres ist sehr abgestumpft, und hat solche täuschende Aehnlichkeit mit einem Kopfe, daß man sehr genau Acht geben muß,

wenn man beide Enden unterscheiden will. Da außerdem diese Schlange auch eben so gut vorwärts als rückwärts kriechen kann, so entstand leicht die irrige Meinung, daß es eine zweiköpfige Schlange sey, wie denn ältere Naturforscher fest auf dem Glauben an ein solches Wunderthier beharren. Die erwähnte Amphisboena wurde aus Indien nach England gebracht, mißt 4 Fuß in der Länge und hat 5 Zoll im Umfange. Sie hat keine Schuppen und einen glatten, fast durchaus gleich dicken Körper von kastanienbrauner Farbe. Man hält sie für unschädlich, da man in ihrer obern Kinnlade keine Giftzähne bemerken kann.

Wenn man Wasser bis zu 240 Grad erhitzt, so übt der Dampf auf jeden Quadratzoll den Druck einer Atmosphäre nebstdem noch eine Kraft von 15 Pfund aus. Die Kraft des Dampfes in einem hohen Grade der Erhitzung wird fast unwiderstehlich. Man hat die Gewißheit erlangt, daß der Dampf bei einer Hitze von 439° eine Kraft von 375 Pfund auf jeden Quadratzoll ausübt, und je mehr diese Hitze gesteigert wird, desto mehr nimmt die Kraft des Dampfes zu. Perkins will Wasser bis zum Rothglühen erhitzt, und hiedurch einen Dampf erzeugt haben, der auf den Quadratzoll mit 1500 Pfund Kraft wirkte. Wenn ein Gefäß, von der Größe eines gewöhnlichen Theekessels, Dampf von solcher Kraft enthielte, so würde der Druck, mit dem er auf die ganze Oberfläche wirkte, über 400,000 Pfund gleich seyn.

---

* Die prompte Justiz.

Zwei Nachbarinnen stritten einst um den Besitz
Von einer Nachtigall;
Mein ist sie! sprach Frau Schmitz:
Denn alle Morgen tönt so süß ihr Schall
Aus dem Hollunder unter meinem Dache,
Daß ich ganz froh davon erwache.

Nein, mein ist sie, und mein ihr Lieblingssitz!
Rief Jungfer Ritz,
Denn jeden Abend hör' ich sie so lieblich singen
In meiner Geisblattlaube;
Da schluchzt sie zärtlicher als eine Turteltaube
Bis in die tiefe Nacht! — Drauf kann ich Zeugen bringen;
Auch holet sie an meinem Bach die Speise
Für ihre Jungen, — willst du mehr Beweise?

O, herrliche Prudenz,
Und seltne Consequenz!
Entgegnete Frau Schmitz mit naseweisen Fragen:
Gehört dir auch der Hase,
Der frißt von deinem Grase?
Was werden Amtmann und der Junker dazu sagen?

Dann schwur bei ihrer Treue sie:
Willst du auch diesen Vogel mir mißgönnen,
Und stets mit mir zum Streite rennen,
So soll es gehen, wie
Es jüngst dir bei dem Richter ging,
Der für die Handbreit' unsrer streit'gen Wrechten *)
Die Hand voll Thaler auch von Dir empfing;
Durch all' Instanzen werd' ich fechten!

Die Jungfer nahm hierauf die Frau aufs Korn,
Versetzt' ein wenig spitz doch ohne Zorn:
Es weiß die ganze Welt,
Ich opferte viel Geld,
Doch du gabst heimlich hin die schönen rohen Schinken,
Durch ihr Gewicht sah man der Themis Wage sinken!
Es traf der Pfeil, die Frau entfärbte sich.
Und ihre Sprache wich
Vor Wuth und Hitze
In die gekrümmte Fingerspitze;
Und drohete handgreifliche Gefahr;
Schon sträubte sich vor Gift das Haar
Hoch unter ihrer Mütze.
Die fernern Thaten
Kann jeder leicht errathen;
Man weiß, wie Weiber thun, wenn sie in Wuth gerathen.

Ein Kater, der zwar nie das Jus studierte,
Nie las Pandecten der Justiz,
Jedoch viel Mutterwitz,
Und ein Talent des Richters in sich spürte,
Sah diesen Streit, und, horchend dem Gezänke,
Sann er auf Advokaten-Ränke;
Im Dickigt, schlau zum Fang versteckt,
Griff er das streitige Object,
Und fraß es auf durch all' Instanzen
Ganz unpartheilich in den Ranzen.

Zürnt, Richter! nicht, wenn dieses Thier
So klug, doch rascher noch entschied, als Ihr.

A. B.

---

*) Wrechten ist ein in Westphalen gebräuchliches Wort: bedeutend ächte Wehren, oder Grenzen.

Verbesserungen.

In Nro. 61 d. Bl., Seite 486, Spalte links, Zeile 45, lies statt: d. v. — dieses; Spalte rechts, Zeile 15, nach: — der alten; Zeile 23, nach: Geist — Desjenigen; Zeile 31, nach Darstellung fehlt ein: —; Zeile 32 statt: ; — .; Spalte links, Zeile 39 nach: Staate — kein Comma; Zeile 45 nach: Wohl — aufrichtig und eifrig.

A. Daxes Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 63.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 8. August 1833.

Uns blieb sein Geist, verschwunden ist die Hülle,
Doch wer ruft nicht: o hätt' ich sie geschaut!
O, hätte der vor mir in hehrer Stille
Gestanden ein Mal nur, der fest vertraut
Auf Gott, dem seines Vaters heil'ger Wille
Das Höchste war, der stark ein Werk gebaut
Das ewig steht, das kann kein Sturm verheeren,
Der Worte sprach, die reine Wahrheit lehren.

Auszüge aus „Jesus und seine Jünger."

In zwölf Gesängen dargestellt

von

Dr. H. G. Numsen.

(Fortsetzung.)

Da wendet Jesus schnell sich um nach ihnen,
O, ruft er, schaut die Pracht, die Herrlichkeit,
Und wollet hochbegeistert dem nur dienen,
Der thront erhaben über Raum und Zeit!
Seht hier die Reben und die Bäume grünen,
Seht dort die Sterne und den Mond so weit,
So unermeßlich weit den Raum bedecken,
O diese Majestät muß Sünder wecken!

Doch ach! gekehrt vom Schöpfer dieser Sterne
Und dieses Mondes, der am Himmel lacht,
Hat sich die Menschenwelt, in weiter Ferne
Steht sie von Gott, gehüllt in tiefe Nacht.
Und daß sie wieder ihn verehren lerne,
Daß heilig sie und treu ihr Herz bewacht,
Dies zu bewirken, hat mir aufgetragen
Der Vater, in den Geistern soll es tagen.

Ein unvergänglich Wesen soll empfangen
Durch mich der Menschengeist, daß fromm und gut
Er ganz entsagt dem sündlichen Verlangen,
Und daß er dämpft der Leidenschaften Gluth;
Dann schwindet ihm die Sorge und das Bangen
Vor Rache, Strafe; festen, freien Muth
Hat er errungen und in schönen Frieden
Lebt er dahin, von Noth und Qual geschieden.

Ein Himmelreich zu gründen hier auf Erden,
Ist mein Beruf, ist meine hohe Pflicht,
Der König eines Staates will ich werden,
In welchem strahlt der Wahrheit helles Licht,

In welchem jeder Bürger, mit Geberden
Der Liebe und der Treue im Gesicht,
Auch in dem Herzen Liebe nährt und Milde,
Weit sind verbannt des Hasses Nachtgebilde.

In welchem sich die Geister sanft umschlingen,
Sich gegenseitig leihen ihre Kraft,
In welchem alle einem Vater singen
Die frömmsten Lieder ohne Leidenschaft,
In welchem keiner wird die Brüder zwingen
Zur Sclaverei, die schändet und erschlafft,
Nein! ehren werden alle sich und lieben,
Nie wird man sich durch Neid und Stolz betrüben.

Nie wird man Haß und Feindschaft toben hören,
Der Name Bruder ist es, den man ehrt,
Kein Einziger läßt sich vom Wahn bethören,
Den jetzt die Welt so freventlich begehrt,
Und keine Plage wird die Ruhe stören,
Von ihm wird alles Unheil abgewehrt,
O, dieses Reich wird ewig herrlich blühen,
Und alle Seelen werden es beziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Zu den Füßen der Jünglinge zog in diesem Augenblicke ein Fischerboot vorüber, dessen Ruderer ein tscherkessisches Lied sangen, bei dessen Tönen Feodor eine auffallende Unruhe verrieth, die sich nach und nach in den Ausdruck schwärmerischer Wehmuth und Selbstvergessenheit auflöste; seine Augen schlossen sich, von seinen Lippen zitterten leise Laute einer fremden Sprache, vernehmlicher, deutlicher wurden die Töne und wie im Traume stimmte er in die wehmüthig über die Wogen ziehenden Schlußverse des Liedes:

Zum Ufer die spielenden Wellen ziehn
Mit Liebchen zu kosen so duftig und grün;
Zart Liebchen, traue den Falschen nicht,
Dem lächelnden, freundlichen Angesicht;
Es lügt ihr Mund,
Im Herzensgrund
Da lauert Verrath, da brütet es Tod:
O, wahrt euch ihr Blümchen so purpurroth.

Hoch über den Klippen der Adler schwebt,
Das Lämmchen zum grasigen Abhang strebt,
Zart Lämmchen folge der Lockung nicht,
Im Schutze der Felsen such dir ein Gericht;
Für dich sind Höh'n
Nicht auszuseh'n —
O, kehre zum Rand der Quelle zurück,
Im heimlichen Thal nur blüht dein Glück.

Die Höhle der Diws steht einsam und leer,
Sie suchen sich Hülfe tief unten im Meer,
O, Bergfrau, traue der Stille nicht
Mit Nebelgewand umhülle dich dicht,
Die Kindlein dein
Schließ mit hinein;
Es rauschet das Meer, es kreiset der Aar,
Es tanzt auf Gebeinen der Geister Schaar.

Mit steigender Verwunderung hatte Gustav auf den ihm unverständlichen Gesang seines jungen Freundes gelauscht; mit zunehmender Unruhe gewahrte er die Veränderung die in dem Wesen des sonst so harmlosen Jünglings vorging. Wie aus einem magnetischen Schlummer erwachend, öffnete Feodor die Augen und richtete den Blick starr auf die Gegend, wo das Schiffchen hinter einem Vorsprunge des Gestades verschwunden war; da rauschte es leise in dem jungen Gebüsche, welches die Ruinen üppig umzog, und ein seltsames Frauenbild trat plötzlich vor die beiden Freunde. Ein langes, hellblaues Gewand von zarten Stoffen legte sich in phantastischem Faltenwurf um die hohe Gestalt, ein Turban von purpurfarbenem Seidenzeug bedeckte ihr Haupt, von dem das starke schwarze Haar in langen Flechten über die Schultern herabhing. Ein glänzendes dunkles Augenpaar, warf durchdringende Blicke auf die Ueberraschten und in den dunkelbraunen, noch wenig mit den Spuren der Jahre verwebten Gesichtszügen, begann ein leb-

haftes Muskelspiel, ein zweifelhafter Kampf zwischen freudiger Theilnahme und grausamem Hohn:

„Hoho Feodor, hoho Waisenkind!" — rief die seltsame Erscheinung mit schadenfrohem Spottlaut — und in eintöniger singender Weise fuhr sie fort: „suchst du dein Mütterlein; Grabesnacht hüllt sie ein; sähst du die Schwester gern, freu' dich, sie ist nicht fern; — spähst du den Vater aus, Rache umschwebt sein Haus!" —

Feodor hatte die Hände vor das bleiche Gesicht gelegt; eine merkliche Erschütterung raubte ihm das Vermögen, irgend eine Bewegung zu machen. „Weib, was willst du?" rief Gustav, indem er aufsprang, und unwillkührlich die Hand an sein Schwert legte; aber noch einen langen, feuchten Blick warf die Räthselhafte auf den Freund, und nach einer raschen Wendung schlugen die Zweige hinter ihr zusammen, und nur die den Abhang hinabrieselnden Steinchen verriethen aus der Ferne die Spur ihres lautlosen Fußtritts.

„Was bedeutet dieß Gaukelspiel," redete Gustav den Verstummten an; „Feodor, ermanne dich, und gieb mir Aufklärung über die sonderbaren Vorfälle dieses Augenblicks."

Langsam zog der Angeredete die Hände von seinen Augen; sein stierer Blick spähte ängstlich umher: „sahst du das Bergweib, — ist sie fort?" — stammelte er leise. — „O, Gustav, hättest du mich nicht den Wellen der Newa entrissen, mir würde vielleicht besser seyn. Aus der fernen Traumwelt der Kindheit nahen sich mir die Gestalten, die der Jüngling für Gebilde eines Mährchengewebes der Knabenphantasie hielt, in lebendigen Umrissen, in Wort und Ton. Es ist keine Täuschung. Diese Gebirge mit ihren blendenden Gipfeln und ihren düstern Gründen, dieses Meer mit seinen Wellenhügeln und Schifferbarken, diese Stauden und Blüthen, diese Abendröthe, diese Luft, dieß Geplauder der Buben, und diese Gesänge der Fischer — sie sind mir nicht mehr fremd, ich schärfte schon früh an ihren Firnen meinen Blick, ich spielte an den Quellen im Thal, ich sah die Wogen mit Schaum gesäumt, die Schiffe mit Segeln beflügelt, ich entschlummerte im Schatten der Bäume, ich rief der sinkenden Sonne weinend den Scheidegruß nach, in dem reinen Aether hob sich meine Brust, die Spiele der Knaben stärkten meinen Arm, und lustberauscht stimmte ich ein in die Weisen jener Gesänge. — Und nun die Bergfrau! — o, bei Gott, es ist kein Traum! — es ist sinnverwirrende Wahrheit. — Hier habe ich die ersten Jahre meines Daseyns verlebt, in den Höhlen jener Gebirge war meine Wohnung, ein kleines liebliches Mädchen spielte mit mir am Ufer ihrer Thalbäche, jene Gestalt nannte ich Mutter. Ich sah sie stehen auf der Spitze der Felsen, vom Sturme umrauscht, ich trug ihr die Kräuter nach, die sie im lockern Gestein der Klippen sammelte, ich begleitete sie in die Dörfer fremdgekleideter Menschen, — ich hörte sie mit scheuer Ehrfurcht Bergfrau nennen, ich schwelgte in den Rebengärten, und entnahm dem Maulbeerbaume die köstlichsten Früchte für die Gespielin. Dann erschien ein Mann — es mußte Winter seyn — mit langem Barte, in Pelz gehüllt. Er setzte mich in ein Fuhrwerk, und neben mir, rechts und links, tanzten Felsen und Bäume und als ich zurückblickte waren die bekannten Berge verschwunden und neue tauchten vor uns auf, und als ich weinte und nach der Schwester verlangte, wußte er mich zu trösten mit Näschereien und Versprechungen. Der Mann war Antuschka, ein Specereihändler aus Moskau. Er wurde mein Pflegevater. — Ich wuchs heran; mehr und mehr erschien mir die erste Station meiner Lebensbahn

als Traum, und kaum achtete ich mehr darauf, wenn der Vater, der jährlich eine lange Reise machte, mir einen Gruß von der Mutter und der Schwester brachte. — Mein vierzehntes Jahr hatte ich erreicht, da warf eine Krankheit meinen Pflegevater aufs Siechenbett; er ließ mich vor sein Lager kommen, und bereitete mich mit ruhiger Fassung auf unsere unabwendbare Trennung vor. „Du bist nicht der Sohn jener Frau, bei der du deine frühe Kindheit verlebtest, und die mich seit längeren Jahren mit heilbergenden Kräutern versah," sprach er so deutlich als es seine Schwäche erlaubte; — „sie überließ dich mir auf mein Zureden, aber nie ist es mir gelungen, etwas über deine Abkunft von ihr zu erforschen. Meine Umstände sind nicht die besten, du würdest nach meinem Tode hülflos an meinem Sarge stehen, wenn mir nicht die Hoffnung bliebe, daß ein Freund — der zwar selbst arm, aber von einiger Bedeutung am geeigneten Orte ist, meine Wünsche für deine Zukunft erfüllen wird. Nimm diese Börse, sie enthält nicht viel, aber alles worüber ich zu verfügen habe, und dieses Schreiben. Begieb dich nach Petersburg, suche den Mann an den es gerichtet ist auf, führe ferner meinen Namen, bis du einen findest der dir besser geziemt, und Gott verleihe dir seinen Schutz." Er wollte mir mehr sagen, aber die Lichoratka *) raubte ihn Sprache und Bewußtseyn. Nach einigen Stunden verschied er. Als ich seinen Grabhügel mit meinen Thränen benetzt und für die Ruhe seiner Seele zu Gott gebetet hatte, begab ich mich auf die Wanderung, und erreichte glücklich das mir vorgeschriebene Ziel. Ich fand den Biedermann an den ich empfohlen war, er war Ofenheizer in einem der kaiserlichen Paläste und durch seine Vermittlung wurde ich unter das Cadettencorps aufgenommen. Man wollte bei mir Anlagen bemerken, die ich selbst nicht kannte, und so mußte ich mich dem Genieswesen widmen. — Das Uebrige kennst du; denn als ich beim Baden zu viel auf meine Kräfte vertraute, und am jenseitigen Ufer der Newa vom Strome fortgerissen, dem Tode nahe war, sprangst du, der in der Abendkühle lustwandelnde Reiteroffizier, in die reißende Fluth und rettetest den dir Unbekannten in edelmüthiger Selbstvergessenheit, und der Jüngling bettelte um deine Freundschaft, und als er dich nun näher kennen lernte, geizte er nach deiner Achtung und sein Leben war fortan dir gewidmet."

„Laß das gut seyn!" unterbrach ihn Gustav; „was ich dir that, würde dir Jeder, der mit dem Elemente so vertraut ist als ich, ebenfalls gethan haben. — Nach allem was du mir erzähltest, und nach den Vorfällen von denen ich in diesem kurzen Zeitraume selbst Augenzeuge war, mußt du in diesen Gebirgen die Aufklärung über deine Geburt suchen, und daß es dir gelingen wird, bezweifle ich nicht; denn die Frau, die du die Bergfrau nennst, und die mir eine Wahnsinnige zu seyn scheint, ist unbedingt in dein Schicksal verwebt. — Sie wird einem von uns schon einmal wieder begegnen und es gelingt dann entweder der List, der Ueberredung oder der Gewalt, einige Lichtstrahlen zu erhalten, die wir gemeinschaftlich verfolgen wollen. Jetzt aber laß uns aufbrechen, die Sonne ist längst hinter den Bergen versunken und der Herr Papa möchte mich nicht so freundlich empfangen, wie sie Ab-

*) Der Russe, selbst der gebildete, nennt so eine Krankheit, die sehr häufig in einigen Theilen seines Vaterlandes ist, und die unter schleichenden Fiebern die von ihr Befallenen dem Tode entgegenführt. Er verbindet mit ihren ersten Symptomen die Erscheinung einer hagern Frau, die ihr Opfer oft mitten in einer Gesellschaft auswählt, und nur diesem sichtbar ist. Die Erscheinung nennt er, wie auch die Krankheit, Lichoratka.

schied von uns nahm, ließe ich ihn noch länger warten."

Die Jünglinge brachen auf; Gustav eilte zu dem Stelldichein, Feodor zu der ihnen angewiesenen Wohnung, und als auch der erstere spät Abends sich dort einfand, traf er seinen jungen Freund bereits im tiefen Schlafe. Mit milder Wehmuth trat er an sein Lager, betrachtete ihn lange und dann flisterte er leise: „Schlummere nur fort, schlummere selbst wachend noch fort und ahne nicht, was deinen Freund bewegt." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Aufschlüsse über den Tod des Herzogs von Enghien. *)

Am Morgen des 21 März 1804 verbreitete sich in Paris das Gerücht, in Vincennes sey in der vergangenen Nacht eine Person von Bedeutung verurtheilt und erschossen worden. Die Sage ging von den Märkten und von den Kasernen aus, hier durch Soldaten verbreitet, welche von Vincennes zurückkamen, und dort durch Landleute aus der Umgegend, welche Lebensmittel zum Markte brachten. Auch die Polizei erhielt die erste Kunde auf diesem Wege, zu ihrem großen Erstaunen, indem der Chef derselben, Graf Réal, den Auftrag hatte, die Person, deren Tod berichtet wurde, zu vernehmen, und eben im Begriffe war, dieses Auftrages sich zu entledigen. Es war der Herzog von Enghien, der Tags zuvor, Nachmittags um 4 Uhr, an der Barrière von Charanton angekommen, und von dort aus unmittelbar nach Vincennes gebracht worden war.

Um die Wichtigkeit und Nothwendigkeit dieses Verhöres gehörig würdigen zu können, muß ich eines Umstandes erwähnen, durch den es zunächst veranlaßt wurde.

Mehrere Generale von dem ehemaligen Condé'schen Armeekorps wurden gleichzeitig mit dem Herzoge zu Ettenheim, im Großherzogthume Baden, verhaftet. Es waren die Generale von Vauborel, von Mauroy und von Thumery; sie wurden ebenfalls nach Paris gebracht. Unter Vauborels Papieren fand sich ein an ihn gerichtetes, eigenhändiges Billet des Herzogs von Enghien, das also lautete: „Ich danke Ihnen, mein lieber Vauborel, daß Sie auf den Verdacht den mein hiesiger Aufenthalt bei Bonaparte erregen, und auf die Gefahren, denen ich, bei dem tyrannischen Einflusse, den er auch auf dieses Land ausübt, ausgesetzt seyn könnte, mich haben aufmerksam machen wollen. Wo Gefahr ist, da ist auch der Ehrenposten eines Bourbon, und ich kann in diesem Augenblicke, wo durch einen geheimen Rathsbefehl Sr. britischen Majestät alle Emigranten, welche sich zurückgezogen, aufgefordert worden, an die Ufer des Rheins sich zu begeben, von diesen würdigen und edlen Kämpfern für die Monarchie mich nicht entfernen, was auch daraus entstehe. Unterzeichnet: Herzog von Enghien."

Eine Abschrift des eben erwähnten Befehls, der alle Condéer bei Verlust ihrer von England bezogenen Pension an den Rhein berief, fand sich ebenfalls unter Vauborels Papieren. Der Befehl war, so viel ich mich erinnere, vom 13. oder 14. Januar 1804 datirt. Ich berufe mich darüber auf die englische Kanzlei, und wegen des Billets auf Herrn von Vauborel oder dessen Familie, die er ohne Zweifel davon unterrichtet hat, da sein Inhalt sowohl ihm als dem Herzoge zur Ehre gereicht; auch glaube ich durch die Umgebungen des Letztern, die um seine Angelegenheiten wissen konnten, eben so wenig Lügen gestraft zu werden.

*) Aus der eben so wichtigen als interessanten Schrift: Témoignages historiques, ou quinze ans de haute police sous Napoléon, par M. Desmarest, Chef de cette partie pendant tout le Consulat et l'Empire, Paris chez A. Levavasseur. 1833.

Beide Dokumente wurden, in Betracht ihrer Wichtigkeit, sogleich dem Konsul vorgelegt, und von ihm zur Hand behalten.

Unter den Papieren des Herzogs wurde ein Schreiben gefunden, welches der Graf von Lanan, Obrist eines nach ihm genannten Regimentes von dem Condé'schen Armeekorps, von München aus an ihn erlassen hatte, und das Graf Réal im Originale besitzt. Ich führe aus demselben folgende Stelle wörtlich an:

„München, den 11 Februar 1804.

— — „Wenn wie ich glaube, die Ansichten der Regierungen, die uns so sehr begünstigen, von den größern Mächten, als das einzige Mittel, Europa durch einen gerechten Frieden wieder zu beruhigen, anerkannt worden, so wird die Basis desselben nothwendig die Wiederherstellung der Monarchie seyn. Aber eben dieses ist es, was mir den Wunsch lebhaft aufdringt, daß es Euer Hoheit gefallen möge, mehr von den Ufern des Rheins sich zu entfernen. Monseigneur werden meine Ansicht darin vollkommen theilen, daß der Feind, bei der ersten Besorgniß einer Gefahr, die ihm vom Kontinente droht, seine Operationen damit beginnen wird, uns zuvor zu kommen, das rechte Rheinufer zu besetzen, und mit seinem rechten Flügel den wesentlichen Theil der Schweiz, deren Allianz er für nicht sehr haltbar ansehen dürfte, zu decken — ein coup de main, zu dessen Ausführung weiter nichts gehört, als den Befehl zum Aufbruche zu ertheilen. Und dieser Gedanke ist mir peinlich, die Person Eurer Hoheit ist mir zu theuer, als daß ich wegen der Gefahr, deren sie ausgesetzt seyn könnte, nicht sollte besorgt seyn.

„Ich benachrichtige den Herrn von Thumery, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, von den Schritten, zu denen uns der Botschafter in Beziehung auf die Herren von Laujamets und von Rissous autorisirt hat . . . ."

In einem früheren Schreiben vom 28. Febr. meldet derselbe Lanan den Empfang eines Schreibens des Prinzen vom 24sten, und zugleich die Nachricht (wahrscheinlich von Straßburg) von der Entdeckung einer Verschwörung und von Moreau's Verhaftung.

Dieß Alles geschah zu derselben Zeit, wo die Untersuchung gegen George Cadoudal und dessen Mitverschworne im vollsten Gange war. Moreau, Pichegrü und George Cadoudal selbst waren schon verhaftet, auch die Herren von Polignac, der Marquis von Rivière und viele Andere. Alle Aussagen stimmten darin überein, daß es bei dieser Verschwörung auf den Tod des ersten Consuls abgesehen war, und daß ein Prinz von Bourbon, der in Person in Paris seyn würde, an ihrer Spitze stehen solle; ja Mehrere waren der Meinung, er sey schon dort angekommen. Bei der Einleitung des Prozesses war diese Idee vorherrschend, zumal seitdem allgemein das Gerücht ging, der Herzog sey im Hotel des Oesterreichischen Gesandten, Grafen von Cobenzl, verborgen, weßhalb eine Menge neugieriger Gaffer das Hotel umschlichen, in der Hoffnung, die mysteriöse Person zu sehen, oder wenigstens doch dem Spektakel beizuwohnen, wenn die Polizei in das Haus eindringe.

Mittlerweile war das Gouvernement damit beschäftigt, Erkundigungen über alle Prinzen des königlichen Hauses einzuziehen. Der König und der Herzog von Angoulême waren in Warschau, der Graf von Artois, die Herzoge von Berry und von Orleans, die Prinzen von Condé und von Bourbon in London, der Herzog von Enghien in Ettenheim, in der Nähe des Rheins. Man wollte darüber versichert seyn, ob Einer und wer von ihnen seinen Wohnsitz verlassen habe, oder

ihn zu verlassen sich anschicke. Die erste Nachricht ging von Ettenheim ein. Ein Offizier der Gendarmerie, der von Straßburg abgeschickt wurde, fand dort den Herzog. Man nannte ihm die vornehmsten Offiziere seines Generalstabes, unter Andern den General Thumery. Der Offizier, irre geleitet durch die schlechte Französische Aussprache des Namens, verstand Dumouriez, und setzte diesen Namen in seinen Bericht. Welche unglückselige Folge dieses leichte Mißverständniß hatte, wird sich sogleich zeigen.

Es muß hierbei bemerkt werden, daß die Gendarmerie-Offiziere über jeden Auftrag, der denselben ertheilt wurde, kam er auch, von wem er wolle, eine Abschrift ihres Berichtes an ihren Generalinspektor einschicken mußten. Deßhalb wurden auch dieselben von dem Polizeiminister niemals zu Aufträgen verwendet, welche ein Geheimniß bleiben sollten. Hier handelte es sich bloß von der einfachen Thatsache, ob der Herzog anwesend sey oder nicht. Auf diese Weise geschah es, daß der Marschall Moncey, in seiner Eigenschaft als Generalinspektor der Gendarmerie, den Rapport seines Offiziers zu gleicher Zeit mit der Polizei erhielt; er kannte jedoch weder das Motiv, noch die wahre Bedeutung der Sache, und so überreichte er diesen Rapport ohne weiteres dem Konsul. Dies geschah Vormittags um 11 Uhr, zur Stunde wo der Marschall zur Parole kam. Graf Réal arbeitete später mit dem Konsul. Noch ein unbedeutender Umstand, der die bedeutendsten Folgen hatte.

(Der Beschluß folgt.)

---

* An den Herrn Hundstage-Schreiber in Nro. 61 dieses Blatts.

Gemach Herr Gevatter! und wozu ein solches Geschrey und solche Gebärdung, als wenn Ihnen ein Schlag in das Gesicht versetzt worden wäre — und doch waren Sie ja der, so sich einmischte! Der gute Nicht-Lateiner meinte es ja so übel nicht und hatte besonders in Einem Punkte wohl Recht! — Und solcher wollte ja nur mit deutschen Waffen auf deutschem Boden fechten sehen und das ist ja nicht zu tadeln; da so Allen Alles besser deutlich und verständlich bleibt und man nicht auf fremde Autorität blindlings sich zu verlassen braucht, da die Auslegungen oft willkührlich und verschieden sind, und der Eine die aufgetischten drei Worte z. B.: Ignoti nulla cupido — was der Bauer (oder Landmann, wie Sie höflicher sich ausdrücken) nicht kennt, das ißt er nicht; der Andere aber kurz und richtig: nach Unbekanntem gelüstet nicht, übersetzt — und doch liegt ein Unterschied darin.

So hat sich denn Ihr Zorn ganz über den ersten Paragraphen jenes Mentors in sehr weitläuftigen Ergießungen erstreckt; aber den zweiten beantworten Sie nicht. Woher kommt das? Findet sich vielleicht Wahres darin, das sich nicht widerlegen läßt?

Ebenfalls ein Zuschauer.

Die heilige Genovefa und Voltaire.

Zur Zeit der Revolution und früher verehrte man zu Paris sehr eifrig die heilige Genovefa und selbst die Gebildetsten ließen sich ihre Begeisterung dafür nicht nehmen. So schrieb Voltaire an eine Freundin: „Haben Sie doch die Gerechtigkeit und Güte, mich nicht mehr über die von dieser guten Gallierin verrichteten Wunder anzufechten. Auch die Legende der vom heiligen Feuer Angesteckten gilt mir geschichtlich erwiesen. Ich empfinde die Rührung eines Kindes, so oft von der Genovefa die Rede ist. Es ist meine Schäferin, meine gute Jungfrau, die ich mir eigends vorbehalten habe! Sprechen wir nicht mehr davon, Madame, wenn

Sie anders nicht geschworen haben, mich zu verfolgen." Ist das der Voltaire, der das Heilige in seiner „Pucelle" und im „Candide" so herab gewürdigt hat? Man weiß, daß er auch seinen Bauern zu Ferney eine Kirche baute mit der Inschrift: „Deo erexit Voltarius." Jedenfalls wäre es gut, wenn man von obigem Briefe das Datum wüßte. O der großen Männer, die der Welt zu Liebe mit Füßen treten, was ihr eignes Herz verehrt! Gl.

Miscellen.

Canada verdankt seinen Namen angeblich einem sonderbaren Zufalle. Die goldsüchtigen Spanier, welche dieses Land vor den Franzosen betraten und ihre Erwartungen nicht erfüllt sahen, äußerten deßhalb oft zu einander: Aca nada (hier ist nichts). Die Indianer lernten ihnen diese Worte und ihre Bedeutung ab, und als später Französische Seefahrer landeten, nach denen sie sich eben so wenig sehnten, riefen sie ihnen dieselben zu, in der Meinung, ihnen das vergebliche Aufsuchen von Schätzen zu verstehen zu geben. Die Franzosen verstanden aber kein Spanisch, hielten die oft vernommenen Worte für den Namen des Landes und legten ihm denselben ebenfalls bei.

„Als wir von unserer Reise nach New-York zurückkamen," erzählt Stuart in seinem Werke über Nordamerika, „erstaunten wir nicht wenig über das Gewimmel auf den Straßen, das die sonstige große Lebhaftigkeit noch weit übertraf. Wie wir erfuhren, ist es bei den Leuten aller Stände üblich, am ersten Tage des neuen Jahrs, und wäre es auch nur einen Augenblick, gegenseitig bei einander vorzusprechen. Kaltes Fleisch, Kuchen, Konfekt und Weine stehen auf einem Tische für Jeden, der Besuch macht. Unterläßt es ein Freund oder Bekannter, den andern am ersten Tage des Jahrs zu besuchen, so wird es als eine stillschweigende Erklärung angenommen, daß man die bisherige Bekanntschaft fortzusetzen eben nicht begierig sey. Zur Zeit des Weihnachtsfestes und zum Neujahr backen die Zuckerbäcker große Streukuchen (read-cakes), die für solche Merkwürdigten gelten, daß man sie eigens in den Tagblättern ankündigt, und die Leute hingehen, um sie zu sehen, bevor sie angeschnitten werden. Einer, der bei Palmer, dem berühmtesten Zuckerbäcker in New-York, zu sehen war, wog nicht weniger als 1500 Pfund.

Es ist wohl kein Ort, welcher der Französischen Armee verhältnißmäßig so viele tapfere Militärs geliefert hat, als das kleine, jetzt Preußische Städtchen Saarlouis mit 5000 Einwohnern. Aus demselben wurden 507 Militärs mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, worunter 11 Generale, 10 Obersten und 12 Oberstlieutnants. Die bekanntesten davon sind Ney und Grenier.

Es ist eine religiöse Merkwürdigkeit, daß der Mensch die Eintheilung seiner regiliösen Gesetze in seinen Umgebungen u. s. w. zu finden glaubt. Von dieser speziellen Symbolik geben die Muhammedaner ein Beispiel, indem sie an ihren fünf Fingern mit je drei Gliedern (den Daumen mit zwei) die fünf Grundlehren des Gesetzes mit ihren Unter-Abtheilungen finden. Unser Volk sucht in einem, quer durchgeschnittenen Apfel die fünf Hauptstücke und die zehn Gebote; worin? wird man bei einer Probe leicht finden.

Im Corp. jur. can. VII, 30 quaest. 5, findet sich über die Bedeutung des Traurings folgende interessante Notiz: daß die Braut vom Bräutigam einen Ring erhält, ist theils ein Zeichen der gegenseitigen Treue (fidei signum), theils und besonders geschieht es, damit durch solches Pfand ihre Herzen verbunden werden. „Deshalb" — und das ist eben die Neuigkeit — „deshalb wird der Ring auch an den vierten Finger gesteckt, weil nach der Sage von diesem Finger aus eine Ader bis zum Herzen gehen soll."

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Duncker Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Catharinenstraße Nro. 30.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 63.

Bremen, Donnerstag den 8. August 1833.

Gestorben:

Den 27. Juli. Maria Amalia Reinemundt, 26 Jahr; Brünings-Gang (Neustadt).

Den 27. — Der Maurergesell Bruno Bischoff, 70 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 15.

Den 27. — Der Trödler Georg Heinrich Ferdinand Bartling, 43 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 81.

Den 30. — Des Pfropfschneiders Hermann Christian Heinr. Wendisch Sohn, 5½ J.; Buntenthorssteinweg Nro. 70.

Den 31. — Des Friseurs Johann Heinrich Pabst Ehefr., geborne Willig, 83 Jahr; Ansgarithorswallstraße N. 5.

Den 31. — Des Cigarrenmachers Joh. Christoph Hennig Murken Tochter, 3 Jahr; große St. Annenstraße Nro. 54.

Den 1. August. Des Altbinders Herm. Kunk Wittwe, geb. Waltjen, 81 Jahr; Rolandsstraße Nro. 7.

Den 1. — Des Arb. Henr. Meyhöhm Tochter, 1½ Jahr; Punkendeich Nro. 14.

Den 1. — Des Schullehrers Julius Silkenstädt Sohn, 5 Jahr; gr. St. Annenstr. N. 4.

Den 2. — Des Schuhmachers Joh. Wilhelm Huncke Sohn, (todtgeboren); Wegesende Nro. 12.

Den 3. — Der Arb. Christian Lorentz, 47 J.; Wätjen-Gang Nro. 2 (Neustadt).

Den 3. — Des verst. Friedr. Jacob Schrader Wittwe, geb. Hofner, 72 J.; Armenhaus.

Den 3. — Der Schuhmacher Heinr. Müller, 23 Jahr; Jahr; Geeren Nro. 9.

Geburten:

Den 25. Juli. Des Küpers Johann Wilhelm Meyerholt Ehefr., geb. Dornau, Neuenstraße Nro. 39; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Kappenmachers Herm. Friedr. Bürckel Ehefr., geb. Müller, Deneken-Gang Nro. 3; von einem Knaben.

Den 26. — Des Kaufmanns Carl Ferdinand Niemann Ehefr., geb. Wöhlking, Martinistraße Nro. 28; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Hentze Ehefr., geb. Drese, Klatten-Gang Nro. 2; von einem Knaben.

Den 26. — Des Schneidermeisters Franz Anton Heinr. Lindner Ehefr.. geb. Engelken, Grützmacherstraße Nro. 18; von einem Knaben.

Den 27. — Des Arb. Tillmann Rüter Ehefr., geb. Oesselmann, kl. Fischerstraße Nro. 2; von einem Knaben.

Den 28. — Des Schmiedeamtsmeisters Joh. Jacob Künzler Ehefr., geb. Seipel, Oelmühlenstraße Nro. 5; von einem Knaben.

Den 28. — Des Kupferschmidts Joh. Heinr. Hollstein Ehefr., geb. Alten, Westerstraße Nro. 68; von einem Knaben.

Den 28. Juli. Des Hökers Johann Wilhelm Buhre Ehefr., geb. Kückens, Langenstraße Nro 27; von einem Mädchen.

Den 28 — Des Zimmergesellen Diedrich Knieff Ehefr., geborne Sägers, Götz-Hof Nro. 2; von einem Knaben.

Den 29. — Des Schuhmachers Heinr. Christ. Schultz Ehefr., geb. Ziegeler, Uthbremerstr. Nro. 4; von einem Knaben.

Den 30. — Des Hökers Joh. Georg Heinrich Schröder Ehefr., geb. Gödeke, Marterburg Nro. 48; von einem Knaben.

Den 30. — Des Kaufmanns Jacob Meyer Ehefr., geb. Hindrichson, Doventhorsstraße Nro. 23; von einem Knaben.

Den 31. — Des Lithographen Heinr. Jöntzen Ehefr., geborne Rüger, Osterthorssteinweg Nro. 63; von einem Mädchen.

Den 31. — Des Schenkwirths Conrad Friedr. Wilhelm Waltemath Ehefrau geb. Kävels, Schwachhausen N. 11; von einem Mädchen.

Den 1. August. Des Zuckerbäckermeisters Jürgen Ernst Christian Uhrbrock Ehefr., geb. Peetz, vor Stephanikirchhof N. 13; v. e. Knaben.

Den 1. August. Des Arb. Wilhelm Schulz Ehefr., Buntenthorsteinweg Nro. 179; von einem Knaben.

Den 1. — Des Küpers Joh. Heinr. Horstkotte Ehefr., geb. Putscher, Osterthorsteinweg Nro. 21; von einem Knaben.

Den 2. August. Des Küpers Joh. Hinr. Brand Ehefr., geb. Bohlmann, hinterm Stephanikirchhof Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Schuhmachermeisters Johann Wilh. Huncke Ehefr., geb. Papen, Wegesende Nro. 12; von einem todten Knaben.

Proclamirt sind:

Der Strumpfweberamtsmeister Wilh. Fohr und Gesche Adelheid Becker, beide von hier.

Der Zinngießer Joh. Christoph Gottfr. Schütt und Anna Luise Eggers hieselbst.

Der Mehlhändler Johann Eberhard hies. und des verstorbenen Müllers zu Schwachhausen Friedrich Cord Rodewald Wittwe, Anna Adelheid Baar.

Der Schweineschlachter Arnold Koch und Johanna Grimm, beide von hier.

Der Weinküper Hermann Lange hieselbst und Anna Adelheid Friedrike Charlotte Lange aus Hoya.

Der Schneidermeister Joh. Carl Friedr. Wilh. Möller zu Hannover und Beta Maria Stallmann hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 64.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 11. August 1833.

Drum wer empfangen hat Verstandeskräfte
Im hohen Grade, wem ein klares Licht
Im Innnern brennt, der soll sich zum Geschäfte
Es machen und zur heilig ernsten Pflicht,
Zu bannnen aus den Geistern schlimme Säfte
Und kranke Stoffe; dulden darf er nicht
Die Heuchelei, den Wahn, des Lasters Saaten,
Er muß zur Wahrheit und zur Tugend rathen.

* Auszüge
aus
„Jesus und seine Jünger."
In zwölf Gesängen dargestellt
von
Dr. H. G. Numsen.
(Fortsetzung.)

3.

Er geht nach Nazareth, auch dort zu lehren,
Der Geist des Herrn ist bei mir, ruft er laut,
Ich werde alle Welt zu Gott bekehren,
Wer meinen Worten glaubet und vertraut,
Der wird nie Frieden, Ruhe, Trost entbehren,
Der hat ein festes, freies Haus erbaut,
Das Evangelium soll ich verkünden
Den armen, lahmen Geistern und den blinden.

Die Botschaft, daß der Vater will vergeben
Euch alle Sünden, wenn ihr Buße thut;
Wenn ihr entschlossen seyd zum frommen Leben
Hinfort, dann will er, daß die Strafe ruht,
Dann dürft ihr fröhlich euch zu ihm erheben,
Und stählen wird er euch durch starken Muth,
Thut Buße also und bereut die Lügen,
Die Wollust und das Lästern und Betrügen.

Das Rauben und das Stehlen und das Schlemmen,
Den Haß, den Neid, den Stolz, die Heuchelei,
O waget nicht, euch länger noch zu stemmen
Entgegen Gottes Willen ohne Scheu,
O wollet länger nicht das Gute hemmen,
Ihr Sclaven, werdet würdig, fromm und frei,
Und nehmt im Geiste auf mit Lust und Wonne
Die Lehre, reich an Segen wie die Sonne.

Ist er nicht Josephs Sohn, so sagten viele
In Nazareth, und dieser redet so?
Woher sind die Gedanken, die Gefühle,
Woher ist er so hohen Geistes froh?

Wer zeigte ihm zum wunderbaren Ziele
Den Weg, warum schilt er uns frech und roh?
Warum wirft er uns Laster vor und Sünden,
Wie konnte er den Muth zum Schmähen finden?

Nur wenige vernahmen, was er sagte,
Voll Ehrfurcht und bewunderten den Geist,
Der so gewaltig lehrte, der es wagte,
Zu züchtigen die Sünder kühn und dreist;
Die Mehrzahl aber, die das Wissen plagte
Um eigne Schande, fühlte sich umkreis't
Vom Flügelschlag der Rache und sie tobte
Dumm gegen den, der ihren Wahn nicht lobte.

Bald merkte Jesus ihre Spottgedanken,
Stets, rief er, gilt in seinem Vaterland
Nur wenig ein Prophet, in enge Schranken
Schließt man ihn ein, er wird nicht anerkannt,
Ihn zu verläumden, wild mit ihm zu zanken,
Ist man geneigt nur starr und unverwandt;
Daher muß ich von Nazareth mich wenden,
Um meines Geistes Werke zu vollenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Die Trompeten schmetterten durch die frische Morgenluft, die Straßen Derbents waren belebter als es gewöhnlich um diese frühe Tageszeit der Fall zu seyn pflegte. — Gestärkt an Geist und Körper rissen sich die beiden jungen Krieger aus den Armen des Schlafes, und mit jugendlicher Erwartung eilten sie an den Ort wohin sie beschieden waren. — Sie trafen dort mehrere kleinere Abtheilungen verschiedener Truppengattungen aufgestellt, unter ihnen ihren Begleiter vom verwichenen Tage, den Wachtmeister Dimitri, an der Spitze einer Schwadron kurinischer Reiter. — Sein dunkler Bart verzog sich unter dem wohlgefälligen Lächeln, mit welchem er die Nahenden begrüßte, — die, eine Verspätung befürchtend, die breite Stiege zu dem Geschäftszimmer des Oberbefehlshabers hinaneilten. — Schon trat er ihnen, umgeben von seinem Stabe, entgegen, und begab sich in den Vorhof des Gebäudes, wo er Berichte entgegennahm und Befehle ertheilte. Dann schritt er an den Truppen vorbei; seinem scharfen Blicke schien auch die kleinste Unordnung, der geringste Uebelstand nicht zu entgehen; strafende, ermahnende Bemerkungen flogen von seinen Lippen. Vor der Schwadron Reiter angelangt, wandte er sich und sein Feuerauge richtete sich auf Gustav. „Rittmeister von Hornthal, Ihnen übergebe ich diese Schwadron braver Reiter," redete er ihn an; „Sie sind fortan ihr Führer und brechen jetzt nach Tarki auf, denn dieser Punkt unserer Linie wird bedroht; — — Sie, Lieutenant Antuschko, gehen mit jener Bergbatterie, deren Capitain sie erwartet, zu dem Corps des General Kochanoff. — Ich hoffe, bald von Ihnen Beiden Erfreuliches zu hören." —

Kaum hatten die Jünglinge Zeit, einige Worte des Dankes zu sagen, da schmetterten wiederum die Trompeten, die Signalhörner riefen in langgehaltenen Tönen, ein Reitknecht trat mit zwei herrlichen persischen Rossen heran, und übergab sie den Ueberraschten als ein Geschenk von Seiten des Generals Wasiljeff. „Ich bin mit ihm ausgesöhnt," flisterte Gustav seinem Freunde zu; „der Mann ist unglücklich, und verdient deine und meine Liebe." Noch einmal drückten sich die Jünglinge die Hände und links ab schwenkte das Reitergeschwader und rechts ab rasselte die Batterie durch die eisernen Thorflügel Derbents.

Der General Wasiljeff hatte mit seinem Stiefsohne eine lange Unterredung gehabt. — Er hatte ihm erzählt, wie glücklich er als Gatte gelebt, wie weithinausreichend er als Vater gehofft;

er hatte ihm nicht ohne einen Anschein von Reue und Beschämung mitgetheilt, wie ein düstres Verhängniß ihm zum Wittwer und kinderlos gemacht habe; wie er über das Schicksal der ihm geraubten Kinder seit Jahren in Ungewißheit schwebe, und wie er deßhalb nicht ganz auf die Erbschaft seiner Frau habe verzichten können. Er hatte sich dem Jüngling als Vater gezeigt — und so hatte er ihn mit sich versöhnt, und Vermuthungen bei ihm rege gemacht, deren Verwirklichung dieser der Zeit und dem Zufalle zu überlassen müssen glaubte.

Am Abhange eines Hohlwegs, der in Absätzen an das nahe Meer führt, liegt von lieblichen Gärten mit lebendigen Einfassungen umgeben, die Stadt Tarki. Sie hat eine halbe Werste in der Breite und anderthalb in der Länge. Ein senkrechter Felsen, zu welchen der Hohlweg hinaufführt, erhebt sich über ihr, und auf diesem liegt, von niedern und höhern fast unzugänglichen Klippen beherrscht, die weitläuftige Festung Burnaja. Es war ein schöner Maimorgen an welchem Gustav mit seiner Schwadron durch die im verschiedenartigsten Grün des jungen Lenzes prangenden Wein- und Obstgärten zu der freundlichen Stadt herabzog, an deren offenen Thoren der Commandant von Burnaja, der tapfre Major Feodosieff, die ersehnte Verstärkung empfing. Die Mannschaft wurde in einige dazu eingerichtete Häuser vertheilt und Gustav erhielt sein Quartier in einem, seitwärts der Stadt gelegenen, von der Wittwe eines russischen Offiziers bewohnten Landhause.

Ein alter Diener empfing ihn bei seinem Eintritt und wieß ihm die für ihn eingerichteten Zimmer an. Gustav, von seinem, ihm so liebgewordenen Freunde getrennt, fühlte sich einsam unter der fremden Umgebung, und sein Unmuth stieg, als gegen die Mittagszeit derselbe Diener im eignen Zimmer für ihn allein deckte. — Der Mensch schien der russischen Sprache nicht mächtig zu seyn, oder wollte sich in ein Gespräch mit dem neuen Gaste nicht einlassen; denn als ihn Gustav nach der Stunde fragte, in welcher seiner Gebieterin ein Besuch willkommen seyn würde, zuckte er die Achseln und setzte lautlos seine Beschäftigung fort. Der junge Krieger, dem ein absichtliches Ausweichen der Hauswirthe, selbst in seinem Vaterlande, gegen Gäste seines Schlages nichts Neues war, hatte sofort mehrere Pläne bereit, selbst wider ihren Willen die Bekanntschaft seiner Hausgenossen zu machen. Sein sicherer Blick hatte bald die Anlagen, welche die Wohnung von drei Seiten umgaben, aufgefaßt, und nach eingenommenem Mahle entfernte er sich geräuschvoll über den mit Marmor belegten, von Eingängen zu Zimmern umgebenen Flur. Trällernd stieg er die wenigen Stufen der äußern Treppe hinab und schlug den Weg nach dem Grabhügel ein, der die beiden Hälften der Stadt beherrscht und eine unvergleichliche Aussicht auf das Meer gewährt. — Fast hätte der Reiz der Gegend ihn seinen Plan vergessen lassen; aber als er die Blicke lange genug geweidet hatte an dem ruhigen Spiegel der unermeßlichen Wasserfläche, an den, gleich sinnig geordneten Blumenkörben, zu seinen Füßen abgetheilten Gärten, an den hier und da mit Schlingkraut und Brombeerstauden bewachsenen braunen Felszacken und an den in weiter Ferne, wie weiße Wölkchen, über dunkleren auftauchenden Schneegipfeln der Gebirge, kehrte er auf einem von Hecken und Buschwerk verdeckten Wege, durch die Schlangengänge des Parks unbemerkt über eine Hintertiege auf seine Zimmer zurück.

Aus einem derselben, welches die Aussicht nach dem dunkelsten Theile des Parks hatte, führte eine Flügelthür auf einen Altan, den die

breiten Aeste eines Maulbeerbaumes beschatteten. Hier ließ sich der Jüngling nieder, in der Hoffnung, die Kühle des nahen Abends werde die Bewohner unter ihm ins Freie locken. Er hatte sich nicht getäuscht. Zwei Frauenzimmer in der vornehmen Landestracht schritten langsam durch die Rosenhecken des Blumengärtchens und ließen sich auf einer von blühenden Granatbäumen überwölbten Moosbank nieder. In der einen glaubte er seine Hauswirthin erkennen zu müssen, — denn ihre Haltung, ihr Gang, ihr ganzes Wesen verriethen eine Frau, die die Jahre jugendlicher Regsamkeit längst hinter sich hat, — die andere — ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen mit üppigen, schwarzglänzenden Haarflechten, mit leichtdahinschwebendem Gange, und elastischer Grazie in Haltung und Bewegung, mußte wohl ihre Tochter seyn. — Von seinem Verstecke aus hoffte Gustav selbst das Gespräch der Frauen belauschen zu können und in unbedachtsamer Unbefangenheit der Jugend, machte er sich kein Gewissen daraus, sondern zürnte nur auf die neidischen Schleier, die seinem Blicke das ihm zugewandte Antlitz der Sorglosen entzogen. Doch der billigere seiner Wünsche sollte erfüllt werden. Die ältere Dame schlug den silberdurchwirkten Schleier zurück und die jüngere folgte bald ihrem Beispiele. Ueberrascht schweiften seine Blicke von der Einen zur Andern. Jene ausgezeichnete Schönheit, die die tscherkessischen Frauen so häufig zu den Favoritinnen in den Harems der Muselmänner machte, jetzt aber sie eben so häufig zu den Gattinnen der angesehensten russischen Offiziere erhebt, jene Schönheit, deren Wirkung bei den verschiedenartigsten Beschauern eine und dieselbe ist, die ihre Macht auf Anmuth, Würde und Ebenmaaß begründet, umstrahlte, gleich der sanften Beleuchtung der sich dem Untergange zuneigenden Sonne, das Antlitz der Aelteren. — Die Züge der Jüngeren trugen das Gepräge ihrer Abkunft, nur erschienen sie blendender durch Jugend, fesselnder durch Frische und anziehender durch eine ihren Glanz mildernde Beimischung von stiller Wehmuth. — Ihr Gespräch wurde in der Landessprache geführt; der Jüngling wagte kaum zu athmen, ihm entging kein Laut, keine Modulation der wohlklingenden Stimmen; aber es blieben ihm nur Umrisse, Bildnisse, denen die Seele fehlte. — Doch plötzlich schlugen die Töne der Mutterspracbe an sein Ohr; die ältere Dame hatte einen Brief hervorgezogen, aus welchem sie ihrer aufmerksam horchenden Begleiterin eine Stelle vorlas, die, insoweit ihre gedämpfte Stimme den Lauscher erreichte, ihm auf die kriegerischen Ereignisse der Gegenwart Bezug zu haben schien.

Jetzt schien dem Dreisten der Augenblick gekommen, eine Bekanntschaft, die für ihn neue Reize gewonnen hatte, anzuknüpfen. Leise entfernte er sich auf dem Wege, der ihn unbemerkt hergeführt hatte; durch einen kleinen Umweg gelangte er zu dem traulichen Plätzchen, wo der Gegenstand seiner Wünsche verweilte, und sein fast lautloser Fußtritt erreichte das Ohr der Frauen, nur eben frühzeitig genug, um ihnen Zeit zu lassen — der Sitte des Landes gemäß, und ohne dennoch dem Fremdlinge wehe zu thun, ihre Schleier über zu werfen.

Scheinbar überrascht begrüßte der junge Reitersmann, mit der von Befangenheit fernen doch zarten Bescheidenheit, die dem gebildeten Krieger eigen zu seyn pflegt, die Frauen, und äußerte seine Freude, so zufällig Gelegenheit gefunden zu haben, sich wegen der, mit seiner nothgedrungenen Aufnahme verbundenen Störung ihres friedlichen Stilllebens zu entschuldigen.

Mit leutseliger Würde und nicht ohne einige geistreiche Bemerkungen, suchte ihn die ju-

gendliche Matrone zu beruhigen, und durch das einnehmende Wesen, und das treue Auge des neuen Hausgenossen bestochen, bot sie ihm einen leichtgeflochtenen Gartenstuhl an ihrer Seite. — Das Gespräch kreisete anfangs um die, alle Gemüther beunruhigenden Ereignisse und die Jungfrau nahm nur stummen Antheil an demselben; mehr und mehr aber wurde ihre Theilnahme rege, als Gustav seiner offenen Sinnesart gemäß — seine Verhältnisse, seine Unbekanntschaft in diesem Lande, die Trennnng von seinem Freunde, und die Freude, gebildete Hausgenossen, mit denen er sich in der lieben Muttersprache unterhalten könne, getroffen zu haben, beschrieb. Nur die zunehmende Kühle des Abends machte der Unterhaltung ein Ende, und noch vor der Trennung wagte der Verwegene es schon, seine Wirthin mit dem liebenswürdigen Zutrauen, welchem die Befürchtung einer Verneinung fremd ist, zu bitten, Theil an ihrer Tafel nehmen zu dürfen.

Wohl stutzte die in Anspruch Genommene bei dieser unerwarteten Bitte; jedoch nur einen Augenblick zögerte sie mit der Entgegnung. Eine ihr selbst unerklärliche Gewalt bestimmte sie zur Erfüllung seines Wunsches.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Antwort.

Den Unbekannten, welcher mich mit einem freundschaftlichen Brief, ohne Namen-Unterschrift beehrte, bitte ich um persönliche Bekanntschaft, wo ich über die gehegten Wünsche Aufklärung geben kann.

J. H. Kruse,
Wachtstraße Nro. 2.

---

* An meinen alten Correspondenten im Bgfrd. Nro. 16 unterzeichnet: Kein Chamäleon ꝛc.

(Fortsetzung.)

So wie Herr Johannes abhold ist, dem, was uns Noth thut und rathsam wird, zu guter Zeit, — der Errichtung des Cavallerie-Contingents, im gleichen Grade hat er der Erhaltung unsers Schein-Contingents, — unsers 4. Battaillons Bürgerwehr, seine Neigung zugewendet, obgleich dessen Existenz nunmehr, nicht blos als ganz entbehrlich sich ausgewiesen hat, sondern in allem Betracht als unzuträglich erscheint, wie der Bericht der Deputation es darlegt, und der Convents-Beschluß, — von der Mehrheit dictirt, es beistimmend ausgesprochen hat. — Solche Stützen für diese Gewißheit, bleiben aber ohne Gewicht, für die:

„Mehreren, denen der Bericht nicht zusagte,
„und deren Erwartungen er keineswegs
„entsprach. —

Denn „Einmal verflochten in den Kampf für „die Rechte der Völker und für bürgerliche Freiheit" — bleibt Herrn Johannes jede abweichende Meinung ohne alle Erheblichkeit, und ist für nichts zu achten, gleichviel, ob sie die Stimmenmehrheit, — die Stimme der Einsicht, das Gutachten der Unterrichteten, und eine verfassungsmäßige Sanction von Seiten der Bürgerschaft für sich habe, — oder nicht. — Durch Gründe sich bestimmen zu lassen, für eine richtige Ansicht, darf man niemand zumuthen, dessen Ansicht nicht auf solide Gründe gebaut ist. — Herr Johannes versichert:

„Die Auflösung des 4. Battaillons sey, —
„jedoch nur mit geringer Stimmen-
„mehrheit beschlossen, — obgleich die dafür (im
„Bericht) enthaltenen Gründe nicht für
„triftig und nicht für haltbar
„gehalten wurden, und man die tran-
„sitorischen Verfügungen durchaus für
„unpassend und unausführbar
„hielt. —

Dieses Anführen ist so eingekleidet, als wäre das im Convente Vorherrschende Ansicht gewesen, und dabei wird die Mehrheit, die eine andere Ansicht hegte, geradezu und schlechtweg als: „Demselben feindlich Gesinnte" bezeichnet und verdächtigt, — obgleich es doch natürlich ist, daß der Unverstand Gegner finde, an denen, die von der Einsicht geleitet werden, und eine Feindschaft gegen das Institut nicht eben erfordert wird, um für dessen Aufhebung zu stimmen.

Hiebei aber ist zu erwägen, daß bei einer geringen Zahl der Anwesenden, eine bedeutend große Stimmenmehrheit, der Zahl nach, sich nicht ergeben könne. — Soviel ich mich erinnere, betrug die Mehrzahl 33, und die Mindere 26, von den anwesenden 59 Bürgern, — also doch immer ungefähr 4 gegen 3, — was man nicht eben eine geringe Stimmenmehrheit nennen kann, abgesehen davon, durch welche Motive ein großer Theil der Stimmenden gestimmt seyn mogte, — für oder wider die Aufhebung des Battaillons, — wenn wir gar hierüber den Herrn Johannes selbst, und seinen früheren Aeußerungen darüber, Glauben schenken wollten. — Doch davon ein Mehreres weiter unten. —

Wenn er aber behauptet: „Die Gründe für „die Aufhebung des 4. Battaillons (die im Be„richt aufgestellt sind) seyen nicht für trif„tig und nicht für haltbar gehal„ten worden, — und man habe eingewandt: „daß eine Reorganisation der Bürgerwehr zweck„mäßiger sey, — als: das 4. Battaillon „einzig und ohne reellen Grund „aufzuheben," — so wird ihm Niemand beipflichten, denn die Mehrheit fand ja die Gründe durchgreifend und haltbar, und Herr Johannes verletzt in dieser Darstellung die schuldigen Rücksichten gegen die berichtende Deputation, gegen den Beschluß der Mehrheit, so wie die Pflicht der Treue in der Darstellung und endlich sogar die Schonung seiner eigenen, selbst ausgesprochenen Ansichten. —

Der reelle Grund für die Aufhebung des 4. Battaillons, den der Bericht anführt, ist die ganz einfache Nachweisung:

„daß das 4. Battaillon ohne einigen re„ellen Grund existire." —

und darin ist doch die Vorschrift der Klugheit für dessen Aufhebung, gegen alle befangenen Ansichten unumstößlich begründet, weil es nie rathsam seyn kann, ein so kostbares und in so vielfacher Rücksicht unzuträgliches Institut fortbestehen zu lassen, wenn kein reeller Grund für dessen Beibehaltung vorhanden ist.

Die Gründe, welche der Bericht für die Aufhebung des 4. Battaillons aufstellt, sind im Wesentlichen:

1) die Gewißheit, daß von einer kriegerischen Verwendung dieses Corps, als solchen (als Contingents-Reserve, wie es bei dessen Einrichtung zum Vorwande genommen worden) nicht weiter die Rede sey, und es in dieser Hinsicht (im Betracht der allgemeinen Wehrpflichtigkeit) den übrigen Bataillons völlig gleichgestellt sey; —

2) daß auf der andern Seite mehrere Unzuträglichkeiten der jetzt bestehenden Formation zur Sprache gekommen sind, welche die Auflösung räthlich machen.

Diese Gründe, die Herr Johannes nicht für reell passiren lassen will, die aber der Bericht genügend motivirt, — hat die Mehrheit der versammelten Conventsglieder durch einen Beschluß sanctionirt, und Herr Johannes und dessen Meinungs-Verwandte sind dabei gehört und überstimmt worden. —

Wollte Herr Johannes, wie er sich anmaßt, dem Publico Bericht geben, von der Convents-Verhandlung am 26. Juni, so war er verbunden, vollständig und aufrichtig zu berichten, — er durfte aber nicht, wie er es sich erlaubt hat, — den Bericht der Deputation verstümmelt erwähnen, die Gründe, worauf das Gutachten der Deputation und der Convents-Be-

schluß gestützt sind, der allgemeinen Kunde unterschlagen und dagegen die unbedeutenden Scheingründe hervorheben und der öffentlichen Meinung aufzudringen suchen, womit Er und die geringere Zahl seiner Meinungs-Verwandten versucht haben, ihren befangenen Ansichten Eingang zu verschaffen. — Am übelsten aber verfährt er wider sich selbst und bedenkt nicht, wie leichtfertig er seinen, auf dem Convent am 26. Juni vorgetragenen und im Bürgerfreunde Nro. 52 geschilderten „lebhaften Angriffen" schon früherhin selbst den Stab gebrochen. — Im vorigen Jahre, im Bürgerfreund vom 8. März 1832, Nro. 20, Seite 157 subsummirt er die Stimmenden für und wider die Erhaltung des 4. Battaillons, jede unter drei Rubriken folgendergestalt: —

3 Für und 3 Gegen.

Für Erhaltung des 4. Battaillons sind:

1) Alle, welche glauben, durch dasselbe ihre Macht vergrößern zu können;
2) Alle, welche auf eine oder andere Weise von dem 4. Battaillon Nutzen ziehen;
3) Alle, welche gern Sporen klirren hören, Federbüsche wehen sehen, — alle Freunde von Puppenspiel und Soldatenspiel in Friedenszeiten; —

Gegen das Fortbestehen des 4. Battaillons sind: —

1) Alle vernünftige Leute, — besonders;
2) Alle, welche Geldvergeudungen hassen;
3) Alle Freunde der nützlichen Anwendung der Zeit. —

Nun wolan! — ich will nicht vorgreifen, sondern Herrn Johannes selbst anheim geben, und das Publicum bestimmen lassen, unter welche von diesen Rubriken seine „lebhaften Angriffe" und seine dadurch bewährte Befangenheit zu classificiren stehen, — noch weniger aber zugeben, daß seine Zusammenstellung irgend als erschöpfend anzusehen sey, und, für oder wider sich nicht manche andre Rubriken noch auffinden lassen, zur Classification der abweichenden Ansichten. Aber erwähnen mußte ich das doch, denn es wirft ein gewisses glänzendes Licht auf eine so kühne und umfassende Art zu urtheilen, und ich kann doch nicht aufrichtiger verfahren, als wenn ich Herrn Johannes selbst urtheilen lasse, über sein eignes Treiben, — wie ich denn ohnehin versprochen habe, ihn anzuführen, wo sich irgend eine schickliche Gelegenheit dazu darbieten mögte. — Diese Gelegenheit mußte ich denn ergreifen als „Freund der Wahrheit und einer nützlichen Anwendung der Zeit." — Doch wird es niemand loben, wenn man heute für und morgen wider denselben Gegenstand eifert. „Alle vernünftige Leute" wissen das zu vermeiden. — Wie kömmt Herr Johannes dazu? Chamäleon ist er nicht, wie er selbst versichert, — sondern „ein Freund der Wahrheit." — Nach seiner jüngsten Erklärung in Nro. 54 des Bgfrds. vom 7. Juli dieses Jahrs, hat er sogar jetzt Partei ergriffen „als gänzlich Unparteiischer" und wir erblicken ihn, als solchen „Verflochten in den Kampf für das Fortbestehen des 4. Battaillons," dessen Auflösung er früherhin so eifrig zu befördern strebte. — „Sollte er neuerdings sich haben verleiten lassen, Geldvergeudungen zu billigen?" — „Sollte er vom 4. Battaillon Nutzen ziehen?" — Das will uns nicht einleuchten! — „Sollte er neuerdings sich etwa befreundet haben mit „Puppenspiel und Soldatenspiel in Friedenszeiten?" — Wie mögte das zugegangen seyn? — Sollte er glauben, „Seine Macht vergrößern zu können" durch den Wechsel des Gegenstands für seine „leb-

haften Angriffe," — sollten ihm Aussichten eröffnet seyn, zu einigem Einfluß auf das Institut, das Er nunmehr zu schützen strebt? und sollte er dadurch bethört seyn? — Sollte man „lebhafte Angriffe" gemacht haben, auf seine Eigenliebe oder auf seine Eitelkeit? — oder will er etwa mit dem Talente glänzen, für und wider dieselbe Sache zu kämpfen, mit gleichem Erfolg oder — Mißlingen? — Wodurch mag er gewonnen seyn für die Vertheidigung des 4. Battaillons, dessen Aufhebung er sonst durch seine „lebhaften Angrifffe" wie durch seine zartsinnige und bescheidne Zusammenstellung so eifrig betrieben hat? — Er selbst giebt darüber keinen Aufschluß, — da er aber so liberal und ungescheut verfährt in der Classification derjenigen, die für oder wider die Aufhebung des 4. Battaillons stimmen, so mag das Publicum, dem er die unreifen Früchte seiner Erkenntniß zu kosten giebt, doch wenigstens erfahren, auf welchem Grund und Boden sie gewachsen seyn mögen, um wider Indigestionen gesichert zu seyn, beim unvorsichtigen Genuß dieser neuesten Erzeugnisse seiner politischen Muse. —

Herr Johannes sagt ferner: die Aufhebung des 4. Battaillons sey beschlossen:

„Obgleich die demselben feindlich
„Gesinnten gestanden, daß Bremens
„Bürgerwehr, — wie sie bisher bestanden,
„— vor den meisten andern Deutschlands den
„Vorzug verdiene." —

Abgesehen von dem tadelnswerthen Versuch, der darin liegt, durch eine solche Bezeichnung, diejenigen, die einer öffentlichen Anordnung ihren Beifall versagen, wenn sie von ihrem Stimmenrechte einen unbefangenen Gebrauch machen, mit dem Personal zu entzweien, das aus directem Interesse an dem Bestehen des Battaillons, oder aus Liebhaberei für die Theilnahme an kriegslustigen Uebungen, dessen Erhaltung befördert sehen mögte und dadurch zur Zwietracht unter Mitbürgern den Grund zu legen; dringen sich mehrere Fragen auf, beim Lesen dieser seltsamen Andeutung. Worin besteht dieser Vorzug? was will das sagen? und — was hat das zu bedeuten? —

Gesetzt, das Battaillon hätte in der That diesen Vorzug, und wäre uns gleichwohl entbehrlich, ja unzuträglich; mit allen möglichen Vorzügen, sollen wir es dennoch beibehalten, um jener Vorzüge willen, die es vor andern haben mögte? — Was ist dem Ganzen gedient mit diesen Vorzügen, wenn es sonst an sich entbehrlich ist, — und worin bestehen sie denn wol eigentlich, wenn's beim Lichte besehen wird? In der Montirung etwa? — Nun, die ist ein Verdienst der Tuchlieferanten, der Schneider und Andrer, die an Lieferungen Theil nehmen, und die Muster sind andern Truppen nachgebildet! — Aber der Rock macht nicht den Mann, die Uniform, der Tschako, die Muskete niemand zum Soldaten, — und die Rechnungen über diese Dinge bilden keinen ersprießlichen Posten im Budget. —

Mit den Waffen ist's eben so, und die Untersuchung können sie auch nicht aushalten, diejenigen abgerechnet, die von Andern für baare Zahlung re[illegible] geputzt werden, und also wieder dem Einzelnen, dem es an Zeit oder Geschick fehlt, seine Waffen im Stande zu erhalten, zwecklose Ausgaben aufbürden. — Sollte der Vorzug des Battaillons etwa in der Haltung,

(Siehe die Beilage.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 56.

Einübung, Pünctlichkeit und Leichtigkeit der Bewegungen und allgemeiner Dienstüchtigkeit bestehen? Wer kennt die andern Bürgerwehren Deutschlands genugsam, um darüber mit Sicherheit entscheiden zu können? Soviel aber ist gewiß, wäre die Ausbildung und Einübung noch so vorzüglich, vor allen Bürgerwehren Deutschlands, so könnte das nie einen Grund abgeben, für die Erhaltung des Battaillons, denn einen Beweis für dessen Dienstüchtigkeit kann man nie aufstellen, durch einen Vergleich mit Andern, die weniger oder ganz und gar nicht dienstüchtig seyn mögen, sondern nur durch Gegenstellung solcher Corps, deren Organisation als vollkommen genug anerkannt ist, um allen kriegsdienstlichen Erfordernissen genügen zu können. — Und was dazu erfordert werde, das kann allein der Zweck bestimmen, der mit der Errichtung des 4. Battaillons hat erreicht werden sollen. — Soll es als Reserve für den Felddienst verwendet werden, so dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß ihm eine zureichende Organisation und Ausbildung, und die wesentlichsten Eigenschaften abgehen, um den Dienst im Felde, auch nur mittelmäßigen Feldtruppen gleich versehen zu können. — Das aber soll ihm nicht als Vorwurf angerechnet werden, und kein Tadel darin liegen, daß Bürger, — dem Nährstande und dem Familienleben zunächst angehörend, es vorziehen, in Friedenszeiten ihre Zeit und Kräfte, dem bürgerlichen Berufsleben und dem Hausstande, und Jünglinge ihre Muße der Ausbildung ihrer Talente für's Geschäft- und Gewerbleben zu widmen, und die Störungen zu vermeiden streben, die mit einer militairischen Einübung, für das Gewerbleben wie für die Entwickelung ihrer Anlagen unausbleiblich verknüpft sind. — Da indeß die Verwendung des vierten Battaillons zum Felddienst nunmehr von der Deputation und von der Bürgerschaft definitiv für ungeeignet erachtet ist, so kömmt in dieser Hinsicht der Mangel an Fähigkeit dazu, nicht ferner im Betracht, und es frägt sich nur, in wiefern der Grad der Ausbildung worin wir es erblicken, dessen Beibehaltung für den Dienst in der Stadt und deren Gebiet empfehlen könne.

Wollte man dabei versuchen die Frage zu erörtern: Ob das Battaillon und die Bürgerwehr überhaupt geeignet sey, den Versuch einer Vertheidigung unsrer Stadt, unsrer offnen Thore, unsrer geschlaiften Festungswerke und unsrer unbeschützten Grenzen, ohne Artillerie, gegen irgend einen Feind, und gegen die kleinste der heutzutage auftretenden Europäischen Heermassen unternehmen zu können, so müßte man, — geschähe die Erörterung im ehrlichen Glauben an die Möglichkeit der Sache, nothwendig als unheilbarer Phantast erscheinen. — Geschähe aber aus Spötterei eine solche Untersuchung an einer Seite, wo die Lächerlichkeit so frappant ins Auge leuchtet, so hieße das sehr ungroßmüthig verfahren, und seine Stärke in Beleuchtung des Lächerlichen zeigen wollen, an einer Seite des Gegenstands der dem Spötter zu leichtes Spiel giebt, und durchaus keinen Gehalt darbietet für eine ernsthafte Betrachtung der Verhältnisse. —

Die Unmöglichkeit einer Vertheidigung unsrer Stadt und unsrer Gränzen stillschweigend vorausgesetzt, — reducirt sich also der Dienst im Innern ganz und gar auf Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Gewalt wieder Tumultuanten, — oder aber auf Unterstützung der Löschanstalten bei Brandfällen, oder sonstiger Unzulänglichkeit der sonst bestehenden Behörden zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und zur Beförderung der inneren Staatszwecke. —

Dabei müssen mir doch vor Allem mit Zuversicht und Freudigkeit uns gestehen, daß unsre innere Organisation sowohl als die Beschaffenheit unsrer Erwerbquellen im Allgemeinen sich in einem Zustande befinden, der zu Gährungen keinen wesentlichen Stoff enthält, und einer allgemeinen Unzufriedenheit keine Nahrung darbietet und daß in dem niedersächsischen Ernste, der in unsrer Volksstimmung vorherrscht ein natürlicher Damm sich bilde, der, allen Versuchen zur Aufregung von Außen her, den Zugang wehrt, und im Innern alles Entstehen und Gedeihen desselben verhindert. — Die schwachen Versuche phantastischer Strohköpfe, in denen vielleicht declamatorische Ergießungen eitler, rumorsüchtiger Scribler ein leichtes Strohfeuer zu entzünden vermochten, bleiben immer ohne wesentlichen Einfluß auf die kühlere Sinnesart unsrer Mitbürger, und partielle Bewegungen in einzelnen Gewerbclassen, — allemal durch Zufall veranlaßt und nie in einer erheblichen oder tiefgreifenden Grundquelle entsprungen, scheiterten jedesmal, und werden ewig scheitern, am allgemeinen Interesse für die gemeine Wohlfahrt, — weil zu einer allgemeinen Verbreitung der Unzufriedenheit weder Empfänglichkeit noch Gährungsstoff vorhanden ist. — Diese Betrachtung, — aus einer langjährigen Erfahrung

geschöpft, hat uns erkennen lassen, mit welcher Leichtigkeit alle leidenschaftlichen Ausbrüche augenblicklicher Unzufriedenheit einzelner Gewerbclassen bei zufälligen Anläßen beschwichtigt, und in die Schranken der Ordnung zurückgewiesen werden, — ohne daß wir dazu eben der Erhaltung des vierten Bataillons bedürften, das dabei bisher noch immerhin ganz entbehrlich befunden worden. — Den Dienst bei Brandfällen versehen die alten Battaillons genugsam und sind demselben immer allein gewachsen gewesen. Der einzige Fall, wo das 4. Battaillon bei einem Tumult unter Gewehr getreten, ist zu unbedeutend um eine Erwähnung zu verdienen, über dies aber gar kein Grund vorhanden zu der Besorgniß, als ob, — ohne das 4. Battaillon zu bemühen, den 3 ersten Battaillons der Bürgerwehr, ihre Mitwirkung zur Herstellung der Ruhe mißlungen seyn dürfte. — Werden folglich alle mögliche Zwecke, für welche das 4. Battaillon im Innern zu verwenden seyn möchte, vollkommen und mit Leichtigkeit, ohne dasselbe erreicht, und hat es zugleich mit Gewißheit sich ausgewiesen, daß es die angebliche Bestimmung als Contingents-Reserve nicht erfüllen könne, die bei dessen Errichtung zum Vorwande dienen müssen, — so ist nur noch zu erwägen, was von den neuerdings ersonnenen Merkmalen der Nützlichkeit zu halten sey, mit deren Erfindung die Auflösung des 4. Battaillons hat hintertrieben werden sollen, — gegen den Bericht der Deputation, — wider den Beschluß der Bürgerschaft und wider die laute Stimme der öffentlichen Meinung. — Herr Johannes hat den Vortrag der Materialien übernommen und wir verfahren am zweckmäßigsten, wenn wir ihm folgen und untersuchen, was etwa daran seyn möge. — Er versichert:

„Die Ansicht: als ob das 4. Battaillon als Re-
„serve der Kriegsmannschaft aufzustellen sey, —
„habe sich noch nicht ganz verlo-
„ren." —

Nach dem, was darüber oben gesagt worden, ist aber in der Wirklichkeit jede Aussicht verschwunden, die darauf hinaus ging, das Battaillon als Kriegsreserve aufzustellen. Sollte indeß, der Erfahrung ungeachtet, die uns eines Bessern belehrt hat, in der Einbildung einzelner Wenigen noch eine solche Hoffnung blühen, so ist wohl nur Liebhaberei für kriegslustigen Prunk und unmittelbares Interesse am Bestehen des Battaillons oder gänzliche Unempfänglichkeit für die Lichtstrahlen der Einsicht, die einzige denkbare Quelle solcher Befangenheit.

Indem Herr Johannes diese Hoffnung ausspricht, deutet er aber stillschweigend damit an, daß auf dem Wege den Er offen halten will, gerade diejenige Maaßregel zur Ausführung kommen würde, die in unsrer Bevölkerung die allgemeinste und entschiedenste Abneigung erfahren hat, und ihrer Art nach, nothwendig finden mußte, nemlich — die Conscription. — Sollte das Battaillon marschieren müssen, so wäre dadurch die Conscription zugleich ins Leben getreten, — welcher Herr Johannes zwar anfangs das Wort redete, die er späterhin aber „lebhaft angriff," als sich ergeben hatte, daß mit deren Vertheidigung eine gewisse Popularität durchaus nicht erhalten werden könne, — und die nun, nach seiner neuen Demonstration, auf dem Schleichwege der Erhaltung des 4. Bataillons in Ausübung kommen, und alle Resultate der darüber jahrelang stattgefundenen Verhandlungen wieder vernichten würde. — Hat Er das nicht bedacht? oder — hat er es wirklich erkannt, und dennoch dem Publico verschwiegen? — Man sieht daraus, wie sehr man mit ihm auf seiner Hut seyn muß, weil bei seinen Vorträgen oft Dinge im Hinterhalt liegen, die Er selbst nicht ahnet, oder die Er, wenn Er sie wirklich entdeckt, gleichwohl der öffentlichen Kunde unterschlägt! — Chamäleon ist er nicht, wie er selbst behauptet. — Doch wir ertappen ihn abermal auf dem Wege, die Conscription, — verhüllt in die Erhaltung des 4. Battaillons in Ausführung zu bringen, — in deren Empfehlung und Verwerfung er nun zweimal gewechselt hat. — Und das sollte ihm so hingehen, daß er dem Publico seine oft wechselnden, und immer schwachen Ansichten, gedankenlos zur Befolgung aufschwatzt? —

Herr Johannes behauptet ferner:

„Daß das 4. Battaillon als die Wurzel!! der
„Bürgerwehr zu betrachten sey, und daß, durch
„dessen plötzliche Aufhebung dem ganzen so be-
„währt befundenen Institut der Bürgerwehr
„der Todesstoß versetzt würde." —

Da treffen wir abermals auf eine leere Declamation! — Wollen wir das ganze Corps der Bürgerwehr mit einem Baume vergleichen, so ist dessen Wurzel nicht ein einzelnes Battaillon, sondern die ganze Bevölkerung im Allgemeinen, denn aus dieser bilden sich alle Battaillons. — Wollte man aber das 4. Battaillon einmal als die Wurzel des Baumes gelten lassen, — würde es als solche erhalten, — und es käme zum Ausmarsch, — dann wäre freilich die übrige Bür-

gerwehr des bisherigen Depots beraubt, das ihm seit seiner Existenz aus der Bevölkerung die Kräfte und Säfte zuführte, die seither deren Bestehen befördert haben, und damit wäre denn diese sogenannte Wurzel auf einmal abgeschnitten. —

Wird aber jetzt, da es so leicht ausführbar, und ohnehin die Auflösung fast von selbst schon und ohne nachtheilige Folgen eingetreten ist, die Ergänzung, — die bekanntlich mit so vielen Unzuträglichkeiten verknüpft ist, — vermieden, und die Battaillons mit dem Elemente, woraus deren Ergänzung bisher blos mittelbar geschöpft wurde, nun in unmittelbare Verbindung gesetzt, so wird der „Todesstoß" damit abgewehrt, — der mit dem Ausmarsch des 4. Battaillons eintreten könnte, wenn es wirklich wieder hergestellt würde. — Die Gefahr für das ganze Institut der Bürgerwehr, — in so fern deren Existenz mit dem Daseyn des 4. Battaillons in Verbindung stehen mögte, läge dem zufolge gerade in der Existenz des 4. Battaillons, — nicht aber in dessen Auflösung. —

Wollen wir endlich das neuerdings so oft wiederholte Problem in Untersuchung ziehen, als sey das 4. Battaillon nützlich als Elementar-Schule für die Einübung und für die Entwickelung einer Sinnesart, die dem Institut einer Bremischen Bürgerwehr eigen seyn sollte, so treffen wir wieder auf eine taube Nuß, deren Kern ganz und gar aufgetrocknet ist, und keinen Genuß weiter darbieten kann.

Alle Bürgerwehr hat die schwierige Aufgabe zu lösen, wie der Bürgerstand und der Wehrstand zu vereinigen sey, ohne daß das Wesen des Ersteren aufgeopfert, und gleichwol der Wehrstand unmittelbar durch ihn zugleich dargestellt werde, — eine Aufgabe von solcher Schwierigkeit im gegenwärtigen Zustande der Civilisation und der Complication aller bürgerlichen Verhältnisse, daß deren Lösung unerreichbar erscheint, wenn wir bei deren Erwägung nicht etwa einer phantastischen Selbsttäuschung Gehör leihen. — Lassen wir in dieser Vereinigung den Bürgerstand vorherrschen, und — mit Gottes Hülfe wollen wir doch diesen als des Staates Hauptzweck anerkennen, aufrecht erhalten und schützen, — durch den Wehrstand — so können wir diesen Letzteren nie zu einem brauchbaren Grade von Dienstfähigkeit organisiren und vervollkommnen, — weil mit einer solchen Ausbildung Aufopferungen an Zeit, an Kräften, an Geldmitteln und Beschränkung der bürgerlichen Freiheit und Berufsübung unzertrennlich verknüpft gehen, — in deren Erhaltung der Bürger gerade das Interesse erblickt, das ihn an den Staatsverband fesseln soll. — So wie nun jeder Einzelne verbunden ist, von seiner Freiheit und Kräften manches aufzuopfern, für das Bestehen des Staats-Verbands, und für die Erreichung der Gesammtzwecke, so müssen andrerseits die Anforderungen zu solcher Aufopferung nicht höher gesteigert werden, als sie unerläßlich erscheinen für die Erreichung der Staatszwecke.

Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, das ein Kriegs-Disciplin und eine Einübung für den Waffengebrauch, wie sie bisher im 4. Battaillon bestanden haben, die Erfordernisse überschreiten, welche der Dienst im Innern, in Friedenszeiten erheischt und vom Bürger in Anspruch zu nehmen berechtigt ist, — wie sie gegentheils unzulänglich ist, für den Kriegsdienst im Felde. — Und dennoch wie mangelhaft und unzureichend erscheint nicht schon dieser Grad der Disciplin zur Erreichung einer festen und gleichmäßigen Befolgung der Vorschriften, die allein geeignet sind, ein ungehemmtes Zusammenwirken der Einzelnen hervorzubringen, wodurch allein den getroffenen Anordnungen einiger Erfolg gesichert werden kann. Die Bürgerwehr umfaßt alle Glieder der ganzen Bevölkerung, die durch ihr Alter und Gesundheits-Zustand für den Dienst vereignet sind, also die gebildeten Stände wie die unteren Gewerbclassen. Werden die Ersteren schon durch Rücksichten auf Standesehre veranlaßt, angemessene Anordnungen willig zu befolgen, und Sittlichkeit in ihrem Benehmen erkennen zu lassen, so bemerken wir dagegen, im jugendlichen Alter, zumal in den unteren Gewerbclassen, die durch anhaltende Körperarbeit und reichlichen Erwerb noch mehr für sinnliche Genüsse gestimmt sind, nur mit Ausnahme soviel Haltung im Betragen, um widrige Ausbrüche eines aufgeregten Temperaments zurückzudrängen und einer ruhigen Befolgung der Anordnungen und Vorschriften sich hinzugeben, wie sie der Waffendienst, auch nur im Innern, erfordert. — Werden diese Mängel nun in stehenden Heeren durch Disciplin beseitigt, so können doch wir es uns nicht einfallen lassen, in der Bürgerwehr so strenge Zwangs-Verhältnisse einzuführen, die allen Unterschied zwischen den verschiedenen Bildungsstufen unter den Bürgern auszugleichen vermögte, und allen Unzuträglichkeiten gewachsen wäre, welche aus den angebornen Widerwillen des Bürgers, gegen disciplinarische Beschränkung seiner Willensfreiheit, entstehen würde. Bleibt aber der Spielraum für

die Ausbrüche einer leidenschaftlichen Stimmung, nicht durch angemessene Schranken geregelt, — so entwickelt sich damit eine Nichtachtung der Ordnung, ein Mangel an Gehör und Folgsamkeit gegen die Anordnungen, wodurch wiederum Anlaß zu Uebertretungen und Bestrafungen erzeugt wird, der einer Uebereinstimmung der Einzelnen zum Zusammenwirken entgegentritt, und die Entwickelung eines Gemeingeists hindert, der innerhalb der Schranken eines mäßigen Dienstzwangs, zugleich die Regungen des freien Bürgersinns mit einem Anstande zuließe, welcher geeignet wäre, dem ganzen Corps die Achtung der Mitbürger und der deutschen Bevölkerung, um des Geistes willen, zu erwerben, durch den es belebt und erwärmt würde.

Eine solche Sinnesart und ein solches Streben nach Veredlung des Gemeinsinns, vermissen wir indeß noch immer als vorherrschende Stimmung bei einem großen Theil der Glieder des 4. Battaillons, wenn sie gleich bei Einzelnen allerdings angetroffen werden mag. — Hier würde es indeß zu weit führen, wollten wir in eine Schilderung der unverkennbaren Symptome tiefer eingehen, die bei den Versammlungen seiner Glieder eine Abneigung haben bemerken lassen, gegen Beobachtung einer so anständigen Haltung im Benehmen, wie sie dem Sinne einer Bürgerbewaffnung in einer freien und civilisirten Stadt entsprechen könnte. —

Dagegen erblicken wir mit Widerwillen bei Vielen eine seltsame Bereitwilligkeit, Zwangsmittel vollziehen zu helfen, welche gegen Glieder und Mitbürger in Ausübung gesetzt werden, die bei einer Collision ihrer Berufsgeschäfte mit gleichzeitig eingetretenen Uebungen oder Parade-Prunken, — den Pflichten für den Berufserwerb ein Uebergewicht beimaßen, über die Exercier- und Parade-Pflichtigkeit. — Und daraus haben wir erkennen lernen, zu welchen Gewaltschritten sich willige Hände finden dürften, wenn unberathene oder übelwollende Vorgesetzte, die Gränzen der anvertrauten Gewalt unbefugt ausdehnen, verkehrt anwenden, — und dazu die Untergebenen zu verleiten, sich erlauben würden. —

Das aber ist keine Stimmung die dem Geiste einer Bürgerbewaffnung zusagt, wie sie geeignet seyn müßte um als Vorbereitung zum Uebergange in die Battaillons zu dienen, die größtentheils Grundeigenthümer, Gewerb- Vorstände und Familienväter in sich fassen, bei denen das Interesse an der Erhaltung des Bestehenden, der unbesonnenen Neuerungssucht steuert, — deren kühlere Ueberlegung die Regungen der Eitelkeit nicht aufkommen läßt, und in deren Vereinigung diejenigen Kräfte der Bevölkerung sich concentrirt finden, von denen das Gesammtwohl und die öffentliche Ruhe sich kräftigen Schutz und immerwährenden Beistand gegen partielle gesetzwidrige Auflehnungen zu versprechen hat.

Auch von dieser Seite betrachtet, kann also das 4. Bataillon nicht als Vorbereitungs-Anstalt dienen, um einen Geist auszubilden, der geeignet wäre, die Bürgerbewaffnung einer freien und civilisirten Stadt zu beleben, oder den älteren Bürgern in den drei ersten Battaillons als Vorbild zur Nachahmung empfohlen zu werden. — Damit wäre denn auch dieser Vorwand beseitigt, den man neuerdings zur Empfehlung der Wiederherstellung des 4. Bataillons erfunden hat. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 65.

Bremen, Donnerstag den 15. August 1833.

Gestorben:

Den 3. August. Anna Doroth. Trolsch, 67 J.; hinter dem Schütting Nro. 11.

Den 3. — Des Schiffskapitäns Joh. Schnelle Sohn, 9 J.; am alten Steinwege N. 26.

Den 3. — Des Gastwirths Johann Lübeck Sohn, (todtgeb.); große St. Annenstraße Nro. 63.

Den 4. — Der Kaufmann Hieronymus Tidemann, 50 Jahr; Martinistr. Nro. 22.

Den 4. — Der Schneidermeister Johann Christian Röttger, 34 Jahr; Timmerstraße Nro. 3.

Den 3. — Der Gastwirth Johann Hinrich Tonß, 64 Jahr; Fischerstraße Nro. 8.

Den 5. Aug. Des Aufladers Christ. Gabriel Wöhler Tochter, 1½ J.; Walldammstr. Nro. 22.

Den 6. — Der Schenkwirth Heinr. Claussen, 49 Jahr; am Markt Nro. 9.

Den 7. — Des Hökers Jacob Friedr. Strieck Sohn, 15 Wochen; Langwedlerstr. Nro. 8.

Den 8. — Der Mäklergehülfe Teobald Wilh. Bollmeyer, 48 Jahr; a. d. Häfen Nro. 1.

Den 8. — Des Schneiders Johannes Franck Tochter, 9 Monat; Neuenstraße Nro. 4.

Den 8. — Der Schweinehirt Hinrich Brunß, 75 Jahr; im Krankenhause.

Den 9. — Der Arb. Christian Corssen 49 J.; Rumps-Hof Nro. 1.

Geburten:

Den 3. August. Des Kaufmanns Joh. Heinr. Teubner Ehefr., geb. Knoche, Faulenstraße Nro. 61; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Küpers Joh. Gottfr. Christ. Meyer Ehefr., geb. Helmken, Düsternstraße Nro. 46; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Gastwirths Joh. Lübeck Ehefrau, geb. Frese, gr. St. Annenstr. N. 63; von einem todten Knaben.

Den 3. — Des Schenkwirths Heinr. Oetling Ehefr., geb. Schweben, Langenstr. N. 28; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Kaufmanns Friedrich August Gildemeister Ehefr., geb. Förstner, Weerder Nro. 66; von einem Knaben.

Den 4. — Des Arb. Liborius Drepmann Ehefrau, geb. Mohrmann, gr. Sortillenstraße Nro. 25; von einem Knaben.

Den 4. — Des Tapezirers Carl Joseph Forquignon Ehefr., geb. Kreib, Buntenthorssteinweg Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Privatlehrers Diedrich Graue Ehefr., geb. Bruckmann, Neuenstr. N 25; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Arb Johann Gottwald Kriete Ehefr., geb. Bolte, Grünenstraße N. 48; von einem Knaben.

Den 5. Auguſt. Des Arb. Herm. Meyer Ehefr., geb. Schulzen, große St. Johannisstraße Nro. 196; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Schiffszimmermanns Heinrich Feideler Ehefr., geb. Knoop, Rosenkranz Nro. 10; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Arb. Hinrich Huckstedt Ehefr., geb. Trolsch, Doventhorssteinweg Nro. 77; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Küpers Joh. Peter Henschen Ehefr., geb. Helmich, Jacobistr. Nro. 10; von einem Knaben.

Den 7. — Des Arb. Johann Hinrich Buse Ehefr., geb. Engelmann, Paulsberg N. 27; von einem Knaben.

Den 7. — Des Waaren-Agenten Joh. Heinr. Bergmann Ehefr., geb. Hasselmann, Hohenthorsstr. N. 10; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Blechenschlägers Diedr. Renjes Ehefr geb. Wätjen, Hutfilterstr. Nro. 7; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Schullehrers Christ. Gottfried Schöne Ehefr., geb. Papenhausen, Osterstr. Nro. 19; von einem Knaben.

Den 8. — Des Schneiders Joh. Hinr. Tengermann Ehefr., geb. Schumacher, Rosenthal Nro. 4; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Kaufmann Johann Ludwig Schrage und Maria Elisabeth Schrage, beide von hier.

Der Galanteriehändler Johann Anton Jacob Rusconi und Dorothea Buchholz hieselbst.

Der Arb. Joh. Hinr. Fahrenholz und Sophie Henriette Sechehaye hieselbst.

Der Stuhlmacher Carl Ludwig Grubert und Helena Bollmann hieselbst.

Der Tapezirer Friedr. Wilhelm Ludwig Wensell am Buurenthorssteinweg und des verstorb. Arb. Ludwig Horstmann Wittwe, Friederike geborne Knoop daselbst.

Der Krameramtsgenosse Joh. Henrich Frentzel und Maria Anna Gibon, beide von hier.

Der Cigarrenmacher Johann Heinrich Lürßen und Anna Dorothea Eggers, beide von hier.

Der Arb. Joh. Wilhelm Dünforth hieselbst und Catharina Maria Brinkhoff aus Lohe, Königlich Hannöv. Amts Nienburg.

Der Arb. Jacob Kipp und des verst. Hökers Christ. Friedrich Heinrich Böschen Wittwe, Margaretha Lürßen hieselbst.

Der Arb. Friedrich Krafft zu Verden und des verstorb. Kutschers Friedr. Helms Wittwe, Catharina Sophia Friederike geb. Herwig daselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 65.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 15. August 1833.

O wollet euch die Größe nicht verhehlen
Des rastlos Weisen, ziehet gern Gewinn
Aus seiner Wahrheitsfülle, er kann stählen
Euch wunderbar und läutern euren Sinn,
Daß ihr entrinnt dem sündlichen Verderben
Und Frieden habt im Leben und im Sterben.

Auszüge
aus
„Jesus und seine Jünger."
In zwölf Gesängen dargestellt
von
Dr. H. G. Numsen.
(Fortsetzung.)

4.

Mit welchen blinden, dummen Vorurtheilen,
Die sich im Vaterlande aufgethürmt,
Doch mußte Jesus kämpfen, ihn umheulen
Ach! Menschen, deren Leben wild durchstürmt
Der Troß der Leidenschaften, die verweilen
Bei dem nicht, der das Gute ewig schirmt,
Die rasen, wüthen, toben, brünstig schreien
Nach Glanz und Wollust, die des Wahns sich freuen.

O seltne Geistesgröße, die er zeigte,
O wunderbare Kraft, die in ihm war,
Daß er allein sich nicht zum Laster neigte,
Hell überstrahlend jene Frevlerschaar,
Daß nie sein kühn entschloss'ner Muth sich beugte,
Zu leiten hin zu dem, was gut und wahr,
Die rohe Menge, die so arg verkommen,
Von der Verstand und Tugend war genommen.

O es erfaßt den Geist ein ernstes Staunen,
Der bei dem Abbild seines Lebens weilt,
Frei stand er da, der Göttliche, von Launen,
Die sonst auch großen Seelen zugetheilt;
Und ob die Pharisäer sich schon raunen
Zu Mordgedanken wider den, der heilt
Die Lasterwunden, kräftig bleibt er immer,
Nicht sinkt sein Muth, nicht stimmt er an Gewimmer.

O herrlich, herrlich, daß wir Einen haben,
Doch Einen, Einen, den wir unbedingt
Hochachtend können lieben, daß wir laben
Den Durst des Geistes, der nach Großem ringt,

Bei diesem Urbild können, das die Gaben
Der Wahrheit und der Weisheit reicht, das schwingt
Empor uns in des Himmels heil'ge Höhen,
Vor dem wir dürfen voll von Ehrfurcht stehen.

Wohlan! beginnet forschend zu entrollen
Die Bücher der Geschichte, ob ihr seht
Noch Einen außer Jesus, dessen Wollen
Rein vor dem Geiste, fromm und edel steht,
Der das gethan unwandelbar, was sollen
Die Menschen thun nach Gottes Willen, geht
Die Kunde aller Zeiten durch, ihr findet
Urbildlich den nur, der das Reich ergründet,

Das stammt von Gott und leitet alle Seelen
Zur Reinheit und zur ernsten Tugend hin,
O wollet euch die Größe nicht verhehlen
Des rastlos Weisen, ziehet gern Gewinn
Aus seiner Wahrheitsfülle, er kann stählen
Euch wunderbar und läutern euren Sinn,
Daß ihr entrinnt dem sündlichen Verderben
Und Frieden habt im Leben und im Sterben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Ein frohes Familienleben begann von diesem Tage an in dem freundlichen Landhause vor Tarki. Schon bei dem ersten Zusammentreffen hatte Gustav — mit einer Freude, deren Grund er sich selbst nicht zu deuten wußte, an dem reichen Halsschmucke der Frauen, das geweihte Kreuz des, seiner Nation vielgeltenden Heiligen, Andreas, bemerkt. — Sie waren seine Glaubensgenossen und weiter erstreckten sich seine Wünsche um nähere Bekanntschaft mit ihren Verhältnissen nicht. Die wenige Zeit, die ihm der Dienst übrig ließ, verlebte er in der Nähe seiner ihm mehr und mehr ihr Zutrauen schenkenden Wirthinnen; mit jedem Tage nahm seine Achtung für die Mutter zu, mit jedem neuen Zusammentreffen, schlug ein ihm bis jetzt noch fremd gebliebenes Gefühl inniger Theilnahme für die Tochter neue Wurzeln durch sein innerstes Wesen. Eine süße Wehmuth bemächtigte sich seines Gemüths, — der leichte Sinn — sein treuer Begleiter unter den wechselnden Launen des Geschicks, wurde nach und nach von einem Ernste verdrängt, ohne daß er selbst es bemerkte. Zwar würde diese Veränderung nur seinen älteren, vertrauteren Freunden aufgefallen seyn, aber dem Scharfblicke des Weibes, und um so mehr, wenn eine leise Stimme es selbst für die Ursache einer solchen Erscheinung erklärt, konnte diese Umwandlung nicht entgehen. Längst zeigten sich Mutter und Tochter dem Gaste unverschleiert, längst wagte die Erstere, die beiden jungen Leute allein zu lassen, wenn ein häusliches Geschäft sie aus dem Zimmer, oder aus einer der schattigen Gartenlauben in die Wohnung rief. Augenblicklich stockte dann selbst das lebhafteste Gespräch. Maja wagte nicht von ihrer Arbeit aufzublicken, aus Furcht, den in schwärmerische Wehmuth getauchten, wie in gänzlicher Selbstvergessenheit auf sie gerichteten Blicken des Jünglings zu begegnen. Sie fühlte, daß diese Blicke eine magische, unwiderstehliche Gewalt über sie übten; sie wollte den Grund dieses räthselhaften Zaubers in ihrer Befangenheit suchen und sie fand ihn endlich tief in ihrem Herzen. — Aber sie erschrak vor dieser Entdeckung, krampfhaft zog sich ihre Brust zusammen, ihr Auge füllte sich mit Thränen, und ihr erloschener Blick senkte sich zu Boden. — Sie fühlte, daß sie der Annäherung des Jünglings zuvorkommen müsse, — ein finsteres Gespenst trat ja zwischen ihn und sie, wie das Gebild einer Camera obscura und richtete die glänzenden, zweischneidigen Dolchspitzen auf die Herzen die sich entgegenschlugen. Sie durfte — so nahm sie es sich fest vor — den Geliebten nicht in ihr dunkles Schicksal verflechten.

Von diesem Augenblicke an erhielt ihr Benehmen eine festere Richtung; nur dem Auge des ruhigen Beobachters würde der Kampf nicht entgangen seyn, den das Mädchen zwischen den Regungen der ersten jugendlichen Liebe und der Pflicht bestand; Gustav aber ahnte den edlen Beweggrund ihrer Handlungsweise nicht, er nahm das für Kälte, für Gefühllosigkeit, was die mühsam errungene Trophäe eines schmerzlichen Kampfes war.

So nahete sich der 26. Mai des Jahres 1831. Eine schwüle Nacht brütete über der Gegend, Gewitterwolken schoben sich, stets von der Seite des Meeres erneut, in dunklen Schichten über die Abhänge der Gebirge und senkten sich in in die tiefern Schluchten und die Blitze flammten aufwärts über die schauerlich von ihnen beleuchteten Felszacken und der Donner grollte unaufhörlich aus der Ferne. Da fielen rechts und links fast zu gleicher Zeit die Allarmschüsse der ausgestellten Vorposten, und von der Festung aus mischte sich der Donner der Königspistolen *) mit dem Grollen seines luftigen Bruders. Die russischen Reiter sprengten zu den Allarmplätzen, die Bewohner Tarki's eilten bewaffnet zu den Thoren und den Mauerthürmen. Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten und eine reitende Batterie rasselte durch den Hohlweg der Festung den die Stadt dominirenden Grabhügel zu. An der Spitze seiner Schwadron trabte Gustav die Anhöhe hinan, von der ihm die zurückgeworfenen Nachtpiquets in regelloser Flucht entgegensprengten. — Sie berichteten, daß sie von übermächtigen Haufen der Rebellen angegriffen seyen und daß dem Geräusch in den Felswegen nach, ein furchtbares Geschwader der Bergvölker im Anzuge sey. Der junge Held zog nun die Versprengten an sich, stellte sein kleines Corps Echellonweise auf, besetzte die Defiléen mit Posten und erwartete sehnsüchtig den Anbruch des Tages, um seine Feinde ins Auge zu fassen. — Das Geräusch der von den Bergen herabziehenden Geschwader schien sich nach einem Punkte zu ziehen, aber das Dunkel erlaubte nicht die Richtung ihres beabsichtigten Angriffs zu erspähen. Der Wachtmeister Dimitri hielt an der Seite seines Führers; ruhig schnallte er das mächtige Schlachtschwert um das kräftige Faustgelenk, löste den Carabiner und untersuchte die Batterien seiner Pistolen. — „Es macht mir wahrlich Freude," murmelte er treuherzig, „Sie mit meinen alten Freunden in meiner Gegenwart Bekanntschaft machen zu sehen. Es ist ein hitziges Völkchen, Herr Rittmeister, toll und ausgelassen bei der ersten Begrüßung, aber ungemein höflich und nachgebend, wenn es den ehrlich gemeinten Handschlag als Gegengruß gefühlt hat. — Nur nicht zu hitzig, Herr Rittmeister, nur hübsch die Leute zusammengehalten, die wilden Schwärme wagen sich nicht leicht an geschlossene Haufen."

„Ich trieb am Balkan oft die Spahis vor mir her," erwiederte der Rittmeister etwas unwirsch; „viel Ehre ist bei solchen Hetzen nicht zu erndten."

„Nun, nun," brummte der Abgefertigte; „ich werde mich nicht unterfangen, ihnen Vorschriften machen zu wollen; vergleichen Sie nur den Feind, der vor uns steht, nicht mit jenem Gesindel." —

Gustav hörte nicht mehr auf den Redseligen, sein Blick haftete an dem Saume der Gebirgszüge, deren Zacken nach und nach aus dem Dunkel hervortraten und den nahen Aufgang der Sonne verkündeten. — Mehr und mehr lichtete der junge Morgen die Schleier der Nacht.

*) Padischa Tapendschi, so werden die Kanonen von den Tataren genannt.

Schon erschienen Klippen und Bäume in zweifelhaften Umrissen, da stiegen rechts und links um Tarki Feuersäulen gen Himmel, und ihr Widerschein wetteiferte mit dem Schimmer der Morgenröthe. Von der Festung wurde das Signal zum Rückzuge gegeben, und das erste Tagesgrauen erlaubte den Kriegern, bevor sie ihn antraten, noch einen Ausblick in die benachbarten Gründe. Wie zwei Lavaströme zogen die Bergvölker aus den fernen Schluchten die Abhänge herab, ein ansehnlicher Heerhaufen rückte schon mit fliegenden Fahnen auf der Hauptstraße gegen Tarki, von allen Seiten schimmerten die grellen Turbane einzelner Schwärme durch die Befriedigung der Gärten, und lodernde Hütten und Landhäuser bezeichneten ihre Spur. Aengstlich blickte Gustav nach seiner Wohnung, Baumgruppen verhüllten den untern Theil derselben, aber eine dicke Rauchwolke wogte über ihrem Dache. — Hoch auf flog er im Sattel: „die halbe Schwadron auf Tarki, die übrigen mir nach!" rief er mit kräftiger Stimme, und das Geschwader stob auseinander, und über Hecken und Gräben brauseten die ersten Züge ihrem Führer nach, der Gegend zu, wo er sein Kleinod barg. Von allen Seiten fielen einzelne Schüsse auf das Häufchen, der Führer achtete es nicht. — Er sah nur die Flamme die schon die äußersten Zweige der Platanen ergriff, er hörte nur auf das laute Siegsgeschrei der Mordbrenner, und es war ihm, als vernehme er um Hülfe rufende Frauenstimmen. Weit hinter ihm blieben seine Begleiter; noch einige mächtige Sätze und der Rappe erreichte den Thorweg und der Schauplatz der Zerstörung lag vor seinem Reiter. — Nur einen flüchtigen Blick warf er auf das brennende Gebäude — ein furchtbarer Kriegsruf rang sich aus seiner Brust; — von einer Schaar plündernder Feinde umgeben, sah er die beiden, ihm so theuren Frauen, die Mutter ohnmächtig neben der Leiche des treuen Dieners hingestreckt, Maja im schwachen Kampfe gegen die Bemühungen zweier Taulinzen sie auf ein Roß zu binden. —

Wie der Blitz durch die Krone des Baumes fährt und den Stamm bis zur Wurzel spaltet, so schmetterte sein Schwert auf den Turban des ihm zunächst stehenden der Räuber und in zwei Hälften fiel das entstellte Haupt auf die Schultern seines taumelnden Trägers, ein zweiter Hieb streckte den Genossen auf den Sand. Das Pferd an dessen Sattelknopf Maja mit den Händen gebunden war, wurde scheu: „Gustav, rette mich!" rief das mit dem Blute ihrer Räuber übergossene Mädchen in furchtbarer Todesangst; hoch bäumte sich der Rappe und hob die vom Schreck gelähmte Jungfrau vom Boden; aber schon war der Helfer vom Rosse gesprungen, und ergriff mit starker Faust die Zügel des unbändigen Thieres und versuchte mit seinem Schwerte die Banden zu zerschneiden, die das geliebte Mädchen — dem der jähe Schreck den vertraulichen, beseligenden Ruf abzwang, mit einem furchtbaren Tode bedroheten. Da drängten die Räuber von allen Seiten an: „la illah ill' allah!" *) brüllten ihre heiseren Kehlen, und ihre krummen Klingen schwirrten über dem Haupte des Ritemeisters, der nur eben noch seine Absicht erreicht und die Hände Maja's gelöset hatte. Die Erschöpfte war an seine Brust gesunken, und ohne der Gefahr zu gedenken, die über seinem Haupte schwebte, umschloß er die geliebte Bürde mit seinen Armen. Da rasselte Hieb auf Hieb auf sein Casket herab und erinnerte ihn an Selbstvertheidigung. An dem Fuße der Bildsäule an welcher die Mutter noch in tiefer Ohnmacht lag, ließ er die Geliebte

*) La illah ill' allah! (es ist nur ein Gott!) der fortwährende Gesang der Anhänger Kasi-Mullah's.

in die Gräser gleiten und deckte sie mit seinem Körper. Sein langes Schwert flammte in blitzschnellen Kreisen den Andringenden entgegen, daß ihre Rosse zurückprallten und sich mit aufgehobenen Mähnen gegen einen neuen Anlauf sträubten. Mit höhnischem Gelächter zogen einige der Vordersten ihre Pistolen, um den kühnen Feind unschädlich zu machen, da trabte Dimitri, der Schädelschmied, mit seinem Geschwader durch den Thorweg. Der Ueberblick eines Augenblicks genügte, um ihn von der gefährlichen Lage seines Führers zu überzeugen. Von allen Seiten, aus Baumgängen und über Hecken drängten neue Schwärme der Feinde an; aber der Schädelschmied bewieß, daß seine Cameraden ihm diesen Namen nicht mit Unrecht beigelegt hatten. „Drauf, meine Jungen!" schrie er mit fröhlicher Schlachtenstimme, und ein furchtbares Gemetzel begann in dem engen Raume. Zischend fuhr das Schwert des riesigen Kriegers in die dichtesten Haufen, sein schwarzer, schwerer Hengst hieb und biß, als wolle er seinem Reiter zu Hülfe kommen, um sich wie besessen und blutige Turbane und herrenlos sich aufbäumende Pferde bezeichneten die Bahn, die der Gewaltige sich brach. Die Kurinitzen wollten hinter ihrem Führer nicht zurückbleiben, jeder von ihnen suchte sich seinen Theil an dem noch zweifelhaften Siege zu verdienen. Die Lesghier konnten solchem Anlaufe, solcher Tapferkeit nicht widerstehen, wie Spreu vor dem Winde stäubten sie auseinander und ließen den Kampfplatz mit Verwundeten und den Leichen ihrer Landsleute bedeckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Aufschlüsse über den Tod des Herzogs von Enghien.

(Beschluß.)

Es ist mir unbekannt geblieben, was Napoleon bei dieser Mittheilung gegen den Marschall geäußert hat; allein nach dem Erfolge zu urtheilen, muß es den heftigsten Eindruck auf ihn gemacht haben. Ein Bourbon, vor den Thoren Straßburgs, mit den Waffen in der Hand, erwartend die blutigen Scenen in den Tuilerien — ein Generalstab von emigrirten Offizieren ihm zur Seite — selbst ein englischer Kommissär (denn im Rapporte war eines englischen Obristen Smith erwähnt) — General Dumouriez von London abgesendet, um, bei seiner großen Erfahrung, den Operationsplan zu leiten — zwei englische Gesandte, Francis Drake in München und Spencer Smith in Stuttgart, welche die Hand dabei im Spiele haben, alle Bewegungen kombiniren, an der Gränze Frankreichs das noch nicht ganz gelöste Komplott Pichegrü's wieder anknüpfen, fester schürzen — im Westen, bei dem ersten von Paris gegebenen Signale von Napoleons Tode, ein Bürgerkrieg — die östliche Gränze von neuem der Schauplatz des Krieges und der Verräthereien — dieses Bild schwebte vor seiner Seele, diese Thatsachen, Muthmaßungen, Kombinationen ergriffen ihn zumal; in seiner raschen, leicht entzündbaren Seele stieg ein Gewitter auf mit unzähligen Unheil drohenden Blitzen, und nichts schien im Stande, den Ausbruch zu verhindern.

Und so war es auch. Denn als der Graf Réal gegen Abend, wie gewöhnlich, zur Arbeit kam, fand er den Konsul über einen Tisch gelehnt, auf welchem Landkarten ausgebreitet lagen. Er verfolgte genau die Linie vom Rhein bis nach Ettenheim, maß die Entfernung, berechnete die Stunden, binnen welcher der Weg zurückzulegen, dann hielt er plötzlich inne. „Nun, Herr Réal, Sie sagen mir ja nichts davon, daß der Herzog von Enghien nur vier Stunden von unserer Gränze sich befindet und militairische Komplotte anzettelt." Der Graf, erstaunt den Konsul so falsch davon prävenirt zu sehen, erwiederte, gerade diese Angelegenheit führe ihn her, nicht sowohl um ihm zu berichten, daß der Herzog in Ettenheim wohne, was ihm ja hinlänglich bekannt sey, wohl aber darüber, daß derselbe noch dort sey, und keinen Augenblick den Ort verlassen habe, was zu ermitteln bekanntlich nur der Zweck der Mission gewesen sey. Allein diese Worte gingen völlig spurlos an Napoleon vorüber, er wandte sich wieder zu

seinen Karten, augenfällig auf seiner Ansicht beharrend, und die lange Pause nur durch Zeichen des Unwillens und drohende Bewegungen unterbrechend. „Bin ich, fing er endlich an, denn ein Hund, den man auf der Straße todt schlagen kann, während dem meine Mörder für geheiligte Wesen gelten? . . Man greift mich am Leibe an! Wohlan, Krieg um Krieg!" Und zu Talleyrand, der eben eintrat, sagte er: „Und was thut denn Massias *) in Carlsruhe, während dem meine Feinde mit den Waffen in der Hand in Ettenheim sich versammeln?" Auf die Antwort des Ministers, daß derselbe ihm nichts darüber gemeldet habe, erwiderte er: „Ich werde ihre Komplotte zu bestrafen wissen, der Kopf des Schuldigen soll mir dafür Genugthuung geben." Napoleon ging, während dem er diese Worte sprach, im Saal auf und nieder, und Cambacérès, der zweite Konsul, der gleichfalls zugegen war, und den diese Worte überraschten, bemerkte darauf: „Ich möchte glauben, daß, wäre eine solche Person in Ihrer Gewalt, die Strenge nicht so weit ginge." — „Was sagen Sie da, mein Herr?" entgegnete Napoleon, und maß dabei seinen Kollegen vom Kopf bis zu den Füßen, „damit Sie es wissen, ich will, ich werde Keinen menagiren, der mir Meuchelmörder zuschickt." Des General Dumouriez erwähnte er nicht an jenem Tage. Erst am darauf folgenden Sonntag äußerte er bei der Audienz: „In dieser Stunde ist der Herzog von Enghien und Dumouriez in meiner Gewalt."

Setzen wir nun den Fall, Réal und Moncey wären zu gleicher Zeit beim Konsul erschienen, und jener hätte zu ihm gesagt: „Ist ein Bourbon wirklich in Paris, so kann es nicht der Herzog von Enghien seyn, indem ich die Beweise in den Händen habe, daß er noch immer in Ettenheim ist, wo er seit mehrern Jahren wohnt; daß dort Condé'sche Offiziere um ihn versammelt sind, verdient allerdings Aufmerksamkeit; allein der angebliche englische Obrist Smith ist, laut des Rapportes, nichts weiter als ein Stallmeister; was Dumouriez betrifft; so ist's ein offenbares Mißverständniß, ein Orleans — ja, aber daß ein Condé, denen er verhaßter noch als Robespierre ist, es mit ihm halte, ist nicht zu denken" — wie so ganz anders wäre dann, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Sache ausgefallen! Der junge Prinz wäre nicht wie eine dort gleichsam postirte Hülfstruppe der Verschwörung erschienen, es wäre von keinen englischen Offizieren, nicht von Dumouriez mehr die Rede gewesen, und anstatt Verdacht zu erregen, hätte die Fortdauer des dortigen Aufenthaltes des Prinzen, entfernt von seinen übrigen Verwandten und allein mit seiner Gemahlin, vielmehr zum Beweise gedient, daß in seiner isolirten Lage nichts sich verändert habe. Ohne Zweifel hätte Napoleon, bei dieser Nachricht, diese verdächtigen Vereine aus der Nähe des Rheins entfernen lassen, doch nur aus Vorsicht, nicht aus Rache oder zur Strafe. Ich glaube bestimmt behaupten zu dürfen, daß der Herzog nicht in die in London ausgeheckte Verschwörung verwickelt war, wiewohl die Häupter derselben mit dem Gedanken umgingen, ihn in Hinsicht auf militärische Operationen später hineinzuziehen. Es ist wohl außer Zweifel, die Condé'schen Prinzen sind von dieser Verschwörung nicht einmal unterrichtet worden. Ihr ganzer Zweig, von jeher dem Kriegsdienste sich widmend, wurde stets von allen im Innern vorgegangenen Manövern entfernt gehalten, und es ist leicht zu begreifen, warum die Politik des ältern Zweiges vermieden hat, eine Rolle dabei ihnen zuzutheilen.

Der Schlag war einmal geschehen. Der Herzog von Enghien war in Napoleons Augen die Haupttriebfeder des Komplottes gegen sein Leben. In dieser vorgefaßten Meinung, von der er nicht abzubringen war, und nur darin allein ist das Motiv seiner Handlungsweise zu suchen; sie wurde durch nichts anderes veranlaßt, weder durch ein vorgebliches geheimes Konseil, dem er den Fall zur Berathung vorgelegt haben soll, noch, wie man ihm unterschiebt, in der Absicht, die Interessen der Revolution gegen jeden Aufruf der Bourbone sicher zu stellen. Nein, Alles war Nachs des ersten Eindruckes, Folge plötzlicher Aufwallung über einen mißverstandenen Namen und über eine irrthümliche Thatsache.

Nehmen wir Alles zusammen: George Caboudal, die beiden Polignac und Rivière, nebst allen Andern, erklären, sie seyen von London gekommen, um die Person des Konsuls mit Gewalt anzufallen, ihre Truppe sey formirt, und erwarte in Paris, mit den Waffen in der Hand einen Bourbon, der das Zeichen dazu gebe, — Napoleon weiß nicht, wo der Herzog von Enghien sich befindet, er glaubt ihn bei den andern Mitgliedern seiner Familie, da erhält er einen officiellen Rapport, der Prinz befinde sich an der Gränze bei Straßburg, umgeben von ausgewanderten Offizieren, von Engländern und von dem famösen General Dumouriez, der als der Pichegrü dieses Komplottes erscheint, — den Lenker der Exekution mit seinem ganzen Generalstab aufzuheben, den Mordanschlägen ein Ziel zu setzen durch Repressalien gegen Einen aus dieser Familie, den er für den

*) Damals Geschäftsträger am Baden'schen Hofe.

Urheber hält — dieser Gedanke bemächtigt sich seiner ganzen Seele; die Sache hat allen Anschein von Wahrheit, sie ist wichtig, dringend, er befiehlt auf der Stelle, man gehorcht ihm, Alles weicht seinem mächtigen Willen; in der Besorgniß, er möchte von seinem Entschluß abkommen, spricht er mit Niemand darüber, und beschleunigt die letzten Maßregeln — so stellte sich die Sache zusammen. Ein ähnlicher, ja noch gewichtigerer Irrthum, weil lange darüber berathen und weil derselbe bestritten worden, verleitete ihn am 3. Nivose, wo die Jakobiner, des damaligen Attentates im ersten Augenblicke beschuldigt, deportirt wurden, selbst noch zur Zeit, wo man bestimmt wußte, daß sie diesem Verbrechen völlig fremd waren. Dieß sind zwei Flecken im Leben dieses Mannes, die man beklagen muß, wenn gleich beide als Verirrungen eines erbitterten und fast noch unter den Dolchen sich befindenden Menschen sich herausstellen. „Glauben sie denn," äußerte er eines Tages, wo er gewisse, kurz abgebrochene, aus dem Stegreife, so zu sagen, hervorgegangene Verfügungen Kaiser Pauls I. zu entschuldigen suchte, „daß die Souveräne Engel seyen? Sie sind Menschen, und manchmal mehr noch, wie Andere, dem Irrthum und Aufwallungen unterthan."

---

* Notiz für Herrn Marforio.

Die vielen in dem Bürgerfreunde Nro 64 gegen das IV. Battaillon, und besonders gegen manche Glieder desselben, aufgestellten Beschuldigungen, als falscher Darstellung des Zwecks, albern genug durch Prunksucht motivirter Lust am Soldatenspiel in Friedenszeiten, und die sonstigen gerügten sogenannten Unzuträglichkeiten, beruhen wohl auf zu oberflächlicher Kenntniß des Instituts der Bürgerwehr überhaupt, und werden auch wohl von einer kundigern Feder der Wahrheit gemäß beleuchtet werden, damit bald eine wirkliche Verbesserung durch Reorganisation ins Leben treten möge, statt daß eine Parthei, durch verschiedene Interessen und Ansichten vereinigt, gern Vernichtung ausspräche.

Eine Widerlegung der Aufsätze des Marforio dürfte sich besser für eine eigene Brochure passen, da man leicht, wenn in dem begonnenen Tone fortgefahren würde, die Leser des Bürgerfeundes ermüden könnte, so sehr ergötzlich auch manche Redensarten, Tournuren und Witze gegeben werden, wenn gleich sehr Vielen selbst die Achtung für das lesende Publicum mangelt, der oft hämischen Ausfälle gegen einzelne Personen nicht zu gedenken.

Allein in der Beilage Seite 4 spricht Marforio mit Widerwillen von der seltsamen Bereitwilligkeit, Zwangsmaaßregeln ausführen zu helfen, mit einer Unkenntniß der Sache, daß dieser Punct wohl beleuchtet werden könnte.

Herr Benedetto vergißt, daß bei einer Bürgerwehr keine Rangordnung der Stände, sondern nur eine Ordnung nach dem einem Jeden im Regimente oder im Battaillon angewiesenen Range bestehen kann und darf, da nur während des Dienstes ein Vorgesetzter seine Autorität nach dem Buchstaben des Gesetzes geltend machen kann, und nach Aufhören des Dienstes auch seine dienstliche Function sofort aufhört.

Herr Benedetto hat sich nicht gehörig nach dem Sachverhältniß erkundigt, wenn er es behauptet, daß Glieder oder Mitbürger, die ihre Berufsgeschäfte den Parade-Prunken vorgezogen, mit Zwangsmaaßregeln verfolgt sind, da nur widerspenstige, und noch dazu auf ihren Widerstand trotzende und großthuende Individuen zu den so nothwendigen Zwangsmaaßregeln Veranlassung gegeben, was um so nothwendiger war, wenn Gerechtigkeit in einer Bürgerwehr gehandhabt werden, und Jeder vor dem Gesetze gleich gestellt werden soll. — Zudem kann von Parade-Prunken ganz und gar keine Rede seyn, da es durch das Gesetz bestimmte, einem jeden wehrhaften Bürger obliegende Musterungen und Waffenübungen sind, denen sich die Betheiligten eigenmächtiger Weise entzogen hatten, was, wenn es geduldet, doch wohl eine gränzenlose Verwirrung herbeiführen würde.

Die Erkenntniß nun aber, die Herr Benedetto daraus empfangen haben will, ist eben so absurd, als die Benennungen von unberathenen und übelwollenden Vorgesetzten in der angedeuteten Voraussetzung erstens hämisch und zweitens zwecklos und unmöglich sind, da nur der regelmäßige Dienst von einzelnen Vorgesetzten nach den bereits bestehenden Gesetzen ausgeführt werden kann, und jede außergewöhnliche dienstliche Anordnung von der Bewaffnungs-Deputation ausgehen, oder doch wenigstens genehmigt seyn muß.

Noch wandeln Sie mein Herr Marforio mit geschlossenem Visier, glauben Sie mir aber, es ist ein sehr Leichtes, dasselbe zu lüften, und dann dürfte Ihre Biographie vielleicht manchen Stoff zu hämischen Anspielungen und Persönlichkeiten bieten, die Ihnen recht bitter schmecken könnten.

Deßhalb schreiben Sie immer hübsche witzige Sachen, man lies't sie gern, bleiben Sie aber auch in den Schranken des Anstandes, damit die Achtung nicht verloren gehe.

. . . .

---

* Bemerkung

über den Aufsatz „Lebensgefahr" im (Bgfrd. Nro. 60.)

Gewiß den Schrecken, den der Fall des sogenannten Kanals dem Einsender der — Lebensgefahr — am Dom den 24. Juli a. c. verursacht, tief fühlend und bedauernd, indem diese dadurch verursachte Alteration sicher jeden Menschheit wohlwollenden nahe gehen muß, so kann man doch nicht umhin einige Worte dieser, freilich schaudererregenden Begebenheit, entgegen zu setzen und zu weihen.

Der Schaden hätte für den Arbeitsmann freilich schlimm ausfallen und bedeutend werden können; indessen muß man dabei beobachten, daß jeder Mann in seinem Fache wohl wissen soll und muß, wie weit er sich zu wagen hat, — also konnte der Arbeitsmann auch wissen, daß er, nachdem er 3 Schritt fortgesprungen, — wie Einsender angiebt — gegen den Fall des Canals in Sicherheit und außer Gefahr kam, und war denn dieser Rettungssprung zu kurz oder zu unbedachtsam von selbigen gemacht, so waren doch auch jedenfalls die oben arbeitenden Männer völlig schuldlos, wenn auch, — was Gott also verhütet — ein Unglück denselben am ehrwürdigen Dom durch den Sturz des Canals zugestoßen wäre. Der Einsender nimmt also dieses Gesehene, diese vor Augen drohende Gefahr, nemlich den Sprung des Arbeitsmanns, die Rettung desselben, sein unversehrtes Stehenbleiben, als ein Wunder aller Wunder an, und geräth hierüber dermaßen in Schrecken, daß er nun erst gewahrt, daß er dem Bauen am Dom zu nahe gekommen, und sieht also jetzt ganz ein, in welcher großen Gefahr er selbst dabei geschwebt. Dieses räumt man sehr gern ein — doch ist es nur auffallend, in dieser Alteration, — donnernd seinen Zorn, seine Wuth über solches unschuldige Verfahren, den oben arbeitenden Subjekten, zu den hohen Kirchmauern hinauf, ertönen zu lassen — wie sich der Einsender selbst ausdrückt — wo man ehender Verzagung oder Bangigkeit nach einem solchen gehabten Schrecken hätte erwarten und vermuthen können. Indessen muß man ja doch den Worten des Einsenders vollen Glauben beimessen und ob dieses aus scheinbarer Herzhaftigkeit oder anderen Absichten gesagt, — dem sey wie ihm wolle.

Aber man sollte doch glauben, daß die Alteration oder Blutwallung desselben, sich schon bei der Niederschreibung der Erzählung, welche dem Auge des ganzen Publicums dargeboten werden sollte, sich gesetzt oder gekühlt haben würde — jedoch weit gefehlt — denn bei kaltem Blute schreibt derselbe und nennt — (man muß natürlich die ganze handarbeitende Classe hierunter verstehen) — diese nur — rohe Seelen — solche zu ihrem Behuf nöthige, gefährliche Arbeiten, — ruchlose Unvorsichtigkeit. —

Ist denn der Arbeitsmann nicht auch Mensch? — ist denn diese arbeitende Classe ganz ohne menschliches Gefühl? — Brauchen denn diese gerade allein die Belehrung, daß das Menschenleben Jedem über alles heilig seyn muß? — Dieses möge der Einsender oder die Mitwirkenden der öffentlichen Bekanntmachung, des unglücklichen Zufalls am Dom doch mal in Berathung ziehen und im wahren Lichte betrachten, und überlegen, ob auch bei dem besten Willen, den, oben an einen Bau arbeitenden Subjekten, es immer möglich ist und seyn kann, jedem Misgeschick vorzubeugen und für das was am Boden geschehen kann zu haften und einzustehen; ob solche nicht bei unvorhergesehnen Fällen für ihr eigenes in Gefahr schwebendes Leben, für ihre und ihrer Mitgehülfen eigene Rettung und Deckung, zu sorgen haben; ob sie verdienen, der Nachläßigkeit, Unachtsamkeit oder Tollkühnheit beschuldigt zu werden — und ob die Ausdrücke in der Bekanntmachung der betitelten — Lebensgefahr — gegen diese da arbeitende Klasse — nicht zu hart und angreifend sind?

Kränken muß es jeden Rechtschaffenen, der zur arbeitenden Klasse, hauptsächlich dieses Faches, wodurch die Bekanntmachung der augenscheinlichen Gefahr entstand, gehört, — sich so durch dieselbe aller Menschengefühle entblößt und entzogen zu sehen und dem Publiko als — rohe Seelen — die also bloß der Verfeinerung der Menschengefühle bedürfen, vorgestellt und abgezeichnet zu werden.

Dieses zu überdenken nur sind die Absichten, welche man bei dieser Bemerkung im Sinne hat, und um zu erinnern, daß auch diese Classe — Menschengefühle — besitzt — d. h. nicht ohne Ausnahme, so wenig wie in andern Ständen — keinesweges aber den Einsender oder etwa Mitwirkenden im allergeringsten beleidigen zu wollen.

X. Y. Z.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 66.

Der Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 18. August 1833.

Die Ansicht halte fest, die du gewonnen,
Nie wirre dir der Pöbel deinen Sinn,
Du bist in Wahrheit jeder Schmach entronnen,
Und was du suchst, ist redlicher Gewinn.

* Auszüge
aus
„Jesus und seine Jünger."
In zwölf Gesängen dargestellt
von
Dr. H. G. Rumsen.
(Fortsetzung.)

5.

O sel'ges Glück, das die genossen haben,
Die sehen konnten seine Lichtgestalt,
Die seine Stimme hörten! O wie laben
Und stärken mußte es mit Allgewalt
Die Seelen, welche seine Geistesgaben
Verschmähten nicht, die gegen ihn nicht kalt,
Wenn er im Abglanz seiner hohen Würde
Da stand, gedrückt von keiner Sündenbürde!

Uns blieb sein Geist, verschwunden ist die Hülle,
Doch wer ruft nicht: o hätt' ich sie geschaut!
O hätte der vor mir in hehrer Stille
Gestanden ein Mal nur, der fest vertraut
Auf Gott, dem seines Vaters heil'ger Wille
Das Höchste war, der stark ein Werk gebaut,
Das ewig steht, das kann kein Sturm verheeren,
Der Worte sprach, die reine Wahrheit lehren!

O diese Sehnsucht muß man edel nennen,
Wer solche Wünsche hegt, der lebt gewiß
Nach seiner Lehre gern, der wird bekennen
Von ihm, daß er durch hohe Kraft zerriß
Den Wahn, der wirkt, daß wilde Lüste brennen,
Und daß den Geist ein tückisches Gebiß
Gefährlich macht; o der wird klar durchschauen,
Wie er besiegt der wüsten Sünde Grauen!

Den wird ein unermüdetes Bestreben
Auszeichnen vor der feigen Frevlerschaar,
Zu richten ein nach Gottes Wort das Leben,
Zu ehren das, was ewig gut und wahr

Genannt der Heiland, der wird sich erheben
Empor zum Friedensfürsten, hell und klar
Wird seines Geistes Sehkraft überblicken
Den Wirrwarr jener, die sich arg verrücken.

Dem wird nicht falsche Schaam die Seele wirren,
Laut wird er sagen, daß er ehrfurchtsvoll
Zum Heiland aufblickt, daß die Geistesirren
Allein der Heiland retten kann, die toll
Und wie vom Wahnsinn aufgehetzt umschwirren
Den Sündenkoth, der Mücke gleich, die voll
Verblendung in den Glanz der Flamme flieget,
Und sich versengt, weil sie sich dumm vergnüget.

Kaum sollte man es glauben, daß verführet
Von falscher Schaam noch Tausende es giebt,
Die rühmend sagen: Narrheit nicht regieret
Mich, Dummheit hat den Kopf mir nicht getrübt,
Ich lache über jeden, der gerühret
Von Jesus spricht, der sagt, daß er ihn liebt
Als den Erretter seiner Seele, Pfaffen
Nur haben arg verschroben solche Affen!

O schauderhafter Wahnwitz, der zu spotten,
Zu höhnen wagt der Menschheit Heiligthum!
O wie verrucht, verkommen sind die Rotten
Der frevelnden Gestalten, die den Ruhm
Des Lebens darin setzen, frech zu trotten
Fern von dem Heiland, dessen Eigenthum
Doch jeder werden muß, denn alle Seelen
Einst müssen ihn zum Führer sich erwählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

„Dank dir, treuer Freund Dimitri!" rief der Jüngling, der jetzt erst die Gefahr in welcher er mit seinen Geretteten geschwebt hatte, in ihrer ganzen Größe übersah, „das war Hülfe zu rechter Zeit; nun aber steh mir auch bei, daß wir die Frauen in die Festung bringen!"

Einer der Reiter hatte Gustavs Pferd wieder aufgegriffen, und als er nun im Sattel saß und Maja vor sich in dem fast ermatteten Arme hielt, als Dimitri die Mutter, die wiederum die ersten Lebenszeichen äußerte, auf gleiche Art in einstweilige Sicherheit gebracht hatte, mahnte der vorhin so zuversichtliche Jüngling zum eiligen Rückzuge, und der Schädelschmied lächelte bedeutsam, und trabte an der Seite seines Rittmeisters der kleinen Schaar voran, die bereit war, die Führer mit ihrer reizenden Beute vor einem Ueberfall zu beschützen.

Unter den Ringmauern Tarki's vereinte sich die entsandte Abtheilung der Kurinitzen wieder mit der Schwadron. Die Bewohner dieser Stadt, die noch vor Kurzem aufs Neue dem Selbstherrscher aller Reussen Treue und Gehorsam geschworen hatten, brüteten auf Verrath. Willig öffneten sie dem Feinde die Thore, und unter dem Vorwande ihre besten Besitzthümer unter den Kanonen der Festung in Sicherheit zu bringen, rollten sie eine Menge Karren und Wagen *) gegen die Mauern derselben heran, und bildeten so dem zahlreichen Feinde eine Reihe Brustwehren, unter derem Schutze er sich dem Asyle der 3 bis 400 russischen Krieger und einer Menge Frauen und Kinder ohne großen Verlust nahen konnte. Kaum hatten sich die Thore der Festung hinter dem Reiterhaufen geschlossen, als auch schon von allen Seiten die Schwärme der Lesghier bis an den Fuß ihrer Mauern vordrangen.

Gustav übergab seine Schützlinge der Pflege einiger russischen Soldatenfrauen und befahl ihnen, sie in einer der Casematten zu verpflegen, da die benachbarten Felsenspitzen bereits mit den Bergschützen besetzt waren, die ihre Kugeln bis in die Zimmer der Gebäude versandten, so daß selbst die Kranken in ihren Betten nicht sicher vor ihnen waren; ihn selbst rief die ernste Pflicht zur Vertheidigung dieses wichtigen Postens.

---

*) Arba, eine in Astrachan gebräuchliche Art Wagen mit sehr hohen Rädern.

Schon bei dem ersten Anlaufe hatten sich die Feinde, ungeachtet des lebhaften Feuers aus den Blockhäusern, der Schießscharten von der Stadtseite bemächtigt und jede derselben mit vier bis fünf Mann besetzt, die Alle, die sich nahen wollten, niederstreckten. — Die Bajonettstöße erwiederten sie mit Dolchstichen und oft riß man sich die Gewehre aus den Händen.

Die Festung Burnaja hat keinen Brunnen, sie bezieht ihr Wasser aus einer an ihrem Fuße sprudelnden Quelle, mit der sie durch einen in die Felsen gehauenen bedeckten Weg, auf welchem Ochsen es hinauf führen, in Verbindung steht. Eine Mauer mit Zacken schützt diesen Weg. Zwei kleine Thürme dienen ihm zur Vertheidigung von den Seiten. — Etwas höher, neben einer Biegung des Ganges, befindet sich ein Pulthurm; — auf diesen Thurm richteten die Aufrührer ihren Hauptangriff, um die Besatzung mit einem Schlage der Munition und des Wassers zu berauben. Die Mauer schützte sie gegen das Feuer der Geschütze, es gelang ihnen dieselbe zu durchbrechen, und die Thüren des Pulverthurms einzuschlagen. Unter lautem Siegsgeschrei begannen sie die dort aufbewahrten Patronen zu vertheilen und die Pulverfässer hinaus zu rollen. Andere, kühn gemacht durch den ersten glücklichen Erfolg, klommen den Berg bis zu den Mauern hinan: das Schicksal Burnaja's hing an einem Haare. Da zischte ein feuersprühender Ball durch die Luft, geschickt geworfen zersprang die Granate in dem Eingange des Pulverthurms; ein furchtbarer Moment erfolgte: der Fels zitterte und schwankte wie eine Schiffbrücke, ein furchtbarer Donnerschlag übertäubte das wilde Geschrei der Kämpfenden und das Brüllen der Geschütze, eine glühende Säule stieg gen Himmel, breitete sich aus und zerstreuete Steine, Balken und die entstellten Leichname von mehr als 300 Gortschen rings umher.

Schon zwei Ausfälle hatte der tapfere Commandant, um die Straße wieder zu gewinnen, vergeblich unternommen; jetzt, von der weitausgebreiteten Rauchwolke verdeckt, wagte er den dritten. Schrecklich wüthete das Bajonett der Russen in den dichten Haufen der betäubten Empörer; aber von Kasi-Mullah angefeuert, stürmten sie in fanatischer Wuth von mehreren Seiten den Berg hinan; Kartätschen und hinabgerollte Steine schmetterten sie haufenweise nieder: „la illah ill' allah!" klang es aus tausend und wieder tausend Kehlen und neue Schaaren stiegen über die Leichname ihrer Gefährten.

Die Nacht machte dem mörderischen Kampfe ein Ende, und nur von den Bergspitzen dauerte das Gewehrfeuer fort. — Den ersten Augenblick der Ruhe benutzte Gustav an den Ort zu eilen, wo die Frauen verborgen waren. Er fand die Mutter wohler und gefaßter, als er es vermuthet hatte; Maja aber — von der Resonnanz der Vorfälle am Morgen aufs heftigste aufgeregt, konnte die Bewegung die der Eintritt ihres, den ganzen Tag über in Todesgefahr gewußten Retters, auf sie machte, nicht verbergen. Sie streckte ihm mit einem Freudengeschrei die Arme entgegen, sie machte eine Bewegung als wolle sie ihm entgegeneilen — der überraschte Jüngling sah einen Himmel in ihren Blicken, der ihn augenblicklich, Ermattung und Gefahr vergessen ließ. Aber nur kurze Zeit gelang es dem mächtigen Verräther in ihrem Innern, aus den schönen Zügen mit unbeschreiblichem Liebreiz zu lauschen und zu necken. — Ein düsterer, wehmüthiger Ernst verscheuchte ihn in den heimlichen Schrein in welchem der arme und doch wieder so reiche Mensch so manchen Kobold, — den er — o wie so gern! verbannen

möchte, bergen muß — und in welchem dennoch Raum genug wäre für die schönen, holden Genien des Lebens, die nicht einziehen wollen — dürfen in das wildbewegte Herz. — Einer dieser Genien, der allgewaltigste, launenhafteste, mit den lichtgesäumten Flügeln und dem Pfeile, dessen Spitze seine Opfer süß durchschauernd berührt, dessen Wunden nur schmerzen, oft Wahnsinn erzeugend schmerzen, wenn das Schicksal, Trennung oder Täuschung an ihm rütteln — die Liebe — umschwebte das jugendliche Paar, als Maja ihren Erretter bis vor den Eingang des Gewölbes begleitete. Ueber ihnen leuchteten die ewigen Sterne der ewigen Liebe, rings um sie her lauerte der Haß, die Verfolgung der frevelnden Eintagswesen, für welche jene Liebe den Wohnplatz nur zur Freude und zur Eintracht schmückte.

Gustav hatte die Hand der Geliebten ergriffen, heftig zitterte sie in der seinen: „Maja, sprach er mild und feierlich — „deine Stimme, dein Blick hat mir verrathen, was dein Herz mir verheimlichen wollte. — Der Augenblick in dem wir leben ist zu ernst, um durch kleinliche Rücksichten die edleren, über Gefahr und Zeit erhabenen Gefühle zu entweihen, Maja — ich frage dich — und meine Seele tritt vor dich, ruhig wie sie vielleicht in der nächsten Stunde vor den höchsten Richterstuhl zu treten hofft — liebst du mich?" —

Da sank das Mädchen weinend an seine Brust: „o Gustav," lispelte sie, „das Unerhörte machte mich schwach, nicht mein Herz wollte dir meine Liebe verheimlichen, denn es verrieth mich ja zu jeder Stunde; — aber ich bitte dich, ich flehe dich an, sey nicht hart. Laß dieß Geständniß dir genügen, wenn es dir Freude machen kann; — o Gustav, frage mich nicht, forsche nicht; sey ein edler, starker Mann. — Ich kann, ich darf dir nicht angehören, eine dunkle, feindselige Macht trennt uns; nur ich sehe diese drohende, ach und dennoch mir so liebe Gestalt, und wolltest, könntest auch du ihr trotzen, ich dürfte nimmer doch mein Schicksal mit dem deinigen verknüpfen. — Kennst du die Blume, die einsam an der Felswand blüht? — der Wandrer sieht sie, ihre schimmernden Farben locken ihn an. Ihm genügt nicht der Anblick aus der Ferne, er will sie pflücken — die Blume bemüht sich ihren Kelch zu schließen, und möchte dennoch so gerne in die Mitte ihrer Schwestern, die der Wandrer zum Kranze flicht — aber eine böse Fee hat den Fluch über sie ausgesprochen, daß sie den, der sie sein eigen nennen möchte, schmerzlich verwunden, oder daß er — frühzeitig genug gewarnt, sie fliehen muß mit Abscheu. Ich bin die Blume, o Gustav, fliehe du mich mit Bedauern."

„Es ist zu spät" — versetzte der Jüngling — „schon sitzt die Wunde in meinem Herzen und nur die Blume selbst kann sie heilen. Aber du liebst?!" — setzte er mit bebender Stimme hinzu.

„Nur dich, Gustav!" — rief das Mädchen ängstlich, „nur dich, ich beschwöre dich, verkenne mich nicht! — und" — setzte sie beruhigend hinzu — „glaube mir, daß Maja nur dein Glück will."

Da schlugen zwei Kugeln an das Drathfenster des Pförtchens, rasch drängte der Jüngling die Geliebte in das Gewölbe, und schritt langsam, nachdenkend zu seinen Gefährten hinter den Brustwehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Wallfischfang im Südmeer.

Schiffe von 250 bis 400 Tonnen sind zu solchen Unternehmungen am geeignetsten; sie kön-

nen 25 bis 35 Mann Schiffsvolk, und, je nachdem es Krieg oder Friede ist, 6 bis 18 Kanonen haben. Diese Schiffe sind mit allem zum Fischfang Nöthigen reichlich versehen; sie führen herrliche Tonnen für den Theer, große kupferne Kufen, eiserne Kessel, Boote von eigens zu diesem Fischfange berechneter Bauart u. s. w. Ferner haben sie Lebensmittel aller Art und von der besten Gattung, Weine, geistige Getränke, Wasser und auch Kleidungsstücke für den Bedarf der Schiffsmannschaft auf achtzehn Monate bis zwei Jahre an Bord.

Die Abfahrt eines Wallfischfängers aus Europa wird so berechnet, daß er im Monat Januar, oder spätestens im Februar, das Kap Horn umsegelt. Sobald er in den stillen Ocean eingelaufen ist, richtet er seinen Lauf nach der unter 38° Br. und etwa 40 Stunden von den Küsten von Chili gelegenen Insel Mocha; hier fängt er an auf die Wallfische Jagd zu machen, und es trifft sich zuweilen, daß er deren hier genug zu seiner vollständigen Ladung findet. Mocha ist eine wüste Insel, auf der es wilde Pferde und Schweine giebt; die Wallfischfänger legen hier, nach ihrer Ankunft im stillen Ocean, an, um frische Holz- und Wasservorräthe einzunehmen. Die Seestriche um Mocha werden häufig von Stürmen heimgesucht, und es ist deßhalb nicht rathsam, lange hier zu verweilen.

Der Wallfischfänger nähert sich dem Aequator, indem er die Wallfische in dem 20 bis 30 Stunden von den Küsten von Chili entfernten Theile des Meers aufsucht; oft richtet er seinen Lauf auch so, daß er das Festland im Gesicht behält, und indem er so auf dem Meere treibt, findet er fast immer, was er sucht, nämlich jene Wallfischart, welche die fettige, weißliche Substanz liefert, der man den Namen Sperma-Ceti gegeben hat, ein Name, den man wahrscheinlich erfand, um glauben zu machen, daß Dieß ein seltenerer und kostbarerer Artikel sey, als er es wirklich ist; der Wallfisch, der ihn liefert, ist jener, den man mit dem Namen Pottfisch bezeichnet. Der Kopf dieser Cetacee ist länger als der der übrigen Wallfische, und seine Augen sind nicht größer als die eines Ochsen. Die Substanz, von der man den Sperma-Ceti gewinnt, befindet sich in einer dreieckigen Höhlung von ungefähr 1½ Metres Tiefe und 3 bis 4 Metres (9 bis 12 Fuß) Länge, die einen großen Theil des Kopfes einnimmt, obschon sie mit dem Gehirn des Thieres nichts gemein zu haben scheint.

Man sollte glauben, daß es sehr schwer seyn müsse, im Meer einen Pottfisch von einem andern Wallfische zu unterscheiden, doch dem ist nicht so, und selbst nur wenig erfahrne Fischer irren sich niemals. Die andern Wallfische spritzen das Wasser aus ihren Luftlöchern sehr hoch, und stets senkrecht über den Kopf in die Höhe; der Pottfisch hingegen spritzt es gerade vor sich hin, so daß es eine schaumige Masse von nur einigen Fuß Ausdehnung bildet. Auch sein Zug zeichnet sich aus, und ist, ausgenommen wenn er verfolgt wird, langsam und regelmäßig. Sobald er sich von der Harpune getroffen fühlt, wird er wüthend, und ist dann gefährlicher als jeder andere Wallfisch, denn sehr oft greift er das Boot an, zerschmettert es und begräbt die Mannschaft in den Fluten.

Sobald ein Pottfisch harpunirt und erlegt ist, zieht man ihn der Länge nach an die Schiffsseite, trennt den Kopf vom Rumpf, und nimmt die Substanz, die den Sperma-Ceti giebt, aus der Höhlung. Hierauf zerstückt man den Rumpf und wirft alle fetten Theile in den Kessel, wo der Thran ausgesotten wird. Dieser Thran wird ausgepreßt und dann in die Kufen geschüttet, wo er abkühlt, und aus denen man ihn dann in die

Tonnen füllt, die man öfters sorgfältig untersucht, ob sie nicht rinnen.

Ist der Wallfischfänger bis zum 14° Br. vorgedrungen, so fängt er an zu kreuzen, und setzt Dieß, ohne sich weit von dieser Parallele zu entfernen, bis auf 40 Stunden von der Küste fort, der er sich oft wieder nähert, weil man weiß, daß die Wallfische sich gern in ihrer Nachbarschaft aufhalten, denn man fängt sie nicht selten kaum zwei Stunden vom Lande. So fährt er fort sich dem Aequator zu nähern, und ist er bis zum 5° Br. gekommen, so entfernt er sich von den Küsten des Festlandes, und steuert auf eine unter dem Namen der Gallapagos bekannten, ungefähr 100 Stunden von der Küste von Peru entfernten Inselgruppe zu, in deren Nachbarschaft er meist auf Wallfische stößt.

Die Wallfischfänger begeben sich gewöhnlich vom Monate Mai bis Ende Julius nach diesen Inseln, die unbewohnt sind, und dem Schiffsvolke nur einen einzigen, aber freilich sehr werthvollen Gegenstand, Schildkröten nämlich, liefern, deren es hier in großer Menge am Strande giebt, und die für die Seeleute eine um so heilsamere Nahrung sind, als sie in diesen Gegenden fast immer vom Skorbut befallen werden. Unglücklicherweise giebt es auf diesen Inseln auch nicht eine einzige Quelle, und demnach fehlt es gerade hier den Schiffen an Wasser, da sie Mocha bereits vor drei Monaten verlassen haben, und dennoch 9 oder 10 Wochen in der Nachbarschaft dieser Inseln kreuzen müssen, ehe sie nach Peru zurückkehren können, um frischen Vorrath einzunehmen.

Zu Tumbez, im Golfe von Guayaquil, versorgen sich die Wallfischfänger gewöhnlich mit Wasser, und andern Gegenständen, deren sie bedürfen; dann beginnen sie abermals zu kreuzen, segeln zwischen West und Süd bis auf die Höhe der Insel Juan Fernandez, kehren dann wieder bis gegen die Insel Mocha zurück, und haben sie noch nicht ihre vollständige Ladung, so durchkreuzen sie die bereits zurückgelegten Meeresgegenden noch einmal. Wenn man längs den Küsten von Chili und Peru hinfährt, so sieht man oft auf dem Meere Stellen, die wie lange farbige Streifen aussehen, und in der Nachbarschaft dieser Streifen scheinen die Wallfische sich vorzugsweise aufzuhalten; doch findet man sie nur an den Stellen, wo das gewöhnliche Senkblei den Grund nicht erreicht.

Sind alle Tonnen voll und war der Fang glücklich, so füllt man alle Gefäße und Alles, was sonst zu diesem Zweck auf dem Schiffe tauglich befunden wird. Oft war es schon der Fall, daß dieser Ueberschuß, auf den man gar nicht gerechnet hatte, alle Unkosten des Schiffs auf seiner Fahrt deckte, und daß der in den Tonnen enthaltene Thran dem Schiffsrheder als reiner Gewinn blieb. Die Engländer und Amerikaner haben diese Unternehmungen im Südmeere bis jetzt fast ausschließend betrieben. Eine Reise dauert gewöhnlich zwei Jahre, und die englischen Schiffe, die den Rhedern auf 250,000 bis 300,000 Fr. sammt allen Unkosten zu stehen kommen, kehren mit Ladungen zurück, die zu 800,000 Franken und auch wohl noch theurer verkauft werden.

---

* Marforio.

Dieser Mann, der noch immer ein Räthsel bleibt, da man nicht weiß, ob er aus eigenem Antriebe oder von Andern aufgehetzt, seinen Geifer gegen einen achtbaren Bürger ausgießt, geht doch in seiner Bosheit zu weit. Er weist unter andern auf einen Aufsatz des Bürgerfreundes vom 8. März 1832 hin, und nennt Herrn Johannes (näher wagt der verkappte Italiener seinen deutschen Gegner nicht zu bezeichnen) geradezu als den

Verfasser jenes Aufsatzes. Ob selbiges seine Richtigkeit habe, weiß ich nicht, habe aber Ursache es zu bezweifeln. Beim Nachsehen des Bürgerfrds. vom 8. März 1832 finde ich, daß gedachter Aufsatz von Niemanden unterzeichnet worden; angenommen nun, er wäre von Herrn J. Rg., sollte derselbe wohl so unvorsichtig gewesen seyn, einen Menschen wie den Marforio zum Vertrauten zu machen? — Wie will nun aber Marforio so bestimmt den Verfasser jenes Aufsatzes kennen? — Etwa durch die Censurbehörde? — Daran ist doch nicht zu denken, da selbe aus ehrenwerthen Mitgliedern des Senats besteht; — oder durch die Redaction des Bürgerfreundes? — dieses ist doch nicht zu erwarten, da man den Redacteur dieses Blatts als einen achtbaren, strengverschwiegenen Mann *) kennt, der öfterer, bei weniger schmähsüchtigen Aufsätzen als die des Marforio, erklärte, wie sehr ihm die Sorge für sein Blatt am Herzen läge.

Man kann daher nur auf die Vermuthung kommen, daß dem Marforio von einem seiner Helfer und Ohrenbläser mit dem Verfasser des fraglichen Aufsatzes etwas aufgetischt worden ist, oder daß er selbiges aus eigenem Antriebe gethan hat, seinem Gegner wehe zu thun.

Neulich ward Herr J. Rg. im Unterhaltungsblatt gebeten, auf die schamlosen Angriffe des Marforio nichts zu antworten, weil das Sprichwort sage: „wer Pech angreift besudelt sich;" ob derselbe aber auch auf Lügen und boshafte Verläumdungen bei Bezeichnung seines Namens nichts erwiedern werde, darauf bin ich gespannt.

Ein Zuschauer.

---

*) Nur Schuldigkeit. D. R.

* Offenes Geständniß.

Sowohl im Namen des Verfassers des unter „Ferien" in diesem Blatte ohnlängst Gesagten, als auch Desjenigen, der übereilt Abschrift davon machen ließ, erfolgt hierdurch im Namen des Erstern die förmliche und freimüthige Erklärung: daß das von ihm, wie er bekennet, auf eine unschicklich scherzhafte Art im Allgemeinen und eigentlich an Auswärtiges denkend Hingeworfene, nicht zur Oeffentlichkeit bestimmt war und selbst zufällig nur Abschrift davon bewirkt und solche zurückgegeben, durch einen unüberlegten Einfall von ihm in dieses Blatt befördert wurde; wobey übrigens auch nicht entfernt, — wenn es auch den Anschein haben könnte — eine böse Absicht zum Grunde lag. — Der Verfasser nimmt übrigens alles dieses im ungeziemenden Scherze oder irgend anstößig scheinen könnend Gesagte, hierdurch förmlich zurück und spricht zugleich, sich darüber ernstlich entschuldigend, seine vollkommenste Hochachtung, sowohl für die Gesammtheit, als für jeden Einzelnen, der zu dem in Rede stehenden Stande Gehörenden, hierdurch aus; indem auch nicht einer darunter ist, gegen welchen er widrige Gesinnungen hegte. Und diesen Erklärungen und Ausdrücken der vollkommensten Hochachtung für Alle, im Namen erwähnten Verfassers hier ausgesprochen, stimmt auch der die Abschrift besorgt Habende gänzlich und in jeder Hinsicht bey und so vertrauen beyde durch diese aufrichtigen Erklärungen vollkommene Genugthuung geleistet und dadurch Alles, was ernstlich verstanden, Unwillen erregen könnte, wieder gut gemacht zu haben.

Walter Scott.

Mehrere Jahre vor der Reise Walter Scott's nach Italien, und als er noch sein Amt in Edinburgh bekleidete, — erzählt Capitain Basil Hall — nahm ich Gelegenheit, ihn zu fragen, wie viel Stunden er täglich für die Presse arbeiten könne. Scott entgegnete, daß er fünf und eine halbe Stunde für ein gutes geistiges Tagewerk ansehe und es selten bis zu sechsen gebracht habe. Was nach einem solchen Zeitraume geistiger Anstrengung geschaffen werde, halte er für unbedeutend. — Nachdem sich W. S. seiner amtlichen Verpflichtungen entledigt hatte, trieb ihm das Bestreben, seine Gläubiger zu befriedigen, zu weit größeren Anstrengungen, und er arbeitete zehn, zwölf und vierzehn Stunden täglich. Darunter litt freilich der Gehalt seiner Werke und noch mehr seine Ge-

sundheit, deren Verfall er großentheils diesem Umstande zuschrieb. Während seines Aufenthalts in Portsmouth äußerte er darüber gegen den Capitain Hall: „Ich besorge, ein großer Theil meines jetzigen Uebelbefindens ist die Folge zu anhaltender Arbeit. Lassen Sie's sich gesagt seyn, Capitain, das Ueberarbeiten ist ein gefährliches Ding." Und ein anderes Mal: „Ich glaube, ich habe mich übernommen und durch Uebermaß geistiger Anstrengung dieses Uebelbefinden zum Theil herbeigeführt."

Z.

Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

Lithographische Tinte.

Hr. Lemercier hat für seine lithographische Tinte von der Société d'encouragement den bestimmten Preis von 800 Frs. erhalten. Das Recept ist folgendes: Gelbes Wachs 2 Theile, Talg 1½, weiße Marseiller Seife 6, Gummilak 3, leichter Kienruß 1½.

Neues Surrogat des Dampfes als bewegende Kraft.

Ein Hr. Fordham hat als ein solches Surrogat vorgeschlagen: comprimirte Luft. Die Bewegung eines von ihm erbauten Luftwagens hat man bis jetzt nur im Modell gesehen. Man erwartet das Weitere.

Forellen-Fang.

In Wallis fängt man die Forellen so, daß man eine Laterne in den Fluß hinabhält. Die Forellen sammeln sich dicht um die leuchtende Kugel, gehen ihr nach, wenn sie heraufgezogen wird und werden dann mit dem Küchenmesser getödtet.

Der Bau der Erdäpfel.

Er soll weniger kostspielig und nach den Versuchen dennoch weit ergiebiger seyn, wenn man sie nicht so dicht als gewöhnlich steckt, sondern noch eine Furche dazwischen liegen läßt.

Setzlinge der Chinesen.

Die Chinesen vermehren ihre Obstbäume nicht durch Kerne, sondern durch Setzlinge, und erhalten dadurch in 3 bis 4 Jahren schon tragbare Bäume. Sie wählen einen Zweig, schneiden die Rinde ⅔ des Umfangs durch und umwickeln denselben mit einem mit Kuhmist bestrichenen Strohstrick, so daß eine Kugel von fünf bis sechsmaliger Dicke des Zweiges entsteht. Diese Kugel muß feucht erhalten werden; dann entwickelt der Zweig darin neue Wurzeln. Nach zwei Monaten wird der Zweig abgelöst und mit der Kugel in die Erde gepflanzt.

Mittel gegen Raupen und Schnecken.

Die Krapp-Kleie (d. h. der Bodensatz in den Farbekesseln oder in den Gruben, welche die gebrauchten Krappbäder aufnehmen) soll, in die Gärten gestreut, alle Raupen und Schnecken in zwei Tagen vertilgen.

Erhöhung der Keim-Kraft.

Man kalkt bekanntlich das Getreide oder vitriolt es, um den Brand zu verhüten beim Saatkorn. Beide Methoden haben viel Nachtheiliges und Unvollkommnes. Der Apotheker Nodot in Frankreich hat daher nach genügenden Versuchen die Schwefelsäure empfohlen und zwar in dem Verhältniß, daß 25 Liter Wasser auf ½ Pfund Schwefelsäure kommen. Bei Gartensaamen ist die Methode für die Erhöhung der Keim-Kraft längst bekannt.

Brücken-Bogen.

Hr. Brunel baut große Brücken-Bogen, ohne sie mit hölzernen Gerüsten zu stützen. Sie halten sich durch ihr Gegengewicht, durch einen hydraulischen Mörtel von römischem Cement mit Eisenblechstreifen, Drath und Hanf vermischt.

Pflugschaare zu schärfen.

Die neueste Methode, Pflugschaare zu schärfen, besteht darin, daß man den rothglühenden Pflugschaar, wo er gestählt werden soll, mit einem rothglühenden Stück eines gußeisernen Topfes bestreicht.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 56.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 67.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 22. August 1833.

Glänzend' Licht bricht durch des Grabes Pforten,
Und der Tod giebt seinen Raub zurück;
Mit des Sühners trosterfüllten Worten
Kehrt den Menschen das verscheuchte Glück. Daeves.

Auszüge
aus
„Jesus und seine Jünger."
In zwölf Gesängen dargestellt
von
Dr. H. G. Numsen.
(Beschluß.)

Und ach! auch schlaue Heuchler giebt es viele
Noch in der Welt, die sagen Jedem laut:
Wir sind entronnen schon dem Schandgewühle
Der Sünder, weil dem Heiland wir vertraut!
Die aber doch besudeln die Gefühle
Durch Haß und Neid, daß es dem Reinen graut,
Die streben nur, scheinheilig da zu stehen,
Und frech sich auf der Lasterbahn ergehen.

Sie laufen nach der Kirche, um zu prangen
Vor aller Welt durch brünstiges Gebet,
Sie richten im erlogenen Verlangen
Die Augen himmelwärts, und früh und spät
Sind sie bereit, zu schwatzen von dem Bangen
Der Sünde und wie nur, wer redlich sä't
Gesunde, frische Saat, sich werde schwingen
Zum Sitz der Seligkeit, wo Engel singen.

Ach und der Saame, den sie täglich streuen,
Bringt Wucherpflanzen, weil er faul, hervor
Und gift'ge Pilze, nie von Herzen freuen
Sie sich des Guten, ach und nicht empor
Zum Heiland streben sie, sich zu erneuen;
Sie schließen vor der Sünde nicht das Thor
Des Geistes, nein! im Finstern lauernd schleichen
Sie, und das Laster ist's, was sie erkeuchen.

Dir aber, der du willst bei Wahrheit weilen,
Der du begriffen, daß nur edle That
Und krafterfülltes, reines Wollen heilen
Die Wunden, die der Brust geschlagen hat

Die Sünde, der du mit dem Heiland theilen
Nur willst die Seligkeit für gute Saat,
O dir ertönt mein Lob in dem Gesange,
Den ich mich, anzustimmen, unterfange.

Die Ansicht halte fest, die du gewonnen,
Nie wirre dir der Pöbel deinen Sinn,
Du bist in Wahrheit jeder Schmach entronnen,
Und was suchst, ist redlicher Gewinn;
Erblühen wirst du schön im Licht der Sonnen,
Du eilst zum Sitz der Seligkeiten hin,
O halte fest den ewig wahren Glauben,
Und lasse dir dein Kleinod nimmer rauben!

Sey muthig, wenn die Spötter dich umringen,
Zu lähmen deines Geistes hohen Flug,
Zu stutzen deine fesselfreien Schwingen,
Bedenke, wie der Heiland einst ertrug
Gelassen die, die frech und wild umfingen
Das Laster, welches brandmarkt ew'ger Fluch,
Bedenke, was er sagte von dem Siege
Des Guten, von dem Untergang der Lüge.

O weile mit den klaren Geistesblicken
Bei dem, der keine Sünde je begehrt,
Der kann und will und wird und muß beglücken
Die ganze Menschenwelt, die sich gekehrt
Von Gottes Heiligkeit hin zu den Tücken
Der frevelhaften Gier; o er belehrt
Dich täglich mehr und mehr dann, und es fallen
Die Nebel, lichtumstrahlt sieht man dich wallen.

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Hier stand der Commandant in der Mitte einer Offiziere. Niemand verheimlichte sich die Gefahr in welcher sie Alle schwebten; aber auch Alle waren fest entschlossen, die Festung bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen Zwei muthige Jäger hatten es versucht, sich durch die Feinde zu schleichen, um dem General Kochanoff, der mittlerweile die Dörfer der empörten Daghestaner verbrannte, Nachricht von der drohenden Gefahr zu bringen, worin der Platz schwebte; sie wurden jedoch ergriffen und vor den Augen der Besatzung erschossen. — Zu dem zahlreichen, blutgierigen Feinde außerhalb der Ringmauer, gesellte sich noch ein neuer, wohl eben so furchtbarer in ihrem Innern — der Durst. — Das Brüllen der Thiere mischte sich mit dem Stöhnen der Menschen. Die muthigen Rosse standen mit gesenktem Haupte, die unverzagten Krieger suchten mit trüber Miene die grünen Halme, die hier und da den Steinritzen entsprossen waren, um die vom Pulver geschwärzten Lippen zu kühlen. So brach der Tag an, und mit ihm die zwar minder ernsten, aber dennoch ermüdenden Angriffe des Feindes, dem der Wassermangel der Belagerten nicht verborgen war, und der sich überzeugt hielt, daß ihr Muth diesem innern Feinde bald unterliegen, und der Platz fallen werde. — Während der Nacht waren neue Schaaren herangezogen. Die Häuser Tarki's waren von ihnen besetzt, tausende von Zelten bedeckten die Ebene und die Abhänge der Hügel. Auf einer kleinen Anhöhe im Mittelpunkte des Lagers, erhob sich das prachtvolle mit Fahnen und Standarten geschmückte Zelt des Lügen-Propheten, umgeben von einer Schaar gepanzerter Reiter. Trommelschlag und Hohngeschrei schallte aus den Gründen herauf und der ewige Gesang der fanatischen Menge mischte sich mit dem Prasseln des Gewehrfeuers.

Da erbot sich ein treuer Diener des von seinem Stamme vertriebenen Schamchals, der sich vor den Verfolgungen seiner einstigen Unterthanen nach Burnaja gerettet hatte, — ein junger Tatar — noch einmal den Versuch zu wagen, durch die Feinde zu kommen und den General aufzusuchen. Kurz und lakonisch war die Depesche, die er in seinem Flintenlaufe verbarg:

„Die Festung ist seit zwei Tagen belagert; die Quelle ist genommen, der Pulverthurm in

die Luft gesprengt, von Stunde zu Stunde sehen wir einem entscheidenden Sturme entgegen."

Aengstlich schlugen die Herzen der Besatzung, als der Jüngling von der Mauer sprang und eilenden Laufs, als wolle er zu dem Feinde übergehen, die Höhe hinabeilte. Einige Flintenschüsse wurden ihm nachgeschickt, er aber erreichte ein Gebüsch und bald darauf mischte er sich keck unter die feindlichen Schwärme.

Nur noch kaum der fünfte Theil der Schießscharten war von den Russen besetzt und wäre Kasi-Mullah ein besserer Feldherr gewesen, so würde es ihm ein Leichtes gewesen seyn, die Festung zu nehmen, trotz des Löwenmuthes der Besatzung. Gegen die Bergseite zu sind ihre Mauern so niedrig, daß die Stürmenden sie von den Schultern ihrer Gefährten hätten ersteigen können und so ausgedehnt, daß bei einem gleichzeitigen Angriffe auf alle Fagen, die schwache Besatzung nicht ausgereicht haben würde, einen entschlossenen Anfall abzuwehren. Aber wie im tollen Uebermuthe richteten sie ihren Anlauf auf die steilsten Werke, und versuchten selbst mehrere Male die Thore einzuhauen. Herabgeworfene Steine schmetterten sie nieder und Flinten- und Kartätschen-Schüsse lichteten die dichten Reihen der Unsinnigen.

So verging der Tag und auch die Nacht ließ der Besatzung keinen Augenblick Ruhe. Nur auf kurze Zeit konnte Gustav zu den Frauen eilen, um ihnen ein wenig Alupka-Wein, den der Wachtmeister Dimitri noch aufgespart hatte, und — den eigenen Durst nicht berücksichtigend — ihm willig gab — zu überbringen. — Wie unaussprechlich glücklich machte es ihn — wie bald hatte er die eigene Qual vergessen — als er sah, wie das wenige Getränk die Geliebte erquickte. — Ein leiser Händedruck war sein Lohn, und gestärkt und neu ermuthigt, begab er sich wieder an seinen Posten.

Der Morgen des dritten Tages erschien. Die Besatzung stand lautlos, todesmatt — aber nicht entmuthigt hinter den Brustwehren und erwartete einen entscheidenden Angriff; die feindlichen Schaaren waren aufgestellt, aber tiefe Ruhe herrschte in dem Lager, nur von Zeit zu Zeit von Drohungen und einzelnen Schüssen der nächsten Haufen unterbrochen. Um das Zelt des Propheten sah man die Anführer der verschiedenen Abtheilungen versammelt; ihre Blicke hafteten an den prachtvollen Vorhängen, die ein Geheimniß zu bergen schienen. Endlich öffneten sich diese und eine hohe, in bunten Seidenstoff gekleidete Frau trat heraus. Alle wichen ihr ehrerbietig aus und einzelne aus den Schaaren warfen sich vor ihr nieder und drückten ihr Antlitz in den Staub. — Ruhig schritt sie auf die Festung zu und stieg den Weg zum Quell hinan. Dort angelangt, winkte sie mit dem blühenden Granatzweige, den sie in ihrer Hand trug, und ein Offizier wurde die Mauer hinabgelassen, um ihre Botschaft zu vernehmen. Der größte Theil der Belagerten hatte sich auf der benachbarten Bastion zusammengedrängt; Gustav unter ihnen. Er erkannte auf den ersten Blick die räthselhafte Erscheinung vom Meeresufer bei Derbent, und ein alter Kanonier rief den jüngern Kameraden zu, indem er sich bekreuzte: „Gott sey uns gnädig, das ist die Bergfrau, die Wind und Wolken, Feuer und Wasser in ihrer Gewalt hat!"

„Glaubst du Graukopf noch an solche Ammenmährchen?" — spöttelte ein Stückjunker.

„Nun, nun, geben Sie Acht," fuhr der greise Krieger ruhig fort, „ihr Erscheinen bedeutet nichts Gutes; denn es ist nicht das erste Mal daß ich sie sehe und jedes Mal folgte ein Unheil ihrer Spur!"

Der abgeschickte Offizier war während dem zurückgekehrt und rief dem Commandanten zu: „Kosi-Mullah, dem die Noth, welche in der Festung herrsche, bekannt sey, wolle den eingeschlossenen Frauen erlauben, ihren Durst an der Quelle zu löschen, denn nur gegen die Männer führe er Krieg."

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht, aber keine der Frauen wollte anfänglich Gebrauch von der Erlaubniß machen; sie wollten mit ihren Männern, Vätern und Brüdern wenigstens die Entbehrungen theilen, die jene neben der furchtbaren Anstrengung ertragen mußten; doch — der weibliche Geist ist erfinderisch — eine von ihnen äußerte die Hoffnung, daß es ihnen vielleicht gelänge, kleine Krüge heimlich zu füllen, und auf diese Art ihren verschmachtenden Vertheidigern eine Erquickung zu bringen. — Sie versahen sich mit paßlichen Gefäßen, die sie unter ihre Kleider verbargen und schritten in Gruppen von sechs bis zehn muthig durch das Ausfallpförtchen zu der Quelle hinab, von der sich die Kumiken bis zu einer gewissen Entfernung zurückgezogen hatten. — Die gefürchtete Bergfrau stand an der Einfassung derselben, sie schien es nicht zu bemerken, wie die Ankömmlinge ihre verborgen gehaltenen Krüge füllten, und dann erst mit bebender Hand den perlenden, silberklaren Trank an die blassen Lippen brachten; ihre Blicke hingen starr an dem Pförtchen.

Auch Maja war herbeigeeilt, auch sie wollte, konnte nicht zurückbleiben; denn erst, nachdem sie am vorhergehenden Abende das erquickende Labsal genossen hatte, erfuhr sie, daß auch die Offiziere gänzlichen Mangel an Getränk litten. — Es schien ihr so süß, dem geliebten Manne — mit einiger Gefahr verbunden — die so nothwendige Erquickung zu verschaffen. — Wohl sah sie ihn unter seinen Gefährten auf der Bastion, wie er ermattet sich auf sein Schwert lehnte und sehnsüchtig nach der Quelle blickte, wo die Frauen in langen Zügen die lechzenden Gaumen kühlten. Er durfte sie nicht sehen, denn er würde sie nicht haben gehen lassen. — Rasch trat sie aus dem Pförtchen; da gewahrte sie die Frauengestalt, deren Erstarrung sich plötzlich löste, und die heftig mit dem schimmernden Blüthenzweige winkte. Maja's Fuß stockte, — sie streckte die Arme abwehrend von sich, dann kräftig sich erhebend, schritt sie dem Felsenborne zu, von dem bereits die größere Anzahl der Frauen zurückkehrte. — Höher schlug des Rittmeisters Herz — weit hinaus bog er sich über die Einfassung seines Standpunkts — Besorgniß malte sich in allen seinen Zügen.

Da trat die Bergfrau der Geliebten entgegen, ergriff ihre Hände und redete sie an. — Die Töne konnten nicht bis zu dem Orte dringen, wo einer Statue gleich der Jüngling stand. Aber dieß lebhafte Geberdenspiel, diese Bewegungen mit Kopf und Arm, dieses Zerren, dieses Zureden erfüllten seine Seele mit tödtlicher Angst. — Nur einige Male schien das Mädchen zu reden, aber nur um so heftiger wurden die Gesticulationen der Bergfrau. Endlich sank Maja zu ihren Füßen nieder und umfaßte ihre Knie, doch die hohe Gestalt wand sich los, entfernte sich einige Schritte, schien einige Worte zu sagen und verhüllte das Haupt in ihrem fliegenden Gewande. Da raffte Maja sich auf, riß eine Schleife von Silberband von ihrem Mieder, band sie an den Griff ihres Kruges, übergab diesen gefüllt einer der sich zur Rückkehr in die Festung anschickenden Frauen, blickte schmerzhaft zu der Bastion auf, drückte die Hände auf ihre Brust und eilte geflügelten Schrittes der Verhüllten nach und beide verschwanden hinter dem Vorsprunge der Klippen.

„Maja, was beginnst du?" — rief Gustav mit furchtbarer Stimme, aber Maja konnte seinen Ruf nicht mehr vernehmen. Starr blickte er auf die Stelle, wo sein Auge sie verloren hatte, er hoffte sie werde zurückkehren; aber Maja kehrte nicht zurück. Schon sah er die beiden Frauengestalten die jenseitigen Höhen hinaneilen; noch einmal blickte das Mädchen sich um, dann umschloß das Gebüsch die räthselhaften Wandrer. — Schon war das Ausfallpförtchen geschlossen, schon hatten die Kumiken die früheren Stellungen wieder eingenommen, schon ließen die Krieger die kühlenden Tropfen, dem Nectar gleich, über die glühende Zunge rieseln, da trat auch die Frau mit Maja's Kruge zu dem Rittmeister und richtete die Botschaft aus, die ihr geworden war. „Sage dem edeln Krieger," so hatte sie gesprochen, er solle der Blume gedenken am einsamen Felsen, die ihren Kelch verschließen muß, wenn sie den angelockten, befreundeten Wandrer nicht verletzen will."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Der Europäische Buchhändler.

Im Jahre 1818 kam ein Deutscher Buchhändler nach Neuyork. Er hatte schon seit längerer Zeit mit Amerikanischen Handlungshäusern in Korrespondenz gestanden, es war ihm aber nie gelungen, sich eine Absatzquelle zu eröffnen; dagegen hatte man ihm von allen Seiten berichtet, wenn er sich entschließen wolle, mit einer auserlesenen Büchersammlung herüber zu kommen, so werde er gewiß bei einem so wißbegierigen, gebildeten, reichen Publikum in Kurzem sein Glück machen. Man führte eine Menge Beispiele zur Unterstützung dieser Versicherung an, man setzte ihm auseinander, daß die Buchhändler aller Vereinigten Staaten nach Neuyork kommen, um ihre Einkäufe bei den Europäern zu machen, weil der einheimische Buchhandel daselbst meist auf Schulbücher beschränkt sey, daß Bücher in allen Sprachen ein Bedürfniß seyen, dem noch bei weitem nicht genügend entsprochen werde. Man forderte ihn auf, die günstigen Umstände zu benutzen, und versprach, ihm mit Rath und That gefällig zu seyn. Wohl über ein Dutzend solcher Briefe von hier bekannten Häusern habe ich selbst gelesen. Diesen einstimmigen Versicherungen gab Freund M., wie wir ihn nennen wollen, Gehör, und brachte die kostbarsten Schätze der Europäischen Literatur glücklich über die See. Was hatte M. Eiligeres zu thun, als seine guten Freunde zu besuchen, und wie wunderte er sich, als diese sich kaum besinnen wollten, ihm geschrieben zu haben. Endlich sprachen aber Alle einstimmig: „Nehmen Sie ein Magazin, machen Sie Ihr Geschäft durch die Zeitungen bekannt, und deponiren Sie Ihre Baarschaft in einer Bank; ich wünsche Ihnen ein gutes Geschäft." Solcher Banken giebt es unendlich Viele. Es sind Vereine von Spekulanten, die mit den Depositen wuchern, oft falliren, keine Interessen zahlen, im Gegentheil eine kleine Depositengebühr von ¼ Procent nehmen. Ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, auf diese Banken zurückzukommen. Der Rath war, wenigstens in seinen beiden ersten Punkten, so übel nicht und wurde befolgt, weil wirklich sonst nichts zu thun war. Nun ging M. auf das Zollamt, um seine Waaren einzulösen. Hier mußte er eine schriftliche Erklärung geben, wie viel Bücher er mitbringe; die Erklärung mußte er mit einem Eide bekräftigen, und nun wurden alle Kisten aufgeschlagen und die Bücher abgezählt. Unglücklicherweise fanden sich sechs Stück über die Angabe. Alsbald wurde die ganze Waare als Contrebande mit Beschlag belegt

und M. war wegen des falschen Eides, worauf ohne Rücksicht lebenslänglicher Kerker steht, dem Gerichte verfallen. Er wurde in das Gefängniß abgeführt, wo er den Ausgang seines Prozesses abwarten sollte, wenn er nicht eine Kaution von dreitausend Dollars bis zur Entscheidung der Sache leistete. Der Buchstabe des Gesetzes ist klar, die Uebertretung war es auch, und die Richter sprechen nach dem Buchstaben, ohne alle Kritik. Wer gebe nicht gerne auch das Letzte hin, um seiner Freiheit in diesem freien Lande genießen zu können? Auch hat man mir allgemein versichert, diese Einrichtung sey sehr zweckmäßig und trage dem Lande viel ein. M. war mit dem Vorsatze herüber gekommen, sich in den Vereinigten Staaten für immer niederzulassen, hatte sein ganzes Vermögen und seine Familie mitgebracht — man denke sich die Lage dieser Unglücklichen. In der größten Bestürzung raffte die Frau ihr letztes Gold zusammen und eilte auf das Zollamt, wo sie fast ohnmächtig niedersank. Kein Mensch bekümmerte sich um sie, sie lag auf einem Ballen, und als dieser zur Untersuchung kam, bedeutete man ihr, sie möchte sich auf einem andern niederlassen. Indessen hatte sie sich gesammelt und versuchte es, verschiedene dieser Gentlemens anzureden, erst deutsch, dann französisch, allein Niemand wollte sie verstehen. Da trat ein piemontesischer Jude zu ihr, der den Mauthmäkler machte, und bot ihr mitleidig seine Dienste an, die auch gerne angenommen wurden. Der gute Piemontese führte die betrübte Frau in's Freie, ließ sich von dem Vorfall genau unterrichten, versprach ihr, für eine, unter diesen Umständen sehr mäßige Belohnung von hundert Dollars, die ganze Sache in's Reine zu bringen, und verlangte ein Kleines a compto. Dieß wurde ihm willig aus einer mit Gold gefüllten Börse gereicht. „Lassen Sie nur Niemanden merken, daß Sie Baarschaft haben," sagte der Mäkler, sich empfehlend, „und warten Sie unbesorgt den morgenden Tag ab; wir werden den Herrn Amerikanern einen Strich durch die Rechnung machen." Unter Furcht und Hoffnung verstrich der Frau der Tag. Am nächsten Morgen erschien der listige Jude. „Guten Muth, Madame," sprach er, „ich habe an Ihrem Geschäfte mit vielem Erfolg gearbeitet. Noch gestern Abend bin ich in ein Versatzamt gegangen, an welchem der Mauthbeamte, mit welchem Sie zu thun haben, Antheil hat. Ich traf ihn glücklicherweise und überreichte ihm eine schlechte silberne Uhr zum Versatz. Die müsse einem armen Teufel gehören, meinte er und bot zwei Dollars darauf mit Abzug der Gesetzlichen 25 Procent Zinsen auf's ganze Jahr voraus. Geben Sie immer die zwei Thaler voll, sprach ich; das Stück wird nie wieder ausgelöst werden, es gehört einem gewissen M., der im Gefängniß ist und gestern den ganzen Tag nichts gegessen hat." — „M.? das ist doch nicht der Buchhändler M.?" — „Ganz recht, eben der." — „Sie scherzen, das ist ja ein Mann von Werth." — „Er ist so viel werth, als Sie für die Uhr geben." — „Unmöglich! der Mann sieht ganz anständig aus; er hat gewiß vermögliche Verwandte in Europa, die die Kaution für ihn leisten werden. Herr Mäkler, gehen Sie zu ihm, reden Sie ihm zu, daß er sich beeile, die nöthige Kaution herbeizuschaffen. Wenn der Prozeß einmal instruirt ist, so folgt das Urtheil bald, und dann ist's zu spät. Sie kennen das Gesetz — auf ewig —!" — „Wohl, allein ich weiß auch gewiß, daß der Staat dießmal keinen Fisch, höchstens einen Kostgänger gefangen hat, mit dem heutigen Paketbot sind Briefe von seinen Freunden angekommen; daß waren recht gute Freunde, denn sie haben ihm alle geborgt, und jetzt möchten sie gerne wissen, ob sie denn nicht bezahlt werden, doch das geht mich nichts an; wie ist es mit der Uhr?"

Gerne hätte der Zollbeamte mehr erfahren, mußte sich aber mit meiner bedenklichen Miene bescheiden; die Uhr ließ ich endlich im Versatz für einen Dollar und sechs Schilling, und nun, da man Sie für Menschen ohne Werth hält, wird man nicht mehr so dringend darauf bestehen, Herrn M. beim Essen zu behalten. Folgen Sie mir gefälligst auf das Mauthamt."

(Die Fortsetzung folgt.)

* Herrnhuter, Mystiker und Kopfhänger.

Hellmuth sagt: „Wer die Phantasie mit den innern Gelüsten des Menschen zum Bösen verwechselt, wird ein Herrnhuter und ein fanatischer Feind der meisten herrschenden Kirchen, ein Bilderstürmer, ein Türke. Wer sie mit der Vernunft verwechselt — ein Mystiker; und diese mit dem Verstande — ein Pietist. Ganz gewiß stiften diese Begriffsverwirrungen das meiste Unheil. Das klare Denken, die Logik fehlt, und darum rennen sich die Menschen in der Dunkelheit einander über und stolpern in die Gruben, die sie Andern gelegt. Ja, das Meiste gewinnt der Teufel durch Paralogismen, auf Deutsch: „Fehlschüsse," die er den Kindern des Lichts als häßliche Wechselbälge unterschiebt. Die Kobolde erzeugen wiederum neue und diese laufen kopflos als: „Isten" und „Aner" in der Christenheit umher, und sorgen für das Reich des Großvaters so ämsig, daß dieser kaum so viel Ehrenzeichen und Bänder hat, um alle Diener seines Hauses dekoriren zu können."

* Ist dem so?

In der Taxe für die Wundärzte oder Taxe der wundärztlichen Operationen heißt es § 24: „für einen Schnitt in die Luftröhre 20 bis 30 Rthlr." § 25: „für das Abnehmen einer Brust 8 bis 15 Rthlr." Uns scheint Ersteres leichter als Letzteres für den Operateur zu seyn; warum ist aber der Preis umgekehrt? Weil Ersteres für den Patienten lebensgefährlicher ist? Wahrscheinlich ist Dieß die Ursache, woraus wir den Schluß ziehen: die Taxen werden nur nach einem glücklichen Erfolge gezahlt. Ist dem so? — Gewiß.

* Die Händeverbindung.

Pennant in seiner Tour in Scotland and voyage to the Hebrides erwähnt eines sonderbaren Gebrauchs, der bis ins vorige Jahrhundert noch daselbst gewöhnlich gewesen ist. Es wurde nämlich in der obern Gegend der Landschaft Estdale jährlich ein Markt gehalten, auf welchem eine Menge Leute zusammen kamen. Diejenigen, welche nicht verheirathet waren, wählten sich daselbst Gesellschafterinnen, und verbanden sich mit einander, indem sie sich die Hände gaben. Bis aufs folgende Markt lebten sie dann als Eheleute, und trennten sich, wenn sie nicht mit einander zufrieden waren; gaben aber beide Parteien ihre Zufriedenheit zu erkennen, so erneuerten sie die Händeverbindung, welche dann auf Lebenszeit dauerte. Der Theil, welcher es für gut befand, den Andern zu verlassen, mußte die Sorge für das Kind, welches in dem Probejahre empfangen oder geboren worden, übernehmen.

Buntes aus der Zeit.

Der letzte Carneval in Wien gab den Componisten Veranlassung zu einer Menge neuer Walzer, wozu das Publicum die Titel machte. Das geschah folgendermaßen: Jeder, der ein Eintritt-Billet in den Tanzsaal lös'te, gab bei der Kasse zugleich einen beliebigen Titel ab, alle diese

eingegangenen Titel wurden dann in einen Topf geworfen und einer derselben nach Produzirung der neuen Walzer von einem Kinde herausgezogen und dieser herausgezogene Titel wurde nun den neuen Tänzen beigelegt, er mochte auch dazu passen wie eine Faust auf's Auge. So hießen die Strauß'schen neuen Walzer: „Tausendsappermentswalzer." — Außer diesen hörten wir noch: „Carnevals-Flinserln," „Tanz-Blumen," „Kanonen-Galopp," Alexandra-Walzer (der russischen Kaiserin dedizirt, wofür Strauß sogar einen prächtigen Brillantring erhielt), „Zampa-Walzer," „Hygiea-Walzer," „Elfen-Walzer," Bajaderen-Walzer," Montechi-Galopp," „Vergißmeinnicht-Walzer," „Juristen-Balltänze" u. s. w.

Die Congregation der Patres Redemptoristen (Ligorianer) vergrößert sich immer mehr und mehr und breitet sich im Oestreich'schen aus. Wo sie ein verlassenes Gebäude im Lande wissen, da suchen sie es zu erhalten, und meist gelingt es ihnen auch. So haben sie sich in Steyermark angesiedelt, wo sie der Bischof gewaltig in Schutz nimmt. Auch an Capitalien, durch fromme Seelen in ihre Hände gelegt oder von Sterbenden er — rungen, scheint es ihnen nicht mehr zu mangeln, denn in diesem Augenblicke bauen sie ihr Kloster in Wien ganz neu.

Ich will mich aller Anmerkungen über diese Pseudo-Jesuiten, ihr Thun und Treiben enthalten; die Zeit wird ja wohl lehren, wie schwer man Ohrwürmer wieder ausrottet, wenn sie sich einmal in den Garten Gottes eingenistet haben; doch mag statt allen Bemerkungen hier eine wahre Anekdote stehen, welche beweist, welche klare Idee selbst der gemeinste Mann von ihnen hat. Vor nicht gar langer Zeit gingen zwei Ligorianer (denn Einer allein darf nach ihrer Regel nie gehen) auf dem Felde spazieren. Ein Bauer, der vorüberging und die großen Schiffshüte sah, welche sie tragen, grüßte sie ehrerbietig, konnte sich aber doch nicht enthalten in seinem Erstaunen auszurufen: „Tausend Element! das ist ein großer Hut!" Da trat der eine Pater zu ihm, faßte ihn bei der Hand und sprach salbungsreich: „Ja, mein Sohn, der Hut ist groß, aber noch nicht so groß als er seyn könnte. Ich sage Dir, er wird immer größer und größer werden, bis er endlich so groß seyn wird, daß sich die ganze Christenheit darunter wird versammeln können!" Da machte der Bauer noch größere Augen und antwortete: „Uh! da wird's finster werden!" Himmlisches Wort der Einfalt!

Wie sonderbar doch die doppelten gleichen Ziffern wirken! Die Jahre 11 und 22 lieferten so vortrefflichen Wein, und nun soll es im Jahre 33 derselbe Fall seyn!

Anekdote.

L'Eclüse, nachmals Directeur des variétés amusantes in Paris, wurde Zahnarzt bei dem Könige von Polen, Stanislaus Leszinsky, an demselben Tage, an welchem dieser seinen letzten Zahn verlor. Später machte L'Eclüse selbst darüber folgenden Vers:

Mein hoher König hatte keinen Zahn,
Das war für mich ganz gut; doch muß ich sagen,
Er war verbissen in dem argen Wahn:
Ich selber hätte weder Zahn noch Magen;
Ich sah — wie ich gewissenhaft hier melde —
Von Zähnen nichts und nichts von seinem Gelde.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 50.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 67.

Bremen, Donnerstag den 22. August 1833.

Gestorben:

Den 10. August. Des Weinhändlers Anton Günther Bruns Ehefr., geb. Kleinschmidt, 50 Jahr; Westerstraße Nro. 101.

Den 10. — Des Schiffszimmermanns Hinrich Feideler Tochter, 4 Tage; Rosenkranz Nro. 10.

Den 10. — Des Carl Nolting Ehefrau, geb. Schmidt, 71 Jahr; im Armenhause.

Den 11. — Der Arb. Georg Munnich, 59 J.; Paulsberg Nro. 56 C.

Den 11. — Der Schiffer aus Vegesack Georg Friedrich Albrecht Lange, 20 Jahr; im Krankenhause.

Den 11. — Des Schornsteinfegergesellen Joh. Georg Havermann Tochter, (todtgeb.); vor Stephanikirchhof Nro. 6.

Den 12. — Des Kirchendieners Joh. Knolke Ehefr., geb. Kosting, 79 Jahr; Düsternstr.

Den 12. — Des Schneiders Christian Heinr. Warncken Sohn, 12 Wochen; Wüstestätte Nro. 9.

Den 12. — Des Buchbinders Carsten Warnecken Tochter, 6 Wochen; Papenstr. N. 16.

Den 13. — Des Schuhmachers Gottl. Ferd. Lemcke Wittwe, geb. Zarten, 70 Jahr; Hastedt Nro. 109.

Den 13. — Des Bierbrauers Bernh. Wächter Tochter, 1 Jahr; Langenstraße Nro. 100.

Den 13. — Der Tischlergesell Hinrich Berg, 37 Jahr.

Den 14. — Der Fuhrmanns Johann Hinrich Kenter, 50 Jahr; Barkhof Nro. 2.

Den 14. August. Des Gastwirths Joh. Hinr. Barkhorn Tochter, (todtgeb.); Heerdenthorssteinweg Nro. 7.

Den 14. — Des Arb. Simon Anton Moritz Sohn, 1¼ Jahr; Kehrmanns-Gang N. 3 (Abbenthorswallstraße).

Den 14. — Des Hutmachers Christ. Gottfr. Nissen Tochter, 10 Wochen; Bringmanns-Gang (gr. St. Johannisstraße).

Den 14. — Des Schauspielers Wilhelm Scheibler Ehefr., geb. Martini, 28 Jahr; Molkenstraße Nro. 21.

Den 14. — Des Federposenfabrikanten Diedr. Meyer Sohn, 1¼ J.; gr. Sortillenstr. N. 15.

Den 15. — Des Arb. Johann Friedr. Eggers Tochter, 25 Tage; Paulsberg N. 81 B.

Den 15. — Des Arb. Friedr. Othsen Tochter, 11 Jahr; Hastedt Nro. 17.

Den 15. — Der Soldat Hans Rosenquest, 46 Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 34.

Den 15. — Elisabeth Ahlers, 52 Jahr; Grünenstraße Nro. 9.

Den 16. — Des Zimmergesellen Georg Kallenberg Sohn, (todtgeb.); Schmidtstr. N. 1.

Den 16. — Der Tabacksfabrikant Friedrich Wilh. Schmidt, 67 Jahr; Westerstr. N. 55.

Den 16. — Des Schuhmachers Friedr. Lindemann Tochter, 3¾ Jahr; Hastedt Nro. 5.

Den 16. — Des Stuhlmachers Hinr. Wilh. Prellberg Sohn (todtg.); Osterthorswallstr. N. 50.

Den 17 — Des Bildhauers Joh. Diedr. Repenning Sohn, 5 Wochen; kl. Rosenstr. N. 6.

Geborene:

Den 3. August. Des Schenkwirts Heinr. Oetting Ehefr., geb. Scheben, Langenstraße Nro. 28; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Schneidermeisters Daniel Brandt Ehefr., geb. Mehlthau, im Sack Nro. 10; von Zwillingsknaben.

Den 9. — Des Waaren-Agenten Eduard Moritz Kreßner Ehefr., geb. Lüpking, Piperstraße Nro. 21; von einem Mädchen.

Den 9. August. Des Landmanns Joh. Solte Ehefr., geb. Solte, Neuenlande Nro. 26; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Branntweinbrenners Johann Conrad Hartmann Ehefr., geb. Künning, Plünkenstr. Nro. 18; von einem Knaben.

Den 10. — Des Arb. Georg Martens Ehefr., geb. Wohlers, Schwachhausen Nro. 12; von einem Mädchen.

Den 10. August. Des Arb. Johann Diedrich Hüneke Ehefr., geb. Hempel, Knoopstraße Nro. 18; von einem Knaben.

Den 11. — Des Hökers Johann Diedrich Bockelmann Ehefr., geb. Hillmers, Neuenstraße Nro. 48; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Schornsteinfegergesellen Joh. Georg Havermann Ehefr., geb. Rewel, vor Stephanikirchhof N. 6; v. e. t. Mädchen.

Den 11. — Des Weisbäckers Johann Wilhelm Behrmann Ehefr., geb. Albers, Osterstr.; von einem Mädchen.

Den 12. — Des Tischlers Johann Hermann Lürßen Ehefr., geb. Kroeger, Grafenstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 12. — Des Freischlachters Joh. Heinrich Wilh. Fahrtmann Ehefr., geb. Meyer, gr. Sortillenstr. Nro. 20; von einem Mädchen.

Den 12. — Des Buchdruckers Heinrich Julius Witte Ehefr., geb. Schröder, Bellois-Hof Nro. 4; von einem Knaben.

Den 12. — Des Stuhlmachers Christ. Friedr. Wilh. Henneick Ehefr., geborne Liesmann, Gröplingerstr. N. 16; von einem Mädchen.

Den 12. — Des Schauspielers Wilh. Scheibler Ehefrau, geb. Martini, Molkenstr. N. 21; von einem Knaben.

Den 12. — Des Steinhauers Joh. Diedrich Gerh. Hegeler Ehefr., geb. Hansen, Buntenthorsteinweg N. 225; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Stuhlmachers Arnold Meier Ehefr., geb. Buchhorn, Bellois-Hof N. 1; von Zwillings-Töchtern.

Den 13. — Des Tischleramtsmeisters Johann Heinrich Otto Ehefr., geb. Künning, Balgebrückstr. Nro. 9; von einem Mädchen.

Den 13. August. Des Arb. Johann Kirbitz Ehefr., geb. Wiers, Hastedt; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Maurergesellen Christ. Herm. Mattfeld Ehefr., geb. Steinkamp, Dreckort Nro. 12; von einem Knaben.

Den 12. — Des Schweinschlachters Johann Gerhard Biskanter Ehefrau, geb. Falken, Kupferschlägers-Gang Nro. 1; v. e. M.

Den 14. — Des Aeltermanns Joh. Friedrich Bernhard Stockmeyer Ehefr., geb. Sengstack, Schlachte Nro. 19; v. e. Knaben.

Den 14. — Des Canzlei-Pedellen Lüder Jürgen Bischoff Ehefr., geb. Meyer, U. L. Frauenkirchhof Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Gastwirths Johann Hinrich Barckhorn Ehefr., geb. Panning, Heerdenthorssteinweg N. 7; v. e. todten Mädchen.

Den 14. — Des Kaufmanns Philipp Anton Christian Graeven Ehefr., geb. Sterneberg, Stavendamm; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Arb. Luer Müller Ehefrau, geborne Stör, Barkhof Nro. 5 G; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Kupferschmidts Joh. Heinr. Riechers Ehefr., geb. Dähn, Balgebrückstr. Nro. 25; von einem Mädchen.

Den 15. — Des Vergolders Johann Friedrich Mennerich Ehefrau, geb. Müller, hinterm Stephanithorswall Nro. 10; v. e. Knaben.

Den 16. — Des Zimmergesellen Georg Kallenberg Ehefr., geb. Seemann, Schmidtstr. Nro. 1; von einem todten Knaben.

Den 16. — Des Stuhlmachers Hinr. Wilhelm Prellberg Ehefr., geb. Wortmann, Osterthorswallstr. N. 50; v. e. todten Knaben.

Proclamirt sind:

Der Kaufmanns Adolph Franz Eduard Lüderitz hies. und Henriette Wilhelmine Schüßler zu Oevelgönne, Herzogthums Oldenburg.

Der Theatermaler am hiesigen Stadt-Theater Carl August Theodor Wilhelm Beck, genannt Deny und Wilhelmine Henriette Marie Luise Knewel aus Cassel.

Der Federnhändler Johann Christian Anthony am Buntenthorsteinweg und Trine Margaretha Meier daselbst.

Der Cigarrenmacher Johann Friedrich Buschmann und Catharina Feldhusen, beide von hier.

Der Arb. Christian Friedrich Lübke und Henriette Buchholz hieselbst.

Der Maurergesell Diedr. Docke und Adelheid Blanke, beide von hier.

Der Kappenmacher Conrad Diedrich Bolte und Anna Catharina Heuser, beyde von hier.

Der Gelbgießer Friedrich Wilhelm Janke zu Bromberg und Margar. Lucie Schmidt hieselbst.

Der Arb. Johann Christian Faber am Buntenthorsteinweg und Sophie Christine Wilhelmine Mey aus Rinteln.

Der Landmann Johann Heinrich Wilh. Buck zu Lemförde und Anna Margar. Juliane Kreynhop aus Eschenhausen, Amts Freudenberg.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

No. 63.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 25. August 1833.

Wer Andern lebt — o, der lebt nicht vergebens!
Du fühlst der Wahrheit Macht,
Der funfzig Jahr' die Kräfte seines Lebens,
Der Menschheit dargebracht!

* Dem
Hochverehrten Freunde und Collegen
Herrn Dr. Med. Johann Heineken
zu seinem Jubelfeste am 16ten August 1833. *)

Wo das Verdienst im Ehrenkranze
Der vollsten Anerkennung steht, —
Gehuldigt von dem Feier-Glanze
Den Mitempfindung warm umweht,
Da senkt von solcher reinen Helle,
Der Wiederschein sich bis ins Thal, —
Auch an dem Rand von Eilsens Quelle
Wiegt sich des Antheils froher Strahl.

Bald wird des Strahles heitres Schweben,
Dem Aug' zur deutlichen Gestalt, —
Die Nymphe selbst will sich erheben
Die segensreich hier wirkt und wallt.
Und was sie lohnend schon gespendet,
Dem, der durch Dich ihr zugeführt,
Wird freundlich Dir von ihr gesendet,
Als Blumenschmuck, der Dir gebührt.

Gern hast Du sie ans Licht gezogen;
Da sie im Schatten noch versteckt;
Hast ihres Geistes Kraft erwogen,
Ihr freundliches Vertraun erweckt, —
So taucht sie denn in Silber-Ringen
Herauf aus dem kristall'nen Hauf',
Um Dank und Glückwunsch Dir zu bringen, —
Doch — Freundes Stimme eilt voraus! —

Laß mich zuerst Dich treu begrüßen,
Dir sagen, was das Herz dictirt: —
Dein Leben will ja selber fließen,
Als Quell der segensreich berührt. —

*) Die zahlreichen Verehrer des würdigen Jubilars werden die Gefühle theilen, die in den beiden folgenden Gedichten, welche ihm an seinem Jubelfeste, mit mehreren Andern, überreicht wurden, ausgesprochen sind.
Die Redaction.

Daß nichts den klaren Lauf zerstöre, —
Die Welle immer kräftig — rein, —
Das ist mein Wunsch, — den Gott gewähre, —
Um Tausende noch zu erfreun. —

Dem
hochverehrten und hochverdienten Nestor
der ausübenden Aerzte der freien Hansestadt Bremen,
Herrn Physikus,
Professor Dr. Johann Heineken
am Tage
Seines funfzigjährigen Doctor-Jubiläums.

Ehrerbietigst und hochachtungsvoll gewidmet am 16. August 1833.

Heil Dir, o Freund, so innig mir verbunden,
Zu Deinem Jubelfest!
Das der Erinnerung beglückte Stunden
Auch mich jetzt feiern läßt.

Daß das Geschick auf gleichen Lebenswegen
Uns brüderlich verband,
Zu Vieler Heil zu wirken als Collegen,
Froh wird's von mir erkannt!

Wenn gleich Dir fern', so wie dem Kreis' der Brüder,
Ich stimme freudig ein
In jeden Wunsch, den Dir heut' alle Glieder
Aus vollem Herzen weih'n!

Wer Andern lebt, o der lebt nicht vergebens!
Du fühlst der Wahrheit Macht,
Der funfzig Jahr' die Kräfte seines Lebens,
Der Menschheit dargebracht!

Der Heilkunst Sieg hast Du so oft errungen;
Nie Müh' und Fleiß gescheut;
Nur freudiger, wenn Hülfe Dir gelungen,
Dein Segenswerk erneut!

Und reich hast Du zum Staatswohl beigetragen;
Du wachtest täglich treu:
Daß da, wo edle Bürgerherzen schlagen,
Gesundheitsfülle sey!

Und höher fühlte sich Dein Herz gehoben,
Schuf Rettung Deine Kunst;
Dann priesest Du, mit frommem Blick nach Oben,
Gerührt des Himmels Gunst.

Sieh' jetzt im Geist sich Tausende vereinen
Dich dankend zu erhöh'n;
Als Segenspreis mög'st Du im Kreis' der Deinen
Stets Freude herrschen seh'n!

Froh wirke fort, auch noch im Silberhaare,
In ungeschwächter Kraft;
Daß Deine Kunst, Dein Fleiß noch manche Jahre,
Des Heiles Fülle schafft!

Wenn solcher Wunsch, entströmt der Freunde Zungen,
Dir heut' zum Herzen spricht:
O dann vergiß auch dess' der dies gesungen,
Des treuen Bruders nicht! —

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Unberührt stand das Gefäß neben Gustav; er hielt die Schleife, die noch vor Kurzem sich auf der angstbewegten Brust der Geliebten geschaukelt hatte, in seiner Hand; lange ruhte sein trüber Blick auf ihr, dann heftete er sie an das Ordensband, welches er sich schon vor Varna erkämpft hatte, nahm den Krug und schritt in Nachsinnen verloren, zu dem Orte, wo er die Mutter wußte.

Er fand sie in Thränen gebadet, denn die wieder geläufig gewordene Zunge der Frauen hatte ihr schon die Kunde von dem, Allen so räthselhaften, Vorfalle gebracht. Mit erloschenen Blicken sah sie auf den schweigsamen, zerstreuten Besucher. Sie hieß ihm sich neben sie setzen, dann begann sie mit dem Ausdruck der innigsten Theilnahme:

„Längst bemerkte ich den Eindruck, den Maja auf Sie gemacht hat, und die zunehmende Befangenheit des unglücklichen Mädchens bewieß mir, daß sie Ihre Gefühle theile. Eine unerklärliche Gewalt hielt mich ab, Ihrem beiderseitigen Umgange Hindernisse in den Weg zu legen.

Ich kannte den festen Sinn, das richtige Gefühl der mir so nahe stehenden Jungfrau für das Schickliche und Edle, ich hoffte in Ihrem Herzen gleiche Vorzüge, gleiche Eigenschaften suchen zu dürfen, und ich glaube, gerade in diesem Augenblicke fester als je, daß ich mich nicht irrete. — Ich überließ der Zeit die freundliche Lösung des verworrenen Gewebes, welches Maja's Daseyn umhüllt, und wagte es nicht, Sie unaufgefordert mit dem Verhältnisse bekannt zu machen, welches sie mit unauflöslichen, heiligen Banden an eine Unglückliche fesselt, die dem gewöhnlichen Gleise des Menschenlebens gewaltsam entfremdet, hier abergläubische Furcht, dort Abscheu und Mißtrauen erweckt.

Maja ist nicht meine Tochter. Sie ist die schuldlose Frucht einer jugendlichen Verirrung meiner, mir einst so theuern, einzigen Schwester.

Von seinen Unterthanen vertrieben, floh mein Vater, der Schamardan Beg, zu den Russen; — wir waren damals noch Kinder. Er ward freundlich aufgenommen und erhielt ein Commando in der Armee. Mehr und mehr mit seinen neuen Umgebungen befreundet, wurzelte bei ihm der Haß gegen seinen undankbaren Stamm und dessen Glaubensgenossen immer tiefer. Er ließ uns in der schöneren, beseligenderen Lehre des Weltenheilands erziehen, und wir freueten uns innig des Wechsels, der das Weib aus dem Zustande der Dienstbarkeit und der Willkühr auf die Stufe versetzte, die ihm vom Schöpfer angewiesen ist. Ich, als die Aeltere, verheirathete mich mit einem edlen Jünglinge, dem Orrisilieutenant Tubatscheff. Wir wohnten in Yekaterinograd; meine Schwester wollte mich nicht verlassen, und mein Vater willigte gern in ihren und meinen Wunsch. Ein großer Theil der Offiziere der kaukasischen Heere war damals in jener Stadt versammelt, viele davon hatten Zutritt in unserm Hause, und buhlten um die Gunst meiner Schwester. Sie schien keinen von ihnen besonders auszuzeichnen, und wieß meine Neckereien oft mit Unmuth von sich. — Bald darauf wurden die Regimenter verlegt, mein Gatte und mein Vater zogen gegen die Bergvölker ins Feld — ich sah sie nicht wieder, denn beide blieben an einem Tage. Aber auch meine Schwester war seit dem Tage, an welchem das Offiziercorps sich entfernte, verschwunden und es vergingen mehrere Jahre, ohne daß ich irgend etwas von ihr vernahm. Das Landhaus bei Tarki war schon längst das Eigenthum meines Vaters, ich bezog es — und lebte dort einsam der Erinnerung meiner mir so früh entrissenen Lieben. Da verbreitete sich nach und nach das Gerücht von dem Walten der Bergfrau in den Höhlen und Gründen des Kaukasus; das Volk erzählte Wunder von ihr und in diesen Erzählungen erschien sie bald als hülfreicher Engel, bald als neckender, schadenfroher Kobold.

Eines Tages verbreitete sich die Nachricht, die Bergfrau nahe sich der Stadt. Die Bewohner derselben, welche auf dem Felde beschäftigt waren, verbargen sich vor ihren Blicken, ich sah sie die Höhen hinabsteigen, ein etwa vierjähriges Mädchen an der Hand führend. Sie schlug den Weg nach meinem Landsitze ein und verlangte nach mir. Ungern und ich gestehe es, mit einem unheimlichen Gefühle entsprach ich ihrem Wunsche. — Wie hätte ich auch in dieser Gestalt mit dem starren, furchtbaren Blicke und der fremdartigen Hautfarbe, unter diesem phantastischen Aufzuge meine einst so liebliche Schwester vermuthen können. — Mit eisiger Kälte gab sie sich mir zu erkennen, und als ich mit neuerwachter Liebe sie umfassen und sie um die Ursache ihrer Flucht und den Beweggrund ihres jetzigen Treibens fragen wollte, wieß sie mich unwirsch zurück, und ihr Auge ruhete fast drohend auf mir. „Nimm dieses Kind,"

sprach sie, „erziehe es im Hasse gegen das falsche Geschlecht der Männer. — Ich werde es einst wieder von dir abfordern, und von Zeit zu Zeit in seiner Nähe seyn."

Ich versuchte Alles was die innigste Liebe vermag, meine Schwester zu bewegen, bei mir zu bleiben, und ihrer befremdenden Lebensweise zu entsagen; aber ich sah bald ein, daß der furchtbare Dämon Menschenhaß sich ihres Herzens bemächtigt und mit seinen dunkeln Fittigen ihren Geist umdunkelt hatte.

Maja wurde mir theuer wie ein eigenes Kind, sie erzählte mir von dunkeln Höhlen, von Meermännchen und Raubthieren, die sie erschreckt, von einem holden Knaben, der mit ihr gespielt habe. — Von Zeit zu Zeit kam meine Schwester aus ihren einsamen Gründen, aber nur auf Augenblicke war sie bei uns zu halten. Einige Male forderte sie das Kind zurück, aber unsern vereinten Bitten gelang es bis jetzt sie zu beschwichtigen und von ihrer Absicht abzubringen. — Uebrigens ist in ihren Händen Maja außer aller Gefahr; denn die Furcht und die abergläubische Verehrung, die sich bei den Bergvölkern an den Namen der Unglücklichen knüpft, gewähren ihr den sichersten Schutz."

„Befand sich unter jenen Offizieren, die um die Gunst Ihrer Schwester buhlten" — fragte Gustav heftig, „ein gewisser Graf Wassiljeff?"

„Ich erinnere mich seiner sehr wohl," entgegnete die schmerzlich ergriffene Erzählerin, — „er war ein schöner Mann, und seine Huldigungen erwiederte Cathinka nicht mit jenem, oft boshaften, Scherze, womit sie ihre übrigen Anbeter in scheuer Ferne hielt."

„Ich weiß genug," rief der Jüngling aus, „um eben nicht wahnwitzig zu werden, und zu wenig, um schon jetzt mein Paradies zu zertreten!" — Leben Sie wohl, edle Frau, das ernste Kampfesspiel beginnt von Neuem, und die Lösung dieser Wirren, sey es auf die eine oder andre Art, kann nicht mehr fern seyn!"

Gustav eilte den Mauern zu, von denen das schwächer und schwächer werdende Feuer der ermatteten Besatzung kaum noch die wüthenden Anläufe der Feinde abzuhalten vermochte. Im Vorübergehen blickte er in das Gebäude, wo sein und der Seinigen Rosse standen. Die edlen, fast verschmachteten Thiere lagen größtentheils am Boden und leckten die feuchten Wände ihres Behälters. — Düsterer Ernst lagerte sich auf des jungen Kriegers Gesicht, als er sein treues Thier eine vergebliche Anstrengung machen sah, ihn wiehernd zu begrüßen. Er setzte sich neben es auf das trockne unberührte Futter.

Er wiederholte sich die Lebensgeschichte seines Freundes Feodor, die Erscheinung und die bedeutungsvolle Rede der Bergfrau am Meeresufer bei Derbent, die dunkle Anspielung seines Stiefvaters auf den Verlust seiner Kinder und verglich sie mit dem eben Vernommenen: „Tolles Spiel des Zufalls!" — sprach er eintönig abgebrochen vor sich hin; „die Geliebte ging mir auf ewig verloren, und die Schwester flieht mich im falschen Wahne der Kindesliebe und folgt der rachebrütenden Räuberin in die Höhlen des Elends und der Gaukelei. — Und doch" — setzte er nach einer kleinen Unterbrechung seines Selbstgesprächs hinzu, „doch hat Maja unendlich in meiner Achtung gewonnen."

Lautes ängstliches und dann wieder ermunterndes Geschrei aus heiseren Kehlen schreckte ihn auf. Er eilte in die Werke und sah zu seiner Verwunderung den allgemeinen Kampf stocken, und die Aufmerksamkeit von Freund und Feind auf einen Punkt gerichtet, als entschiede sich dort das Schicksal Burnaja's.

Der unterhalb des Wasserwegs stehende Thurm war nemlich noch immer von 12 tapfern

Russen besetzt, die von jeder Unterstützung abgeschnitten, lieber umkommen als sich ergeben wollten, und ein unaufhörliches Feuer auf die Feinde unterhielten. Diese, aufgebracht über die Hartnäckigkeit der kleinen Besatzung, schleppten Haufen von Reisig um den Thurm zusammen, zündeten es an und warfen Feuerbrände auf das Dach, in der Absicht, die darin Eingeschlossenen lebendig zu verbrennen. Bald war das Gebäude in Gluth und erstickenden Qualm gehüllt; aber noch immer streckten aus ihm wohlgerichtete Schüsse Mann an Mann zu Boden. Schon leckten die Flammen aus den obern Schießscharten, schon erschien das Eisen an den Thüren rothglühend, schon jubelten die Schwärme der Lesghier, denn das Feuer der Besatzung war verstummt; da flogen funkensprühend die Thorflügel auf und die zwölf Helden stürzten rauchend und mit versengten Bärten hervor, stießen und schlugen wie Besessene auf die Feinde, bahnten sich einen Weg und acht von ihnen erreichten unverletzt eines der Blockhäuser, indem sie einen Todten und drei Verwundete zurücklassen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

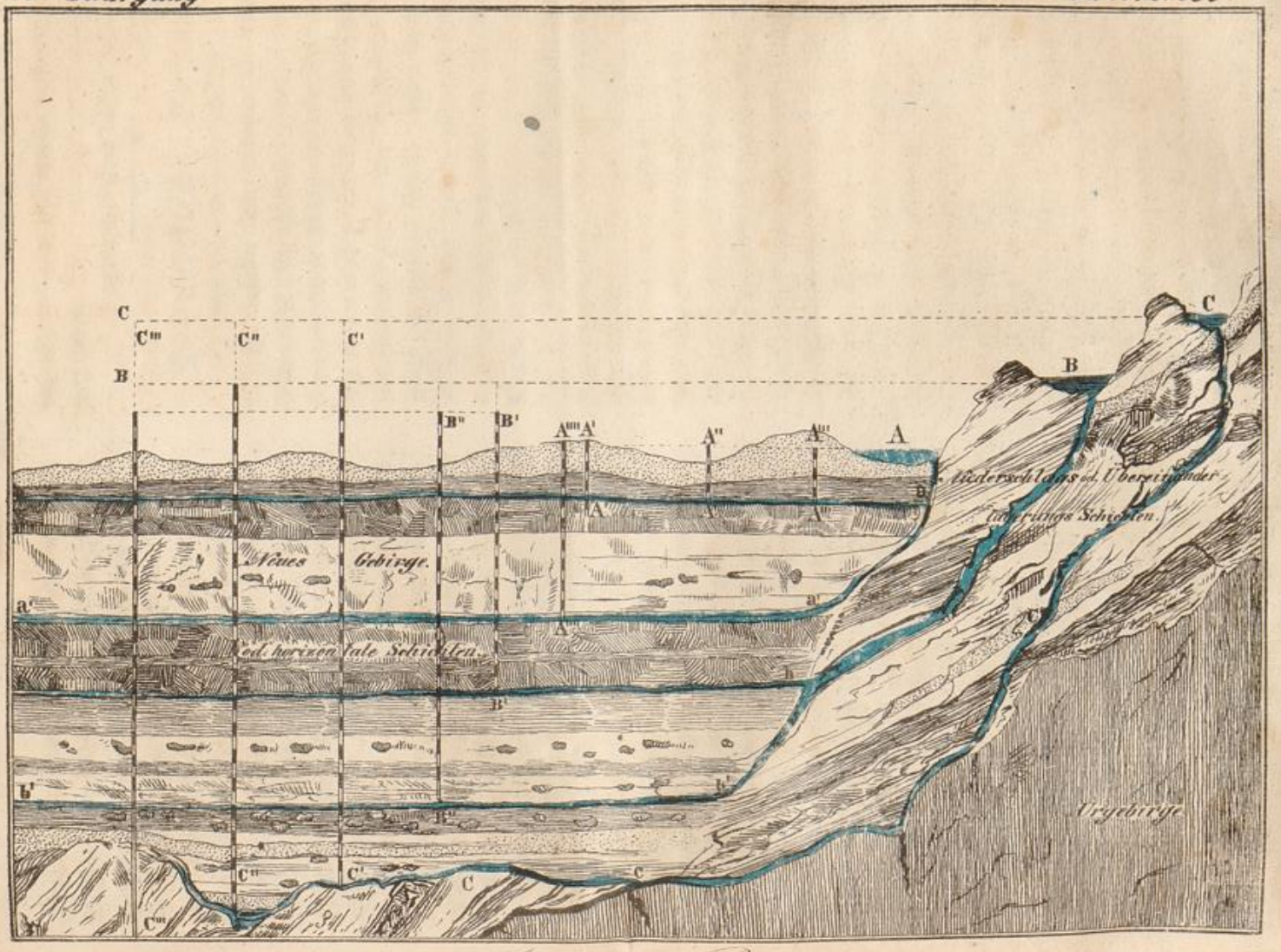
(Fortsetzung.)

Unterwegs erzählte der Mäkler der Dame, er habe auch schon M. im Gefängniß besucht und mit ihm die ferneren Mittel zu seiner Befreiung besprochen. Sie betraten das Zollhaus; der Jude ging gerade zum Inspektor und sagte ihm, Madame M. bitte um die Erlaubniß, ihre, ihres Mannes, und ihrer beiden Kinder Gebetbücher, nebst einer Bibel, dem Evangelium und dem Leben Jesu die zur Familienandacht dienten, aus den Waarenkisten herausnehmen zu dürfen, wohin sie zu besserer Schonung der schön gebundenen, fast neuen Bücher gepackt worden. Mit verbissenem Grimm fragte der Inspektor, wie man beweisen wolle, daß diese Bücher zum Familiengebrauch dienten, da das Zeugniß der Frau nicht gelte. „Aber das der Kinder gilt," erwiderte der Jude; „das Mädchen ist dreizehn Jahr, der Knabe neun Jahr alt; erlauben Sie also, daß ich die Bücher suche und Ihnen zeige." Unterrichtet, wo die Bücher lagen, hatte sie der Mäkler bald gefunden und beim Herausnehmen gewandt hie und da einige Flecken in die Blätter gemacht. Damit war das Gesetz erfüllt, M's. Erklärung richtig. Wo nichts zu gewinnen ist, da schikanirt der Amerikaner nicht lange und spart die Zeit. Nach einigen Formalitäten wurde M. in Freiheit gesetzt und erhielt die Erlaubniß, seine Bücher zu verzollen. Vier Cents (etwa 4 Groten) mußte er für jeden Band zahlen, alt oder neu, groß oder klein, gut oder schlecht. Nun richtete er sein Magazin ein und fing sein Geschäft an.

Anfangs hatte M. starken Zuspruch; Alles mußte er zeigen, besonders auf schöne, moderne Einbände war man begierig, und als die Neugierde vollkommen befriedigt war, versprachen Einige das Wiederkommen, wenn sie Etwas brauchen würden, Andere, wenn wieder Neues ankäme. Ist das Alles? fragten die Meisten naserümpfend. Alle verlangten die Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika oder neue englische Buchstabierbücher zu sehen; Keiner kaufte etwas, und nach drei, vier geschäftigen Wochen hatte M. volle Zeit auszuruhen. Einsam saß er unter seinen Büchern; er berechnete, daß er kaum den Einfuhrzoll herausschlagen werde, der, obgleich anscheinend gering, so hoch gespannt ist, als sich nur immer mit der sichern Erhebung desselben verträgt. Noch einmal suchte M. seine Freunde auf und bat um Rath. „Lassen Sie Ihr Geschäft in die Zeitung setzen," hieß überall die Antwort. — „Das habe ich schon

gethan." — „So müssen Sie es wiederholen, alle Tage in allen Blättern." Dieß geschah: die Ankündigungen kosteten über hundert und fünfzig Dollars, brachten aber nicht Einen ein.

„Ich muß doch sehen, wie es andere Leute machen," dachte M. und suchte den Juden auf. Dieser rieth ihm, seine ganze Bibliothek im Aufstreich zu verkaufen und etwas Anderes anzufangen. „Ich verstehe aber sonst nichts, ich bin in diesem Fache aufgewachsen, dergleichen Bücherauktionen habe ich schon gesehen, ich kann mich nicht entschließen, meine schönen Werke Kistenweise, den Centner zu vier, fünf Dollars zu veräußern; es steckt mein ganzes Vermögen darin." — „Es wird doch ziemlich darauf hinauskommen," meinte der Mäkler, „und dann müssen Sie doch etwas Anderes anfangen. Noch Keiner hat hier mit Dem Glück gemacht, was er verstand. Sehen Sie mich als Beispiel an: ich war Musiklehrer, und wäre bald verhungert, als Mautagent befinde ich mich ganz leidlich. Der Schuhhändler über der Gasse dort war Tanzmeister, der Friseur im Laden daneben, der so wohlgemuth und wohlbeleibt aussieht, ist ein Tischler, der durch alle Staaten gerannt ist; er kam wieder nach Neuyork zurück, und wollte aus Hunger schon ins Wasser springen, als zum Glück ein Matrose ihm Scheere und Kamm präsentirte und ihn fragte, ob er ihm nicht für sechs Cents die Haare schneiden wolle; so wurde er zum Ritter geschlagen. Anfänglich bot er seine Dienste auf den Schiffswerften an, und in drei Jahren hat er sich so hinauf gearbeitet. Der Maler, der das neue Schild über der Thüre des Friseurs verfertigt hat, ist eigentlich ein holländischer Zimmermann. Sehen Sie den galanten Herrn, der da in das Haus hinein geht? Er giebt der jungen Lady Unterricht auf der Guitarre, von der er selbst nichts versteht; er ist seines Handwerks ein Sattler; dagegen arbeitet in jener Drechslerwerkstatt ein italienischer Opernsänger. Vorige Woche hat der Theaterunternehmer vom Parktheater einen Ballettänzer für 2500 Dollars engagirt, der vorigen Monat zum erstenmal in seinem Leben die Bühne betreten. Sie haben gewiß gehört, mit welch lärmendem Beifall seine Beckſprünge vom zahlreichen Publikum aufgenommen wurden. Doch der ist ein geborner Amerikaner und konnte der Aufmunterung seiner Landsleute unbedingt versichert seyn. Er war vor Kurzem noch Schweinschlächter in Cincinnati, wo sein Vater mit Schinken handelt. Er heißt eigentlich Brown, hat aber nach der Theatersitte seinen neuen Beruf unter dem Namen Mr. Gay (d. h. Herr Lustig) angetreten. Zwölf Lektionen, die er bei dem hier berühmten Tanzmeister Convais nahm, reichten hin, sein Talent zu entwickeln. Dieser Convais war Tambour im 108. französischen Regiment und desertirte im letzten spanischen Krieg; vor einigen Jahren kam er als Schiffsjunge am Bord eines amerikanischen Schiffes nach Boston, wo er sich kümmerlich vom Faßbinden nährte; er heirathete aber trotz dem eine französische Näherin, die zu Boston auch keine Arbeit fand. Jetzt geht es ihnen recht gut, sie sind hieher gezogen und geben Unterricht im Tanzen. Sie kennen doch den Friseur auf dem Broadway, gegenüber von City Hall, der die sechs so phantastisch aufgeputzten Wachsbüsten vor seinem Salon aufgestellt hat? Der war Trompeter bei einem französischen Husarenregiment; er wollte hier als Stallknecht, als Schmiedgehülfe unterkommen; man gab ihm nirgends mehr als halben Lohn und forderte überall doppelte Arbeit. Da nahm ihn ein alter französischer Bartscheerer aus New-Jersey als Gehülfe zu sich. Der Alte starb bald und vermachte dem jungen Foissard, wie der Trompeter hieß, etwa 150 Dollars. Damit kam Foissard nach Neuyork zurück, und kündigte sich in den Zeitungen unter dem besser und vornehmer klingenden



Artesische Brunnen.

Namen Charles Martell, als von Paris neu angekommener Damencoiffeur an. Daß er gute Geschäfte macht, sehen Sie schon aus seinem Lokal, für das er jährlich vierzehnhundert Dollars vorausbezahlt. Jede Lady von gutem Ton muß von Charles Martell frisirt seyn, wenn sie Abends ihren Thee einschenkt, und weil jede von gutem Ton seyn will, so laufen alle zu Foissard. Ich würde gar nicht fertig," fuhr der Mäkler fort, „wenn ich Ihnen alle mir bekannten Beispiele anführen wollte von Leuten, die ihr Auskommen blos durch ein Geschäft fanden, das sie nicht verstanden. So ist es in Neuyork, so in der ganzen Union. In diesem Lande verändert sich die ganze Natur der Einwandrer, und wie beim babylonischen Thurmbau die Menschen auf einmal Sprachen redeten, die sie niemals gehört hatten, so treiben die Europäer hier Künste und Gewerbe, die ihnen daheim böhmische Dörfer waren. Doch leider muß ich auch sagen, daß dieß unter Hunderten nur Einem glückt. Zahllos ist die Menge Derer, die im grenzenlosen Elende zu Grunde gehen: nur der, der Nichts mitbringt, folglich Nichts verlieren kann, hat Aussicht, sein Loos zu verbessern. Vorige Woche ist Herr Vicini wieder nach Hause gereis't; der hat klugerweise seinen Vorrath von Florentiner Hüten der Feuerassekuranz verkauft. Allein so etwas werden Sie nicht thun. Leben Sie wohl; ich will Ihnen nächster Tage einen braven Jungen senden, der auch schon des Jammers viel erfahren hat; Sie können sich auf ihn verlassen und in Ihrem Geschäft wohl brauchen. Es würde Ihnen wohl Niemand in ganz Amerika den geringsten Dienst erweisen, ohne dafür sogleich bezahlt zu seyn; ich aber will auf ihre Erkenntlichkeit rechnen."

Diese ganze Unterredung und besonders die mystische Miene, mit der der Pimonteser die letzten Worte begleitete, machten einen tiefen Eindruck auf M., und ganz in Gedanken versunken kam er nach Hause.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die artesischen Brunnen.

(Mit einer Steindruck-Beilage.)

In neuester Zeit kommen die artesischen Brunnen (puits artésiens), welche man durch tiefes senkrechtes Bohren in die Erde gewinnt, sehr in Aufnahme; man kann diese Brunnen in jeder Gegend anlegen, und erhält durch sie ein reines und gesundes Wasser, dessen Quelle unversiegbar ist und stets in gleicher Stärke, meistens beträchtlich hoch, über die Oberfläche des Bodens hervorsprudelt.

In Frankreich wurde die Methode, Brunnen durch Bohren zu gewinnen, schon im Jahre 1671 von Dominicus Cassini eingeführt, und Hericart de Thury, der sich daselbst vorzüglich um die Anlegung dieser Brunnen verdient gemacht, kennt den ältesten gebohrten Brunnen, den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Präsident Crozat de Tugny bei seinem Landhause in der Nähe von Clichy hatte anlegen lassen. Indeß sind diese Brunnen in Frankreich noch selten, während sie in England gegenwärtig in unzähliger Menge vorhanden sind, und in den Vereinigten Staaten Nordamerika's jetzt überall, sowohl auf öffentliche Kosten, als im Interesse von Gesellschaften und von Privaten angelegt werden.

Es wäre zu wünschen, daß auch in Deutschland mit Anlegung dieser, stets helles Wasser liefernden Brunnen, häufigere Versuche gemacht würden; denn durch die bis jetzt errichteten artesischen Brunnen haben die Unternehmer doch meistens ihre Zwecke erreicht.

Die Erfahrung bestätigt, daß man, wenn man im ungünstigsten Fall bis auf 500 Fuß Tiefe bohrt, allemal Quellwasser findet; doch er-

hält man dasselbe meistens schon bei 2 — 300 Fuß Tiefe. Das Bohren in solche Tiefen hinab geschieht mittelst der bei den Bergwerken gebräuchlichen Erdbohrern; die Weite des Bohrloches beträgt gewöhnlich einige Zoll, und damit dasselbe durch die einstürzende Erde nicht wieder ausgefüllt werden kann, so werden, beim Beginn der Arbeit, um die eiserne Bohrstange, die aus vielen Stücken besteht, metallene Brunnenröhren, 3 — 4 Zoll im Durchmesser, gelegt, und so wie es tiefer hinabgeht, eine über der andern befestigt; in diesen Röhren bewegt sich während der Arbeit der Bohrer hin und her, und durch dieselben muß auch die unten abgelöste Erde heraufgezogen werden. In England kennt man jetzt hierbei ein Verfahren, wodurch das Bohren wohlfeiler wird, als sonst; die Bohrspitze bleibt nämlich so lange in der Erde, bis der Zweck erreicht ist, oder man einen andern Bohrer anwenden will, und die losgebohrte Masse wird nicht durch das Herausziehen des Bohrers aus der Oeffnung entfernt, sondern mittelst einer einfachen Vorrichtung nach und nach herausgezogen.

Bei den Bohrversuchen findet man häufig auch Mineralien, die noch mehr Werth haben, als das gesuchte Wasser.

Der Erfolg, daß man Quellwasser zu Tage fördert, ist so gewiß, daß in England die Bohrleute ihren Contracten folgende Bedingung zu Gunde legen können: wird kein Wasser gefunden, so zahlt der, für welchen der Brunnen gebohrt wird, nichts; findet sich Wasser, so bezahlt er nach einer vorher getroffenen Uebereinkunft im Verhältniß zu der Tiefe des Bohrlochs und der Fülle des Wassers, wobei auch noch der Umstand in Anschlag kommt, ob das letztere über der Oberfläche quillt oder nicht.

Ueber die Hälfte der in England angelegten Brunnen treibt das Wasser mehr oder weniger hoch über die Erde, und die, bei denen das Wasser nicht ganz bis zur Oberfläche empor sprudelt, sind deßhalb nicht weniger ergiebig, indem auch die thätigste Pumpe sie nicht zu erschöpfen vermag, und sie das Wasser von derselben trefflichen Qualität liefern wie die übrigen.

Die artesischen Brunnen können in einem engen Raume nach Belieben vervielfältigt werden, ohne daß sie sich dadurch gegenseitig schwächen, und so wird's unter günstigen Umständen sogar möglich, auf diese Weise kleine Bäche künstlich zu erzeugen.

Was die Temperatur des Wassers betrifft, so hat man gefunden, daß je tiefer man in die Erde dringt, desto mehr das Wasser von seiner Kälte verliert. Doch ist der Unterschied nicht so bedeutend, und beträgt, nach den von Traba angestellten Versuchen, im Durchschnitt auf 100 Fuß kaum einen Grad des hundertgrädigen Thermometers.

Das Wasser, welches sich tief unter dem Boden sammelt, entsteht meistens aus Nebel, Thau, Regen und Schnee, wovon sich ein großer Theil auf den Bergen, die gleichsam die Wolken an sich zu ziehen scheinen, niederschlägt. Dasselbe dringt von da in die verschiedenen Bergschichten ein, sinkt darin nieder, bis es auf eine wasserdichte Erdlage trifft, und läuft dann auf derselben so lange fort, bis es entweder als Quelle irgendwo wieder zu Tage kömmt, oder in abgeschlossenen Räumen und unter schwerem Druck im Innern der Erde stehen bleibt.

Gewöhnlich trifft man da, wo sich das Uebergangsgebirge anlehnt, auf reichliche Quellen, indem dieselben in die zu dichte Masse des Urgebirgs nicht eindringen können und daher zwischen diesen beiden Gebirgsarten hinlaufen.

Diese Wassermassen lassen sich nun durch die artesischen Brunnen wieder in die Höhe bringen, was hauptsächlich nach dem Grundsatze erfolgt, daß so tief das Wasser fällt, es eben so hoch wieder emporsteigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 69.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 29. August 1833.

Willst du nach dem Thale fragen
Wo des Friedens Zauber weilt: —
Soll dieß Lied dir Wahrheit sagen
Eh' die Zeit der Kraft enteilt.

Daeves.

Das reine Herz.

Matth. 5, 8.

Zum Himmel strebt des Frommen Herz hienieden,
Das nur auf Gott des Glaubens Felsen baut,
Und findet nur den schönsten, sel'gen Frieden,
Wenn heiter stets der Blick nach Oben schaut.
Nur wenn der Seele Kraft, von Irrthum frei, sich regt,
Ein reines Herz im innern Heiligthume schlägt,
Dann fühlen wir's: Mit Gott im festen Bunde
Tönt doch uns nur der Freude schönste Stunde.

Das reine Herz, des Frommen Ehrenkrone,
Das nur für's Wahre Gute, Edle lebt,
Das reine Herz, das nur zum Himmelslohne
In Lebenskränze Freudenblumen webt:
Das reine Herz, das nichts von Haß und Wollust kennt,
Und Geister eint, wo Bitterkeit und Zwietracht trennt:
Dieß sey das Gut, wonach wir Alle streben,
Es schließt uns auf ein sel'ges Himmelsleben.

Heil Jedem, wem dieß hohe Glück geworden,
Wer sich erhielt den frommen Kindessinn.
Es öffnet uns der Gnade Himmelspforten,
Es zieht das Kind zum Vaterherzen hin.
Denn selig, die ihr Heil im reinen Herzen bau'n,
Sie werden einst den Herrn im höhern Lichte schau'n.
Sind wir mit Gott auf allen unsern Wegen,
Dann blühn der Freuden viele uns entgegen.

Umbrausen uns des Meeres wilde Wogen,
Seufzt Mancher, der des Menschen Werth verlor,
Weil er der Sünde Lockung vorgezogen:
Das reine Herz hebt selig uns empor,

Weil stille, heit're Seelenruh im Busen thront,
Die mit dem Himmelsfrieden des Gewissens lohnt:
Mit ihm geh'n heiter wir durch Kampf und Nächte;
Es schützen uns der Unschuld heil'ge Mächte.

Reicht uns der Schmerz den Kelch der bittern Leiden,
Verliert in Dunkel sich der Lebenspfad;
Das reine Herz giebt Kraft und Muth zum Streiten,
In Freude wandelt es die Thränensaat;
Nach Oben lenkt es glaubensvoll den trüben Blick:
Der ew'gen Liebe Prüfung schafft uns Heil und Glück.
Zur Herrlichkeit will sie durch Leiden führen,
Des Dulders Haupt mit Ehrenkränzen zieren.

Durchrieselt Todesschauer unsre Glieder,
Verdunkelt sich, verlischt des Auges Glanz;
Senkt sich der Abend unsers Lebens nieder,
Dann reicht das reine Herz den Strahlenkranz;
Wir blicken heiter hin auf Grabesnacht und Tod,
Es lichtet sich des Himmels stilles Morgenroth.
Zum Vaterhause zieh'n wir ohne Zagen,
Dort schweigt der Schmerz, dort schweigen alle Klagen.

Gustav Böttger.

---

*Die Rache.

(Fortsetzung.)

Dieser Vorfall hatte die entkräftete Besatzung der Festung, welche Augenzeuge davon war, mit neuem Muthe beseelt; — aber ängstlich blickten die Führer in die Ferne, denn sie sahen ein, daß der nächste Sturm den Fall des Platzes zur Folge haben werde, und daß dieser nahe bevorstand, bewiesen die Zurüstungen im feindlichen Lager.

Ein Theil der tapfern Besatzung lag von Anstrengung und Durst überwältigt, hinter den Brustwehren todtenähnlich ausgestreckt. Ihre bleichen Lippen bebten im Fieberschlafe, ihre entzündeten Augenlieder wollten sich nicht mehr über dem starren Auge schließen — aber fest umklammert hielt Jeder seine Waffe als treue Gefährtin im Leben wie im Tode.

Die Sonne neigte sich den Bergen zu und die Lesghier begannen Sturmleitern und Faschienen gegen die Mauern zu tragen. Da — was war das? — ein dumpfer Schlag — dann noch einer! anhaltendes Rollen an den gegenüberliegenden Gebirgen — horch! schon deutlicher, prasselndes Gewehrfeuer, ferner Trommelschall; jetzt, durch den herabdämmernden Abend eine helleuchtende Kugel, ein Stern der Hoffnung, der Rettung für die Bedrängten.

Der treue Tatar hatte das Corps des Generals Kochanoff gegen Mitternacht bei der Colonie Musselim Aul gelagert gefunden, der Sardar *) hatte aus der lakonischen Depesche die Gefahr ersehen in welcher der Platz schwebte. Sofort ließ er Generalmarsch schlagen. Alles flog zu den Waffen, denn es galt den Brüdern zu Hülfe zu eilen, über deren Haupte der Todesengel die Fittige schwang. Die Truppen ließen sich nicht halten, sie stürmten die Höhen hinan, erkletterten die Klippen, schwangen sich über Abgründe, um keinen Augenblick zu verlieren. Aber der General, dem das Gepäck nicht so schnell folgen konnte, sah ein, daß er vor Anbruch der Nacht Tarki mit dem ganzen Detaschement nicht erreichen würde; er setzte sich an die Spitze von dreihundert muselmännischen Reitern, zweier Abtheilungen Fußvolk und einer Bergbatterie, und leichten Laufs rückte, von allen Seiten von Feinden umschwärmt, der muthige Schlachthaufen vorwärts.

Das waren die Helfer die gegen Abend auf den Höhen von Tarki erschienen und die tapfere, aber todesmatte Besatzung mit neuem Muthe beseelten. — Freudig brüllten die Kanonen der Festung den Brüdern ihren Gruß entgegen. Tausende von Lesghiern stiegen die Höhen hinab,

*) Sardar, Oberfehlshaber.

und wandten sich gegen die unerwarteten, unwillkommenen Ankömmlinge. — Da schleuderte die Bergbatterie ihre verderbenschwangeren Granaten in die Stadt, und die Reiter schwärmten voraus und die geschlossenen Colonnen brachen sich Bahn durch die Schaaren der Feinde und erreichten glücklich den verschanzten Kirchplatz am Meeresufer.

Während der Nacht langte das gesammte Corps an, und mit Tagesanbruch entspann sich die Schlacht bei Tarki, von welcher ein Augenzeuge, — ein deutscher Landsmann, folgende Beschreibung liefert:

„Fast in alle Häuser Tarki's waren Schießscharten eingeschlagen und alle Straßen mit Gräben durchschnitten. Und diese Stadt, die mit tapfren, uns an Zahl überlegenen Feinden, überfüllt war, beschloß der General mit Sturm zu nehmen; denn davon hing die Rettung der Festung ab. Mit Tagesanbruch ließen wir zwei Compagnieen zur Bedeckung des Gepäcks zurück, bezeichneten uns mit dem Kreuze und gingen vorwärts wie zum Feste. Dem unerschrockensten Beobachter wäre das Herz erstarrt bei dem Anblicke, wie drei schwache Haufen Russen von drei Seiten gegen die weitläuftige Stadt, begrüßt von einer mörderischen Kanonade, anrückten. Die erste Kette von Schützen schlug rasch den Feind aus den Hinterhalten im Centrum der Stadt, jagte ihn dann aus einer Schanze in die andere, drang mit furchtbarem Hurrah an die Häuser und begann eines nach dem andern zu stürmen.

Eine Compagnie, bestimmt, auf der rechten Seite die Festung zu blokiren, bahnte sich mit dem Bajonett einen Weg nach dem Gipfel des Berges und warf den Feind gegen die Pflanzstadt Kiachulai-Torkali. Ihr entgegen stürzten die vor Durst halb verschmachteten Menschen aus der Festung, umarmten mit Freudenthränen ihre Retter und rannten dann nach der Quelle. Der Andrang dieser Compagnie war so rasch, daß die Kumyken ihre Kessel mit Gemüse und Schaafsfleisch am Feuer ließen. Der Befehlshaber ließ die Quelle besetzen, bis hinreichend Wasser für die Festung genommen war, und zog dann aufs Neue dem Feinde entgegen. Mehr als zehnmal stürzten die versteckten Kumyken und Tschetschenzen von Neuem in den Kampf, und nichts ist fürchterlicher als der Anprall von Leuten, die zu sterben entschlossen sind; aber hier traf die Sense auf Stein: Unerschrockenheit brach sich an Todesverachtung, Gepanzerte starben unter den Bajonetten ohne zu weichen, die russischen Soldaten warfen sich in Haufen von 7 bis 10 Mann in die Verschanzungen, die mit 20 bis 30 Feinden besetzt waren und stießen sie nieder.

Nirgends war der Kampf mörderischer als im Centrum. Die Kanonen, die dort die Mauern der Häuser erschütterten, eröffneten damit dem Feinde Schießscharten, aus denen in demselben Augenblicke die Gewehre abgefeuert wurden, die mit wohlgezielten Schüssen Todte auf Todte häuften. Der Befehlshaber des kurinischen Regiments, Oberstlieutenant von Diesterloo II., wurde von dem General nach der linken Flanke abgesendet, um den Grabhügel, der die beiden Hälften der Stadt beherrscht, mit einer Batterie zu besetzen; er führte dieß glücklich aus und gelangte bis ins Centrum, wo seine Schützen ein Haus nach dem andern mit Sturm einnahmen. Fortgerissen von seinem Muthe, führte er sie zum Kampfe mit dem Bajonett, verjagte die Feinde aus einer Verschanzung, rief, die wiedergenommene Fahne in der Hand, jauchzend aus: „vorwärts, Jungen, Hurrah!" und stürzte auf ein Haus zu; aber eine unglückliche Kugel in die Brust streckte den Unerschrockenen todt zu Boden. Wüthend hierüber, stürmten die Soldaten das Haus, aus dem der Schuß gefallen war, und

brachten dem geliebten Anführer ein blutiges Todtenopfer. Von diesem Augenblicke an konnte man sie nicht mehr bereden Gefangene zu machen.

Endlich loderte die an mehreren Stellen angezündete Stadt in Flammen auf, und der schwarze Rauch des Brandes hing, vermischt mit dem weißen Pulverdampfe, über Tarki, gleich einer furchtbaren Wetterwolke, durch welche, gleich Blitzen, die Schüsse aus der Festung leuchteten. Das Schauspiel war schön und schrecklich zugleich. Nur die kühne oder glückliche Anordnung des Generals, nur die beispiellose Tapferkeit der Kuriniten konnte über so viele Hindernisse und zahlreiche Feinde den Sieg davon tragen. Alle, vom Stabsoffiziere an bis auf den letzten muselmännischen Schützen, kämpften bis zur äußersten Anstrengung; selbst Verwundete schlugen sich noch wie Löwen; mehrere Offiziere verließen den Kampf nicht, obgleich sie drei Wunden empfangen hatten, und ein Feldwebel stürzte sich in einen Haufen Gepanzerter, stieß zwei davon nieder, erhielt drei Schüsse und vier Säbelwunden, und kehrte zurück, ohne sein Gewehr zu verlieren.

Die Sonne sank, aber der Kampf tobte fort. Die Hauptmacht des Feindes hatte die Flucht genommen; aber noch wehten drei Banner um ein festes Haus, in dem sich Kasi-Mullah selbst, mit etwa hundert seiner auserlesensten Krieger befand, die er durch Fanatismus zur Tapferkeit entzündete. Um das Leben seiner ermatteten Soldaten zu schonen und das Gefahrvolle eines nächtlichen Kampfes erkennend, befahl der General zum Rückzuge zu blasen. Schön war es, wie seine Soldaten mit vom ununterbrochenen Feuer geschwärzten Gewehren, mit blutigen Bajonnetten und versengten Schnurrbärten aus dem Gefechte zurückkehrten. Die Muselmänner zogen sich zurück, prahlend mit erbeuteten Waffen; in der Hand der Russen blieben 20 kleine Standarten und drei Ehrenfahnen. Sie umgaben die Stadt mit einer Postenkette und ruhten nach zwölfstündigem Kampfe aus am Meeresufer bei dem Wiederscheine des nach und nach verlöschenden Brandes. Aechzen und Gemurmel tönte von der Stadt her. Am folgenden Morgen zeigte sich ihnen das schreckliche Bild der Verwüstung, als sie, geführt vom General, durch die Ruinen von Tarki in die Festung zogen. Das war ein Grab; die Häuser dampften, in vielen lagen halbverbrannte Leichname von Gortschen. Die Straßen waren unwegsam wegen der Menge der Erschlagenen; in den Hofräumen und den Verschanzungen lagen sie haufenweise (man zählte 1800.) Ueberall erblickte man die Spuren der Verwüstung durch das grobe Geschütz, überall die Spuren des Mordes durch Blei und Eisen. Schwere Strafe des Verraths! Aber das Herz der Krieger ruhte aus von diesen Schrecken, als sie die geretteten Brüder umarmten. Es war rührend, mit welcher Dankbarkeit sie ihren Retter, den würdigen General, bewillkommneten, mit welcher Freude sie die umfingen, die sie wieder zu sehen schon nicht mehr gehofft hatten. Alle Blicke, alle Herzen erhoben sich gen Himmel und alle Augen durchzuckte eine Thräne der Rührung, als das furchtbare Hurrah! die Felsen des Kaukasus erschütterte.

Ende der ersten Abtheilung.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Wer einige Zeit in Neuyork gelebt hat, wird an der Richtigkeit der Angabe des Piemonteses nicht zweifeln, ja sogar die Personen erkennen. Ich wenigstens habe sie Alle gesehen, und kann noch mehrere Portraits hinzufügen. So wurde ein neapolitanischer Gensdarmeriekapitän, ein treuer

Anhänger Murats, in die neue Welt verschlagen. Hier versuchte er, durch Unterricht im Fechten sein Leben zu fristen; allein welcher freie Amerikaner wird sich den Anfangs so mühsamen Stellungen unterziehen? Die jungen Stutzer kamen ein- zweimal zu ihm, und blieben wieder weg. Mit dem Rest seiner Baarschaft ging er nach Philadelphia und versuchte es mit einem Kau- und Rauchtabackshandel, wobei er vollends sein Letztes einbüßte. Nach unsäglichem Elende floß ihm endlich eine Unterstützung von dem Exkönige Grafen Survilliers zu. Damit kam unser Gensdarme wieder nach Neupork und errichtete eine Erziehungsanstalt für junge Ladies, wobei er sich wohlbefindet. — Der Zahnarzt B. ist ein junger Engländer, der in London die Handlung erlernte und, mit den besten Empfehlungen versehen, nach Amerika kam. Er fand einen Platz als Buchhalter in einem großen Hause, welches ein Jahr darauf fallirte. B. ist ein äußerst rechtlicher, gebildeter Mann; bei dem Prozesse, der nach dem Bankerott entstand, benahm er sich so edel und rechtschaffen, daß er in einem Lande, wo derlei Fälle nur als Spekulationen betrachtet werden, wegen seiner verschrobenen Ansichten nie wieder auf eine Anstellung rechnen konnte. Er eröffnete also eine Schule, das wollte aber nicht gehen; da gerieth er endlich auf den Einfall, Zahnarzt zu werden, und dieß gelang über alle Erwartung. Es ist ihm zu gönnen, auch er hat lange gelitten. Ein sehr angesehener Mann den man in den ersten Zirkeln trifft, ist Herr Colli, der alle Weine der Welt in seinem Keller erzeugt; vor vierzig Jahren kam er als Schneidergeselle hieher. Den Reichthum, den er in den letzten Jahren zusammen gebracht, hat er nach dreißigjährigen bittern Leiden dem plötzlichen Erwachen seines Genius zu danken. Seine Geschichte ist merkwürdig; doch ich vergesse meinen Buchhändler.

Nach einigen Tagen hatte sich der innere Kampf in M's. Busen gelegt. Das immer näher rückende Elend, in welches er sich mit seiner Familie gestürzt hatte, der stille Schmerz seiner Lieben, die Verzweiflung, das tägliche Beispiel hatten seinen Entschluß gereift. In dieser Stimmung war ihm der vom Piemonteser zugesandte Gehülfe, der sich ihm jetzt als Master Blondel vorstellte, willkommen und Alles bald verabredet. Es wurde mit dem Buchhandel ein Verkauf von Essenzen und Parfümerie verbunden, und sämmtliche Waaren bei einer der vielen Feuerassekuranzen versichert. Nun wurden Alkohol, Oel und Harz in Menge hinter den Büchern aufgestellt. Als der Zunder gut bereitet war, schlich Blondel an einem schönen Somntag in's Magazin, ließ den Funken fallen und lief spornstreichs in M's Wohnung. „Verkauft!" rief er lachend, ergriff die Börse, die ihm M. reichte, und stürzte mit den Worten: „in Havre rechnen wir!" hinaus, und auf das erste beste Dampfboot, dessen Glocke zur Abfahrt läutete. So gelangte er nach Philadelphia, von wo aus er sich auf einer französischen Brigg nach Frankreich einschiffte.

(Der Beschluß folgt.)

Die artesischen Brunnen.

(Fortsetzung.)

Einige Beispiele, die wir hier mittheilen, so wie die Erklärung der beiliegenden Tafel, werden dieses noch deutlicher machen.

Im Jahr 1775 ließ man, da der große Brunnen der Militairschule zu Paris nicht mehr hinreichendes Wasser lieferte, einen Erdbohrverständigen aus Artois kommen. Dieser bohrte nur 60 Fuß unter der Sohle des Brunnens, unter einem Lager von Glimmer und eisenkieshaltigem schwärzlichem Sand, eine so reichliche Quelle an, daß die Arbeiter kaum schnell genug wieder in die

Höhe steigen konnten. Seitdem hat sich das Wasser immer 24 — 30 Fuß unter dem Boden erhalten. Die Bohrarbeiten wurden von Herrn Leture, Professor der Architectur an der Militairschule, geleitet.

Im Jahr 1780 wurde im Garten von Vauxhall, in der Straße Bondy, ein 120 Fuß tiefer artesischer Brunnen gebohrt; als das letzte Sandsteinlager durchbrochen war, sprang das Wasser hoch über die Oberfläche des Bodens hervor; später senkte es sich allmählich, und es hat sich seitdem beständig bei einer gleichen Höhe mit der Bodenoberfläche erhalten.

Im Jahr 1803 ließen der Graf Dubois und der Marquis d'Argens, denen ein Haus in der Straße Rohan zusammen gehörte, von Dufour, einem Erdbohrverständigen, in die Sohle eines Ziehbrunnens bohren, der verdorbenes Wasser lieferte. Man bohrte nach einmonatlicher Arbeit eine Quelle an, die vortreffliches Wasser lieferte, das sich in den eingesetzten Röhren etwa drei Fuß über den Wasserspiegel des alten Brunnens erhob. Der Erdbohrer war durch abwechselnde Thon- und Sandschichten gegangen, und die Ausgabe betrug nicht ganz 600 Fr.

Im Jahre 1812 ließ der Obsthändler Bellart, in der Straße des Forsées-Saint-Germain l'Auxerrois wohnhaft, weil sein Brunnen durch die Nachbarschaft eines Abtritts verdorben wurde, ein Bohrloch in dem Brunnen niedertreiben, welches bei 54 Fuß Tiefe (30 Fuß unter dem Wasserspiegel des ältern Brunnens) eine sehr gute und reichliche Quelle öffnete, deren Wasser sich 16½ Fuß über den Spiegel des alten Brunnens erhebt.

Ein anderer artesischer Brunnen ist derjenige, welchen im Jahre 1822 die Barmherzigkeitsschwestern der Insel des heiligen Ludwig, in ihrem, durch benachbarte Abtritte verdorbenen, Ziehbrunnen bohren ließen. Das Bohrloch geht nur 24 Fuß unter den Wasserspiegel der Seine, und förderte aus dieser Tiefe eine Quelle, welche sich bis 18 Fuß unter die Oberfläche des Bodens erhebt.

In demselben Jahre ließ Hr. Peligot einen Erdbohrverständigen aus Arras kommen, um zu Enghien-les Bains einen artesischen Brunnen anzulegen. Bei 48 Fuß Tiefe wurde eine Quelle angebohrt, die sehr gutes Wasser, 12 Fuß unter der Oberfläche des Bodens, ausschüttete. Dieses Resultat ward für die dortige Gegend sehr wichtig, da sich daselbst in den gewöhnlichen Brunnen nur schwefel- und gypshaltiges Wasser findet.

Gegenwärtig beschäftigt sich Hr. Mullot in und um Paris mit dem Bohren der artesischen Brunnen. Er hat z. B. zu Epinay, bei Paris, in dem Parke der Marquise von Grollier, gebohrt. Es wurde dazu einer von dem höchsten Puncten des Parks, 49½ Fuß über dem mittlern Wasserspiegel der Seine, und zwar etwa 600 Fuß von dem rechten Ufer dieses Flusses, ausersehen. Zuerst ließ Mullot gegen 40 Fuß tief graben, um nicht immer das ganze Gestänge des Erdbohrers auseinander nehmen zu müssen. Dann fing die eigentliche Bohrarbeit an, bei welcher die ganze Gegend sehr interessirt war, weil die dortigen Brunnen sämmtlich schlechtes Wasser liefern. Bei 162 Fuß Tiefe traf man auf eine Quelle, welche etwas über 21 Fuß in dem gegrabenen Schacht, also bis etwa 14 Fuß von der Oberfläche des Bodens, stieg und ein weiches klares Wasser lieferte. Man bohrte noch 6 Fuß tiefer, ohne daß sich das Niveau desselben erhöhte.

So wichtig dieses erste Resultat auch für die Gegend war, so fiel es doch nicht ganz befriedigend aus, indem man einen wirklichen Springbrunnen zu erhalten wünschte. In der Hoffnung, daß dieß möglich sey, beschloß man,

um doch nicht den bereits erlangten Vortheil aufgeben zu müssen, 1) diesen ersten Brunnen beizubehalten, welcher schon so hoch quillt, daß dessen Wasser nach allen Puncten des Parks geleitet werden kann; 2) von Hrn. Mullot einen zweiten Bohrversuch machen zu lassen, um, wo möglich, einen Brunnen zu erhalten, welcher das Wasser über der Bodenfläche ausgösse. Das zweite Bohrloch wurde nur 3 Fuß weit von dem ersten durch dieselben Schichten niedergetrieben. Bei 163½ Fuß Tiefe, traf man auf dieselbe Quelle zwischen Thon und Kreide. Das Wasser senkte sich sogleich in dem Schacht über dem Bohrloche um 1½ — 2 Fuß, stieg aber bald wieder zu derselben Höhe wie vorher, und behielt diese bei. Man bohrte nun immer tiefer durch verschiedene Kreideschichten, und traf endlich, bei 204 Fuß Tiefe, in grünem Glimmersand eine reichliche klare Quelle, welche einen guten Fuß über die Oberfläche des Bodens stieg. Auf diese Art brachte ein Unterschied von 42 Fuß, in Ansehung der Tiefe der Quellen, einen solchen von fast 15 Fuß in Ansehung des Wasserstandes hervor, und obgleich die Bohrlöcher beider Brunnen nur etwas über drei Fuß auseinanderliegen, schütten sie doch ihr Wasser fortwährend, und ohne einander zu beeinträchtigen, in ungleichen Höhen aus.

Die beiden Quellen liefern dieselbe Quantität Wasser, und zwar jede etwa 19 bis 20,000 theinische Maas des Tages.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Zeit.

Der Correspondent einer deutschen Zeitschrift beginnt seinen jüngsten Bericht mit folgender treffenden Bemerkung, bei welcher wir uns einige kleine Abänderungen erlaubt haben:

„Ein Redakteur läßt sich füglich mit einem Gastwirthe vergleichen. Zur bestimmten Stunde finden sich die Gäste ein zur table d'hôte, und da müssen auch schon die Schüsseln pünktlich auf dem Tische stehen, um die Menge mit den vielen Geschmäcken zu befriedigen. Ist die Eßlust dann gestillt, zahnstochert die werthe Tischgesellschaft, recensirt den Speisezettel, fällt über den Gastgeber und seine Köche (Mitarbeiter) her und zaust sie wie Dr. Menzel den — im Leben unseligen — seligen Dr. Müllner, der einst, auch nicht faul mit seinen Vierundzwanzigpfündern unbarmherzig unter die Schauspieler und Autoren schoß, und Alles zu Falle bringen wollte, damit der Weissenfelser der Weisen Felsen allein behaupten könnte; — sein Ruhm ist dahin! — Jetzt aber haben die politischen Köche mit ihren pikanten Dinees den Magen der Leser verdorben, fast mit jeder Woche waren sie so glücklich, der erstaunten Welt eine neue Revolution auftischen zu können; man las, daß Einem die Haut schauderte, und strich sich dabei den Bauch wie der Polyphem Homer's oder der Oger Ariost's nach einem Menschenfraße. — Die Umwälzungs-Männer geberdeten sich aber auch immer, als wollten sie, mit Schiller zu reden: „die Erde gegen den Mond sprengen", oder mit Falstaff: „als wollten sie den König mit einer hölzernen Pritsche aus dem Königreiche jagen, und seine Unterthanen wie eine Heerde wilder Gänse, vor ihm hertreiben!" — bis Donna Bellona, mit Kanonen-Locken geschmückt, daher kam und die Welt-Verbösserer hinter die nassen Ohren schlug. — Wenn nun auch die Politik sich jetzt wieder auf kleinere Händel zurückziehen muß, immer hat sie noch Manches, bei dem der Neubegierige ausruft: das nenn' ich mir Neuigkeiten! — und nun sollen wir armen, literarischen Berichtmänner, die wir dasitzen wie Herkules, nachdem er die Keule mit dem Spinnrocken vertauscht hatte,

vor dieses, von interessanten Weltbegebenheiten fattgefütterte Publikum hintreten und sagen: „Ich will Euch erzählen ein Mährchen gar schnurrig!" — aber das „ehrenwerthe" Publikum ist so kurz rig als der Kaiser in Bürgers launigem Mährlein, und brummt wie ein vierfüßiger Bewohner des Polarlandes: „O wie uninteressant! nichts als Gedichte, Novellen, Theater und Gewäsche über neue Bücher, die Niemand liest als Verfasser, Setzer und Censor!" Vergebens referire ich die artigsten Dinge: daß van Aken seine Menagerie mit neuen, merkwürdigen Thieren vermehrt habe, und wenn der geflügelte Markus-Löwe, der Lindwurm des heil. Georgs, der Esel Bileams, die feuersprühenden Ochsen des Herkules, der Hengst, der den Darius zum König machte, der Fisch, der den Ring des Polycrates verschlang, und die Wölfin des Romulus darunter wären, es interessirte nicht! — Was nützt es, wenn ich ferner berichte, mit welchem glücklichen Erfolge Häckerling zum Feuerlöschen verwendet wird; ja, wenn er jüngst bei dem Hambacher-Feste statt der Dragonade Hülfe geleistet hätte! — Eben so wenig fällt die Entdeckung eines armen Hauslehrers auf, der in einem Buche, genannt: „Logopie", die Kunst lehrt, das Lesen spielend zu lernen; — wär' es die Kunst: in unserer Zeit die Regierungskunst spielend zu lernen! — Vergebens erzähle ich endlich von Struwe's neuem Wasserfeuerwerk — „Mon Dieu!" ruft eine Dame, die sich wie ein alter Professor in die Griechen hinein gelebt hat, „über das türkische Wasser-Feuerwerk bei Navarin geht nichts, das hätte ich so recht bequem vom Parket mit ansehen mögen!" — Doch noch Eins! — sollte etwa eine Relation über den neuen Hütteldorfer Schnellwagen Gnade finden, der den Fahrenden die Zeit mit beliebten Opernstückchen, vollstimmig wie ein Orchester, verkürzt? — Nein, ich predige tauben Ohren; so hab' ich denn „vergebens der Worte Köcher geleert?" — Goutirst Du, mein Publikum, gleich dem Agioteur, nichts mehr als „die allgemeine Zeitung" und ihre wahrhaften (?) Berichte? — nichts als den Eisentritt des Schicksals, wenn er recht weit von Dir den Unglücklichen in Patra, oder den gemarterten Bewohnern von Arta auf den blutigen Nacken tritt? — damit Du, wenn Du Deinen Kaffee schlürfst, das Alles recht bequem lesen und Deiner durch Eugen Sue verderbten Phantasie Nahrung verschaffen kannst?! — So komme denn, ich führe Dich an einen solchen Ort, wo man Deinem Geschmack durch ähnliche Dinge zu fröhnen sucht, in den Tempel, aus dem man die Einfachheit verbannt und worin man die Bilder der Kunst durch Flitterstaat, Rosse-Getroppel und Schauerbilder zu ersetzen vermeint, mit einem Worte, es sind jene Breiter welche die Welt bedeuten.

* Hamburger Leibrenten-Verein.

Seit lange hört man davon auch nicht das Mindeste. Steht es etwa so schlecht damit, daß man sich nicht getrauet, etwas davon laut werden zu lassen? oder soll die Sache gar einschläfern, und die Interessenten um den ganzen Einschuß gebracht seyn. Hoffentlich ist doch noch etwas Capital vorräthig; warum wird dieses nicht vertheilt? oder glaubt man genug zu thun, wenn vielleicht die gewonnenen Leibrenten ausgezahlt werden. Dann hätte die fernere Auslösung fortdauern müssen, damit auch die übrigen Interessenten zu solcher Einnahme gelangten. Mögten sich doch mehrere Interessenten dahin vereinigen, um mit Nachdruck die endliche Erledigung dieser verrufenen Angelegenheit zu bewirken.

Ein Interessent.

Comptoir-Kalender

für das Jahr 1834 mit dem jetzigen, richtigen, fast gänzlich veränderten und vermehrten Postenlauf sämmtlicher hiesigen resp. Postämter; so wie auch der **Tafel-Kalender** für das Jahr 1834 haben die Presse verlassen und sind Catharinenstraße Nro. 36 zu haben.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 69.

Bremen, Donnerstag den 29. August 1833.

Gestorben:

Den 17. August. Des verst. Zimmergesellen Joh. Friedrich Höltje Wittwe, geborne Cordes, 78 Jahr; Sögestraße Nro. 44.

Den 18. — Des verst. Klanderers Henr. Imhorst Wittwe, geb. Kalkmann, 79 Jahr; an der Viehweide.

Den 18. — Des Tischlermeisters Joh. Hinrich Otto Ehefr., geborne Kunning, 33 Jahr; Balgebrückstraße Nro. 9.

Den 18. — Metta Dorothea Schele, 7 Jahr; außerm Steinthor Nro. 17.

Den 18. — Des Schuhmachers Johann Tjark Meinhard Gerdes Sohn, 1 Jahr; U. L. Frauenkirchhof Nro. 18.

Den 18. — Des Tischlers zu Ritterhude Hinr. Wolff Tochter, (todtgeb.); Langenstraße.

Den 18. — Des verst. Schlossers Joh. Herm. Lürßen Wittwe, geb. Ruschmann, 76 J.; Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 4.

Den 19. — Des Knochenhauers Martin Anton Friedrich Falkenburg Sohn, 3 Tage; am Sielpfad Nro. 6.

Den 19. — Der Landmann Friedrich Klatte, 34 Jahr; Uthbremerstraße Nro. 14.

Den 19. — Des Arb. Carl Glander Tochter, 9 Jahr; Häfen Nro. 7.

Den 19. — Des Schweinschlachters Nicolaus Mann Sohn, 13 Jahr; Molkenstr. N. 50.

Den 19. — Des Maurergesellen Christ. Herm. Mattfeld Sohn, 8 Tage; Dreckort N. 12.

Den 19. August. Der Arb. Johann Christoph Kruse, 59 Jahr; Paulsberg Nro. 8.

Den 20. — Des Arb. Joh. Bernh. Brenner Tochter, 4 Monat; Dreckort Nro. 5.

Den 20. — Des Kaufmanns Johann Heinrich Daniel Prüße Ehefr., geb. Riemenschneider, 57 Jahr; Brautstraße Nro. 29.

Den 20. — Joh. Heinr. Pflentzer, 6 Wochen; im Sack Nro. 1.

Den 21. — Des Schuhmachers Joh. Hinrich Augustin Tochter, 3 Jahr; am Buntenthorssteinweg Nro. 66.

Den 21. — Des Kaufmanns Georg Friedrich Heinemann Wittwe, geb. Brummer, 77 J.; Stavendamm Nro. 5.

Den 21. — Des Kahnschiffers Joh. Hinrich Ratjen Ehefr., geb. Heuermann, 63 Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 38.

Den 21. — Des Arb. Hermann Fortmeier Ehefr., geb. Appelhoff, 34 Jahr; Marterburg Nro. 32.

Den 21. — Des Johann Wilhelm Meyer Ehefrau, geborne Dannemacher, 78 Jahr; im Armenhause.

Den 22. — Der Kramer Peter Jacob Ignatius de Voß, 62 Jahr; Geeren Nro. 41.

Den 23. — Der Arb. Hinr. Rustedt, 32 J.; am Wall Nro. 19.

Den 24. — Des Schuhmachers Heinr. Carl Schwerdtfeger S., 11 W.; Klosterort N. 8.

Gebuurten:

Den 14. Aug. Des Kohlhökers Diedr. Reimers Ehefr., geb. Wierenberg, Haferkamp N. 1; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Knochenhauers Martin Anton Friedrich Falkenburg Ehefr., geb. v. Bremen, Sielpfad Nro. 6; von einem Knaben.

Den 17. — Des Schneidermeisters Hermann Conrad Daniel Beuß Ehefr., geb. Griese, Laufstraße Nro. 3; von einem Knaben.

Den 17. August. Des Apothekers Hinrich Toel Ehefr., geb. Wolde, Langenstr. Nro. 145; von einem Mädchen.

Den 18. — Des Tischlers zu Ritterhude Hinr. Wolff Ehefr., geb. Tollmann, Langenstr.; von einem Mädchen.

Den 18. — Des Fortepianomachers Christian Heinr. Müller, Ehefr., geb. Stahl, am alten Weg Nro. 7; von einem Knaben.

Den 19. August. Des Bleichers Friedrich Carl Schlobohm Ehefr., g. Sparcken, Weerderstr. Nro. 30; von einem Knaben.

Den 20. — Des Arb. Johann Hinr. Keithan Ehefr., geb. Wulfhop, Nagelspforte N. 1; von einem Knaben.

Den 20. — Des Landmanns Theodor Garbade Ehefr., geb. Klatte, Hastedt Nro. 7; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Kaufmanns Siegmund Paul Ferdinand Sattler Ehefr., geborne Beste, Gartenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

Den 21. — Des Matrosen Diedrich Gottfried Heim Ehefr., geb. Glade, am neuen Steinweg Nro. 1; von einem Knaben.

Den 22. August. Des Mascopsträgers Johann Diedrich Griese Ehefr., geborne Seghorn, hinterm Abbenthorswall Nro. 7; v. e. K.

Den 22. — Des Cigarrenmachers Daniel Reinke Ehefr., geb. Blancke, Buntenthorssteinweg Nro. 240; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Cassirers und Schreibers an der St. Petri Kirche Heinrich Rud. Kück Ehefr., g. Hellmers, Sandstr. N. 9; v. e. Mädchen.

Den 23. — Des Handschuhmachers Heinrich Kück Ehefr., geb. Hanebuth, Hutfilterstr. Nro. 31; von einem Knaben.

Den 23. — Des Kupferschmidts Ernst Heinr. Kahrweg Ehefr., geb. Focke, Faulenstraße Nro. 55; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Kaufmann Johann Christian Donandt und Anna Christina Behrens, beyde von hier.

Der Blechenschlägermeister Joh. Hinrich Meyer zu Vegesack und Louise Christiane Caroline Johanne Justine Stevecking aus Minden.

Der Blechenschlägeramtsmeister Nicolaus Bitter hieselbst und Rosine Catharine Philippine Senger aus Eßlingen, Königr. Würtemberg.

Der Tabacksfabrikant Johann Nicolaus Mathias Bummerstedt (auch Bummersteh) und des verstorb. Maurergesellen Johann Bernhard Bummerstedt Wittwe, Johanne geborne Alers.

Der Lohndiener Conrad Klokke und Friederica Behrens hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 70.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 1. September 1833.

O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
Könnt' ich, wie er, in Wonneschlummer liegen,
Den, noch so jung, der große Segen traf,
Mich rastend in die kühle Grube schmiegen!

Ahasver, der ewige Jude.

Von Nikolaus Lenau. *)

(Morgenblatt.)

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Heide;
Hier lebt die Erde still, und arm, und trübe,
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
Wie eine Wittwe, eine einsam arme,
Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
Die thränenvollen, spät daran erquicke,
Wird sie zu tief erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen alles öd' und einsam,
Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu sehn,
Bis an die Grenze, wo die Wolken gehn,
Wo Heid' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam. —
Strohhütten stehn zerstreut umher im Haine,
Hier hat ein still zufriednes Loos gefunden
Von Hirten eine friedliche Gemeine;
Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
Die Linde säuselt, blüthenreich und hoch,
Die Sonne geht im Westen still verloren,
Und auf den Blüthen, die sie jüngst geboren,
Verweilen ihre warmen Blicke noch;
Auch strahlen sie zum letztenmal auf einen,
Um dessen Leiche still die Hirten weinen;
Sie stellen seine Bahre an die Linde
Als sollt' ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
Der schon als Jüngling hat hinsterben müssen;
Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde,
Mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
Und aller Blicke haften, schmerzumflossen,
Auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
Sein Bild sich recht in's treue Herz zu schauen.
Der Vater hält des Todten Flöt' und Stab,

*) Mit diesem Gedichte begrüßt der edle Sänger, der seine Phantasie mit den Bildern einer neuen Welt genähret hat, und noch vor wenig Monaten am Niagarafalle gestanden ist, seine europäische Heimath zum erstenmale wieder. D. Red.

Benetzend sie mit mancher heißen Zähre,
Dem Jüngling sollen folgen in sein Grab
Die schlichten Zeichen seiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,
Die dieser Flöte einst so froh entquollen,
Und die auf ewig nun ihm schweigen sollen;
Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —
Wer aber kommt die Heide hergezogen,
Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tief gefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt in's Leben schroff und ernst herein,
Wie altes, längst verwittertes Gestein,
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie düstrem Fels entstürzt der Silberquell.
Aus finstrer Höhle glüht des Auges Stern,
Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern;
Das Auge scheint mit seiner Gluth zu sagen:
Müßt' ich nicht leuchten dem unsteten Fuß,
Ich hätte längst mit eklem Ueberdruß
Vor dieser Welt die Thüre zugeschlagen.
Der Wandrer ist der Jude Ahasver,
Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
Er tritt zur Leiche feierlich und leise,
Und spricht im bang erschrocknen Hirtenkreise:
„So! — betet still, daß ihr ihn nicht erweckt:
Hemmt eurer Thränen undankbare Flut;
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut,
Wenn er auch Thoren eures Gleichen schreckt.
O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
Könnt' ich, wie er, in Wonneschlummer liegen,
Den, noch so jung, der große Segen traf,
Mich rastend in die kühle Grube schmiegen!
Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
Wie tief behaglich ist die Todesmuße!
Die Brust so still, so flach, und ohne Sehnen,
Das Auge fest verschlossen, ohne Thränen,
Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
Verschwunden von der Stirn die bange Frage.

(Der Beschluß folgt.)

Die Rache.

Skizze aus dem letzten Kriege im Kaukasus.

Von A. Daeves.

Zweite Abtheilung.

Wochen waren vergangen, die in der Schlacht bei Tarki Gefallenen moderten längst unter geräumigen Grabhügeln. Der Sommer hatte seinen phantastisch geschmückten Bruder verdrängt und wanderte — ein starker, kräftiger Mann, die Felsen des Kaukasus hinan, über Schneefelder und glänzende Eispyramiden. Unaufhörlich war das Echo der Gebirge durch den Donner der Carthaunen, durch das Geschrei der Kämpfenden und das Röcheln der Sterbenden bewegt gewesen. Oftmals Sieger, häufiger Besiegte, beharrten die Bergbewohner im hartnäckigen Kampfe gegen die Herrschaft des russischen Czars. — Nur zu willig gaben sie den selbstsüchtigen Aufreizungen des Lügen-Propheten Gehör, der nichts beabsichtigte, als in Daghestan das Schariat, oder das geistliche Gericht in allen weltlichen Angelegenheiten wiederherzustellen und sich als oberster Richter aufzuwerfen. Es war dem schlauen Manne ein Leichtes, sich zahlreiche Anhänger zu verschaffen, denn die Unwissenheit und der Aberglaube seiner Landsleute leisteten ihn einen wichtigen Vorschub. Das freie Tabasserane, das Gebiet Ibrahim Begs von Kartschah ergriff die Parthei der Empörer. Der Oberst Miklaschawski, welcher mit seinem Corps diese Länder im Zaum gehalten hatte, und von den Bergbewohnern nur der schwarze Oberst genannt wurde, war nach Schirwan gezogen, weil die Türken ein Heer an der Gränze sammelten. So blieb den Russen, wenn sie ihren Feind geschlagen und in die unzugänglichen Gebirgsschluchten zurückgeworfen hatten, nichts übrig, als sich auf ihre festen Stellungen zurückzuziehen und abzuwarten, wo der Unermüdliche aufs Neue hervorbrechen werde.

Einer dieser kühnen Züge war auf Derbent gerichtet, und die frühere Befürchtung der Einwohner dieser Stadt, hatte sich zu ihrem Schrecken verwirklicht. Die Stadt war rings umgeben von den Schaaren der Lesghischen Stämme. Aber ihre Bewohner waren dem neuen Landesherrn treuer als jene von Tarki, und nahmen eifrig Theil an der Vertheidigung des Ortes. Schon mehrere Tage hatte die Belagerung gewährt, alle Stürme waren abgeschlagen und die Belagerten hofften stündlich auf Entsatz.

An derselben Stelle, wo vor Wochen die Freunde ihre Lebensgeschichte austauschten, auf der verfallenen Bastion am Meeresufer, saß der Rittmeister Gustav von Hornthal, ihm zur Seite sein Wachtmeister Dimitri, der Schädelschmied. — Nicht so still und einsam, wie an jenem Abende, war jetzt dieses Plätzchen. — Hinter neu aufgeworfenen Brustwehren hatten sich zahlreiche Gruppen von russischen Kriegern und Bewohnern Derbents, vom Kampfe am Morgen ermüdet, gelagert und auf dem Fundamente eines verfallenen Thurmes standen neben ihren Geschützen die bärtigen Kanoniere mit brennenden Lunten, unter fröhlichem Geplauder; unter ihnen Feodor Antuschka, ihr Lieutenant.

Aber auch nicht der kräftige, lebensfrohe Jüngling, wie an jenem Abend, saß Gustav da an der Seite seines alten Waffenfreundes. Kaum bemerkte man auf seinem Gesichte die erste Röthe der wiederkehrenden Gesundheit, und das Auge ruhete ermattet und glanzlos auf dem Spiegel des Meeres.

Auf der Verfolgung der Empörer war er am Berge Garbakarane mit seinem Pferde in eine tiefe, von den Bergbewohnern durch dünne Stämme und Rasen verdeckte Schlucht gestürzt und mit mehreren Verwundeten betäubt nach Derbent gebracht. Ein hitziges Fieber gesellte sich zu den erhaltenen Quetschungen und nur mühsam gelang es seiner kräftigen Natur der Krankheit Meister zu werden. Sein Freund Feodor und sein alter Wachtmeister hatten ihn — wenn es der Dienst erlaubte — treu gepflegt. Seit drei Tagen war seine Besinnung zurückgekehrt und auf Zureden Dimitri's entschloß er sich zu einem Gange ins Freie.

Wie damals vor Tarki, breitete sich um Derbent das Lager des Propheten aus. Die rauchenden Ruinen der Casernen auf dem Kephara und der Landhäuser im Thal, abgehauene Bäume und zerstörte Rebengärten bezeichneten die Sinnesart des Feindes.

Still und ohne Theilnahme saß Gustav. Die trüben Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit traten langsam aus dem schwindenden Nebel der Krankheit vor seine Erinnerung, nnd es kostete ihm Anstrengung sie nicht für Wahngebilde der gehabten Fieberträume zu halten. — Nur ein heller Punkt strahlte klar und rein durch das Gewoge dieser Dunstmassen, das Bild des geliebten Mädchen, Maja. — Aber die, den damaligen ähnlichen, Umgebungen und Gefahren, riefen auch andere Bilder wach, die nicht so freundlich — die selbst erstarrend auf das Gemüth des Jünglings wirkten.

Der alte Schädelschmied las in den bleichen Zügen seines jungen Freundes was seine Seele beschäftigte; er wollte versuchen ihn zu erheitern:

„Da ruhen wir nun auf unsern Lorbeeren," hub er an, „und wollen uns der Gegenwart freuen, da wir nicht wissen, wie groß noch unser Antheil an der Zukunft ist. Die Lorbeeren in diesem Lande tragen Dornen, wie bei uns die Hagebutten, und die Kugeln fallen hier so dicht wie die Mandeln. Sehen Sie dort, Herr Rittmeister, ist es nicht gerad als wollten jene Berghasen uns necken, reiten vor unsern Augen Dutzendweise die

Pferde — das einzige, weshalb ich sie beneide, in die Schwemme, als ob wir gar nicht da wären. Wenn unser Freund Antuschka nur wollte wie ich, so würde er ihnen ein Stück Seife geben, das ihre Wäsche blutig machte. Holla" — wandte er sich zu der Batterie, „Herr Lieutenant — lassen Sie doch einmal einen Falken auf die Reiher los."

Lächelnd fragte Feodor: „Feuerwerker, reicht die Kugel bis dort?" — „Wird schwer halten!" erwiederte der Graubart.

„Wollen's doch einmal versuchen!" rief der Jüngling, indem er sich auf die Laffette setzte und den Laffettenriegel richtete. „Feuer!" — commandirte er, und die Kugel plätscherte über die Sandbank wie eine Ente und schlug mitten in den dichten Haufen der Badenden, die auseinander fuhren und das Ufer zu gewinnen suchten, und noch einmal: „Fertig! Feuer!" — und die Kugel wühlte den Staub von den Feldern auf und traf einen stattlichen tscherkessischen Reiter dermaßen in der Mitte seines Pferdes, daß er sich mit seinem Bucephalus wie eine Windmühle in der Luft drehete.

Ohne Theilnahme blieb Gustav bei dieser blutigen Neckerei und dem Triumphgeschrei der diesseitigen Zuschauer. Dimitri schüttelte den Kopf, und rückte seinem so ganz veränderten Lieblinge näher:

„Herr Rittmeister," begann er, „es kommt mir vor, als ob einer von den Kobolden, mit denen das abergläubische Volk hier seine Gebirgsschluchten bevölkert, sich in Ihr Herz geschlichen habe; denn seit jenem Augenblicke, wo vor Burnaja die gelbe Hexe Ihnen die schwarzgelockte Beute, das schöne Engelskind entführte, sind Sie ein ganz anderer Mensch geworden. Stürzen sich da mit der unüberlegtesten Tollkühnheit dem fliehenden Feinde nach in seine heimtückischen Wolfsfallen, liegen drei Wochen auf schmerzvollem Krankenlager, halten lange unsinnige Reden, wo Sie mit einer Blume sprechen die auf unzugänglichen Klippen blüht, breiten die Arme aus und begrüßen Bruder und Schwester, wollen die Schwester zu ihrer Geliebten und die Geliebte zu Ihrer Schwester machen, und mehr solch tollen Zeuges, wovon ich Zeuge war. Jetzt, wo Ihre herrliche Natur ihr Recht behauptet, wo die Knochen wieder gelenkig geworden und das Blut mit frischer Lebenslust durch Herz und Adern strömt, jetzt sitzen Sie und brüten und blicken sehnsüchtig auf das falsche Element, statt daß Sie aus ihm Vergessenheit schöpfen sollten; denn wankelmüthig wie es ist das Weib, und wäre es auch ein Engelsbild wie das Mädchen, um welches Sie Sich so unnützer Weise grämen. Es ist nun heraus, was mir schon Tage lang auf dem Herzen gelegen; glauben Sie nur einem alten Practikus in Lebensernst und Lebensspiel, die Beste jenes Geschlechts ist es nicht werth, daß ein ehrliches Soldatenherz sich um sie grämt, denn ihr Gott ist der Augenblick, und wie jenes falsche Element sich willig den Liebkosungen der zweiunddreißig Winde hingiebt, so überläßt jenes Geschlecht sich den Schmeicheleien jedes — mit oft mehr als zweiunddreißig Albernheiten angefüllten Windbeutels!"

„Du sprichst von Maja?" — unterbrach ihn Gustav eintönig, „von dem schönen Mädchen von Tarki? — Aber du würdest nicht so gesprochen haben, wenn du gewußt hättest, daß es meine Schwester ist."

Weit auf riß der alte Krieger die Augen, starr hafteten seine Blicke auf dem jungen Führer — als wolle er sich überzeugen, daß ein Rückfall sich der Besinnung desselben bemeistert habe; aber der Jüngling sah ihn so klar, so still-freundlich an, daß er endlich irre an sich selbst wurde.

Der Alte hatte den Finger an die Nase gelegt; in Gedanken verloren saß er einige Augenblicke da: „Wie ist mir denn," hub er wie im nachhelfenden Selbstgespräche an, „wurde mir nicht gesagt, daß General Wasiljeff Ihr zweiter Vater sey? — ja, richtig, so ist's. Ich habe Sr. Exellenz schon gekannt als sie noch Major waren. Ein lieber, lustiger Herr! — Alle Wetter! ja, Sie können Recht haben; ein Weibsbild raubte ihm seine Kinder, eine Tochter und einen Sohn; seine Frau, — Ihre Frau Mutter also, starb vor Gram. Seine Nachforschungen waren bis jetzt vergeblich — aus dem lebensfrohen Manne wurde ein finsterer Murrkopf. Aber wo in aller Welt haben Sie diese Entdeckung gemacht, in der kurzen Zeit Ihres Hierseyns? und welche Beweise haben Sie für die Richtigkeit?"

„Alter Freund," erwiederte ihm Gustav lebhafter, „was weißt du von jenem Raube: ich bitte, ich beschwöre dich, verhehle mir nichts, denn es soll, es muß Licht werden, damit ich weiß, woran ich bin."

„Ich weiß Ihnen nicht viel mehr davon zu sagen, als bereits geschehen; aber Demidoff, den wir verwundet in Burnaja zurückließen, kennt die ganze Geschichte. Er war lange Jahre Reitknecht bei der Exellenz, und von ihm weiß ich das Wenige, dessen ich mich jetzt mit Mühe nur erinnere."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Es versteht sich, daß M. nicht ohne Prozeß davon kam. Was die Schikane vermag, wurde erschöpft, ja er mußte noch einmal ins Gefängniß wandern; aber der Piemonteser wachte über ihn. Er schickte ihm den Advokaten Holley, der rühmlichst dafür bekannt ist, nie einen verwickelten Prozeß verloren, nie einen klaren angenommen zu haben. Dieser wohl begründete Ruf stellt ihn wie billig sehr hoch in der Achtung seiner Landsleute. Hätte der Prozeß einen Amerikaner betroffen, so würde sich Master Holley nimmermehr herabgelassen haben, eine so einfache Sache zu verfechten. Unser Doktor verweigerte auch aus Ehrgefühl so lange seine Dienste, bis es stadtkundig war, daß M. in der größten Verlegenheit sey. Nun triumphirte die gute oder vielmehr die schwierige Sache; M. ward frei, bekam sein Geld und weilte nicht länger am gastlichen Gestade, sondern segelte mit dem ersten Paketboot nach Havre, wo er seine Rechnung mit Blondel in Richtigkeit brachte. Beide hinterließen den Ruf, daß sie gute Geschäfte und ihre Geschäfte gut gemacht. Der leidenschaftslose Amerikaner haßt Niemanden, er liebt nur das Geld, freut sich im Stillen, wenn er welches gewinnt, kratzt sich im Kopf und studiert die Arithmetik, wenn er verliert, grollt nicht dem, der gewann, sondern forscht, warum er dießmal verlor; er ist nie darüber empört, daß und wie er betrogen wurde, er fühlt sich nur überlistet, und wird nie seines Gegners Feind, oft sein Bewunderer.

Bei so gutmüthigen Leuten konnten M. und Blondel darauf rechnen, daß ihre That, wo nicht verziehen, doch moralisch sehr entschuldigt werden würde. Die Feuerassekuranzbanken geben selbst das Beispiel. Man hat mich allgemein, und selbst in der Bank, wo ich meine Mobilien versicherte, unumwunden gewarnt, ja nicht einen Tag über die Versicherungszeit verstreichen zu lassen, ohne den Vertrag zu erneuern. Zur Bekräftigung wies man mir mehr als hundert Beispiele in den Zeitungen, wo die Unterlassung dieser Vorsicht, sonderbar genug, in der ersten Nacht durch Feuer gebüßt wurde. Die Löschmänner heißen hier Feuermänner, und diese Benennung scheint ganz passend; denn sie

stehen im Rufe, eben so geschickt Feuer anzulegen, als, wenn sie wollen, es kühn zu löschen. Ihr Eifer und ihre Verwegenheit sind grenzenlos; es ist aber auch die wahre Elite der Nation, lauter junge Fashionables, Ladendiener und Schreiber, die dann nach einer dreijährigen thatenreichen Dienstzeit des Milizdienstes überhoben sind. Auch sind sie fast durchgehends Actionärs von Assekuranzbanken. In guten gemauerten Häusern assekurirt man um ein Procent jährlich; man kann sich aber nur dann für wirklich versichert halten, wenn man in mehreren Banken die Prämie zahlt, weil nimmermehr ohne Prozeß Entschädigung zu erlangen ist, und über diese Zeit leicht eine oder die andere Bank springen kann, wenn Ereignisse eintreten, die diese Operation zweckdienlich erscheinen lassen. Solche Banken bilden sich sehr leicht. Fünf, sechs Personen schießen einige tausend Dollars zusammen, machen Liegenschaften namhaft, deren Existenz gar nicht zu ermitteln ist, weil keine Grundbücher geführt werden, schlagen viel Lärm in den Zeitungen, geben nach und nach Actien aus und nehmen Geld ein, zahlen nur mit Banknoten von eigener Fabrik, und führen das Geschäft gemächlich fort, bis es mit einem Bankerott geschlossen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die artesischen Brunnen.

(Beschluß.)

Mehrere Fabrikanten, insbesondere Besitzer von Bleichanstalten, haben sich durch gebohrte Quellen das zu ihrem Geschäfte taugliche weiche Wasser verschafft. Wir nennen darunter Hrn. Carruyer, zu Saint-Denis, und Hrn. Durup de Baleine zu Gentilly. Auch für andere Fabrikationszweige könnten dadurch unschätzbare Vortheile gewonnen werden. So liegen z. B. manche Papiermühlen an Bächen mit sehr hartem, und folglich zur Papierfabrikation sehr wenig tauglichem Wasser, da sich die Erbauer durch die oft ganz vorzügliche Klarheit solchen Wassers zu Anlegung dieser Mühlen daselbst bestimmen ließen, was ihre Nachfolger jetzt sehr in der Vervollkommnung ihres Geschäfts hindert. Gelänge es dort, artesische Brunnen zu bohren, was in den meisten Fällen angehen würde, so könnte das zum Waschen und Anmachen des Zeugs nöthige weiche Wasser, aus jenen Brunnen gezogen und dadurch das Verlegen der Mühle an einen günstigern Ort vermieden werden. Es sind uns zwar auch Fälle bekannt, wo dieses erwünschte Resultat durch gegrabene Brunnen erreicht worden ist; allein da das Bohren mit verhältnißmäßig geringern Kosten bewerkstelligt werden kann, so wird man durch dasselbe den beabsichtigten Zweck wohlfeiler und mit mehr Sicherheit erreichen.

Erklärung der Tafel.

Das Wasser eines artesischen Brunnens mag nun aus einer breiten unterirdischen Wasserschicht, oder einem unterirdischen Bache oder Strome herrühren, so läßt sich doch dessen Hervorsteigen über die Erdoberfläche immer nach dem Gesetze der gleichen Höhe mit einander communicirender Flüssigkeitssäulen erklären.

Da die natürlichen hervorsprudelnden Quellen immer mit einem höher liegenden Wasserbehälter in Verbindung stehen, so sieht man, daß: erstens, der artesische Brunnen nichts weiter ist, als eine künstlich geöffnete Quelle, indem er sich von einer solchen nur durch die Regelmäßigkeit und senkrechte Richtung seiner Wände unterscheidet, daher das Wasser um so leichter hervorsprudeln kann; zweitens, daß man sich von dem Bohren nach solchen Brunnen um so eher einen günstigen Erfolg versprechen darf, wenn sich unter einer Gegend wasserdichte Schichten befinden, zwischen denen Kies oder Sand lagert, in die das aus höhern Gegenden herabkommende Wasser leicht eindringen kann;

drittens, daß man in Gegenden, deren Unterlage aus vollkommen wasserdichten Gebirgsarten oder Felsen besteht — in denen sich die unterirdischen Wasser nur in Gestalt, von schmalen Bächen oder Strömen durch die zufälligen Zerklüftungen ziehen — mit weniger sicherer Aussicht auf Erfolg an jedem beliebigen Orte einbohren könne.

Unsere Tafel zeigt den geologischen Durchschnitt eines Landes, woselbst das Urgebirge auf der einen Seite von theils compactem (derbem), theils krystallisirtem Uebergangsgebirge bedeckt ist, in dem sich die Klüfte in mehreren Schichten nach verschiedenen Richtungen hinziehen; auf der andern Seite lagern aus dem Wasser niedergeschlagene Gebirgsarten, Geschiebe und angeschwemmtes Land, welches neue Gebirge in horizontalen Schichten das Urgebirge bedeckt und sich an dasselbe anlehnt.

Die obern Theile dieses Landes enthalten bei verschiedenen Höhen, Becken, Seen oder Flüsse, mit A B C bezeichnet, die sich entweder auf der Grenzlinie des angeschwemmten oder Uebergangsgebirges befinden.

Wenn nun das Wasser dieser Becken, Seen oder Flüsse unten nach dem Innern der Erde zu Spalten antrifft, so dringt es in dieselben ein und bildet im Sand oder Kies auf wasserdichten Thonlagern die Schichtwasser a — a, a^{1} — a^{1}, b — b, b^{1} — b^{1}, oder unregelmäßige Ströme, wie die Grenzlinie CC des Niederschlagsgebirges zeigt.

Die gebohrten Brunnen A^{I} A^{II} A^{III} welche auf das vom Becken A gespeiste Schichtwasser a — a hinabreichen, werden in den Brunnen A^{I} Wasser liefern, welches sich bis auf die Oberfläche der Erde erhebt, während es aus dem Brunnen A^{II} hervorsprudeln, und im Brunnen A^{III} unter der Oberfläche bleiben wird, indem es sich in jedem der drei Bohrlöcher mit dem Wasser im Becken A in's Gleichgewicht zu setzen sucht.

Was den Brunnen A^{III} anbetrifft, welcher zweimal so tief, als die vorigen ist, so wird dessen Wasser, wiewohl dadurch zwei verschiedene Schichtwasser a — a, a^{1} — a^{1} angebohrt worden sind, dennoch nicht höher steigen, als das der Brunnen A^{I} A^{II} A^{III}, weil beide Schichtwasser von einem und demselben Wasserbehälter A aus versorgt werden.

Desgleichen wird man in dem artesischen Brunnen B^{I}, welcher bis auf das Schichtwasser b — b niedergetrieben ist, einen Wasserstrahl erhalten, welcher bis zu einem, der Höhe des Behälters B angemessenen Niveau in die Höhe steigen wird, und der artesische Brunnen B^{II} wird, weil er mit demselben obern Behälter communicirt, trotz seiner größern Tiefe, sein Wasser nicht höher treiben.

Endlich wird durch die, durch den unregelgelmäßigen Abzug C C gespeisten Brunnen C^{I} C^{II} C^{III}, welche im Becken C entspringen, erläutert: 1) daß der Brunnen C^{II}, wenn er blos bis zur Tiefe des Brunnens C^{I} abgeteuft wäre, kein Wasser geben würde, weil der unterirdische Strom der unregelmäßigen Oberfläche der untern Erdschichten folgt, und man demnach, um auf Wasser zu treffen, bis C^{II} fortbohren müßte; 2) daß der Brunnen C^{III}, wenn er auch noch tiefer abgeteuft würde, trocken bleiben wird, weil sich rechter Hand vor demselben das Uebergangsgebirge erhebt und dadurch das Weiterfließen des unterirdischen Stromes C C verhindert. Wenn aus diesem Brunnen Wasser über der Oberfläche hervorsprudelte, so würde es nur aus den Schichtwassern b — b, b^{1} — b^{1} kommen, die er bereits durchsetzt, und folglich würde sich, trotz der großen Tiefe dieses Brunnens, das Wasser nie über das der beiden Brunnen B^{I} und B^{II} erheben.

* Fähren an der Alt- und Neustadt.

Es ist nicht zu läugnen, daß im Gemeinwesen Vieles, Schönheit und Bequemlichkeit Betreffende eingerichtet wird; aber an diese für Jung und Alt gleich große Passage wird nicht gedacht, um auch dabei für Bequemlichkeit und Sicherheit zu sorgen.

Der Ab- und Zugang zur Fähre in der Neustadt ist gleichsam noch steiler angelegt und das öftere Auftragen des Wesersandes läßt soviel Abfall auf dem Wege zurück, um noch leichter auszugleiten, welches bei den herannahenden dunklen Abenden nicht weniger den Eintritt ins Schiff beim jetzigen niedrigen Wasserstande gefährlich macht.

Wäre es also nicht wünschenswerth, daß es der Behörde gefallen möge, eine breite Treppe mit Geländer vom Schlagbaum bis zum Fährschiff — da wo sie wenig hindert, neben dem ehemaligen Steinmagazin — anzulegen? Gewiß ein großer Theil des Publicums würde diese so nöthige Anlage dankbar anerkennen. Wie auch wenn die Fährschiffer veranlaßt würden, die Schiffe vom Eintritt an bis zum Sitz hinter dem Schiffer mit einer egalen Dielen-Einlage zu belegen, und sobald das Schiff gelandet, das Strebeholz zu den Füßen, nur bei Abendzeit an die Seite — und bei der Abfahrt erst wieder einzulegen; denn der Eintretende hat im Schiffe so verschiedene Absätze zu übertreten, daß die Bejahrten und die Kindertragenden nur mit der größten Vorsicht ein- und aussteigen können.

Möge dieser Wunsch fürs allgemeine Beste beherzigt und bald ausgeführt werden.

K.

Buntes.

Die Einheit Deutschlands in politischer Hinsicht ist ein so unbesonnener Wunsch, daß man sich freuen muß, wenn Männer wie Pfister, von dem es wohl Mancher nicht erwartet hat, dagegen mit Ernst auftreten und zeigen, wie aus der Stamm-Verschiedenheit der Deutschen viel Gutes hervorgegangen sey. Wir glauben, dieser Charakter-Unterschied ist die Bedingung des wahren Lebens eines ganzen Volks durch das fortwährende Bewegen des Geistes; bei dem Gegentheil würde bald Dumpf- und Stumpfheit eintreten. Wir lassen daher nur die geistige Einheit Deutschlands und diese auch nur in höherm Sinn gelten und erklären uns mit Ueberzeugung gegen eine Philosophie, welche die Individualität als schlechten Abfall des Geistes betrachtet und gern die ganze Erde platt und breit schlagen möchte, um ihrer Idee davon zu genügen.

Es wird berichtet: „Birmingham ist eine Stadt dritten Ranges und dort wohnen 1) nur Drei, die eine Million Pfd. St. besitzen; 2) Zehn mit zwei Millionen, 3) Zwanzig mit drei Millionen, 4) Funfzig mit vier Millionen, 5) Hundert mit fünf Millionen. Der Tausend, das sind viele Millionen! — ob vielleicht das falsche Geld mitgezählt ist, was zuweilen in Birmingham fabricirt wird?

---

* Dreisylbige Charade.

In der ersten Mehrzahl sind der Schätze viel zu finden,
Wenn geordnet sie in Reih' und Gliedern stehn:
Aber ihre Höh'n und Tiefen alle zu ergründen,
Möchte selbst dem Denker wohl die Lust vergehn.
Wunderbare Kraft liegt auch in ihr verborgen,
Ihre Zahl ist Legion im Weltenreich!
Selten in der Nacht, doch schon am frühen Morgen,
Hört und sieht man sie mit Aug' und Ohr zugleich.
Alles was im großen Weltenraum sich reget,
Ist den letzten unausbleiblich unterthan;
Mancher der durch sie zu zahlen wird beweget,
Hat es durch die erste — wohl nicht gern gethan.
Leicht wird jeder Leser dann das Ganze fassen,
Holt er nur aus jenen Dreien den Bescheid;
Hat man ihre Gränzen unbedacht verlassen,
Wenig Schritte fehlen noch zum Zank und Streit.

J. W. W — l.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 71.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 5. September 1833.

Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen,
Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.

Ahasver, der ewige Jude.

(Beschluß.)

Wohl dem, er starb in seinen Jugendtagen,
Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
Die große Schuld des Schmerzens abgetragen,
Das Leben ihm umsonst Verrath gesponnen!
Er sah nur erst der Leiden Blüthensaum,
Der Tod ergriff den holden Frühlingstraum. —
Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften,
Dann eine Weile noch mit Augen offen,
Irrt er, ein Schläfer, in den Erdenlüften,
Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen;
Bis ihm an's Herz das rauhe Leben greift,
Den schönen Traum von trunkner Stirne streift,
Und ihn mit kalter Faust in's Wachen schüttelt,
Wie meine Hand hier Blüthen niederrüttelt.
Es pocht das Herz des Armen ohne Rast,
Bei Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
Auf daß es einmal endlich fertig werde,
Und seinen Sabbath sind' in kühler Erde.
Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt.
Er ist unaufgeschreckt vom Traum erblaßt.
Ich seh's an seinen ruhig schönen Zügen,
Die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen,
Und immer noch das Mährchen still erzählen,
Die Erde noch zum Paradiese lügen!"
Er rüttelt wieder Blüthen von den Zweigen,
Die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
Von Blüthentreiben und zerstören? — immer?
Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
Du gleichst mit deinem wüsten Zeitvertreib
Im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,
Die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergangnes wie Zukünftiges zu schildern,
Und blöd begafft, belauscht, neugier'gen Leuten,

Was sie gedacht und was geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und frisch
Gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
Den Glauben äffend mit prophet'schen Spuren;
Doch immer sind's die nämlichen Figuren.
Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
Die machtlos über mich dahin gefahren. — —
Laß dich umarmen, Tod, in dieser Leiche,
Mein Auge weiden in der Wangen Bleiche;
Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle."

— — — — — — — —

Derweil die Hirten jetzt den Sarg verschließen,
Starrt Ahasver auf's Crucifix der Decke,
Als ob er plötzlich tiefgemahnt erschrecke,
Und aus dem finstern Auge Thränen fließen:
„Hier ist sein Bildniß an den Sarg geheftet,
Der einst vor meiner Thür zusammenbrach,
Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
Der mich um kurze Rast so bang beschwor.
Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Thor!
Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen,
Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
Ich stand, ein Bettler, weinend vor der Thüre
Der Elemente, flehend um den Tod;
Doch ob ich auch den Hals mit Stricken schnüre,
Mein fester Leib erträgt des Odems Noth.
Das Feuer und das Meer, die todesreichen,
Versagten das ersehnte Todesglück,
Ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
Mit Ekel spie die Welle mich zurück.
War ich geklettert auf die Felsenmauer,
Wo nichts gedeiht, als süßer Todesschauer,
Und rief ich weinend, wüthend, abgrundwärts:
O Mutter Erde! Dein verlorner Sohn!
Reiß mich zerschmetternd an dein steinern Herz!
Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
Sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte,
Und lebend, rasend irrt' ich durch die Klüfte.
„Tod!" rief ich, „Tod!" mich in die Erde krallend,
„Tod!" höhnte Klipp' an Klippe wiederhallend.
Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest,
Ich habe sie umsonst an's Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
Den Wandrer tückisch in die Ferse sticht,
Mich nahm er nicht!" —
Nun wandte sich der Jude von den Hirten,
Und wieder floh der Wandrer ohne Ruh
Dem letzten Strahl der Abendsonne zu,
Ob seinem Haupt die Heidevögel schwirrten.
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
Zog weithingreifend sich ein Schattenstrich
Bis zu den Hirten, die bekreuzten sich,
Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Feodor hatte von ferne das lebhafte Geberdenspiel des Freundes bemerkt; er war näher getreten und setzte sich, mit dem Ausdrucke froher Theilnahme dem Rittmeister gegenüber. War es durch die Bewegung bei der Richtung des Geschützes gekommen oder geschah es der Kühlung wegen durch ihn selbst, seine Uniform war geöffnet und durch die Falten des Hemdes hatte sich ein mit Diamanten besetztes Kreuz von wunderbarer Arbeit geschlichen und strahlte freundlich im Scheine der untergehenden Sonne. Es konnte den Blicken des Rittmeisters nicht entgehen. Hohe Röthe färbte seine bleichen Wangen als er hastig darnach griff. Er hielt es lange, prüfend vor seine Augen, dann legte sich der Abglanz hoher Seligkeit auf seine Züge: „Feodor," sprach er weich, „du sollst nicht länger mehr eine namenlose Waise seyn; Vater, Schwester und Bruder sind die näher als du wähnst." — Er hatte bei diesen Worten seinen Rock geöffnet und zog ein dem ersteren ganz ähnliches Kreuz aus seinem Busen: „Feodor," fuhr er fort, „sieh dieses Gegenstück des deinigen, sieh hier die verborgene Feder, auch an dem deinigen ist sie befindlich; ein Druck, und die Schriftzüge deines und meiner Mutter werden dir entgegenleuchten."

Mechanisch hatte Feodor die Weisung befolgt, das Kreuz öffnete sich, und „Segen dem am Tage Donatus geborenen Sohne!" las der Jüngling mit bebender Stimme; Thränen rannen über seine Wangen, seine Brust flog, ungestüm warf er sich in die Arme des Freundes: „Wäre es möglich," rief er, „du mein Bruder?!"

Der Schädelschmied fuhr mit der umgewandten Hand über die Augen, die Mundwinkel zuckten ihm krampfhaft, ein heller Tropfen stahl sich durch seinen greisen Bart.

„Längst schon ahnete ich, was mir jetzt zur Gewißheit geworden ist," hub der Rittmeister an, als die erste freudige Aufwallung vorüber war; — „dieses heilige, theure Kleinod verbannt die letzten Zweifel. Ein Oheim unserer Mutter kehrte von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe zurück. Er hatte dort — aus den Bruchstücken eines alten Kelchs, der Jahrhunderte lang an der hehren Stelle den Gläubigen Trost und Versöhnung gespendet, unter seiner Aufsicht und nach seiner Angabe diese beiden Crucifixe anfertigen und dieselbe mit seinem Namenszuge versehen lassen. Sie waren für seine beiden Schwestern bestimmt; er fand jedoch nur unsere Mutter am Leben und schenkte ihr nun beide. Sie barg ihre Segensworte in das Innere des einen der geweihten Kleinode, und hing es mir, ihrem Erstgeborenen auf die Brust. — Gewiß ahnte sie nicht, als sie auch dich mit dem Talisman beschenkte, daß er die Getrennten einst wieder vereinigen würde."

„Gott ist groß!" — sprach ernst der Wachtmeister, „so sagen zwar unsere ungläubigen Kameraden; aber sie können meiner Ansicht nach nichts Würdigeres sagen bei Vorfällen, wo seine Hand so augenscheinlich waltet."

Der Abend begann kühl zu werden; Arm in Arm kehrten die drei Freunde in die Stadt zurück. Viel hatten sich die Brüder noch zu sagen, viel hatte Feodor zu fragen, viel der Schädelschmied zu beschwichtigen und zu ermuntern.

Gustav erzählte dem Bruder sein Zusammentreffen mit Maja; er beschrieb ihm das Entstehen seiner Liebe, die Hoffnung und die endliche Gewißheit der innigen Erwiederung, die Trennung und die Entdeckung, daß sie seine Schwester seyn müsse. Theilnehmend hörte ihm Feodor zu. Dann mußte er dem Bruder jeden kleinen Zug aus der frühen Jugendzeit, aus dem kindlichen Zusammenleben mit Maja erzählen und wieder lauschte Gustav und unter dem Kampfe der widersprechendsten Gefühle hob sich seine Brust.

Der General Wasiljeff — ihr Vater — war mit nach Schirwan gezogen; die Jünglinge mußten daher die Mittheilung des Vorgefallenen bis zu seiner Rückkehr verschieben. Von ihm nur konnten sie Aufschluß über den Raub seiner Kinder und über das Verhältniß, in welchem die Bergfrau zu ihnen stand, erhalten; sie hielten sich überzeugt, daß er Alles aufbieten würde, Maja aus den Händen der Geheimnißvollen zu befreien und daß es ihm ein Leichtes seyn würde, ihr den Wahn zu nehmen, der die Schwester an sie fessele.

„Katschty, katschty!" (er ist fort!) hallte es am Morgen des 27. August's von den Mauern Derbents. — Die Zelte waren abgebrochen, die Wachtfeuer bildeten nur noch rauchende Aschenhaufen und von den Bergen her donnerten die Signalschüsse des Kochanoff'schen Entsatzcorps. — Die eisernen Thorflügel Derbents flogen auf, hinaus stürmten die kuriischen Reiter den Freunden entgegen, die zum zweiten Male sie von einer gefahrvollen Belagerung befreieten; ihnen nach sprengte Feodor mit der Bergbatterie.

Höher röthete sich Gustavs Wange, schneller schlugen seine Pulse, als er die Gefährten so

schlachtenmuthig dahinziehen sah. Rasch fuhr seine Hand an den Griff seines Schwertes, er lüftete es aus seiner lästigen Haft, er fühlte die wiederkehrende Kraft seines Armes, den neuerwachenden Muth seiner Seele; ohne Gefahr glaubte er in einigen Tagen zu seiner Schwadron abgehen zu können.

General Pankratieff operirte mit seiner geringen Macht — da sein Hauptcorps bei Schamacha zur Beobachtung der Perser, von denen man einen Einfall befürchtete, unthätig verweilen mußte, meisterhaft. Bald getrennt, bald vereinigt zogen die russischen Brigaden warnend, drohend, strafend durch die lesghischen und daghestanischen Provinzen. Meister in der Ueberredungskunst, versuchte er, die einzelnen Stämme durch Proclamationen in dem blumenreichen Style des Orients zur Unterwerfung zu bringen, ehe er seine Zuflucht zu den metallenen Beweggründen nahm. Mehrere Oberhäupter kamen in sein Hauptquartier und bezeugten ihre Ergebenheit; ihre Unterthanen krochen aus den Höhlen hervor und bauten sich wieder an auf den Brandstätten ihrer ehemaligen Wohnplätze; die Kreise Baschly und Kubetsch und ganz Karakaitach schworen von Neuem den Eid der Treue. Gleiches that der starke Bund der Akuschen. — Ueberfluß an Lebensmitteln trat an die Stelle des Mangels in den russischen Lägern. Die freien Tabasseranen waren durch die Zerstörung ihrer für unersteiglich gehaltenen Hauptfeste Düwek gezüchtigt.

Aber höher in die Gebirge zog sich jetzt der Krieg. — Kasi-Mullah predigte unter dem Vorwande des Schariats, d. h. der Auslegung des Korans, Haß gegen die Russen und Unabhängigkeit von jeder weltlichen Gewalt. Seine fanatischen, schwulstigen Vorträge entzündeten den leicht beweglichen Sinn des Bergvolks und die empörten Gebiete von Schamchal hörten weder auf Drohungen noch auf Verheißungen der Gnade.

Wenn nun auch für den Augenblick die offnen Kämpfe eingestellt waren, so mußten doch die Russen im höchsten Grade auf ihrer Hut seyn; denn die nächste Bergschlucht konnte plötzlich Massen der kriegerischen Hochländer über ihre Bivouaks schleudern.

Eines dieser Läger, dessen Truppencorps zur Erstürmung des, von 10,000 muthigen, von Ummalat-Bey, dem tapfern Genossen Kasi-Mullahs befehligten Bergbewohnern, vertheidigten festen Orts Erpilei bestimmt war, wurde bei Temir-Chan-Schura aufgeschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Die Zeugenbrüderschaften. Der Yankey.

Blondel, den wir im vorigen Abschnitt haben kennen lernen, war von Natur nicht schlecht. Bevor wir ihm den Stab brechen, wollen wir ihn etwas näher kennen lernen; seine Geschichte wird uns nicht weniger Gelegenheit geben, die Amerikaner zu schildern, als die des Buchhändlers. Er arbeitete zu Nancy bei einem Buchdrucker und ernährte von seinem geringen Lohne seine alte Mutter. Manche Woche blieb das Geld, wegen Mangel an Arbeit, aus, und Blondel und seine Mutter hungerten. Da hörte er von dem starken Lohne, der in Amerika bezahlt werde, lernte eifrig Englisch und schiffte sich nach Boston ein. Hier fand er bald Beschäftigung für neun Dollars wöchentlich, die man ihm sogar auf einen halben Monat vorausbezahlte. Blondel schickte alles Geld sogleich seiner Mutter, und er konnte jetzt hoffen, sie ferner unterstützen, oder noch besser, sie bald nachkommen lassen zu können. Unverdrossen arbeitete

der junge Mann Tag und Nacht, konnte aber nie mit der ungeheuren Aufgabe fertig werden, die ihm sein Prinzipal aufbürdete. Als der erste Monat herum war, wurde abgerechnet, und es fand sich, daß der Prinzipal wegen versäumter Arbeit noch drei Dollars an Blondel zu fordern hatte. Um diese abzuverdienen, trat er wieder auf einen Monat ein. Je mehr er sich anstrengte, desto höher spannte der Buchdrucker seine Forderungen. Nach vier Wochen zahlte er Blondeln zehn Dollars, und berechnete ihm das Uebrige wieder als Ersatz für Versäumniß. Diese Summe reichte bei Weitem nicht, um nur das Kostgeld für zwei Monate zu bezahlen. Da ging der arme Junge vor Gericht und bat um Schutz gegen so unverdiente Bedrückung. Der Prozeß dauerte sechs Wochen; endlich verlor ihn der Fremdling, weil er keinen schriftlichen Kontrakt vorweisen konnte, weil nicht festgesetzt war, wie viel und wie lange er täglich arbeiten solle, da die Buchdrucker nicht wie Tagelöhner an Stunden gebunden sind, sondern, und zwar meistens, auch bei Nacht arbeiten müssen. Blondel sollte die Gerichtskosten und beide Advokaten bezahlen, und da er treuherzig unter vielen Thränen sein Unvermögen bekannte, so wurde er in Verwahrung genommen und seine Arbeit in öffentlichem Aufstreich gerichtlich ausgeboten. So kam er, gleichsam als Sklave, in ein Zeitungs-Comptoir. Nach anderthalb Jahren sah er sich eben wieder frei, da brachte ihm ein frisch angekommener Landsmann die Trauerpost, daß seine gute Mutter im Elend gestorben sey. Die achtzehn Dollars, die ihr Blondel in einem Wechsel geschickt, waren ihr auch nicht zu gut gekommen, weil Niemand denselben acceptiren wollte. So hat die Mutter doch meinen guten Willen gesehen, dachte Blondel und ging in die Bank, wo er das Geld hinterlegt hatte. Das Haus fand er verschlossen, das Aushängeschild war weg. Blondel schlägt den Hammer wüthend gegen die Thüre, die ein Neger öffnet. „Was gibt's?" — „Ich will zu Master Doodle!" ruft Blondel und stürzt in die alte Schreibstube. Ein langer, mit Speisen und Flaschen beladener Tisch stand an der Stelle des Comptoirs, oben an saß Master Doodle, umgeben von seiner Brut. Dieser Mann war einer der Hauptactionärs der Bank und das Haus sein Eigenthum. Als Blondel sein Anliegen vorgebracht hatte, sagte er: „Ich mache keine Geschäfte mehr, die Phönixbank hat seit drei Monaten gebrochen und sich mit den Kreditoren, was noch sehr schön ist, zu sechs Procent abgefunden; wendet Euch an das Gericht, Bursche, wegen Euer zwanzig Dollars, wenn es nicht zu spät ist, und laßt mich in Frieden essen. Schlägt der Kerl doch an die Thüre, als wenn man von seinen lumpigen Dollars das ganze Haus gebaut hätte." — „Nun, Herr Phönix-Doodle, wohl bekomm's; aber um Ihr Sterbestündlein beneide ich Sie nicht." — „Ganz recht, guter Mensch, beneidet Niemanden und trachtet lieber, daß Ihr etwas vor Euch bringt. Adieu!" Blondel hörte nicht mehr, träumend lief er durch die Gassen, bis ihn der Hunger weckte. Mit gerungenen Händen und nassen Augen blieb er stehen, da auf einmal fühlte er einen tüchtigen Schlag auf seiner Schulter. „He! Freund," redete ihn ein vierschrötiger Irländer an, „warum so traurig? Ich wette, Ihr habt noch nicht zu Mittag gegessen."

(Die Fortsetzung folgt.)

8. Bürgerconvent, Freitag den 30. August 1833.

Auf diesem, nur von 51 Bürgern besuchten Convente wurden unter andern 2 für unser Gemeinwohl wichtige Gegenstände vom Rathe der Bürgerschaft zur Berathung übergeben, die neue Hypotheken-Ordnung und die Krankencasse für fremde Dienstboten.

Bereits im Convente vom 3. December 1819 wurde eine Deputation zur Entwerfung einer Hypotheken-Ordnung und Formirung eines Lager- und Erbebuchs niedergesetzt; obgleich das damalige — und noch bestehende — Hypothekenwesen (in mancher Hinsicht ein Unwesen) so viele Unzuträglichkeiten und Unsicherheiten enthält und das Bedürfniß, diese wichtige Sache neu gestaltet zu sehen, lebhaft gefühlt ward, verfuhr doch die Deputation mit unbegreiflicher Langsamkeit und lieferte erst im Jahre 1831 nach wiederholten Anmahnen von Seiten der Bürgerschaft, das Resultat ihrer Arbeit. — In dem Zeitraume von 12 Jahren waren nun manche neue Erfahrungen gemacht worden, so daß, als auf dem Convente vom 16. Juni 1832 der Bericht vorgelegt ward, eine neue Deputation zur Revision und Contradiction niedergesetzt ward, welche auch rasch ans Werk gegangen ist und ihren mühvollen Auftrag mit großem Fleiße ausgeführt hat. Es ward beschlossen, daß der Bericht mit seinen verschiedenen Anlagen sofort gedruckt und zur Einsicht aller Bürger auf der Canzlei und auf dem Schüttinge Exemplare niedergelegt werden sollten, damit auf dem nächsten Convente die Discussion eröffnet und möglichst ein definitiver Beschluß gefaßt werden könne, um diese neue Hypotheken-Ordnung, welche nach dem Urtheile Sachverständiger mit großer Sorgfalt abgefaßt worden und allgemeine Zufriedenheit verdient, mit dem 1. Januar 1834 als neues Staatsgesetz in Kraft treten zu lassen.

In Betreff der Krankencasse für fremde Dienstboten, erinnerte der Senat die Bürgerschaft an den ihr am 21. Juni von der Deputation mitgetheilten Bericht und an die Dringlichkeit der Sache, da der zum Bestehen des Instituts festgesetzte Termin am 12. Octbr. d. J. ablaufe und nun zu bestimmen sey, ob dasselbe fortbestehen solle oder wieder aufzulösen sey. — Die Krankencasse fand manche Gegner; man hielt es für Unrecht, Andern Wohlthaten aufzubürden; man glaubte, daß es nothwendig sey, die Anstalt eingehen zu lassen, da es sich sich erwiesen habe, daß sie auf den bisherigen Fuß nicht bestehen könne, eine Erhöhung des Beitrags aber für die Interessenten zu drückend sey; der Staat dürfe nicht zutreten, das sey gegen die Ordnung, da sich dann manche andere milde Anstalten Hülfe suchend einstellen würden und weitere Einwendungen wurden gemacht, auch auf Mißbräuche, hinsichtlich der Benutzung, ward hingewiesen. Gegen diese Opponenten, welche sich schwerlich von der Nützlichkeit und dem großen Segen der Krankencasse gehörig überzeugt haben, welche vielleicht nie in den Fall gekommen sind, ihren Nutzen für kranke Dienstboten zu erproben, welcher sich besonders bei langwierigen und ansteckenden Krankheiten bewährt, erhoben sich aber manche Stimmen, welche kräftige Gründe für die Nothwendigkeit des Fortbestehens entgegenstellten. Es ward gezeigt, wie diese Anstalt dem Armeninstitute eine Erleichterung sey; wie in der Regel kranke Dienstboten im Krankenhause ungleich sorgsamer gepflegt und so auch gründlicher und schneller als bei ihren Herrschaften geheilt werden könnten, wodurch der Nutzen für Dienstboten und Herrschaften gleich groß sey; daß ein Aufbürden von Wohlthaten auch bei vielen andern Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft statt fände, deren Nutzen aber groß und zum allgemeinen Besten sey, wie z. B. bei so manchen Versicherungen gegen Feuersgefahr ꝛc.; daß eine Härte und Ungerechtigkeit darin liege, den Armen das Gute, was man sie habe schmecken lassen, wieder zu entziehen; daß die Bemerkungen wegen geschehenen vielfachen Mißbrauchs von Seiten der Dienstboten und ihrer Herrschaften auf großer Unkenntniß von der Einrichtung des Krankenhauses beruhten, indem eine Bescheinigung des Haus-

arztes zur Aufnahme erforderlich sey. — Es ward nun zur Abstimmung geschritten, 18 Stimmen waren gegen das Fortbestehen der Anstalt, 24 erkannten ihre Nützlichkeit und waren für die Fortdauer. Nun entstand die zweite Frage über die zum Fortbestehen erforderlichen Mittel; die Vorschläge der Deputation wurden gleich den, früher von der Inspection und Administration gemachten Vorschlägen, nicht für passend und zulässig erachtet; ein neuer Vorschlag, den Beitrag von 2 Groten auf 4 Groten pr. Lohnthaler zu erhöhen und den Hülfesuchenden noch 3 Rthlr. pr. Monat zahlen zu lassen, ward verworfen; ein zweiter, den Beitrag auf 3 Groten vom Lohn-Thaler zu erhöhen, das Trinkgeld mit in Anschlag zu bringen und 1 Rthlr. pr. Monat von dem Hülfesuchenden zu nehmen, hatte dasselbe Schicksal; ein dritter, alle Comptoiristen, auch die bei Handwerkern im Dienste sich befindlichen Personen zahlen zu lassen, fand, wie sich erwarten ließ, sehr wenig Anklang. Endlich nach vielen Debatten wurde der Antrag gemacht, die Sache noch einmal an die Deputation zurückzuweisen, damit diese sich über andere Mittel berathe und darüber im nächsten Bürgerconvente berichte; dieser Antrag wurde durch Stimmenmehrheit angenommen, worauf man zu weniger wichtigen Gegenständen überging.

Johannes Rösing.

---

* Lesefrüchte.

In einem höhern Style wie das letztgenannte Blatt (der Bergedorfer Bote) ist der Bremer Kirchenbote geschrieben. Er hat es mehr mit den Gebildeten zu thun, und daß er sich vorzugsweise dieses Publikum gewählt hat, an welches sich wenden anderwärts meist tauben Ohren predigen heißen würde, das findet seine Rechtfertigung vollkommen in den Verhältnissen Bremens, wo das Verhältniß zu den Lebendigen auch bei den mehr oder weniger Todten ein lebhaftes kirchliches Interesse erhalten oder neu hervorgerufen hat.

Das Vorhandenseyn eines solchen erhellt schon hinreichend aus der Neigung der Bremer Tagblätter, religiöse Gegenstände und kirchliche Ereignisse vor ihr Forum zu ziehen, und die Art, wie dieß gewöhnlich geschah und noch geschieht, reicht allein schon hin, die Erscheinung dieser Zeitschrift zu motiviren, die aber daneben auch eine allgemeinere Tendenz hat.

Evang. Kirchenzeitung 1833 Nro. 1.

Ehemals nannte man in der feinen Welt die Franzosen ein liebenswürdiges Volk; der gemeine Mann nannte sie alle durch die Bank mit einem Kraftworte: Windbeutel. Jetzt umgekehrt läßt der Deutsche dem Muth und der standhaften Freiheitsliebe der Franzosen Gerechtigkeit widerfahren; in den höhern Ständen aber macht man über die Herzlosigkeit und den Egoismus der Französischen Nation viel Geschrei.

Warum waren wohl die herzlosen Franzosen die Muster der vornehmen Europäischen Welt, so lange ihre Herzlosigkeit nur gegen die Volkssache gerichtet war; und warum ist diese Herzlosigkeit erst bemerkbar und anstößig geworden, seit sie sich besonders gegen die Interessen der Aristokratie äußert?

Jochmann in Zschokke's Prometheus III. Pag. 197.

Cabinetsjustiz besteht noch immer, nur hat man den Namen verändert; was man früher in England die Sternkammer nannte, heißt jetzt in Deutschland ein „Lichtverbreitender Mittelpunkt." Man sehe Bremer Zeitung Nro. 211.

In Wolfg. Menzel's Literatur-Blatt vom 8. März 1833 wird der so hoch gepriesene sechsbändige Roman des W. Alexis: „Cabanis" etwas scharf angesehen; unter Andern heißt es so:

„Dies zeigt, daß es dem Verfasser um tiefe, seelenvolle Charakteristiken nicht zu thun war. Nicht ohne Talent weiß er eine Menge von Situationen zusammenzuraffen, die in einem leidlichen Zusammenhange stehen, und meistentheils den Zweck der Unterhaltung erreichen. Eine ansehnliche Zahl unter diesen Scenen ist abgenutzt und ließ sich nur durch die überzogenen Lokalfarben wieder erträglich machen. Die Fabel selbst ist nüchtern und prosaisch. Selbst die phantastischen Ansätze, die der Verfasser zuweilen nimmt, die Hoffmannisirenden Genialitäten wollen sich mit dem sandigen, Brandenburgischen Sujet durchaus nicht amalgamiren. Der Wundervogel der Willibald Alexis'schen Phantasie ist dießmal auf so lahmen Schwingen, daß er jeden Augenblick wieder in die staubigen Fluthen des Sandmeers versinkt und einen kläglichen Anblick darbietet. Es ist sehr schwer, dem Kreuzberge und dem Lande der Tiltower Rüben eine poetische Seite abzugewinnen, und vollends unmöglich, wenn man mit seinen Erfindungen noch den Zweck erreichen will, dem Throne und Scepter ein wohlgefälliges Opfer zu bringen.

O, einziger Alexis!

Haben wir die Menschen versteinert, so verliehen wir hingegen ihren Titeln eine desto fügsamere Bedeutungsfähigkeit. Ein adlicher Geheimrath z. B. und ein bürgerlicher sind in wohlgeordneten Staaten himmelweit von einander verschiedene Wesen. Unsere Titel wie die Arabischen Ziffern drücken bedeutend viel mehr oder weniger aus, je nachdem sie vor einer Null stehen oder nicht.

Jochmann im Prometheus III.

In Staaten, wo kein Geburtsadel existirt, wie hier, steht die Sache anders; da geräth man bei dem bemerkten Streben nach einem Titel leicht auf den Argwohn, daß dadurch einer Null Geltung verschafft werden soll.

Der berühmte Sonnenfels ließ sich, als die Censur ihm wieder einmal ganze Seiten eines werthvollen Aufsatzes gestrichen hatte, bei der am gewöhnlichen Abend-Spieltische sitzenden Kaiserin (Maria Theresia) dringend melden.

Nach wenigen Minuten stürzte sie, rasch, wie sie noch im Alter war, hinaus, mit den fünf Fingern Haube und Haare aus dem Gesichte streichend und hastig die Karten drehend: Was ist's? sukkiren sie ihn schon wieder? Was wollen sie ihm denn? Hat er etwas gegen Uns geschrieben? Das ist ihm von Herzen verziehen; ein rechter Patriot muß wohl manchmal ungeduldig werden; ich weiß aber schon, wie er's meint. — Oder gegen die Religion? Er ist ja kein Narr! — Oder gegen die guten Sitten? Das glaube ich nicht; er ist kein Saumezen? — Aber wenn er Etwas gegen die Minister geschrieben hat; ja, mein lieber Sonnenfels, da kann ich ihm nicht helfen, ich habe ihn oft genug gewarnt," — und damit eilte die unvergleichliche Fürstin wieder an ihren Spieltisch zurück. —

---

* Correspondenz *).

Munt Airy farm St. Louis County.

(Missouri), den 14. Mai 1833.

Ihre beiden geschätzten Briefe habe ich empfangen und sage Ihnen herzlichen Dank für die freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie mir in weiter Ferne aufbewahrt haben, und die uns um so angenehmer sind, indem in diesem Lande kalter Speculanten kein Herz fürs andere schlägt. — Nur in Deutschland ist Dieses zu finden. — Sie begehren zu wissen wie es uns hier gefällt; obiger Anfang ist die Einleitung, die ich nicht fortsetzen mag. — Wir sind nun einmal hier und werden auch hier bleiben; aber keinem gebildeten und gefühlvollen Deutschen ist zu rathen, sein Vaterland mit den Vereinigten Staaten zu vertauschen, oder er wird bald Ursache haben, seinen Schritt zu bereuen. Vor Allem soll sich aber Keiner durch einen gewissen Duden verleiten lassen, der ein Werk über Missouri in Deutschland herausgegeben hat, und dieses Land mit solchen Vorzügen herausstrich, daß es ungeheuern Absatz bekam und er recht bequem im Vaterlande bleiben konnte. Hunderte hier verfluchen ihn sammt seinen gesammelten Lügen. — Was ich hier gesagt habe, bezieht sich mehr auf die Menschen als auf das Land; letzteres ist schön und fruchtbar und wo der Ansiedler hinlängliche Kräfte hat, ist wohl Wohlstand zu erlangen; Alles wächst üppig und will nur benutzt seyn. — Der Amerikaner benutzt nichts, weil bei ihm Alles, außer einer Hütte, Speck, Brod von türk. Weizen und einem Glase kalten Wassers, überflüssig ist. — Den Deutschen ist er abhold, wiewohl er es ihm nicht öffentlich zu erkennen giebt. — Täglich trifft man unglückliche Deutsche, welche ihres kleinen Vermögens durch schurkische Amerikaner verlustig wurden und die nun mit Mangel und Elend zu kämpfen haben. — Wer unter Amerikanern lebt, dem ist zu rathen, sich auf die Hinterbeine zu stellen oder er wird ein Opfer ihrer Habsucht. —

Die Ländereien, die ich hier angekauft habe, kosten circa 11 Dollars der Acre. Staatsländereien sind nur in der Ferne der Städte zu geringen Preisen zu bekommen; Alles übrige Land ist in Händen von Privaten.

Die Cholera herrscht in diesem Augenblicke zum zweiten Male in St. Louis und macht die frommen Menschen bange. — Beim Ausbruch zum ersten Male muß es schlimm in der Stadt ausgesehen haben und sind auch viele Opfer gefallen.

*) Der folgende Auszug wurde uns von achtungswerther Hand mitgetheilt. Die Red.

---

* Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 70:

Wortwechsel.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 71.

Bremen, Donnerstag den 6. September 1838.

Gestorben:

Den 25. August. Des verstorb. Maurermeisters Heinrich Schröder Wittwe, geb. Kramer, 84 Jahr; Schmidtstraße Nro. 3.

Den 25. — Des Arb. Hinr. Jacobsen Sohn, 1 Jahr; Düsternstraße Nro. 7.

Den 25. — Der Steinhauergesell Georg Seifert, 32 Jahr; Steinstraße Nro. 1.

Den 25. — Des Polizeidieners Heinr. Anton Wacker Sohn, 8 Wochen; kl. Allee N. 8.

Den 26. — Des Cigarrenmachers Joh. Hinr. Geerken Tochter, 8 Monat; Kupferschlägers-Gang Nro. 8.

Den 26. — Des verst. Friedr. Wilh. Rohde Wittwe, geb. Hofmeyer, 68 Jahr; Schnoor N. 1.

Den 27. — Der Oberländische Schiffer Otto Willers, 83 Jahr; Balgebrückstr. Nro. 33.

Den 27. — Des Maurergesellen Joh. Conrad Tietjen Wittwe, geb. Woltjen, 80 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 39.

Den 28. August. Des Schneidermeisters Friedr. Benjamin Bader Ehefrau, geb. Daanken, 52 Jahr; Heerenstraße Nro. 2.

Den 28. — Der Arb. Christ. Friedr. Munstermann, 37 Jahr; Corßen-Gang Nro. 4.

Den 29. — Des Joh. Christ. Friedr. Abt Ehefr., g. Becker, 56 J.; gr. Johannisstr. N. 185.

Den 29. — Des Wegaufsehers Hinrich Meyer Sohn, 20 W.; Buntenthorsteinweg N. 189.

Den 30. — Der Hornist im hiesigen Feldbataillon Johann Bernhard Schütte, 21 J.; große St. Johannisstraße Nro. 131.

Den 30. — Des Mascopsträgers Joh. Christ. Kuhlmann Ehefr., geb. Müller, 68 Jahr; Stavenstraße Nro. 9.

Den 30. — Die Näherin Maria Elisab. Lindemann, 30 Jahr; Nienabers-Gang N. 9.

Den 30. — Des Arb. Joh. Christoph Bredehorst Sohn, 3 J.; kl. Fischerstr. Nro. 6.

Geburten:

Den 22. August. Des Mobilienhändlers Joh. Jacob Valentin Kinder Ehefr., geb. Rohden, Osterthorssteinweg N. 70; v. e. Mädchen.

Den 23. — Des Arb. Johann Hinrich Bauer Ehefr., geb. Lengelbach, im Runken N. 26; von einem Knaben.

Den 23. — Des Schuhmachers Friedr. Anton Eppens Ehefr., geborne Langheim, Hastedt Nro. 63; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Arb. Joh. Friedrich Meier Ehefr., geb. Meyerdircks, Schwachhausen Nro. 11; von einem Knaben.

Den 24. — Des Leinewebermeisters Hinrich Depken Ehefr., geb. Wulfken, am steinern Kreuz Nro. 1; von einem Knaben.

Den 24. — Des Stellmachers Heinrich Wilh. Mentz Ehefr., geb. Kirchhoff, Osterthorsstraße Nro. 14; von einem Knaben.

Den 24. — Des Postsecretairs Henning Eduard Heinsius Ehefr., geb. Brant, Königstr. Nro. 3; von einem Knaben.

Den 25. August. Des Kaufmanns Albert Diedr. Finke Ehefr., geb. Faber, Obernstr. N. 44; von einem Knaben.

Den 25. — Des Schuhmachers Daniel Neuwirth Ehefr., geb. Riedebusch, Faulenstr. Nro. 31; von einem Knaben.

Den 26. — Des Schneidermeisters Joh. Hinr. Abeling Ehefr., geb. Kahrweg, kurze Wallfahrt Nro. 7; von einem Knaben.

Den 26. — Des Gastwirths Joh. Nicolaus Johannsen geb. Stoltze, Hohenthorsstraße Nro. 46; von einem Knaben.

Den 26. — Des Hökers Johann Hinr. Knickmann Ehefr., geb. Schwartjes, Ansgariithorsstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Zimmergesellen Lüder Lampe Ehefr., geb. Lübking, kl. Fischerstr. N. 6; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Tabacksfabrikanten Hinrich Mensing Ehefr., geb. Heinemann, Molkenstraße Nro. 37; von einem Knaben.

Den 26. August. Des Arb. Hermann Bolland Ehefr., geb. Bolte, Großenstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Küsters und Schullehrers Joh. Herm. Ricker Ehefr., geb. Gotthold, große Krankenstr. Nro. 12; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Schuhmachermeisters Daniel Hinrich Wegmann Ehefr., geb. Wellinghausen, gr. Johannisstr. N. 12; v. e. K.

Den 26. — Des Schneidermeisters Joh. Christoph Heiligstädt Ehefr., geborne Sander, Pelzerstraße Nro. 33; von einem Knaben.

Den 27. — Des Dr. Med. Stephan Eduard Hirschfeld Ehefr., geborne Böse, am Wall Nro. 77; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Färbers Hinrich Glade Ehefr., geb. Streckfuß, außerm Steinthor N. 62; von einem Knaben.

Den 27. — Des Grobbäckers Ferd. Conr. Christoph Hinr. Heitmann Ehefr., geb. Sparcken, Brautstr. Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 28. August. Des Lohndieners Friedr. Wilh. Heinrich Dohrmann Ehefr., geb. Knoop, am Wall Nro. 78 B; von einem Knaben.

Den 28. — Des Schneidermeisters Wilh. Claußen Ehefr., geb. Korck, Wegesende Nro. 15; von einem Mädchen.

Den 28. — Des Kaufmanns Joh. Gerhard Hagemeyer Ehefr., geb. Evers, Langenstr. Nro. 76; von einem Knaben.

Des 29. — Des Malers Joh. Heinr. Meyer Ehefr., geb. Krullhagen, Lahmanns-Hof Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 29. — Des Schneidermeisters Friedrich Gottfried Klages Ehefr., geb. Döring, Heerdenthorswallstr. N. 61 A; v. e. Knaben.

Den 29. — Des Maurergesellen Wilh. Lüninghausen Ehefr., Rembertistraße Nro. 23; von einem Knaben.

Den 30. — Des Kappenmachers Joh. Friedr. Wendt Ehefr., geb. Kammeyer, Neuenstr. Nro. 28; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Weinaufseher Joh. Backhaus hieselbst und Wilhelmine Adelheid Brauer aus Arbergen, Gerichts Achim.

Der Schuhmacher Johann Christian Notroth zu Leesterdeich, Kirchspiels Oberneuland und Metta Böschen zu Horn.

Der Lohgärbergesell Hinrich Meyer und Adelheid Hilcke am Buntenthorssteinweg.

Der Schuhmacher Johann Grabau und Metta Grabau zu Schwachhausen.

Der Arb. Friedrich Weltmann und Maria Kalenberg, beide von hier.

Der Höker Heinr. Christian Buerhop hieselbst und Catharina Margar. Schlöndorff aus Bruchhausen.

Der Faßbinder Friedrich Ficke und Catharina Porthas, beide von hier.

Der Schuhmacheramtsmeister Joh. Bernhard Lankenau und Anna Rebecca Lindemeyer, beide von hier.

Der Tischler Wenzel Joseph Dammann hieselbst und Margaretha Brüns aus Lunsen, Amts Thedinghausen.

Der Arb. Joh. Heinrich Tormeier hieselbst und Anna Margar. Dickhut zu Felde, Königl. Hannöv. Amts Syke.

Der Postbote Christian Ernst Siegel zu Vegesack und Anna Margaretha Biskanter hies.

Der Cigarrenmacher Berend Nicolaus Barenholz (Barenholt) und Johanna Friederika Moebius, beide von hier.

Der Schuhmacher Conrad Wohlers zu Hastedt und Maria Elisabeth Catharina Margar. Hüsing von hier.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 72.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 8. September 1833.

Oed' ist für mich die Welt, ihr, die entrissen,
Die ich geliebt; die Andern kenn' ich nicht —
O, könnte jenseits ich sie erst begrüßen!

* Die Erstürmung der Bastille.

Wild tobt das Volk und fluthet durch die Gassen;
Es kann des wutherfüllten Pöbels Menge
Die Hauptstadt, ob auch groß und weit, nicht fassen.
Und nach dem Platze zieht des Volks Gedränge,
Wo sich ein Schloß erhob mit hohen Thürmen
Aus fester Mauern fürchterlicher Enge.
Schon graue Jahre that's die Stadt beschirmen,
Schon viel Geschlechter hat es wohl gesehen
Und trotzte lang' dem Wetter und den Stürmen —
Dem Sturm des Volkes kann's nicht widerstehen.
Doch jene Mauern, wen sie erst umschließen,
Der ist langsamem, sicherm Tod ersehen;
Das Licht des Tags wird er nicht mehr begrüßen,
Todt für die Welt lebt er, beraubt des Lebens,
Begang'ne Frevel schrecklich nun zu büßen.
Die Freiheit ist das Ziel des ew'gen Strebens,
Doch lacht sie nie ihm, wie das Herz auch ringet,
Wie er nach ihr sich sehnet auch; vergebens.
Nie löst die Kette sich, die ihn umschlinget.
Kein Licht des Trostes fällt in seine Nacht,
Bis endlich ihm der Tod die Freiheit bringet. —
Dort eilt der Pöbel hin, in Wuth gebracht,
Das Joch zu brechen, dem er sich gebogen.
Die Glocke heulet Sturm, die Trommel kracht.
Allein die Brücke zeigt sich aufgezogen,
Versperrt das Thor, nicht willig, sich zu heben:
Der Wüth'gen Hoffen fühlt sich arg betrogen.
Es will der Kommandant sich nicht ergeben,
Und alle Krieger haben ihm geschworen,
Zu sterben lieber, als mit Schimpf zu leben.
Es wächst des Volkes Menge an den Thoren,
Mit Leitern wird die Mauer überstiegen,
Was drinnen ist, ist grausem Tod erkoren.
Das Thor erbricht man schon, die Stürmer siegen,
Erstarrt sind die Vertheidiger zu Leichen,
Die auf den blutgetränkten Boden liegen.
Es sinkt das Schloß von ihrer Aexte Streichen,

Es bricht der Thurm, die Flanken stürzen nieder
Und auf den Trümmern weht der Freiheit Zeichen.
Nun öffnen Kerker sich. Es schauen wieder
Das Leben die, so längst darauf verzichtet;
Man macht sie frei, umarmet sie als Brüder.
Und während Alles ringsum wird vernichtet,
Zeigt eine Thüre sich im Schoß der Erde,
Die niemals noch der Sonne Strahl gelichtet.
Man eilt herzu, daß sie geöffnet werde.
Allein das Volk, das rings den Platz erfüllt,
Weicht scheu zurück mit schaudernder Geberde.
Es zeigt sich im Gewölb' ein Jammerbild,
Ein schwacher Greis, von Moderduft umgeben,
Kaum mit zerfetzten Lumpen noch umhüllt:
Ein Wasserkrug und hartes Brod daneben.
Den Blick hinabgewendet, sitzt er starr
Und theilnahmlos; verschwunden scheint das Leben.
So saß er tief dort unten manches Jahr,
Bis endlich nun sein Schicksal sich gewendet,
Und sein Verbrechen ist ihm selbst nicht klar.
Vom ew'gen Dunkel ist das Aug' geblendet,
Ehrwürdig schmückt das bleiche Angesicht
Ein weißer Bart, der auf der Brust erst endet —
Allein der Arme, der seit Langem nicht
(Es ist ein halb Jahrhundert bald verflossen)
Die Luft geathmet und des Tages Licht
In üpp'ger Kraft und Fülle hat genossen,
Ohnmächtig sinkt er auf den feuchten Stein,
Als plötzlich ihn des Lichtes Schein umflossen.
Schon springen Tausend bei und pflegen sein.
Bald dringet neue Kraft in seine Glieder,
Und lächelnd schaut er ins Gewühl hinein.
Er sieht die Luft, der Sonne Strahlen wieder,
Da golden an dem Himmelsbogen prangen,
Nicht beugt ihn mehr des Kerkers Enge nieder.
Vom freien Aether wird er frei umfangen,
Wie einstens, lacht die Sonn' ihn freundlich an,
Ob graue, lange Jahre auch vergangen.
Entzückt sieht er sie, und nachdem er dann
Gedankt dem, der den Kerker ihm gelichtet,
Hebt er, so die Begleiter fragend, an:
Wo ist mein Vater? — Wird mir's nicht berichtet? —
Noch schweigt es rings; da drängt sich aus der Mitte
Ein Greis, als man auf Kunde fast verzichtet.
(Deß Haus einst unfern war des Greises Hütte)
„Gestorben," schallt die Antwort ihm, und nieder
Schlägt er das Aug'; nur noch die eine Bitte,
Sagt er, erfüllt mir, wo sind meine Brüder,
Wo sie, getraut mir durch der Eh' Verbindung!
„Todt sind sie, todt," so schallt die Antwort wieder.
Starr steht der Arme da bei der Verkündung;
Nicht netzen Thränen ihm den matten Blick,
Ihm mangelt selbst des großen Leids Empfindung.
Als er nun Worte fand für sein Geschick,
Spricht er, als Thränen ihm vom Auge fließen:
„In meinen Kerker führet mich zurück.
Oed' ist für mich die Welt, ihr, die entrissen,
Die ich geliebt; die Andern kenn' ich nicht —
O, könnte jenseits ich sie erst begrüßen!"

Er sprach's. Verkläret wird sein Angesicht.
Zurücke bleibt die Erd' und was ihn peinigt.
Der Körper liegt entseelt; das Auge bricht.
Mit seinen Lieben ist der Geist vereinigt. A —

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Unter langen Reihen in Pyramiden aufgestellter Gewehre lagen die von einem mühsamen Marsche durch Klippen und morastige Hohlwege ermüdeten Soldaten, während einige von ihnen eifrig beschäftigt waren, aus trocknem Grase und Reisig Feuer anzuzünden, um sich gegen die Kälte der Nacht zu schützen und die Reste harten Brodtes zu rösten, die die Vorsicht einiger Bedächtigen von der letzten Ration aufbewahrt hatte. Bald machte sich an jedem Bivouakfeuer der Spaßmacher der Abtheilung bemerkbar, und lautes Gelächter erschallte umher. Die Kosaken hatten ihre Piken in die Erde gestoßen und streckten sich, nachdem sie ihren zottigen Pferden ein Gemengsel von dürren Kräutern und magern Berggrase vorgeworfen hatten, neben sie zur Ruhe. Die bunten Schaaren der asiatischen Reiter wogten hin und her. Eine unabsehbare Menge Karren, die das Gepäck, die Munition, die Lebensmittel und Alles was zur Wirthschaft eines transkaukasischen

Corps gehört, führten, war in einem undurchdringlichen Knäuel aufgefahren, aus dessem Innern Scheltworte, verworrenes Geschrei und der Schall flacher Klingenhiebe hervordrangen.

An den beiden Enden des Lagers, wo die ringsum steil aufstrebenden Klippenwände durch wildgespaltene Schluchten die einzigen Zugänge boten, saßen die Kanoniere mit brennenden Lunten auf ihren Geschützen und die wehmüthigen Weisen der russischen Nationalgesänge zogen melodisch mit dem Hauche der Bergluft.

Sinnend stieg Feodor die dunkle Schlucht hinauf. Wer ihn von seinen Gefährten beobachtet hätte, würde behauptet haben, daß er in dieser starren Wildniß heimisch sey. Sichern Tritts wandelte er auf dem schmalen Rande eines Felsenvorsprungs hin, auf ein dunkles Tannengebüsch zu, welches auf jäher Felsplatte über dem schäumenden Bogen eines Sturzbaches hing. Mit kundiger Hand bog er die dichten Zweige hinweg, eine dunkle Spalte gähnte ihm entgegen, sorglos trat er hinein, und erschien nach geraumer Zeit auf dem höchsten Grat dieses Felsenzugs. Die Fernröhre der Befehlshaber waren bald auf die seltsame, gegen den erglühenden Abendhimmel stark hervortretende Erscheinung, gerichtet; aber Keiner erkannte in ihm den Artillerieoffizier des Czars.

In stille Wehmuth versunken stand da der Jüngling, vor ihn, um ihn lag der Schauplatz seines Jugendlebens. Wie im späteren Alter, wenn der Mensch zufällig ein Bilderbuch aus seiner Kindheit findet, bei Erblickung dieser bunten Figuren so manche fast verwischte Begebenheit, so mancher in der fernen, harmlosen Zeit gehegte einfache Gedanke, so manche naive Rede mit aufgefrischten lebhaften Farben in dem Spiegel der Erinnerung erscheint, so traten diese wildverworrenen Massen, diese rauschenden Gewässer, diese verfallene Mauer mit ihren verwitterten Thürmen *) und ihren Erdbeerenbüscheln, diese kreisenden Adler, und diese flüchtigen Gazellen wie liebe Bekannte vor seinen Blick. — Dort, über jenem röthlichen Felsen hinaus, im dunkeln, tannenumrauschten Grunde wölbte sich ja die Höhle der Diws **), die Wohnung seiner einstigen Pflegemutter, in welcher er jetzt seine Räuberin, die Mörderin seiner Mutter, die schlaue Entführerin seiner Schwester hassen mußte.

Und dennoch erwachte die Sehnsucht in seiner Brust, hinüber zu eilen in die trauliche Wildniß, die einst seine Welt war, und die jetzt wie damals das liebe Schwesterlein barg in dem schlau gesponnenen, räthselhaften Netze der Entführerin. Sein Erscheinen mußte ja dieses Netz entwirren, mußte die Fesseln des Wahnes und der Lüge trennen, um neue aus Wahrheit gewobene Bande wieder anzuknüpfen. Nie noch fühlte er drückender die Strenge des Dienstgesetzes, und mit seinem Schicksal hadernd stieg er die Felsen hinab und kehrte zum Lager hinab, über welches bereits der Abend seinen Schleier gebreitet hatte.

Bei Anbruch des Morgens wirbelten die Trommeln und die Hörner jauchzten von der schelmischen Echo verspottet, ihren Gruß. Alles kam in Bewegung. Die Krieger rafften sich auf, dehnten die steifgewordenen Glieder, gähnten, und wischten den Schlaf aus den Augen. Die Pferde spitzten die Ohren und wieherten, die Fuhrleute sahen die Wagen nach und die Kanoniere banden

*) Die kaukasische Mauer wurde von den Persern, vielleicht von den Medern als Schutzwehr gegen die nordischen Barbaren erbaut. Sie zog sich über Hügel und Abgründe durch Schluchten und über Ströme und schied zwei Welttheile, Asien und Europa, indem sie zwei Meere vereinte, das Kaspische und Euxinische.

**) Diws, bei den Tataren Dews, spielen in der Sagenwelt jener Bergvölker die Rolle von Bergriesen, die unsere Vorzeit den Gnomen und Kobolden ertheilte.

ein Bund Heu auf die Geschütze. Die Soldaten ordneten sich in Reihen und die Reitknechte zogen die Gurten der Leibpferde ihrer Herren an.

Da sprengte der Sardar mit seinem Generalstabe in die Mitte des Grundes. Die türkische Gaita *), die schirwanischen und daghestanischen Begs, die Linien- und Donischen Kosaken-Officiere bildeten sein buntes, glänzendes Gefolge. Ein Signal rief sämmtliche Führer in seine Nähe. Der Armeebefehl wurde ertheilt: „Die Truppen marschiren in drei Colonnen. Die erste besteht aus den Kosaken von Bassof, der bakinischen und kurinischen Reiterei, dem ersten und zweiten Bataillone des 42. Jägerregiments, einer Compagnie des eriwanischen Carabinierregiments, nebst 8 Geschützen; Oberst Miklaschefsky umgeht mit dieser Colonne Erpilei auf dem Wege von Karakai. General-Major Kochanoff rückt mit 2 Bataillonen des kurinischen Regiments und 7 Geschützen in gerader Richtung auf das Raubnest und der General-Major Kalbalai-Chan folgt ihm mit den drei muselmännischen Reiterregimentern. Alles Gepäck bleibt im Lager; 2 Compagnien Apscheronen und die beiden Schwadronen kurinischer Reiter bleiben zu seiner Bedeckung zurück, 6 Geschütze besetzen die Eingänge des Grundes."

Ein Wink, und wieder wirbelten die Trommeln und die Trompeten schmetterten und die Hörner jubelten fröhlich drein. „Richt' euch! mit Zügen rechts, marsch!" erklangen die eintönenden Commandostimmen, und wie eine colossale, glänzende Schlange wand sich das Corps über die Absätze des Bergpfads.

Murrend ging der Schädelschmied vor seiner abgesessenen Schwadron auf und ab, ihm behagte die Ruhe nicht, zu welcher ihm der Befehl des Sardars nöthigte. — Auf seinem Geschütze saß Feodor; er hörte nicht auf das Geplauder der Kanoniere, nicht auf den schrillenden Anruf der in den Felsen vertheilten Vorposten. Seine Gedanken waren in der Höhle der Diws. — Die sonore Stimme Dimitri's schreckte ihn aus seinen Grübeleien auf: — „Das ist ein schmeichelhaftes Zutrauen vom Sardar," grollte er unwirsch; „läßt seine besten Leute zurück um Kessel und Bratpfannen, die ja doch schon längst nicht mehr wissen wie Zwiebelsuppe und Sauerkraut mit Hammelrippen riechen, zu beschützen. — Und überdem in solch vertracktem Hamsterbaue wie diese Schlucht, die selbst die Sonne, die doch ihren Weg, Nachts durch die Meeresfluthen nicht verfehlt, nicht finden kann.

„Da drüben ist es schöner!" — fiel Feodor ihm lebhaft in die Rede.

„Was haben wir von da drüben?" — murrte der Wachtmeister. „Und wenn da drüben auch das Paradies der Muselmänner wäre, in welchem wie sie sagen, weitmehr des Schönen wie in dem unsrigen ist, es bliebe doch für uns verschlossen; denn ein strengerer Profos als selbst der Engel mit dem Flammenschwerte, versperrt uns seinen Eingang. — Ein wahrer Satan, wenn man sich nur eben muckst, die Dienstpflicht."

„Hör', Dimitri," begann nach einer kleinen Pause der Jüngling, „ich muß hinüber, trotz allen Sardars in der Welt!"

Unwillkührlich hoben sich die Arme des Wachtmeisters und funkelnde Blicke schossen unter der tief gefurchten Stirn hervor.

„Unterbrich mich nicht, bemühe dich nicht, mich zurück zu halten, du vermögtest es nicht. Dort hinter jenen Felsen liegt das Thal, wo ich die ersten Jahre meines Lebens weilte, dort hält die Arglist meine Schwester Maja in schlauen Banden, dort liegt die Lösung meines und meines Bruders Gustavs Schicksals. Kein feindlicher

*) Gaita, Reiterei.

Fuß wagt jenes Thal zu betreten, denn die Geister der Abgründe, die zauberkräftige Ruthe der Bergfrau bewachen seinen Eingang. Der einzige Pfad der von dieser Seite des Gebirgs hinabführt, ist mir bekannt, in zwei Stunden kann ich den Weg hin und her zurücklegen; und ich sollte zögern, da uns der Lauf des Kriegs wohl nicht so bald wieder in solche Nähe unter so günstigen Umständen führt. Ich sollte die heitere Laune des Zufalls nicht benutzen und diesen Augenblick verscherzen, von dem vielleicht das Glück, das Wehe so theurer Freunde abhängt? — Kein Ueberfall ist zu befürchten, man wird mich nicht vermissen. Sey deshalb unbesorgt. Ich gehe, ich gehe gleich!" schloß er mit steigender Ungeduld.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld!" — seufzte der alte Krieger, den der Antheil, welchen sein Rittmeister an diesem Gange hatte, schon zugänglicher stimmte; „aber ich wollte eine vierundzwanzigstündige Ration von Trank und Speise darum geben, wenn sie mich heute nicht zu ihrem Vertrauten gemacht hätten; denn, Gott weiß, — ich kenne zwar keine Furcht, aber es streift mir wie mit Eiszapfen über den Rücken."

„Auf Wiedersehn," lachte der Ungeduldige, entlieh von dem tscherkessischen Vorspannführer ein gestreiftes Gewand und eine spitze Tuchmütze, ließ sich beides von ihm bis in die Schlucht tragen und verlor sich von keiner der Wachen gesehen in den Windungen der Felsen.

Hier legte er in eine Höhlung neben Rock und Tschakko, seinen Säbel nieder, steckte die Pistolen fester im Gürtel, warf das Gewand über und drückte die Mütze hastig auf sein gelocktes Haar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Das war das erste freundliche Wort, das Blondel in Amerika hörte, und es wirkte mächtig auf sein Gemüth. „Ich sehe, ich hab's errathen," fuhr der Irländer nach einer kleinen Pause fort, „und Ihr sollt Euch in mir nicht betrogen haben, folgt mir!" Sie gingen in eine nahe gelegene Garküche, wo sie zehn Männer versammelt fanden. „Hier bist Du in der ehrbaren Gesellschaft der zwölf Zeugen-Apostel," sprach nun sein Führer zu Blondel. „Der zwölfte fehlt; er hat heute sein Urtheil zu schlucken bekommen und sein neues Quartier im Tower beziehen müssen. Wir wollen sehen, daß wir den ehrlichen Yankeys diesen Kostgänger bald wieder abnehmen, einstweilen aber muß sein Platz ersetzt werden. Willst Du Zeuge seyn?" — „Zeuge? wovon?" — „Von Allem, so oft man Dich braucht; drei Dollars ist die Taxe für's Geringste, kitzliche Sachen aber, wenn es z. B. um den Hals geht, tragen so viele Hundert ein. Die Gasse, wo der Gerichtshof Sitzung hält, ist unser Geschäftszimmer; da halten wir uns auf von Morgens Neun bis Mittag. Den ganzen übrigen Tag vertreiben wir uns die Grillen. Du giebst heute den Apostelschmaus; das kostet Dir etwa zwanzig Dollars, und die zahlst Du gemächlich, wie sie Dir in die Hände fallen. Bist Du unser?" Nach einem kurzen Kampfe willigte Blondel ein, weil er kein anderes Mittel sah, sich so viel zu erwerben, um seine Rückreise bestreiten zu können. Nun wurde er mit einem kleinen rothen Mäntelchen behangen, eine Fahne über ihm geschwungen und ihm unter dem Namen Lukas die Würde eines Zeugen verliehen. Man sieht, so einfach die Sitten in diesem jungen Lande sind, so wird doch bei jeder Gelegenheit ein anständiges Ceremoniel beobachtet.

Solche Apostelschaften giebt es in jeder Stadt im ganzen Lande. Sie kennen sich alle unter einander, versetzen auch nach Erforderniß ihre Mitglieder vom einem Clubb in den andern; zuweilen vereinigen sich sechs, acht, zehn Clubbs für einen Prozeß und eben so viele dawider, ohne daß deßhalb ihr gutes Vernehmen gestört würde. Jede Apostelschaft verwaltet ihre Finanzen für sich, und jeder Apostel verrichtet sein Zeugenamt der Reihe nach; über zarte Zeugschaften aber, wie sie es technisch nennen, wird förmlich Berathung gehalten und die Sache muß einstimmig durchgehen. So viel hat durch Blondel verlautet, und es wäre zu wünschen, daß er mehr davon zur öffentlichen Kenntniß brächte. Das weiß indessen Jeder, der in den Vereinigten Staaten war, daß dieß Gewerbe besteht und daß es zum Bedürfniß geworden ist. Zeugschaften werden einem auf der Gasse angetragen, ja aufgedrungen. Ein Ländereiagent kam selbst zu uns, weil er gehört, daß mein Gemahl Ländereien suche, und trug ihm zwei Zeugen an, die für sechs Dollars beschwören sollten, daß sie ihn schon vor fünf Jahren in Amerika gekannt, damit er das Bürgerrecht erhalten könne. Blondel hatte glücklicherweise erst in dergleichen Fällen funktionirt, da führte ein Geschäft den piemontesischen Mäkler nach Boston, und Blondel wurde, ich weiß nicht wie, mit ihm bekannt. Das Uebrige weiß der Leser.

Die Zeugenbrüderschaft ist eines der nothwendigen Uebel des Landes, dem sich der mittellose rechtliche Mann oft nothgedrungen unterziehen muß, um, wenn er nur einigermaßen für zahlungsfähig gilt, groben Prellereien zu entgehen. Viele Zeit, manchen Dollar und böse Stunden hat es uns gekostet, daß wir stets ein Mittel verschmähten, daß allenthalben gerade wie ein Zug im Schachspiel angesehen wird, und häufig kommt man wirklich stark in Versuchung. Als mein Gemahl ein Haus gemiethet hatte und eben mit der Einrichtung fertig war, entstand Feuerlärm in unserer Gasse. Daran gewöhnt, blieben wir ruhig wie unsere Nachbarn. Auf einmal kamen die Spritzen angefahren, fingen an, das Haus zu begießen, und Feuermänner drangen in unsere Wohnung. Da half kein Zureden, kein Widerstand, wir mußten uns ganz leidend verhalten und nur nach Möglichkeit unsere Meubles schützen. Es war ein blinder Lärm, wir bekamen aber am folgenden Tag die Weisung, funfzig Dollars Löschkosten zu bezahlen, oder uns auszuweisen, daß das Kamin wenigstens vor einem Monat gefegt worden sey. Es hatte aber im ganzen Haus nicht ein Licht, viel weniger im Kamin gebrannt, und dieses war erst vor zwei Tagen gereinigt und die Nummer des Negers, der diese Arbeit verrichtet, hatten wir uns notirt. Diese Nummer erhält der Schornsteinfeger gegen eine Taxe von der Obrigkeit, und muß sie auf der Mütze tragen. Wer sollte nicht denken, daß es genüge, diese Nummer anzugeben? in Neuyork ist dem nicht so, man muß Namen und Wohnort des Negers auch angeben können, oder zwei Zeugen haben. Nun war aber die Magd nicht zu Hause, und die Kinder schliefen, als der Neger sein Söhnchen in den Rauchfang steckte. Da half also nichts, als Zeugen, die sich auch ungerufen, und zwar in der elenden Kammer selbst, wo der Gerichtshof seine Sitzung hält, für sechs Dollars antrugen. Allein mit gutem Gewissen wartete mein Mann ruhig den weisen Spruch des Hofes ab und studirte unterdessen zum Zeitvertreib die Anzeige einer Assekuranzbank. „Sie thäten gut," lispelte wohlmeinend der Gerichtsaktuar, „sich in dieser Bank zu versichern." — „Das wollte ich eben thun," erwiederte mein Mann. Alsbald erfolgte der Spruch: die Strafe ward auf dreißig Dollars ermäßigt. Hierüber kann Jeder denken, was er

mag, ich meines Theils halte dafür, daß der Herr Richter auch Actien in der Bank hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Aerztliche Warnung

in Betreff der beim Gebrauch der Blutigel zu machenden Auswahl.

Von Dr. Noeldeke.

Es ist bekannt genug, daß von den beiderlei, in Sümpfen und Gräben sich aufhaltenden Blutigeln nur die mit orangenfarbiggestreiften Rücken und eben so gefleckten Bäuchen versehenen Sauger zur Anwendung taugen, die andersgefärbten oder einförmig schwarzen aber durchaus, als schädlich, verworfen werden müssen. Weniger bekannt, und wohl berathenswerth, indeß ist die Erfahrung, daß, wenn von mehreren derselben diejenigen in Anwendung gezogen werden, welche schon gedient haben, und meistens an ihrer Trägheit oder Unwilligkeit im Anfassen der Haut als kränkliche, vom frühern übermäßigen Genuß leidende, invalide Blutsauger zu erkennen sind, der, welcher sie ansetzen läßt, in Gefahr geräth, durch eben diese Vermittelung für das Blut, von dem sie ihn erleichtern sollen, ein ganz andres — vielleicht sehr unreines, mit Geschwüren als Zugabe hinterher zu bekommen, und auf solche Weise eine Blutsverwandtschaft mit unbekannten oder schlechtbekannten Menschen einzugehen oder Krankheits-Stoffe einzusaugen, die weit schlimmer als jede Mißheirath seyn dürften. — Man wähle daher immer nur solche Thiere, die noch nicht Blut gekostet haben; und setze die Andern alle in die Reserve oder werfe sie zum Fenster hinaus.

---

* Warnung

wegen des beim Kirschenessen Mithinunterschluckens der Steine.

Von Dr. Noeldeke.

Nicht selten werden Kirschensteine, zumal von Kindern, beim Essen der Frucht gelegentlich mit niedergeschluckt und dadurch dem Magen und den andern Gedärmen eine Last, oder ein Ballast aufgebürdet, welche nicht allein die Verdauung stört, sondern auch den Grund zu manchen Krankheiten des Unterleibes legt. So fand man in den Eingeweiden eines der größten Hypochondristen und dabei abwechselnd frohesten Menschen, des um die Mit- und Nachwelt so hochverdienten Gellert's, dieses beredten Lobredners der Mäßigkeit, eine unmäßig große Sammlung von Kirschkernen, die, vielleicht in jüngern Jahren von ihm verschluckt, gewiß dazu beigetragen hatten, ihm manche Lebensstunde zu verbittern. —

---

* Mittel,

in den meisten Fällen auf der Stelle die Schmerzen von Insecten-, besonders Bienenstichen zu stillen.

Von Dr. Noeldeke.

Man nehme Mauerkalk, wie er allenthalben leicht zu finden, mische ihn mit Wasser, und streiche dieß Gemisch auf die gestochene Stelle. Nach einigen Minuten reinige man dieselbe mit Wasser, lasse aber, im Fall von entstandenem Geschwulst, es noch ein Weilchen länger darauf.

---

* Verschiedenes.

Ist es vortheilhafter, überjährigen Weizen zu 90 Rthlr. die Last, oder dießjährigen besten Weizen zu 70 Rthlr. die Last zu verbacken?

Ueber Musik und Gesang urtheilt ein Blinder richtiger als ein Sehender, selbst wenn derselbe etwas mehr Kenntniß von Beiden hätte.

Das Publikum zu vergnügen, opfern sich Sänger und Schauspieler auf. Wenn man bedenkt, das sich diese guten Leute wöchentlich sechs Stunden im Angesicht des Publikums abarbeiten, daß ihnen manchmal der Schweiß ausbricht, um dem Kommandanten unter der Bühne zu genügen, und wofür sie jährlich nur Tausende erhalten: so muß man Mitleid fühlen, wenn man hört, daß Bühnen eingehen. In den Orten, wo sie nicht bestehen können, sollte man ihnen Zulage geben, die durch strenge Aufsicht der Zölle leicht herbei geschafft werden könnte.

In den Ländern, wo die Regierten die Gesetze besser kennen, als die Regierer, entstehen viele Unannehmlichkeiten; Widerhandlung folgt, das Land wird unzufrieden und aufgeregt. Daß man daselbst Leute einkerkert, die laut Gesetz freigesprochen werden müssen, macht das Ganze nur schlimmer; besser wäre es, die Regierer in die Lehre zu geben, um zu lernen, was Recht ist.

Indische Mystik.

Die Indische Mystik lehrt, die Seele des Menschen sey ein Licht, das seinen Sitz im Herzen habe und mit Brahma identisch, daher auch unendlich sey. Brahma ist die Seele, und die Seele ist er; aber wie die Sonne nicht zittert, wenn ihr Bild im Wasser sich bewegt, also ist Brahma frei von den Leiden der individuellen Seele. Die Seele verhält sich zu Brahma nicht wie ein Sklave zu seinem Herrn (christliche Mystik), sondern wie der Theil zum Ganzen. Die Götter sind selig, die Thiere elend; der Mensch ist Beides, je nachdem er gelebt in einem vorigen Zustand der Welt, welche an sich ewig ist. Bei'm Sterben ziehen sich alle Vermögen in die mens, diese in den Athem und der Athem in die eigentliche Seele zusammen, die in einem feinen Lichtkörper den Leib verläßt. Auf dem Monde erhält sie einen andern Körper und ein wässriges Wesen; dadurch sinkt sie in die Wolken, geht als Regen in eine Pflanze nieder und wird durch das Medium der Nahrung in einen Embryo geschafft. Lg.

---

* Wunsch.

Es wird recht sehr um baldige Aufführung der Oper: „Freischütz" ersucht

von mehreren Theaterfreunden.

---

* An Herrn Dr. Meierhoff,

den Begründer der homöopathischen Heilmethode in Bremen.

Als Luther einst sein großes Werk begann
Zu reinigen den Weinberg Gottes,
So ward alsbald der edle Gottesmann
Das Ziel der Bosheit und des Spottes.
Doch ward zu Schanden seiner Feinde Schaar,
Sein großes Werk steht immerdar.

So auch, als Du mit langgeübtem Blick
Der Heilkunst Schwächen tief durchschautest,
Am Herzen tragend Deiner Brüder Glück,
Voll Muth das neue Werk erbautest,
Da ward auch Dir Gelächter, Spott und Hohn,
Von allen Seiten her zum Lohn.

Du botest kühn Dich ihrem Angriff bloß,
Und fest beharrtest Du im Streite.
Wie Luther zeigtest Du Dich stark und groß,
Ob kein Melanchton Dir zur Seite;
Und brachest Dir, was auch der Neid ersann,
Als Sieger Deine Segensbahn.

Und nach und nach hat sich die Zahl vermehrt,
Die Dein Verdienst nicht blind verkannten,
Erfahrend Deines Werkes großen Werth
Wohlthäter Dich der Menschen nannten. —
Es soll dieß Wort, das sie Dir dankbar weihn,
Davon ein schwaches Zeichen seyn. ... n.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 73.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 12. September 1833.

Der Sänger zieht; — des Lebens öde Weiten
Erblühen jung bei seiner Lieder Klang,
Was ihn betrübt vertraut er seinen Saiten,
Was ihn erfreut erzählet sein Gesang.

Daeves.

* Sehnsucht nach Bremen.

Herz, mein Herz, warum so traurig?
Was bewegt dir so den Sinn?
Ist's gleich schön im fremden Lande,
Zieht mich's doch zur Heimat hin.

Hin auf Flügeln möcht' ich schweben
Ueber Wald und Flur und Saat,
Wo die Thürme sich erheben
Der geliebten Vaterstadt.

Wo der Fluß, sich freundlich windend
Durch der Häuser stolze Pracht,
Unter Masten schier verschwindend,
Heiter mir entgegenlacht.

Wo in Mitten hocherhöhet,
Kühn geschmückt mit Schwert und Schild,
Fest ein Riese aufrecht stehet,
Edler Freiheit hehres Bild.

Möcht' zum Heiligthume wallen
Wo das Recht sich eint der Kraft,
Und in den geweihten Hallen
Trinken Deutschen Rebensaft.

Möchte wieder neugeboren
Durch die trauten Straßen ziehn,
Zu den wohlbekannten Thoren
Ihrer Tempel betend fliehn.

In der Glocken Feierklange,
In der Orgel Weiheton,
In der Brüder Chorgesange,
Flöge all mein Leid davon!

Möcht' den Garten wiedersehen,
Der so zaubrisch prangt und glüht,
Und in süßer Düfte Wehen
Anmuthsvoll die Stadt umzieht.

Möcht' die Felder wiederschauen,
Rings mit Dörfern schön bekränzt,

Wo auf fruchtbar grünen Auen
Glück aus jedem Auge glänzt.

Möcht' umwallt von goldnen Saaten,
Jene Zauberhaine sehn,
Wo in heil'ger Eichen Schatten
Sich die Freunde oft ergehn.

Hier, obwol in Deutschlands Mitten,
Bleibt mir's fremd an jedem Ort.
Dort nur sind Altdeutsche Sitten,
Dort nur tönt Altdeutsches Wort.

Derbe Sprache, derbe Speise,
Biedres Herz und grader Sinn, —
Das ist so der Leute Weise
Dort, wo ich zu Hause bin.

Dort noch siehst du's glänzend leben,
Frommen Glaubens Sonnenlicht,
Das in vielfach edlem Streben
Himmlisch schöne Strahlen bricht.

Dort nicht drohn Despotenknechte,
Dort hebt Freiheit ihr Panier,
Dort gehorcht man nur dem Rechte,
Tugend nur giebt Schmuck und Zier.

Soll ich dir die Liebe nennen,
Die dort Jeden gern erquickt?
Die selbst Hella's Söhne kennen,
Die selbst Heiden hochbeglückt?

Fort zur Heimat will ich eilen,
Hier blüht meine Freude nicht.
Dort, mein Gott, dort laß mich weilen,
Bis mir einst mein Auge bricht!

... n.

---

*Die Rache.

(Fortsetzung.)

Eilenden Fußes huschte er durch eine gähnende Spalte im Gestein, schwang sich über breite Risse, in deren Tiefe dumpf das Wasser murmelte, erklomm auf schmalen Vorsprüngen, auf welchen kaum der Fuß einer Gemse Stand gewinnen konnte, steile Klippen und erreichte glücklich den Scheitel des röthlichen Felsengrats. Noch einen Blick warf er von hier aus zurück. Im Morgensonnenglanze breitete sich das Meer zu seinen Füßen aus, unter ihm wogten Wolkenmassen über den waldigen Abdachungen des Kaukasus. Einen flehenden Blick tauchte er in die tiefblaue Höhe, wandte sich rasch und zu seinen Füßen lag die Geisterschlucht (kogekaph). Links und rechts schweiften seine Blicke, er besann sich, dann eilte er einige Schritte seitwärts, fand die gesuchte Spalte, rutschte von Dämmerung umgeben in die Tiefe, tappte sich durch einige feuchte Gänge, und freundlich rauschte die Bergluft durch die Zweige eines Maulbeerbaumes, der den Eingang der kleinen Höhle die ihn umfing, verdeckte.

Hier verweilte er einen Augenblick. „Da war mein Lager von Moos," flisterte er, als befürchtete er belauscht zu werden. „Aus jenem Quell trank ich und jener Baum gab mir seine wohlschmeckenden Früchte."

Eilend trat er in den von starren Felsenwänden eingeschlossenen, mit dichtem Buschwerk besetzten Raum des Felsenthals, zu seinen Füßen rieselte ein Bach. Er ging auf unbetretenem Pfade das steile Ufer entlang, brach sich eine Bahn durch das wildverwachsene Strauchwerk, und vor ihm öffnete sich der von Rauch geschwärzte Schlund der Höhle der Diws.

Von der Zeit und dem Wechsel der Jahreszeiten gebleichte Knochen, Ueberbleibsel der Beute reißender Thiere lagen zerstreut vor dem Eingange der Grotte; die glühenden Augen einer hinter einem mächtigen Steinblocke lauernden Dogge hemmten seinen Schritt nicht. Seine Augen richteten sich auf den Hintergrund der Höhle, wo vor der knisternden Flamme eines flackernden Feuers die dunklen Umrisse zweier weiblicher Gestalten bemerklich wurden.

Die Dogge schlug an und schauerlich vervielfältigte sich das Gebell in den Winkeln des Gesteins. — Feodor war während dem so nahe getreten, daß er die Gruppe am Feuer deutlich überblicken konnte. Einige Phiolen standen auf glühenden Kohlen, ein Kessel brodelte über der Flamme, die beiden Frauen waren emsig beschäftigt Kräuter auszulesen, und eine langhaarige persische Katze schlich mit gekrümmtem Rücken um den felsigen Heerd.

Die eine der Frauen hatte sich erhoben. Das Fell eines Schakals hing über ihren Schultern, in der Hand hielt sie einen mit einer bunten Schlangenhaut überzogenen Stab.

„Maja" — rief der Jüngling, indem er in den vollen Schein der Flamme trat, — „meine liebe Schwester Maja, was beginnst du hier bei der Gauklerin? — O, Maja, dein Bruder ist da, dein Spielgefährte, der dich befreien will aus dem Netze der Falschen. Unser Vater ist ausgefunden, Maja, er trauerte lange um die ihm grausam geraubten Kinder. Jenes Weib ist nicht deine Mutter — sie mordete die Unglückliche der wir das Leben verdanken."

Maja hatte ihr Gesicht verhüllt und schluchzte hörbar; dann raffte sie sich auf, umfaßte die Bergfrau, die starr wie eine Bildsäule dastand krampfhaft und rief mit den Tönen des unsäglichsten Schmerzes: „nein, nein Feodor, du irrest, du frevelst, sie ist meine Mutter! o, sprich du, bekräftige es, daß du meine Mutter bist!" Heftiges Schluchzen unterbrach ihren Angstruf.

Da löste sich die Erstarrung der Bergfrau, ihr Auge rollte blitzend umher, ihr Arm streckte drohend den bunten Stab aus und fest umklammerte sie das schöne Wesen, welches an ihrem Herzen lag.

„Wer will mir die Tochter nehmen?" — rief sie mit hohler Stimme. „Knabe, fährt auch in deinen Adern das schwarze Blut des Verräthers schon? — Fliehe, Unsinniger, ehe mein Zorn dich trifft!"

„Ich gehe nicht!" erwiederte Feodor fest. — „Weib, Teufel in menschlicher Gestalt, du bist mir Rechenschaft, bist mir Aufklärung schuldig. Schüttle die Maske des Wahnsinns ab und stehe mir Rede!" rief er heftig und riß ein Pistol aus seinem Gürtel.

Kalt, unbewegt stand die hohe Frau vor ihm; aber Maja drängte sich zwischen Beide und flehete: „Feodor, Verblendeter, was beginnst du?"

„Weib" — fuhr der Erhitzte fort — „du raubtest uns aus den Armen der Aeltern, du trenntest die Bande, die die Natur geheiligt hatte, du verkauftest mich an einen Fremdling, und wolltest dem Herzen der Schwester das Gift des Menschenhasses einimpfen, das deine falsche Brust durchtobt. Ich habe ein Recht, dich zu fragen, deine Gaukeleien schrecken mich nicht — gieb Rechenschaft und entsage deinem Raube."

Die Bergfrau war langsam auf ihren Sitz zurückgeglitten, ihre Blicke tauchten sich in die kräuselnd verglühenden Flammen, ihre Gesichtszüge wurden beweglich, der Ausdruck des Schmerzes trat nach und nach an die Stelle des zornigen Hohns. Sie zeigte auf eine Erhöhung des Gesteins und machte Feodor ein Zeichen sich niederzulassen. — Mit fliegender Brust folgte er dem Winke.

Maja lehnte auf der Schulter der Mutter, und streichelte ihre Wange und lächelte durch Thränen den Bruder flehend an:

„Suchst du dein Mütterlein, Grabesnacht hüllt sie ein; sähst du die Schwester gern, freu dich, sie ist nicht fern; spähst du den Vater aus, Rache umschwebt sein Haus!" hauchte die Bergfrau langsam, eintönig, wie aus fieberhaftem Schlafe. „Die Mutter schläft im weichen Bett

der Erde — sie that mir nichts zu Leide — aber ihr ist wohl — er hatte sie ja auch betrogen wie mich; oftmals habe ich ihr Grab mit schönen Blumen bestreut — es ist schon lange her — das Schwesterlein hat seine Mutter nicht verloren — aber der Vater hat es verrathen wie er die Mutter verrieth." — Anfangs hatte sie mit leiser, von Wehmuth bewegter Stimme gesprochen, bei den letzten Worten aber zuckten ihre Lippen, hohler, schauerlicher wurde ihre Sprache. „Cathinka war ein frommes Mädchen," fuhr sie fort; „aber was konnte sie dafür, daß das Blut der Schamardan Begs in ihren Adern floß. — Alexis war ein schöner Mann, — Cathinka hielt ihn auch für einen aufrichtigen, treuen Mann. — Sie floh das Haus der Schwester, sie verließ ihren Vater und folgte dem Geliebten. — Wehe, Wehe über den Betrüger!"

„Von wem sprichst du, rasendes Weib?" — schrie der Jüngling.

„Von deinem Vater, Knabe, von dem furchtbaren Wasiljeff, der mich um meine Jugend, um Unschuld und den Glauben an die Menschheit betrog," erwiederte sie mit rollenden Augen.

Feodor bedeckte das Gesicht mit seinen Händen: „sprich weiter, immer weiter!" murmelte er dumpf in sich hinein.

„Hoho, Bube, die Geschichte ist nicht lang mehr" — hohnlachte die Bergfrau im ausbrechenden Wahnsinnschauer; bald aber fuhr sie in ihrer eintönigen Weise fort: „Cathinka legte Maja in die Arme des Vaters, des falschen, treulosen Vaters — aber der Pope hatte ihre Hände nicht vereint, denn Alexis Vater wohnte weit, weit im Norden — so log er der Leichtgläubigen; da kam eine blasse, sanfte Frau unerwartet mit einem kleinen Knaben, der streckte die Aermchen aus und rief: „Vater!" — und die Frau legte ihn an das Herz von Stein, drückte ihre Lippen auf den giftigen Mund des Heuchlers und der Furchtbare riß Maja von dem Herzen ihrer Mutter, und nannte sie die verwaisete Tochter eines Freundes und seine Schergen schleppten Cathinka weit, weit hinweg und broheten ihr mit dem Tode, wenn sie zurückkehre. Da sah Cathinka die Tigerin, der der Jäger das Junge geraubt hatte, um die Hütte des Grausamen schleichen und des Jägers Kind ergreifen und es zerreißen mit scharfen Klauen, und sie wurde die Tigerin und raubte mit ihrem Kinde das Kind der bleichen Frau, denn sie raubte sie dem falschen Manne. Aber sie mordete die fremde Brut nicht, sie hegte und pflegte sie, und als der Knabe größer wurde, gab sie ihm einem alten Freunde, der ihn weit hinwegführen sollte, damit er nimmer seinen treulosen Vater kennen lerne. Ihre eigene Tochter gab sie der Schwester; der Schmerz der Täuschung, und der Geist der Rache, der sich in ihr harmloses Herz geschlichen hatte, umdunkelten ihr Gemüth; da trat in einer sternenhellen Nacht das Bild der schmerzenreichen Gnadenmutter vor ihr Lager und gebot ihr die Tochter der Schwester zu geben, daß sie erzogen würde in dem Glauben an den Weltenheiland. Sie umschwebte ihr Kind — sie sah ihre Rache vereitelt, denn eine höhere Hand hatte den Fluch gesühnt, den die Verzweiflung auf den harten Mann herabrief. Diese hatte den verloren geglaubten Sohn in die Nähe des Vaters geführt, seinen Freund in die Nähe der Tochter. Inmitten der wüthenden Schaaren rief sie ihr Kind. Das Kind folgte der Mutter in die Einöde, wohin der Fuß des treulosen Geschlechts nicht drang — bis du — den die Arme liebgewann, und dessen Bild fort und fort über der gährenden Fluth des Hasses, die ihr Herz durchtobte, schwamm, so oft sie auch versuchte es unterzutauchen, erschienst und die bösen, nach und nach entschlummerten Geister, aus ihren finstern

Höhlen riefst, zum grausigen Tanze auf bleichendem Gebein."

Während dieser ergreifenden Erzählung hatte sich Maja dem Bruder genahet, seine Hände ergriffen und mit gebrochenem Blicke ihr Haupt auf seine Schulter gelegt. Lautlos saß so die Gruppe. In Feodors Brust kämpften Mitleid und Abscheu, Schmerz und Hoffnung einen heftigen Kampf. Er legte den Arm um den Leib der Schwester und flisterte mit bebenden Lippen:

„O Maja — ich will sie nicht verdammen, aber heute hat sie mir mehr geraubt als einst, die Liebe, die Achtung zu dem Vater, den ich kaum gesehen habe und dem mein Herz so heiß entgegen schlug. Doch im fremden Glücke will ich fortan mir Trost suchen, Gustav will ich vom tollen Wahn befreien der ihn niederbeugt. Er ist mir Bruder wie du mir Schwester bist und auch in dir glaubt er die Schwester gefunden, die Heißgeliebte aber auf ewig verloren zu haben."

Bei des Geliebten Namen durchzuckte das Mädchen ein Schauder, ihre Wange röthete sich, ihre Hand bebte in der ihres Bruders; eine Weile saß sie lautlos da, dann stürzte sie zu den Füßen der Mutter, umklammerte ihre Knie und rief, mit flehenden, herzzerreißenden Tönen: „O, meine Mutter, entsage dem Hasse, wie du der Rache entsagtest, gieb auch mir den Vater, dessen Herz unter Reue und Gram erstarrt ist, daß er seine Hand segnend auf mein Haupt lege, daß der Engel der Versöhnung den verlorenen Frieden in unser Aller Herz trage. Verlaß diese Wildniß, zu der edlen Tante laß uns fliehen, dir wird wohl seyn in ihrer Nähe, wohler, friedlicher als hier."

Schon schienen die sanften Worte, das innige Flehen der Tochter mildere Regungen in dem Gemüthe der Mutter wach zu rufen, schon gewannen ihre Züge leise Andeutungen von Rührung; doch eine schneidende Reminiscenz mußte plötzlich über die kaum erwärmte Kruste der erstarrten Lavadecke fahren, die der Krater entzügelter Leidenschaften einst über das Friedensthal ihres Herzens ergoß: höher hob sich ihre Gestalt, der Blick erstarrte mehr und mehr, abwehrend streckte sie die Arme aus: „Laß ab von deinem unsinnigen Wunsche," sprach sie kalt, „glaubst du, die Hyäne könne ihre Natur verläugnen und in die Haut des Lammes kriechen, ein glattes Wort der Zunge, die einst die Brücke des schauderhaften Verraths war, könne die eiternden Wunden heilen, die der giftige Zahn der Falschheit schlug?" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Dem Staate Massachusetts war es vorbehalten, das Stammland und die Pflanzschule der Zeugschaftsgesellen zu seyn, deren Zukunft sich so segensreich über ganz Amerika ausgebreitet hat; denn dort ward das Bedürfniß am ersten fühlbar. Die Bewohner dieses Staates sind ein Gemisch von holländischem und brittischem Blute; der Himmel weiß, was daraus geworden ist! Keiner der Mutterstämme will seinen Sprößling anerkennen, und zieht sich scheu vor dem Bastardausläufer zurück. Von den Engländern wurden sie Yankey-Doodles (dumme Tölpel) genannt; sie rechtfertigen diese Benennung rücksichtlich ihres Aeußern, sie sind aber vielmehr verschmitzte Tölpel, und ein Yankey-Streich heißt so viel als ein listiger Betrug, und Yankey ist daher ein Synonym von Betrüger. Man beleidigt aber keinen Amerikaner, wenn man ihn Yankey nennt, höchstens lehnt er den Titel mit Bescheidenheit ab. Daß man ihn für pfiffig hält, schmeichelt Jedem, und die

angrenzenden Staaten, wie Rhode-Island, Connecticut, Vermont, Newhampshire und ein Theil von Neuyork, rechnen sie nachgerade bereits zu den Yankeys.

Zur Zeit des Befreiungskrieges haben die Engländer ein Spottlied auf die Massachusettser gemacht, dessen erste Strophe so lautet:

Yankee ist als langer Hans,
Hübsch, nie zu fett bekannt, mein Herr;
Bei Huchhe! Gelag und Tanz
Wie Ratzen flink zur Hand, mein Herr.
Yankee, euren Strand bewahrt!
Yankee doodle dandy!
Drohn und Prahlen nicht gespart!
Yankee doodle dandy!

In diesem Styl geht das Lied weiter, und die Melodie paßt ganz zum Text. Es ist zum Nationalgesang durch die ganze Union geworden. Freilich knüpft sich die Erinnerung an die glänzendste Epoche ihrer kurzen Geschichte daran, und das amerikanische Ohr wird von der halb indianischen Musik, das Gemüth von der einfachen, getreuen Schilderung des Yankeys, ihres Ideals, entzückt. Ist eine Feierlichkeit, so paradirt die Miliz beim Yankeemarsch; ist eine große Soirée, so producirt sich eine junge Lady mit dem Yankee-Doodle am Klavier; bereist ein neugewählter Präsident die Staaten, so bekommt er überall als Nachtmusik den Yankee-Doodle; wird ein brillantes Banket gegeben, wie im Jahr 1825 bei dem Besuch Lafayettes, und 1831 bei der Rückkehr Washington Irwings, so wird als Tafelmusik der Yankee-Doodle aufgespielt; hat sich eine italienische Operngesellschaft nach Amerika verirrt, und hat ein Theaterunternehmer den Muth gehabt, ihr einige Vorstellungen zu erlauben, so verspricht er, um seine Unkosten zu decken, zum Schlusse den Yankee-Doodle spielen zu lassen.

Unter der Dummheit versteckt der Yankee seine Arglist. Nichts gleicht der Zudringlichkeit, mit der er Anderer Geschäfte ausforscht, und von der Unverschämtheit, mit der der verstellte Tölpel seinen Schelmstreich ausführt, kann man sich keinen Begriff machen. Kein Gascogner kann so prahlen, kein Jude so wuchern, jeder Yankey ist ein Advokat im amerikanischen Sinne des Wortes, das heißt ein Rabuliste; und das ist das Ideal, nach dem Jeder strebt, und er bekennt es offenherzig, und kaum hat einer ein Meisterstück der Art ausgeführt, so läßt ihn seine Eitelkeit nicht eher ruhen, bis er sich dessen in den Zeitungen gerühmt hat. So las ich im Winter 1832 folgenden, im Pittsburger Evening advertiser eingerückten Brief, zu dessen Verständniß ich vorausschicken muß, daß die Schinken, wegen der bessern Erhaltung zur See, in Leinwand eingenäht und dick mit Kalk überstrichen, in den Handel kommen.

„Bester Herr, Ihre zahlreichen Abonnenten in allen Staaten werden mit Vergnügen einen neuen Yankee-Streich erfahren, dessen Bekanntmachung ich dem Publikum, besonders meinen Landsleuten und meinen vielen hochverehrlichen Freunden schuldig zu seyn glaube, weil sie mich gewiß erkennen werden und ihre Tickets (Wahlzettel) bei den nächsten Wahlen, wenn sie einen Brutus brauchen, darnach einrichten mögen.

Als ich vorigen Herbst nach Westen reiste, um verschiedene Forderungen für verkaufte Palmstrohhüte einzutreiben, war ich so glücklich, etliche zwanzig tausend Dollars *) a conto zu erhalten. Dieß versetzte mich in muntere Laune, und ich beschloß, auf der Heimreise nicht müssig zu seyn. Ich verweilte daher in Cincinnati einige Tage, um mir die Redensarten und Manieren der Schweinschlächter zu eigen zu machen; darauf begab ich

*) Wenn ein Yankee von seinem Gelde spricht, so kann man füglich annehmen, daß er die Quadratzahl der eigentlichen Summe angiebt, zum Unterschied von den übrigen Amerikanern, die in der Regel nur mit zehn multipliciren.

mich auf eine Ansiedelung von Deutschen und kaufte ihnen Holz ab, mit dem Beding, daß es mir, in Gestalt von Schinkenkeulen zugeschnitten, geliefert werde. Die guten Deutschen, die sich schon etliche Jahre abgemüht hatten, ohne je einen Liard Geld zu erblicken, ließen sich keine Mühe verdrießen, und so brachte ich bald die Ladung einer Barke zusammen. Meine Klötze wurden eingenäht und eingekalkt, und nun ging's den Ohio glücklich hinauf bis Pittsburg. Hier kamen die Käufer, und je dummer ich mich machte, je zudringlicher wurden sie. Alle hätten geschworen, ich sey außer der Schlachtbank und der Rauchkammer nie irgendwo gewesen, als im Bethause. Auf diese Weise gelang es mir, meine Klötze ganz leidlich an den Mann zu bringen. Sah sich der Käufer betrogen, so konnte er doch nicht sagen, ich habe ihn betrogen, nein, da sey Gott für! Man höre und urtheile. Ein Provisionskäufer von Neuyork trat auf mein Schiff, als ich allein dasaß und trefflichen Schinken frühstückte. „Wie hoch haltet Ihr Eure Schinken, Freund?" — „Ich verkaufe keine Schinken; wenn Ihr aber mit mir frühstücken wollt, so seyd Ihr willkommen." — „Recht gerne; laßt kosten. Aber was verkauft Ihr denn?" — „Die ganze Ladung ist mir feil: da, die zwölfhundert Keulen." — „Ihr wollt also doch die Schinken verkaufen?" — „Ich meine nicht, Herr; nur die ganze Ladung." — „Armer Junge, Ihr seyd wohl das erstemal hier?" — „Ich glaube so, Herr." — „Ihr meint etwa, Eure Schinken wären zu viel für mich?" — „Das glaube ich nicht, aber doch die ganze Ladung." — „Mit einem Wort, was kostet die Ladung, Tölpel?" — „Sechshundert Dollars meine ich, und nicht anders, Herr!" — „Topp!" — Der Handel war geschlossen. Mit der nächsten Miethkutsche fuhr ich meiner Wege. Der Großhändler kann sich den Winter über sein Comptoir in Neuyork heizen. Ich bin mit größter Hochachtung,

Herr Redakteur, Ihr

Auf der Durchreise zu Philadelphia d. 4. Dec. 1832. gehorsamster E. N. Esquire.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

* Auch ein Gebet.

Bei einer allgemeinen Dürre, von der China lange Zeit heimgesucht war, verfertigte Taou-Kwang, der gegenwärtige Kaiser, folgendes Gebet, um den verschlossenen Himmel zu eröffnen. Nachdem alle Arten von Opfern und gottesdienstlichen Gebräuchen ohne Erfolg angewendet worden waren, glaubte sich der Beherrscher des himmlischen Reiches endlich selbst vor dem „kaiserlichen Himmel" demüthigen zu müssen, um ihn zu erweichen. Dieß that er in folgenden Worten: „Ich überreiche auf meinen Knien ein Bittgesuch, auf daß unsere Noth möge in Erwägung gezogen werden. Ach wehe, kaiserlicher Himmel! würde die Welt nicht durch ungewöhnliche Veränderungen der Dinge erschüttert, ich würde gewiß nicht ein außergewöhnliches Gebet an Dich zu richten wagen. Aber die Dürre in diesem Jahre ist furchtbar. Der Sommer ist vorübergegangen und wir hatten keinen Regen. Nicht nur der Feldbau und die Menschen leiden unter dieser Geißel, sondern auch die Thiere und Insekten, die Pflanzen und Bäume, Alles ist beinahe zu Grunde gegangen. Ich, der Diener des Himmels, bin über die Menschen erhaben und bestellt, die Ordnung in der Welt aufrecht zu erhalten und meinen Völkern Ruhe und Frieden zu sichern. Ich kann nicht mehr in Frieden schlafen; ich bin in Schmerz versenkt, ich zittre vor Kummer, und dennoch kann ich keinen reichlichen und fruchtbaren Regen erlangen.

*) Esquire ist bekanntlich eine Art Adelstitel, und entspricht so ziemlich dem deutschen Von. Dieses Prädikat führen in den nordamerikanischen Freistaaten mehr Individuen, als in ganz Europa zusammen.

Ich habe vor einigen Tagen gefastet; ich habe reiche Opfergaben auf den Altären der Erde und ihrer Erzeugnisse dargebracht, und meinen Dank für einige Wolken und leichte Besprengungen der Erde ausgesprochen; allein diese reichten nicht hin, Freude zu verbreiten. Ich blicke in die Höhe und erinnere mich, daß das Herz des Himmels gütig und liebevoll ist. Die einzige Ursache dieses Unglückes ist die immer größere Tiefe meiner Sünden, meine geringe Aufrichtigkeit und Andacht, weßhalb ich das Herz des Himmels nicht mehr rühren und keine überströmende Segnung herabzubeschwören vermag. Ehrfurchtsvoll habe ich unsere Archive zu Rathe gezogen, und gefunden, daß im vier und zwanzigsten Jahre Kien-longs, der Kaiser, mein Großvater, der mächtige, ehrenvolle und reine, demüthig ein großes Opfer für den Schnee dargebracht, und ich fühle mich durch zehntausend Gründe bestimmt, seinem Beispiele zu folgen. Mit Todesangst flehe ich den Himmel an, mich selbst prüfend und meine Fehler erkennend; ich erhebe meine Augen nach Oben, und hoffe, Verzeihung zu erlangen. Ich forschte nach, ob ich die Ehrfurcht in den Opfern außer Acht gelassen; ob Stolz und Verschwendung unvermerkt sich in meinem Herzen eingeschlichen und darin festgesetzt; ob ich die Pflichten versäumt, die ich dem Staate schuldig bin; ob ich in Ertheilung der Belohnungen und Strafen eine vollkommene Unparteilichkeit beobachtet; ob ich dem Volk Unrecht zugefügt oder meine Hand nach fremdem Eigenthum ausgestreckt, indem ich Denkmäler errichtete oder Gärten anlegte; ob meine Wahl von Beamten nicht auf Menschen gefallen ist, deren Handlungen das Volk bedrückten; ob die Strafen gerecht oder ungerecht ausgetheilt wurden; ob die Unterdrückten Mittel fanden, die Berufung zu ergreifen; ob in die Verfolgungen der andersgläubigen Sekten keine Unschuldige verwickelt wurden; ob die Beamten nicht das Volk mißhandelt und seine Klagen anzuhören verweigerten; ob auf den Kriegszügen in den Provinzen des Westen Ermordungen bloß wegen der Einkünfte des Kaisers stattfanden; ob die zur Erleichterung des öffentlichen Elendes in den südlichen Provinzen bestimmten Summen weise vertheilt wurden, oder ob man das Volk in den Straßengräben zu Grunde gehen ließ; ob die Unternehmungen zur Ausrottung der Rebellen in Hunan und Canton gut geleitet wurden, oder ob sie nur dazu dienten, die Bewohner dieser Gegenden wie Staub und Koth mit Füßen zu treten. An alle diese Ursachen der Qualen, die ich empfinde, müßte ich das Richtscheit anlegen, und Alles aufbieten, um wieder gut zu machen, was gefehlt worden ist, und mich dabei immer erinnern, daß es noch Fehler geben kann, die meinem Nachdenken entgangen sind. Vor Dir niedergeworfen, flehe ich Dich an, kaiserlicher Himmel! Huang-Tien, mir meine Unwissenheit und Erbärmlichkeit zu verzeihen. Erneuere mein Herz, denn ich allein stelle dar und umfasse Millionen unschuldiger Menschen. Meiner Sünden ist eine so große Zahl, daß ich ihnen nicht entrinnen kann. Der Sommer ist vorüber, der Herbst ist da; es ist unmöglich, länger zu warten. Ich schlage meine Stirn auf den Boden, und flehe Dich an, kaiserlicher Himmel, mir schnell eine glückliche Erlösung aus den Uebeln zu verleihen, einen reichlichen und göttlich wohlthätigen Regen. Rette das Leben meiner Unterthanen und erlöse mich von meinen Sünden. Ach wehe, kaiserlicher Himmel, erhöre mich gütig. Ich bin voll Schrecken, Unruhe und Angst. Ich überreiche Dir mein Bittgesuch ehrfurchtsvoll."

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 30.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 73.

Bremen, Donnerstag den 12. September 1833.

Gestorben:

Den 31. August. Des Hufschmidts Johann Gottfried Hoesel Sohn, 1 Jahr; große Krankenstraße Nro. 1.

Den 1. Sept. Der Handlungsdiener Johann Philipp Wilhelmi, 19 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 76.

Den 2. — Des Küpers Hinr. Fegebank Wittwe, geb. Siemering, 69 Jahr; Wulwesstraße Nro. 2.

Den 2. — Anna Beck, 45 Jahr; Bachmannshof.

Den 3. — Des Schuhmachers Johann Hinr. Meyer Sohn, 7 Jahr; Hutzings-Gang Nro. 3.

Den 3. — Der Schlachtwächter Nicol. Schmidt, 63 Jahr; Neuhaus-Gang Nro. 5.

Den 3. — Der Kammmachermeister Johann Daniel Diedrich Vogemann, 69 Jahr; große Krummenstraße Nro. 31.

Den 4. Sept. Der Zinngießer Lüder Engelken, 26 Jahr; Grasmarkt Nro. 6.

Den 4. — Des Leineweberamtsmeisters Heinr. Depken Ehefr., geb. Wulfken, 28 Jahr; am steinern Kreuz Nro. 1.

Den 4. — Anna Lehmann, 24 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 36.

Den 5. — Der Krameramtsgenosse Joh. Christ. Bernhard, 32 Jahr; Sögestr. Nro. 31.

Den 6. — Der Maurergesell Conrad Barnbrock, 46 Jahr; im krummen Arm 7.

Den 6. — Des Schiffszimmermanns Burchard Arens Tochter, 2 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 94.

Den 6. — Der Kahnschiffer Oettmer Gesselmann, 73 Jahr; hinter dem St. Stephanithorswall Nro. 24.

Den 7. — Des Hökers Jacob Friedr. Strieck Sohn, 2 Jahr; Langwedlerstraße Nro. 8.

Geburten:

Den 30. August. Des Schweinschlachters Franz Anton Fischer Ehefr., geborne Schlömann, Faulenstr. Nro. 71; von einem Mädchen.

Den 30. — Des Commissionärs Arnold Gottfr. Theodor Bernh. Rocholl Ehefr., g. Lange, Pelzerstr. Nro. 31; von einem Mädchen.

Den 30. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Edeler Ehefr., geb. Ahrens, Schmiedestr. Nro. 2; von einem Knaben.

Den 30. — Des Arb. Christian Scharnhorst Ehefr., geb. Augustinus, gr. St. Annenstr. Nro. 61; von einem Knaben.

Den 31. — Des Schneidermeisters Heinrich Hirdes Ehefrau, geborne Harde, Schnoor Nro. 14; von einem Knaben.

Den 31. — Des Steinzeughändlers aus Duingen Gottfried Michaelis Ehefrau, geb. Ihsen, im Weerder; von einem Mädchen.

Den 31. — Des Pastors zu St. Pauli Georg Conrad Friedrich von Hanffstengel Ehefrau, geborne Sager, große St. Johannisstraße Nro. 232; von einem Mädchen.

Den 31. August. Des Tonnenmachers Albert Hinrich Wolters Ehefr., geb. Haslop, Langenwieren Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 1. Sept. Des Küpers Hinrich Lammers Ehefr., geb. Wicke, am Bollwerk N. 21; von einem Knaben.

Den 1. — Des Schuhmachers Johann Friedr. Ludwig Westphal Ehefrau, geborne Bretschneider, hinterm Heerdenthorswall N. 45; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Uhrmachers Johann Friedrich Wicke Ehefr., geb. Nandorf, am Neuenwege Nro. 9; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Seeschiffers Jürgen Scholdborg Ehefr., geb. Tögels, am neuen Steinweg Nro. 15; von einem Knaben.

Den 2. — Des Arb. Johann Danecke Ehefr., geb. Murcke, Fetten-Gang Nro. 19; von einem Knaben.

Den 2. — Des Arb. Joh. Schmidt Ehefrau, geb. Scheper, Wichelnburg Nro. 1; von einem Knaben.

Den 3. August. Des Schuhmachermeisters Joh. Conr. Ahlers Ehefr., g. Brunßen, Knochenhauerstr. Nro. 24; von einem Knaben.

Den 3. — Des Arb. Joh. Hinrich Wilhelm Büttner Ehefr., geborne Dohrmann, kleine Helle Nro. 1; von einem Knaben.

Den 3. — Des Landmanns Hermann Buse Ehefrau, geborne Hagens, Schwachhausen Nro. 27; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Schuhmachers Heinr. Gerhard Diedr. Stührmann Ehefr., geb. Ahlers, Stavendamm Nro. 10; von einem Knaben.

Den 4. Sept. Des Arb. Gerhard Schröder Ehefr., geb. von Bremen, Timmerstraße Nro. 3; von einem Knaben.

Den 4. — Des Instrumentenmachers Johann Erich Dahlfuß Ehefr., geb. Röhrs, Buchtstraße Nro. 66; von einem Knaben.

Den 5. — Des Segelmachers Franz Tecklenborg Ehefr., geb. Uhrbach, Geeren N. 36; von einem Knaben.

Den 6. — Des Weinküpers Hinr. Anton Begemann Ehefr., geb. Eilsen, Knoopstraße Nro. 38; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Wundarzt und Geburtshelfer Joh. Diedr. Müller und Luise Marie Köcheln, beide von hier.

Der Schuhmacher Joh. Jochen Jürgen Stiegmann zu Bremerhaven und Luise Wilhelmine Thulemeier aus Salzuffeln.

Der Arb. Hinrich Christian Lange und Marg. Erbs hieselbst.

Der Arb. Joh. Friedrich Meyer und Margar. Rauer hieselbst.

Der Weinküper Hinrich Tewes und Rebecca Elisabeth Krull hieselbst.

Der Lohndiener Johann Mathias Größer und Anna Margaretha Wessels hieselbst.

Der Buchdrucker Joh. Friedr. Kielenbeck hieselbst und Elise Johanna Philippine Christine Schneider zu Gießen.

Der Tabacksfabrikant Carl Emil Friedrich Ludolph Nolte hieselbst und Margar. Friederike Henriette Crüwell aus Bielefeld.

Der Schuhmacher Johann Liborius Klinge und Eleonore Böttjer hieselbst.

Der Schneideramtsmeister Ferdinand Friedrich Christian Herbst und Anna Rebecca Heinemeyer hieselbst.

Der Schneider Johann Friedr. Tecklenborg und Maria Elisabeth Wedeking, beide von hier.

Achtzhnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 74.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 15. September 1833.

— — — — —
Wähnst du nicht es sey der Schmerz versunken,
Und vom Lethe hättest du getrunken,
Und vergessen jede Lebensnoth? —

Winter.

* Kraft für drohende Gefahren und Leiden, gesammelt im Freuden-Genusse.

In den sonnenhellsten Tagen,
Wo die Pulse rascher schlagen,
Und das Auge reiner glüht,
Sollst auf drohende Gefahren
Du mit Muth und Kraft dich wahren,
Banges, schwankendes Gemüth!

Seht die Freude schwebet nieder;
Horcht, es tönen Jubellieder!
Wonne füllt den Hochzeitssaal.
Lieb' um Lieb' in trunknen Blicken
Breitet rings ihr Hochentzücken;
Und es kreist der Festpokal.

Der Gesundheit Segensfülle
Schimmert durch die Rosenhülle
Zarter Wangen, uns zur Lust;
Kraft, den stolzen Feind zu höhnen,
Schallt in vollen Siegertönen
Aus gewölbter Männerbrust.

Weg mit Gram und bangen Sorgen!
Ernst und Mühe, weicht bis morgen;
Dieser Tag soll unser seyn!
Unter ahnenden Gefühlen
Wollen wir nur holden Spielen
Diese Feierstunde weihn.

Schweigt der gift'gen Krankheit Sagen!
Jeden Feind zurückzuschlagen,
Wohlgerüstet stehen wir.
Drohet er von fernen Höhen;
Lasset ihm entgegenwehen
Muth und Kraft im Siegspanier.

Wo, vom Neide nicht erkaltet,
Lust an Brüderfreuden waltet,

Mitleid hellt des Kummers Blick,
Sprudelt rein die Lebensquelle,
Und des Unheils schwarze Welle
Schlägt die Heldenbrust zurück.

Weihe. G. F. Noelbeke.

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Im furchtbaren Kampfe mit sich selbst starrte Feodor auf die ergreifende Gruppe. Es zog ihn an die Seite Maja's, zu den Füßen der unglücklichen Frau, es stieß ihn ab von der gräßlichen Mörderin seiner Mutter. — Er schwankte!

Da erdröhnte der Boden der Höhle von dumpfen Schlägen, die aus dem Innern der Erdveste aufzusteigen schienen.

„Das ist Geschützesdonner," rief er mit dem Tone des Schreckens. „Leb' wohl, Maja, ich kehre bald zurück; es wird noch Alles gut werden!" und fort stürzte er auf dem Pfade, den er gekommen war. Ihm nach eilte die Bergfrau. „Grüße den Bruder!" rief Maja mit ersterbender Stimme.

In der Richtung gegen das Lager fielen Schlag auf Schlag die Schüsse. Wie ein Wiesel schlüpfte Feodor durch die Gänge des Gesteins, wie die Gemse schwang er sich über Klippen und Abgründe, und erreichte den Scheitel des Felsens. Erbleichend sah er eine dichte Rauchwolke über dem Lager schweben. Der Donner des groben Geschützes war verhallt; aber dumpf prasselte in kurzen Zwischenräumen das Kleingewehrfeuer, und wie Gemisch tausendfältigen Schlachtrufs schlug es an sein Ohr.

Abwärts stürzte er sich, in Todesangst eilte er an der Stelle vorbei, die seine Waffen und Kleidungsstücke barg; aber kaum betrat sein Fuß den Hohlweg, als er sich von dem Nachtrabe eines russischen Reitergeschwaders umgeben sah, welches dem Kampfplatze zueilte.

„Ergieb dich!" — donnerte der Führer des Zugs mit geschwungener Klinge! — Umsonst nannte sich der Jüngling — seine Verkleidung strafte ihn Lügen. Die Pistolen wurden ihm abgenommen und in der Mitte zweier Reiter mußte er dem, dem Kampfplatze zueilenden Haufen, folgen.

Auf der Spitze der Felsen stand die Bergfrau, — drohend streckte sie den Arm über das Thal, gesehen von vielen der Streitenden in seinem Grunde.

Ein starker Haufen Taulinzen hatte bald nach Feodor's Entfernung das Lager der Russen von der Seite überfallen, die von seinen Geschützen gedeckt wurde. Die Außenposten waren überrumpelt und die Batterie fiel, nachdem sie einmal gefeuert hatte, in die Hände des Feindes. Die Verwirrung im Lager war unbeschreiblich, und wäre der wachsame Dimitri, den das tollkühne Wagstück des Jünglings mit unsäglicher Unruhe erfüllt hatte, nicht schlagfertig mit seinen Kurinitzen dem Ueberfall begegnet, so mögte die Gegenwehr bald beendet gewesen seyn. So aber entspann sich ein blutiger, hartnäckiger Kampf, Mann gegen Mann, in dem kleinen Raume. Lange schwankte der Sieg, die Uebermacht schien ihn endlich auf die Seite der Empörer zu neigen, da erschien in ihrem Rücken der rettende Succurs, und was vom Feinde nicht erschlagen war, mußte sich ergeben.

In demselben Augenblicke, wo die Gefangenen entwaffnet und nach Schura abgeführt wurden, langte der Nachtrab mit Feodor an. Der befehlende Obrist warf durchbohrende Blicke auf den bleichen Jüngling; er befahl, ihn in einer, in der senkrechten Felswand befindlichen Höhle streng zu bewachen und beeilte sich, Bericht an den Sardar zu erstatten.

Die Gelegenheit kam ihm erwünscht, um den Verdacht eigener Nachlässigkeit von sich abzuwälzen. „Noch habe ich Ew. Excellenz zu melden" — so schloß er den Bericht — „daß einige Zeit vor dem Ueberfall der Artillerie-Lieutenant Antuschka sich von dem ihm anvertrauten wichtigen Posten entfernte und zu Ende der Action verkleidet auf der Seite des Lagers ergriffen ward, von wo aus der Ueberfall statt fand. Zu gleicher Zeit wurde die Bergfrau in drohender Stellung auf einer der benachbarten Höhen bemerkt."

Der Schädelschmied las das Schicksal seines jungen Freundes in den Blicken, mit denen der Obrist das Schreiben einem seiner Tataren übergab.

„Daß du das Genick brächest" — murmelte er vor sich hin, als dieser auf windschnellem Rosse dahinflog. In immer kleinern Halbbogen wanderte er um die Oeffnung der Höhle, jede seiner Bewegungen verrieth die furchtbare Unruhe, die sein Inneres durchtobte. — Bald stand er still — auf den Griff seines gewaltigen Schwertes gelehnt und starrte sinnend auf den blutgetränkten Boden, bald setzte er sich auf irgend einen Steinblock und stützte das Haupt auf den Arm und stampfte mit klirrendem Fußtritt den harten Grund, und wischte sich mit dem unscheinbaren Sacktüchlein die Schweißperlen von der gefurchten Stirn.

Der Abend nahete — der berittene Bote mußte bald zurück seyn. Horch! — Hufschlag in der Schlucht — der Tatar sprengte heran. Dimitri raffte sich auf, raschen Schritts nahte er sich dem Orte, wo der Obrist auf der Laffette eines Berg-Einhorns sein Abendpfeifchen rauchte. Der Bote übergab ein Schreiben, der Obrist legte respectvoll die Pfeife bei Seite und erbrach es. Ausdruckloser Ernst, wie er wohl eine verdiente Beschämung begleitet, lagerte sich auf sein Gesicht, anscheinend gleichgültig las er das Schreiben zu Ende, dann wiederholte er halblaut den Schluß, als wolle er sich überzeugen ob er richtig gesehen — „Morgen früh, nach gehaltenem Apell lassen Sie den Artillerie-Lieutenant Antuschka — der sich heimlicher Weise von dem ihm anvertrauten Posten entfernt — vor der Fronte der kaiserlichen Truppen erschießen."

„Da sey Gott vor!" — rief der Wachtmeister, der seine Horcherrolle vergessen hatte. — Zornentbrannt wandte sich der Obrist; als er aber den Schädelschmied, den Retter des Lagers und seiner Ehre erblickte, bekämpfte er die drohende Gluth: „Pfui, Alter" — schalt er — „hätte ich doch nie geglaubt, daß du dich aufs Spioniren legen würdest. Nun, dießmal mag es dir so hingehen; aber halt deine Zunge im Zaume und plaudre nicht weiter was du unberufen gehört hast, es möchte dir sonst übel ergehen."

„Halten zu Gnaden" — eiferte der alte Krieger — „der Lieutenant darf morgen nicht erschossen werden. Auch ich habe meine Geheimnisse, die die ganze Sache verändern. Der Lieutenant ist der leibliche, rechtmäßige Sohn, Sr. Excellenz des General Wasiljeff, und er ist kein Verräther, das verbürge ich mit meinem grauen Kopfe, auf dem mir mancher Klingenhieb mit unverlöschlichen Zügen das Zeugniß der Treue gegen meinen Kaiser eingegraben hat."

„Spricht der Geist der Feldflasche oder des Wahnsinns aus dir?" fragte der erstaunte Obrist.

„Mit nichten, gestrenger Herr!" erwiederte Dimitri, — möge man mich nun auch fortan eine Plaudertasche nennen, es soll mir gleich seyn; aber schweigen kann und darf ich länger nicht!" und nun erzählte er dem Commandirenden Alles was er von dem Verhältnisse Feodor's wußte. Er glaubte fest, seinen jungen Freund durch diese Entdeckung zu retten. Aber das wallende Blut erstarrte in seinen Adern, — als der gefühllose Chef mit großer Ruhe ihn unterbrach: „Mag Alles seyn wie du sagst, aber das ändert die Sache nicht. Sieh'; hier ist meine Ordre; ich will jedoch mein Möglichstes thun, noch einmal will ich einen Boten an den Sardar schicken und ihn einen Theil deiner Aussage mittheilen. Das geht aber nicht sobald an; denn wer so lange wie ich die Finger um das Degengefäß legte, dem wird das Schreiben etwas sauer; — kehrt nun der Bote vor der angesetzten Zeit, was bei dem Ritt durch Nacht und Feind wohl zu befürchten ist, nicht wieder — so — du kennst des Kriegers Pflicht — so kann ich ihn nicht retten."

„O, mein Herr und Gott" — rief der alte Krieger mit gebrochener Stimme — „Herr Obrist — unterlassen Sie das Schreiben, lassen Sie mich den Tatar begleiten, ich will schon Alles mündlich und besser ausrichten — — —"

„Schweig!" herrschte der Befehlende, „glaubst du, ich könne so mir nichts dir nichts meine besten Subalternoffiziere in Privatsachen fortsenden, da jeder Augenblick uns einen neuen Ueberfall bringen kann. Du bleibst an deinen Posten, mir überlaß das Andere."

Mit geballten Fäusten und wildstürmendem Herzen entfernte sich der Wachtmeister. Tausend Pläne durchkreuzten seinen Sinn, aber jeder derselben scheiterte an den Klippen der Subordination und der Dienstpflicht. — Der Mond war

aufgegangen und beleuchtete die Ränder des Felsenkessels und noch war kein Tatar abgeritten. In tödtlicher Unruhe erklomm der alte Krieger den Vorsprung der Felswand, der in einer mäßigen Höhe sich über das Bivouac seiner Schwadron erstreckte; hinter ihm erhob sich die steile zerklüftete Wand, in derem spärlichen Gebüsch der Nachtwind rauschte; seine Gedanken kleideten sich bald — wie es seine Manier war, in Worte: „O, du kaltblütiger Teufel" — murmelte er leise; dann lauter und lauter: „ein Menschenleben, das Leben eines unschuldigen Kameraden eine Privatsache! — Alter Kerl, was wird dein Rittmeister sagen, wenn du so gar nichts versucht hast, seinen Bruder zu retten! — Verdammte Raschheit des Sardars, unverhört, auf den hämischen Bericht eines nachlässigen Poltrons ein Todesurtheil zu fällen. — Doch den entschuldigen die Umstände, und er würde gewiß den Befehl widerrufen, wenn die Sache ihm vorgestellt würde wie sie liegt. — Doch ist das nicht Hufschlag — es kommt näher, es ist der Tatar. Hollah, Freund, Bruder, reite darauf los, als ob es das Leben deines grauen Vaters gölte, hörst du, Dimitri, der Schädelschmied, bittet dich darum!"

Der Tatar erkannte die wohlbekannte Stimme; ein kurz abgestoßener Ausruf war seine Antwort, und die Funken entsprühten den Hufen seines windschnellen Rosses.

Es raschelte in der schmalen Kluft über dem Haupte des Wachtmeisters, losgebröckelte Steinchen fielen neben ihm nieder; als er aufblickte, gewahrte er im deutlichen Abstich gegen die obere Helle eine menschliche Gestalt, die in horchender Stellung sich über ihn hinauslehnte. — Der Krieger erhob sich — aber die sonderbare Erscheinung war verschwunden — er glaubte die Bergfrau erkannt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Luftspielungen.

Vor mehrern Jahren war die bei den Matrosen unter dem Namen des „fliegenden Holländers" bekannte Erscheinung ein allgemein verbreiteter Aberglaube, der sie mit Furcht und Schrekken erfüllte. Nur Wenige haben das Kap umschifft, aber sie wissen davon zu reden, was sie sahen, oder was Andere ihnen von dem unheilbringenden gespensligen Schiff erzählten. Alte Matrosen erzählen auf den langweiligen Nachtwachen ihren jungen, das Wunderbare liebenden Kameraden noch immer von diesem Wassergeist, und manchem sonst Beherzten wird ängstlich zu Muthe, wenn er mit begierigem Ohr jenen Geschichten lauscht. Der folgende Vorfall, der die längst vergessene Sage von dem „fliegenden Holländer" ins Gedächtniß zurückrief, ereignete sich auf dieser Reise.

An einem Aprilabend als wir, auf der Höhe von Port Danger, den Barracouta ungefähr zwei Meilen leewärts von uns erblickten, kam es uns seltsam vor, daß er schon so nahe bei uns seyn sollte, daß wir anfänglich uns zu täuschen glaubten. Allein seine ganz eigenthümliche Ausrüstung und noch andere besondere Kennzeichen überführten uns bald, daß wir ihn in der That vor uns sahen; ja wir erblickten sogar auf dem Verdeck manches bekannte Gesicht, das nach unserm Schiff herüber sah. Nachdem wir ihn eine Zeit lang betrachtet hatten, wunderten wir uns doch, daß er, statt sich uns zu nähern, sich vielmehr entfernte; da wir uns aber dem Hafen so nahe befanden, nach dem wir Beide bestimmt waren, so achteten wir weiter nicht darauf und setzten unsre Fahrt fort. Bei Sonnenuntergang wurde beobachtet, das der Barracouta lavirte und ein Boot aussetzte, wahrscheinlich um einen über Bord gefallenen Mann aufzunehmen; während der Nacht konnten wir indeß kein Licht gewahr werden, das uns seine Entfernung verrathen hätte. Am nächsten Morgen gingen wir in der Simonsbay vor Anker, wo wir eine ganze Woche mit Verlangen seiner Ankunft entgegen sahen, später aber erfuhren, daß der Barracouta zu jener Zeit wenigstens 300 Meilen von uns entfernt, und auch kein anderes Schiff dieser Art am Kap gesehen worden war. Die Erzählung dieses Vorfalls bezweckt keineswegs eine Bestätigung jener Mährchen, sondern er wird nur erwähnt, als eine merkwürdige, und bis jetzt unerklärliche, wahrscheinlich durch ganz natürliche und einfache Ursachen veranlaßte Erscheinung, deren Erklärung die Zeit oder der Zufall herbeiführen werden. Die Behauptung eines Franzosen, der lange in einer entfernten Kolonie lebte, er habe die Ankunft der Schiffe, zwei oder drei Tage vorher, ehe sie noch mit den besten Ferngläsern zu erkennen waren, bestimmen können, beruht vielleicht auf einer ähnlichen Erscheinung. Diese atmosphärischen Phänomene sind höchst merkwürdig und verdienten wohl genauer untersucht zu werden.

* Die Krankencasse für Dienstboten.

Das gedrohete Aufhören dieser kaum ins Leben getretenen gemeinnützigen Anstalt, würde dem alten Bremischen Wohlthätigkeits-Sinn, dem wir so manche vortreffliche Einrichtungen

für Hülfsbedürftige zu verdanken haben, wahrlich nicht zur Ehre gereichen.

Die im letzten Convent um nochmalige Berathung dieses Gegenstandes ersuchte verehrliche Deputation, wolle nur den ersten Beweggrund zu Errichtung einer Krankencasse nicht so ganz in den Hintergrund stellen. Die dadurch beabsichtigte Erleichterung des Armen-Instituts ist und bleibt höchst wichtig und wünschenswerth, kann aber nur dann Statt finden, wenn die einheimischen, nämlich die in Stadt und Vorstadt gebornen Dienstboten ebenfalls als Genossen der Krankencasse aufgenommen werden.

Diese haben freilich den angeblich großen Vorzug, gegen baare Zahlung zur Aufnahme in das Krankenhaus berechtigt zu seyn, wohlverstanden aber nicht zu unentgeltlicher Aufnahme, sondern gegen monatliche Zahlung des festgesetzten Kostgeldes, und wenn den einheimischen Dienstboten die Mittel dazu fehlen, so haben sie das Recht, die Hülfe des Armen-Institus in Anspruch zu nehmen.

Nach der Statt gefundenen Aufnahme sind in Stadt und Vorstadt 9244 Dienstboten, wovon ungefähr der vierte Theil einheimisch.

Warum will man nun diese unsere Mitbürger und deren Kinder, statt der in der That doch nur eingebildeten Bevorzugung, nicht lieber jenen gleich stellen und ihnen nicht eben so wie den Auswärtigen, die beruhigende Aussicht gönnen, in Erkrankungs-Fällen sich in bequemer, gesunder Wohnung einer milden Pflege und ärztlichen Hülfe erfreuen zu dürfen, während elternlose hiesige Dienstboten und solche, die ohne bemittelte Verwandte sind, es lediglich dem Gutbefinden und den Vermögens Umständen ihrer Herrschaft oder dem Armen-Institut anheimstellen müssen, ob und welche Pflege und in welchem Local ihnen diese zu Theil werden.

Die Theilnahme sämmtlicher Dienstboten an der Krankencasse, durch welche Gleichstellung auch manche andere Unzuträglichkeiten entfernt werden würden, wird die Einnahme der Anstalt bedeutend vermehren, aber nicht in dem Maaße als ihr Bestehen erfordert.

Das Erforderliche wird jedoch reichlich zusammen kommen, wenn der Zuschuß nicht vom Lohn, sondern vom wirklichen jährlichen Verdienst d. i. vom Lohn mit Inbegriff der Trinkgelder oder Sporteln gezahlt wird und zwar Classenweise.

Der Classen könnten unmaßgeblich drei seyn. Contribuenten erster Classe, mit einem Beitrag von 2 Groten jährlich könnten alle diejenigen seyn, die 25 Rthlr. und darunter verdienen.

Die zweiter Classe, zu 2½ Groten Beitrag vom Rthlr., diejenigen, deren Gewinn oder Verdienst sich von 25 bis 50 Rthlr. beläuft. Die dritter Classe, zu drei Grote vom Rthlr., alle die, welche über 50 Rthlr. verdienen.

Die berichtende Deputation ist nun zwar schon im Voraus diesem Vorschlag mit der Bemerkung entgegen getreten, daß das Maaß der Billigkeit überschritten werden würde, wenn eine größere Ungleichheit in den Beiträgen zur Erwerbung gleicher Rechte Statt fände.

Indessen erscheint der Steuersatz nach Maaßgabe des Verdienstes oder Gewinns doch immer der richtigste und gerechteste, und es darf auf keinen Fall, vollends bei einer milden Stiftung, eine Unbilligkeit genannt werden, wenn derjeninge, der in glücklichen gesunden Tagen mehr verdient, als der andere, auch mehr davon abgebe, als der minder Verdienende, um sich und andern dadurch auf die Tage der Hülflosigkeit eine heilsame Zuflucht und gute Pflege zu sichern.

Auch bei manchen andern Einrichtungen, namentlich der Gassen-Beleuchtung, hat der größere Contribuent direct nicht mehr Nutzen, als der den geringsten Beitrag Zahlende, ohne daß es Jemand einfällt, das Verhältniß unbillig zu nennen.

Der Vorschlag, daß jeder Genosse der Krankencasse im Erkrankungs-Fall bei Aufnahme im Krankenhause noch einen Zuschuß von einem Thaler, wenn auch nur für den ersten Monat, zu leisten habe, wird in der Ausführung den Andrang, der, die Aufnahme bei geringfügigen Krankheiten, ohne Weiteres Begehrenden wahrscheinlich sehr mindern. Hiedurch und durch die Bestimmung, daß jeder Neuaufzunehmende von Seiten des Hausarztes seiner Herrschaft, eine Bescheinigung seines, wenigstens für den Augenblick guten Gesundheitszustandes, beizubringen habe, und durch andere Maaßregeln gegen den Mißbrauch der Anstalt, würden bei Vermehrung der Einnahmen die Ausgaben weniger werden.

Möge nun, nach ernster Beherzigung alles Diesen, die sich in Bremen so vielfach bewährte Beharrlichkeit in Bekämpfung der, bei Schaffen und Fördern des Guten und Nützlichen nie fehlenden Schwierigkeiten, ihren alten Ruhm behaupten, und die Krankencasse wenigstens nicht scheitern an mangelnden Erfahrungen und Versuchen, und mögen denn diese dahin führen, daß sie zum Segen Vieler und zur Ehre Bremens nie aufhöre!

* Bemerkungen.

Die Bremer Zeitung vom 23. August enthält ein Schreiben aus Pesth vom 10. August, welches wörtlich so beginnt: „Unser Reichstag hat „nun einen solchen Character angenommen, daß „darüber im ganzen Lande vollkommene Gleichgültigkeit herrscht. Man ist endlich dieser langwierigen und bisher ganz erfolglosen Debatten „herzlich satt und spricht in allen Gesellschaften „von nichts weniger als von dieser Versammlung „in Preßburg. Neun Monate schon gehen sie „dort mit großen Dingen schwanger und noch ist „nichts geboren worden."

Die Bremer Zeitung vom 12. Sept. meldet, wie in Dresden am 4. Sept. der zweite Jahrstag der Uebergabe der Verfassungsurkunde feierlich begangen sey.

Möchte doch die Bremer Zeitung recht bald im Stande seyn, aus Bremen zu berichten, daß die Deputation, welche nun seit länger als 30 Monaten an den Entwurf einer neuen Verfassung arbeitet, ihre Arbeit vollendet und ihren Bericht Rath und Bürgerschaft zur Prüfung vorgelegt habe!

Js. R.

* Schweineschlächter.

Vor längerer Zeit hieß es, daß die Schweineschlächter durch das Knochenhaueramt verhindert würden, frisches Schweinefleisch zu verkaufen und daß sie deshalb sich an den Senat mit Bittschriften gewandt hätten, um bei demselben die Aufhebung des von den Knochenhauern in Anspruch genommenen Privilegiums des Verkaufes von frischem Schweinefleische zu erwirken. Da das ganze Publicum bei dieser Angelegenheit interessirt ist, so würde es sehr angemessen seyn, wenn ein Kundiger über die Lage der Sache in diesen Blättern Auskunft geben wollte.

* Musik.

Die hiesigen Kunst Freunde werden auf eine der seltensten Erscheinungen am musikalischen Horizonte aufmerksam gemacht, deren wir uns hoffentlich bald zu erfreuen haben werden; es ist nämlich das Quartett der vier Brüder Müller aus Braunschweig, 2 Violinen, Alto und Violoncell, wovon ein Jeder ein tüchtiger Virtuose ist. (Der erste Violinist, Conzertmeister Carl Müller, hat bei uns schon mehrfach Proben seines meisterhaften Solo-Spieles abgelegt) welche aber im Zusammen-Spiel des reinen Quartetts, als den Inbegriff aller musikalischen Composition und worin unsere größten Geister, Haydn, Mozart, Beethoven, Spohr das Herrlichste geleistet haben, eine Höhe erreichen, wie die Geschichte der Tonkunst sie bis jetzt nicht aufzuweisen hat. Man beabsichtigt nicht, durch diese Zeilen bei den Laien in der hehren Kunst Erwartungen zu erregen, die doch wahrscheinlich nicht in Erfüllung gehen würden, da man hierbei den äußern Sinnen-Reiz ganz bei Seite setzen muß; wer aber an gediegnen musikalischen Leistungen Freude hat, der versäume nicht, sich einen Genuß zu verschaffen, der, unter solchen Verhältnissen, wo vier aus einer Familie und aus einer Kunst-Schule entsprossene, ausgezeichnete Musiker sich zusammen so vollkommen einstudirt haben, wohl nicht wiederkehren möchte. —

Was fehlt noch?

Law hatte durch seine Schwindelei mit den Missisippi-Actien halb Frankreich bankerott gemacht. Als er kein Mittel mehr wußte, seine falschen Vorspiegelungen zu beschönigen, flüchtete er, um der Ahndung der Gesetze zu entgehen. Mehrere seiner Commis, die sich bei dieser Spiegelfechterei unermeßliche Reichthümer erworben, folgten seinem Beispiele und ein Paar kamen nach Berlin und suchten Schutz bei Friedrich dem Großen.

Das große Vermögen, das sie in das Land brachten, bestimmte ihn, diesen Flüchtlingen den gesuchten Schutz angedeihen zu lassen, nur machte er es ihnen zur Bedingung, daß sie sich mit Gütern ankaufen und überdieß in der jetzigen Wilhelmsstraße, damals noch fast unbebaut und sumpfiger Boden, palastähnliche Häuser erbauen sollten. Er erhob den Einen in den Grafen- und den Andern in den Freiherrnstand gegen Bezahlung der sehr bedeutenden Chargen-Sporteln.

Nachdem der Eine, der Graf von N—, seinen Pallast erbaut hatte, machte er dem Könige davon Anzeige und war dreist genug, ihn zu bitten, seinen Bau selbst in Augenschein zu nehmen, um sich zu überzeugen, wie er seinen Befehlen vollkommen Genüge geleistet habe.

Friedrich gewährte ihm sein Gesuch. Er besah das Palais, das auch nach dem Vorhof über dem Portal mit einem Balkon und eben so mit einem nach dem Garten versehen war.

Der König lobte die Anlagen und als er auf den Balkon, der nach den Garten führte, trat, wandte er sich an den Besitzer mit den Worten:

Alles ist recht schön, auch die Aussicht hier recht erfreulich, nur eins fehlt noch.

Was denn? — fragte der Graf — Ew. Majestät haben nur zu befehlen.

Ein Galgen! — erwiederte Friedrich kurz und schneidend. Karl Müchler.

Friedrich der Große über Preßfreiheit.

Man hat neuerlich mehrmals das Verfahren Friedrich des Großen bei einem Pasquill gegen ihn in Erinnerung gebracht und damit beweisen wollen, daß er der öffentlichen Meinung alle und jede Freiheit ließ und demnach auch vollkommene Preßfreiheit begünstigte. Der Schluß findet insofern schon seine Widerlegung, als es unter des großen Königs Regierung eine Censur gab; aber er selbst hat sich auch sehr bestimmt ausgesprochen in folgendem Satze (Oeuv. posth. T. XI., P. 143): „Wollen Sie wissen, was ich über Freiheit der Presse denke und über die satyrischen Werke, welche eine unvermeidliche Folge davon sind, so gestehe ich, daß ich vermöge meiner Kenntniß der Menschen, weil ich mich ziemlich lange Zeit mit ihnen beschäftigte, vollkommen überzeugt bin, daß sie zurückhaltende Mittel nöthig haben, und immer die Freiheit, die sie genießen sollen, mißbrauchen werden, so daß es hinsichtlich der Bücher nöthig ist, daß ihre Schriften einer Untersuchung unterworfen sind, die zwar mit Strenge vorzunehmen, aber doch Alles beseitigt, was sich mit der öffentlichen Ruhe, so wie mit dem Wohl der Gesellschaft, dem die Satyre zuwider läuft, nicht verträgt."

Miscellen.

Die Cölnische Chronik bemerkt als eine Merkwürdigkeit, daß der Rhein im Winter von 1305 zu 1306 zugefroren gewesen. Auch Schreiber dieses erinnert sich noch selbst aus seiner Kindheit, daß der Rhein damals (in den letzten 10 bis 20 Jahren des vorigen Jahrhunderts) höchst selten zufror, so daß, wenn dies bei sehr kalten Wintern wohl einmal der Fall war, von weit und breit Reisen an den Rhein gemacht wurden, um das Wunder anzustaunen. Jetzt friert der Rhein beinahe jeden Winter zu. Woher kommt dieß; ist unser Klima so bedeutend kälter geworden? —

Zu Ipswich in England wurden Versuche mit einem von Herrn Gower neu erfundenen oder vielmehr nur verbesserten Anker angestellt, der auf dem Wasser schwimmt. Dieser Anker gleicht einem aufgespannten Regenschirm, und eine Jacht, die ihn auswarf, konnte mit aufgespannten Segeln nicht von der Stelle kommen, während sie sonst vier Meilen in einer Stunde zurücklegte.

* Poesien von Deharde.

Seufzer eines Candidaten.

Kennst du das Land, wo die Kartoffeln blühn?
Durchs braune Moor die grauen Schöpse ziehn;
Ein zott'ger Hirte, strickend einen Strumpf,
Geleitet sie wohl über Moor und Sumpf.
Kennst du es wohl?
Dahin — dahin —
Muß Armer ich, als Liliputer ziehn!

Kennst du die Stadt, vom P'rückenvolk bewohnt?
Das dumm und stolz fürs liebe Taglohn frohnt;
Und gelbe Basen stehn und sehn mich an:
„Warst du auch fleißig, hast du was gethan?" —
Kennst du sie wohl?
Dahin — — dahin —
Muß Armer ich, als Candidatus, ziehn!

Kennst du den Teich mit seiner braunen Fluth?
Darinnen singt der Frösche alte Brut;
Und Gänschen stehn an seinem Uferrand,
Und schnattern: schön ist unser Heimathland!
Kennst du ihn wohl?
Dahin — dahin
Will Armen mich das schwarze Schicksal ziehn! —

Der alte Grenadier.

Ein alter, grauer Krieger
Mit müdem, schwankendem Schritt,
Der singt ein rührend Liedchen;
Ich sing' es andächtig mit.

Er singt vom heiligen Berge,
Und manchem heiligen Mann,
Des Blut dem Vaterlande,
Als Freiheitopfer rann!

„Wie muthig er gefochten
Mit jener heiligen Schaar,
Die stolz dem knechtischen Feinde
Die freie Brust bot dar.

„Wie einst der Freiheit Banner
Geweht im freien Land;
Wie jubelnd die Streiter man grüßte
Als Engel vom Himmel gesandt.

Des Alten Blicke leuchten,
Als wäre der Himmel ihm nah',
Und vom begeisterten Munde
Tönt stolz das ça ira!

Und als der Kaiser zertrümmert
Der Freiheit Heiligthum,
Da hat er kühn gestritten
Für seines Landes Ruhm. —

Und wiederum leuchtet sein Auge,
Zum Kampfe ballt sich die Hand;
Er sieht mit Siegerblicken
Wohl auf sein rothes Band!

Doch kann er das Ende nicht singen
Weil ihm die Stimme bricht;
Und eine düstere Wolke
Beschattet das müde Gesicht.

Die grauen Zeitgenossen,
Die haben ihn gerne gehört;
Ein Fähndrich aber mit Sporen,
Der glaubte den Alten bethört! —

Der Aar.

Es stand am Felsengestade
Ein Mann mit dunklem Blick,
Und sah in die sinkende Sonne,
Und dacht' an sein grauses Geschick. —

Wenn die Sonne scheidet, dann schleichen,
Die grauen Nebel vom Strand;
Und als er von Frankreich geschieden,
Da theilten viel' Fürsten sein Land. — —

Doch plötzlich erhellt sich sein Auge,
Es strahlet in Wonne so klar;
Es strebt majestätischen Fluges
Von Frankreich herüber ein Aar!

„Willkommen du treuer Genosse
Du theilst die Verbannung mir mit;
Die Welt ist Dir worden zu enge
Seitdem man gefesselt mich hier!

„Einst sahen wir herrliche Tage,
Doch sie sind längst uns entflohn;
Von allen Thronen der Welten,
Blieb dieser Fels mir zum Hohn!

„Wie soll ich würdig jetzt lohnen
Dir stolzem und edelem Thier;
Dir Glücklichem bleiben die Schwingen
Doch eiltest du Treuer zu mir."

Da sandt' eine tückische Kugel
Ein Britte mit Brittischem Sinn;
Der Aar sinkt tödtlich getroffen
Dem Kaiser zu Füßen hin. —

Er sieht mit sterbenden Augen
Den Kaiser noch einmal an;
Und breitet um ihn seine Schwingen
Als wollt' er ihn sterbend umfahn.

„So hat man auch dich mir gemordet,
Mein stolzes, mein herrliches Thier;
Doch warum bist du gekommen
So edel in Englands Revier!" — —

Und von den Wangen des Helden
Die Thränen glitten herab;
Und wo der Aar hingesunken
Da zeigt man sein einsames Grab.

Unsere Zukunft.

Ach die Welt wird kalt und düster,
Denn es herrscht ein toller Wahn;
Und steifleinene Philister
Gähnen sich juristisch an.

Jene schreien: „Geld im Beutel
„Ist das größte gaudium!
„Und für einen leeren Scheitel
„Ein probat remedium!

Rationale, Orthoboren
Ja die ganze Clerisey
Sieht man wüthend sich hier boren
Ueber Glaubenslitaney. —

Gutbezahlte Zeitungsschreiber
Predigen die Monarchie;
Und Phantasten, Uebertreiber
Schimpfen auf die Despotie.

Lange, dürre Freiheitsritter
A la Donquichot frisirt,
Drohn den Fürsten Ungewitter
Schreien, daß es besser wird. —

Und die Constitutionellen
Sitzen beim Taback und Bier,
Reden schöne Bücherstellen
Und vom chronischen Geschwür. —

Die modernen Philosophen
Hüllen sich in Dunkelheit;
Dichter singen lange Strophen
In Gedankenlosigkeit.

Nicht entrinnen dem Geschicke
Wird Germania fortan;
Denn mit tiefem Seherblicke,
Hat ein Gott den Spruch gethan:

„Stellet ein das tolle Wesen,
Streitet euch so heftig nicht;
Denn ihr werdet bald Chinesen,
Also will's das Weltgericht!"

Die Wiederkehr.

Als ich in die Heimath gekommen,
Da ward's eine lustige Zeit;
Doch hat sich von allen Bekannten
Mein Pudel am meisten gefreut!

Die pergamentenen Basen,
Die sahen voll Freude mich an,
Und riefen im schrillernden Chore:
„O seht, er ist worden ein Mann!"

Und meine treue Geliebte
Sah hold erröthend mich an;
Sie ist viel stärker geworden
Und hat einen herrlichen Mann!

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 75.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 19. September 1833.

Wenn dich die Lästerzunge sticht,
So laß dir dieß zum Troste sagen:
„Die schlechtsten Früchte sind es nicht
Woran die Wespen nagen."

Der beste Trost.

An einen Freund.

Die Welt ist lieblos, stets bereit zu schmähen,
Das Edle zu verhöhnen, ihr Genuß!
Verleumdung schleicht, und sucht sich die Trophäen
Und gelber Neid — der ist — ihr Genius!

Verleumdung wälzt sich mit den gift'gen Ringeln,
Als Viper spritzt sie tückisch hin ihr Gift —
Das ist ein Zischen — o — ein frohes Züngeln,
Wenn sie pesthauchend, dolchend, — Tugend trifft!

Banditenmäßig, mit dem schwarzen Mantel
Des Hasses, hat die Furie sich bedeckt!
Und krallend, als die scheußlichste Tarantel,
Hat sie giftqualmend stets ihr Haupt gereckt!

Und wo sie hohes Ringen hat gesehen,
Und eigne Kraft — da hebt sie ihren Dolch —
Da läßt sie ihres Rachens Samum wehen,
Da geifert sie als feuchter, eif'ger Molch!

Verkannt zu seyn! verleumdet bei dem Streben,
Daß Du es edel stets und brav gemeint,
Ja! — das ist schrecklich, doch im Menschenleben
Ereignet sich das — immer, edler Freund!

Und Trost in dieser argen Welt zu suchen?
O — nein, mein Freund, das rathe ich Dir nicht.
Flucht Einer Dir, so werden Tausend fluchen —
„Blind ist die Welt, und — blind hält sie Gericht!"

Was die Verleumdung über Dich gespien,
Das glaubt die Welt, ich sage — ja, die Welt
Die träge Masse. — Eiteles Bemühen
Zu widerlegen, was für wahr sie hält. — —

Und was Dir bleibt? — Der eigne, innre Richter
Der beste Trost, ein wahres Himmelslicht.

Verachte denn die Welt und ihr Gelichter,
„Denn — frei spricht Dich Dein innres Schwurgericht!"

Günther Nicol.

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Auf einem feuchten Steinsitze im Hintergrunde der Höhle, am entgegengesetzten Ende des Grundes, saß Feodor in finsteres Brüten versunken. Eine, in die Spalte des Gesteins am Eingange der Grotte gesteckte, fast verglühte Fackel, erleuchtete matt den Vordergrund seines Kerkers. Nur der Fußtritt der Wachen unterbrach die nächtliche Stille. — Der Jüngling fühlte die ganze Schwere seiner unüberlegten That; er maß nur sich, seiner Entfernung den ersten blutigen Erfolg des Ueberfalls bei; er kannte die Strenge des Oberbefehlshabers und ergab sich mit Fassung in sein Schicksal. Aber sein vergangenes Leben drängte sich vor seine Erinnerung, die Hoffnungen der jüngsten Tage, die Erfahrungen des letzten Morgens traten mit lebhaften Farben vor seinen innern Sinn; eine unendliche Wehmuth überfiel seine Seele; Thränen rollten über seine Wangen — er fühlte es nicht.

Da ward seine Schulter sanft berührt — er wandte sich, sein feuchter Blick gewahrte im täuschenden Halbdunkel die Bergfrau. Sie schien ihm zu winken, — der junge Krieger schämte sich der Hoffnung, die plötzlich in seinem Herzen laut wurde.

„Feodor" — sprach die Mastlose hastig — „dein Todesurtheil ist gesprochen — entzieh dich dem Tode der Schande durch die Flucht, folge mir!"

Staunend, schwankend stand der Jüngling.

„Besinne dich nicht — eile, es möchte sonst unmöglich seyn. Wenn der Lieutenant Antuschka auch fehlte — der junge Graf Wassiljeff wird es vergessen machen."

„Sie hat Recht!" — hauchte Feodor; „ein lichter Augenblick ihres Geistes zeigt mir den Weg den ich einzuschlagen habe. Ich folge dir! — weile nur einen Augenblick."

Er trat einige Schritte vorwärts gegen den matt erhellten Theil der Höhle; glücklicher Weise hatte man ihm die Schreibtafel gelassen, schon manches hatte er heute hineingeschrieben. Auch jetzt nahm er den Griffel und trug folgende Zeilen auf ein leeres Blatt: „Ich entziehe mich nicht der Strafe, nur dem Urtheil ohne Verhör weiche ich aus. Ich werde mich selbst dem gerechten Richter stellen." —

Die Bergfrau mahnte mit leisem Ruf zur Eile. Er legte die aufgeschlagene Brieftafel so nahe als möglich an den Eingang der Höhle und folgte ihr mit neuerwachter Lebenslust.

Aus einem Winkel des Gesteins leuchtete den nächtlichen Wanderern ein matter Schein entgegen, der die Schritte der Führerin zu leiten schien. Der Flüchtling gewahrte zu seinem Erstaunen dort eine tiefe Spalte im Gestein, die ihm am Tage entgangen seyn mußte, so oft er auch den Raum auf und abgewandelt war. Eine Kienfackel erhellte mit ihrem spärlichen Scheine den schmalen Gang. Seine Führerin ließ ihn vorantreten und hieß ihn die Fackel ergreifen; dann nahm sie — augenscheinlich zu diesem Behufe — ausgewählte Steine und vermauerte mit geübter Hand den Gang. — „Nun vorwärts, Feodor" — sprach sie ruhig — „bald wird unser Weg bequemer, und den Rest der Nacht magst du in der Höhle der Diws ausruhen." — Stumm wandelte sie jetzt bald vor, bald hinter dem Geretteten, was er auch fragen mochte, er erhielt keine Antwort.

Längst war der Mond hinter den Gipfeln des Kaukasus verschwunden und das Morgenroth färbte die Hörner des Gebirgs mit Purpur, aber noch war kein Tatar zurückgekehrt. Was keine Anstrengung im ungleichsten Kampfe, was keine Strapaze je vermocht hatte, das war der Sorge, der quälenden Angst gelungen. Blaß, zusammengefallen saß der alte Reitersmann am verlöschenden Bivouacfeuer, und die tapfern Genossen sahen mit bedenklichen Mienen auf den Führer, dessen unerklärliche Unruhe während der Nacht ihre Theilnahme erregt hatte. — Da riefen die Vorposten an und bald darauf schmetterten Trompeten einen Marsch, der Reiter und Rosse der kurinischen Schwadronen in freudige Bewegung brachte. Eine Abtheilung ihres Regiments bog, den Rittmeister Gustav von Hornthal an der Spitze, um die Ecke der Felswand. Die Krieger begrüßten sich mit freudigem Hurrah, die Rosse wieherten den alten Bekannten ein helles Willkommen entgegen. — Diese lieben Töne, diese trauten Laute des kräftigen Commandoworts belebten wie ein Zauberspruch den Schädelschmied. Hurrah! — ließ auch er seine Stimme erschallen und eilte dem jungen Freunde entgegen. Als ihm aber dieser, in der vollen Kraft der vollendeten Genesung, die Hand drückte, und verwundrungsvoll der Verändrung erwähnte, die mit ihm vorgegangen sey, fiel die Noth des Augenblicks mit ihrer ganzen Gewalt auf das Herz des Gequälten. Er zog Gustav bei Seite, theilte ihm mit zitternder Stimme die jüngsten Vorfälle mit, und die hellen Thränen liefen über seine gefurchte Wange, als er auch seinen Führer erbleichen und den stieren Blick auf die Gegend werfen sah, wo er den Bruder in Todesangst glaubte.

Der Apellruf ertönte aus Trompete und Horn — noch ließ sich kein Bote erblicken. Gustav eilte in das Zelt des Obristen, die Truppen waren angetreten, der Wachtmeister konnte die Namen seiner Schwadron nicht aufrufen, seine Kraft war gebrochen, seine Stimme versagte ihren Dienst. — Mürrisch, finster trat der Obrist aus seinem Zelte, einen entfalteten Brief in der Hand, erblaßt, mit schlotternden Knieen folgte ihm Gustav. „Sechs Mann von oben zwanzig Schritt vor!" commandirte der Befehlende, „den Arrestanten vor die Fronte!" Kein Tatar ließ sich erblicken. — Aber auch keine Wache erschien mit dem Gefangenen. Ein abgesandter Adjudant kehrte mit verstörten Gesichtszügen zurück, und theilte dem Obristen leise eine Meldung mit, die diesem einen furchtbaren Fluch entlockte. „Also entwischt! Teufel, wie wäre das möglich?" —

Eilenden Schrittes begab er sich zu der Höhle, die Offiziere folgten ihm. Er untersuchte die Grotte, kein Arrestant war da, kein Ausgang zu entdecken. „Also von Verrath umgeben," brüllte der Rohe, und seine todtsprühenden Blicke suchten den Rittmeister und den Schädelschmied. Einer an der Brust des Andern, fest umschlungen standen die Beiden. Auf den Gesichtern der Umstehenden malte sich Theilnahme und Rührung.

„Was bedeutet das unwürdige Gaukelspiel?" — tobte der Obrist. „Rittmeister von Hornthal, und du, alter Heuchler, welchen Antheil habt ihr an der Flucht?" —

Der Wachtmeister zuckte krampfhaft zusammen, der Rittmeister trat, vom Kinn bis zur Scheitel zorngeröthet einige Schritte vor, seine Hand schlang sich um den Griff seines Schwertes:

„Der Offizier des Czars, der russische Edelmann hat nur eine Antwort auf diese Frage," stieß er hervor, — und der Schädelschmied ahmte mechanisch die Bewegung seines Führers nach.

Mit den Zähnen knirschend wandte sich der Obrist. — Da sprengte der Tatar aus dem Hohlwege, ein Schreiben in die Höhe haltend und vor den Füßen des Befehlenden stürzte sein edles Thier zusammen. — Noch vor innerer Wuth zitternd, erbrach der Obrist die Depesche, „aufgeschoben!" — murmelte er, „und der Vogel ist ausgeflogen!" — Eine der Wachen händigte ihm jetzt die aufgefundene Schreibtafel ein; er las hohnlächelnd den Abschied Feodor's; dann blätterte er weiter. „Das Zeug verstehe ein Anderer!" grollte er. „Doch das Ding mag zu meiner Rechtfertigung bei dem Sardar dienen. Rittmeister von Hornthal" wandte er sich jetzt an Gustav, dessen muthigen Blicken seine ihm eigenthümliche rohe Feigheit nicht Stand halten konnte, und den er gern versöhnen zu wollen schien, „der Sardar befiehlt mir, die kuriniſchen Schwadronen, welche heute noch durch doniſche Reiter ersetzt werden sollen, zum Hauptcorps abgehen zu lassen. Sie führen ihm dieselben zu und übergeben ihm diese Schreibtafel. Ich kenne Sie als Ehrenmann und hoffe, daß ein Wort der Uebereilung nicht mehr bei Ihnen nachklingen wird."

Der Rittmeister verneigte sich, der Wachtmeister gleichfalls; denn die seinem Führer gewordene Satisfaction bezog er auch auf sich, und die Aussicht, aus dem Bivouac erlöst zu werden, verwischte die letzten Spuren seines Grolls. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Miethwohnungen.

Nachdem wir uns einige Wochen in Neuyork umgesehen und mit vieler Mühe Erkundigungen eingezogen hatten, die indessen nicht sehr erfreulich ausfielen, beschloß mein Gatte doch, den Zweck unserer Unternehmung zu verfolgen und den schönen Herbst zu einer Reise in das Innere des Landes zu benutzen, um käufliche Ländereien zu besichtigen. Ich wollte unterdessen zurückbleiben und eine kleine Wohnung beziehen; es bleibt einem aber in der Regel nichts übrig, als ein ganzes Haus zu nehmen, wenn man nicht unter der niedrigsten Klasse, den Auswürflingen aller Welttheile, oder unter den Seufzern gänzlich Verunglückter seine Zeit zubringen will. Die Häuser werden nur vom ersten Mai bis zu demselben Tage des folgenden Jahres vermiethet. Um nicht lange in den Gassen umher zu irren, gingen wir in ein sogenanntes Auskunftsbureau. Ein Mulatte war Vorsteher dieses Amtes, wie er es nannte. Er ließ uns sogleich einen halben Dollar Einschreibegebühr bezahlen, obgleich er keine Feder anrührte, versicherte, uns nach Wunsch bedienen zu können, und gab uns einen kleinen Mulatten als Führer, um uns die freien Wohnungen zu zeigen. Der Knabe schleppte uns Gasse auf, Gasse ab, bis er endlich einen Zettel an einer Hausthüre fand und sofort herzhaft anpochte. Das Haus war aber erst in vier Wochen zu haben, und so ging die Reise weiter. Bald merkten wir, daß unser Führer nicht mehr wußte, als wir. Wir gaben ihm also einen Schilling und wollten ihn verabschieden. Der Knabe verlangte noch drei Schillinge für seinen Zeitverlust; dieß wurde ihm lachend verweigert, und er ging ruhig nach Hause. Noch am selben Abend kam ein Konstabler, der uns die verweigerten drei Schillinge und noch überdieß anderthalb Dollars für seine Gerichtsporteln abforderte; es blieb nichts übrig, als zu zahlen.

Bevor einem erlaubt wird, ein Haus zu besichtigen, muß man vom Eigenthümer folgendes Verhör bestehen: Wie lange sind Sie schon hier? was für Bekannte haben Sie? was ist Ihr Ge-

schäft? wo kommen Sie her? wie lange wollen Sie hier bleiben? wie stark ist Ihre Familie? wie viel Kinder? wie alt jedes? haben Sie Geld in der Bank? haben Sie Waaren ꝛc.? Fällt eine einzige Antwort nicht nach Wunsch aus, so sagt er gleich: „Es wird nicht wohl angehen," und es ist kein Wort mehr aus ihm herauszubringen; er fährt in seinen häuslichen Verrichtungen fort, als wenn Niemand da wäre. Ist er aber mit der erhaltenen Auskunft zufrieden, so wird er alsbald lebhaft, freundschaftlich, eifrig, dienstfertig, nachgiebig, jovial, redselig, unermüdet, bis der Kontrakt geschlossen ist, dann hat aber auch diese Geschmeidigkeit wieder mit einem Male ein Ende; der kalte, wortkarge, amerikanische Gentleman steht wieder da, bis zum nächsten Jahrestermin, wo er kommt und fragt, ob man noch ein Jahr bleibe.

Wenn man einige Häuser betreten, einige Verhöre überstanden hat, so fühlt man keine große Lust zur Fortsetzung, und greift begierig zu, wenn man halbwegs glaubt, etwas Erträgliches getroffen zu haben. Zudem sind die Häuser, mit unbedeutender Abänderung, ganz gleich gebaut: zwei Zimmer im ersten Stock, ebensoviel zu ebener Erde, zwei Zimmer, wovon eines die Küche, in der Erde, doch hell und bequem; ein kleiner Garten, darin eine Zisterne für das Regenwasser und scheinbar ein Gartenhäuschen, in der That aber das Cabinet d'aisance. Häuser, in welchen sich Kaufläden befinden, sind ein Stockwerk höher. So sind die Häuser, so ihre Bewohner und Eigenthümer, von Plattsburg bis Neuorleans, von Boston bis Jefferson-City am Missouri, in wirklich erstaunlicher physischer und moralischer Gleichförmigkeit. Man trifft zwar in Neuyork Gebäude von vier und mehr Stockwerken, das sind aber nur Waarenlager für den Großhandel, die außer dem Comptoir keine Feuerstelle haben. Es ist unglaublich, wie ängstlich bei diesen Magazinen am Material und überhaupt an Allem gespart wird. Der Scharfsinn wird aber darin manchmal zu weit getrieben. Im Jahr 1830 ließ einer der reichsten Kaufleute in Neuyork ein ungeheures, sechs Stockwerke hohes Magazin in dem außer Broadway lebhaftesten Quartier der Stadt, nämlich in Cliff-Street erbauen. Er hatte berechnet, daß, wenn er die Tragbäume ohne Bänder und ohne Zapfen nur gerade auf die Balken stellen ließe, dreihundert und einige Dollars erspart würden. Die eigene Schwere sollte dem Gebäude Festigkeit geben, und um jene zu vermehren, bestimmte er die obersten Räume zu den schwersten Waaren. In sechs Monaten stand das Haus mit seinen einen halben Ziegel dicken Wänden da; das pompös eingerichtete Comptoir wimmelte von Schreibern, den ganzen Tag wurden Metallwaaren hinaufgezogen. Das ging eine Woche lang recht gut. Eines Abends um fünf Uhr aber, als eben die Commis bis auf einen nach Hause gegangen waren, stürzte plötzlich das ganze Haus in sich selbst zusammen, so daß die umstehenden Häuser glücklicherweise nur unbedeutend beschädigt wurden. Der zurückgebliebene Commis, der sogenannte Vertrautschreiber, nebst fünf oder sechs andern Personen wurden verschüttet. Alle Zeitungen schrien Zeter: so sträfliche Habsucht müsse exemplarisch bestraft werden; aber bald war Alles wieder still. In Amerika gilt das Gesetz Alles, über ihm steht nur — das Geld.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Krankencasse für Dienstboten.

Darüber befand sich im letzten Blatte des Bürgerfreundes ein beachtungswerther Aufsatz. Der Herr Verfasser gründet und stützt seine Bemerkungen mit Recht darauf, Bremen dürfe und müsse im Guten nicht rückwärts schreiten, dürfe daher auch die sich so segensreich bewährte Anstalt der Krankencasse für Dienstboten nicht fallen

lassen, müsse sie vielmehr zu seiner Ehre immer mehr vervollkommnen. — Es ist der Wunsch aufgestellt worden, auch sämmtliche hiesige Dienstboten auf gleichen Fuß wie die fremden zu stellen und sie zur Theilnahme an der Anstalt zu verpflichten; dagegen läßt sich einwenden, daß sie ja bei ihren Verwandten Hülfe suchen können, oder in deren Ermangelung ein Recht haben, auf die Hülfe des Staats Anspruch zu machen; dafür eben aber spricht Dieß: es ist weit angenehmer, sich selbst helfen zu können, als bei Andern Hülfe zu suchen; es bleibt immer ein schmerzliches Gefühl, sich vom Armenwesen verpflegen zu lassen, und vor Allen Das, daß höchst selten die Dienstboten weder bei ihren Herrschaften noch bei Freunden und Verwandten so schnell und gründlich geheilt werden können, als solches im Krankenhause der Fall ist, wo der Hülfsmittel so viele sind, wo der Kranke Tag und Nacht unter Aufsicht ist, wo Speise und Trank täglich nach Vorschrift der Aerzte zugetheilt werden, wo Dampf- und Wasserbäder den Kranken Linderung und Stärke geben, wo sie sich in dem schön gelegenen, geräumigen Garten erholen können.

Während meiner zweijährigen Verwaltung am Krankenhause sind mir nur 2 Mal Klagen von Seiten der Kranken zu Ohren gekommen; das eine Mal hatte eine Blatterkranke zum Hause ihrer Herrschaft geschrieben, daß sie schlecht behandelt werde, die Speisen würden ihr kalt gereicht, oft ohne Messer und Gabel; die Klage beruhte aber auf boshafter Verläumdung und weinend bat das Dienstmädchen bei meiner sofort angestellten Untersuchung um Verzeihung. — Ein anderes Dienstmädchen klagte über Partheilichkeit der Krankenwärterinnen, indem selbe diejenigen Kranken, welche ihnen Trinkgelder zutheilten oder zusagten, zuvorkommender behandelten und besser verpflegten als andere. Ich fand diese Klage gegründet, ließ die Wärterinnen in den Krankenzimmern zusammentreten, ertheilte ihnen in Gegenwart der Kranken strenge Verweise, verbot ihnen die mindeste Vergütung von den Kranken anzunehmen, mit dem Bedeuten, sie sofort zu entlassen, wenn sie nicht ihre Pflicht aufs Gewissenhafteste, ohne irgend einen Kranken zu bevortheilen, vollzögen; diese Procedur hatte gute Folgen. Es wäre zu wünschen, daß Jeder, welcher auf irgend eine Weise über die Behandlung im Krankenhause gerecht zu klagen hat, sich sofort direct an die Administration wendet. — Wollte ich gegen erwähnte 2 Klagen die vielen Beweise von der Zufriedenheit über die in unserm Krankenhause genossene Pflege, Sorgfalt und Aufmerksamkeit aufzählen, dann hätte ich Viel zu schreiben; es bedarf dessen nicht; ich bin fest überzeugt, wer einmal im Krankenhause verpflegt ist, kehrt gern in Wiedererkrankungsfällen dahin zurück; ich selbst werde mich sofort hinbringen lassen, wenn ich das Unglück haben sollte, von einer ansteckenden Krankheit befallen zu werden.

Zur Hauptsache zurückkehrend, zu den Mitteln, welche aufgefunden werden müssen, die Krankencasse für Dienstboten aufrecht zu erhalten, so theile ich ganz die im erwähnten Aufsatze ausgesprochene Meinung, daß es gerecht, billig und der Sache förderlich sey, auch sämmtliche einheimische Dienstboten zu der Anstalt hinzuziehen. Dabei würde sich die Sache ungemein vereinfachen und sie eine große Erleichterung darin finden, wenn nicht die Dienstboten, sondern die Herrschaften zur Zahlung der Beiträge verpflichtet würden und nur bei den Herrschaften die Beiträge einzucassiren wären; es bleibt diesen dann ja immer unbenommen, ob und wie sie sich deshalb mit den Dienstboten verständigen wollen. Dadurch würden die mancherlei Unzuträglichkeiten bei der Eincassirung der Beiträge von den

Dienstboten, welche bald nicht zu Hause, bald nicht bei Cassa sind, so oft den Dienst zu wechseln haben und zu großer Erschwerung der Controlle in dem einen Hause diesen, in dem andern Hause jenen Namen führen, wegfallen; auch könnten dann die Kosten der Eincassirung, worüber ohne Berücksichtigung der großen Beschwerden so ungerechte Klage geführt worden ist, sehr reducirt werden. Gegen den Vorschlag, die leidigen Trinkgelder bei der Eincassirung mit in Anschlag zu bringen und eine Classification der Dienstboten einzuführen, läßt sich Manches einwenden, da der Betrag der Trinkgelder so unbestimmt ist und manche Gründe da sind, welche die Herrschaften ungern sagen lassen, wie viele Trinkgelder durch Gesellschaften, Rechnungen ꝛc. die Dienstboten bei ihnen verdienen, auch eine Unbilligkeit darin liegt, daß bei gleichem Maaße der Rechte und Ansprüche der Eine mehr, der Andre weniger zahlen soll, zumal in vorliegendem Falle diejenigen Dienstboten, welche in kleinen Häusern und bei ärmeren Herrschaften dienen, am ehesten und am öftersten die Hülfe des Krankenhauses in Anspruch nehmen. — Auch der Vorschlag, jedem Genossen der Krankencasse bei der Benutzung des Krankenhauses noch einen Extrazuschuß zahlen zu lassen, dürfte nicht allgemeinen Beifall finden; dadurch würde ja das Leiden des armen kranken Dienstboten noch vermehrt oder das Unangenehme der Herrschaften, wenn diese zu zahlen haben, die gewohnten Dienste entbehren zu müssen, noch vergrößert werden; zweckmäßiger wäre es, wenn die Herren Aerzte in Ertheilung der Scheine zur Aufnahme im Krankenhause nicht allzu schnell bereit wären.

Ich möchte mir nun wol erlauben, folgende Vorschläge der Prüfung des Publikums zu übergeben. Man lasse 1) alle Dienstboten ohne Ausnahme an der Krankencasse Theil nehmen; man erhöhe 2) den bisherigen Beitrag von 2 Groten vom Lohnthaler auf 3 Groten, und 3) man verpflichte die Herrschaften zur Zahlung der Beiträge. — Man sollte denken, dadurch würden die Mittel zum Bestehen der Krankencasse durch sich selbst genügend seyn, zumal wenn Bremens Wohlthätigkeitssinn sich weniger stiefmütterlich als bisher bei frohen Gelegenheiten, bei Schenkungen und Legaten auf sein Krankenhaus und dessen Tochter, die Dienstboten-Krankencasse, richtet; man sollte hoffen, den Herrschaften — von denen ohnehin sehr viele ihren Dienstboten die Auslagen für die Krankencasse wiedererstatten — wird der Vorschlag, sie so zu Mitinteressenten zu machen, willkommen seyn; denn sie leiden ja mit, wenn ihre Dienstboten krank werden; es kann ihnen daher ohnmöglich gleichgültig seyn, ob eine so nützliche Anstalt, wie erwähnte Krankencasse, fortbestehe zum Ruhm und zur Ehre Bremens, oder ob sie aus dem schönen Kranze der milden Stiftungen und wohlthätigen Anstalten, wodurch Bremen weit und breit eben so rühmlichst bekannt ist, als durch Schifffahrt und Gewerbe, — wieder verschwinden soll.

Johannes Rösing.

---

* Bemerkung.

Daß Friedrichs des Großen Gedanken über die freie Presse nicht die richtigsten sind, beweisen die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und England, wo die freie Presse herrscht.

Zurückhaltende Mittel haben wir nöthig, seitdem wir im geselligen Verbande leben, und Dieß sind die Gesetze. Wer Censur einführt für gedruckte Sachen, müßte, um folgerecht zu seyn, eine dergleichen für das Sprechen einrichten, indem durch dasselbe so wohl Unheil angerichtet werden kann, als durch das Schreiben.

* Frage.

Was Werth hat, nagelt man das an den Galgen? und sind Letztere jetzt so besucht, daß man Nachrichten daran schlägt, die man zur öffentlichen Kunde bringen will?

* Schreiben

eines zur Residenzbewohnerin gewordenen Landmädchens an ihre im Dorfe gebliebene Freundin; enthaltend Gedanken einer Frau vom Stande über die Einführung und Beibehaltung des Gebrauchs der Schminke; — ihrer Gesellschafterin Klara von Grünau in vertraulicher Besprechung eröffnet.

Mitgetheilt

von Dr. Noeldeke.

Endlich vergönnen mir, liebe Freundin, die vielen um mich her rauschenden Zerstreuungen, Ihnen das Erste und Letzte, ich meine, das Aelteste und Neueste aus meinem, seit unserer Trennung bis hieher geführten, großstädtischen Leben zu melden. Sie wissen, wie einfach, wie anspruchlos wir unter den Augen unserer Erzieherin und zweiten Mutter, der guten Frau Pastorin in Grünau, und wie häuslich beschäftigt Sie und ich aufwuchsen. Um so lebhafter war der Eindruck, den die große Königsstadt mit ihrer pracht- und zaubervollen Beleuchtung am Abend meiner Ankunft hieselbst, mit ihren Palästen, die fast alle höher und breiter sind, als unsere Kirche, auf mich unerfahrenes Mädchen vom Lande machte. Ich war in der That von all dem Glanze so geblendet, daß ich darin, wie verloren, nach dem stillen, von Linden- und Kastanienbäumen umschatteten Pfarrhause unseres Dorfes mich bald zurücksehnte. Und selbst jetzt noch immer kann ich mich nicht an den Anblick der todten und lebenden, der stehenden und gehenden Scheinwerfer und an die vielen mich überall umgebenden Sternmenschen, die wie Sonne und Mond leuchten wollen, gewöhnen, ohne eine Art von Augenweh zu fühlen. Freilich kennen sie hier auch wol ein wenig vom Landleben, besonders aus den schönen, mit Landschaften und ländlichen Beschäftigungen verzierten und bemalten Wänden ihrer Säle. Allein gegen die wirkliche Natur unsers Dörfchens ist das im Grunde doch nur Schattenspiel an der Wand, zumal bei dem Gedanken an unsere Auen und Triften mit den vielen, im tiefen Grase wandelnden oder ruhenden Rindern und blöckenden Schafen. Wo bleiben da die fast stubenhohen, aus Lampen und Kerzen aufgebauten Christnachtsbäume gegen die Blüthenfackeln unserer beiden, vor dem Pfarrhause prangenden Kastanien, und die duftenden Farbenbögen und Blüthengehänge unserer Aepfelbäume? Was wollen alle die betroddelten und bequasteten Herren und Damen sagen neben den schlanken Tannen und Fichten, wenn diese im Frühling ihre lichtgrünen Quästchen, wie eben so viele Glocken aushängen, als wollten sie ein Vorspiel zu dem großen Naturconcert im Maimonat geben? Kurz, liebe Freundin, ich finde überall in der Umgebung der stolzen Königsstadt so viel Widerstreit mit meinen stillen Neigungen und meiner Liebe zum ländlichen Leben, daß ich nach überstandenem Winter wieder zu Ihnen zurückzueilen mich gedrungen fühle. Uebrigens bin ich im Hause und in der Gesellschaft der vornehmen Frau, der ich zu dienen die Ehre habe, so gut aufgehoben, daß ich in jeder Hinsicht meine Lage über meine Erwartung gefunden habe; das Einzige nur, was ich vermisse — und das heißt — Alles, ist unser liebes, trauliches, durch Nichts für mich zu ersetzendes Dörfchen. Auch entgeht diese Sehnsucht, diese Vorliebe keineswegs meiner hohen Gönnerin; vielmehr tröstet sie mich mit ihrer eignen, vormaligen Erfahrung bei ihrer jugendlichen Uebersiedelung von Dorf nach Hofe. Zuweilen sogar in Stunden heiterer Stimmung läßt sie sich herab, mir ihre eigenthümlichen Ansichten des vornehmen Lebens mitzutheilen, und meine Fragen über Dieß und Jenes freundlich zu beantworten, mitunter auch wol ein wenig zu belächeln. Als ich sie so vor nicht langer Zeit über das garstige Anstreichen der Menschengesichter, und über den Ursprung einer so unnatürlichen Gewohnheit befragte, drückte sie sich ungefähr in diesen Worten aus:

(Der Beschluß folgt.)

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 75.

Bremen, Donnerstag den 19. September 1833.

Gestorben:

Den 19. Mai. d. J. starb auf dem Bremer Schiffe „Sophie" von hier nach Baltimore der Buchhandlungsgehülfe Siegmund Aug. Scheppach, 34 Jahr; aus Dresden.

Den 6. — Des Arb. Bernhard Schwerdtfeger Sohn (todtgeb.); Stangenhof Nro. 9.

Den 7. — Des Schweineschlachters Johann Heinr. Döll Sohn, 1 Jahr; Seeken N. 3.

Den 8. — Des Weißbäckers Herm. Schweers Ehefr., g. Buse, 44 J.; Westerstr. N. 11.

Den 8. — Luise Mann, 18 Jahr; Molkenstr. Nro. 50.

Den 9. — Des Küpers Joh. Friedr. Schüttger Tochter, 6 Monat; Schnoor Nro. 37.

Den 9. Sept. Des Schneiders August Herm. Wiechmann Sohn, 5 J.; Kohlhökerstr. N. 6.

Den 10. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Burchard Stolte Sohn, 14 Tage; kl. Helle Nro. 7.

Den 11. — Des Rademachers Joh. Heinr. Arnholz Sohn, 5 Monat; Buchtstr. Nro. 29.

Den 11. — Des Schuhmachermeisters Johann Philipp Spannhut Tochter, 1 Jahr; Hohethorsstraße Nro. 2.

Den 12. — Der Tischlermeister Joh. Christ. Hahn, 44 Jahr; Großenstraße Nro. 34.

Den 13. — Des Landmanns Diedr. Depken Tochter, 20 Wochen; Hastedt.

Geburten:

Den 5. Sept. Des Bierbrauers Georg Friedr. Schmid Ehefr., geborne Pundsack, Tiefer Nro. 47; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Arb. Bernhard Schwerdtfeger Ehefr., geb. Nolte, Stangenhof Nro. 9; von einem todten Knaben.

Den 6. — Des Schneidermeisters Hinr. Gerh. Haverkamp Ehefr., geb. Hollmann, Kirchenstraße Nro. 1; von einem Knaben.

Den 6. — Des Arb. Herm. Behrens Ehefrau, geborne Siemers, Hastedt Nro. 56; von Zwillings-Töchtern.

Den 6. — Des Arb. Johann Hinr. Geercken Ehefr., geb. Nuthoff, Buntenthorssteinweg Nro. 48; von einem Knaben.

Den 7. — Des Knopfmachers Johann Jacob Christian Hinrich Peterß Ehefr., geborne Biermann, große Fuhrleutestr. Nro. 43; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Krameramtsgenossen Johann Friedrich Anton Albers Ehefrau, geborne Paradies, Steinthorssteinweg Nro. 81; von einem Knaben.

Den 8. — Des Kaufmanns Hinrich Frerichs Ehefr., geborne Spreen, Doventhorsstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

Den 8. Sept. Des Tischlermeisters Otto Herm. Muselius Ehefr., geb. Stallmann, hinterm Stephanikirchhof Nro. 40; v. e. Knaben.

Den 9. — Des Hökers Friedr. Heinr. Ludwig Mahlmann Ehefr., geb. Eickemeyer, außerm Steinthor Nro. 61; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Schiffskapitäns Hinrich Wilh. Exter Ehefr., geb. Herklots Kohlhökerstraße Nro. 12; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Zuckerbäckerknechts Joh. Christ. Koster Ehefr., geb. Eckhoff, Grünenstraße Nro. 41; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Arb. Jacob Rampff Ehefr., geb. Frese, Rosenkranz Nro. 14; v. e. K.

Den 11. — Des Arb. Diedr. Wiencken Ehefr., geb. Rosemeyer, Paulsberg Nro. 46; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Strumpfwebers Herm. Anton Krull Ehefr., geb. Engelbert, Heerdenthorssteinweg Nro. 10; von einem Knaben.

Den 11. — Des Malers Albert Brockmann Ehefr., geborne Rückel, Grützmacherstraße Nro. 23; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Arb. Joh. Friedrich Conrad Evermeyer Ehefr., geb. Preen, Venkohlstr. Nro. 1; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Schweineschlachter Johann Friedrich Jacob Voigt und des verstorb. Schweineschlachters Justus Wilhelm Holzminder Wittwe, Catharina Maria geb. Hagedorn hieselbst.

Der Grobbäcker Burchard Anton Tiedeken und Maria Catharina Elisabeth Werth zu Wildeshausen.

Der Maurergesell Jacob Westphal und des verstorb. Maurergesellen Johann Christoph Brauer Wittwe, Rebecca Elisabeth geborne Engelbrecht, hieselbst.

Der Schmiedemeister Friedr. Winters zu Grohden, Gerichts Leesum, und Johanna Carolina Schütte hieselbst.

Der Schuhmacheramtsmeister Friedr. Christian Schultze hieselbst und Dorothea Luise Thiele aus Borstel, Amts Nienburg.

Der Schlossermeister Johann Franz Urban Diering und Catharina Elisabeth Bruns hies.

Der Schuhmachermeister Joh. Diedr. Hanning und Marg. Dorothea Nepper zu Diepholz.

Der Schuhmacher Friedr. Lindemann zu Hastedt, und Anna Maria Magdalena Fürchtenicht zu Ottersberg.

Der Höker Johann Friedr. Wilh. Struckmann hieselbst und Gesche Dorothea Wicke aus Riede, Amts Syke.

Der Schuhmacher Johann Nicolaus Bock und Sophia Margar. Zieburtz, beide von hier.

Der Arb. Caspar Hinr. Eggersmann, genannt Backhof, und Metta Margar. Köster am Buntenthorsteinweg.

Der Cigarrenmacher Johann Christian Friedrich Bille und Stina Schmäding, beide von hier.

Der Tischler Johann Christian Hohn hieselbst und Catharina Maria Meier aus Langwedel, Amts Verden.

Der Schuhmacher Diedrich Kruse zu Hastedt und Margar. Schütte zu Grohden, Gerichts Leesum.

Der Wassermüller Carl Justus Koch hieselbst und Luise Charlotte Marlena Hefecker aus Lunsen, Amts Thedinghausen.

Der Schuhmacheramtsmeister Justus Friedrich Kern und Caroline Christiane Herbst hies.

Der Schuhmacheramtsmeister Johann Koopmann hies. und Gesche Plate aus Kirchhuchting.

Der Arb. Johann Friedrich Kratzer am Buntenthorsteinweg und Anna Magdalena Bischoff aus Morsum, Amts Thedinghausen.

Der Arb. Harm Hinrich Ahrens und des verst. Arb. Hermann Elfers Wittwe, Margar. geb. Kuhlmann, zu Hastedt.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 76.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 22. September 1833.

Es ist fürwahr nicht Lüge, nicht schlau erfundne Mähr:
Der Gottesrach' entschreitet der Frevler nimmermehr!

Die Gottesrache.

Geschichtliche Romanze.

„Was zaudert Ihr, Soldaten, und hört auf ihr Geschrei?
Eh' macht die träge Flamme von jeder Fessel frei,
Das Meuchlernest zu tilgen bis auf den letzten Span,
Wie ich's hier auf der Karte schon mit dem Stift gethan!"

Der Hauptmann rief's der Franken; sein Blick ein Todespfeil,
Stolz, daß man ihn gewürdigt, des armen Städtchens Heil
In seine Faust zu legen, die stets in Feindesland
An Plünd'rung und Verwüstung allein'ge Freude fand.

„Doch" — ruft er schnell besonnen noch seiner Rotte nach —
„Damit den Frankennamen nicht treffe Deutsche Schmach,
Will huldig ich gestatten, daß, eh' die Gluth geschürt,
Des Bürgerpacks Elite ihr bestes Erb' entführt!

„Nur unter meinen Augen darf aber dieß geschehn,
Ich selbst will Wache halten, als Schirm zur Seite stehn,
Ja streng Register führen, daß nicht, bevor man's glaubt,
Die Bête allemande sich bößlich selbst beraubt!" —

O Loos voll Schmach und Jammer! Wohl kaum ein Tausendtheil
Der Flamme Wuth entreißen in ungestümer Eil',
Und noch verpflichtet bleiben dem eisernen Gemüth,
Das mehr als Feu'r und Schwefel von Flammengeistern glüht!

Doch die so viel verschuldet in schwerer Zeiten Drang,
Die Noth — die bitt're — heischt es; man wagt den heißen Gang,

Und was von edeln Gütern man irgendwo erblickt,
Wird von den Stadtbewohnern dem Feuertod entrückt.

Von Silber, Pretiosen und Schätzen mancher Art,
Die hier und da vereinzelt der Aermste selbst bewahrt,
Ward Vieles aufgestapelt und vor dem Kriegsgezelt
Des Fränk'schen Rottenführers zur Muster'rung aufgestellt.

Der aber sah mit Lächeln — wie einst an Roma's Brand
Nero, der Ungeheure, geheim Entzücken fand —
Der Flamme jähen Wachsthum, und wie dem Bürgertroß
Das Element im Grimme bald jeden Zugang schloß.

Dann sondert er behaglich, schier wie der Wolf von fern
Die Heerd' im Pferch belauert beim ersten Dämmerstern,
Was sich zum Angedenken, beweglich, nett und leicht,
An Ringen, Uhren, Dosen gefällig ihm bezeigt;

Mischt selbst sich ins Getümmel, rückt dieß und das zurecht,
Und ordnet, hebt und müht sich wie der gemeinste Knecht;
Doch schien's, daß seine Taschen sich merklich aufgebläht,
Je mehr er in dem Chaos raublüstern sich ergeht. —

Da wird im blachen Felde ein seltsam Dröhnen kund,
Als schauderte die Erde in ihrem tiefsten Grund,
Der Häuptling schrickt zusammen und bang hört man ihn schrei'n:
„Ihr rüstigen Gesellen, das müssen Feinde seyn!"

Doch Antwort wurde theuer, und mehr noch guter Rath,
Als aus den Abendschleiern der Frevelrächer trat,
Altpreußischer Husaren ein wohlberittner Troß,
Der wie ein Pfeil vom Bogen auf die Neufranken schoß.

Nun, stolzer Häuptling, zeige, wie ernst Dein Widerstand,
Der wohl seit langen Jahren nicht edlern Gegner fand;
Nun schaare Deine Braven und wirf zu Galliens Preis
Die ungebet'nen Gäste aus Deinem Flammenkreis!

Ha, wie so schnell verwandelt sich Deine Kriegsnatur?
Du selber bist entschwunden, — Gewehr und Tschako nur
Läßt Du zum Angedenken Deiner verwais'ten Schaar,
Die, wenn auch beutelüstern, nicht ohne Kriegsmuth war.

Doch rathlos, ohne Führer, zerrüttet und zerstreut
Verfällt sie ohne Gnade dem Tod in kurzer Zeit,
Und wie die müde Flamme vom Aschenhaufen läßt,
Verließen bald die Sieger der Feinde blut'gen Rest.

Kaum einz'le Todesboten der Franken Lager sah'n,
Man frug nach ihrem Hauptmann — doch nur umsonst gethan
Blieb Frag' und Gegenrede; nicht Freund noch Feind begriff,
Wie er sein Schiff geborgen, trotz Sturm und Klippenriff?

Und Monden, Jahre schieden ob Kusel's Brandruin,
Auf den geborstnen Mauern wuchs wieder Maiengrün,
Es kehrten Storch und Schwalbe zum neuen Bau zurück,
Vergessen war der Mütter, der Väter Mißgeschick.

Da hielt ein Ungewitter einst auf demselben Platz,
Wo die bedrängten Bürger gehäuft den kleinen Schatz,
Den sie der Gluth entrungen, doch ihrem Plünd'rer nicht,
Mit Blitz und Donnerschlägen ein furchtbares Gericht.

So grauenvoll erlebten's die ält'sten Greise kaum:
Mit Hagelruthen stäupt' es der Berge wald'gen Saum,
Und riß uralte Eichen, wie Rohre man zerbricht,
Ja ihre Wurzellatten hervor ans Tageslicht.

So traf ein Blitz des Himmels auf einer Ulme Haupt,
Nah' an derselben Stelle — wenn hohl auch und entlaubt —
Wo einst der Fränk'sche Führer die räuberische Hand
Nach fremder Habe streckte und geisterhaft verschwand.

Hilf Himmel! ist's Verblendung? ist's Wahrheit oder Trug?
Aus dem zerriss'nen Stamme, wie ihn der Blitz zerschlug,

Ragt ein entstellter Leichnam in Fränk'schem Waffenkleid,
Der hier den Tod gefunden vor langer Jahre Zeit.
Man forscht nicht ohne Grauen nach Herkunft, Stand und Rang
Des Opfers, das verzweifelnd in diese Baumgruft sprang, —
Doch nicht Patent noch Ordres bezeugen es so treu
Als Ringe und Juwelen, wer der Gefund'ne sey;
Der den uralten Glauben bestärkt in neuer Mähr:
Der Gottesrach' entschreitet der Frevler nimmermehr!
Ja, täuscht er Menschenblicke auch in gewagtem Spiel,
Wird ihm zum Rabensteine sein bergendes Asyl! *)

Friedr. Krug v. Nidda.

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Gegen die Mitte des Tages zog das Reitergeschwader ab. Der Wachtmeister theilte nun seinem Lieblinge die Vermuthung mit, daß die Bergfrau den Bruder gerettet habe; er setzte hinzu, daß nach der Stelle, wo er sie erblickt, zu urtheilen, die Räthselhafte die Gnomen und Berggeister müsse zwingen können, ihr Pfade durch Erz und Fels zu bahnen. Gustav lächelte, und zog Feodor's Schreibtafel hervor. Vielleicht — hoffte er — werde er dort ein oder den andern Aufschluß finden. — Plötzlich zog er die Zügel seines Pferdes an, sein Gesicht verklärte sich, das Buch zitterte in seiner Hand. Dimitri hielt erwartungsvoll an seiner Seite; er wußte, sein junger Freund werde ihm etwas mitzutheilen haben. „Was ist das?" — sprach der Rittmeister froh bewegt; „Dimitri, Seelenfreund hör' an, was hier geschrieben steht: „Sie ist nicht seine Schwester — o, könnte ich zu ihm fliegen und ihm die Nachricht bringen — ihre Mutter schien erweicht — sie würde den vereinten Bitten nicht widerstehen, ihr Alle würdet noch glücklich werden können, wenn Reue und Versöhnung die Furien der Rache vertreiben und lindernden Balsam in die Wunden der Täuschung gießen wollten."

Jetzt begann es für Gustav zu tagen; der Zusammenhang wurde ihm klar. — Er sehnte sich nach einem Zusammentreffen mit seinem Stiefvater.

Der Regen goß in Strömen; dunkle Wolkenschleier verhüllten das Hochgebirge; die Bergbäche raseten durch ihr enges Bett und rollten schäumend und grollend gewaltige Steinblöcke vor sich her. — Vor einem mit Verhauen und Erdaufwürfen unzugänglich gemachten Hohlwege, im engen Thale, lagerte der General Pankratieff mit seinem Corps, ungewiß zögernd, ob er den Angriff beginnen oder helleres Wetter abwarten sollte. Hinter dem Bivouac erhob sich ein steiler Bergrücken, dessen Vegetation nur noch einige verkrüppelte Nadelhölzer und Schlingkräuter hervorzubringen vermochte. Trüb' und schwer hingen die Wolken an seinen zerklüfteten Seiten und nur wenn ein Windstoß auf Augenblicke die feuchten Vorhänge lüftete, erschienen die glänzenden Gletschergipfel himmelanragend dem geblendeten Auge. Gustav war mit seinem Geschwader angelangt. Er stand eben vor dem Sardar und richtete den Auftrag aus, der ihm geworden und der Sardar horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf den muthmaßlichen Zusammenhang der Begebenheiten, die einem seiner Jugend- und Waffenfreunde so nahe angingen und machte dem Rittmeister Hoffnung, daß sein Bruder gerechtfertigt der Verantwortung überhoben werden könne; da drängte sich einer der Flügeladjudanten in das durchnäßte Zelt und übergab dem Befehlshaber ein zusammengerolltes Stück Papier, welches eine

*) Es sey bemerkt, daß der Held dieser geschichtlichen Romanze der rohesten Revolutionsperiode, doch keineswegs der ritterlich-romanesken der Napoleonischen Zeit gehört, die ähnliche Subjecte wohl verdrängt haben würde.

unbekannte Hand, an einen Stein gebunden, von der Höhe einer Klippe in den Kreis der versammelten Offiziere geschleudert hatte. Der Sardar entfaltete es; mehrmals überlas er den Inhalt; er schüttelte bedenklich das Haupt; dann las er laut: „Excellenz, Sie und Ihr Corps sind in Gefahr. Der Berg geht; in einigen Stunden möchten Sie verschüttet seyn. Nur auf den westlichen Anhöhen sind Sie sicher." —

„Was soll mir die unverständliche, verfängliche Warnung, und von wem kommt sie?" — sprach er, indem er das Papier auf den Feldtisch warf. — „Die Falle ist zu dumm angelegt!"

Gustav hatte einen Blick auf das Schreiben geworfen und die Handschrift Feodors erkannt:

„Herr General" — hub er an, „die Warnung kommt vom Lieutenant Antuschka; und ohne Ihrer Meinung vorgreifen zu wollen, möchte ich rathen sie nicht zu verachten. Die Bergfrau, seine einstige Pflegemutter, ist gewiß mit den Naturereignissen in diesem Hochgebirge bekannt, von ihr wird er erfahren haben, daß uns Gefahr droht. Daß keine Hinterlist im Spiele ist, dafür verbürg ich meine Ehre und mein Leben."

„So lassen Sie uns einmal den spazierenden Berg in Augenschein nehmen," lächelte der General spöttelnd, indem er das Zelt verließ.

Furchtbar brauseten die Gewässer durch die Klüfte, Massen von kleinerem und größerem Gestein mit sich führend. Dichter Nebel hüllte die Firnen des Hochgebirgs ein, und von Zeit zu Zeit klang es wie Rollen fernen Donners.

„Die Berge gehn!" rief ein alter tscherkessischer Reitknecht seinem Kameraden zu.

„Sonderbare Promenade!" murmelte der Sardar, und „sage mir, Alter," wandte er sich an den Verdutzten — „was will das heißen, wenn die Berge gehen?"

„Wenn die Sonne das Eis der Gletscher gelockert und das rinnende Thauwasser tiefe Furchen hineingefressen hat" erwiederte der Alte, „dann bedarf es nur eines anhaltenden warmen Regens, der aus den hochziehenden Wolken sich über die ewigen, mächtigen Eisfelder ergießt, und hier und dort reißen sich gewaltige Blöcke, die oft große Felsenstücke in sich schließen, los, rollen und schieben sich die Höhen hinab und bedecken Thäler und Gründe mit ihren Trümmern; und dieses nennen die Bewohner der kaukasischen Hochländer „das Gehen der Berge."

„Solchen Gesellen muß man aus dem Wege gehen!" sprach der Sardar ernst. Er winkte; — die Signale ertönten, und in wenigen Augenblicken bewegten sich die Colonnen in Schlachtordnung die westlichen Anhöhen hinan. Kaum war ein neues Lager aufgeschlagen, da krachte und prasselte und klirrte es in grausenerregendem Gemisch durch die gegenüber liegende Klüfte; ein Windstoß rollte das Nebelmeer vor sich her, die Sonne beschien die majestätisch sich erhebenden Wände des Schalataw. Glimmernd, blendend in furchtbarer Beweglichkeit, zog es, wie ein Strom geschmolzenen Metalls, durch die Aushöhlung seiner dunkelbraunen Seite, näher und näher, mit zunehmender Schnelligkeit und verstärktem Getöse wälzte es sich herab. — Lautlos stand das russische Heer, hohnlachend sammelten sich die Haufen der Empörer auf den Erdaufwürfen ihrer Verhaue; da sauste es über die letzten Vorsprünge, die Luft bewegte sich wie vom Sturme gepeitscht und der Grund, der noch vor Kurzem dem Heere zum Lager diente, war in einem Augenblicke 30 bis 50 Fuß hoch angefüllt mit gewaltigen Eismassen und Felsenblöcken.

„Die Warnung wiegt das Vergehen Ihres Freundes auf; und ich wünschte nur, daß er sich mir stellte, um sein Betragen öffentlich rechtfer-

tigen zu können," warf der Sardar beiläufig hin, als er an Gustav vorbeischritt.

Aber der Wunsch sollte sobald noch nicht in Erfüllung gehen. Erpilei war mit stürmender Hand genommen, der Lügenprophet noch einmal bei Atschecha und bald darauf bei Tschumkessen aufs Haupt geschlagen; aber der Winter war ihm zu Hülfe gezogen, und hatte seinen Schlupfwinkel, die unersteigliche Bergveste Gimri, mit polirten Mauern und Wällen umgeben und die muthigen Verfolger hinabgetrieben in die Ebenen. — Nicht abgeschreckt war Kasi-Mullah durch seine Niederlagen, nicht entmuthigt seine Mjuriden durch die mit ihren Brüdern bedeckten Schlachtfelder.

Die Russen hatten die Winterquartiere bezogen und die Feindseligkeiten waren auf der ganzen Linie eingestellt; denn die Aeltesten und Abgeordneten aus den Ortschaften von Daghestan, aus Tschirkey und Gumbet, Orte, die seit Jahrhunderten keine Herrschaft anerkannt hatten, dem Kreise von Schalatau und der Genossenschaft der Koissubulen, hatten dem Czar den Eid der Treue geschworen, sie hatten die Hand auf den Koran gelegt und ihn geküßt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bremer Zeitung.

Mit Recht erregte die vorige Redaction der Bremer Zeitung die Unzufriedenheit der Leser, indem sie die Ereignisse der Zeit mit zu engherzigen, aristocratischen Blicken betrachtete, in ihren Ansichten gegen das Französische Volk eine große Partheilichkeit zeigte, Berichte und Aufsätze der Französischen Blätter oft sehr unrichtig und verstümmelt übersetzte und manche interessante liberale Aufsätze andrer, auch unter strenger Censur stehenden Deutschen Zeitungen, entweder gar nicht oder sehr verspätet und unvollkommen aufnahm; manche gerechte Vorwürfe mußte sie deshalb hören, auch auf den Bürgerconventen ward mehrere Male über unsre Zeitung Klage geführt; — die Redaction sah sich veranlaßt, sich zurückzuziehen. — Zwei junge talentvolle hiesige Advokaten übernahmen mit dem 1. Januar d. J. die Redaction der Bremer Zeitung, deren Credit im In- und Auslande so sehr gesunken war. Nach gerade darf man wol fragen und untersuchen, ob und wie die großen Erwartungen, welche man sich von der neuen Redaction gemacht, erfüllt worden sind. — In jetziger Zeit, wo die Aufklärung solch große Fortschritte gemacht hat, wo die Ansprüche weit größer als sonst sind, wo sich die verschiedenen Meinungen der Menschen schroffer als je einander gegenüber stehen, ist es eine ungemein schwierige Sache, eine Zeitung gut und zur Zufriedenheit der Leser zu redigiren.

Es ist nicht zu läugnen, daß sich die Brem. Zeitung unter der neuen Redaction wesentlich gebessert hat; im Allgemeinen theilt sie weit unpartheiischer als sonst die Nachrichten aus fremden Blättern mit und liefert die Uebersetzungen aus fremden Zeitungen genauer und sorgsamer als ihre Vorgängerin; allein es bleibt noch Manches zu wünschen übrig, auf guter Bahn begriffen, darf man nicht stille stehen oder gar rückwärts gehen. — Die ersten Nummern der dießjährigen Bremer Zeitung lieferten manche treffliche Belege, daß es der Redaction ein Ernst sey, sich die Zufriedenheit der Leser zu verschaffen; wer wird sich nicht der interessanten eigenen Aufsätze der Redaction: „Europa's Zustand", „Holland", „die Belgische Frage", „die Bank von England", „Parlamentswahlen", „die Engl.-Ostindische Compagnie", „Emancipation der Sclaven" ꝛc. erinnern, womit man im Anfange des Jahres beschenkt ward und wodurch die so sehr geschwächt gewesene Lust, die Bremer Zeitung zu lesen, ungemein erhöht wurde; aber wie bald ist die Re-

daction im Guten ermüdet, wie selten findet man seit mehreren Monaten eigne Aufsätze oder Bemerkungen zu den Nachrichten aus andern Blättern, welche oft kaum des Wiederkäuens werth, oft beim ersten Anblicke als falsch und unrichtig zu begreifen sind, wie oft verspätet sie sich in der Mittheilung interessanter Nachrichten; man wird mir Recht geben müssen, wenn man die Zeitungen mit Aufmerksamkeit liest.

Als Beleg des Gesagten mag die Zeitung vom 13. Sept. dienen; man findet darin nichts aus der Amsterdamer Zeitung vom 11. Sept., welche doch schon am 12. Sept., 3 Uhr Nachmittags, in den Lesezimmern des Museums, der Union ꝛc., sicher auch in den Händen der Redaction der Bremer Zeitung war, da sie der Amsterdamer Berichte vom 10. dieses erwähnt; es wäre doch wol der Mühe werth gewesen, der darin befindlichen wichtigen Nachricht aus London vom 7. dieses zu gedenken, nach welcher Bourmont durch Saldanha geschlagen und bis zur Spanischen Grenze verfolgt worden; die Nachricht hat sich zwar nicht bestätigt, trieb aber am Tage, wo sie in London war, den Scrip der Portug. Regentschaft von 19½ auf 22¾ pCt.; fast alle andre Deutsche Zeitungen theilten diese Nachricht aus jener Holländischen Zeitung mit, manche mit passenden Bemerkungen, auf Unwahrscheinlichkeit der Bestätigung hindeutend.

Wenn die Pariser Blätter mit so geringem Nachdenken berichten, daß der Erherzog Karl von Braunschweig beabsichtige, über Belgien und Hamburg nach Bremen (à Brème — also die Stadt Bremen, nicht Herzogthum Bremen) zu reisen, um in Bremen (à Brème) einen Aufstand zu seinen Gunsten anzustiften: so hätte die Redaction unsrer Zeitung jenen Französischen Unsinn entweder gar nicht oder mit einer passenden Bemerkung wieder geben, nicht aber warten sollen, bis andre Zeitungen Bemerkungen dazu gaben und diese dann wörtlich abschreiben, wie selbes Nro. 244 geschehen ist. Den interessanten Aufsatz „von der Wetter," vom 3. Sept., theilte die Bremer Zeitung erst am 16. Sept. mit, nachdem er längst zuvor in fast allen Deutschen Blättern, im Hamburger Correspondenten vom 11. Sept. gestanden.

Herzlich wünschend, daß es der Redaction unserer Zeitung immer mehr gelingen möge, die Zufriedenheit der Leser zu gewinnen, damit die Zeitung immer mehr hier und auswärts Freunde gewinne, und hoffend, daß die beiden Herren Redacteure meine offenen Bemerkungen freundlich aufnehmen mögen, grüße ich dieselben mit aller Achtung.

Je. R.

---

* Haupt-Schule.

In dem von Rath und Bürgerschaft angenommenen Deputations-Bericht, in Folge dessen die Obrigkeitliche Bekanntmachung erlassen ist, heißt es unter Andern auch:

„Das Scholarchat lade im Anfange eines jeden Semesters die Väter der Schüler (jeder Abtheilung der Hauptschule besonders, und wenn es der Zahl wegen erforderlich seyn sollte, auch die der obern und die der untern Klassen der Vorschule abgesondert) zu einer Versammlung ein, fordere sie dann zu einer Mittheilung ihrer Wünsche und Ansichten auf und ersuche zugleich die nach ihrer Stellung und Neigung am meisten dazu geeigneten Väter, bis zur nächsten Versammlung den Zustand der Schule, die Wünsche der Eltern und die Ansichten des Publikums mit zu beachten, und namentlich auch die Verpflichtung zu übernehmen, in den letzteren Wochen eines jeden Semesters einige Male dem Unterrichte in jeder Klasse (jedoch nicht alle gleichzeitig) beizuwohnen und von ihren

Bemerkungen in allen obigen Beziehungen dem Scholarchat vertrauliche Mittheilungen zu machen, so daß dieses erwarten dürfe, von jedem Vater irgend ein Zeichen seiner Aufmerksamkeit zu erhalten. Je weniger übrigens solche Communicationen an bestimmte Formen gebunden werden, um so mehr dürfen sie dem Zwecke entsprechen, welcher übrigens gegenseitige Discretion verlangen würde.

Durch eine solche Mitwirkung, der bei dem jedesmaligen Zustande der öffentlichen Schule offenbar höchst Betheiligten, nämlich der Väter der zur Zeit ihr anvertrauten Schüler, werden auch in disciplinarischer Rücksicht und bei den Lehrgegenständen Mißverhältnisse sich leichter vermeiden und heben lassen, welche ohne solche Kunde billiger und zeitgemäßer Wünsche der Hauptbetheiligten im Laufe der Zeit nach und nach unmerklich eintreten können. Nach dieser Betrachtung hat auch die Deputation es vermieden, in eine nähere Prüfung dieser ohnehin für die Dauer schwer im Voraus genau zu bestimmenden Gegenstände einzugehen."

Da nun auch diese Einrichtung durch Convent-Beschluß genehmigt ist, so darf durch deren bevorstehende Einführung viel Gutes erwartet werden.

* Meinungen.

Ein achtbarer Mann ist der Meinuug, daß wenn Dienstboten, welche mit einer galanten Krankheit nach dem Krankenhause kämen, Extrazuschuß geben müßten, dieses eine wohlthätige Einwirkung auf die Sittlichkeit ausüben würde. Schreiber dieses theilt diese Meinung, so wie den Wunsch des Herrn Jo. Nösing, daß wer gerechte Klagen hat, sich damit direkt an die Behörde wenden und nicht zu öffentlichen Blättern, mit Licht, Wasser und Thor, seine Zuflucht nehmen sollte.

Eine Unbilligkeit ist es, wenn Reiche und Arme zu einer Anstalt gleichviel beitragen sollen, wovon sie einerlei Genuß haben. Man denke sich nur, wenn Alle verpflichtet wären, eine gleiche Summe zur Erhaltung des Staats beizutragen, würde das Bestand haben können? Unbillig kann man es daher nicht nennen, wenn verlangt wird, die Dienstboten sollen ein Bestimmtes von ihrem Verdienst zur Krankencasse — also auch von den Trinkgeldern — geben; nur ist der schlimme Umstand dabei, daß sich diese zum großen Nachtheil der Krankencasse nicht ausmitteln lassen. Mancher Dienstbote erhält 5 Rthlr. Lohn und bekommt 50 bis 80 Rthlr. Trinkgeld.

* An die Fürsten.

Im unermeßlichen Weltenraum
Sind unzählbare Sonnen zu schau'n;
Sie sind nicht geschaffen zum Glänzen allein,
Sie sollen wohlthätig, beglückend sehn.
Ihr Mächtigen, zum Regieren bestellt
Glänzt friedlich! — seyd Beglücker der Welt!

J. C. Schierenberg.

* Schreiben

eines zur Residenzbewohnerin gewordenen Landmädchens an ihre im Dorfe gebliebene Freundin; enthaltend Gedanken einer Frau vom Stande über die Einführung und Beibehaltung des Gebrauchs der Schminke; — ihrer Gesellschafterin Klara von Grünau in vertraulicher Besprechung eröffnet.

Mitgetheilt
von Dr. Noeldeke.

(Beschluß.)

Ich selbst, liebe Amalie, da der Stand meines Mannes mich im vorgerückten Alter in die unausweichlichen, glänzenden Hallen und Säle der großen, nicht immer schönen Welt und ihres Anhanges führte, habe, wie Sie wissen und jetzt sehen, gerade darum, weil ich der Lebensjahre zwei- und wol dreimal so viele zählte, wie Sie, gleichsam einen Freibrief und passe-avant, ohne jene Flagge farbiger Betünchung aufzustecken, gefunden. Allein für eben diese meiner Ungeschminktheit zu Theil gewordene Nachsicht und Verzeihung, habe ich gegenseitige Duldsamkeit für die lebende, und mir überall begegnende Gemäldegallerie, als eine Pflicht des Anstands auszuüben, Gelegenheit genug gefunden. Der Trieb, besser zu scheinen, als man ist, oder, wenn von unsern Geschlecht die Rede ist, schöner oder doch weniger unschön zu scheinen, als wir sind, worauf in den höheren und glänzenden Umgangskreisen so Viel beruht, gehört nun einmal, wie ein wilder Sprößling aus der Wurzel des gebildeten, wenn nicht verbildeten Verkehrs zur Unnatur des menschlichen Herzens, so daß er nicht allein in Europa, sondern selbst unter rohen und barbarischen Völkern sich als Verschönerungssucht dem männlichen Geschlechte gegenüber sehr

bemerkbar macht. Solchen Personen daher, die bereits über den Aequator des Lebens südwärts oder nordwärts, zumal wenn ohne Theilnehmer an ihren Reizen, hinausgerückt sind, ist es wol nicht zu verargen, daß sie mittelst eines putzlustigen Handgriffs die Breitengrade ihrer physiognomischen Polhöhe um einige Minuten und Secunden scheinbar und täuschend zurück zu stellen sich bemühen. Ist es doch am Ende — wenn nur nicht beim Tageslichte der Wahrheit betrachtet, eine unschuldige Selbsttäuschung, eine Fiction, wie die Luftspiegelung oder Fata Morgana in großen Sandwüsten, eine Art plastischer Poesie des Putztisches. Gleichwohl hat diese, in der Conversation so häufig vorkommende Münze, wie eine jede andere, ihre Doppelseite, wovon jener oben erwähnte Trieb nur das Bild und die Ueberschrift zeigt, die Kehrseite aber vielleicht eine sehr verschiedene Umschrift darbieten möchte. Versetzen wir uns in Gedanken an die runde Tafel eines romantischen Königs Arthur in bunter Reihe von Rittern und Damen, unter der Rose, umringt; denken Sie sich den schimmernden Verein mit allen Blicken nach dem einen glänzendsten Punct — dem großen Manne! — zielend, und bemüht, von den Ausflüssen seiner Huld einen Strahl des Lächelns zu gewinnen, oder durch den Wiederschein aus den Augen des Begünstigten einen Schimmer des Beifalls auf sich überzuleiten; denken Sie sich endlich die vielfachen Gemüthszustände, welche da in den Herzen der Sonnen- und Sternanbeterinnen vorgehen. Mir däucht, wenn ein Zauberer, wie etwa der in Le Sage's hinkendem Teufel, einen Zuschauer, ungesehen über der runden Tafel schwebend, durch eine ähnliche Operation, als womit Jener die Häuser der Spanischen Hauptstadt abdachte, und das innere Treiben ihrer Bewohner anschaulich machte, auch hier im königlichen Saale die Herzen der glanz- und farbenreichen Damen, bis auf den Grund und Boden enthüllte, er allda ein Heer von Leidenschaften und Umtriebsgedanken erblicken würde, vor allen Andern aber Neid, Haß, Parteilichkeit, Schwungsucht, Verachtung, Cabale mit und ohne Liebe, Eifersuchtund einen Schwarm von noch schlimmeren Suchten entdecken würde, deren Springfedern immer bereit sind, beim leisesten Eindruck auf Aug' und Ohr, das Herzblut in Wallung und Aufruhr zu bringen, vielleicht es in die Wangen hinaufzupumpen, ein verrätherisches Erröthen hervorzubringen, oder durch einen beklemmenden Lungenkrampf die heilloseste, schuldbewußte Blässe über das ganze Angesicht zu verbreiten. — Nun frage ich Sie, würden solche Erscheinungen, zumal im Mittelpunct des hohen Lebens, nicht, — gerade ihrer unbeständigen Natürlichkeit wegen — sehr tadelnswerth erfunden werden? — Dank daher dir, o Schminke, die du mit deinem köstlichen Roth, Weiß und Blau das Angesicht deiner Verehrerinnen, wie ein Schiff mit dreifarbiger Flagge deckst, und das Herz glücklich durch Untiefen und Klippen des vornehmen Lebens in die Häfen guter Hoffnung führst, wo es auf dem Boden des Selbstvertrauens vor Anker liegen darf. Das ohne dich so wandelbare Angesicht macht deine Zauberkraft, o Schminke, wenn nicht feuer- doch farbenfest gegen allen Aufruhr der einfältigen Natur und dient dem schuldbewußten Herzen mehr als dreifaches wider den Minotaur im labyrinthischen Gewissen, diesem ärgsten Demagogen gegen die Autokratie der Vernunft; Grund genug, deine Aegide vorzuhalten und deinen Gebrauch von Geschlecht auf Geschlecht zu verewigen.

Hier, liebe Freundin, schloß meine Dame lächelnd ihre unterhaltende Belehrung, und würde vielleicht noch Einiges auf meine lernbegierigen Fragen in Betreff der Gesichts-Schönfärberei hinzugesetzt haben, wären wir nicht Beide durch die Anmeldung eines Besuchs unterbrochen worden, der noch vor dem Mittagsessen der Angemeldeten, nach ländlicher Berechnung in Grünau aber um die Zeit der Abenddämmerung, bei uns angeschminkten Spötterinnen einbrach, und durch die Art seines Erscheinens in unserm Plauderstübchen ein schallendes Gelächter erregte. Die gute, schminksüchtige Dame nämlich, in der Eile, ihr Gesicht zu machen, hatte sich im Farbentöpfchen vergriffen, und anstatt des köstlichen Karmins aus dem zufällig dort zurückgebliebenen Dintefaß des Herrn Gemahls eine Mohrenbeize auf ihre Atlaswangen so aufgetragen, daß die Eine derselben roth, die Andere schwarz — ein wahres Rouge et Noir zu spielen schien; ein getreues lebendiges Abbild des auf diesen Tag gefallenen Aequinoctiums zwischen beiden funkelnden Polarsternen der Ohrgehänge. — O des lächerlichen Mißgriffs der unnatürlichen, malerischen Naturverbesserung!

Grüßen Sie Ihre ganze Umgebung, die Familie unsers würdigen Pfarrers, seine verehrte Gattin und alle uns befreundete, rothwangige Landmädchen von Ihrer, bald zu Ihnen zurückkehrenden, ungeschminkten Freundin

(jetzt Amalie genannt, sonst —)

Malchen Misophykos.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 77.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 26. September 1833.

Wird der Erinn'rung milder Stern
Auch jenes Land durchglänzen,
Dann weilt wohl manches Auge gern
An dieses Lebens Kränzen.

Die Matrone an den Mirtenkranz.

Viel Kränze wand das Kind sich schon,
Als es der Lenz besonnte;
Husch! — war die Kinderzeit entfloh'n
Zum fernen Horizonte.

In Wonneträumen, Lieb' und Leid
Wand drauf die Jungfrau Kränze —
Wie schnell entfloh auch jene Zeit
Schnell nach dem Kindheitlenze.

Nun bot den grünen Mirtenzweig
Die Liebe mir zum Kranze,
All' andre Blüthen wurden bleich
Von seinem Zauberglanze.

Er stand so schön! — Er wurde zwar
Bald wieder abgeleget,
Doch hat die Frau noch Jahr auf Jahr
Bewahrt ihn und gepfleget.

Rings sah ich Blumen keimen — blüh'n
Und welken und verderben —
Der Mirtenkranz blieb immer grün,
Als könnt' er nimmer sterben.

Mit weicher Seide wohl umwebt,
Ruht er in kleiner Truhe,
Als ob, daß er so lange lebt,
Er mit Bedeutung thue.

Und der Matrone Auge grüßt
Ihn unterm Wittwen-Schleier
Noch oft — der kleine Kranz, er ist,
Er blieb ihr immer theuer.

Kein Zeichen einer flücht'gen Zeit
Hat sie ihn einst gewoben,
Zum Sinnbild hat — der Ewigkeit —
Ihn ihre Treu' erhoben.

Wird der Erinn'rung milder Stern
Auch jenes Land durchglänzen,
Dann weilt wohl manches Auge gern
An dieses Lebens Kränzen.

Gebührt dann Einem so der Preis,
Zwei Welten zu verweben,
Als reiner Liebe Myrtenreis,
Das Treue ihr gegeben.

L.

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Gustav war mit seiner Schwadron nach Derbent gezogen, in steter Unruhe um das Schicksal Maja's und Feodor's. Seit jener Warnung vor Erpiley hatte sein Bruder kein Zeichen seiner Nähe, seines Daseyns gegeben. — Kein Bote war aufzutreiben, der die Wohnung der Bergfrau zu finden gewußt hätte, und Keiner würde es gewagt haben, sie in ihren, mit den Schauern des Aberglaubens umgürteten Asyle, heimzusuchen.

Der General Wasiljeff war von Schirwan zurückgekehrt. Nicht sobald ward Gustav diese Kunde, als er zu ihm eilte, und ihn nach und nach mit den ihn so nahe angehenden Ereignissen bekannt machte. Aber er wagte es nicht, ihn nach den nähern Verhältnissen zu fragen; er verschwieg ihm seine Liebe zu Maja. Der General hatte ihn aufmerksam angehört, in seinen Mienen kämpfte Hoffnung und Zweifel. Er rechnete im Stillen die Jahre aus, er verglich die Umstände, und rief tiefbewegt: „Alles trifft zu; aber Cathinka war ein schönes, ein sehr schönes Mädchen, wie kann nun die Zigeunerin und Cathinka ein und dieselbe Person seyn." Es duldete ihn nicht mehr in Derbent, in Begleitung seines Stiefsohns eilte er nach Tarki zu der Wittwe des Obristlieutnants Tubatscheff, der Schwester Cathinka's, die er längst verstorben wähnte. — Der Ort war aus seinen Ruinen erstanden, auch das Landhaus hob sich freundlich aus der winterlichen Umgebung.

Gustav ließ sich nicht aufhalten, unangemeldet stürzte er in das Zimmer der Matrone, außer Fassung folgte ihm der General, denn Reue und Beschämung hefteten sich an seine Fersen; er wußte, daß der Fluch — einer von ihm tiefgekränkten Familie diese Schwelle umschwebte.

Mit inniger Herzlichkeit hatte die edle Frau den Jüngling begrüßt, mit würdevollem Ernste ruhte ihr Blick auf dem ihm folgenden, gebeugten Manne. „Mein Vater!" so hatte ihn Gustav vorgestellt — und es war, als durchzucke diese Name schmerzlich die Vielgeprüfte.

Der General hatte sich niedergelassen; er schien sich zu einem reuigen Bekenntnisse, zu einer Mittheilung des jahrelang einsam getragenen Kummers zu sammeln. Gustav bemerkte seine Bewegung, er wollte das Zimmer verlassen; aber ein Wink, ein milder Blick des Vaters hieß ihn verweilen. „Bleib, mein Sohn," begann der weichgewordene Krieger, „sey Zeuge der Reue eines alten Mannes! — Ich war jung wie du, mein Sinn war roh und wild, mein Herz unzugänglich für die milderen Gefühle, denn tobende Leidenschaften beherrschten es. Ich achtete das weibliche Geschlecht nicht, denn ich hatte keine Gelegenheit gehabt, es in seiner hohen Würde kennen zu lernen. Deine Mutter war die Erste, welche einen Eindruck auf mich machte, der mir bis dahin fremd geblieben war. Ich war gezwungen, sie zu achten, und ich schämte mich dieses Zwanges. Willkommen war mir die Trennung von ihr, als ein Befehl des Kaisers mich in diese Gegenden versetzte. Ich fühlte mich wieder frei, und war schwach genug, selbst meinen Kameraden meine Verheirathung zu verheimlichen. Da lernte ich Cathinka kennen. In ihr vereinigte sich Alles, was meine Leidenschaft erregen, und

den Wunsch, sie zu besitzen, bis zur rasenden Gluth steigern konnte.

Noch einmal regte sich ein besseres Gefühl; ich wollte mich von ihr losreißen, das leichte, unbefangene Mädchen nicht täuschen; aber schon war ihr Schicksal an das Meinige gebunden. Sie folgte mir, verließ Vater und Geschwister und gab sich dem Manne, der sie betrog. Ein holdes Mädchen war die Frucht einer unseligen Stunde."

Wie ein Fels wälzte es sich von der Brust des Rittmeisters; der Vater bemerkte die Freude nicht, die aus seinem Auge leuchtete.

„Ich war jetzt mit mir selbst zerfallen," fuhr der General fort; die Folgen meiner Handlungsweise beängstigten mich, und ich glaubte diesem Gefühle, dessen ich mich wiederum schämte, Sorglosigkeit und Härte entgegenstellen zu müssen. Längst hatte ich deine Mutter vernachlässigt, indem ich ihre Briefe unbeantwortet ließ. Da überraschte sie mich mit meinem und ihrem Sohne. Ein Verbrecher stand ich vor der Edlen. Sie zürnte nicht, kein Wort des Vorwurfs kam über ihre Lippen, aber sie reichte mir den Knaben, und Thränen rannen über ihr kummervolles Antlitz. Mein Gewissen erwachte, rathlos irrte ich umher. Das Gebäude meiner Trostgründe stürzte vor ihren reinen Blicken zusammen. Ich sah in meinem Leichtsinn Cathinka als die Ursache meiner Verlegenheit an. Ich schob bei mir selbst die Schuld auf sie, und verfuhr grausam, unmenschlich gegen die Unglückliche. — Meine unüberlegte, unreife Reue trieb mich zu neuen Verbrechen. Das Kind, mein Kind sollte nicht in den Händen der Verführerin bleiben, dadurch glaubte ich den Antheil meiner Schuld verlöscht. Ich nahm der Mutter das Kind und verbannte sie aus meiner Nähe. Deine Mutter wußte, daß sie von mir verrathen war; still trug sie ihren Schmerz und hegte das Kind — das ich dreist genug war, für das eines gebliebenen Freundes auszugeben, wie das Eigene. Da kam der furchtbare Augenblick, wo Beide vermißt wurden. Im Grase vor dem Kiosk unsers Parks spielend, hatte deine Mutter sich auf einige Zeit entfernt, um die Stelle leer zu finden, wo sie sie verlassen.

Da faßte der Gram mit grimmigen Krallen in ihr Herz und es verblutete sich lautlos und ohne Klage."

Ein tiefer Seufzer rang sich aus der Brust des Erzählers, Gustav ergriff seine Hand, drückte sie tiefbewegt an sein Herz und eilte hinaus unter die entblätterten Granatbäume des Gärtchens, wo er einst so glücklich war.

Noch lange blieb der Vater bei der würdigen Erzieherin Maja's, und ein milder Ernst lag auf seinem Gesichte als er den Sohn aus seinen Träumereien mit der Mahnung zum Aufbruch störte.

In höheren Kreisen beschrieb die Sonne die Zinnen des Kaukasus, seine Abhänge bekleideten sich mit jungem Grün, und die leichtfüßigen Bewohner der Klippen und der Wälder weideten im Frühroth auf den duftigen Almen.

Aber auch Kasi-Mullah brach aus seinem Schlupfwinkel hervor. Bei Tschetschna schlug er sein Lager auf, und seine Abgesandten predigten in den kaum beruhigten Provinzen Empörung und Ausrottung der Giaurs. In Daghestan, Kabarda und selbst in den transkubanischen Provinzen erhob sich das kriegerische Gebirgsvolk. Bis vor die Festungen Grosnaja und Wladikaukas erstreckten sich die Raub- und Mordzüge der Empörer. Von Tage zu Tage wurde der Aufstand bedrohlicher, und die zersplitterten Streitkräfte der Russen vermochten kaum, die festen Stellungen zu behaupten, in welchen sie sich auf die Defensive beschränken mußten.

Da befahl der Kaiser eine allgemeine und gleichzeitige Bewegung gegen alle Stämme, welche mit Kasi-Mullah in Verbindung getreten waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Beschluß.)

Die Erziehung.

Wenn man die Menge von Erziehungsanstalten für junge Ladys sieht, vollends aber, wie vielerlei darin gelehrt wird, so begreift man kaum, wie die gesellschaftliche Unterhaltung in diesem Lande so einförmig und langweilig seyn kann. In allen diesen Instituten wird neben dem Englischen auch Französisch und Spanisch gelehrt; Arithmetik, Geschichte, alte und neue Geographie, Mythologie, Naturgeschichte, Botanik, Latein, Algebra, Geometrie, Chemi, Stylübungen in hochtrabenden Aufsätzen dürfen nicht fehlen; Literatur, Poesie, Philosophie, Logik, die alten und neuen Schriftsteller werden vorgetragen; Astronomie ist ein Hauptbedürfniß, und am allereifrigsten wird Anatomie von dem zarten, liebenswürdigen Kollegium studirt. Deklamation und Tanz, Malerei, Klavier, Harfe, Gesang werden auf diesen weiblichen Akademien mit größtem Eifer und ausgezeichnetem Erfolg getrieben, wenn man anders dem Zeugniß der Preismedaillen glauben darf, die freilich ein wenig allzu liberal ertheilt zu werden scheinen.

Bei einem Besuche, den ich in der berühmtesten Anstalt dieser Art machte, fiel mir ein artiges junges Mädchen von ungefähr funfzehn Jahren auf. Sie trug ein großes Ehrenzeichen mit der Umschrift: „Wissenschaft der menschlichen Anatomie," in der Mitte stand: Prämium der Fleißigsten, und die Vorsteherin versicherte mir ganz ernsthaft, die junge Lady trage fast immer diesen Preis davon. Fest entschlossen, meine Tochter nicht in die Versuchung zu bringen, eine solche Prämie zu erwerben, lobte ich die talentvolle Schülerin und die umfassende Anstalt. Alsbald galt ich für eine einsichtsvolle Frau, und man ließ mich nach Belieben Haus und Garten durchwandern, ohne sich weiter um mich zu bekümmern. Die geringste mißbilligende Geberde wird dem Fremden in Amerika, wo man von der höchsten Vollkommenheit der Nation in Allem so recht innig überzeugt ist, nimmermehr verziehen. Diese Ueberzeugung, oder dieser Wahn, macht die Amerikaner zum glücklichsten Volk der Erde, und er ersetzt ihnen wirklich Alles, was ihnen etwa noch mangelt. Indem ich so im Hause herumging, kam ich an einem offenen Zimmer vorbei. Ein Mädchen saß am Klavier und spielte nach Herzenslust; hinter ihr saß der Meister und las die Zeitung, wobei er von Zeit zu Zeit ausrief: „Bravo! recht gut! spielen Sie nur weiter."

Ein Zimmer führte die Aufschrift: Museum. Es war das Prunkstück, der Stolz der Anstalt; hier wurden die vierteljährigen Prüfungen gehalten, hier war Alles angewendet, um das Auge der Eltern zu bestechen, damit sie ihre Kinder in eine wissenschaftlich so trefflich eingerichtete Akademie senden möchten. Die Bibliothek enthält ein paar hundert Bände, worunter wenigstens funfzig Bibeln. Die Wände sind mit vielen, zum Theil prächtigen Landkarten behangen, aber sämmtlich nur von den Vereinigten Staaten. Man wies mir hier kallygraphische Hefte und Portefeuilles mit Zeichnungen, letztere unter aller Kritik. Einige chemische Apparate, mathematische Instrumente, ein Teleskop, mehrere Erdgloben verschiedener Größe zieren den kleinen Saal, in dessen Mitte herrlich ein Planetarium prangt. Ein großer Glaskasten enthält eine kleine nationale Mineraliensammlung,

nebst einigen eben nicht gar seltenen Muscheln, und anatomische Präparate in Wachs, recht schön, recht deutlich, recht belehrend.

Abends war Ball, daß heißt, die Fräulein versammelten sich in einem großen Zimmer, welches die Ueberschrift „Tanzakademie" führte. Am obern und untern Ende des Saales brannte eine dünne Unschlittkerze, eine dritte stand mitten auf dem Boden. Der amerikanische Tanzmeister kratzte auf der Geige, seine Frau sang dazu, und beide sprangen herum, als wenn sie die Tarantel gestochen hätte. Der Tanzmeister, der zugleich Milizmajor war, kommandirt die Touren, aber nur selten entschloß sich eine oder die andere Schülerin, ein paar Schritte mitzuschleichen; in der Regel saßen sie ruhig, spröde, halb höhnisch da, bis die ausgebrannten Kerzlein den Ball schlossen.

Dieser Musterakademie streben alle übrigen nach Kräften und Vermögen nach, wie sich aus täglichen Ankündigungen in den Zeitungen entnehmen läßt. Jede Anzeige schließt mit der Versicherung, daß der Cursus eben beginne. Kein Unternehmer darf hoffen, seine Schülerinnen länger als zwölf Wochen zu behalten, denn es gehört zum Rufe einer vollendeten Erziehung, daß ein Mädchen zwanzig bis dreißig Schulen besucht hat. Ein allgemeiner Grundsatz dieser Institute ist, die Fähigkeiten der Zöglinge immer nur durch angenehme Mittel zu entwickeln. Es wird immer nur gelobt; Tadel können diese zartfühlenden Geschö nicht ertragen, sie würden bei der mindesten mißliebigen Aeußerung stehenden Fußes die Schule verlassen und dieselbe völlig in Mißkredit bringen.

Etwas nachdrücklicher verfährt man in Knabenschulen; die Hand des Meisters ist hier immer mit einem spanischen Rohre bewaffnet, welches wenigstens einen halben Zoll im Durchmesser hat, und zum doppelten Dienste als Zeiger und Triebfeder sich in beständiger Schwingung befindet. Die Gelehrsamkeit wird übrigens in homöopathischen Gaben verabfolgt; so heißt neue Geschichte so viel, als Geschichte der Vereinigten Staaten, und die alte Geschichte ist ein Auszug der römischen von Romulus bis Konstantin den Großen. Um so freigebiger werden die Ermahnungen gespendet; wie kein Mädchen ohne Medaille, so kommt kein Knabe ohne blaue Flecken nach Hause, und die Grammatiken der fremden Sprachen werden im eigentlichen Sinne durchgepeitscht. Werden die Knaben spartanisch behandelt, so wird, wie wir gesehen haben, die Bildung der Mädchen mit einer Zartheit geleitet, die der galantesten Epoche des Ritterthums Ehre gemacht hätte.

Der angebliche Preis dieser Schulen ist zwanzig Dollars in vierteljähriger Vorausbezahlung; lebende Sprachen und Musik kosten extra zehn Dollars jedes Lehrfach. In der Regel wird aber den Eltern unter der Hand der halbe Preis gemacht; auf diese Art wird die Eitelkeit befriedigt und das Geld gespart.

Lobenswerth sind die vielen Armenschulen, wo die Kinder Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Geographie des Landes erhalten, und somit unentgeldlich so ziemlich ebensoviel lernen, als die der Reichsten mit großen Kosten. Diese Schulen sind meistens ohne Fonds und erhalten sich von freiwilligen Beiträgen, die bei den Prüfungen von den Besuchenden mit Prunk in eine bereitstehende Schüssel gelegt werden, und so wird die amerikanische Prahlsucht doch auch einmal zu gutem Zweck in Anspruch genommen.

* Ueber spätes Kommen in die Gesellschaften; insonderheit zum Mittagsessen.

Wer hätte nicht das Langweilige erfahren, daß Gäste, welche z. B. um 3 Uhr geladen wurden, erst um 4 versammelt sind!

Diese Unschicklichkeit, hat verschiedene Ursachen. Die Mehrsten wähnen den guten Ton zu beobachten, damit es nicht scheine, daß eine Mahlzeit sie anziehe. Andere amusirt es nicht, sich erst mit Wenigen zu unterhalten. Noch andere lassen sich durch Arbeiten hindern, zeitig mit dem Anzuge fertig zu werden. Bei Einigen — jedoch viel weniger als vormals — ist der Dünkel im Spiele, indem sie gern breit auftreten, nachdem Alle da sind, die ihnen zum Theil unwillig entgegen sehen.

Man sagt, vor 100 Jahren wären oft Damen zuletzt erschienen, um desto besser durch Anstand und Putz ihre Neiderinnen zu ergötzen; dies Motiv, NB. mit sonstiger Liebenswürdigkeit und Jugend gepaart, ertrüge sich am leichtesten.

Doch genug von dem Uebel selbst und dessen Ursachen, wie aber wäre es wol zu beseitigen?

Abrede und Beispiel der Primaten wird das Mehrste thun, welche sich füglich zur Tafel setzten, ohne die Nachzügler zu erwarten. Könnten zugleich einige starke Esser deren Portionen schmälern, so wäre man am Ziele; allein diese Ausführung hapert bei solchen Gastereien.

Nehmen wir also zu dem sinnreichen Börsenmittel Zuflucht, nemlich so, daß ein Lohnbedienter, Jedem der ½ Stunde später käme, eine Armenbüchse präsentirte um 24 Groten hinein zu legen, welches kein Gentleman irgend difficultiren würde; wer höher bis eine Pistole büßen wollte, hat darin freie Hand.

Doch hoffen wir, daß der kleine Fehler, ohne die proponirte Strafanstalt, der gegenwärtigen christlichen Rüge weichet!

Den 19. Sept. 1833. Des Wartens Feind

Ze.

Das Gute des Schlechten.

Es war einmal ein Kalendermacher, dessen Wetter-Prophezeihungen Tag für Tag buchstäblich eintrafen. Das Ding machte Aufsehen, und wiewohl eigentlich die Kalendermacher nicht nur das Recht, sondern selbst die Pflicht haben, wenn sie es vermögen, das Wetter nicht falsch, sondern nach der Wahrheit vorher zu sagen, so fand sich doch ein hohes Inquisitions-Tribunal veranlaßt, den Mann, als übernatürlicher Künste verdächtig, vor sein Gericht zu ziehen. Er aber bewies seine Unschuld — daß er kein Hexenmeister sey — durch die Darlegung, wie er nichts gethan, als die andern Kalender so zu sagen abzuschreiben, nämlich verkehrt: wo jene kalt hatten, schrieb er warm, statt Sonnenschein Regen, so daß seine Wissenschaft, sein Treffen nur ein Kind der Unwissenheit, des Fehlschießens seiner Kollegen war. — Auf ähnliche Weise könnte man sich heut zu Tage einiger Zeitschriften bedienen, als einer personificirten regula falsi, als eines Compasses, der statt nach Norden, nach Süden zeigt, als gegebenen Musters eines schlechtes Styls, um ihn desto sicherer zu vermeiden, und es ließe sich als Grundsatz aufstellen, was diesen Leuten gefällt muß nothwendig schlecht seyn, und was gut ist muß ihnen nothwendig mißfallen. Es kann wohl für einen Ehrenmann keine größere Beschimpfung geben, als von solchen Zeitschriften gepriesen zu werden, und es muß ihn die nämliche Furcht ergreifen, wie jenen alten Philosophen, der, von einem schlechten Menschen gelobt, ausrief: da muß

ich irgendwo unwissentlich etwas recht Schlechtes gethan haben!

Sft.

---

* Gedachtes und Gelesenes.

Wie häufig noch vor 100 Jahren der Teufel in der irdischen Finsterniß spukte, davon liefert das Titelblatt eines Buchs, welches mir unter Maculatur in die Hände fiel, den Beweis; es lautet wörtlich: „Gespräche im Reiche der Todten, zwischen dem bekannten Auctore der bezauberten Welt, und ehemaligem Prediger in Holland, Balthasar Beckern, der beinahe wenig vom Teufel geglaubet; und zwischen dem in ganz Teutschland berühmten Theologo, Christian Scrivern, der einen Menschen zurecht gebracht, so einen Pact mit dem Teufel gemacht; darinnen nebst ihren Lebensbeschreibungen von allerhand denkwürdigen Sachen, als Engeln, Erscheinungen der Geister, dem Teufel, Zauberern, verschiedenen Sprüchen heiliger Schrift, so davon handeln; vornehmlich aber von der Frage gehandelt wird: Ob es Menschen gebe, die einen Pact mit dem Teufel gemacht hätten? Und was dieser sonst anhängig. Leipzig und Braunschweig 1731." Der arme Teufel mußte bald nachher der Aufklärung weichen; aber in neuerer Zeit hat er wieder Freunde gefunden, die sich ihrerseits bemühen, den lieben Gott in Ruhestand zu setzen.

Auszug eines Briefes aus Teplitz.

Alle Mittwoch und Sonnabend ist Ball. Auf einem derselben sah ich noch den Großherzog von Weimar, den Herzog von Köthen, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz, den Herzog von Mecklenburg, die Commandanten sämmtlicher Preußischer Garden, den Fürsten von Metternich, den Marschall Maison, den Grafen Tatischeff, Lord Minto, und den Minister Ancillon. Will man dieses einen Ministerial-Ball-Congreß nennen, so kann man es immerhin thun, denn von sämmtlichen Großmächten waren die ersten Staatsbeamten gegenwärtig. Fürst Metternich ist bedeutend älter, als ich ihn auf seinem, übrigens wohl getroffenen, lithographirten Portrait in Berlin gesehen habe. Sein Haar ist bereits ganz weiß, doch die Haltung noch sicher und fest, das Gesicht ausdrucksvoll, abgeschlossen, ernst. Doch in einem Nu verziehen sich diese streng gehaltenen Mienen zu einem bezaubernden Lächeln, wenn der Mann, der „das prächtige Staatsschiff Austria mit starker Hand am Steuer führt" von schönem Damenmunde sich angeredet sieht. Welch inhaltschwere Erinnerungen weckte seine bedeutungsvolle Gegenwart in meiner Seele! Ich stand ihm zur Seite; mein Ohr, wiewohl scheinbar die lustentflammten Melismen des Straußischen Walzers in sich saugend, lauschte begierig den, aus dem feinsten cararischen Marmor gehauenen und ausgemeiselten Phrasen, die seinem Munde gleich Honigseim entquollen. Und doch ist er der tarpejische Fels, an dessen Rücken sich die stürmisch aufgeregten und gedankenvoll dahin brausenden Wogen der Zeit kraftlos brechen. — Und die Nachwelt? Wird sie ein Vergißmeinnicht auf das kleine Grab des großen Welt-Diplomaten pflanzen? wird sie eine sanftgeweinte Thräne des Dankes auf seinen Hügel fallen lassen? Werden die in den kalten Marmor kalt eingegrabenen Worte: „Clemens Lothar Fürst von Metternich-Winneburg" hinreichen, dem Manne, dessen Haupt sie decken, eine Erinnerung über sein Jahrhundert hinaus zu verschaffen? Welche fruchtbare Ideen-Combination! Es lebt eine Vorsehung, und Alles, was im großen Reiche der Schöpfung geschieht, ist nur die nothwendige Entwickelung einer Idee, die jedem Jahrhundert als Fackelträger vorleuchtet, und ihm seine Bahnen zeigt, eines Gedankens, der sich an den Ruinen von Persepolis, am trauernden Grabe von St. Helena nicht minder wie auf dem Blüthenkelche eines duftenden Veilchens in sonniger Klarheit dem Sehenden offenbart! — Ich stand auf den höchsten Höhen des Mont-Ligne, eines terassenförmig gewundenen Berges, welcher die Stadt dominirt, und auf dessen culminirender Spitze eine gothische Kapelle steht. — Die Sonne war so eben hinter der Gebirgskette, die sich rings umher zieht, hinabgesunken, nur ihr goldener Purpursaum röthete noch die fernsten Spitzen des Mittelgebirges. Es war einer jener Still-Abende, an dem die

Natur ihren Charfreitag feiert. Ringsumher tiefe Stille — weit über mir das unermeßliche Blau mit den Milliarden funkelnder Weltkörper, tief unter mir das reizende Stadtthal mit seinen pittoresken Häusern, Gärten, Stein-, Fürsten-, Schlangen- und Frauenbädern, hinter mir die vom Tag schwer Abschiednehmende Sonne in ihrer sinkenden Majestät — und dicht vor mir der Name: Skrzynecki, mit dem kurzweg hinzugefügten Epitheton: Partikulier aus Prag, wohnhaft in der grünen Ringgasse in den drei Eichen Nro. 179 — den ich, ein seltsames Spiel des Zufalls — gerade in diesem ernsten Moment auf der vor mir liegenden Liste der Kurgäste fand. Ich habe ihn gesehen, den Mann, auf den die Augen von ganz Europa im blutigen Kampfe gerichtet waren, den Sieger von Grachow, Wielko Dgbe und Igomie, den tapfern Streiter auf Ostrolenka's blutgetränkten Fluren, wo sein Stern unterging und das Glück ihm hartnäckig den Rücken wandte. Man sagt, der Kaiser habe ihm Amnestie angeboten, wenn er in die Heimath zurückkehren wollte, doch Skrzynecki, wiewohl keineswegs begütert, zog es vor, fern von seinem geliebten Vaterlande sein Unglück zu beweinen. Er lebt ganz eingezogen in Prag mit seiner Gattin. Bei dem ersten Anblick imponirt Skrzynecki nicht so als Joseph Chlopicki, dem der abgehärtete Krieger aus dem Gesicht hervorstrahlt; man würde den früheren Generalissimus des polnischen Heeres eher für einen Kaufmann halten, und nur der wild flatternde Schnurrbart läßt den Militair erkennen. Doch bei längerer Betrachtung findet man ihn wieder, den heldenmüthigen Naczelnik, dem selbst der Feind seine Achtung nicht versagen konnte. Welche Gefühle zucken aus diesem in sich gekehrten sinnigen und nur bisweilen aufblitzenden Auge! Selbst seine Landsleute sind der Meinung, daß Skrzynecki ein tapfrer Degen aber kein Stratege, kein Schlachtenlenker gewesen sey, und daß, als er sich mit seinem General-Quartiermeister Pradzynsky überworfen, Alles schief ging. Die erste und letzte Folge dieses Bruches war die so unglückliche Expedition nach Tykocin und in ihrer nächsten Entwickelung die Schlacht von Ostrolenka; dann sein Zögern beim Weichsel-Uebergange der Russen. Um die Rolle eines zweiten Fabius Maximus Cunctator mit Glück zu spielen, fehlte es ihm, den wildaufgeregten Leidenschaften gegenüber, an moralischer Kraft, wie an materiellen Mitteln. — Doch ich breche ab! Skrzynecki lebt hier im strengsten Incognito und läßt sich weder auf den Bällen noch auf den Reunionen sehen. An der Seite einer liebenden Gattin soll er den einzigen Trost finden. Möge der Himmel dem unglücklichen Manne dieses Glück lange erhalten! — Dieß Beispiel gefallener Größe bringt mich auf Carl X., der bei dem herrlichen Einzuge des Kaisers Franz in Prag, während Alles von Gold und Silber in den prachtvollsten Karossen strotzte und vor die alte Kaiserburg vorfuhr, in einem ganz abgenutzten Fiaker, vor welchem zwei träge Gaule gespannt waren, und worin außer dem ehemaligen Beherrscher von Frankreich und Navarra, die Herzogin von Angoulême, ihr Gemahl und der junge Heinrich von Bordeaux saßen, mit dem Großkreuz des heiligen Ludwig angethan, seine äußerst bescheidenen Huldigungen darbrachte. Sic transit gloria mundi. — Von alle den jetzt genannten Personen rührte mich besonders der junge Heinrich, ein muntrer, geistvoller und aufgeweckter Knabe, von einer fast idealen Schönheit. Seine Erziehung war bis jetzt, was auch die Pariser Oppositions-Blätter dagegen sagen mögen, musterhaft, und Barante brachte es sogar mit seinem jungen Königlichen Zögling so weit im Deutschen, daß er Schiller und Goethe in der Ursprache mit ihm lesen konnte! Doch hat leider ein, wie es scheint für Carl stets unglücklicher priesterlicher Einfluß, dem er zu widerstehen zu schwach ist, Herrn v. Barante dieses im liberalen Sinne geleitete Lehramt entzogen, um es zwei direkt aus Paris verschriebenen Jesuiten zu übertragen. Dem Cardinal von Latil wird dieser, von den treuesten Anhängern Carls, selbst von den reinsten Legitimisten stark gemißbilligte Schritt zugeschrieben. Deswegen fand sich denn auch eine Deputation von Carlisten ein, um Carl zu bewegen, die Jesuiten wieder fortzuschicken, weil sonst Alles für den Jesuiten-Zögling verloren wäre. Einen der besten Freunde besitzt Carl in seiner Verbannung an dem Herzog von Damas, der sein ganzes bedeutendes Vermögen für den Königlichen Freund hergegeben, indem Carl aus dem großen Schiffbruch nur wenig gerettet, während der Cardinal selbst im Exil seine verkehrten Rathschläge auf das Pünktlichste befolgt wissen wollte.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 77.

Bremen, Donnerstag den 26. September 1833.

Gestorben:

Den 22. März. d. J. starb zu Havanna am Bord des Schiffs „Orion" der Steuermann Georg Schulken, 30 J.; aus Lüssum.

Den 14. Sept. Des Landmanns Berend Loose Ehefr., geb. Schulenborg, 60½ Jahr; Elhornstraße Nro. 19.

Den 14. — Der Goldschmidt Gustav Jahnke, aus Neuhaus a. d. Ost, 17 Jahr; Hutfilterstraße.

Den 15. — Des Landmanns zu Mittelshuchting Borchert Mester Ehefr., geb. Koch, 51 Jahr; Schwarzgang Nro. 3.

Den 16. — Der Mascopsträger Diedr. Mehrtens, 63 Jahr; Timmerstr. Nro. 2.

Den 16. Sept. Des Schuhmachers Hinr. Anton Georg Töpken Tochter, (todtgeb.); Jacobikirchhof Nro. 17.

Den 16. — Der Tischler Joh. Fincke. 54 J.; Marterburg Nro. 37.

Den 17. — Der Schlachter Johann Friedrich Berninghausen, 60 Jahr; Schwachhausen Nro. 4.

Den 18. — Der Schneidermeister Arnold Diedr. Sengstack, 31 Jahr; Catharinenstr. N. 14.

Den 18. — Der Glasbeleger Heinrich Sturm, 70 Jahr; Punkendeich Nro. 10.

Den 19. — Des Arb. Conr. Hermansen Ehefr., g. Corsen, 62 Jahr; a. d. Kuhlen N. 2.

Geburten:

Den 9 Sept. Des Arb. Simon Bohne Ehefr., geb. Klenckers, Hastedt Nro. 77; von einem Knaben.

Den 10. — Des Kimkeramtsmeisters Johann Brummerhoop Ehefr., geb. Müller, Fangthurm Nro. 4; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Kaufmanns Carl Georg Ernst Jacobshagen Ehefr., geb. Dony, am Wall Nro. 47; von einem Knaben.

Den 12. — Des Arb. Diedr. Ahlers Ehefr., geb. Ripcken, zum Stau Nro. 14; von einem Knaben.

Den 12. — Des Arb. Hinrich Lahrs Ehefrau, geb. Frelitz, Buntenthorssteinweg N. 112; von einem Knaben.

Den 13. — Des Arb. Johann Herm. Hinr. Meyer Ehefr., geb. Junge, Obernstraße Nro. 40; von einem Knaben.

Den 14. — Des Papierhändlers Carl Ludwig Neelmeyer Ehefr., geb. Donandt. Langenstr. Nro. 108; von Zwillingen, 1 K. und 1 M.

Den 14. — Des Schlossermeisters Albert Husheer Ehefr., geb. Lagemann, Großenstraße Nro. 21; von einem Knaben.

Den 14. — Des Tabacksfabrikanten Johann Bartels Ehefr., geb. Otto, Heerdenthorssteinweg; von einem Knaben.

Den 14. Sept. Des Arb. Harm Kobs Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg N. 183; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Küpers Johann Peter Koch Ehefr., geb. Niemeyer, kl. Krummenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 15. — Des Fuhrmanns Cornelius Jacob Wentzel Ehefr., geb. Aumann, Schleifmühle Nro. 4; von einem Knaben.

Den 15. — Des Drechslermeisters Jacob Martens Ehefr., geb. Hildebrandt, Molkenstr. Nro. 49; von einem Mädchen.

Den 16. — Des Glashändlers Joseph Stolle Ehefr. geb. Konrath, Langenstr. N. 125; von einem Knaben.

Den 16. — Des Schuhmachers Hinrich Anton Georg Töpken Ehefr., geb. Feus, Jacobikirchhof N. 17; von einem todten Mädchen.

Den 16. — Des Schuhmachermeisters Johann Heinrich Eberh. Coors Ehefr., geb. Tölken, Martinistr. Nro. 2; von einem Knaben.

Den 17. — Des Zahnarzts Hinr. Milotz Ehefrau, geborne Wehmeyer, Tiefer Nro. 42; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Tischlermeisters Abraham Willmanns Ehefr., geb. Henking, gr. St. Johannisstr. N. 45; von einem Knaben.

Den 17. Sept. Des Schuhmachers Joh. Rollap Ehefr., geb. Boden, kl. Sortillenstr. N. 9; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Wassermüllers Joh. Hinrich Meyer Ehefr., geb. von Bremen, Holzstr. Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Maurergesellen Joh. Andreas Mapgatter Ehefr., geb. Frese, außerm Steinthor Nro. 99; von einem Knaben.

Den 17. — Des Schullehrers Joh. Christ. Heinr. Grabau Ehefr., geb. Siedenburg, Oelmühlenstraße Nro. 6; von einem Knaben.

Den 18. Sept. Des Stuhlmachers Christian Stackmann Ehefr., geb. Unverzagt, große St. Johannisstr. Nro. 63; v. e. Knaben.

Den 18. — Des Schlossermeisters Conr. Fehrmann Ehefr., geb. Fehrmann, Jacobistr. Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 19. — Des Linierers Simon Heinr. Müller Ehefr., geb. Herbst, Buchtstraße Nro. 49; von einem Knaben.

Den 19. — Des Arb. Ernst Hinrich Ehefrau, geb. Brand, Buntenthorssteinweg N. 33; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Landmann Joh. Heinr. Christ. Antholz zu Stuhr, Herzogth. Oldenburg, und Anna Dorothea Elisabeth Heinemann aus Wildeshausen.

Der Kappenmacher Georg Conrad Bäsemann hieselbst und Margaretha Adelheid Block aus Achim.

Der Schuhmacheramtsmeister Christ. Spilcker und Anna Christina Bensen, beide von hier.

Der Oelmüller Diedr. Ernst am Buntenthorssteinweg und Anna Lange zu Hastedt.

Der Hutfabrikant Hinrich Conr. Dormann und Anna Dorothea Engelken, beide von hier.

Der Arb. Nicolaus Caspar Schierenbeck und Anna Angermann, beide von hier.

Der Schuhmacher Hermann Anton Deß hieselbst und Evantje Meister aus Emden.

Der Küper Gottfr. Hirdes und des verstorb. Küpermeisters Hinr. Elmers Wittwe, Anna Johanna Nolting hieselbst.

Der Kaufmann Hermann Jacob Bicker zu Bremerhaven und Magdalena Achelis hies.

Der Schreiber an der Regierungs-Canzley Engelbert Thiele und Wilhelmine Behrens, beide von hier.

Der Schenkwirth Henrich Philipp Sander und Anna Dorothea Charlotte Arnholz, beide von hier.

Der Tagelöhner Alert Gaedjen zu Arsten und Margaretha Elisabeth Baumann zu Okel, Amts Syke.

Der Küper Borchert Tiemann hieselbst und Anna Adelheid Buck zu Osterholz, Amts Osterholz.

Der Schuhmachermeister Hermann Seggermann und Sophia Kellina Wolters hieselbst.

Der Schneideramtsmeister Joh. Christ. Friedr. Lorenz und Dorothea Elisabeth Stalhutt hieselbst.

Der Maurergesell Hermann Schoor hies. und Alheid Clausen aus Oesenwiede, Gerichts Achim.

Der Cigarrenmacher Carl Diedrich Wiell und Johanna Margaretha Ellebrecht, beide von hier.

Der Landmann Johann Dietrich Friedr. Christ. Conrad zu Estorff, Amts Stolzenau, und Catharina Margaretha Charlotte Schwepmann zu Lemförde.

Achtzehnter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 78.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 29. September 1833.

Verödet ruhen die Gefilde,
Der Todtenkranz umzieht die Flur;
Der Mensch steht alternd vor dem Bilde:
Doch ewig jung ist die Natur.

Daeves.

* Herbstes-Farben.

In des Herbstes milden Schimmer
Schwand die Pracht des Sommers hin;
Nur des reichen Jahres Trümmer
Dämmern noch dem trüben Sinn;
Nirgends tönen frohe Lieder,
Welke Blätter rauschen nieder,
Durch den halbentlaubten Wald
Streicht der Wind so feucht und kalt.

Schaurig liegt im Nebelschleier
Die entschlummernde Natur.
Ahnung ihrer Grabesfeier
Tilgt der Freude letzte Spur —
Aber seht, der Nebel sinket!
Phöbus steigt; zum Leben winket
Sanft erwärmend Berg und Thal,
Seines Lichtes holder Strahl.

Der Natur erloschne Farben
Weckt des Lichtes Zaubermacht;
Freuden, die dem Auge starben,
Treten wieder aus der Nacht,
Hoffnung grünt am Sterbekleide
Der Natur; als Brautgeschmeide,
Schmückt des Thaues Edelstein
Jeden Halm im Sonnenschein.

Und mit neuem Schmucke kränzet,
Halb erstorben, sich der Hain;
Schaut, beim Grün der Hoffnung glänzet
Roth der Lieb' im Sonnenschein,
Lieblich winkt das Gold der Treue
Bei der reifen Beeren Bläue.
Grau und bräunlich schattend, bricht
Sich der hellern Farben Licht.

Doch die Stürme toben wilder,
Und der Wald, entblättert, kracht.

Alle frohen Lebens-Bilder
Schwinden mit der Blätter-Pracht;
Tief in mattes Grau versinket
Wald und Feld; doch freundlich blinket,
Wo gesä't des Menschen Hand,
Frisches Grün auf lockerm Land.

In des Herbstes Farben malet
Treu des Menschen Leben sich:
Seinem heitern Morgen strahlet
Lieb' und Hoffnung wonniglich;
Angelockt vom Farbenspiele,
Drängt er sich zum Weltgewühle;
Doch die bunte Blumenau'
Decket bald ein falbes Grau.

Und des Lebens Sonne sinket,
Nebel füllen Berg und Thal —
O, dem müden Wandrer winket
Sanft zur Ruh der matte Strahl!
Von des Lebens bunten Farben
Bleibt das Grün; die andern starben:
Bei der Hoffnung Sternenschein
Geht er still zur Heimath ein.

Weihe. G. F. Noeldeke.

---

* Die Rache.

(Fortsetzung.)

Der Befehlshaber des abgesonderten kaukasischen Armeecorps, Generaladjudant Baron Rosen, eröffnete die Expedition mit der Unterwerfung der Galgajewen und der Befehlshaber der auf der kaukasischen Linie aufgestellten Truppen, General Weljaminoff, züchtigte die Karabulaken. Beide Abtheilungen hatten mit unsäglichen Schwierigkeiten in einem von Heerstraßen entblößten, von schroffen Gebirgen und reißenden Gewässern durchschnittenen Lande zu kämpfen; aber glücklich und schnell vollbrachten sie die ihnen aufgetragenen Operationen und vereinigten sich an der Grenze von Tschetschna. — In und um Hermentschuk hatten sich die Empörer, auf die Festigkeit des Orts vertrauend, gesammelt; aber auch hier siegte nach einem furchtbaren Blutbade die Tapferkeit über die fanatische Wuth. — Mit 3000 seiner treuesten Anhänger floh Kasi-Mullah zu seinem, für unersteigbar gehaltenen Felsenhorst Gimri, nachdem er auf seinem Rückzuge die Dörfer, deren Bewohner ihm nicht gefolgt waren, zerstörte und Frevel beging, die des gräßlichsten Räubers würdig waren.

Dort befestigte er sich, denn er zweifelte nicht, daß seine muthigen Verfolger nicht von seiner Fährte abstehen würden; er bereitete sich zum verzweifelten Widerstande, denn in diesem letzten Schlupfwinkel barg er seine Weiber, seine Kinder und seine Schätze.

Die beiden vereinigten Corps der Russen rückten gegen das Hochgebirge an, der General Wasiljeff führte den Vortrab der Schützen und kurinischen Reiter. Von dem Orte Karapai an erhebt sich der Weg nach einem hohen, stets mit Schnee bedeckten Bergrücken, von wo er auf einer Ausdehnung von 4 Werften in einem engen und ungemein steilen und steinigen Pfade an Abstürzen und Schluchten vorüber hinabführt. Dann geht er über schmale Felsenvorsprünge, von deren einem man nur mit Leitern herabkommen kann. Felsenwände erheben sich senkrecht von beiden Seiten, enger und enger wird der Pfad, drei steinerne mit Thürmen versehene Mauern versperren ihn, — hinter diesen liegt Gimri. Mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten war es verbunden, die Bergartillerie auf solchem Terrain fortzubringen und nach unsäglichen Anstrengungen erreichten drei Bergeinhörner und acht coehornische Mörser den Eingang zu dem Hohlwege.

Aus den Verschanzungen vor der Schlucht und den Schulterwerken ihrer Abhänge begrüßte die Avantgarde ein mörderisches Feuer aus den Röhren der sicheren Bergschützen. Die weißen Turbane der Mjuriden tauchten zu Tausenden

aus dem grauen Gestein auf, und die Klippen hallten wieder von dem ununterbrochenen Gewehrfeuer und Gesängen aus dem Koran.

Schon mehrere Tage hatten sich die Russen vergebens bemüht, die Verschanzungen einzunehmen. Jeder ihrer Anläufe war unter dem Hohn des Feindes abgeschlagen. Die Mjuriden riefen den Russen zu, daß, wenn sie nicht mit dem Regen aus der Luft zu fallen vermöchten, sie nimmer Gimri's ansichtig werden möchten. Am 6. Tage gelang es endlich den vereinten Anstrengungen der verschiedenen Truppengattungen, die äußeren Verschanzungen zu gewinnen und die umliegenden Höhen vom Feinde zu säubern. Jetzt glaubte der Sardar den Muth seiner Soldaten nicht länger zurückhalten zu dürfen. Er gab den Befehl zum Sturme. General Wasiljeff drang mit den Schützen, einem halben Bataillone des kaukasischen Sappeurregiments und einigen Schwadronen abgessener Kurinen in den Hohlweg. Ihm folgten die chersonischen Grenadiere, und zwei Bataillone der tiflisser- und apscheronischen Linienregimenter. Auserlesene Compagnien des 41. und 45. Jägerregiments und die mosdokischen und terischen Kosaken suchten die Abhänge, die den Hohlweg beherrschten, zu erklimmen, um die vorrückenden Kolonnen von den Seiten zu decken; das butyrische Linienregiment und fünf Compagnien des eriwanischen Karabinierregiments bildeten die Arriergarde.

Ein furchtbarer Kugelregen begrüßte die Anrückenden von der ersten Mauer und den mit Schießscharten durchbrochenen Thürmen. Die Schützen prallten zurück und die Glieder der Linientruppen begannen zu schwanken. „Vorwärts, meine Jungen!" — rief der General, und wieder schlossen sich die Glieder und hinan stürmten die Sappeurs. Da stockten die nachrückenden Kolonnen, und ein lebhaftes Gewehrfeuer entspann sich in ihrem Rücken. Hamsad Bek, der Hauptanführer Kasi-Mulloh's, hatte sich mit Tausend Bergbewohnern auf den Nachtrab der Russen geworfen und drängte ihn mit unaufhaltsamen Ungestüm gegen die Schlucht. Zu gleicher Zeit verdoppelte sich das mörderische Feuer von der Mauer und den Vorsprüngen der Klippen. Die Stürmenden wichen aufs Neue. Umsonst suchte sie der Führer zu ermuthigen, umsonst stand er mit wenigen Tapfern fast am Fuße der Mauer furchtlos unter den ihn umsausenden Kugeln. — Ein panischer Schrecken hatte sich der alten Krieger bemächtigt, die nie noch dem Feinde den Rücken kehrten. Sie flohen. Die Thore der Thürme öffneten sich, einige hundert Mjuriden sprengten dem Orte zu, wo der General in der Mitte seiner wenigen Getreuen festen Stand hielt. Nach kurzer Gegenwehr sanken sie zum Tode getroffen um ihn her. Er selbst wurde ergriffen und hinter ihm schlossen sich die Thore, die nie noch ein russischer Fuß betrat. — Furchtbar wüthete der Kampf am Eingange des Defilées. Die Russen konnten ihre Massen nicht entfalten, ihre Geschütze nicht anwenden und allgemein wurde die Verwirrung; — da trabte auf dem Wege von Erpilei her, den schroffen Abhang des Berges hinan, ein glänzendes Reitergeschwader; die schlanken Rosse traten so sicher auf dem unebenen Boden, als spielten sie auf grüner Weide, die gepanzerten Reiter saßen so zuversichtlich als ginge es zum Festspiel. Plötzlich senkten sich ihre Lanzen, „tschap, tschap!" *) rief ihr jugendlicher Führer, und das Geschwader stürzte sich auf die überraschten, siegestrunkenen Mjuriden. — Ein gewaltiger Reiterkampf begann; als sich aber nun die russischen Bataillone formirten, als die Schützen von den Abhängen aus die weißen Turbane aufs

*) Tschap, tschap! (marsch, marsch!)

Korn nahmen, da brach der fanatische Haufe in ein furchtbares Wehgeschrei aus und sprengte in regelloser Flucht in die Bergschluchten.

Jetzt erst erkannten die Russen ihre willkommenen Helfer; es war ein Haufe schamchalischer Jünglinge. Ihr Führer war vom Rosse gestiegen und nahete sich dem Sardar, der Zeuge des bedenklichen Kampfs wie des unverhofften Succurses gewesen war. „Der Artillerie-Lieutenant Antuschka stellt sich der über ihn verhängten Untersuchung!" — sprach Feodor — denn er war es — zu dem überraschten Befehlshaber.

„Seyn Sie mir willkommen von der Ihnen aufgetragenen Sendung," erwiederte dieser schnell gefaßt, und so laut, daß die ihn umgebende Suite jedes Wort verstehen konnte. „Umstände von besonderer Art erfordern oft, und besonders im Kriege, besondere Mittel; Sie haben Ihre Aufgabe brav gelöst, und ich ernenne Sie, kraft der mir vom Czar verliehenen Gewalt, hiermit zum Kapitain Ihrer eigenthümlichen Waffengattung."

Freudig erglühete das Antlitz Feodor's; er wußte nicht, daß sein Vater und sein Bruder Gustav mit dem Sardar gesprochen hatten.

Die Russen zogen sich, verstärkt durch den Reiterhaufen der Schamchalen in ihr Lager zurück; Feodor, Gustav und Dimitri aber suchten einen einsamen Ort, und hier erzählte der Glückliche den Freunden, was ihm in der Höhle der Diws begegnete, auf welche Art er ergriffen und dann durch die Bergfrau befreit wurde. — Er theilte ihnen dann mit, wie er immer in der Nähe des russischen Corps gewesen sey, wie er vor Erpilei den Sardar gewarnt und jetzt mit Hülfe der Bergfrau, die Schamchalen zu den Waffen gerufen habe. Zögernd setzte er hinzu, daß die einflußreiche Frau mit einem großen Theil des Bergvolks gegen den Lügenpropheten, der ihr vor wenigen Tagen Maja geraubt, und in seinem Schlupfwinkel verborgen habe, im Anzuge sey.

„Maja in den Händen des Wüthrichs?!" — rief Gustav auffspringend und sein Auge rollte wild und die Farbe wich von seinen gebräunten Wangen.

Feodor suchte ihn zu beruhigen; er vertrauete ihm, daß die Bergfrau bereits Boten an die Aeltesten von Gimri gesandt und sie verantwortlich für ihre Tochter gemacht habe. „Wäre nur mein unglücklicher Vater so sicher," setzte er besorgt hinzu; „aber wahrlich, für ihn ist mir bange." — Eben waren die Unterhändler zurückgekehrt, die die Auswechslung des Generals Wasiljeff vergebens von den Empörern verlangt hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte Napoleons.

Briefe desselben an Josephinen.

Die am Ende Juni d. J. bei den Brüdern Firmin Didot in Paris in zwei Bänden erschienene und mit seltener typographischer Schönheit ausgestattete Correspondenz Napoleons mit Josephinen *) dürfte ohne Zweifel, weß Glaubens an den — sit venia verbis — unsterblichen Todten man auch sey, lebhaftes Interesse erregen. Die Originalien kamen nach dem Tode der Kaiserin Josephine in die Hände ihrer Tochter, der Herzogin von Saint-Leu, deren Pietät gegen die geliebte Mutter wir die Mittheilung derselben verdanken. Durch einige, dem Verbannten auf St. Helena in den Mund gelegte Aeußerungen, welche in dem Mémorial de Sainte-Hélène vorkommen und einen nachtheiligen Schatten auf Josephinens Charakter warfen, fühlte sich das Herz

*) Der Titel der Schrift ist: Lettres de Napoléon à Joséphine, pendant la première campagne d'Italie, le Consulat et l'Empire, et lettres de Joséphine à Napoléon et à sa fille. Paris 1833.

der Tochter verletzt, und schon im Jahre 1825 sollte durch die Kundmachung dieser Briefe der Beweis geführt werden, daß Napoleon hier entweder mißverstanden, oder daß, wie der Herausgeber derselben sich ausdrückt, dessen Gedanken schlecht aufgefaßt worden seyen. Allerdings steht, was Napoleon hier selbst sagt, mit dem, was ihn das Mémorial sagen läßt, im Widerspruch; denn in den 228 Briefen desselben, die hier mitgetheilt werden, und zwar vom ersten (18ten Messidor, Jahr IV — 6ten Juli 1796) bis zum letzten (Freitag — wahrscheinlich im August oder September 1813, also vier Jahre nach der Scheidung) spricht sich nur Liebe, Zärtlichkeit, Achtung, Vertrauen, Hingebung aus, und die zärtlichste Sorge für die Gesundheit der geliebten Gattin, ja die Bekümmerniß darum und der Wunsch, sie zufrieden zu wissen, und das Verlangen, die Zumuthung, heiter zu seyn, damit auch er es seyn könne, sind ein stehender Artikel in allen diesen Briefen, ungeachtet es nicht zu leugnen ist, und selbst aus diesen Briefen, was die Tochter in ihrem frommen Eifer übersehen, mittelbar erhellt, daß Josephine ihm mitunter das Leben doch ein wenig sauer machte. Oder hat Napoleon etwa 18 Jahre hindurch nur Komödie mit Josephinen gespielt? Das wäre verzweifelt lang, und langweilig zugleich für einen tragischen Helden, wie er war! Und wozu hätte es dienen sollen? Josephine war, wie jede Frau in diesem Punkte, zu klug, als daß sie den Betrug nicht gemerkt hätte, sie mußte wissen, wie die Zärtlichkeit aus der Ferne und auf dem Papier sich zu der Zärtlichkeit im Leben, daheim und unter vier Augen verhalte. Es ist aber bekannt, welchen großen Werth, bis zur Vergötterung, Josephine auf Napoleons Briefe legte. Und wenn sie an die Wahrheit der darin ausgedrückten Empfindungen glaubte, welchen Grund haben wir, nicht daran zu glauben? Oder wollte etwa Napoleon diese Komödie vor der Welt spielen? Der Gedanke, daß diese Briefe einst der Oeffentlichkeit übergeben würden, kam ihm wohl nie in den Sinn, weder früher, noch später; früher nicht, weil er sonst nicht so sich hätte gehen lassen, und später nicht, weil er sonst manche, namentlich die vom Jahr 1796, während seines ersten Feldzugs in Italien, in denen er für seine „adorable amie, belle et bonne, toute non pareille, toute divine, ame de ma vie, sentiment de mon coeur“ glüht, schwärmt, seufzt, wie ein verliebter Lieutenant ihr „mille baisers tendres, amoureux, brulants etc.“ zuschickt und nebenbei eine Schlacht nach der andern schlägt und gewinnt, ohne Zweifel würde vernichtet haben, damit die Welt nicht erfahre, daß auch er, wie jeder Andere, unterthan sey den menschlichen Schwachheiten, wiewohl gerade diese Schwachheiten ihn, den großen Mann, unserm Herzen näher rücken. Dem sey jedoch wie ihm wolle, so ist soviel gewiß, daß diese Briefe ein eben so merkwürdiger als interessanter Beitrag zur innern Geschichte dieses außerordentlichen Mannes sind, indem sie dessen innerste Gedanken offenbaren, die Bewegungen seines Gemüthes reflektiren, kund geben, wie der General, der Konsul, der Kaiser dachte, fühlte und diese Gedanken, die Gefühle ausdrückte, nicht, wie bei seinen öffentlichen Reden oder Proclamationen, im offiziellen Kostüme, sondern im Schlafrocke, so zu sagen, zur Stunde freier, vertraulicher Herzensergießungen und im Moment der Ueberwältigung durch diese Gefühle. Durch diese Briefe werden manche Irrthümer beseitigt werden, viele Schritte gerechtfertigt erscheinen, und wenn durch dieselben auch nicht bewiesen wird, daß Napoleon ein vortrefflicher Mensch (homme excellent) war, wie der Herausgeber meint, so beweisen sie doch, daß der Eroberer menschlich, der Herr der Welt ein guter, zärtlicher Gatte und Vater, selbst gegen Stiefkinder

und Stiefkindeskinder, genug, daß er nicht der herzlose, blutdürstige Tyrann war, zu dem ihn eine Zeitlang, oder vielmehr eine lange Zeit hindurch, Leidenschaft, Partheigeist, Beschränktheit, Engherzigkeit, Hyperfentimentalität und Spießbürgermoral gemacht haben. Doch lassen wir lieber einige dieser Dokumente aus den verschiedenen Stadien seines vielbewegten Lebens selbst reden, und bemerken wir bloß noch, daß, wenn auch die Briefe des Kaisers kürzer und seltener sind, als die des Konsuls (wiewohl er in jener Zeit, und zwar vom Feldlager aus, im Durchschnitt zwei Mal in der Woche schrieb, was für einen zärtlichen, mediatisirten Fürsten, der doch Zeit genug hat, schon genug wäre), und daß, wenn der Konsul Bonaparte schon nicht mehr so schreibt, als der General Bonaparte, doch im Grunde dasselbe Gefühl überall vorherrscht, nur modifizirt durch das reifere Alter. Und in eben dem Maaße, in dem seine Interessen sich erweiterten, seine Riesenplane sich ausdehnten, seine Beschäftigungen an Größe und an Wichtigkeit zunahmen, mußten doch wohl die Briefe an Länge abnehmen, schon der Zeit wegen. Nach der Versicherung des Herausgebers ist nichts an denselben geändert; nur die Namen der Personen, die durch sie kompromittirt werden könnten, wurden unterdrückt und bloß mit Anfangsbuchstaben bezeichnet. Die Uebersetzung ist, so viel möglich, wörtlich treu, und die Interpunktion genau beibehalten worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bremer Zeitung.

Was der Verfasser des unter obigem Titel in Nro. 76 des Bgfrds. enthaltenen Aufsatzes über die Bremer Zeitung sagt, ist nicht etwa der Art, daß die Redaction deßhalb einer Rechtfertigung bedürfte, im Gegentheil eine Zeitung, an der nichts weiter zu tadeln wäre, als was in jenem Aufsatze auf eine äußerst glimpfliche Weise gerügt wird, mag sich getrost den besseren beizählen. Denn wenn auch der Herr Verfasser der Redaction den ungerechten Vorwurf macht, sie ermüde im Guten, sie lasse es an Thätigkeit fehlen und verspäte sich in Mittheilung interessanter Nachrichten, so wird doch jeder Unbefangene schon aus den angeführten Beispielen ersehen können, daß derselbe einen Beweis seiner Behauptungen schuldig geblieben.

Herr Js. N. nimmt aber in jenem Artikel mehr den Character eines wohlwollenden Gönners, welcher nur in Nebenpuncten mit seinen Schützlingen differirt und zugleich vor dem Richterstuhle des Publicums einen so vertraulichen Ton an, daß es der Redaction nicht verdacht werden mag, wenn sie sowohl Lob als Tadel sich vom Leibe zu halten sucht, um der Mißdeutung zu entgehen, als sey in beiden irgend etwas zu finden, womit die Unterzeichnete sich einverstanden erklären müßte.

Freilich wird man nicht von ihr verlangen, daß sie wörtlich gegen jeden unangemessenen Ausdruck jenes Artikels protestire, um den Verdacht von sich abzuwälzen, als stimme sie in das Urtheil ihres Gegners ein, es wird daher genügen, nur einige Puncte hervorzuheben und will sie mit dem tadelnden, als dem angenehmsten Theile den Anfang machen.

Was namentlich das erste Vergehen betrifft, dessen die Redaction sich soll schuldig gemacht haben, nämlich, daß sie die Nachricht des allgemeinen Handelsblad's aus London vom 7ten Morgens, es habe hier das Gerücht geherrscht, Bourmont sey am 24. August von Saldanha geschlagen worden, nicht mitgetheilt, so hätte der Grund dazu jedem aufmerksamen Zeitungsleser klar vor Augen liegen müssen. Denn wir wußten aus offiziellen Documenten, die die Bremer Zeitung (s. Nro. 254, 255) bereits mitgetheilt hatte, daß Bourmont am 10. in Coimbra, am 19. bereits in Leyria auf dem Wege nach Lissabon, etwa 25 deutsche Meilen von Oporto, sich befand. Wir wußten ferner, eben über London, daß am 20. 1000 Mann regulairer Truppen in Oporto nach Lissabon eingeschifft wurden (Brem. Zeitung. Nro. 250), eine Nachricht, die zu bezweifeln kein Grund vorhanden war, und endlich, vieler andrer Gründe zu geschweigen, die der günstige Leser sich selbst aus diesen beiden Thatsachen weiter folgern wird, wie sollte eine so wichtige Nachricht die angeblich doch über Spanien ihren Weg genommen, uns zuerst aus London, nicht aus Frankreich zugekommen seyn! Freilich war es begreiflich, daß man in London am 6. etwas noch

glauben konnte, worüber man am 12. hier nur lächeln durfte, auch daß ein Blatt, wie das Amsterdamer Handelsblad auf ein solches Gerücht Gewichtlegte, weil es für Stockspeculanten von Interesse seyn mochte. In wiefern andere deutsche Zeitungen Gründe haben konnten, dieses Börsengerücht, nachdem es einen so großen Umweg gemacht, aufzunehmen, braucht hier nicht erörtert zu werden, genug daß die Redaction der Br. Z. nach dem Gesagten sich nicht veranlaßt glauben konnte, Bourmont am 24. von der Oporto'er Garnison schlagen zu lassen.

In wiefern übrigens Gerüchte trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit der Mittheilung werth sind oder nicht, darüber läßt sich schwerlich eine allg. Regel geben, die Redaction kann aber dem Herrn Js. R. versichern, daß selbst nach seinen Belehrungen sie sich nicht überzeugen kann, sie habe in jenem Puncte Unrecht gethan.

Der zweite Punct betrifft die projectirte Expedition des Herzogs Carl von Braunschweig nach der Weser. Hier sind von unserm Gegner zwei Dinge auf eine höchst willkürliche Weise durch einander geworfen. Wenn die Pariser Zeitungen eine abgeschmackte Nachricht enthielten, die die Br. Z. nicht wiedergab, so konnte aus diesem auch von Herrn Js. R. gebilligten Verfahren nicht die Consequenz gezogen werden, daß sie auch hätte Anstand nehmen müssen, den Artikel „Aus Norddeutschland" in der Frkf. O. P. A. Z., worin ein höchst vernünftiger Bericht eines augenscheinlich wohlunterrichteten Mannes über jenes abentheuerliche Unternehmen enthalten war, in ihre Spalten aufzunehmen. Der Tadel, welcher auf dieß Verfahren geworfen wird, ist ganz unverständlich, wenn man nicht voraussetzt, der vernünftige Artikel der O. P. A. Z. sey ein Ausfluß französischer Absurdität gewesen; wir können aber den günstigen Lesern des Bgfrds. versichern, daß demselben eine ganz andere Quelle zum Grunde lag.

Der dritte Tadel trifft die verspätete Mittheilung des Artikels: „Von der Wetter." Der enge Raum der Br. Z. erlaubt nicht, jeden Artikel sogleich zu geben, wie er der Redaction zur Kunde kommt, die wichtigeren müssen zuerst, die weniger wichtigen bei Gelegenheit mitgetheilt werden, oft ganz wegbleiben Jener Aufsatz hatte nun aber nur in einer Rücksicht einige Wichtigkeit, nämlich als ein Beleg zu der Stimmung des Volks in Hessen-Darmstadt. Das Ereigniß selbst, welches er enthielt, ist durchaus unbedeutend. Schwerlich möchte aber irgend eine Thatsache aufgefunden werden, welche weniger neuer Belege bedürfte, als jene Stimmung und kann es daher der Redaction gewiß nicht zum Vorwurf gereichen, wenn sie denselben später in passender Verbindung mit andern verwandten Nachrichten mittheilte.

Durch Vorstehendes glaubt die Redaction dargethan zu haben, daß ihr Verfahren in den gerügten Fällen durchaus richtig war, sie will aber begreiflich damit weder behaupten, daß Tadel sie nicht treffen, noch daß Belehrungen ihr nicht zuträglich seyn dürften. Es ist nur eins dabei nicht aus dem Auge zu verlieren. Die Motive, welche die Redaction veranlassen, bald so oder so zu verfahren, bald einen Artikel zu geben, bald einen andern wegzulassen, bald ihn mit Bemerkungen zu begleiten, sind oft so verwickelter Art, so sehr Sache des Augenblicks und so langweilig auseinanderzusetzen, daß sie selbst gegen den ungerechtesten Tadel nicht immer sich zu vertheidigen im Stande seyn dürfte, ohne aus dem Character, den Verhandlungen vor den Ohren des Publicums geführt, haben müssen, in den Ton von Privatunterredungen herabzusinken. Bis zu einem gewissen Grade und namentlich rücksichtlich so untergeordneter Puncte, wie sie der Herr Js. R. berührt, muß die Redaction Vertrauen in ihre eigene Einsicht fordern, ohne welches alle Früchte selbst der pflichtgetreuesten Thätigkeit von Vorne herein moralisch vernichtet erscheinen müßten.

Unter dem allgemeinen Tadel, welchen der Verfasser jenes Aufsatzes auf die Br. Z. wirft, stellt er namentlich die Behauptung auf, dieselbe theile zu häufig Nachrichten aus andern Blättern mit, welche kaum des Wiederkäuens werth seyen. Dieser Tadel scheint aber auf einer ganz verkehrten Ansicht von der Bestimmung und der Aufgabe der Br. Z. zu beruhen.

Nicht nur ein lebhaftes Bild der Zeitereignisse zu liefern, muß jetzt die Aufgabe einer politischen Zeitung seyn, sondern ganz besonders eine möglichst vollständige Zusammenstellung der Meinungen der Parteien, des Verhältnisses, worin die verschiedenen Ereignisse zu ihnen stehen und der Bewegung, des Mouvement's, welches in der Wechselwirkung derselben jeden Augenblick wahrzunehmen ist. Nicht was der erste beste vernünftige Mann (um vom Standpunkte jedes Einzelnen aus zu sprechen) von den Ereignissen sagt, ist wichtig, sondern was die Parteien dazu sagen, und ist während des gegenwärtigen Jahres immer wichtiger geworden, je schroffer sich die Meinungen getrennt, je bestimmter ihre einander entgegengesetzten Bestrebungen geworden sind. In diesem Sinne ist oft ein Artikel wichtig, der sonst nicht

„des Wiederkäuens werth" wäre, indem er ein wesentlicher Zug in dem politischen Gemälde des Augenblicks ist. Außer diesen Hauptaufgaben der Br. Z. giebt es freilich noch andre, die aber nothwendig in den Hintergrund treten müssen, sobald das Getreibe des Augenblicks die Oberhand behält, nämlich eine Kritik der Ereignisse aus einem streng historischen Standpuncte und Erläuterungen über wichtige, das allg. Interesse berührende Verhältnisse. Wenn die Redaction in einem glücklicheren Zeitpuncte Raum für solche Bestrebungen gefunden oder geschaffen und dadurch den Beifall ihres Gegners sich erworben hat, so muß ihr doch die Genugthuung darüber dadurch gar sehr getrübt werden, daß derselbe diese Nebendinge und genaues und sorgsames Uebersetzen für die einzigen Gegenstände hält, welche seiner Aufmerksamkeit würdig scheinen. Beurtheilt man die Redaction nicht aus einem höheren Gesichtspuncte, so kann man freilich noch immer mit Recht Manches tadeln, ein Lob aber kann dann keinen Werth mehr in ihren Augen haben.

Wenn endlich der gegenwärtigen Redaction auf Kosten der vorigen ungerechtes Lob gespendet, wenn ihr Unpartheilichkeit zugeschrieben wird, während jene den Vorwurf der Partheilichkeit tragen soll, so muß Dieß der Unterzeichneten vollends das Urtheil ihres Gegners verdächtigen und kann ihr keineswegs ein solches Lob angenehm seyn. Im Wesentlichen hat nämlich die gegenwärtige Redaction den Character beibehalten, durch welche die vorige unserm Blatte gar viele Leser nicht allein zu erhalten, sondern auch zu gewinnen wußte. Den Umstand, daß sie weniger dem Tadel unseres Gegners ausgesetzt ist, als die frühere, haben ohne Zweifel die Zeitverhältnisse weit mehr verursacht, als die Verschiedenheit ihres Verfahrens. Die Angriffe, welche die vorige Redaction erleiden mußte, waren freilich heftig und häufig, großentheils aber sehr ungerecht, und wenn es wahr ist, daß dieselbe sich veranlaßt gefunden, deßhalb sich zurückzuziehen, so gereicht das den Angreifern am wenigsten zur Ehre.

Die gegenwärtigen Bemerkungen sollen nicht zu einer Rechnungsablage, nicht zu einer Darlegung der Grundsätze ausarten, wonach die Redaction der Br. Z. bisher verfahren — und daher schließt sie mit der Erklärung, daß sie freilich die „offenen Bemerkungen" ihres Gegners freundlich aufgenommen, dagegen aber um gleiche Aufnahme der offenen Bemerkung bitten muß, wie sie bedauert, aus denselben nicht das Geringste gelernt zu haben, sich aber freuen wird, wenn ihr in der Folge sich zu belehren sollte Gelegenheit gegeben werden.

Die Redaction der Bremer Zeitung.

Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

Schellack.

Der seit Kurzem in Handel kommende weiße Schellack, welcher eine helle, weiße Politur liefert, besonders für die Tischler, wird so bereitet: Man kocht zerkleinerten Schellack eine Zeit lang mit klarer concentrirter Auflösung von Pottasche, dann gießt man die Lauge ab, wäscht das Harz mit kaltem Wasser ab und bringt es in kochendes Wasser, worin es sich auflöst. Hierein gießt man unter schnellem Umrühren concentrirtes Chlorwasser, bis man einen Ueberschuß in der Flüssigkeit bemerkt. Der weiße Niederschlag wird ausgewaschen, getrocknet und zu Firniß in Weingeist aufgelöst, den man noch mit etwas Mastix und Terpentin versetzen kann.

Aufbewahrung von Früchten.

Um Kirschen, Erdbeeren, frische grüne Erbsen, geschnittene frische Gurken, Blumenkohl, Fleischgallert und dergleichen jahrelang frisch aufbewahren zu können, soll man sie in eine Flasche thun, dieselbe hermetisch verschließen und dieses Gefäß in Wasser setzen, welches man bis zum Kochen nach und nach erhitzt. Die Gegenstände in dem Gefäß nehmen dadurch den Sauerstoff aus der Luft auf und sind nur noch von Kohlensäure und Salpetergas umgeben, welches sie so lange erhält.

Orangerie im Kuhstall.

Man will gefunden haben, daß eine Orangerie sich am besten in einem Kuhstalle überwintern lasse, wo 5 — 8 Stück Kühe stehen. Die Orangerie soll man in einem Verschlag gegen Morgen oder Abend, oder auf einer Gallerie über dem Stalle anbringen. Die animalische Ausdünstung wärmt und düngt zugleich.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 79.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 3. October 1833.

Mit Gott gedacht, gethan und gute Saaten
In seinem Namen reichlich ausgestreut,
Ein reines Herz und frommer Liebe Thaten, —
Das bleibt und folgt in jene „Ewigkeit."

Was bleibet uns?

Schön ist die Erde, blüthenvoll das Leben,
Mit tausend Reizen schmückt sich die Natur;
Der Hoffnung gold'ne Traumgebilde schweben
Vor Geisterblicken auf der ird'schen Flur;
An theure Menschen ketten Freundschaftbande
Das fromme Herz, das Edles hat gefunden;
Doch denke stets: Nur was vom Himmelslande
Entspringt, verschafft uns sel'ge Himmelsstunden.

Ein weit Gebiet der Kunst ist aufgeschlossen
Für jedes Geistes kühnen Adlerflug;
Der Wahrheit Strahlenstrom ist ausgegossen;
Vor ihm entflieht der Täuschung-Schein und Trug.
Doch alles Forschen, aller Weisheit Schimmer
Bleibt, wenn's von Gott entfernt, im Tode nicht.
Nur was mit Gott durchdacht, verzehret nimmer;
Des Wissens Dunkelheit zerstreut sein Licht.

Zum Wirken ward dem Menschen Kraft gegeben
Und Jeder treibt sein Tagewerk im Schweiß;
Nach Ruhm verlangt des Jünglings heißes Streben;
Die Nachwelt noch soll rühmen seinen Fleiß.
Doch wo nicht Gott die Heldenthat bewegte,
Versinkt sie spurlos in Vergessenheit.
Nur wer sein Werk in Gottes Hände legte,
Lebt dauernd fort für Zeit und Ewigkeit.

Zum Schlachtgewühle führt's den kühnen Streiter,
Der Sieges Lohn stählt seine Heldenkraft;
Besitz der Länder treibt ihn muthig weiter,
Ob auch das Schwert Tod und Verderben schafft.
Doch Staub sind Siegstrophäen, Waffenthaten,
Wenn Sklavenjoch des Freien Nacken drückt.
Nur für den Himmel reifen gute Saaten,
Auf die die Nachwelt noch mit Liebe blickt.

Man huldiget dem Mammon mit Begierde
Und unersättlich häuft man Schatz auf Schatz;

Das Ordensband preis't man als schönste Zierde,
Strebt vorwärts nach dem höchsten Ehrenplatz.
Doch Orden, Reichthum legen wir hier nieder,
Wenn Grabesruh' die müden Glieder deckt;
Nach Tugendschätzen nur fragt Gott, wenn wieder
Sein Ruf aus dunkler Gruft uns Alle weckt.

Des Reizes Zauber blendet Erdensöhne,
Wenn zartes Roth die Wangen überglüht.
Doch Mancher schon vergaß, das alles Schöne
Ein Raub der flücht'gen Zeit wird und verblüht.
Das reine Herz nur, das durch Kampf und Siege,
Vom ird'schen Blendwerk zu der Wahrheit flieht,
Folgt einst uns nach, wenn auch der Tod die Züge
Mit Leichenblässe farblos überzieht.

Vereint mit und für Menschen soll'n wir leben,
Und fromme Liebe knüpft ein heilig Band;
Auf Bruderwohl lenkt sie des Herzens Streben
Macht so dem Allerbarmer uns verwandt.
Wo aber Stolz und Härte sich nur regen,
Dem folgt einst Weh und Fluch aus dieser Welt.
Der reinen Liebe Name bleibt im Segen,
Wenn auch die Hüll' in Staub und Asche fällt.

So mögen Menschen sich um Güter streiten,
Der Fromme schaut nach einem höhern Ziel;
Er ringt nach Gütern, die ihn einst begleiten
Zum Himmelslande aus dem Weltgewühl.
„Mit Gott gedacht, gethan und gute Saaten
„In seinem Namen reichlich ausgestreut,
„Ein reines Herz und frommer Liebe Thaten," —
Das bleibt und folgt in jene „Ewigkeit."

Gustav Böttger.

---

* Die Rache.

(Beschluß.)

Mit dem Anbruch des folgenden Tages ordneten sich die russischen Haufen zum neuen Sturme. Der Sardar hielt vor ihren Reihen und begeisterte die Krieger durch Aufzählung ihrer Waffenthaten und durch die Aussicht auf lange Ruhe, wenn das Raubnest genommen sey. Ein freudiges Hurrah schlug an die Gipfel des Kaukasus. Da drang von dem äußersten Vorsprunge der Felswand ein heller Ruf; Aller Blicke wandten sich nach jener Gegend. Mit im Morgenwinde flatternden Gewändern stand dort die Bergfrau, den leuchtenden Handschar über die Schlucht ausstreckend:

„Hierher!" rief sie, „ihr schamchalischen Schützen, hierher! ich führe Euch an die Höhle des Räubers!" — und die Hälfte der schamchalischen Jünglinge warf sich vom Rosse, stemmte die Lanzen in die Erde, ergriff die Büchsen und eilte die Höhe hinan.

Die Geschütze schleuderten abwechselnd die verderbenschwangeren Granaten über die Mauern in die Bollwerke des Feindes oder die schweren Eisenballen gegen die mächtigen Thürme. „La illah, ill allah" sangen die fanatischen Anhänger Kasi-Mullah's über den zerrissenen Leichnamen ihrer Brüder. Ohne zu wanken, wie auch rechts und links ihre Reihen unter dem mörderischen Feuer der Bergschützen sich lichteten, rückten die Russen vor. Gustav und der Schädelschmied an der Spitze der abgesessenen Kurinitzen hatten den Fuß der Mauer erreicht und waren die ersten, die die Sturmleitern anlegten zum schrecklichsten aller Kämpfe. Aber, wie schwaches Rohr zersplitterten sie unter herabgeworfenen Steinblöcken, und mit zerschmettertem Haupte sank hier und dort mancher der heldenmüthigen Krieger. Der Sardar sah die Unmöglichkeit ein, die dreifach verschanzte Stellung mit stürmender Hand zu gewinnen, er gab Befehl zum Rückzuge; doch plötzlich blitzte es aus hundert und hundert Rohren im Rücken des Feindes von den schroffen, für unersteiglich gehaltenen Klippen und Felsenvorsprüngen herab, und ein schreckliches Wehgeschrei erhob sich in den Verschanzungen der Mjuriden.

Die Sonne durchbrach den Wolkenschleier und erhellte einen schmalen Fußpfad, auf welchem die Bergfrau furchtlos mit der glänzenden Waff-

über ihrem Haupte gegen die von dem Lügenpropheten besetzte Schlucht hinabstieg. — In demselben Augenblicke war es den Anstrengungen Feodor's und seiner Kanoniere gelungen, ein Bergeinhorn den letzten Abhang hinaufzubringen, und bevor der Feind sein tödtendes Geschoß auf diesen Punkt richten konnte, sanken die Balkenpforten des größten Thurmes unter der Gewalt der wohlgerichteten Kugeln.

„Hurrah!" rief der Rittmeister, „Hurrah!" wiederholten der Schädelschmied und die kurinischen Reiter, und wie der Strom durch die Lücke des wehrenden Dammes tobt, so brachen sie durch die Oeffnung, Alles vor sich hinwerfend und drangen mit den fliehenden Feinden zugleich in den Raum zwischen der zweiten und dritten Mauer, und das Feuer schwieg, und ohne Hinderung sank auch die Pforte der Letztern unter den Axthieben der Stürmenden.

„La illah, ill allah!" schallte es jetzt in schrillenden Mißtönen aus dem Innern des Thurmes und Schlag auf Schlag fielen die sicheren Schüsse aus seinen Schießscharten; aber schon donnerte Feodor's Geschütz gegen die mächtigen Mauern und die Felsenstücke flogen aus ihren Fugen und der lockere Mörtel rieselte ihnen nach. Da rief der Sardar aus dem Sappeurbataillone Freiwillige auf und diese stürzten sich wuthentbrannt durch die Mauerbrüche und unter ihren Bajonettstößen sanken Kasi-Mullah und seine ersten Schüler. Ihre zerfleischten Körper wurden hinausgeschleppt und von den Schamchalen erkannt.

Der anbrechende Abend machte dem blutigen Kampfe ein Ende; die Avantgarde der Russen blieb zwischen der dritten Mauer und Gimri stehen.

Da nahte sich — als eben der Mond sein gekrümmtes Horn über den Gipfel des Schalataw schob, aus den Schluchten, in welche der Ort zerstreut liegt, ein langer Fackelzug den Vorposten der Sieger, die ihren Einzug auf den folgenden Tag verschoben hatten. Doch plötzlich stockte er, da, wo unter einer überhängenden Felswand ein spärliches Gebüsch im Nachtwinde rauschte. „Aman! Aman!" (Gnade! (Gnade!) schallte es dumpf und klagend herüber zu dem Bivouac der Russen und ein eintöniger Klaggesang von zitternden Weiberstimmen mischte sich in den oft wiederholten Ruf. Der Sardar, von seinem Stabe und einer starken Abtheilung seiner besten Truppen umgeben, nahte sich dem Orte, wo der Zug Halt gemacht hatte. Die Aeltesten von Gimri und die Oberhäupter der empörten kaissubulischen Dörfer bildeten ihn, in ihrer Mitte den General Wasiljeff, der ein junges, zitterndes Mädchen an seiner Hand führte. „Maja! — meine geliebte Maja!" — rief Gustav, seine Umgebung vergessend, und stürzte auf die Gruppe zu. — „Maja!" stöhnte es mit schwacher Stimme aus dem nahen Gebüsch, von wo der Klaggesang erschallte. Aller Blicke folgten der Jungfrau, als sie plötzlich ihren Begleiter verließ und mit einem herzzerschneidenden Jammerlaut der Gegend zu eilte, woher der Ruf kam. Der General Wasiljeff, Gustav, Feodor und der Wachtmeister folgten ihr, während der Sardar den Abgesandten seinen Schutz und die Verzeihung des Czars zusicherte.

Aber welch ein Bild bot sich den Blicken der Nahenden, und welch verschiedenen Eindruck machte es auf ihre Herzen. An die kalte Felswand, da, wo der enge Fußpfad durch die Schlucht beginnt — gelehnt, lag die Bergfrau, umgeben von einigen Weibern, die sich bemüheten, das Blut zu stillen, welches aus einer Wunde ihrer Brust quoll. Ihre Augen waren geschlossen, die braune Farbe ihres Gesichts war unter den mit stärkenden Essenzen angefeuchteten Tüchern der hülfreichen Frauen verschwunden und

eine selige Ruhe lag in den vom Fackelschein und Todesnähe blaß gefärbten Zügen.

Maja war an ihrer Seite niedergesunken und hatte die erkaltete Hand ergriffen und benetzte sie mit ihren Thränen. Da schlug die zum Tode Verwundete die Augen auf, und es war, als seyen mit den Purpurwellen ihres Bluts auch die Nebel des Wahnsinns, und die Furien des Hasses und der Rache aus ihrem Herzen entwichen, denn eine rührende Sanftmuth und der Abglanz inneren Friedens sprach aus ihren Blicken. Bebend stand der General, dann sank er neben der von ihm so tief Gekränkten nieder, faltete die Hände und stammelte mit zitternden Tönen: „Vergieb mir, Cathinka, wie ich dir vergebe, und wie uns beiden der ewige Richter vergeben mag." — Strahlender, verklärter wurden die selbst im Tode noch schönen Züge der Bergfrau, sie machte eine Anstrengung sich aufzurichten, aber es gelang ihr nur mit Hülfe der Frauen. — Ihr Auge streifte flüchtig die Umstehenden. — Lange ruhte ihr Blick auf dem zerknirschten Manne, dann sprach sie leise: „Ich vergebe! nimm deine Kinder und sey glücklich!" — Hoch hob sich ihre Brust, aufs Neue quoll das Blut hervor, die letzte Farbe wich aus ihrem Gesichte und noch einmal aufseufzend sank sie zurück in die Arme der Frauen.

Feodor hatte einen schweren Kampf gekämpft, als er aber jetzt den feuchten Blick auf seinen gebeugten Vater warf, da siegte das mühsam unterdrückte Gefühl. Neben Maja sank er nieder, umfaßte die Schwester und rief mit den Tönen kindlicher Liebe: „Vater, segne deine Kinder!" Da trat auch Gustav hinzu und die drei sanken an die Brust des tiefbewegten Mannes.

Der General Wasiljeff erhielt einen ehrenvollen Abschied; auch Gustav entsagte dem Waffenhandwerk und bezog an der Hand der Geliebten, begleitet von dem Vater und der Tante seiner Maja, seine und Feodor's Güter in der Krimm. — Feodor, der junge Graf Wasiljeff-Antuschka gelobte sich's, die Dienstpflicht fortan heilig zu halten und erneuerte den Ruf, der sich in den Heeren des Czars mit seinem neuen Namen verknüpfte, und Dimitri der alte Schädelschmied ist wieder jung geworden, und spricht ein Wort mit in den häuslichen Angelegenheiten seines Rittmeisters, und nur in Gegenwart des Generals verschließt die angelebte Subordination seinen redseligen Mund.

Cathinka ruht unter dem breitästigen Maulbeerbäume vor dem Eingange der Höhle der Diws, wie sie es den schamchalischen Jünglingen aufgetragen hatte, als sie, die erste im Zuge, sie in den Rücken des Feindes führte.

A. Daeves.

Zur Geschichte Napoleons.

Briefe desselben an Josephinen.

(Fortsetzung.)

Dritter Brief.

(Josephine war damals in Mailand.)

Marmirolo, den 29. Messidor (17. Juli 1796) Abends 9 Uhr.

So eben erhalte ich deinen Brief, meine angebetete Freundin, er hat mein Herz mit Freude erfüllt. Ich bin dir dankbar für die Mühe, die du übernommen, mir Nachricht von dir zu ertheilen; dein Befinden muß heute besser seyn, ich bin überzeugt, daß du wieder hergestellt bist. Ich fordere dich dringend auf, zu reiten, es wird dir gewiß wohl bekommen.

Seitdem ich dich verlassen habe, war ich beständig traurig. Nur in deiner Nähe fühle ich mich glücklich. Ich vergegenwärtige mir unaufhörlich deine Küsse, deine Thränen, deine liebenswürdige Eifersucht, und die Reize der unvergleich-

lichen Josephine sachen unablässig eine lebendige und brennend heiße (?) Gluth in meinem Herzen und in meinen Adern (sens) an. Wann wird es mir, frei von aller Unruhe, aller Arbeit, vergönnt seyn, meine ganze Zeit bei dir zuzubringen, nichts zu thun zu haben, als dich zu lieben, und nichts zu denken, als an das Glück, es dir zu sagen und zu beweisen? Ich werde dir dein Pferd schicken; doch hoffe ich, du wirst mich bald einholen können. Ich glaubte wohl, vor einigen Tagen, dich zu lieben, allein jetzt, nachdem ich dich gesehen, fühle ich, daß ich dich tausendmal mehr liebe. Seitdem ich dich kenne, bete ich dich mit jedem Tage mehr an, ein Beweis, wie falsch La Bruyère's Maxime ist, die Liebe komme mit einem Mal. Alles in der Natur geht seinen Gang und wächst stufenweise. O laß mich doch, ich bitte dich, einige Fehler an dir wahrnehmen; sey weniger schön, weniger anmuthig, weniger zärtlich, besonders weniger gut; sey vor Allem nie eifersüchtig, weine nie, deine Thränen bringen mich um den Verstand, verbrennen mein Blut. Glaube mir, es steht nicht mehr in meiner Gewalt, einen Gedanken zu haben, der nicht dir gehöre, eine Idee, die du nicht beherrschest. Pflege dich sorgfältig, sorge, daß du schnell wieder hergestellt wirst. Komm hierher, ja, damit wir, ehe wir sterben, wenigstens sagen können: Wir waren so und so viel Tage glücklich!

Tausend Küsse, auch an Fortuné, *) trotz seiner Bösartigkeit.

Fünfter Brief.

Marmirolo, den 1sten Thermidor im Jahr IV. (19 Juli 1796.)

Ich habe seit zwei Tagen keine Nachrichten von dir. Ich habe heute wohl schon dreißig Mal daran gedacht; du siehst ein, wie höchst traurig das ist, und du kannst unmöglich an der zärtlichen und einzigen Sorge, die du mir einflößest, zweifeln.

Gestern griffen wir Mantua an. Wir haben ihm mit glühenden Kugeln aus zwei Batterien und mit Mörsern tüchtig eingeheizt. Die elende Stadt brannte die ganze Nacht hindurch. Der Anblick war fürchterlich und imposant. Wir haben uns mehrerer Außenwerke bemächtigt, diese Nacht werden die Laufgräben eröffnet. Ich gehe morgen mit dem Hauptquartier nach Castiglione, und ich denke dort zu übernachten. Ich habe einen Kourier von Paris erhalten. Er brachte zwei Briefe an dich mit; ich habe sie gelesen. Ungeachtet mir diese Handlung ganz einfach erscheint, und ungeachtet du mir dieser Tage die Erlaubniß dazu ertheilt hast, so besorge ich dennoch, du möchtest es übel nehmen, und das betrübt mich sehr. Ich hätte sie gern wieder versiegelt — pfui, das wäre abscheulich! Bin ich straffällig, so bitte ich um Gnade; ich schwöre dir, daß es nicht aus Eifersucht geschah, gewiß nicht; ich habe in dieser Beziehung eine zu hohe Meinung von meiner anbetungswürdigen Freundin. Ich wünschte, du ertheiltest mir ein für allemal die Erlaubniß, deine Briefe zu lesen, dann fiele jeder Vorwurf und alle Furcht weg. Achille kommt als Kourier von Mailand; keine Briefe von meiner anbetungswürdigen Freundin! Adieu, mein einziges Gut. Wann wirst du im Stande seyn, mich einzuholen? Ich werde selbst nach Mailand kommen, um dich abzuholen. Tausend Küsse, so glühend, wie mein Herz, so rein, wie du.

Ich lasse den Kourier rufen; er sagt mir, er sey bei dir gewesen und du hättest ihm gesagt, du habest nichts zu befehlen. Pfui! du Böse, Häßliche, Grausame, Tyrannin, kleines schönes Ungeheuer! Du lachst über meine Drohungen, meine Sottisen; ja, könnte ich dich, du weißt

*) Josephinens Hündchen.

es wohl, in mein Herz einschließen, du solltest mir dort gefangen sitzen.

Laß mich wissen, daß du heiter, recht wohl und zärtlich bist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gelesenes und Gedachtes.

Unter der Besatzung der Antwerpner Citadelle war ein frommer Soldat, Namens Merkens, welcher mit zwölf bis funfzehn seiner Kameraden einen Gebet-Verein bildete, der mehrmals des Tages zusammen trat. Sie Alle blieben bei der Belagerung unverwundet, waren aber als Fanatiker bei den übrigen Soldaten verhaßt. Zu den Tapfersten und Fleißigsten gehörten sie übrigens auch nicht, und ihre Kameraden urtheilten deßhalb: „Sie ruhen bei der Arbeit und arbeiten beim Gebet."

Das einzige Denkmal, das jetzt von den Hohenstaufen noch übrig ist, bleibt die bisher gebrauchte Dorfkirche des sogenannten Markts Staufen, aus dem elften Jahrhundert. Eine Inschrift der Kirche sagt: „Fridericus Barbarossa genannt, zu Fuß in diese Kirch ist gangen, ohn allen Stolz ohn Pracht und Prangen, durch diese Thür, wie ich bericht, ist wahrlich wahr und kein Gedicht." Man will der Gemeinde eine andere Kirche bauen, um dieß Andenken zu befestigen und zu erhalten.

Miscelle.

Der Korvettenkapitän Herr Lavaud, Kommandant der Brigg Endymion und der Station von Neufoundland, sagt in einem von der Rhede von Croc datirten Schreiben vom 28 Julius an den Marineminister: Die ältesten Fischer der Küste erinnern sich keines Jahres wie das gegenwärtige; das Meer bildet vom 50° bis zum 54° nördlicher Breite eine ununterbrochene Eisküste, und längs dieser Küste, vom 52° bis 57° westlicher Länge, treiben unausgesetzt von Nordnordwest nach Südsüdost eine unabsehbare Menge größtentheils 80, 100 und 150 Fuß hoher, auf einer dieser Höhe entsprechenden Grundfläche ruhender Eisberge. Die Erscheinung einer so großen Eismasse an dem Gestade von Neufoundland erkläre ich mir folgendermaßen: Ich kann unmöglich glauben, daß sie sich an den Küsten dieser Insel oder an denen von Labrador gebildet haben sollte, man muß also annehmen, daß große Stürme oder starke Ueberschwemmungen diese ungeheuern Eismassen aus der Hudsons- und Baffinsbai und der Davisstraße losgerissen, und daß die hier durch neun Monate fast ununterbrochen herrschenden Nordwestwinde allein sie nach so südlichen Breiten treiben konnten, unter denen man sie dieses Jahr getroffen hat. Ihre ungeheure Größe setzt außer Zweifel, daß es nicht bloß Eismassen eines einzigen Winters sind, und ich gründe meine Meinung auf den Umstand, daß sie aus verschiedenfarbigen, auf einander liegenden Schichten bestehen. Außer der ihnen von dem Nordwestwind mitgetheilten Richtung bemerkte ich, daß sie auch noch eine ihnen eigenthümliche verfolgen, die von dem Schmelzen des Eises herkommt, das die von Norden nach Süden gehenden Strömungen um mehrere Minuten jede 24 Stunden beschleunigt; sie selbst gehen nach diesem Windstrich und drehen sich während ihres Treibens unaufhörlich. In dieser Nähe ist die Kälte außerordentlich und ihre Atmosphäre düster und nebelig. Das Reaumur'sche Thermometer zeigte in freier Luft 3° über Null.

Aphorismen,

von Carlo Montano.

Zwei recht gute Freunde, wovon der eine reich und der andere arm wird, entfernen sich

von einander, aber doch nur scheinbar, gleichwie zwei schwimmende Körper einander scheinbar zurückstoßen, wenn die Flüssigkeit sich um den einen erhebt und um den andern erniedrigt. —

Es ist eine Eigenheit der Tugenden, daß alle mit einander vereinigt seyn könnten, ohne daß eine die andere aufhöbe. Nicht so ist's mit den Lastern. Geiz und Verschwendung, Menschenhaß und Wollust können nicht zusammen vereinigt werden, wie unter den Flüssigkeiten Wasser und Oel, Quecksilber und Weingeist. —

Die Liebe eines Leichtsinnigen gleicht der Löwenzunge, welche von der Hand, welcher sie liebkost, dennoch die Haut abzieht.

Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

Eiserne Schiffe.

Man wird jetzt in England auf die Leichtigkeit der eisernen Schiffe aufmerksam. In Lancashire hat man ein Boot von 76 Fuß Länge, 6 Fuß Breite erbaut, welches 120 Reisenden bequeme Unterkunft gewährt und dabei 34 Centner wiegt, d. h. etwas weniger, als eine gewöhnliche englische Landkutsche.

Stahl.

Wann man gleiche Theile oxydirte Eisenfeile und Späne von grauem Gußeisen zusammenschmelzt, die Masse langsam abkühlen läßt, soll man einen schönern Damaszener-Stahl erhalten, als der ächte orientalische ist.

Nauskopie.

Ein englisches Blatt erwähnt die merkwürdige Entdeckung des Franzosen Bottineau, daß jedem Schiff auf dem Meere ein Nebel-Trabant oft mehrere Tage vorausgehe, daß man daher die Ankunft eines Schiffes oder, sind es mehrere, die Zahl derselben mehrere Tage vorher angeben kann, ehe sie vom Ufer aus sichtbar werden. Die Proben des Entdeckers dieser Nauskopie liefen gut ab; er kündigte auf Isle de France in vier Jahren 575 Schiffe an, ward aber angeblich vom französischen Ministerium so kalt empfangen, daß er in der Verborgenheit gestorben ist.

Papier aus verfaultem Holz.

Aus den Versuchen des Franzosen Brard geht hervor, daß sich auch aus verfaultem Holze, wie es unbenutzt in den Wäldern liegt, Papier und besonders Zeug zu Pappendeckeln auf dem bekannten Wege hervorbringen lasse.

Kastanien-Rinde.

Man hat in Frankreich die Entdeckung gemacht, daß die Kastanienrinde zwei Mal soviel Gerbestoff enthalte, als die Eichenrinde, und beinahe zwei Mal so viel Färbestoff, als das Kampescheholz. In letzterer Rücksicht schlägt man sie mit Eisen zur Bereitung von schwarzer Tinte vor und für die Wolle, zu der sie mehr Verwandtschaft als der Sumach zeigt; in ersterer Rücksicht wird sie längst in Amerika benutzt, dessen Fabrikanten sie in Europa holen. Das Extrakt der Rinde nähert sich dem Katechu, enthält aber ein Viertel mehr Gallerte.

Metall in Holz eingelegt.

Das Metall, womit Meubels ausgelegt worden, pflegt besonders auf krummen Flächen und in warmen Zimmern nur dann abzuspringen, wenn es in dem Holz, worin es gelegt ist, nicht Raum zur Dehnung hat.

Gegerbte Leinewand.

Ein altes Mittel der Erhaltung für grobe Leinewand, Stricke u. s. w. das Gerben derselben in Eichenrinden-Brühe wird von Neuem in Erinnerung gebracht. Dies Einweichen muß so lange geschehen, bis die braune Farbe der Leinewand wieder zu bleichen anfängt.

Schmiede-Methode.

Die neue englische Methode, Gußstahl, Stahl und Eisen zusammen zu schweißen, besteht in der Anwendung folgendes Flußmittels: Man schmilzt Borax mit $\frac{1}{10}$ Salmiak, pülvert die halbglasige Masse und vermischt sie mit etwas Kalk. Vor der Ueberstreuung mit diesem Fluß wird das Eisenstück roth-glühend gemacht.

* Wunsch und Bitte.

Herr Dr. Böckel hat am letzten Sonntag seine Zuhörer und zahlreichen Verehrer so ganz außerordentlich erbaut, daß es der Wunsch recht Vieler derselben ist, diese Predigt im Drucke erscheinen zu sehen. Möchte der würdige Seelsorger sich veranlaßt fühlen, diese freundliche Bitte zu erhören, um die so herrlich entwickelten Ansichten über Glaube, Liebe, Hoffnung dem ganzen Publico zugänglich zu machen. A. S.

* Ein Beitrag zur Würdigung des Preuß. Zolltarifs.

Es dürfte für manche Leser des Bürgerfreundes von Interesse seyn, die Größe der Summe zu kennen, welche die in Bremen seewärts eingeführten Waaren an Verbrauchssteuer aufbringen würden, wenn die Erhebung nach dem gegenwärtig gültigen Preuß. Zolltarif stattfände. Einsender hat sich die Mühe gegeben, diese Summe zu ermitteln, und bediente sich zu diesem Behufe der Einfuhrliste des Jahres 1831, welche von Herrn G. Wilders verfaßt ist.

Die Einfuhr seewärts des oben genannten Jahres hat laut jener Liste ohngefähr 13 Mill. Thaler Preuß. Courant betragen, wovon, nach den verschiedenen Artikeln und Zollsätzen in runden Summen gerechnet, nicht weniger als 5½ Mill. Thaler Preuß. Courant Steuer zu erheben gewesen seyn würden, was 42$\frac{4}{13}$ pCt. des Werthes gleich kömmt. Sollte diese Angabe übertrieben scheinen, so möge man sich aus nachstehender Specification einiger Artikel vom Gegentheil überzeugen.

	℔		₰ pr. ℔		Verbrauchssteuern.
Tabacksblätter und Stengel . . .	241,000	à	5½	Rthlr.	1,325,500
Canaster	2000	à	11	„	22,000
Zucker, roher, ...	233,000	à	5	„	1,165,000
„ fabrizirter, ...	36,000	à	11	„	396,000
Wein, Rum und Branntwein .	158,000	à	8	„	1,264,000
Caffee	117,000	à	6½	„	760,500
Cacao	1100	à	6½	„	7150
Reis	35,000	à	3	„	105,000
Pfeffer und Piement	8000	à	7⅓	„	58,666⅔
Eisen	41,800	à	1	„	41,800
Eisenblech	4450	à	3⅔	„	16,316⅔
Eiserne Nägel	1600	à	6	„	9600
Thran und Oel	54,000	à	1	„	54,000
Talg	4000	à	3	„	12,000
Pottasche	24,000	à	¼	„	6000
Cassia und andere feine Gewürze .	780	à	7⅓	„	5720
Corinthen und Rosinen	5400	à	4⅓	„	23,400
Mandeln	1300	à	4½	„	5850
Heringe	8350 (Tonn.)	à	1 (pr. Tonne)	„	8350
Kupfer	1500	à	2	„	3000
Lichte	500	à	4	„	2000
Sagg	750	à	11	„	8250
Salpeter	8160	à	⅓	„	2720

Rthlr. Pr. Cour. 5,302,823⅓

Diese Summe würde sich zwar durch Wiederausfuhr zur See einiger Gegenstände, namentlich von rohem Zucker, Tabacksblättern und Stengel um etwas vermindern, weil dafür höchstens ein geringer Durchfuhrzoll gezahlt werden könnte, aber doch immer noch sehr bedeutend bleiben, indem der größere Theil nach dem Innern Deutschlands, oder wie man in Zukunft vielleicht wird sagen können, nach dem zollvereinigten Deutschland, ausgeführt wird. Sollten die Schwester-Städte Hamburg und Bremen jemals in den sauern Apfel beißen und sich dem Zoll-Verbande anschließen müssen, so wäre wenigstens eine Ermäßigung der so hohen Tarifsätze sehr zu wünschen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 79.

Bremen, Donnerstag den 3. October 1833.

Gestorben:

Den 21. Sept. Der Schenkwirth Joh. Friedr. Giere, 69 Jahr; Osterstraße Nro. 73.

Den 22. — Des Arb. Nicolaus Rugen Wittwe, geb. Meyer, 76 Jahr; Reeperbahn N. 8.

Den 22. — Der Küper Diedrich Hildebrandt, 35 Jahr; Gellers-Hof Nro. 3.

Den 22. — Die Näherin Sophia Mühlenfeld, 46 Jahr; Ansgariithorsstraße Nro. 12.

Den 22. — Des Arb. Heinrich Laars Sohn, 10 Tage; Buntenthorssteinweg Nro. 1.

Den 23. — Des Armenaufsehers Hinr. Rosemeyer Sohn, 8 Monat; Osterthorssteinweg Nro. 34.

Den 23. — Die Näherin Johanna Antoinette Meyer, 27 Jahr; Kirchenstraße Nro. 23 (Neustadt).

Den 23. — Luise Höhle, 56 Jahr; Papenstr. Nro. 13.

Den 23. — Der Matrose Tom Wendworth aus Boston, 28 Jahr; im Krankenhause.

Den 24. Sept. Des Arb. Hinrich Müller Tochter, 1½ Jahr; Hastedt Nro. 24.

Den 24. — Des Kohlhökers Georg Meyer Wittwe, geb. Behrens, 55 Jahr; hinterm Paulsberg Nro. 7.

Den 25. — Des Arb. Friedrich Wilh. Burhorn Tochter, 10 J.; Müllershof N. 5 (Neustadtswall).

Den 26. — Der Arb. Albert Linge, 78 J.; im Armenhause.

Den 26. — Die Näherin Elisab. Ratjen, geb. Bringmann, 49 J.; alten Steinweg N. 71.

Den 27. — Des Arb. Ernst Hinrich Harting Sohn, 10 T.; Buntenthorssteinweg N. 36.

Den 27. — Des Maurergesellen Heinr. Klinge Sohn, 17 Wochen; Mühlenstr. Nro. 5.

Den 27. — Der Knochenhauer Albert Talla, 33 Jahr; kl. Krummenstr. Nro. 24.

Den 28. — Der Stuhlmacher Jacob Seemann, 56 Jahr; hinterm Paulsberg Nro. 1.

Gebuurten:

Den 19. Sept. Des Tischlers Andreas Gürtel Ehefr., geborne Meyer, Schnoor Nro. 13; von einem Mädchen.

Den 20. — Des Zimmergesellen Herm. Bremermann Ehefr., geborne Saders, außerm Steinthor Nro. 86; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Kaufmanns Johann Anton Christian August Wille Ehefr., geb. Muth, Knochenhauerstr. Nro. 19; v. e. Mädchen.

Den 21. — Des Cigarrenmachers Christoph Hinr. Lampe Ehefr., g. Stietelberg, hinterm Stephanithorswall N. 17; v. e. Mädchen.

Den 22. — Des Garnhändlers Christ. Heinr. Petersen Ehefr., geb. Rademacher, hinterm Abbenthorswall Nro. 55; v. e. Mädchen.

Den 22. — Des Oberländischen Schiffers Heinr. Fincke Ehefr., geb. Hohnholt, Grünenstr. Nro. 13; von einem Knaben.

Den 22. — Des Tabacksarbeiters Joh. Herm. Hohn Ehefr., geb. Sprenger, kl. Fuhrleutestraße; von einem Knaben.

Den 22. Sept. Des Dr. der Ph. und Lehrers a. d. Hauptschule Joh. Wilh. Tappenbeck Ehefr., g. Hespe, Punkendeich N. 75; v. e. K.

Den 23. — Des Kaufmanns Joh. Carl Heinr. Imhorst Ehefr., g. Dannemann, Schlachte Nro. 4; von einem Knaben.

Den 23. — Des Arb. Gerd Hinrich Castens Ehefr., geb. Bringmann, Spielleutestraße Nro. 8; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Arb. Cord Töbelmann Ehefr., geb. Wiegmann, Klosterstr. Nro. 24; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Kaufmanns Hinrich Albrecht Eggers Ehefr., geb. Barkhausen, Schlachte Nro. 7; von einem Knaben.

Den 24. — Des Arb. Hinr. Wähmann Ehefr., geb. Schröder, am Markt Nro. 19; von einem Knaben.

Den 24. — Des Arb. Casten Bruns Ehefr., geb. Schröder, Töferbohmstr. Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 24. Sept. Des Schullehrers Jost Heinr. Rust Ehefr., geb. Weber, gr. Krankenstr. Nro. 12; von einem Mädchen.

Den 25. — Des Conditors Johannes Vollmer Ehefr., geb. Krouel, Grasmarkt Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 25. — Des Theatermalers Anton Rosenkranz Ehefr., geb. Hüpeden, Osterthorsstr. Nro. 8; von einem Knaben.

Den 25. — Des Weinhändlers Friedr. Wilh. Hennings Ehefr., geb. Schulte, Osterthorswall Nro. 95; von einem Knaben.

Den 25. — Des Schneidermeisters Joh. Lemcke Ehefr., geb. Uetzmann, Pelzerstr. Nro. 2; von einem Knaben.

Den 25. Sept. Des Cigarrenmachers Liborius Freudenberg Ehefr., geb. Büssenschütt, hinterm Stephanithorswall N. 27; v. e. M.

Den 25. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Jäger Ehefr., geb. Wölken, gr. St. Annenstraße Nro. 52; von einem Knaben.

Den 26. — Des Mäklers Joh. Heinr. Baemeister Ehefr., geb. Dettmering, am Wall Nro. 66 I; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Hufschmidts Johann Hinrich Bischoff Ehefr., geborne Böschen, Hastedt Nro. 3; von einem Knaben.

Den 28. — Des Federnhändlers Joh. Christ. Anthony Ehefr., geb. Meyer, am Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Höker Johann Albert Hartwig und des verst. Hökers Christoph Heinrich Uhmeyer Wittwe, Anna Ilsabe geb. Müller hieselbst.

Der Friseur Carl Joseph Theodor Haase und Anna Margar. Meißner, beide von hier.

Der Arb. Johann Hermann Friedrich Voigt zu Schwachhausen und Beke Marg. Schaffer zu Fesenfeld, Amts Syke.

Der Zimmergesell Heinrich Ludwig Schachtebeck und Maria Dorothea Elisabeth Nolting, beide von hier.

Der Arb. Hinr. Ludw. Amels hies. und Marg. Elisabeth Fischer aus Bruchhausen.

Der Zwirnfabrikant Ludwig Bohlen, genannt Schlodtmann, und Anna Maria Wessels, beide von hier.

Der Maurergesell Brüning Warnken hieselbst und Anna Bosse aus Grambke.

Der Blechenschlägeramtsmeister Johann Diedr. Huntemann und Antonette Doroth. Berg, beide von hier.

Der Landmann zu Steyerberg, früher Dienstknecht hieselbst, Heinrich Friedrich Christian Weers und Catharina Maria Buchholz zu Steyerberg, Königlich Hannöv. Amts Stolzenau.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 80.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 6. October 1833.

O mög' er ruh'n des Ruhms unberaubet,
Beklagt nur das, was nicht durch ihn geschah;
Der Haß verstumm' am Grabe, das umlaubet
Die Thränenweide von Sanct Helena.

Die Thränenweide von St. Helena.

(Frei nach dem Französischen.

Wie heißt der Fels, der aus der Wellen Schooße
In wüster Oede dort sich stumm erhebt?
Verzieh Britannien, daß ein mächt'ger, großer
Gefangner auf dem Inselland gelebt?
Jetzt ist er still und stumm und nimmer, nimmer
Ertönt das Klirren seiner Kette da;
Er schläft, er schläft, den Mann bedeckt auf immer
Die Thränenweide von Sanct Helena.

Er sah das stolze Knie der Fürsten beugen,
Das sich vor Keinem noch hienieden bog;
Sein Auge blitzt, und alte Throne weichen,
Der mächt'ge Adler schwebt, ihm dienend, hoch;
Der Adler, der in immer kühnerm Fluge
Gesammt-Europens Herrscher zittern sah,
Ist todt, ihn deckt nach grausem Schicksalsspruche
Die Thränenweide von Sanct Helena.

Er eilte hin, Aegyptens Land zu sehen,
Er kannte wohl, Arabien, deinen Sand,
Er schwang sich auf des heil'gen Bernhards Höhen
Und flog nach Rußlands ödem Steppenland.
Ihm folgt der Kampf, im Sieg ihn zu begrüßen,
Wohin er sich gewendet, fern und nah;
Und solche Größe muß, ach! muß verschließen
Die Thränenweide von Sanct Helena.

Ihr, deren Thränen einst durch ihn geflossen,
Ihr, die ihr fluchtet seiner Größe, Macht,
Verdammt ihr noch das Unglück, zürnt dem Großen?
Was ist das Loos, das euch sein Fall gebracht?
O mög' er ruh'n des Ruhmes unberaubet,
Beklagt nur das, was nicht durch ihn geschah;
Der Haß verstumm' am Grabe, das umlaubet
Die Thränenweide von Sanct Helena.

Die Säule dort verkündet seine Siege,
Sie ist ein Blatt in der Geschichte Buch.

Drum werde sie auch seines Grabes Wiege,
Hier ruhe Er, es war sein Wunsch, sein Spruch!
Des Manns Gebein' gehören Frankreichs Heerde,
Die Felseninsel dir, Brittannia,
Ein Freund erheb' die Asche aus der Erde
Der Thränenweide von Sanct Helena!

Die Verbrechen in England.

Die Eigenthümlichkeit, mit der die Verbrechen unter den verschiedenen Nationen der Erde auftreten, ist einer der wichtigsten Gegenstände für die Forschungen der Philosophie und der Politik. Durch die Betrachtung der Umstände, die den Unthaten, welche die Menschheit betrüben, vorhergehen, sie begleiten und ihnen folgen, gelangt man zur Einsicht der nothwendigen Verschiedenheit der Strafgesetze, welche die Staatsgesellschaften normiren, und zur Würdigung der Motive der Ungleichheit, welche man in der Natur und in der Anwendung der Strafen gewahrt, je nachdem sie bestimmt sind, das nämliche Verbrechen bei diesem oder jenem Volke zu bestrafen. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint, zum Beispiel, der freiwillige Todtschlag in England unter einer Gestalt, die er in Frankreich beinahe nie annimmt. Bei den Engländern ist der Mord in der Regel die Folge einer ruhigen Berechnung, eines kalt gefaßten Entschlusses, eines Vorsatzes, der aus Hang zum Luxus oder dem Wunsche, ungestraft zu bleiben, entspringt. So sinnt, wie wir gleich sehen werden, der Engländer, um das Ehegeschenk wieder zu erlangen, während eines Jahres auf den Tod der jungen Gattin, welche in seinen Armen ruht, und nachdem er sie mit den zärtlichsten Liebesbezeugungen überhäuft, versucht er die Mutter zu morden, deren Leib er befruchtet hat, und das Kind, welches zur Welt kommen soll; um einen Leichnam für zwei Guineen zu verkaufen, bringt er einen Bettler, ein Kind, einen Greis ums Leben, und überliefert sie sodann dem Schabemesser des Chirurgen; um eine Aussage zu vermeiden, wie ungewiß und entfernt sie auch seyn möge, erdolcht oder vergiftet er, selbst ehe noch die Anklage gegen ihn erkannt ist, den Zeugen, welchen er fürchtet; in der nämlichen Absicht erstickt er in einem Sacke die Unschuld, welche er so eben geschändet, und wirft sie ins Grab; so endlich erschießt er, mit später Wiedererinnerung einer Rache, einen Unglücklichen, ohne Mißtrauen noch Gegenwehr, der von ihm einen Thaler fordert: er tödtet, ohne Wahnsinn, ohne Zorn, ohne Leidenschaft.

In Frankreich, im Gegentheil, entsteht, mit seltenen Ausnahmen, das Verbrechen, und namentlich der Todtschlag, aus einem Paroxysmus von Wuth oder Uebermaaß von Elend. In Frankreich ist es selten, daß derjenige, der seine Hände in das Blut seines Nebenmenschen taucht, nicht einer augenblicklichen Leidenschaft, einer unerbittlichen Nothwendigkeit gehorche, die ihn fortreißt und in den Abgrund stürzt. In England ist es eine schreckliche Intelligenz, welche die größten Verbrechen verübt, in Frankreich ist es der Wahnsinn; in England ist das Verbrechen gewissermaßen ein Gewerb; in Frankreich ist es beinahe immer ein Zufall. Diese charakteristische Verschiedenheit reicht vielleicht hin, um die verhältnißmäßige Mehrzahl der Hinrichtungen in England zu erklären. Und in der That, ohne über den Grundsatz der Todesstrafe abzusprechen, da die Staatsgesellschaften sich einmal dieses entsetzliche Recht anmaßen, so muß natürlich der Zügel der Hinrichtungen dringender seyn bei einem Volke, wo das Verbrechen aus Ueberlegung hervorgeht, als da, wo es nur aus Wahnsinn entspringt.

Zu diesen Betrachtungen werden wir durch folgenden Mordversuch veranlaßt, der in der Statistik der Verbrechen in England täglich neue Beispiele erhält. In der Gegend von Elworthy, Grafschaft Norfolk, lebte vor einiger Zeit, in der Eigenschaft als Haushälterin in einem reichen Hause, eine schöne und junge Wittwe. Nicht weit von da wohnte auch ein reicher Pächter, den seine Geschäfte häufig auf das Schloß riefen; dort sah er Elisa Rugg (dieß ist der Name der Wittwe), verliebte sich in sie und bot ihr seine Hand. Elisa wieß lange Zeit diese Verbindung zurück; allein endlich, besiegt durch dringende Vorstellungen, durch glänzende Versprechungen, und vielleicht auch durch die Besorgniß einer ungewissen Zukunft, wurde sie die Gattin des Pächters, der ihr durch Ehevertrag eine Rente von 200 Pfd. St., die auf die aus der Ehe entspringenden Kinder übergehen sollte, zusicherte. Den Tag nach der Hochzeit ziehen die beiden Eheleute nach Wellington, denn schon damals dachte das Ungeheuer auf ein Verbrechen, was er unter den Augen der Freunde seiner Gattin nicht zu verüben gewagt hätte. Hier, fern von allen Denen, welche sie beschützen konnten, fing er an, sie ohne Erbarmen zu quälen, um sie zu zwingen, auf das Heirathsgut zu verzichten, daß er ihr zugesichert hatte; aber die Drohungen und selbst die Thätlichkeiten scheiterten an der Festigkeit der Frau, die um keinen Preis ein Witthum aufgeben wollte, was ihr nicht mehr angehörte, sondern das Eigenthum, die einzige Hülfsquelle eines Kindes war, was sie unter dem Herzen trug.

Von dem Augenblicke, wo die Schwangerschaft Elisa's nicht mehr zweifelhaft war, änderte ihr Ehemann sein Betragen. An die Stelle der härtesten Behandlung trat nunmehr die nachgiebigste Sorgfalt; seine Frau schien der Gegenstand seiner zärtlichsten Aufmerksamkeit geworden zu seyn. Eines Tages, es war im neunten Monat ihrer Schwangerschaft, von dem Mißbehagen ihres Zustandes gequält, läßt sie einige Klagen entschlüpfen; ihr Mann nähert sich ihr, küßt ihr die Hände, und bittet sie, ihre Arbeit zu verlassen, in ihr Zimmer sich zu verfügen und dort auf dem Bette einige Stunden Ruhe zu suchen; er folgt ihr in ihr Gemach, hilft ihr, sich auszukleiden, und entfernt sich, nachdem er die Vorhänge des Bettes zugezogen hat. Eine halbe Stunde darauf kommt er leise in das Zimmer, horcht nach dem Geräusche ihres Athemzuges, und fragt sie, ob sie schlafe; sie antwortet nein, aber sie wünsche ruhig zu bleiben; nun legt der Pächter die Bettdecke über ihre Augen, damit, sagt er, sie den Glanz des Tageslichtes nicht vor Augen habe, und zieht sich von Neuem zurück. Zwanzig Minuten später kommt er abermals hinauf, nähert sich wiederum dem Kissen seiner Frau, an die er, mit leiser Stimme, die nämliche Frage stellt: Schläfst Du? Elisa war wach, aber sie wollte nicht antworten, in der Hoffnung, daß ihr Mann, wenn er sie eingeschlafen glaubte, sie nicht ferner belästigen werde. In diesem Augenblicke versetzte ihr das Ungeheuer auf den Kopf und den Bauch einen Schlag mit einem Hammer, der dazu diente, um Steinkohlen zu zerschlagen. Elisa, bereits voll Blut, vermeidet, indem sie sich in den Bettgang wirft, einen dritten Schlag, der sie wahrscheinlich getödtet haben würde. Sie stößt das Bett zwischen sich und ihren Mörder und erreicht die Treppe, von da die Thüre auf die Straße; aber zum Unglück findet sie diese verschlossen und ohne Schlüssel; der Schrecken giebt ihr übernatürliche Kräfte; sie zerbricht das Schloß, ehe ihr Mann sie einholen konnte, und in fliegenden Haaren, blutig, halbtodt stürzt sie in ein benachbartes Haus. Der Rasende verfol-

sie, und da er sie nicht erreichen kann, rennt er in das Feld unter dem Ausruf: „Ich bin verloren, ich werde gehängt."

Durch die Hülfe der Kunst und die Sorgfalt ihrer Freunde zum Leben zurückgebracht, hatte die unglückliche Elisa die obigen Einzelnheiten erzählt, und die Konstabler des Bezirks waren nach langen Nachforschungen dahin gelangt, den Mörder zu ergreifen. Vor dem Untersuchungsrichter, unmittelbar nach dem Vorfall, als ihre Kräfte und ihre Ueberlegung noch durch den Schmerz vernichtet waren, konnte die junge Frau ihre erste Aussage nicht zurücknehmen. Als aber, vor wenigen Wochen, ihr Mann vor den Assisen von Wellington erschien, und Elisa sich ihrem Mörder gegenüber befand, vergaß sie ihre Angst und ihre Leiden, und gehorchte nur mehr den Gefühlen der Frau und Gattin. Wie groß auch die Zahl und die Augenfälligkeit der Belastungen seyn mögen, das englische Gesetz verlangt unerläßlich, daß diese Belastungen eidlich erhärtet seyn müssen, widrigenfalls selbst das Geständniß des Angeklagten keine Verurtheilung begründen kann; Elisa war zugleich das Opfer und der einzige Zeuge des Verbrechens ihres Gatten. Als ihr das Evangelium durch den Schreiber des Gerichtshofes vorgehalten wurde, und der Richter sie aufforderte, eidlich zu versprechen, die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu sagen, verweigerte die Unglückliche den Eid, und rettete auf diese Weise von einem schimpflichen und gewissen Tode den Nichtswürdigen, der unter so schauderhaften Umständen ein während zehn Monaten vorgefaßtes Verbrechen verübt hatte. Sie hatte das Bett dieses Ungeheuers getheilt, sie trug seinen Namen! ... So wahr ist es, daß in allen Ländern und zu allen Zeiten die Frauen besser sind als wir.

Der Pächter wurde am 3. Mai freigesprochen; am 8. ruhten Elisa und ihr Kind in einem und demselben Sarge auf dem Kirchhofe von Wellington!

Zur Geschichte Napoleons.

Briefe desselben an Josephinen.

(Fortsetzung.)

Vierzehnter Brief.

Modena, den 26ten Vendémiaire, im Jahr V. (17ten Okt. 1796), 9 Uhr Abends.

Den ganzen vorgesterigen Tag habe ich draußen zugebracht; gestern blieb ich zu Bette. Fieber und ein heftiger Kopfschmerz, das Alles hinderte mich, an meine anbetungswürdige Freundin zu schreiben; aber ich habe ihre Briefe erhalten, ich habe sie an mein Herz und an meine Lippen gedrückt, und der Schmerz der Trennung, die Entfernung von hundert Meilen waren verschwunden. In diesem Augenblicke erblickte ich dich in meiner Nähe nicht kapriciös und aufgebracht, sondern sanft, zärtlich, mit jener salbungsreichen Güte (onction de bonté), die ausschließlich das Erbtheil meiner Josephine ist. Es war ein Traum; urtheile nun, ob das mich vom Fieber geheilt hat. Deine Briefe sind kalt, wie funfzig Jahre Alter, sie sehen aus, wie eine funfzehnjährige Ehe. Man erblickt darin die Freundschaft und die Empfindungen dieses Winters des Lebens. Pfui, Josephine!... Das ist recht böse, recht schlecht, recht falsch von Ihnen. Was können Sie noch thun, um mich recht beklagenswerth zu machen? Mich nicht mehr lieben? O, das ist schon geschehen! Mich hassen? Wohlan! ich wünsche es, Alles erniedrigt, nur der Haß nicht, aber die Gleichgültigkeit mit dem Pulse des Marmors, dem starren Blicke, dem monotonen Gange!....

Tausend, tausend recht zärtliche Küsse, so zärtlich wie mein Herz.

Ich befinde mich etwas besser, ich reise morgen ab. Die Engländer räumen das Mittel-

ländische Meer; Corsika ist unser. Gute Nachricht für Frankreich und für die Armee.

Sechszehnter Brief.

Verona, den 3ten Frimaire, Jahr V. (13. November 1796.)

Ich liebe dich gar nicht mehr; im Gegentheil, ich verabscheue dich. Du bist eine garstige Person, recht linkisch, recht dumm, recht cendrillon. Du schreibst mir gar nicht, du liebst deinen Mann nicht; du weißt, welches Vergnügen deine Briefe ihm gewähren, und du schreibst ihm keine sechs Zeilen, wie sie der Zufall dir eingiebt.

Was thun Sie denn den ganzen Tag, Madame? Welches so wichtige Geschäft raubt Ihnen die Zeit, an ihren Geliebten, der es so gut meint (à votre bien bon amant), zu schreiben? Welche andre Neigung erstickt und läßt sie hintansetzen die Liebe, die zärtliche und beständige Liebe, die Sie ihm versprochen haben? Wer kann dieser merveilleux, dieser neue Liebhaber seyn, der Ihre ganze Zeit in Anspruch nimmt, Ihre Tage beherrscht und Sie hindert, mit Ihrem Manne sich zu beschäftigen? Josephine, geben Sie wohl Acht: eine schöne Nacht, die Thüren eingeschlagen, und ich bin da!

Ich bin in der That unruhig, meine gute Freundin, daß ich keine Nachrichten von dir erhalte; schreibe mir schnell vier Seiten, und von jenen liebenswürdigen Dingen, die mein Herz mit Rührung (sentiment) und Freude erfüllen. Ich hoffe in ganz kurzer Zeit dich in meine Arme zu schließen, und ich werde dich überschütten mit einer Million Küsse, brennend, wie unterm Aequator.

Achtzehnter Brief.

(Nach Genua.)

Mailand, den 7. Frimaire, Jahr V. (27. Nov. 1796), Nachmittags 3 Uhr.

Ich komme in Mailand an, ich stürze in dein Zimmer, ich ließ Alles stehen, um dich zu sehen, dich in meine Arme zu schließen.... du warst nicht da: du durchziehst die Städte unter Festivitäten, du entfernst dich, wo ich ankomme, du bekümmerst dich nichts mehr um deinen lieben Napoleon. Eine Caprice ließ dich ihn lieben, der Wankelmuth macht ihn dir gleichgültig. An Gefahren gewöhnt, kenne ich die Heilmittel gegen die Verdrießlichkeiten und Uebel des Lebens. Das Unglück, das ich erdulde, ist nicht zu berechnen; ich war berechtigt, darauf — nicht zu zählen. Ich werde hier bis zum 9ten gegen Abend verweilen. Derangire dich nicht, laufe deinem Vergnügen nach; das Glück ist für dich geschaffen. Die ganze Welt ist ja zu glücklich, wenn sie dir gefallen kann, nur allein dein Mann ist sehr, sehr unglücklich.

Neunzehnter Brief.

(Ebendahin.)

Mailand, den 8. Frimaire, Jahr V. (28. Nov. 1796), 8 Uhr Abends.

Der Kourier, den Berthier nach Genua expedirte, ist zurückgekommen. Du hattest keine Zeit, mir zu schreiben; ich begreife das leicht. Von Vergnügungen und Spiel umgeben, hättest du Unrecht gehabt, mir das kleinste Opfer zu bringen. Berthier war so gefällig, mir deine Briefe an ihn zu zeigen. Ich bin weit entfernt, dich weder in deinen Planen, noch in den Unterhaltungen (parties de plaisir), die man dir anbietet, zu stören; ich bin der Mühe nicht werth, und das Glück oder Unglück eines Mannes, den du nicht liebst, hat keinen Anspruch darauf, dich zu interessiren. Was mich betrifft, so geht die Bestimmung und der Zweck meines Lebens dahin, nur dich zu lieben, dich glücklich zu machen, nichts zu thun, was dir zuwider (contrarier) seyn könnte.

Sey glücklich, mache mir keine Vorwürfe, interessire dich nicht für das Glück eines Mannes,

der nur lebt von deinem Leben, nur in deinen Freuden, in deinem Glück Genuß findet. Ich habe Unrecht, wenn ich verlange, daß deine Liebe der meinigen gleich seyn solle: warum verlangen, die Spitzen sollen so schwer wie Gold wiegen? Wenn ich dir alle meine Wünsche, alle meine Gedanken, mein ganzes Leben opfere, so gehorche ich nur der Gewalt, die deine Reize, dein Character, deine ganze Persönlichkeit über mein unglückliches Herz zu gewinnen wußten. Ich habe Unrecht, wenn die Natur mir nicht die Reize verliehen, dich zu fesseln; doch verdiene ich von Seiten Josephinens Rücksichten, Achtung, denn ich liebe sie bis zur Raserei, und einzig und allein. — Adieu, anbetungswürdiges Weib, adieu, meine Josephine! Möchte es mir vom Schicksal vergönnt seyn, jeden Verdruß und jede Sorge in meinem Herzen zu koncentriren, und dafür Josephinen gesegnete (prospères) und glückliche Tage zu geben. Wer ist dessen würdiger, als sie? Wenn es erwiesen ist, daß sie nicht mehr lieben kann, dann werde ich meinen tiefen Schmerz in mir vergraben und mich damit begnügen, ihr zu irgend etwas nützlich zu seyn.

Ich erbreche meinen Brief wieder, um dir einen Kuß zu geben..... O, Josephine!... Josephine!...

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Zeuxis und sein Gemälde.

„Male uns, lieber Zeuxis," sprachen einige der vornehmsten Einwohner Cortona's, „ein Bild der Griechischen Helena, und in ihr das schöne Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit." — „Das will ich thun," erwiederte der Künstler; „mit der Bedingung, daß Ihr mir als Modelle sechs der schönsten Mädchen Eurer Stadt sendet, damit ich einer Jeden besondern Liebreiz entnehmen kann."

Am folgenden Morgen kamen sie, so schön durch Jugend und Liebreiz, daß der Maler anfangs der Kraft seiner Kunst zu mißtrauen begann. — „Ihr seyd in der That schön, meine reizenden Jungfrauen," sagte er; „aber es ist unumgänglich nöthig, daß Ihr mir unverschleiert sitzt." — „Unverschleiert!" riefen sie Alle mit Erstaunen; „unverschleiert niemals!" — So hallte es aus jedem Munde wieder. — Durch vieles Bitten, aber noch mehr durch Schmeichelei, gelang es dem Künstler endlich, fünf derselben ihre Scheu zu benehmen, doch die sechste blieb unerschütterlich fest. „Wenn es auch Venus selbst werden sollte," rief sie empört, „so würde ich mich nicht hierzu entschließen!" Alle Vorstellungen waren umsonst — sie entfloh mit Erröthen.

Zeuxis nahm Pinsel und Farben, studirte seine Modelle — und nach einigen Wochen unaufhörlicher Arbeit hatte er seine Helena vollendet, das Meisterwerk seiner Kunst und die Bewunderung der Welt.

Der Tag der öffentlichen Ausstellung kam heran; der Beifall erschallte einstimmig; die Offenherzigen und Vorurtheilsfreien waren entzückt, die Eifersüchtigen und Neidischen überstimmt oder zaghaft geworden.

Doch bei dem allgemeinen Triumph zeigte der Künstler, allein unbefriedigt, auf seiner gerunzelten Stirn die Zeichen der Unzufriedenheit. — „So geneigt Du auch immer bist," sagte sein Freund Aretus, „in Deinen eignen Kunstwerken Mängel zu entdecken, wo keine sind, möchte ich doch wohl wissen, was jetzt der Gegenstand Deines Bedauerns ist?" — „Das Gemälde," erwiederte Zeuxis, „ist vollkommen, der Gegenstand ohne Fehler, und in der That möchte ich darunter schreiben: es wird in der Zukunft leichter seyn, dieß Gemälde zu beurtheilen, als ein gleiches zu machen — aber noch Eins fehlt zu seiner Voll-

kommenheit." — „Und was kann das seyn?" — „Das Erröthen der sechsten Jungfrau."

S.

* Frage.

Aus welchem Grunde werden nicht sämmtliche von Bremer Schiffen entlaufene und aus der Liste der Seefahrenden gestrichene Matrosen öffentlich angezeigt? Oder weßhalb findet seit kurzer Zeit darin eine Ausnahme statt?

Von einem dabei betheiligten Familien-Vater.

* Wiederholte Bitte.

In den von A. S. im letzten Bürgerfreunde ausgesprochenen Wunsch, die heute vor 8 Tagen von Herrn Doctor Böckel gehaltene Predigt, worin auf so geistreiche Weise gezeigt wird, wie der ächte Christ zu glauben, zu lieben, zu hoffen habe, dem Drucke übergeben zu sehen, stimmt von ganzem Herzen und wiederholt die ausgesprochene Bitte nach dem Wunsche Mehrerer

Js. R.

Bemerkungen.

Um den verdorbenen Theatergeschmack radikal zu heilen, müßte man es machen, wie die Chinesen — alle Stücke zwischen den nämlichen einfachen vier Wänden spielen (zu Shakspear's Zeiten war noch etwas Aehnliches), und blos Täfelchen ausstellen — meinentwegen könnte man hier ein Uebriges thun in Transparents, — auf welchem angezeigt ist, welchen Schauplatz man sich hinzuzudenken habe. Wenn dem Publikum so, und mit Beseitigung aller prachtvollen Costüme, seine Lieblingsballette und glänzenden Opern vorgeführt würden, lediglich auf die Macht ihrer eignen Reize beschränkt, wahrlich, es würde staunen, erschrecken, wie der 18jährige ideale Anbeter einer 40jährigen Primadonna, wenn er sie zufällig nicht im Titular-, sondern im wirklichen Negligé überraschte. „Aber das Publikum würde in der höchsten Indignation aus dem Theater wegbleiben!" — Wie lange? höchstens zwei Tage! Ohne Theater zu existiren — es müßte vor Langweile sterben! Das Theater ist ja das Lebensprinzip, das wahre Sauerstoffgas für das gebildete Publikum; ohne Theater kann es so wenig seyn, als jener Soldat ohne Rauchen, der, hatte er keinen Toback, Papier, Heu, Stroh, was nur brennbar, stopfte wenn es nur dampfte!

* Der zweiundzwanzigste August.

Zur Feier des sechsundachtzigsten Geburtstages des Herrn B....r...e. in Oldenburg; im Namen eines funfzigjährigen Freundes und vier undsiebzigjährigen Greises (Hrn. Wr..e).

Geschrieben
von Dr. Noeldeke.

Siehst Du, o Freund, von Deines Lebens Höhn,
Auf sechsundachtzig Stufen heut erstiegen,
Hinab ins Erdenthal, wo, jung und schön,
Dem Jüngling sich der Hoffnung Saaten wiegen,
Gesang der Jungfraun hallt ins Maigetön
Der Nachtigall, wo Purpurwolken fliegen,
Wie Flocken, durch den Frühlingsmorgenhimmel,
Und Nektar trinkt der Bienen froh Gewimmel;

Siehst Du von jener Höhe niederwärts
Der spätern Zeit durchlebte funfzig Jahre,
Dann schaust Du, fern von Lust und Jugendscherz,
Die Mitwelt, — Manchen trug die Bahre
Schon damals Dir, — bemüht, zu Haufen Erz
Auf Erz, und Rang auf Rang er feilscht *) wie Waare,
Dir aber bot, dem Künstler, **) Braut und Zecher
Und Bräutigam ihr Erz zu Ring und Becher.

*) NB. in England.
**) Vormals der erste Goldarbeiter in O.....s.

O schöne Zeit, da uns die Freundschaft band
Durch Freud und Leid zu inniger Vereinung,
Die, probefest, nur kräftiger bestand,
Nicht wechselnd, wankend, wie der Menschen Meinung,
Da Rath und That, stets gingen Hand in Hand,
Du bist dahin! — Doch lächelt als Erscheinung
Aus Himmelshöhen uns den beiden Greisen
Dein Bild wie hellster Punct in Freundeskreisen.

Des Lebens Feierabend ist genaht,
Mit stiller Einsamkeit geheim verschwistert,
Und wo wir wandeln ist des Alters Pfad
Von Herbstesfrost und Schauern rings umdüstert.
Doch über uns im Lichtgewande hat
Die Freundschaft ihren Hort; — sie winkt und flüstert.
Wie aus entferntem Thal des Hirten Flöte:
Seht dort des schönern Daseyns Morgenröthe! —

---

* Bekanntmachung.

So eben hat die Presse verlassen und ist bei allen Herrn Buchbindern und Catharinenstraße Nro. 56, gebunden für 6 und ungebunden für 4 Grote, zu haben:

Allgemeiner
nothwendiger
Hausbedarf
für den
Bürger und Landmann
auf
das Jahr 1834.

Der Inhalt ist Folgender:

1) Bauern-Praktik. 2) Zeitrechnung. 3) Erklärung des Sonnensystems. 4) Von den Jahreszeiten. 5) Zeit- und Festrechnung. 6) Von den Finsternissen im Jahre 1834. 7) Fluth bei Elsfleth an der Weser. 8) Die wahre Zeit und die Mittelzeit. 9) Fahrnißzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet. 10) Ausführliche Kalenderberechnung für das Bremer Territorium, mit richtiger, genauer Berechnung der Ebbe und Fluth, des Auf- und Untergangs der Sonne. 11) Verzeichniß der Messen, Kram- und Viehmärkte nach Datum für jeden Monat. 12) Gemeinnützige Aufsätze; als: Alter der Schafe. Pflaumen frisch zu erhalten. Flanell zu waschen. Schinken einzusalzen und zu räuchern. Das Röthen des Flachses und Hanfes. Eisen in Stein, ohne Blei, zu befestigen. Gegen feuchte Fußböden. Mittel gegen Brustbeschwerden und Heiserkeit. Wider den Husten, selbst wenn er schon eingewurzelt ist. Augen gut zu erhalten. Mittel gegen die Mundfäule. Gegen Zahnschmerzen. Gegen das Seitenstechen. Gegen Lähmung der Glieder. Mittel wider den Ansaz der Schwindsucht. Mittel gegen die rothe Ruhr. Mittel wider das Sodbrennen. Vom Schwitzen der Füße. Mittel gegen die Regenwürmer. Mittel gegen Erdflöhe. Mittel gegen Raupen. Warzen zu vertreiben und Haare wachsend zu machen. Erfrorne Weinstöcke wieder tragbar zu machen. Faulbaum, ein Mittel zur Maulwurf- und Mäusevertilgung. Gänse geschwind fett zu machen. 13) Anekdoten. 14) Wanderungen der Vögel. 15) Erklärung der 8 lythographischen Abbildungen merkwürdiger Scenen aus dem Leben; als: Die sonderbare Bitte. Die Verwechslung. Mittel gegen den Lindwurm. Die Probe. Der Prozeß ohne Gesetz. Uebertriebene Folgsamkeit. Die Schlafkameraden. Der Herr Wunderlich. 16) Verbessertes Verzeichniß sämmtlicher ankommenden und abgehenden Posten in Bremen. 17) Oeffnung, Sperre und Schluß der Stadt-Thore in Bremen.

Georg Jöntzen.

A. Daedes Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 56.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 81.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 10. October 1833.

Hört ihr dort die Brandung toben,
Die sich durch die Felsen bricht;
Asien riß sie von Europen:
Doch die Liebe trennt sie nicht!

Der verlorne Schwimmer.

Altdeutsches Lied.

Es wirbt ein schöner Knabe
Da überm breiten See,
Um eines Königs Tochter,
Nach Leid geschah ihm Weh.

„Ach Knabe, lieber Buhle,
Wie gern wär' ich bei Dir,
So fließen nun zwei Wasser
Wohl zwischen mir und Dir."

„Das eine sind die Thränen,
Das andere ist der See,
Es wird von meinen Thränen
Wohl tiefer noch der See."

Ja wie auf dem Pocale
Zum Spiel ein Lichtlein schwebt,
Wenn es beim hohen Mahle,
Auf Königs Wohlseyn geht.

So setzt sie auf das Wasser
Ein Licht auf leichtes Holz,
Das treibet Wind und Wasser
Zu ihrem Buhlen stolz.

Als der es aufgefangen,
Er rief aus voller Brust:
„Mein Stern ist aufgegangen,
Ich schiff' ihm nach mit Lust."

Das Lichtlein auf den Händen,
Er schwamm zum Liebchen her,
Wo mag er hin sich wenden,
Ich seh' sein Licht nicht mehr?

Liegt er in ihrem Schooße,
Sein Lichtlein wendet ab?,
Liegt er im Wasserschlosse,
In einem nassen Grab?

Der Spanier.

Erzählung von Friedrich Pitt.

In dem Ahnensaale seines Hauses zu Wien saß an einem November-Tage des Jahres 1716 der quiescirte Obrist-Lieutenant Leopold von Aschenberg. Neben ihm loderte Kaminfeuer, auf dem Tische ausgebreitet aber lag eine große Specialkarte von Ungarn, wo der Zeigefinger des alten Herrn ganz eifrig monövrirte und militairische Positionen durch Papierstreifen bezeichnete. Ihrem Vater gegenüber suchte Fräulein Eleonore sich mit einer Stickerei auf Goldstoff zu beschäftigen; doch alle ihre Bewegungen verriethen Ungeduld. Bald lauschte sie nach der Thür, bald nach dem Fenster, oder in Erwartungen getäuscht fielen die lebhaften Augen wieder auf Gabriel Lutz, einen ehrwürdigen Corporal, der seinem Obrist-Lieutenant in den Ruhestand gefolgt war, und nun, das Amt eines Haushofmeisters versehend, die Schildereien des Ahnensaals abstäubte und Trophäen zusammenstellte aus Waffen, die man den Türken bei Wiens Belagerung im Jahre 1683 abgenommen.

„Hier retiriret der Seraskier!" — versicherte Aschenberg, indem er einen Papierstreifen zurückschob. — „Auf dem Zuge geht's aber ganz übel her, denn was die Raupen noch übrig gelassen, das verschlingen die Heuschrecken, ich meine nämlich die Ungarischen Malcontenten und die Tartaren. Dort raset der Schandmensch und grausame Empörer Töckeli, welcher sich gar nicht accommodiren will. Hier bei Peterwardein und Temeswar verspürte der Feind noch kürzlich alle Kriegs-Tapferkeit Sr. Durchlaucht des Prinzen Eugenius; dabei kömmt General Dünewald's Regiment in die Winter-Quartiere, marschirt aber erst aus Italien heran, mit ihm mein lieber Sohn Ferdinand; und — —."

„Und hier stechen meine Nadeln in die Finger!" — unterbrach ihn Fräulein Eleonore. — „Au, das thut weh! die Unruhe läßt mich aber auch ganz und gar nicht arbeiten, und es bleibt recht boshaft von Ferdinand, daß er sich so lange erwarten läßt. Um elf Uhr wollt' er schon hier seyn, und nun ist's gleich Mittag!"

„Kömmt Zeit, kömmt Rath; aber müssig darf kein Mensch seyn; magst du nicht nähen, so hol' die Laute und sing' ein Liedl!" — sprach der Vater, ohne von seiner Karte aufzusehen.

„Mit Verlaub, ich weiß halter ein ganz neu Stücklein, und wenn's Ew. Gnaden befehlen, sing' ich's gleich!" — schmunzelte Gabriel Lutz, dessen Treue und vieljährige Dienstzeit ihm fast die Rechte eines alten Hausfreundes gegeben, und der mit unbegränzter Liebe auch den beiden Kindern seines Herrn zugethan war. Eleonore nickte freundlich und sogleich intonirte des Corporals Baßstimme:

„Ein Kourier im großen Regen
Galopiret nach Peterwardein;
Spricht: es thäte Neues viel passiren,
Janitscharen wollen attaquiren,
Mit dem Säbel hauen ein!

Prinz Eugenius, der tapfre Ritter,
Eilt aus dem Quartier herbei.
Er ließ schlagen eine Brücken,
Daß sie konnten h'rüberrücken,
Grenadiers und Reiterei.

Und sie mußten zu ihm kommen,
Seine Generals und Feldmarschalls;
Thät sie nun wohl instruiren
Wie sie sollten Truppen führen
Auf den Feind durch Pulverschwall!

Seht die Völker muthig streiten,
Jeder Sieg muß unser seyn!
Ihr Constabler in den Schanzen
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Karthaunen groß und klein.

Ha, wir Alle triumphiren,
Vivat Prinz Eugenius!
Mancher Türke mußt' aufgeben
Seinen Geist nebst junges Leben
In dem großen Donaufluß."

„Er hat's gut gemeint, ehrlicher Lutz!" — so dankte das Fräulein. — „Und das muß wahr seyn, Prinz Eugen hat bei Ihm einen großen Stein im Brette!"

Mit jugendlichem Feuer hob sich der alte Soldat, seine Augen glänzten, und er sprach: „Ei was, mögen die Franzosen auch noch so wichtig thun mit ihrem Türenne und den andern Marschällen — — solch ein Kriegsfeldherr wie unser Prinz Eugenius ist auf der Welt ja nimmer ein Zweiter zu finden. Gleich in der ersten Campagne, wo ihn Ihro Kaiserliche Majestäten zum General über die Arme in Ungarn gnädigst eingesetzt, führte sein Commando zum glücklichen Succeß; denn obschon der Feind in desperater Positus gestanden, so ließ Prinz Eugenius ihn doch ganz resolut attaquiren, und der Türke salvirte sich nur durch schmähliche Flucht nach den Retranchements, allwo er in Geheul ausgebrochen, sich bei dem Bart gezupft, den Kopf gehängt und sich übel geberdet hat. Das war Anno 1697. Wir Andern aber machten reiche Beute, sintemal kein einziger Grenadier von des Herrn Obrist-Lieutenants Compagnie gewesen, welcher nicht die Dukaten in seinem Hute fortgetragen hätte; dahero auch die Soldateske einander tapfer zugetrunken, obschon das Maas Wein halter über drei Gulden kostete. Fragen Ew. Gnaden nur einmal den Herrn Papa!"

Seine Manöver unterbrechend, nahm jetzt der Obrist-Lieutenant das Wort und sagte: „Der Lutz hat Recht; in des Durchlauchtigsten Prinzen Eugen's rarem Ingenium sind ganz wunderbare Kräfte, und das ist nicht nur im Ungarnland bewiesen, sondern auch als die Franzosen unsrem gnädigsten Kaiser eine Diversion gemacht, die Kriegstroubles in Piemont angefangen, in der Pfalz und in Flandern. Da hat der unvergleichliche Eugenius noch viel mehr glückliche Progressen gehabt, theils in offner Bataille, theils bei importanten Festungen, die er durch Belagerung rühmlich fortirt, oder mit Accord eingenommen. Staunt die Welt nicht die Actions bei Luzzara an, bei Turin, Oudenarde und Malplaquet? Und was geschah denn Anno 1704 bei Hochstedt? He?"

Der alte Korporal richtete sich militairisch und deklamirte:

„Die Franzen wollten sich bei Hochstedt selbst erhöh'n,
Sie dachten in dem Reich gar obenan zu stehn;
Doch wer sich selbst erhöht, der muß erniedrigt werden,
Drum liegt ihr Hochmuth bei Hochstedt auf der Erden."

„Recht so!" — rief der Obrist-Lieutenant, sehr erfreut auf sein Lieblingsthema gebracht zu seyn. — „Er ist doch immer mein alter braver Lutz, der mir das Leben gerettet hat, als Turin so scharf belagert war. Denkt er noch daran? Es war am 5. August 1706. Den feindlichen Angriff auf das Bastion St. Thomas redressirte Graf Dauns Excellenz durch Höchst Ihro vorsichtige Conduite mit Heranziehung der Grenadiers. Es blieben der Obrist-Wachtmeister vom Regiment Jung-Daun, zwei Hauptleute von Nicolas Palfy Regiment, und allein von meiner Compagnie wurden über 40 Mann durch die feindlichen Mienenwerke verderbt. Aber die ganze Garnison ließ dennoch continuirlichen Fleiß sehn, und hat die größten Schwierigkeiten durch noch größere Courage überwunden!"

Die beiden alten Soldaten waren jetzt in ihrem Element, erzählten einander, was sie seit vielen Jahren täglich wiederholten, und die ungeduldige Eleonore vermochte dem Gespräch nur dadurch eine andere Wendung zu geben, daß sie

von ihrem Bruder Ferdinand zu sprechen begann. Dieser stand als Lieutenant bei Dünewald's Küraſſiers, hatte jedoch Urlaub für die Zeit genommen, als die Armee Winterquartiere bezogen, und seiner Ankunft im väterlichen Hause sah man heute entgegen. Zufolge seines letzten Briefes wollte er einen Kriegskameraden mitbringen, den Rittmeister Don Rodrigo Gastanaga.

„Eins verdrießt mich!" — sagte der Obrist-Lieutenant. — „Ferdinand hätte nicht die enge Freundschaft machen sollen mit seinem Rittmeister, denn so was streitet wider die rechte Disciplin."

„Mit Permission, Ew. Gnaden, nehmen's gar zu scharf; aber schauen's, das möchte nicht ganz ohne seyn, da der Herr Rittmeister ein Ausländer ist!" — urtheilte der vorlaute Corporal, und Eleonore lächelte: „Prinz Eugen ist auch kein Deutscher, sondern aus Welschland."

„Mit dem ist es was Apartes, denn Sr. Durchlaucht sind ein Held, der sich in Betracht seiner ganz absonderlichen Meriten die schönste Reputation vor allen Menschen erworben."

„Der Freund meines Bruders kann aber ja auch ein Held werden, ja vielleicht ist er es schon. Sehr viele Ausländer in Kaiserlichen Diensten haben sich brav gehalten, und mit allen deutschen Offiziers in den Siegen gewetteifert, mit welchen es Gott gefallen hat, die Gerechtsame des Heeres zu segnen. Papa, wie lautet doch gleich die Anekdote von dem Prinzen Commercy?" — so fragte Eleonore, und Jener erwiederte: „Weiß schon, aus der Bataille bei Mohatz, Anno 1687. Der Prinz war ein Franzose, aber General-Feldmarschall-Lieutenant in der Kaiserlichen Armada, und commandirte sämmtliche Volontairs. Die Leib-Compagnie seines Regiments hatte in einer frühern Action die Standarte verloren. Nun sieht er einen Spahi vor der türkischen Schlachtordnung herumbraviren, er führte einen Spieß und daran ein weißes Fähnlein. Prinz Commercy spornt sein Pferd, und attaquirt mit dem Pistol, bekömmt den Spieß jählings in den Leib gestoßen, recolligirt sich aber, und greift mit der linken Faust in den Spieß, die rechte faßt den Pallasch, und theilt den Türken durch einen einzigen Hieb in zwei Stücken. Hier zog Prinz Commercy das mit seinem eignen Blut besprützte Fähnlein aus dem Leibe, präsentirte es Sr. Durchlaucht dem Herzog von Lothringen, ließ aber auch seinen Cornet der Leib-Compagnie herbeikommen, und ermahnte ihn, diese Standarte, die sein eigen Blut gekostet, besser zu bewahren als die vorige. Solche ungemeine Bravour brachte dem Prinzen viel Gnade von Seiten Kaiserlicher Majestät, und all — —."

Plötzlich ward es laut unten auf der Straße, eine bekannte Stimme rief in den Hausflur hinein, und mit dem frohen Jauchzen: „Sie kommen! Sie kommen!" — stürzte Eleonore aus dem Saal. Eben so schnell folgte der Korporal. Herr Leopold von Aschenberg aber hob sich aus dem Großvaterstuhl, beide Armen gegen die Seitenlehnen stützend; er zitterte vor Wonne, seine Freude leuchtete unter den buschigten Augenbraunen hervor.

Jetzt wurden die Flügelthüren aufgerissen, und an seines ehrwürdigen Vaters Brust sank Ferdinand; ihm zur Seite kam ein schöner junger Mann, dessen Physiognomie den Südländer verrieth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte Napoleons.

(Fortsetzung.)

Fünfundsechzigster Brief.

(Nach Mainz.)

Berlin, den 6ten Nov. 1806, 9 Uhr Abends.

Ich habe deinen Brief erhalten, in welchem du erzürnt scheinst über das Böse, was ich von

den Frauen sage; *) es ist wahr, ich hasse die intriganten Weiber über Alles. Ich bin an gute, sanfte, versöhnende Frauen gewöhnt; die habe ich gern. Haben sie mich verzogen, so ist's nicht meine Schuld, wohl aber die deinige. Uebrigens wirst du sehen, daß ich sehr gütig gegen eine gewesen bin, die sich gefühlvoll und gut gezeigt hat, gegen Frau von Haßfeld. Als ich ihr das Schreiben ihres Mannes zeigte, sagte sie schluchzend, mit tiefer Empfindung und ganz unbefangen: „Ach, wohl ist es seine Handschrift!" Der Ton, mit dem sie den Brief las, ging mir zu Herzen; sie dauerte mich. Ich sagte ihr: „Wohlan, Madame, werfen Sie diesen Brief in's Feuer, ich bin dann nicht mehr mächtig genug, Ihren Mann bestrafen zu lassen." Sie verbrannte den Brief und schien mir höchst glücklich zu seyn. Ihr Mann ist seitdem sehr ruhig: zwei Stunden später, und er war verloren. Du siehst also, ich liebe die guten, natürlichen und sanften Frauen, und das kommt daher, weil diese allein dir ähnlich sind. Adieu, meine Freundin, ich bin wohl.

Vierundsiebenzigster Brief.

(Nach Mainz.)

Posen, den 3ten Dec. Abends 6 Uhr (1806.)

Ich habe dein Schreiben vom 27sten Nov. erhalten und ersehe daraus, daß dein kleines Köpfchen montirt ist. Mir fällt öfters die Verszeile ein:

Désir de femme est un feu qui dévore.

Und doch mußt du dich gedulden. Ich habe dir geschrieben, daß ich in Polen sey und daß du kommen könntest, wenn die Winterquartiere bezogen seyen; du mußt also noch einige Tage warten. Je höher man gestellt ist, desto weniger Willen soll man haben, man hängt von den Ereignissen und Umständen ab. Du kannst nach Frankfurt und nach Darmstadt gehen. Ich hoffe in wenig Tagen dich zu mir rufen zu können; doch müssen es die Ereignisse so wollen. Die Wärme deines Briefs läßt mich wahrnehmen, daß du, wie alle schönen Weiber (vous autres jolies femmes), keine Grenzen kennst; was ihr wollt, das muß seyn; ich jedoch erkläre mich für den größten Sklaven: mein Herr hat kein Mitgefühl (entrailles), und dieser Herr ist die Natur der Dinge.

Adieu, meine Freundin; lebe wohl. Die Person, über die ich mit dir sprechen wollte, ist Madame L . . . . . , von der alle Welt übel spricht: man versichert mich, sie sey mehr Preußin als Französin. Ich glaube es nicht; aber ich halte sie für eine dumme Gans, die nur Betisen spricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In dem Schreiben, worauf sich hier bezogen wird, hatte die Kaiserin ihr Bedauern darüber ausgedrückt, daß die Königin von Preußen in den Bülletins der großen Armee mit so wenig Rücksicht behandelt werde.

* Bremer Zeitung.

Den Bemerkungen über die Bremer Zeitung in Nro. 77 d. Bl. stimmen wir der Hauptsache nach bei. Es ist nicht zu leugnen, daß die jetzige Redaction sich durch größere Unpartheilichkeit von ihrer Vorgängerin (deren illiberale und aristokratische Tendenz sowohl aus dem geflissentlichen Hervorsuchen aller stocklegitimistischen Artikel, so wie aus ihren eigenen Bemerkungen, Frag- und Ausrufungszeichen hervorleuchtete, und welche noch in dem letzten Blatte ihres letzten Jahrganges (1832) durch eine merkwürdige Miscelle sich selbst den welken Todtenkranz aufsetzte) auszeichnet; dennoch ist es nicht zu verkennen, daß auch sie (wie sie es auch selbst gesteht) so ziemlich in demselben Geiste fortfährt. Und doch wäre es zu wünschen, daß dergleichen Zeitungen, die keine eigene Farbe tragen, d. h. nicht das Organ einer Parthei sind, und nur Compilationen aus andern Zeitungen enthalten, in gar keinem Geiste

geschrieben würden. Das aber mag man verlangen, daß sie sich bei ihrer Auswahl der Unpartheilichkeit befleißigen, sich zu keiner Seite, weder zur rechten, noch zur linken vorzugsweise hinneigen, sondern sich möglichst der richtigen Mitte (juste-milieu) anschließen. So kann sich keine Parthei beschweren. Ob nun die jetzige Redaction dieß thut? — Wir sind nicht der Meinung, sondern glauben, daß sich bei ihr eine bedeutende Hinneigung zur Rechten zu erkennen giebt. Da es aber nicht zu bezweifeln ist, daß, wenn die Redaction sich den Beifall des größeren Publikums, d. h. des größeren Theils ihrer Leser, deren größter Theil wiederum doch wohl der gebildeten Classe angehört, zum Ziele ihrer Bestrebungen machte, sie dies Ziel nur durch größere Hinneigung zur linken d. h. durch größere Freisinnigkeit, wie sie überhaupt der Würde, den Institutionen und dem öffentlichen Geiste eines Freistaates weit angemessener erscheint, erreichen würde, so kann man die bezeichnete Tendenz der jetzigen, so wie der vorigen Redaction nicht wohl anders erklären als aus höheren gegebenen Rücksichten und Bewegungsgründen oder aus einer zu großen Aengstlichkeit, diesem höherm Einflusse Folge zu leisten. Aus diesem Grunde, glauben wir, kann auch ein vernünftiger Mann künftig seine Bemerkungen über die Bremer Zeitung, und wären sie noch so gegründet, so wie die Redaction ihre Gegenrede, sparen. †

---

* Wohlgemeinter Rath.

Bekanntlich ist die Passage von der Ansgarii-Tränkpforte nach der Starkenstraße für Wagen äußerst schwierig und gefährlich. Sehr häufig fahren sich Fuhrwerke aller Art daselbst fest, und schwer beladene Frachtwagen schlagen beim Einbiegen in die Starkenstraße oft gänzlich um. Der kürzlich Statt gehabte öffentliche Verkauf dieses Eckhauses der Ansgarii-Tränkpforte hätte den Staat veranlassen sollen, durch Ankauf dieses Hauses die Schwierigkeiten der Passage zu vermindern, indem ein Theil des Erbes zur Erweiterung der Ansgarii-Tränkpforte verwandt wäre. Da der Ankauf jedoch von einem Privatmanne geschehen, und dieser, wie verlautet, das Haus aufbauen will, so würde es dem allgemeinen Wohle sehr ersprießlich seyn, wenn die resp. Staats-Behörde noch jetzt sich mit dem Eigenthümer dahin zu verständigen suchte:

daß dieser bei vorzunehmendem Bau sein Wohnhaus gegen billige Vergütung so weit zurückbauete, daß es mit dem gegenüber liegenden Eckhause des Herrn Wolde Eine Fronte bildete. Dadurch würden die Schwierigkeiten der Wagen-Passage dieser vielbefahrenen Straßen, wenn nicht gehoben, doch bedeutend vermindert werden.

Auch für die in den genannten Straßen oftmals sehr gefährdeten Fußgänger könnte bei dieser Gelegenheit lobenswerth gesorgt werden, wenn der jetzige Eigner des östlichen Eckhauses an der Starken- und Langenstraße vermogt würde:

das schmale Trottoir seines Hauses für Fußgänger soviel als möglich nutzbar zu machen, welches sich ohne seinen Nachtheil leicht bewerkstelligen ließe, wenn die Steine des Trottoirs weniger schräg gelegt und die dasselbe schützenden Straßenpfähle weniger schräg gestellt würden. — Eine östliche Verlegung des Kellereingangs würde endlich das ganze wohlthätige Werk krönen, und dem Fußgänger von der Starken- nach der Langenstraße und umgekehrt, das Trottoir practicable machen, während nunmehr Mancher, der die Starkenstraße herunter kömmt, genöthigt wird, auf halbem Wege umzukehren, wenn Fuhrwerke aller Art, wie es häufig der Fall ist, die Straße versperren. Der oft lebensgefährlichen Passage im Winter, namentlich bei Thauwetter und Glatteis, nicht einmal zu gedenken.

Die Anwohner genannter Straße können am Besten von den häufig erlebten Unfällen erzählen!

— r.

* Musik.

Das in Nro. 74 d. Bl. vorläufig angezeigte Quartett für 2 Viol., Alto u. Violoncell der Brüder Müller aus Braunschweig, wird an zwei Abenden im Saale des Krameramthauses stattfinden, nämlich das erste Mal am Sonnabend den 12. und das zweite Mal am Mittwochen den 16ten dieses. Wir machen wiederholt das hiesige Publikum auf die Seltenheit dieses Kunstgenusses aufmerksam, da man in dieser Art nichts Vollendeteres hören kann.

---

* Auszug eines Briefes aus Nord-Amerika.

Von einem Bremer.

St. Charles County *) im Missouri-Staate, 1. August 1833.

Endlich kann ich Euch die gewünschte Nachricht geben, daß ich festen Fuß im neuen Vaterlande gefaßt habe; ich habe mich an einem Platze niedergelassen, wo mir wohl ist; er liegt am linken Ufer des Missouri, nicht weit von seinem Einflusse in den Mississippi. Das Gut enthält 150 Acres, wovon 40 bereits eingehegt sind, mit den nöthigen Gebäuden besetzt, und mit Garten- und Feld-Früchten bebaut; das andere ist noch Wald; die Lage ist sehr angenehm; mitten durch meine Besitzung schlängelt sich ein kleiner Fluß, so wie uns 2 vortreffliche Quellen reichlich mit dem schönsten Wasser versehen. Das Ganze kostet 600 Dollars. Das Wohnhaus, das freilich nur von Holz, aber doch ganz wohnbar ist, liegt am Abhange eines, sanft von dem Flüßchen an, aufsteigenden Hügels; in seiner Fronte hat es die Landstraße von St. Charles nach Marthasville, welche lange nicht so einsam ist, als man in einer sogenannten Wildniß erwarten sollte, und wie Ihr Euch wohl wahrscheinlich einbildet. Doch ist diese Vorstellung grundfalsch; denn es ist hier nichts weniger als einsam oder wüste, weil man fast jede ½ Stunde Haus und Hof mit eingehegten Feldern und Obstgärten findet; überhaupt finde ich nicht so viel Neues und Unerhörtes in Amerika, als ich wähnte, ehe ich da war. Die Gegend ist hügelig und waldig, die Baumarten größtentheils alte Bekannte, Eichen, Nußbaum u. dgl.; nur der Zuckerahorn macht davon eine Ausnahme; an schauerlich dunkele Waldungen von himmelhohen Stämmen, durch die kein Sonnenstrahl dringt, hat man nicht zu denken; die Urwaldungen sind hier längst niedergebrannt, und haben einem jüngern Aufwuchse von Bäumen, Büschen und Gräsern Platz gemacht. Das Vieh findet daselbst sein Futter, ohne daß man sich viel darum zu bekümmern braucht, selbst die Pferde, die sich nur Abends vor der Hofstelle einfinden, wenn man sie durch etwas besseres Futter daran gewöhnt; aber mancher giebt sich kaum diese Mühe, und läßt seinen ganzen Viehstapel Winter und Sommer frei umher laufen. — Das Klima ist hier im Sommer, wenn ich von dem jetzigen, der für sehr heiß ausgegeben wird, den Schluß machen darf, viel wärmer und beständiger als bei uns; doch ist mir die Hitze noch nicht unerträglich geworden, so wie man auch nicht mit einer Last von Kleidungen geplagt ist, welche hier so einfach als möglich sind. Daß der Amerikaner überhaupt weniger Bedürfnisse hat, als der Deutsche, ist nirgends auffallender als an seinem Hause; selbst in den Städten steht meistens das Bett in der Wohnstube, auf dem Lande ist oft auch die Küche noch damit vereinigt; der Hausrath ist bei dem wohlhabendsten Landmanne hier nicht größer, als bei dem ärmsten dort, und dieser Unterschied geht durch alle Stände, wie mir scheint, und durch alle Gegenstände des täglichen Lebens; nichts haßt der Amerikaner mehr als too much trouble, er will sich nicht immer quälen, sondern auch Muße haben; er ist reinlich und ordnungsliebend in seinem Hauswesen, dabei aber mäßig und mit wenigem begnügt. — Wißbegierde, mit einer guten Dosis Neugierde vereinigt, bildet ebenfalls einen Charakterzug des Volkes; es wäre viel aus ihm zu machen, wer weiß, was noch daraus wird. Es ist hier mancher, der nicht lesen und schreiben kann, aber mit einem größern Reichthum von Ideen ausgerüstet, als der Europäer seines Standes; damit will ich nun zwar nicht den unbedingten Lobredner der amerikanischen Erziehung machen, welche vielmehr, als solche betrachtet, herzlich schlecht ist; aber die glücklichen Verhältnisse des Landes, in denen, wie in alten Zeiten „der Pflüger der Gebilderste ist" (oder doch seyn kann), bringen es so mit sich. Ich wünschte daher, daß recht viele Deutsche aus den höhern Ständen hierher kommen und ein neues Element hineinbringen möchten, das der geistigen

*) Es gereicht der Unterzeichneten zum Vergnügen, nach so manchem tadelnden Berichte über jenes Land, auch einmal eine entgegengesetzte Ansicht mittheilen zu können, und es will ihr vorkommen, als müsse der Leser den richtigen Maaßstab in den größern oder mindern Ansprüchen der Berichterstatter suchen. Die Red.

Bildung; Empfänglichkeit ist zur Genüge da. — Uebrigens wird kein Gebildeter sich hier unwohl fühlen; denn nach meiner bisherigen Erfahrung, nach dem, was ich nun schon mehrere Wochen hindurch vom Leben der hiesigen Farmers kennen gelernt habe, bleibt einem solchen vielmehr Muße zu freier, geistiger Beschäftigung, als einem armen geplagten Schulmann in Deutschland. Die äußere Anregung zu wissenschaftlicher Ausbildung durch den Umgang mit gleichgesinnten Freunden, die fehlt hier allerdings; aber sie wird es mit jedem Jahre weniger; schon jetzt wohnen mehrere Deutsche in meiner Nähe, bei denen die Classiker der europäischen Welt nicht vergebens gesucht werden, und bei dem Interesse, das jetzt in Deutschland auch in dem gebildeten Stande für die neue Welt sich thätig zeigt, kann die Zeit nicht mehr fern seyn, wo ich auch in dieser Hinsicht nichts mehr vermissen werde, nichts als die alten Freunde, wenn sie zu sehr der alten Welt anhangen, um dem neuen Impuls zu folgen.

Meine Lebensart ist bis jetzt noch ziemlich unregelmäßig gewesen, da ich noch nicht ordentlich eingerichtet bin; zu arbeiten giebt es im Vergleich mit Europa für den Oekonomen nicht viel, und wenn er das Geld hat, sich einen Arbeiter zu halten, gar nichts. Ich werde das aber anfangs nicht thun, um erst eigne Uebung in allen vorkommenden Geschäften zu haben. Es ist das für mich um so mehr nöthig, da ich so durchaus unerfahren in diesem Fache bin, wenn ich meinen Endzweck, der auch auf körperliche Ausbildung berechnet ist, vollständig erreichen will. Ich glaube überhaupt, daß dies ein großer Mangel unserer europäischen Bildung ist; während der Kopf mit den abstraktesten Dingen angefüllt wird, bleibt die Hand so dumm, daß sie nur dazu bestimmt scheint, Buchstaben zu malen. Und doch lernt jeder Schüler schon früh, daß der Mensch über die Natur, der Geist über den Körper herrschen soll. Ist das nicht ein grobes Mißverhältniß?

Von meiner Reise kann ich nicht viel erzählen; von Baltimore nach Pittsburg rechnet man 200, von da pr. Dampfschiff nach St. Louis 1500 engl. Meilen, die man aber entsetzlich schnell zurücklegt, da ein nicht zu schwer beladenes Boot 18 — 20 Meilen in einer Stunde macht; dabei geht es, einige Anhaltspunkte ausgenommen, Tag und Nacht ununterbrochen fort; ich habe daher nur die Ufer des Ohio und Mississippi, und hin und wieder eine Stadt daran kennen gelernt. Die Ersteren sind eben so einförmig wie die Letzteren; während jene fast immer Wald und Wald, theils auf Hügeln, theils in der Ebene, darbieten, zeigen diese nur gerade, breite Straßen, in immer wiederkehrenden Verhältnissen; am meisten fällt die Menge der Kaufläden darin auf; in den Hauptstraßen hängt fast vor jedem Hause nicht Ein Schild, sondern oft drei, vier, und eine bunte Ausstellung von den verschiedensten Waaren zieht sich die ganze Reihe entlang, so daß man in wenig Augenblicken Alles, was zu einem vollständigen Haushalt gehört, einkaufen kann. Trotz des hohen Arbeitslohns sind doch die Preise nicht übertrieben, oft sogar billig zu nennen, indem auch das, was nicht in Fabriken verfertigt wird, z. B. Kleidungsstücke und Schuhwerk in Masse gearbeitet zu werden pflegt.

Der hiesige Geschäftsgang ist erstaunlich einfach; das erste beste Stückchen Papier ist gut genug, den wichtigsten Contract darauf zu schreiben, und Ein Zeuge genügt statt aller gerichtlichen Umschweife, die eine solche Sache in Deutschland erfordert. Nichts muß der Deutsche öfter hören, als that will do; denn immer ist er geneigt, mehr zu thun, als nöthig ist. Der Amerikaner ist dagegen kein vorzüglicher Arbeiter; er sucht so schnell wie möglich mit dem Nothwendigsten fertig zu werden, um dann der Ruhe pflegen zu können, und bei seinen wenigen Bedürfnissen wird ihm das sehr leicht. Der ganze Hausrath einer amerikanischen Familie läßt sich meistens in ein paar Kisten transportiren; das ist auch sehr nöthig, da sie selten lange an Einem Orte bleibt. Ich weiß keinen Farmer in meiner Nachbarschaft, der nicht auf der Stelle Haus und Hof verkaufen würde, wenn sich eine Gelegenheit zeigte, um dann wieder von vorn mit der Urbarmachung eines noch ganz uncultivirten Bodens zu beginnen.

Für deutsche Theologen ist es in Pensilvanien jedenfalls am Besten; je weiter nach Westen, desto schlechter wird es für sie — hier in Missouri habe ich noch keine Kirche gesehen.

Ich gebe übrigens die Hoffnung nicht auf, daß mir mancher der Befreundeten nachfolgen wird; doch überreden mag ich Keinen, bevor ich selbst erst völlig sicher bin, was ich ihnen hier versprechen kann — mich selbst kann ich indeß nicht tadeln über Das was ich that; es war ein rein freier Entschluß, und daß er zum Guten ausschlagen muß, es mag kommen, was da will, das fühle ich deutlich u. s. w.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 81.

Bremen, Donnerstag den 10. October 1833.

Gestorben:

Den 28. Sept. Der Dienstknecht Cord Heinr. Kastening, 28 Jahr; im Weerder.

Den 29. — Der Maurergesell Bernh. Bartels, 44 Jahr; Mühlenstraße Nro. 14.

Den 29. — Der Zimmergesell Heinr. Richard Thielbar, 34 Jahr; Kirchenstr. Nro. 36 (Neustadt.)

Den 30. — Der Baumseidenmacher Thiele Stegens, 88 Jahr; auf dem Brink N. 4.

Den 1. October. Der Schreiblehrer Gerh. Lohmeyer, 23 Jahr; alten Weg Nro. 2.

Den 1. — Der Copist Georg Spannhacke, 49 Jahr; Stavendamm Nro. 15.

Den 2. — Des Küpers Tölke Timmermann Sohn, (todtgeb.); Theerhof Nro. 53.

Den 2. October. Des Küpers Christian Gading Tochter, 4 Mt.; Reeperbahn N. 8.

Den 2. — Des Tonnenmachers Hermann Woltjen Wittwe, geb. Rumpsfeld, 63 J.; Fangthurm Nro. 3.

Den 2. — Der Schneidergesell August Paul, 27 Jahr; Osterthorssteinweg.

Den 3. — Der Schenkwirth Martin Heinrich Oelkers, 41 Jahr; Martinikirchhof N. 1.

Den 4. — Der Schuhmachergesell Friedrich Jahn, 22 Jahr; Heerdenthorssteinweg.

Den 4. — Elisabeth Graser, geb. Vagt, 69 Jahr; Armenhaus.

Geburten:

Den 26. September. Des Kaufmanns Gustav Feodor Dreier Ehefrau, geborne Schacht, Schlachte Nro. 28; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Gold- und Silberarbeiters Philipp Bernhard Wilmanns Ehefr., geb. Drewes, am Markt Nro. 8; v. e. Mädchen.

Den 28. — Des Krameramtsgenossen Johann Gottlob Zeidler Ehefrau, geb. Rahlenbeck, Osterstraße Nro. 45; von einem Mädchen.

Den 28. — Des Hökers Joh. Christ. Wulbern Ehefr., geb. Wiechmann, Klosterkirchenstr. Nro. 4 A; von einem Knaben.

Den 28. — Des Arb. Friedr. Hesse Ehefrau, geb. Meyerdirks, Brunnen-Gang Nro. 1 (Neuenstraße;) von einem Knaben.

Den 29. — Des Seilers Joh. Lange Ehefr., geborne Huesheer, Hastedt Nro. 42; von einem Knaben.

Den 29. — Des Arb. Christian Faber Ehefr., geb. Mein, Buntenthorssteinweg Nro. 244; von einem Mädchen.

Den 1. Octob. Des Schuhmachermeisters Joh. Carl Leopold Watermeyer Ehefr., geborne Geerken, Jacobistraße Nro. 22; v. e. K.

Den 1. Oct. Des Oeconomen im Krameramtshause Joh. Friedrich Köhnen Ehefr., geb. Uckermann, Ansgariithorstr. N. 24; v. e. K.

Den 2. — Des Küpers Tölke Timmermann Ehefr., geb. Droop, Theerhof Nro. 53; von einem Knaben.

Den 2. — Des Landmanns Cord Sanders Ehefr., geborne Meyer, Hastedt Nro. 85; von einem Knaben.

Den 2. — Des Stuhlmachers Joh. Heinrich Hermann Lürßen Ehefr., geborne Göngers, Theerhof Nro. 40; von einem Knaben.

Den 3. — Des Schneidermeisters Franz Anton Koch Ehefr., geborne Fischer, Pelzerstraße Nro. 45; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Schneidermeisters Christoph Diedrich Mahlstedt Ehefrau, geb. Müller, kl. Fahrleutestraße Nro. 9; v. e. Mädchen.

Den 3. — Des Bockschiffers Joh. Friedr. Adolph Dröge Ehefr., geborne Drewes, Theerhof Nro. 16; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Dr. Med. Carl Aug. Ludwig Stachow Ehefr., geborne Stavenüter, am Wall Nro. 43 A; von einem Knaben.

Den 4. October. Des Schneidermeisters Michael Schmitt Ehefr., geb. Stallmann, Bürgerstraße Nro. 5; von einem Knaben.

Den 4. — Des Cigarrenmachers Joh. Hinrich Wilh. Hespe Ehefr. geb. Isenberg, Schnoor Nro. 41; von einem Mädchen.

Den 5. October. Des Kunstgärtners Henrich Ludwig Thun Ehefr., geb. Heinrichs, Neustadtsdeich Nro. 15; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Küper Joh. Wilhelm Hellweg und Metta Margar. Winters, beyde von hier.

Der Matrose Elias Wilhelmi hieselbst und Sophie Wilhelmine Leonore Hitzemann aus Meinsen im Fürstenthum Schaumburg-Lippe-Bückeburg.

Der Rademacher Heinr. Wilde zu Hastedt und Anna Gesche Böschen aus Ottersberg.

Der Schenkwirth Christoph Salzmann und Margaretha Elisabeth Löking hieselbst.

Der Cigarrenmacher Daniel Harmßen und Johanna Dorothea Wiebe, beyde von hier.

Der Dr. juris und Obergerichtsadvokat Ferd. Donat und Beta Niemann hieselbst.

Der Weißwarenhändler Joh. Gottlieb Putscher hieselbst und Adelheid Heluise Hollstein aus Vegesack.

Der Tischler Heinr. Wilhelm Christoph Waßmann hies. und Marg. Adelheid Gerdes aus Wisloh, Amts Syke.

Der Barometerfabrikant Wilh. Diedrich Schäfer hieselbst und Anna Heidewig Segelken aus Deedesdorf, Herzogthums Oldenburg.

Der Kaufmann zu Ottersberg Gotthelf Diedr. Heinrich von Spreckelsen und Anna Marg. Becker hieselbst.

Der Cigarrenmacher Joh. Friedr. Häcker hies. und Theresia Carolina Widdemeyer aus Allhausen. Amts Niehe im Königreich Preußen.

Der Bockfahrer Friedr. Christ. Wilh. Brüggemann hieselbst und Helena Dorothea Krümpfer aus Bielefeld.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 82.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 13. October 1833.

Ruhe, du stiller Hesperus des wunden Herzens, der allezeit neben der Sonne der Tugend bleibt! Der Mensch kann Alles werden, wenn er nur erst ruhig geworden ist.

Jean Paul.

* Dichtergluth und Dichterschwung.

Sonett.

Wo der Genius die Schwingen regt
Werden leicht Gefühle zu Gesängen;
Selbstgeschaffne Wunderwelten drängen
Sich im Busen, der die Last nicht trägt.

Aber wo das Herz so glühend schlägt,
Bildungen mit Bildungen sich mengen
Und den Flug der Sprache Schranken engen,
Schwankt der Flügel, wie vom Sturm bewegt:

Hat der Geist sich muthig aufgerafft
Zu des Aethers lichten Regionen,
Ist im Licht das Chaos erst gestaltet

Und des Geistes Herrschermacht entfaltet
Ueber dunkler Gluthgefühle Zonen;
Waltet frei der Adlerschwingen Kraft.

Weihe. G. F. Noeldeke.

Der Spanier.

(Fortsetzung.)

Rodrigo Gastanaga nannte sich einen spanischen Edelmann, der einige Jahre als Volontair in französischen Diensten gestanden, die Campagnen in Flandern mitgemacht, dort aber das Unglück gehabt hatte, gefangen zu werden. Da seine Auswechslung durch allerlei Umstände sich verzögerte, und er kein Vermögen besaß, mit eignem Gelde die Freiheit einzulösen, so trat er in die Kaiserliche Armee ein, wo er sich bald den Ruf eines tapfern Offiziers erwarb, die Aufmerksamkeit des Prinzen Eugen gewann, und zu dem Range eines Rittmeisters in General Dünewald's Kürassier-Regiment emporstieg. Ferdinand von Aschenberg war Lieutenant seiner Compagnie; beide junge Männer hatten die Kameradschaft geschlossen,

welche bei Kriegern die schönsten Blüthen trägt, und deren Werth auch nur von Soldaten ganz verstanden werden kann.

Gastanaga's äußere Erscheinung nahm für ihn ein, denn er war ein schöner Mann im vollen Sinne des Worts. Aber noch mehr wurde das Gefühl durch das Wesen des Spaniers bestochen, welcher den Charakter und die ganze Ritterlichkeit seiner feurigen Nation so schön zu verschmelzen wußte mit der feinen Bildung französischer Hofcavaliere und den gründlichen Kenntnissen eines Deutschen. Diese Liebenswürdigkeit kam ihm überall zu Statten; auch jetzt. Unerschöpflich in Relationen über Schlachten, Belagerungen, das Kriegswesen der Spanier und Franzosen und in Mittheilungen aus dem Leben berühmter Generale blieb er eben so unermüdlich im Zuhören aller langweiligen Gegenberichte des Obrist-Lieutenants von Aschenberg, und schmeichelnd überhaupt jeder Eigenheit dieses alten Mannes, gewann er sehr bald sein ganzes Wohlwollen. Während Ferdinand umherstreifte und alle Lustbarkeiten genoß, welche die große Hauptstadt ihm bot, verließ Gastanaga nur selten den Platz am Kamin des Ahnensaals, wo das Zipperlein den Obristlieutenant angefesselt hielt, und er blieb um so mehr gern, als auch Fräulein Eleonore jedesmal von der Partie war; denn jetzt scheute sie nicht ihres Vaters täglich wiederkehrende Geschichtchen, sondern kam mit der Stickerei regelmäßig nach dem Ahnensaal, und lauschte wohlgefällig den Erzählungen des schönen Spaniers, der militairische Berichte so artig durch Beschreibungen pomphafter Aufzüge, glänzender Hoffeste und Gebräuche fremder Völker interessant zu machen wußte. Auch flog manche Stunde vorüber, wo er Dichtungen berühmter Meister mitgetheilt, oder das Fräulein durch den reinen Tenor seiner Gesangsstimme und treffliches Lautenspiel entzückt hatte.

Uebrigens war Ferdinand der Erste, der ausspionirte, Gastanaga bewerbe sich auch durch andre zarte Aufmerksamkeiten um die Gunst der reizenden Eleonore, und hauche sanfte Schwermuth der Liebe in jede seiner Romanzen. Drum nannte er ihn ganz laut den Cortejo seiner Schwester, ein Scherz, worüber selbst der Obrist-Lieutenant nicht böse wurde.

Nach drei Monaten war der Letztere schon so gewöhnt an seinen Gast, daß er ohne denselben gar nicht mehr seyn mochte, und nur mit Trauer daran dachte, Gastanaga müsse bald wieder nach dem Regimente zurückkehren. Viel anders aber war es mit dem alten Lutz. Dieser pflegte immer zu denken und zu sprechen, wie sein Herr, aber durchaus hartnäckig blieb sein Vorurtheil gegen den Spanier, und mit unbeschreiblichem Verdruß sah er ihn täglich mehr in Gunst.

Als er eines Abends den Obrist-Lieutenant entkleidete, und den Spanier wiederum preisen hörte, da brach sein Aerger los. Er räusperte sich und sprach: „Oft haben Herr Obrist-Lieutenant Dero altem ehrlichen Lutz in Gnaden erlaubt, von der Leber weg über Dies und Jenes seine Meinung zu sagen. O wenn Sie's doch auch jetzt thun wollten! Schauen's Ew. Gnaden, der Herr Spaniole kommen mir vor gleich wie der böse Feind! Ich wünschte, er wär' erst wieder fort nach Ungarnland, und käme dort zu ansehnlichen und tapfern Thaten gegen den Großtürken!"

„Er ist ein alter ehrlicher Kauz, aber da hüpfet Ihm eine närrische Grille im Kopf umher, die muß Er herauskitzeln!" — so antwortete der gütige Herr. — „Wo Er einen Ausländer wittert, da wird Er verzagt, wie eine alte Jungfrau und trauet seinem eignen Schatten nicht mehr!" —

Der Korporal senkte den Kopf, und sagte mit bebender Stimme: „Gnädigster Herr, wenn ich aber rapportire, daß es seit drei Monaten nicht

geheuer ist in dem ehemaligen Fräulein-Zimmer? Beim heiligen Nepomuck! — da klingt es wieder mit traurigem Tone, ganz wie Anno 1709, als wir die gnädigste Frau auf die Bahre legen mußten."

Der Obrist-Lieutenant wurde bleich, zitterte und diesen Augenblick benutzte Lutz; er warf sich auf die Kniee und flehte: „Um aller heiligen Willen, präcaviren Sie Dero ganzes Haus und Familie! Ich hab's wohl geschaut, der Herr Rittmeister halten's mit unsrem gnädigen Fräulein — aber lassen Ew. Gnaden es nicht zum Succeß kommen. Schauen's, da sind halter ganz andere vornehme Cavalier's und scharmante Herren, die sich's zur rechten Ehre schätzen würden; als zum Exempel der Freiherr von Rothkirch, der Obrist-Wachtmeister vom Stahrembergschen Regiment und Sr. gräflichen Gnaden von Hardegg!"

„Aufgestanden!" — kommandirte Herr Leopold von Aschenberg, der sich inzwischen wieder ermannt hatte. — „Ich weiß er meint es gut, Er soll sich aber niemals in delicate Affaires mischen, die ihn gar nichts angehen. Drum fort, ich will keine Sylbe mehr hören, schlaf er seinen Unmuth aus!"

Der Korporal rang die Hände, und verließ jammernd das Gemach. Aschenberg konnte nicht schlafen; er hatte den Lutz streng zur Ruhe verwiesen, fand aber selbst keine, denn er war abergläubisch, und von Jenem furchtsam gemacht. In der Familie ging nämlich eine Sage, vor etwa zwei Jahrhunderten sey Mathilde, die einzige Tochter des Hauses, einem fremden Minnesänger leidenschaftlich zugethan gewesen; dieser habe sie schöne Lieder zur Harfe singen gelehrt, dann in einer Fehde das Leben eingebüßt, aber von des liebenden Mädchens Sehnsucht erweckt, sey er wieder gekommen, die Todtenbraut abzuholen, Mathilde sogleich spurlos verschwunden, nur Trauergesang in dem von ihr sonst bewohnten Kämmerlein geblieben, und deutlich höre man die wehmüthigen Töne, so oft der Familie Aschenberg ein Unglück drohe. Der alte Obrist-Lieutenant glaubte dem Mährchen, und erwog hin und her, was Lutz ihm gesagt; doch sein Meditiren führte endlich nur zu einem für den Spanier besonders günstigen Resultat und den festen Vorsatz, morgen abzubitten, daß man nur einen Augenblick habe zweifeln können. Erst spät entschlummerte der Greis. Als er wieder erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel, glänzte über die beschneiten Dächer der Nachbarshäuser und blickte freundlich in das Kabinet. In den seidnen Schlafrock gehüllt trat Aschenberg an das Fenster, entblößte das weißgelockte Haupt, sah hinauf nach dem klaren Azur und flüsterte ein andächtiges Morgengebet. Heute war sein siebenzigster Geburtstag.

Und er schellte, aber nicht Lutz erschien, sondern die Kinder kamen, welche schon lange geharrt auf das Zeichen, Väterchen sey wach. Jetzt traten sie in das Kabinet, Ferdinand, Eleonore und auch der Spanier. Zum Angebinde brachte das Fräulein eine große Torte, mit brennenden Wachskerzen umstellt, und eine Weste von geblümtem Goldbrocat; ihr Bruder reichte dem Vater eine kostbare Dose, der Rittmeister aber schenkte Prachtausgaben von Monticuculis militairischen Werken und Merian's Theatrum europaeum. — Es war eine herzliche Scene; der Vater umarmte mit Freudenthränen die Kinder, und sprach den Segen über sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte Napoleons.

(Fortsetzung.)

Sechsundachtzigster Brief.

(Nach Mainz.)

Warschau, den 16ten Januar 1807.

Meine gute Freundin, ich habe dein Schreiben vom 5ten d. M. erhalten; was du mir über

deinen Schmerz sagst, *) thut mir wehe. Warum Thränen, Kummer? Hast du denn keinen Muth mehr? Ich werde dich bald sehen; zweifle nie an meinen Gesinnungen, und wenn du mir noch theurer seyn willst, so zeige Charakter und Seelenstärke. Ich fühle mich erniedrigt in dem Gedanken, meine Frau könne Mißtrauen in meine Bestimmung setzen. Adieu, meine Freundin; ich liebe dich, ich wünsche dich zu sehen, und will dich zufrieden und glücklich wissen.

(In einem Schreiben vom 18ten Januar fährt Napoleon in derselben Art und schließt mit den Worten: „Ich liebe die Feigen nicht; eine Kaiserin muß Muth haben.")

Dreiundneunzigster Brief.

(Nach Paris, ohne Ort und Datum, jedoch zwischen dem 2ten und 5ten Februar 1807.)

Meine Freundin, dein Brief vom 20sten Januar hat mich betrübt; er ist zu traurig. Da sieht man, wie schlimm es ist, nicht ein wenig devot zu seyn! Du sagst mir, dein Glück mache deinen Ruhm. Das ist nicht generös; man muß sagen: das Glück Anderer macht meinen Ruhm; das ist keine Gattenzärtlichkeit; man muß sagen: das Glück meines Mannes macht meinen Ruhm; das ist nicht mütterlich; man sollte sagen: das Glück meiner Kinder macht meinen Ruhm; also, da die Völker, dein Mann, deine Kinder nicht glücklich seyn können, ohne ein wenig Ruhm, so muß man ihn auch nicht so ganz wegwerfen (il ne faut pas tant en faire fi)! Ihr Herz, Josephine, ist vortrefflich, aber Ihre Vernunft ist schwach; Sie fühlen richtig, allein Sie urtheilen nicht so gut. Doch nun des Streites genug; mein Wille ist, daß du heiter, mit deinem Schicksal zufrieden bist und gehorchst, nicht mit Murren und mit Thränen, sondern mit Freudigkeit des Herzens und mit ein wenig Glück.

Adieu, meine Freundin, ich reise diese Nacht ab, um die Runde bei meinen Vorposten zu machen.

Hundertunddreizehnter Brief.

(Nach Paris.)

Osterode, den 27sten März, Abends 7 Uhr. 1807.

Meine Freundin, dein Brief macht mir Kummer. Du mußt nicht sterben; du bist gesund, und du kannst keinen vernünftigen Grund haben, verdrießlich zu seyn. Ich denke, du gehst im Mai nach Saint-Cloud; den ganzen Monat April mußt du jedoch in Paris zubringen. Ich bin wohl. Meine Sachen gehen gut. Du darfst nicht daran denken, in diesem Sommer zu reisen; das Alles ist nicht möglich; du kannst nicht die Wirthshäuser und Felder durchziehen. Dein Verlangen nach mir ist nicht größer, als das meinige, dich zu sehen, ja ruhig zu leben.

Ich verstehe noch andere Dinge, als Krieg zu führen, allein die Pflicht geht über Alles. Ich habe mein ganzes Leben hindurch Alles, Ruhe, Interesse, Glück meiner Bestimmung zum Opfer gebracht. Adieu, meine Freundin. Sieh nur selten jene Frau von P . . . . . ; sie ist eine Frau aus schlechter Gesellschaft, zu gemein, zu niedrig.

N. S.

Ich habe Ursache, mich über Herrn T..... zu beklagen, ich habe ihn auf seine Güter in Burgund geschickt; ich will nichts mehr von ihm reden hören. (D. Forts. folgt.)

*) In einem früheren Schreiben vom 11. Jan., als Antwort auf einen Brief Josephinens vom 27. Dec. 1806, sagt Napoleon: „Ich sehe, daß du wegen der militärischen Ereignisse einigermaßen beruhigt bist. Alles ist, wie ich dir schon gemeldet habe, zu meiner vollkommenen Zufriedenheit beendigt, meine Angelegenheiten gehen gut." Wahrscheinlich bezieht sich obiger Brief hierauf.

Das Fort Saint Michel.

Eine Anzahl politischer Verurtheilten, die jüngst auf Befehl der Französischen Regierung nach dem Fort Saint Michel gebracht worden sind, um hier ihre Strafzeit auszuhalten, hat die Aufmerksamkeit auf dieses in der neuern Zeit fast in Vergessenheit gerathene Staatsgefängniß

gezogen. Der Berg Saint Michel liegt am äußersten Ende der Normandie. Die benachbarten Städte sind Grandville im Norden, Avranches im Nordosten, Pontorson und Dol im Süden, Cancal im Südwesten und die offene See im Westen, auf zwei Stunden Entfernung. Dieser Berg, aus Granit bestehend, erhebt sich mit seinen Gebäuden ungefähr 500 Fuß über eine Bergebene von ¾ Stunde Umkreis; er steht isolirt in der Mitte eines weiten, weißen und einförmigen Strandes von 8 Quadratstunden Oberfläche, welchen mehrere Bäche durchschneiden. Wenn das Meer steigt, was periodisch Morgens und Abends, vier Tage vor und nach dem Neulichte und dem Vollmonde geschieht, bedeckt es dieses lange Ufer mit seiner Fluth, dehnt sich um den Berg Saint Michel aus, strömt rasch darüber weg nach dem Uferstrande, dringt mit Ungestüm in das Bett der Flüsse, und steigt ihren Strom aufwärts weit in das Land; wenn es seinen höchsten Stand erreicht hat, zieht es sich wieder in seine natürlichen Gränzen zurück, und läßt hinter sich einen unermeßlichen Strand trocken liegen, wo, einige Stunden vorher, der Berg Saint Michel wie eine Pyramide mitten in einem See von weiter Ausdehnung erschienen war. Der sicherste Weg für diejenigen, die den Mont Saint Michel von der Seite von Avranches besuchen, ist, der Küste zufolgen, und sich an das Gestade der Gemeinde Arderon zu verfügen; dort findet man Führer, welche die Stunden kennen, in denen die See steigt und fällt.

Zu beiden Seiten des ersten Eingangsthores bemerkt man zwei alte Kanonen, die den Engländern bei der Belagerung des Forts im Jahre 1423 abgenommen wurden. In dem größten dieser Geschütze befand sich eine jener ungeheuern Kugeln von Stein, deren man sich damals bediente. Dieses Thor führt in einen Hof, in welchem eine Wachtstube ist. Nachdem man durch zwei andere Thore gegangen ist, gelangt man an den Fuß einer Straße, in welcher mehrere Wirthshäuser stehen. Zwar kann man auf mehrern Fußwegen dem Schlosse sich nähern, doch ist es bequemer, der Straße zu folgen, oder die Wälle hinan zu steigen, an deren Ende mehrere Treppen angebracht sind, welche an das Thor des Schlosses selbst führen, das mit zwei Thürmchen aus Granit besetzt ist.

In diesem wahrhaften Labyrinthe sind die unterirdischen Gemächer, die Keller, die Pulver- und Kugelmagazine, daß unermeßliche Gewölbe, in welches man die Maschine gestellt hat, womit man die Vorräthe heraufzieht über eine Mauer von 70 Fuß Höhe, die Mordkammern, gräßliche Gefängnisse, welche in pace hießen, deren Eingang im Zickzack geht und das Licht schräg erhält, das Gewölb über den Falltreppen zu den Mordkammern und die weiten unterirdischen Räume von Montgomery und des Refektoriums, welche in einer Länge von 200 Fuß und 18 Fuß Höhe zusammenhängen, geeignet, die Aufmerksamkeit der Reisenden anzuziehen. Das Erdgeschoß enthält die Gemächer der Verwaltung, jene des großen und kleinen Exils, die Küche, das große Refektorium darüber; die Schlafstätten der alten Mönche, die Bibliothek, die Krankenstube.

In der Mitte der großen Verschiedenheit von Gebäuden, welche sich auf dem Gipfel des Felsen erheben und eines über das andere gewölbt sind, bemerkt man die Kirche und die unterirdischen Pfeiler, welche einen Theil davon tragen; die Länge der Kirche ist 170 Fuß; ihre Höhe 68 Fuß im Gewölbe und ihre größte Breite hat 150 Fuß. In dieser Kirche gewahrt man die Kapelle des Erlösers, wo die Reliquien aufbewahrt waren, der Schatz, das große Gemälde des heiligen Michael, seine Statue mit Goldblättern überdeckt, und über

dem Altar hängt das große Wappen mit dem Namen und den heraldischen Zeichen der Tapfern, welche im Jahre 1423 die Engländer zurückgeschlagen haben. Man kann den Berg Saint Michel nicht verlassen, ohne die Höhe eines steilen mit Gebüsch bedeckten Felsens anzustaunen, auf dessen Gipfel man die sogenannte Merveille erbaut hat, die aus einer Reihe von sechsunddreißig Widerlagen besteht, deren Bestimmung ist, eine dicke Mauer von 230 Fuß Länge und einer Höhe, welche die Einbildungskraft entsetzt, zu stützen.

(Der Beschluß folgt.)

* 9. Bürgerconvent.

Freitag, den 27. Sept. 1833,

besucht von 57 Bürgern, wovon indeß am Schlusse der Verhandlungen, die vielleicht Vielen bei all ihrer Wichtigkeit zu trocken gewesen seyn mögen, kaum 30 übrig waren.

Nach der bestehenden Ordnung hat Jeder, der sich vom Bürgerconvente aus irgend einer Ursache wegbegeben will, dazu die Erlaubniß vom Präsidenten des Senats einzuholen; ob nun diese Ordnung gehörig befolgt wird, kann der Herr Präsident am besten beantworten, 27 Erlaubnisse hat er an diesem Convente wenigstens zu ertheilen gehabt.

Der Senat legte der Bürgerschaft 7 Gegenstände zur Berathung vor und ersuchte darüber um Erklärung.

1) Hypotheken-Ordnung. — Die Bürgerschaft widmete diesem Gegenstande, der wichtige Interessen unsers Haushalts so nahe berührt, während mehrerer Stunden ein reifliches Nachdenken; Jeder einzelne Paragraph wurde benannt und dagegen die Bemerkungen und Einwürfe entgegengenommen. Man erkannte den Fleiß und die Sorgfalt, welche die Deputation bei diesen Entwürfen an den Tag gelegt hatte, dankbar an und lohnte die große Mühe dadurch, daß man nur solche Abänderungen beschloß, welche leicht zu besorgen seyn werden, worin der Rath gewiß gerne willigen wird, damit die neue Hypotheken-Ordnung bald als Staatsgesetz ins Leben trete. — Unter Andern ward § 5 dahin abgeändert, daß nicht bloß dazu beauftragte Notare, sondern auch die Betheiligten selbst die Lassung oder die Willigung von Handfesten besorgen können. Bei § 131, welcher von dem Vorzugsrechte bei der Verpfändung handelt und von den dabei benöthigten Urkunden redet, ward gewünscht, daß eine dabei statt gefundene Privat-Urkunde nur dann gültig sey, wenn ihre Anerkennung und Unterzeichnung durch eine öffentliche Urkunde beglaubigt, oder wenn sie in Gegenwart von 2 Notaren oder 1 Notar und 2 Zeugen anerkannt oder unterzeichnet worden sey. Bei den Vorschriften in Betreff der Einführung der Erbe- und Handfesten-Ordnung trug die Bürgerschaft darauf an, daß die Eintragung der alten Handfesten in die öffentlichen Hypotheken binnen Jahresfrist, von der Einführung der neuen Handfesten-Ordnung angerechnet, unentgeltlich geschehen möge, wovon die Canzlei zur Aufnahme zu benachrichtigen sey.

Außer andern kleinen, wenig bemerkenswerthen Abänderungen nahm die Bürgerschaft die Hypotheken-Ordnung nebst den weitern Bestimmungen an, behielt sich indeß eine Revision derselben innerhalb 3 Jahren bevor, und trug nur noch darauf an, daß die bestehende Verordnung von 1754 mit aufzunehmen sey.

2) Nachbewilligungen. — Der Senat zeigte an, daß die Deputation beim Weinkeller berichtet habe, daß sie nach dem Wunsche von Rath und Bürgerschaft das Weinlager so weit verringert habe, daß der Keller unter der Börse geräumt sey, dieser könne nun von dem übrigen

Keller ganz getrennt und als Waarenkeller zum Besten der Staatscasse vermiethet werden, die nöthigen Einrichtungen zu treffen, seyen 750 Rt. erforderlich.

Ueber diesen Gegenstand entstand eine sehr lebhafte Discussion. Es erhoben sich nun mehrere Stimmen, welche sich gegen die Vorschläge opponirten und den Keller gerne ungetrennt in seinem bisherigen Zustande zu erhalten wünschten; dagegen meinten Viele, die Finanzen unsers Staats müßten immer mehr verbessert werden; die Sache kam nach einigen Debatten zur Anfrage und mit großer Stimmenmehrheit ward der Vorschlag angenommen und die Nachwilligung genehmigt. — Ferner ward eine Anzeige der Finanzdeputation mitgetheilt, daß die Giebelmauer des zur Stadtwaage gehörenden, nach der kleinen Waagestraße ausgehenden Gebäudes so baufällig geworden sey, daß sie bald abgebrochen und neu aufgeführt werden müsse, wozu 800 Rthlr. nöthig seyen, welches die Bürgerschaft auch ohne Weiteres genehmigte.

Ueber die andern 5 vom Senate zur Berathung vorgelegten Gegenstände „Bürgerwehr" — besonders in Bezug auf das viel besprochene und viel beschriebene 4. Bataillon, (welches der Senat aus mehreren triftigen Gründen aufrecht zu erhalten wünscht); „Ergänzungs-Mannschaft" wobei der Rath wünsche, daß die angeworbenen Freiwilligen sofort dem Linienmilitair zugewiesen werden mögen, (welches eigentlich gegen frühern Bestimmungen ist); „Eigene Aufstellung der Cavallerie"; „Krankencasse für Dienstboten" u. „Ersuch des vormaligen Lieutenants und Adjudanten Gumbrechts um eine monatliche Pension 25 Rt." setzte die Bürgerschaft, ohne einmal die Anträge vorlesen zu lassen, ihre Erklärung bis zum nächsten Convente aus.

Fs. R.

---

* Präparirtes Austerschalen-Mehl.

Die einfache Zubereitung dieses Mehls, hat ein deutscher Kunstgärtner, welcher solches zuerst in Gewächshäusern sehr vortheilhaft angewendet, erfunden, und solche im vorigen Jahr bei seiner Durchreise nach Amerika, einem hiesigen Kaufmann mitgetheilt, wovon mehrere Versuche der Erwartung entsprochen haben.

Daß die frischen Austerschalen mehr Thierschleim — (Düngkraft) als die ausgewitterten alten Knochen enthalten, ist einem jeden Unkundigen bekannt.

Die vollkommnere Düng- und Vegetations-Kraft kann nur aber durch die Zubereitung des Mehls, um den kohlensauern Kalk abzulösen, und mit dem Thierschleim zu vereinigen, bewirkt werden.

Die Benutzung dieses Mehls ist dahero für die Garten und Landwirthschaft — besonders in Seestädten, wo man die Austerschalen und das Zubereitungs-Material sehr billig bekommen kann — von großer Wichtigkeit.

Im Herbste und im Frühjahr wird es auf Getraide-Feldern, auf Blumen-, Spargel- und Gemüse-Beeten, bei Weinreben, Orange- und feinen Obstbäumen, wovon alle Produkte viel besser und wohlschmeckender als von dem vielen Stalldünger werden — sehr vortheilhaft angewandt.

Hundert Pfund von diesem Mehl sind für einen Flächenraum, worauf man gewöhnlich ein Fuder Mist gebraucht, hinreichend.

Auch das Knochenmehl (welches bekanntlich viele Kalktheile enthält) kann durch die nemliche Zubereitung, wie das Austerschalen-Mehl, in seiner Düng- und Vegetations-Kraft, sehr verbessert werden.

Daß jede neue und nützliche Erfindung nicht gleich allgemeines Zutrauen findet — zeigte sich

auch anfänglich beim Gebrauch des Knochen-Mehls in England — nachdem sich aber die Landwirthe von dessen Nutzen überzeugt hatten, wird es allgemeiner gebraucht, und jetzt um mehr als den vielfachen höhern Werth, wie im ersten Jahr, bezahlt. *)

Bremen, im Octr. 1833.

Allerlei.

Die „Preußische Staatszeitung" meldete vor Kurzem: in „Langenbrucken", einem nahe vor Darmstadt gelegenen Orte, hätten sich Mitglieder der Kammern von Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt zu einer vertraulichen Besprechung versammelt. — Nun liegt aber „Langenbrucken" nicht weniger als volle 18 Stunden (zu einer halben deutschen Meile) vom Darmstadt entfernt.

Als Fürst Joachim von Brandenburg Luthern wegen seiner Heftigkeit gegen erhabene Fürsten und hohe Geistliche tadelte, antwortete der Reformator: „Weidene Ruthen kann man mit einem Messer zerschneiden; aber zur Umstürzung harter Eichen sind scharfe Aexte, grobe Keile und zerreißende Sägen nöthig."

Der Rechtsgelehrte Philipp behauptet, daß wirklich manche Angeklagte des Mittelalters durch Unterstützung übermenschlicher Kräfte obgesiegt hätten. Die heidnische Gottheit sey ein böser Geist gewesen, gegen den Gott den Unschuldigen auf eine gemäße Weise vor der natürlichen Verletzung bewahrt habe. — Wir glauben, der Schein dieses Ausspruchs sey schlimmer als das Wesen.

„Wenn Fürsten weinen, bluten die Völker", sagt Jean Paul. Aber es ist zu bedenken, daß Augen leichter zu trocknen, als Wunden zu heilen sind.

Gedanken.

Der Mann sucht in der Welt sein Emporkommen, das Weib sucht ein Unterkommen. Der Mann heirathet, um sich niederzulassen, das Weib, um sich zu erheben; er wird durch die Ehe gefesselt, sie frei. Für den Mann ist die Ehe ein Band, für das Weib auch; ihm bindet das Band die Hände, ihr die Haube.

Der erhitzte Geist erzeugt, der nüchterne erzieht Gedanken.

Leider werden die Mädchen für ihr — nicht für das Glück Anderer erzogen.

Der Weise ehrt, was wohlanständig und geziemend ist. Edle Sitten sollen aber nur die Frucht edler Gesinnungen seyn. Feine Lebensart ohne reine Gemüthsart ist todte Hülse ohne Kern, Schminke auf den Wangen eines Leichnams.

Es hat immer böse Folgen, wenn die Obern das, was recht und billig ist, verweigern; die Geschichte lehrt's mit blutiger Schrift. —

Allen Großen wäre wohl freundschaftlichst zu rathen, es nicht zum Sturme kommen zu lassen, denn da haben die gewöhnlich am meisten zu verlieren, die am Höchsten stehen.

*) Wollen Sie die Bereitung des Mehls nicht öffentlich mittheilen?

Die Red.

(Hierbei eine Beilage.)

A. Daebes Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Beilage zu Nro. 82 des Bürgerfreundes.

Ueber die Folgen der Gewerbsfreiheit.

In einer Zeit wie der gegenwärtigen, wo auch bei uns die neuen Doctrinen über das Gewerbswesen geltend gemacht werden, und Ideen zu Gunsten der Gewerbsfreiheit aufkommen, ziemt es sich für den Gewerbsmann, der leider in unsern berathenden Versammlungen nur zu wenig repräsentirt wird, auf die drohenden Uebel, die aus jenen Theorien hervorgehen, aufmerksam zu machen, damit nicht einige unserer Mitbürger, die mit dem Zustande der gewerbtreibenden Klassen nur wenig bekannt sind, aus blos theoretischen Begriffen gesetzliche Bestimmungen veranlassen, wodurch hunderte von Familien in kummervolle Besorgniß für die Zukunft versetzt würden.

Unstreitig gehört es zu der ersten Sorge der Regierung, den Gewerbstand, der die Thätigkeit des Gewerb-Fleißes belebt, den Flor der Stadt befördert und die Quellen der Staats-Einkünfte vermehrt, zu schützen, d. h. den Gewerbtreibenden ihren Nahrungsstand zu sichern; obgleich viele der Ansicht sind, daß die freie Bewegung des Gewerb-Fleisses schon von selbst Sicherheit der Nahrung gewähre. Allein die Erfahrung ist der sicherste Prüfstein der Theorien. Wenn demnach selbst kenntnißreiche Männer an der Spitze der Regierungen, durch irrige Ansichten geleitet, leicht Mißgriffe machen können, wo sie Gutes stiften wollen; wenn es nicht zu läugnen ist, daß in der Gesetzgebung das größte Recht manchmal die höchste Unbilligkeit seyn könne; wenn manche Finanzordnung zur harten Bedrückung wird: so liegt die Ursache wohl nicht in dem Willen der Regierung, sondern darin, daß die Wirkungen der Gesetze und Einrichtungen von Oben nicht immer ganz erkannt werden, den Hochgestellten und Gelehrten der richtige, unumwölkte Blick aus ihrer Oberwelt nach den untern Regionen manchmal mangelt *), und die Stimmen aus der Tiefe entweder dahin nicht dringen können, oder nicht beachtet werden, kurz es ist die Hintansetzung der Erfahrung, die man nicht zu Rathe zieht, was vorzüglich im Gewerbewesen der Fall zu seyn scheint.

Betrachter man die alten Denkmäler der Baukunst, der Malerei, der Bildhauerkunst, oder die alten Werke der Gold- und Silberarbeiter, oder sonstige alte Arbeiten der Künstler und Professionisten, so läßt sich nicht läugnen, daß es schon ehedem große Künstler und Meister in allen Gewerbsfächern gab, und daß mithin Kunst und Talent schon zu jenen Zeiten vorhanden waren, wo es die Behörden für klug erachteten, dafür zu wachen, daß keine Ueberfüllung der Gewerbe Statt finde und die Concurrenz immer im gleichen Schritte mit dem Bedarf gehalten werde. Es verdient nicht minder unsere Aufmerksamkeit, daß die damaligen Künstler und Professionisten aus der Zunftverfassung hervorgingen. Wenn nun die Künste und Gewerbe hoch blühten zur Zeit, wo man die heutigen Lehren über Gewerbsfreiheit u. dgl. nicht kannte, so ergiebt sich von selbst die Schlußfolge. daß die Emporbringung der Gewerbe keineswegs von der Freigebung oder Vermehrung derjenigen abhänge, und daß überhaupt die Gewerbsfreiheit zur Ausbildung der Gewerbe nicht nothwendig sey.

Nur Arbeitsverdienst und Absatz beleben die Thätigkeit der Gewerbe und wo erstere mangeln, wird aller Fleiß und alles Leben getödtet. Daß die Rivalität den Gewerbfleiß aufmuntert, ist nur mit Beschränkung wahr; gewiß aber ist es, daß Gewerbs-Befugnisse weder den Bedarf, noch den Absatz vermehren können, weil nur das Bedürfniß der Consumenten es ist, was die Arbeiten vertheilt. Je größer und unverhältnißmäßiger also die Zahl der um Lohn Arbeitenden, Gewerbtreibenden und Fabrizirenden ist, desto geringer wird der

*) cf. Hermes oder Kritisches Jahrbuch der Literatur, Bd. 35 Heft 1 über die Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe, des Ackerbaues der bedeutendsten handeltreibenden Staaten unserer Zeit. Von Gustav von Gülich. Jena bei Fromann 1830. Worin es Pag. 84 heißt: „Die gründlichen statistischen Kenntnisse sind in der That in Deutschland weder häufig noch in steigendem Ansehn; wenigstens könnte man nachweisen, daß noch in diesem Jahre bei einer sehr wichtigen Verhandlung die ersten Staatsbeamten eines Deutschen Landes über den Zustand der Gewerbe eines Nachbarlandes ihre Kenntniß aus Crome's Darstellung der Staatskräfte der Deutschen Bundesstaaten schöpften. Der rohe Empirismus des Mercantilsystems und die große Unvollständigkeit der meisten statistischen Forschungen hat Alles Berufen auf Thatsachen in diesem Zweige der Staatswissenschaften leider so sehr decreditirt, daß die Meisten nun gar nichts mehr von Thatsachen hören mögen. — Denn Thatsachen wollen erforscht, geprüft, durchdacht seyn, wenn sie ein Resultat geben sollen.

Verdienst oder Absatz für so viele, welche sich darin zu theilen haben, und desto härter der Kampf, sich gegenseitig zu verdrängen. — Dieser Wettkampf der Gewerbsleute nun kann nur auf Wohlfeilheit, also auf Verschlechterung, hinausgehen. — Einige werden hier entgegnen, daß derjenige, der die beste Arbeit liefert, auch am meisten zu thun haben werde; allein die Erfahrung widerspricht dieser Behauptung. Es ist begreiflich, daß eine vollkommene Waare, eine fleißige Arbeit zwar billig im Preise, jedoch nie so wohlfeil seyn kann, als ein schlechtes Erzeugniß, aber der größte Theil des Publicums ist nicht geneigt nach Qualität seine Wahl zu bestimmen, sobald die Preise höher sind, sondern es klebt an Zahlen. Je wohlfeiler, desto angenehmer. Man frage die Fabrikanten, die Handelsleute, und es wird sich allenthalben, wo Gewerbsfreiheit herrscht, bewähren, daß Wohlfeilheit das Ziel ist, wonach alle ringen müssen. Aber nirgends haben sich auch Verkäufer und Käufer mehr über die schlechten Preise beklagt und zu keiner Zeit hat man sich über Verschlechterung der Fabrikate und Arbeiten mehr beschwert; allein dieß sind Thatsachen, die sich wie Wirkung und Ursache gegenseitig bedingen und lediglich aus der zu großen Concurrenz entstehen, denn nur die gewisse Aussicht auf Absatz und Verdienst ist es allein, welche den Gewerbfleiß belebt und erhebt. Seitdem man diesen durch die immer vermehrte Concurrenz zu heben meint, hört die Sicherheit der Nahrung auf, solide Arbeit muß verschwinden und schlechte an ihre Stelle treten, die Gewerbtreibenden verarmen, und die gründliche Gewerbs-Kenntniß muß allmälig zu Grunde gehen.

Sehr weise drückt sich daher der Minister des Handels in seiner im Laufe des Jahres 1827 im Englischen Parlamente gehaltenen Rede dahin aus:

„Nur bei einer vernünftigen Beschränkung kann „sich der Meister zeigen. Der schrankenlose Be„trieb menschlicher Geschäfte führt dahin, daß „in städtischen Gewerben eine sichtbare Verschlech„terung der Fabrikate nicht zu verkennen ist.

„Im Lande der Freiheit haben freie Ge„werbe ihren Credit verloren, und nur die „Londoner Zunftartikel behaupten noch ihren „alten Werth."

Es ist allerdings wahr, daß Gewerbsfreiheit und ertheilte Gewerbs-Concessionen wohlfeile Preise hervorbringen. Es hat aber Alles seine Gränzen, und so kann also auch die Wohlfeilheit über die Schranken getrieben, und für den Gewerbstand verderblich werden. Es ist schon oben erwähnt, daß die Vermehrung der Gewerbe den Bedarf nicht vergrößern könne, und daß eine zu große Concurrenz die Arbeit in zu viele Hände theile. Dadurch verliert aber nicht allein der Gewerbsmann einen großen Theil von seinem Erwerbe, sondern es wird auch sein Verdienst durch die fortwährende Herabdrückung der Preise dergestalt geschmälert, daß er sich mit den Seinigen, von dem, was er zu verdienen im Stande ist, nicht mehr ernähren kann.

Zur Hervorbringung der Wohlfeilheit braucht man aber wahrlich nicht den Weg der Uebercon-currenz zu wählen, der nur auf Abgründe führt! Je größeren Absatz der Verkäufer und je mehr Arbeit der Gewerbsmann hat, mit desto kleinerem Gewinn können sie fürlieb nehmen; es bedarf nur einer schwachen Concurrenz, um die Preise auf den möglichst billigen Betrag herabzubringen, und es ist gewiß, daß selbst unter wenigen Concurrenten sich immer einige finden, welche, um sich Kunden zu verschaffen, sich zu Grunde richten, indem sie zu gleicher Zeit ihre Nebenbewerber nöthigen, zu den möglichst wohlfeilsten Preisen herabzugehen. — Was gewinnt denn endlich das Publikum bei einem Systeme, wobei die Gewerbtreibenden und um Lohn arbeitenden Klassen ihren Unterhalt nicht erwerben können? Wenn die Bürger nichts mehr haben, so werden die Obern auch wenig mehr bekommen.

Es gehören zwar Erstere, in Ansehung ihrer Personen und Familien, auch unter die Consumenten, allein mit einer solchen Wohlfeilheit kann ihnen nichts gedient seyn; denn erstens steht ein Gewerbe mit dem andern in engster Wechselwirkung; wer folglich nichts hat, oder dem man keinen Verdienst läßt, der kann auch einem Andern keinen geben, und dann giebt es ja viele Gewerbe, welche nur der Wohlstand nährt.

Ungerecht ist aber auch die Aufhebung der Zunftgerechtigkeiten und die Verleihung neuer Gewerbsconcessionen ohne besondere Nothwendigkeit.

Es giebt kein Eigenthum ohne politischen Verband; um also den Besitzer vor den Eingriffen in die Benutzung seines Besitzthumes zu schützen, ist die Verzichtleistung der übrigen Glieder nothwendig; deßhalb müssen die Gewerbe die Natur des Eigenthums annehmen, wenn sie bestehen und nicht in einen jämmerlichen Zustand versinken sollen.

Die Zunftgerechtigkeiten sind durch Einkauf, Heirath, oder sonst durch Rechts oder lästige Titel von Besitzer auf Besitzer übergegangen. Sie sind keine Privilegien zur Besteuerung

des Publicums, sondern sind auch steuerbare Rechtsbesitze, die gleich Gebäuden und Gründen als Realitäten anzusehen sind. Sie bilden bei den meisten Gewerbsbesitzern den eigentlichen Fond und oft das einzige Kapital. Sie dienen den Gläubigern vielfach als Sicherheit und Hypothek für ihre Forderungen, und den Wittwen und Waisen der Gewerbsleute als Anhaltungspunkte, wodurch sie die Aussicht auf doch einige Alimentationsbeiträge gewinnen. Kurz, die Realität des Gewerbes nützt dem Besitzer, wie bei Lebzeiten, so auch nach seinem Tode noch.

Diese Wohlthat und alle damit verbundenen Vortheile werden aber durch das Concessions-Unwesen vernichtet! — Denn wenn man Jedem, oder einer Menge Anderer willkürlich gleiche Ansprüche auf die Früchte ertheilt, die aus einem solchen Privateigenthume hervorgehen, so wird dieses dadurch angetastet, verkürzt und ein Recht verletzt, indem der Gewerbsbesitzer durch den Neu-Concessionirten in seinen Erwerbsmitteln entweder sehr benachtheiligt, oder derselben gar beraubt wird.

Es kann demnach mit der Gerechtigkeit nicht vereinbarlich seyn, neue Gewerbsconcessionen, zum Nachtheil der bisherigen Gewerbs-Besitzer, zu ertheilen, so wenig gerecht es auch überhaupt seyn würde, die bisher Berechtigten von dem Widerspruchs-Rechte auszuschließen und die Beurtheilung lediglich denen zu überlassen, die mit der Lage der Sache nicht vertraut sind.

Nicht zu verkennen ist es aber auch, daß die Ueberfüllung der Gewerbe und die Ansässigmachungen, ohne Sicherheit der Nahrung den Staat nur mit armen Bürgern und gefährlichen Bettlern bevölkern.

Sind die Schranken einmal hinweggenommen, welche den Gewerbsmann innerhalb eines bestimmten Umfanges von Arbeiten halten, wird also entweder Jedem unbedingt frei gegeben, welchen Gegenstand er für seine Thätigkeit aufsuchen will, oder wird wenigstens die Erlaubniß Jedem auf Begehren ertheilt, ohne daß man einen Beweis der Geschicklichkeit fordert, oder auf die Anzahl der Berechtigten Rücksicht nimmt, so sucht Jeder, der mit seiner bisherigen Beschäftigung unzufrieden ist, ein anderes Gewerbe zu ergreifen, aus dem ihm die Hoffnung zur Verbesserung seines Zustandes zu winken scheint.

Die Regierung kann die Ehe anfangs Keinem untersagen, und begreiflich werden die Gesellen nicht anstehen, schon im frühen, vielleicht gar im achtzehnten Jahre die dargebotene Erlaubniß zu benutzen. *) Die Unglücklichen ergreifen alle möglichen, gleichviel ob erlaubte oder unerlaubte Hülfsmittel. Aber bald zeigen sich die Folgen; einzelne, welche die Sache ins Große treiben können, werden reich, aber die überwiegende Mehrzahl verarmt; hier geht ein verzweifelnder Vater in die weite Welt, dort wird ein gewissenhafterer von Sorgen, Anstrengung, schlechter Kost, Mangel an Pflege, vor der Zeit ins Grab gestürzt. Nun ist vollends das Schicksal der Hinterbliebenen traurig. Durch einen angenommenen Gesellen das Geschäft fortzuführen, wie dieß der Meisterswittwe möglich gemacht und auf allerlei Weise erleichtert wird, geht nun nicht an. Keiner wird sich bereit finden lassen, für Andere zu arbeiten, da ihn nichts hindert, auf eigene Rechnung das Gewerbe zu treiben; ohnehin liegt in der Voraussetzung das Stocken desselben. So werden die Armen-Kassen als einzige Zuflucht gesucht; mit beschleunigten Schritten zieht ein großer Theil der Bürger dahin auf der Bahn des Verderbens, geleitet von schaamloser Ausschweifung und Sittenlosigkeit, den gewöhnlichen Gefährten der Noth.

Herr Fischer, ein Preußischer Polizeibeamter, legte in seiner Schrift über Gewerbsfreiheit 1819 nachstehendes, merkwürdiges Geständniß ab:

„Erfüllt," schreibt er, „ist zwar der physiokratische Grundsatz, und Jedem überlassen, Nahrung zu suchen, wo er sie zu finden glaubt. Allein Tausende suchten und suchten und fanden sie nicht, und Tausend Andere, die sie suchten, konnten sie nur auf den Trümmern des Wohlstandes von Zehntausend redlichen Mitbürgern, die Nahrung und Wohlstand sonst auf rechtlichem Wege gesucht, und gefunden hatten, erreichen."

Ohne Zweifel nach geschöpfter Ueberzeugung von den Nachtheilen eines solchen Systems erschien im Jahre 1824 eine Königl. Preußische

*) Sieber sagt in seiner Schrift von den Schwierigkeiten, das Reichsgesetz von 1731 zu vollziehen. (Goslar und Leipzig 1771.):
Wer glaubt, daß ein Ort nicht eher einen Ueberfluß an Meistern hat, bis Keiner mehr Lust hat, sich daselbst zu setzen, der kennt die Neigung aller Menschen, ihre eigenen Herren zu seyn, nicht. Es giebt freilich unter den Gesellen vernünftige Leute, die sich an keinem Orte häuslich niederlassen werden, wo sie sehen, daß es ihnen an Brod und Lebensunterhalt gebrechen werde. Aber die Mehrsten möchten gern ihre eigenen Herren werden und versprechen sich güldene Berge, ohne auf die Anlage zu denken. Den Anderen reizet ein Mädchen oder ihre funfzig Thaler u. s. w.

Verordnung, diesem Unwesen Einhalt zu thun, mit den merkwürdigen Worten:

„daß das voreilige selbstständige Etabliren so „vieler einzelnen Gewerbtreibenden, ohne hinrei„chenden Fonds und Erwerbsmittel, eine noth„wendige Beschränkung finden solle." —

Im August 1827 wurde in öffentlichen Blättern aus Berlin geschrieben:

„daß die Anzahl der Selbstmorde dort seit kur„zem auf eine schreckbare Weise zugenommen „habe. Als eine Ursache dieser Erscheinung „müsse man die zunehmende Theurung meh„rerer Lebensbedürfnisse und den Mangel an „Erwerb ansehen, welchen abzuhalten die „Fürsorge selbst der weisesten Regierung nicht „immer gelingen will."

In der Bremer Zeitung vom 15. Februar 1830, Nro. 46 findet sich folgender Artikel aus Berlin vom 10. Februar:

Wenn man die zunehmende Bevölkerung unsrer Hauptstadt gewöhnlich als ein Zeichen des Wohlstandes anführte, so ergiebt sich in solcher Zeit der Noth, wie sie der strenge Winter jetzt herbeiführt, daß dieser Wachsthum vielmehr in den niedern Sphären der Armuth stattgefunden, und sich die Dürftigkeit seit den letzten funfzehn Jahren auf eine, für die Commune höchst drückende Weise vermehrt hat. Bedenkt man, daß Berlin in den Jahren 1814 bis 1828 an 2601 Individuen „Armuthshalber" das Bürgerrecht unentgeltlich ertheilt hat, daß ferner durch die Gewerbefreiheit eine Menge Familien entstanden, die nur auf einen vorübergehenden Erwerb begründet, jetzt der Stadt zur Last fallen, so möchte man hieraus den Schluß ziehen, daß es zur Aufrechthaltung des städtischen Wohlstandes nothwendig sey, jenem allzuraschen Anwuchse der Bevölkerung durch heilsame Beschränkungen der in der zeitherigen Städteordnung gewährten Gewerbefreiheit ein Ziel zu setzen.

Desgleichen lieset man in der Neckarzeitung nachfolgendes Schreiben aus:

Berlin vom 20. Jan. 1830. — Unsere Generalcommissionen beschäftigen sich jetzt mit der, den nächsten Ständeversammlungen vorzulegenden Entwürfen einer neuen Gewerbeordnung. Man fühlt die Unbehaglichkeit des jetzigen Zustandes und sieht die daraus hervorgehende Verarmung der gewerbetreibenden Volksclasse.

Alle diese Nachrichten, so wie auch die Erfahrungen in dem früheren Königreich Westphalen, die sogar eine Preisaufgabe der Göttinger Societät der Wissenschaften veranlaßten, sind wichtige Belehrungen und Warnungen, die eine reifliche Beachtung verdienen! Es ist nur zu wahr, daß selbst die weiseste Regierung solchen Uebeln, wenn sie einmal vorhanden sind, nicht mehr zu steuern vermag, deswegen sollten aber auch die Regierungen vorher so weise seyn, solche Uebel durch Gewerbe-Uebersetzungen nicht selbst herbeizuführen.

Eine vorübergehende Theurung einzelner Lebensbedürfnisse allein bringt so grelle Erscheinungen, wovon die Berliner-Berichte erwähnen, nicht hervor, sondern der Mangel an Erwerb ist es, der zur Armuth führt und diese zur Entsittlichung der Menschen. Gesellt sich dann noch Brodtheurung hinzu, dann wehe dem Staate! Denn dieser selbst hat die Zahl jener Unglücklichen vermehrt, welche brodlos in Dürftigkeit schmachten, gleichgültig für öffentliche Angelegenheiten, ohne Liebe für ihre Obrigkeit, selbst für die öffentliche Sicherheit gefährlich werden.

Die Obrigkeit sey schließlich überzeugt, daß die Freigebung und die Vermehrung der Gewerbe eben so wenig in dem Wunsche der Gesammtheit der Bürger lieget, als sie nicht zum Wohl derselben gereichet.

Man schöpfe aber diese Ueberzeugung nicht aus einzelnen Abhandlungen und Sermonen, sondern ergreife sie aus dem Leben. Man frage die Gewerbsleute sämmtlich und es wird nur eine Stimme hierüber seyn.

Möchten überhaupt die Herren, die am Staatsruder sitzen, so wie bisher, mehr auf glückliche, zufriedene, ihre Obrigkeit liebende Bürger sehen, als auf eine mühselige und mißmüthige Bevölkerung.

Möchten sie den Grundsatz, daß die Wohlhabenheit der Untergebenen, den Reichthum der Regierung ausmache, nicht als eine veraltete, engherzige Lehre verwerfen. Möchte man bedenken, wie viele fromme und wohlthätige Stiftungen wir unsern guten wohlhabenden Altvordern aus dem Mittelstande verdanken! und daß es gerade der Mittelstand ist, auf dem eine schwere Bürde des Staats lastet, die er aber nur dann freudig zu tragen bereit ist, wenn man ihn in seinen wohlerworbenen Rechten schützt und erhält. †

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 83.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 17. October 1833.

Und sollt' es ewig Landtag seyn,
Auf Urlaub ging' ich nicht;
Treu in des Herzens Kämmerlein
Lebt' ich der süßen Pflicht.

Der Wahlcandidat.

Des Volks Erwählte neid' ich nicht,
Nicht Grafen und nicht Herr'n;
Und beider Kammern schwere Pflicht
Belass' ich Andern gern.

Doch in des Herzens Kämmerlein
Von meiner Adelheid,
Da möcht' ich der Erwählte seyn
Wohl für die Lebenszeit.

Erließe sie dann ein Decret,
Ich nähm's in meinen Schutz,
Und gegen die Majorität
Böt' ich gewaltig Trutz.

Möcht' auch die Welt mich zornentbrannt
Des Servilismus zeih'n;
Die Freiheit ist mir ennuyant;
Ihr Sklave möcht' ich seyn.

Und nicht um Gunst, nicht um Gewinn
Vergäb' ich mir ein Recht,
Was meiner Herzenskönigin
Nur irgend Freude brächt'.

Ihr Staatsbudget erhöht ich denn
Gern auf ein wenig mehr,
So weit's dem armen Unterthan
Nicht gar zu drückend wär'.

Und unsrer Herzen Zollverband,
Ich ging' ihn ein sogleich;
Nur gegen fremde Contreband'
Umzingelt' ich das Reich.

Und sollt' es ewig Landtag seyn,
Auf Urlaub ging' ich nicht;
Treu in des Herzens Kämmerlein
Lebt' ich der süßen Pflicht.

Auch litt' ich auf der Gallerie
Die Frau'n und Mädchen gern;

Doch Männer? — Höre, Liebchen, die —
Die dächt' ich, blieben fern!

Paul Hermann.

Der Spanier.

(Fortsetzung.)

„Habe unsern großen Prinzen Eugenium zum Spiegel, erwerbe Ruhm und Reputation, und nehm' alle Deine Devoirs als Christ und Kaiserlicher Kriegs-Offizier beständig in schuldige Observanz!" — so schloß er. — „Du aber, meine liebe Tochter, werde ein treues Ebenbild Deiner seligen Mutter; sie wich in keinem Punkte von Gottes Fingerzeig, waltete überall fromm und lieblich, und haßte Nichts als die kalte Etikette und höfische Ceremonie der Leute von vielen Ahnen und wenigen Ideen. Bewahre Dein Herz wider Sünde und Unfrieden, und trittst Du jemals in den heiligen Ehestand, so werde Deines Gatten Glück!"

Eleonore weinte sanft, aber ein verstohlner Blick fiel auf Don Gastanaga, der mit edlem Anstand hervortrat, auch um den väterlichen Segen bat, und nicht verhehlte: er habe die Angelegenheiten seines Herzens schon mit dem Fräulein ins Reine gebracht. — Solcher Antrag kam dem Obrist-Lieutenant gar nicht unerwartet, Ferdinand's Scherze hatten ihm über das heimliche Verständniß des liebenden Paares längst die Augen geöffnet, und seitdem war es ein Lieblings-Gedanke von ihm geworden, Gastanaga als seinen Eidam umarmen zu dürfen. Er that es nun mit ganzer Seele.

Als er die Verlobten gesegnet und wieder aufblickte, sah er den treuen Lutz in der Thür stehen, über dessen Wangen helle Thränen in den Bart rollten. „Komm näher, Lutz!" — sagte der Greis nicht ohne Rührung, und der Korporal stürzte zu seinen Füßen. — „Er ist eine grundehrliche Haut, mir seit länger als vierzig Jahren stets mehr ein treuer Freund als ein Domestik gewesen, und hat rechtschaffen Theil genommen an allen Freuden und Leiden meines Hauses. Das thu' er auch ferner!"

Lutz versuchte zu reden, aber sein Herr fiel ihm ins Wort: „Die Scene von gestern Abend sey vergessen; beruhige Er sich, ich weiß, was Er jetzt sagen möchte, weiß aber auch, was ich thue. Nun fort, laß Er sich vom Kellermeister ein Paar Flaschen Tokaier geben und trink' Er aufs Wohlergehen meiner Kinder, welche Ihm ohnedieß schon ans Herz gewachsen sind. Geh, alter treuer Bursche!"

Der Korporal benetzte seines Gönners Hand mit heißen Thränen, küßte den Saum von Eleonoren's Kleid und schwankte aus dem Gemach.

„Das muß wahr seyn, Ihr beiden verliebten Leute macht schon ein Götter-Spektakel, aber Euer Verlobungs-Tag wird noch mit ganz absonderlichen Solennitäten gefeiert, sowohl von Christen als auch von Muselmännern! Denn betrachtet doch nur einmal diese Cavalcade, wo ungemeine Splendeur in Livrei und Montirung zu Pferde gesehen werden kann!" — lachte Ferdinand und zog das Pärchen an ein Fenster. Er hatte Recht, wenn auch nur zum Theil, denn es kam ein glänzender Zug die Kärnthner Straße herauf. Ihn eröffnete eine Kompagnie der Wienerschen Stadtgarde, geführt von dem Hauptmann Stephan Friedrich von Garlitzka; dann folgte die Karosse des Freihern Andreas von Garenne, eines Kaiserlichen Grenz-Kommissärs, und marschirte ein Corps Hauboisten, Alle gleich gekleidet in gelben Röcken mit silbernen Borten. Dahinter ritten auf stattlichen Rossen der Grenz-Dollmetscher von Belgrad, zur Seite eines türkischen Aga, welcher das in goldner Kapsel verwahrte Creditiv des Großherrn mit beiden Händen empor

hielt, während sein Roß durch Diener geleitet ward. Nun in Begleitung des Kaiserlichen Hof-Dollmetschers Schmidt erschien Jezzet Ali Pascha, als außerordentlicher Botschafter der hohen Pforte nach Wien gesendet. Ueber das reichgestickte Unterkleid von hellblauem Atlas hatte er einen rothen Kaftan gezogen mit Zobelfell und breiten Tressen besetzt; um die Hüften schmiegte sich ein mit Edelsteinen bedeckter Gürtel, aus welchem des Dolches kostbarer Griff hervorsah. Auf dem Turban wogten Reiherfedern und blitzten Diamanten. Mit gleichem orientalischen Pomp war auch das wunderschöne arabische Pferd geschmückt, welches den Pascha trug; denn alles Reitzeug erschien mit Juwelen und Perlen besetzt, und eben so reich geziert die über den Sattel gelegte Leopardenhaut, und der Damascener-Säbel am Halfter befestigt. Zu beiden Seiten des Pferdes gingen türkische Diener und mehrere Janitscharen, die sich durch wunderliche Mützen auszeichneten. Ein Bimbaschi folgte unmittelbar auf den Pascha, dann aber rollte eine Kaiserliche Staatskarosse, mit 8 Pferden bespannt, herbei, schritten ernst und gemessen 24 Kaiserliche Hatschierer, und den ganzen Zug schloß wiederum ein Detachement der Stadtgarde.

Je mehr Jezzet Ali Pascha nahte, desto unruhiger wurde Gastanaga, und desto auffallender wechselte seine Gesichtsfarbe. Ja, als jener die Straße hinaufgekommen, riß der Rittmeister ungestüm ein Fenster auf, legte sich weit hervor und drückte seine Verwunderung durch inarticulirte Töne aus. Der Türke blickte mit schwarzen, glänzenden Augen nach dem Fenster und staunte, er hielt das Pferd einen Moment, sprach Einiges zu dem Dollmetscher, und ritt zwar weiter, bog sich aber noch ein paar Mal nach dem Fenster zurück. Gastanaga's wilde Blicke folgten, bis die Cavalcade um die Hausecke nach der Himmelpfortgasse eingelenkt und dann verschwunden war.

Der lustige Ferdinand von Aschenberg behauptete, es sey bewiesen, die considerable Schönheit seiner Schwester habe die Aufmerksamkeit jenes türkischen Weiberkenners erregt; aber je mehr scherzhaft er den Satz durchzuführen suchte, desto ernster ward Gastanaga, und das legte Ferdinand wieder als ein ganz untrügliches Zeichen ächt spanischer Eifersucht aus.

Das heutige Doppelfest des Vaters und der verlobten Braut ging vorüber, ohne daß der Bräutigam sein ganz unerklärliches Benehmen verändert hätte. Bald zeigte er sich leidenschaftlich aufgeregt, strömte in zärtlichen Worten über und preßte die schmeichelnde Braut heftig an sich; bald floh er ihre Nähe, und die Augen starr auf den Boden gerichtet, verlor er sich in tiefes Sinnen. Als es Abend geworden, verließ er das Haus, kam jedoch wieder und sang der Liebe ganzen Zauber in den weichsten Tönen eines spanischen National-Liedes.

Das Frühjahr 1717 war gekommen, und Jezzet Ali Pascha hatte Wien bereits verlassen, um seinem Herrn zu melden, der Kaiserliche Hof weise die gemachten Friedens-Vorschläge zurück. Ein neuer Feldzug sollte nun beginnen, die Regimenter marschirten aus den Winter-Quartieren, und alle beurlaubten Offiziere wurden zurückgerufen. Ferdinand von Aschenberg traf sofort Anstalten; aber Don Gastanaga erklärte auf das Bestimmteste, nicht ohne seine Eleonore abreisen zu wollen. Lange kämpfte der Vater mit sich selbst, doch gab er den vereinten Bitten seiner geliebten Kinder endlich nach, und so wurde denn im Familienrath beschlossen, nicht nur die Hochzeit zu beeilen, sondern die junge Frau ihren Gemahl bis an einen festen Ort in Ungarn begleiten zu lassen, wo sie mit vielen andern Offizier-Damen gegen den Wechsel des Krieges gesichert wäre.

An die Spitze ihrer zahlreichen Dienerschaft sollte der Korporal gestellt seyn, eine Vergünstigung, um welche Lutz auf den Knien gebeten hatte.

Die Hochzeit fand statt, und Tags nachher machte sich Ferdinand auf den Weg, um Zeit zu gewinnen, seiner Schwester einen Wohnplatz auszusuchen. Einige Zeit darauf war auch das junge Ehepaar zur Abreise gerüstet, die neue Reisekutsche angeschafft und jeder Packwagen besorgt. Der Augenblick des Abschiedes kam. Unter heißen Thränen segnete der Vater noch einmal die Tochter, den Schwiegersohn, dann ermannte er sich, und winkte; neben dem Kutscher schwang sich Lutz auf den Bock, und die Wagen rollten von dannen.

Tage und Wochen vergingen, die Zeit linderte den Schmerz der Trennung aus dem Vaterhause; Gastanaga's Beweise unbegrenzter Liebe trösteten seine junge schöne Frau, und hoben sie leicht hinweg über jedes Ungemach einer Reise durch Ungarn. Je näher sie dem Kriegsschauplatz kamen, desto greller wurde der Unterschied dieser Gegenden mit Oestreichs glücklichen Gefilden, wo der Friede herrschte, und überall behagliches Wohlseyn lachte. Eleonore sah das Elend der Landschaften, wo die vorige Campagne gewüthet, Türken und Christen grausam gehauset, und den Boden mit ihrem Blute getränkt hatten; sah die zerstörten Dörfer, die eingeäscherten Städte, die verwüsteten Fluren; sie schauderte, und schmiegte sich dann wieder an den geliebten Gatten, der leicht verzieh, daß sie furchtsam gewesen.

Ferdinand gab Nachrichten, beschied die Reisenden nach Peterwardein. Darüber schüttelte Lutz gewaltig den Kopf; er hatte sich während der ganzen Fahrt leidend verhalten, nun aber wagte er Vorstellungen, nannte jene Festung keinen sichern Zufluchtsort für seine gnädigste Frau, und selbst den Weg dahin nicht ohne Gefahr. Der Rittmeister schalt den Warner einen alten feigen Mann, und betrieb die Reise; doch als solche die engen Contonnirungen der alliirten Armee durchschnitten, und eines Morgens die Gebirgsgegend erreicht war, wohin kühne Tartaren streiften: da gab Gastanaga nicht nur den Bitten seiner Frau nach, und umringte die Reisewagen mit einer Escorte ungarischer Husaren, sondern bestieg selbst ein Roß, um sich an des Zuges Spitze zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte Napoleons.

(Fortsetzung.)

Hundertundzweiundzwanzigster Brief.

(Nach Paris.)

(Ohne Ort, wahrscheinlich Schloß Biberstein) den 10ten Mai 1807.

Ich habe deinen Brief erhalten. Was du mir über die Damen, die mit mir in Briefwechsel stehen sollen, sagst, verstehe ich nicht. Ich liebe keine, als meine kleine, gute, trotzige und capriciöse Josephine, die einen Streit mit Anmuth zu führen weiß, wie überhaupt alles, was sie thut; denn sie ist stets liebenswürdig, nur nicht, wenn sie eifersüchtig ist: dann wird sie ein wahrer Teufel. Doch kommen wir auf diese Damen zurück. Sollte ich mich mit einer unter ihnen abgeben, so, versichere ich dich, müßten es schöne Rosenknospen seyn. Sind die, von denen du sprichst, wohl in dem Fall?

Ich wünsche, daß du nur diejenigen Personen zur Tafel ziehest, die bei mir gespeist haben, daß der gleiche Fall bei deinen Cercles stattfinde, daß du in Malmaison nie Ambassadeurs und Gesandte in den engern Kreis deiner Gesellschaft ziehest. Du würdest mir mißfallen, wenn du anders handeltest; endlich laß dich nicht zu nahe von

Personen umgeben, die ich nicht kenne, und die nicht zu dir kämen, wenn ich da wäre.

Adieu, meine Freundin. Ganz der Deinige.

Hundertundvierundzwanzigster Brief.

(Nach St. Cloud.)

(Ohne Ort, wahrscheinlich Biberstein) den 14ten Mai 1807.

Ich begreife ganz den Kummer, den dir der Tod des armen Napoleon *) verursachen muß; du kannst dir den Schmerz vorstellen, den ich empfinde. Ich wünschte bei dir zu seyn, damit du in deinem Schmerz gemäßigt und weise seyest. Du hast das Glück gehabt, keines deiner Kinder zu verlieren; doch ist es eine jener Bedingungen und Mühseligkeiten, die mit unserm menschlichen Elend verbunden sind. Laß mich erfahren, daß du vernünftig bist und dich wohl befindest. Wolltest du meinen Schmerz noch vergrößern? — Adieu, meine Freundin.

Hundertundsechsunddreißigster Brief.

(Nach St. Cloud.)

(Ohne Ort, wahrscheinlich von Tilsit) den 25sten Juni 1807.

Meine Freundin, so eben habe ich den Kaiser Alexander gesehen; ich war sehr zufrieden mit ihm: er ist ein sehr schöner, guter und junger Kaiser, er hat mehr Verstand, als man gewöhnlich glaubt. Er wird morgen seine Wohnung in der Stadt nehmen. Adieu, meine Freundin; ich wünsche dich gesund und zufrieden zu wissen. Mit meiner Gesundheit geht es sehr gut.!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Carl Ludwig, Kronprinz von Holland, gestorben im Haag den 6ten Mai 1807, derselbe, den der Kaiser in seinen Briefen so häufig grüßen und küssen läßt, und gewöhnlich Monsieur Napoleon nennt.

Das Fort Saint Michel.

(Beschluß.)

Der Berg Saint Michel diente lange Zeit zur Aufbewahrung der Staatsgefangenen. Franz I. ließ Noël Beda, Sindikus der Fakultät der Sorbonne, Vorsteher des Kollegiums von Montaigu, dahin bringen. Er mußte Abbitte thun, „weil er den König geschimpft hatte.“ Er starb im Gefängniß.

Der eiserne Käfig, von welchem so viel gesprochen worden ist (in welchen Ludwig XIV. einen holländischen Zeitungsschreiber, der es gewagt, üble Nachrede von dem großen König zu halten, hatte sperren lassen), war durch einen hölzernen Käfig aus ungeheuern Balken, von drei Zoll Zwischenraum der eine von den andern, ersetzt worden. Zur Schreckenszeit diente diese alte Abtei als Gefängniß von mehr als 300 Geistlichen, die wegen ihres hohen Alters oder ihrer Gebrechlichkeit nicht hatten deportirt werden können. Heute dienen die Gemächer des Schlosses, die Abtei und selbst die Kirche als Centraleinsperrungshaus. Im Innern hat man Werkstätten angebracht, in welche die zahlreichen Bewohner dieses traurigen Aufenthaltes vertheilt sind.

Das Meer hat oft fürchterliche Verheerungen in den Dörfern angerichtet, die in der Nachbarschaft dieses Felsens liegen. Von den Westwinden getrieben hat es ihre Bewohner unter seinen Fluthen begraben. Zuweilen hat sich der Strand geöffnet, und ganze Dörfer verschlungen.

Eine andere Notiz über den Berg Saint Michel gibt folgende Beschreibung: Dieses Fort liegt zwei Stunden entfernt von aller bewohnbaren Stätte; einsam wie jene alten Klöster von Theben, wo das Leben in der Einsamkeit anfing und endete. Auch war es ein altes Kloster, erbaut im 12ten Jahrhundert, genau wie die Pyramiden von Aegypten, mit großen Aufwand von Men-

schen und Frohnden, welche der Bischof von Avranches, so verschwenderisch in furchtbaren Exkommunikationen, vorschrieb. Das Kloster wurde in der Folge berühmt durch die Saturnalien seiner Bewohner: allmählig räumte die Religion der Politik den Platz ein. Hier wurden jene heimlichen Mordkammern vervollkommnet, welche aus einem Fenster in einen Brunnen von 400 Fuß Tiefe gingen, wo kreuzweise gestellte Sensen in einzelnen Zwischenräumen angebracht waren. Hierhin schickte die Regierung diejenigen, deren sie sich ohne Lärm entledigen wollte, und die schreckliche Falltreppe von Saint Michel war in der Gegend ein grauenvolles Geheimniß, wovon die Sage die entsetzlichste Erinnerung bewahrt hat. Im Fort Saint Michel wurden ferner jene eisernen Käfige von sechs Fuß Länge und drei Fuß Höhe bewahrt, in welchen ein Mensch sitzend und gebückt, nie in aufrechter Stellung sein Leben zubrachte, und in diesem vorausbereiteten Grabe etwas schwarzes Brod empfing, was seine Kräfte gerade so weit erhielt, daß er unausgesetzt seinen endlosen Todeskampf empfinden konnte. Der in einen dieser Käfige eingesperrte holländische Zeitungsschreiber hatte sich vermessen, übel von dem großen König zu sprechen, wer weiß, vielleicht zu sagen, daß er zu viele Maitressen habe! In dieser Gegend, wo der Lärm der Winde und die anschlagende Brandung allein die verzweiflungsvolle Stille unterbrechen, ist kein Raum für ein anderes Haus als die Kaserne und das Gefängniß. Dreihundert Mann ungefähr machen die Garnison aus, und man ist genöthigt, sie alle zwei Monate zu wechseln. Hie und da, am Fuße der Felsen, sieht man einige Fischerhütten, welche bei dem Fort Schutz gegen die Wogen der Fluth suchen. Im Uebrigen keine Bewegung, kein Halm, keine Stimme, keine menschliche Wohnung, nichts als einen Himmel, oft bedeckt mit Nebel so dicht als die Nacht; nichts als die See, welche in der Ferne rauscht, öfter aber ruhig und leblos ist. Man muß die finstern und kalten Treppen, die schwarzen und feuchten Säle dieses gothisch-normännischen Gebäudes durchwandert haben, um einen Begriff von seiner Ungesundheit zu erhalten. Die aus der Küste gezogenen Stoffe, und die Salze, mit denen die Winde der Bucht stets beladen sind, haben das Mauerwerk so sehr mit Seeausflüssen getränkt, daß die Wände, grün von Schlamm oder gebleicht von Nitrum und Salpeter, ohne Unterlaß ein salziges, schlammiges Wasser ausschwitzen. Die Luft, welche sich durch die verwitterten Luftlöcher einstiehlt, unterbricht kaum die Stagnation einer miasmatischen und strengen Atmosphäre, welche die Brust zusammenzieht und erschlafft.

Hier noch einige Thatsachen, welche vor einem Assisengerichte öffentlich zur Sprache gekommen sind: Mehrere Gefangene, von den stets wiederkehrenden Leiden dieses steinernen Pontons erschöpft, waren dahin gelangt, mittelst eines zinnernen Löffels mehrere Münzstücke zu fertigen, welche sie sogleich selbst dem Direktor zustellen ließen. Sie hatten sich unter die Todesstrafe gestellt; sie wußten es, und verlangten ihre Anwendung. Zur lebenslänglichen Zwangsarbeit verurtheilt, wünschten sie sich Glück, dem Fort Saint Michel durch die Galeere zu entgehen.

---

* Auszug (Extract) aus der Zeitung von Abdera.

Ankündigung (Avertissement).

Motto:

> Ein neuangelangter Charlatan bringt eine ganze Stadt in Bewegung, wenn seine Versprechungen recht abgeschmackt sind. Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab, den grünen Esel zu sehen.
>
> Ritter von Zimmermann,
> von der Erfahrung in der Arzneikunst. S. 19. 3te Auflage.

Auf obiges Motto hinweisend, kündigen wir

hierdurch an, daß der berühmte Verdünner Bombastus Theffalus, Abkömmling des noch berühmteren Theffalus, Leibarztes des Kaisers Nero, seligen Andenkens, Mitglied mehrerer Verdünnungsgesellschaften u. s. w., in unserer Stadt angelangt ist.

Derselbe ist zur Beförderung und Beschleunigung des unendlichen Heils auf einer Reise nach den vorzüglichsten Städten Europa's begriffen, wird besonders die Messen und Märkte besuchen, um daselbst den Absurditäten, die er in reicher Menge bei sich führet, einen schnellen Absatz zu verschaffen, und wird er sich endlich mit vollgefülltem Seckel zur Bekehrung der menschenfressenden Botocudos nach Brasilien begeben. —

Da der Aufenthalt dieses berühmten Mannes in hiesiger Stadt nur von kurzer Dauer seyn wird; er auch nicht dahin wieder zurück zu kehren pflegt, wo er einmal gewesen ist: so ladet er alle echten, reinen und wahren Freunde des unendlichen Heils ein, baldigst zu ihm zu eilen, um sich mit den ihnen nöthigen Absurditäten zu versehen. Von vielen andern Arten von Absurditäten, die hier namhaft zu machen der Raum nicht erlaubt, sind es folgende, auf die er nur aufmerksam machen will:

1) Kleine, kaum sichtbare Pülverchen, die den decillionsten Theil des Tropfens irgend einer Arzeneiflüssigkeit enthalten, und die heftigsten menschlichen Gebrechen wie durch einen Zauber sofort beseitigen. Diese Pülverchen verlieren selbst in 1000 Jahren nichts von ihrer Kraft, wenn der Besitzer sie nur von Zeit zu Zeit tüchtig schüttelt, und hat der Dr. Theffalus in neuester Zeit die so wichtige Entdeckung gemacht, daß ihre verlorene Kraft alsbald wieder erweckt wird, wenn man dieselben an einen Windmühlenflügel bindet, und sie so im raschen (jedoch raschen) Kreisen in der Luft umher schwirren läßt. Der berühmte Graf St. Germain und andere bekannte und unbekannte Personen, die ein hohes Lebensalter (von 2 bis 300 Jahren beiläufig) erreichten, verdanken diesen Pülverchen ihr hohes Lebensalter allein, indem sie alle 90 bis 100 Jahre ein solches verschluckten, und alsbald die Wiederkehr ihrer Jugendkraft verspürten. Sattsam erwiesen ist es, daß Versuche der Art in allen Fällen ohne die allermindeste Gefahr sind.

2) Pülverchen anderer Art, eben so winzig und klein, aber weit kräftiger und heilbringender als jene. Diese sind gegen die Erbsünde des menschlichen Geschlechts, die alleinige Ursache aller seiner körperlichen und geistigen Gebrechen gerichtet, nämlich gegen — die Krätze! Weltbekannnt ist es, daß der Stifter eines höchst absonderlichen (absurden) medicinischen Systems, es endlich zum unendlichen Heile des Menschengeschlechts, ausfindig gemacht hat, daß grade $\frac{7}{8}$ der Menschen an dieser vermaledeiten Krätze leiden, und hat er durch diese hochwichtige Entdeckung gezeigt woher das viele Jucken in der Welt kömmt. Wer daher Jucken hat, sey es nun geistig oder körperlich, das ist einerlei, der wird von diesen Pülverchen die wundervollste Wirkung verspüren, und wird, wenn es ihm zu arg juckt, ein einziges solcher Pülverchen ihn, zu seinem und seiner Mitmenschen unendlichen Heile, vom Jucken und Kratzen befreien.

3) Eine noch wirksamere Absurdität gegen diese Erbsünde, die Krätze, so wie gegen andere minder gefährliche Gebrechen, sind kleine Gläschen, welche ein Zuckerstreusandkügelchen, das mit einer, in hohe Kraftentwickelung versetzten (oder zu hoher mesmerischer Kraft potenzirten) Arzneiflüssigkeit benetzt, und dann getrocknet ist, enthalten. Diese Flaschen (oder besser arzeneiliche Flacons) haben eine wundersame Wirkung, wie dieses die Erfahrung sattsam erwiesen hat. Der am Jucken Lei-

bende öffnet behutsam das Gläschen, hält es vor das eine Nasenloch und zieht die Luft in einem, jedoch nur in einem Zuge an, stopft das Gläschen zu und steckt es bei sich, damit die Sonne und die Hitze nicht auf dasselbe einwirken können. Gefahr ist bei diesem Aufriechen nicht vorhanden, aber die Wirkung ein wahres non plus ultra; denn das Jucken verliert sich sofort, wenn man die Sache nur in etwas genugsam dazu verstehet oder höchstens in der kurzen Zeit von sieben Wochen, nachdem man alle sieben Tage einmal aufgerochen hat. Wenn auch beide Nasenlöcher verstopft sind, oder der Mensch nicht riechen kann, oder ihm sogar die Nase fehlt, so muß er doch aufriechen, um des unendlichen Heils theilhaftig zu werden, denn nur durch das Riechen wird er am sichersten und schnellsten von allem seinen Jucken, von allen seinen Gebrechen und Fehlern geheilt werden.

Diese arzneilichen Flacons kann der Dr. Thessalus auch in mancher andern Hinsicht empfehlen, wie dieses jedem bald einleuchten wird und muß, der die Sache nur einmal versucht hat. Das arge Schnupfen wird aufhören, wenn der Schnupfer sich dieser Flacons bedient, durch die er seine Schnupfgier auf die Dauer stillen kann. Alle Parfümerien werden überflüssig, sobald Alt und Jung sich ein solches arzneiliches Flacon des Dr. Thessalus angeschafft haben wird, und glaubt er auf diese bei sich führende Absurdität mit Recht stolz seyn zu können, da sie den Käufer nicht allein von der alleinigen Ursache aller seiner körperlichen und geistigen Fehler, sondern auch von manchen argen Angewohnheiten heilen wird.

(Der Beschluß folgt.)

* Für Homöopathen.

In den Gängen, besonders in der Neustadt, herrscht die Gewohnheit, daß die Bewohner wenn sie Morgens, wo sie zur Arbeit gehen, den Schmutzeimer vor den Gang an die Straße setzen, und Abends, wenn sie zu Hause kommen, denselben hereinnehmen. Er steht also den ganzen Tag an der Straße. Wie gefährlich dieß für Diejenigen werden kann, die mit homöopathischen Riech- und Einathmungs-Werkzeugen versehen, diesen Eimern zu nahe kommen und deren Dunst in starken Gaben verschlucken müssen, können homöopathische Aerzte am besten beurtheilen. Es scheint wirklich an Wunder zu gränzen, daß Diejenigen, welche durch Pfropfriechen gesunden, bei diesen Eimern nicht gleich todt niederfallen.

Wie sehr sich die homöopathische Kurart vereinfacht, ist bemerkenswerth. Erst wurden Kranke durch den Geruch auf einige in einem Glase befindliche Milchzuckerkügelchen behandelt; dann war es schon genug, an einem Pfropf zu riechen von einem leeren Glase; hierauf braucht man das Glas nur anzusehen, und jetzt nur daran zu denken, um Krankheiten zu heben.

* Frage.

Was ist der Sinn des Wortes: Nachlaß-Curator? Wir fanden es im hiesigen Wochenblatt und juristische Lexikons gaben uns über die Bedeutung keinen Aufschluß. Sie hatten dieß Wort nicht.

Berichtigung.

Im Bürgerfr. vom 15. Octbr. d. J. bittet man, in der Anzeige: „Präparirtes Austerschalen-Mehl" folgende Druckfehler zu verbessern, als: Seite 655, Zeile 11 statt: Unkundigen — muß es heißen: „Naturkundigen." Daselbst Zeile 16, statt: abzumösen — „aufzulösen." Seite 656, Zeile 5, statt: vielfachen — „vierfachen."

NB. Dem Wunsche der Redaction: „die Zubereitung des neuen Düngmehls öffentlich mitzutheilen," kann der Ihr bekannte Einsender, indem es ein wichtiger Handels-Artikel werden kann, — nicht willfahren.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 50.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 83.

Bremen, Donnerstag den 17. October 1833.

Gestorben:

Den 5. October. Des Küpers Johann Hinrich Heiser Sohn 1½ Jahr; Schwanenstraße Nro. 32.

Den 5. — Des Fuhrmanns Hinrich Würdemann Ehefrau, geb. Pralle, 42 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 14.

Den 5. — Des Kaufmanns Johann Stephan Lürmann Sohn, 1 Jahr 1 Mt.; Comthurstraße Nro. 3.

Den 5. — Der Bäckergesell Friedrich Niemeyer, 22 Jahr; Molkenstraße.

Den 6. — Des verst. Mäklergehülfen Hinrich Pieper Wittwe, geb. Heininghausen, 54 J.; am Dobben.

Den 6. — Der Schneider Bernh. Ludwig Thielken, 18 Jahr; Nadelgang Nro. 2.

Den 6. — Die Dienstmagd Anna Appelhoff, 30 Jahr; Sögestraße.

Den 6. — Des Kaufmanns Carl Bartholomäus Ulrichs Tochter, 5 Mt.; Sögestraße Nro. 25.

Den 7. — Der Oberländ. Schiffer Wilhelm Brüggemann, 47 Jahr; Theerhof Nro. 56.

Den 8. — Der Küper Joh. Bernh. Rademaker, 27 J.; gr. St. Johannisstr. N. 179.

Den 9. October. Des Schuhmachers Jan Hanekóper Wittwe, 68 Jahr; Stangenhof Nro. 29.

Den 9. — Die Dienstmagd Sophia Hops, 24 Jahr; Hastedt Nro. 6.

Den 10. — Der Arb. Wilhelm Boockmeyer, 68 Jahr; Dreckort Nro. 10.

Den 10. — Des Malers Anton Rosenkranz Sohn, 14 Tage; Osterthorstr. Nro. 8.

Den 10. — Des Bierbrauers Franz Heinrich Meyer Tochter, 7 Tage, Herrlichkeit N. 10.

Den 10. — Des Tischlers Adolph Carl Friedr. Heinrich Segelken Ehefrau, geborne Klapp, 36 Jahr; Stavenstraße Nro. 3.

Den 11. — Des verst. Tischlers Joh. Friedr. Beuken Wittwe, geb. Steib, 45 Jahr; Neuenstraße Nro. 87.

Den 11. — Des Zimmergesellen Simon Kreckow Tochter, 3 Jahr; kleine St. Annenstr. Nro. 29.

Den 12. — Der Steinhauergesell Joh. Christoph Arens, 36 Jahr; hinterm Paulsberg.

Geburten:

Den 1. October. Des Amtsfischers Diedrich Dunker Ehefrau, geb. Keiner, kl. Krummenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Kahnschiffers Lüder Schierenbeck Ehefr., geborne Kropp, Schweinestraße Nro. 59; von einem Knaben.

Den 4. — Des Bierbrauers Franz Heinrich Meyer Ehefr., geb. Johannsen, Herrlichkeit Nro. 10; von Zwillingen, 1 Knabe und ein Mädchen.

Den 4. — Des Arb. Diedrich Minne Ehefrau, g. Koster, Runken N. 4; v. e. Mädchen.

Den 4. — Des Küpers Herm. Hinrich Franz Brinkmeyer Ehefrau, geb. Koster, Kohlhökerstraße Nro. 32; von einem Knaben.

Den 4. October. Des Arb. Johann Bomann Ehefr., geb. Wischhusen, Hastedt Nro. 94; von einem Knaben.

Den 4. — Des Tonnenmachers Joh. Hinrich Becker Ehefr., geb. Rehlken, Langenstraße Nro. 72; von einem Knaben.

Den 5. — Des Senators Dr. Franz Friedr. Droste Ehefr., geb. Kulenkampf, Sandstr. Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Armenaufsehers Joh. Deyken Ehefrau, geborne Hilliger, alten Steinweg Nro. 7 A; von einem Knaben.

Den 5. — Des Barbiers Joh. Carl Friedrich Streicher Ehefr., geb. Lang, Faulenstraße Nro. 20; von einem Knaben.

Den 5. Oct. Des Steuermanns Diedr. Barber Ehefr., geb. Wagener, Wandrahm Nro. 9; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Bockschiffers Johann Franz Müller Ehefrau, geb. Klingen. Nienabers-Gang Nro. 15; von einem Knaben.

Den 6. — Des Cigarrenmachers Friedr. Aug. Geffken Ehefrau, geb. Ficke, Mühlendamm Nro. 11; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Pastors zu St. Nembertt Friedr. Adolph Toel Ehefrau, geb. Haas, Nembertikirchhof Nro. 4; v. e. Knaben.

Den 6. — Des Arb. Heinrich Boljes Ehefr., geb. Pott, kl. Krummenstraße Nro. 20 A; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Küpers Herm. Korff Ehefr., geb. Hashagen, Düsternstraße Nro. 87; von einem Knaben.

Den 8. — Des Packers und Kornaufsehers Friedr. Wilhelm Becker Ehefr., geb. Strotmann, Tiefer N. 21; von einem Mädchen.

Den 9. Oct. Des Sängers am hiesigen Stadt-Theater Joh. Marchand Ehefr., geb. Lemang, am Wall Nro. 73; v. e. Knaben.

Den 10. — Des Kaufmanns Ernst Wilhelm Wille Ehefr., geb. Sergel, Abbenthorswall Nro. 39 B; von einem Knaben.

Den 10. — Des Arb. Ludwig Berninghausen Ehefr., geb. Bredhorst, Orthfelde N. 17; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Arb. Johann Christian Hein Ehefr., geb. Wilkens, Dreckort Nro. 25; von einem Knaben.

Den 11. — Des Cigarrenmachers Ernst Abbholtz Ehefrau, geb. Götting gr. St. Johannisstr. Nro. 207; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Bockschiffers Johann Frahm Ehefr., geb. Rottmann, Buntenthorssteinweg Nro. 19; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Schneideramtsmeister Joh. Heinrich Dörbaum und Gesina Falkenborg, beyde von hier.

Der Schuhmacher Joh. Hermann Klemm und Anna Dorothea Fuchs, beyde von hier.

Der Tischler Johann Arnold August Barnführ am Buntenthorssteinweg und Anna Maria Kohrs aus Behningen, Königlich Hannövr. Amts Rotenburg.

Der Zimmergesell Herm. Block und des verst. Maurergesellen Gerd Hinrich Diedr. Meyer Wittwe, Margaretha Agneta geb. Kruse, hieselbst.

Der Schuhmacher Christoph Gebhard Fortmann und Johanna Francisca Hagen hieselbst.

Der Branntweinbrenner Friedr. Wilhelm Rahe hieselbst und Hasche Margaretha Haltermann aus Vegesack.

Der Hutfabrikant Ernst Moritz Falcke und Catharina Charlotte Juliane Johanna Metta Ebing hieselbst.

Der Arb. Johann Hinrich Stellmann, genannt Christoph Hoppe, hieselbst und Margaretha Anna Randermann aus Riede, Königlich Hannöv. Amts Syke.

Der Wagenmeister beim Stadtpost-Amt Gurgen Philipp Witte, genannt Westheider, hies. und Adelheid Kühlken zu Plätjenwerbe, Gerichts Schönebeck.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 84.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 20. October 1833.

— Wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Theodor Körner.

Der hinscheidende Dichter.

In dunkler Kammer träumt der Dichter tief,
Des Fiebers wirre Bilder ihn umwalten,
Und ob ihm auch der Liebe Stimme rief —
Er hört es nicht — er schaut nur Traumgestalten,
Wie, wer im hohen Mohngefild entschlief.
Der Mund mag zum Gesang sich nicht entfalten,
Ermattet zuckt die saitenkund'ge Hand,
Gelähmt von rascher Fieberblitze Brand.

So liegt das bleiche Bild in Todeshaft,
Als hätte schon das Leben sich entschwungen.
Doch frisch und heil verblieb noch eine Kraft,
Die hält ihn warm von Jugendgluth durchdrungen;
Wann springend alle Saiten schon erschlafft,
Die zittert noch und ist noch hell erklungen:
Es ist die Phantasie, die wach verbleibt,
Und fort und fort noch klare Bilder treibt.

Die schafft und ringt, das bunte Traumgesicht
Mit ihren Zaubermächten zu umklammen,
Und freudig sammelt sich in ein Gedicht
Die letzte Kraft des Sterbenden zusammen,
Er flüchtet sich hinan zu diesem Licht
Und wärmt sich noch an diesen Lebensflammen:
So hangt der flücht'ge Geist noch fest verwebt
Im Dichtertraum, der hüllend ihn umschwebt.

Da regt sich auch der alte Schöpferdrang;
Durch Worte möcht' er sein Gedicht beleben,
Erschallen ließ' er gerne zum Gesang
Die Töne, die durch seine Seele beben,
Den Menschenherzen möcht' er freudigbang
Sein heimliches Gebild zu eigen geben;
Doch lösen will sich nicht der Lippen Band,
Und regen will sich nicht die starre Hand!

Du sonnenhelles, duftiges Gedicht,
Im wanderfert'gen Herzen eingegittert!

Getränkt von dieser Erde Farbenlicht,
Vom Strahl des Menschengeistes überflittert —
O sähe dich ein irdisch Angesicht!
Von deinem Zauber wundersam durchzittert,
Es beugte sich, von Andacht ganz erfüllt,
Dem Schönen, das du weihevoll enthüllt!

Was glüht des Kranken Antlitz noch so klar?
Was kann er mit dem stillen Lächeln meinen?
Die regen Augensterne zittern gar,
Als möchten sie noch Freudenthränen weinen!
Des innern Bildes Strahlen sind's fürwahr,
Die noch verklärend durch die Leiche scheinen —;
Doch schon erlischt der letzte Stern der Nacht,
Der Todeshauch hat schnell ihn ausgefacht.

Verhaftet Lied! wo flüchtet hin dein Ton?
Mußt du im Hauch des Todes schon verhallen?
O nein! du magst in Engelslauten schon
Von deines Sängers freier Lippe schallen;
Und steht er vor der ew'gen Schönheit Thron,
Und weilt er in den lichten Königshallen:
So bist du wohl der erste Heimathlaut,
Den dort sein Mund zu sprechen sich getraut.

Adolph Stöber.

Der Spanier.

(Fortsetzung.)

Man fuhr zwischen Felsen und Gebüsch einen holprigen Bergweg hinan, mühsam schleppten die Zugpferde ihre Last vorwärts. Lutz rieth umzukehren, der Rittmeister wollte nicht, und sprengte vor. Da fällt ein Schuß, die Kugel prallt gegen den Brustharnisch, Gastanaga zieht den Pallasch, aber rechts und links und vor ihm heult wildes Kriegsgeschrei, aus den Felsenspalten drängen Janitscharen, den Hohlweg hinab galloppiren türkische Spahi's, und der Rittmeister sieht sich von Feinden blitzschnell umringt.

„Hab' ich's nicht vorhergesagt!" — knirschte Lutz und griff zum Gewehr. Alle Husaren flogen dem Rittmeister zu Hülfe. Es entstand ein grimmiges Gefecht; dort kämpften die Reiter, hier mit dem Muth eines alten Löwen vertheidigte Lutz, und mit ihm Gastanaga's männliche Dienerschaft, die edle Frau gegen beutegieriges Fußvolk. Umsonst, die Knechte fallen blutend unter den Säbeln ihrer Gegner, ein Pistolenschuß durchbohrt und schleudert den Corporal zu Boden, und der Fußtritt eines Janitscharen kollert seinen Körper in eine Schlucht hinab. Jubelnd plündern die Sieger das Gepäck, das Gekreisch der Mägde verrieth, nach welcher Beute sie zuerst gerannt. Todtenbleich saß Eleonore und drückte sich in einen Winkel der Kalesche; ein Türke reißt das Schirmleder zurück, greift mit verwegener Hand nach der zitternden Dame. Da zur rechten Zeit stürmt Gastanaga herbei, er hatte sich von den Reitern glücklich losgemacht, durchgeschlagen, und nun mit gewaltigem Hieb spaltet er den Schädel des Frechsten aller Janitscharen, wirft dann sich auf die Uebrigen. Allein das Gefecht ist ungleich; Gastanaga's kräftiges Roß wird von drei Musketenschüssen zugleich getroffen, taumelt, sinkt, mit ihm stürzt der blutende Reiter. Noch einmal rafft sich dieser auf, sammelt die letzten Kräfte und schaut nach den Husaren. Alle sind niedergesäbelt, über die Leichname hinweg sprengt der Spahi's wilder Schwarm, und zückt die gekrümmten Mordklingen nun auch gegen den Rittmeister, voran der Kommandirende, durch reiche Kleidung als ein besonders vornehmer Türke sich auszeichnend. Ihn faßte Gastanaga scharf ins Auge, und rief in türkischer Sprache ihm freudig zu. Der Muselmann schien wie von einem Zauberschlag getroffen; plötzlich donnerte sein Befehl: den deutschen Offizier frei zu lassen; vom Hengst warf er sich und stürzte mit Freudengeschrei an Gastanaga's Brust. Eleonore traute ihren Augen nicht, und staunte noch mehr, als ihr Gemahl rasch an den Wagen getreten kam, ihr zurief: „Beruhige Dich, liebes Weib, nun sind wir

sicher, wie in Allah's Schooß, ich stehe mit dem Leben dafür ein!" — und dann wieder zu dem Türken sprang, der gar nicht aufhören konnte, ihn auf das Zärtlichste zu liebkosen, immer wieder fragte, und die Antwort doch gar nicht erwarten konnte. Ehrerbietig und mit gesenkten Waffen standen die übrigen Türken, aber bald hieß sie der Befehlshaber sich tummeln. Auf seinen Wink hob man Eleonoren's Kammerfrau zu ihr in den Wagen, auch Gastanaga setzte sich ein, das Geschirr der Zugpferde wurde ausgebessert, so gut es sich in der Eile thun ließ, ein Janitschar nahm die Peitsche, und im raschen Trabe ging es dem türkischen Lager zu.

„Frage mich nicht, die Zeit wird Dir Alles aufklären, und was dann in meiner Macht steht, Dich zufrieden zu machen, das soll gewissenhaft geschehen. Sieh Dir einstweilen den türkischen Herrn etwas genauer an, vielleicht erkennst Du ihn wieder!" — so gab Gastanaga heiter zur Antwort, als Eleonore endlich Worte gefunden ihr grenzenloses Erstaunen über Alles auszudrücken, was sie in der letztvergangnen Viertelstunde erlebt hatte. Schärfer musterte sie nun den Befehlshaber, der zur Seite des Wagens galoppirte, die glänzend schwarzen Augen mit dem rührendsten Ausdruck inniger Theilnahme auf Gastanaga geheftet hielt, und fortwährend Türkisch mit ihm schwatzte. Jetzt erkannte Eleonore den Muselmann: Jezzet Ali Pascha war's, dessen pomphaften Einzug in Wien sie unlängst gesehen. Durch das bunte Gewimmel campirender Truppen gelangten seine Gäste nach dem Platze, wo unter geräumigen Zelten des Pascha's Feldwirthschaft getrieben wurde, er selbst aber mit den Favoritinnen aus seinem Harem die prächtigsten bewohnte. Er leitete Frau von Gastanaga nach einem der letzteren und entfernte sich ehrerbietig; mit ihm ging der Spanier. Dagegen eilten mehrere Sklavinnen herbei, brachten Rosenwasser, Eleonoren's Hände zu besprengen, und stellten auf kostbare Teppiche mehrere silberne Gefäße mit Kaffee, Sorbet oder Confitüren. Ein Wink entfernte sie, Eleonore sank auf ein weiches Polster und glaubte zu träumen; endlich schloß grenzenlose Ermattung ihre Augen und ließ sie fest entschlummern.

Nach langer Ruhe fuhr sie empor, vor ihr in reicher orientalischer Tracht stand der Gemahl. — „Gastanaga!" rief sie, die Arme liebend nach ihm ausstreckend. — „So nenne mich nicht, denn Allah sey gelobt, ich darf wieder meinen eigentlichen Namen tragen!" — antwortete er, und fuhr dann mit weicher Stimme fort: „Geliebtes, theures Weib, ich komme, jene Begebenheit zu erklären, welche auf eine Dir räthselhafte Weise Deine Freiheit gerettet. Sie hat auch mein Schicksal glücklich entschieden, denn sie giebt mir das Vaterland wieder, und den ganzen Reichthum geliebter Eltern. Ja, meine Eleonore, Du sollst viel, recht viel hören, wirst staunen — aber nicht wahr, zürnen kannst Du nicht? — o nein, nein, die Engelseele wendet sich nicht ab von mir, Du willst mein bleiben für das Leben, dessen schönster Schmuck Du bist!"

Eleonore umfaßte ihn zärtlich, legte ihr Lockenhaupt an seine Brust. — „Ich heiße Hassan Oglu, bin Mahomedaner und der Pascha ist mein Bruder!" so begann er gedehnt, und mit einem Schrei des Entsetzens stürzte die betrogene Frau zu Boden.

Der jüngere Sohn eines Pascha's in Smyrna, ward Hassan Oglu vor funfzehn Jahren auf einer türkischen Galeere gefangen, die nach tapferer Gegenwehr von Maltheser-Rittern erobert und nach Malta gebracht worden. Der Comthur, Marquis Emanuel Gastanaga, faßte große Neigung zu dem schönen Türken-Jüngling, brachte ihn nach Spanien, und sorgte für eine gute Er-

ziehung. Hassan, jetzt Rodrigo genannt, bildete sich trefflich, sowohl in ritterlichen Uebungen, als in Wissenschaften, ließ sich willig in katholischen Lehrsätzen unterrichten, wurde getauft und unterwarf sich allen von der Kirche vorgeschriebenen Ceremonien, doch heimlich behielt er den mahomedanischen Glauben. Seine Wohlfahrt endete aber nach dem Tode des Beschützers, dessen Familie auch das karge Jahrgehalt einzog, als Rodrigo den Versuch gemacht, nach seinem Vaterlande zu entfliehen. Jetzt trieb ihn die Noth zu den Fahnen Ludwig's des Vierzehnten, unter welchen er in Italien, Brabant und am Rhein kämpfte, bis er von deutschen Kriegern gefangen wurde, und in das Kaiserliche Regiment Graf Dünewald's Kürassier eintrat. Dieß focht während einiger Campagnen in Italien, dann erst ward es nach Ungarn gegen die Ungläubigen beordert, und endlich durfte Hassan Oglu eine günstige Gelegenheit hoffen, sich den Muselmännern wieder anzuschließen. Zu Wien erschütterte glühende Leidenschaft für Eleonore seinen Lieblings-Plan, er nahm ihn jedoch wieder auf, nachdem er in Jezzet Ali Pascha seinen Bruder erkannt, auch mehrere Landsleute gesprochen hatte, und der Entschluß reifte, Eleonore um jeden Preis mitzuführen. Nicht vorhergesehen war das Gefecht im Hohlwege, doch hatte es ja das heißgewünschte Ziel näher gebracht, und Hassan Oglu nannte sich beglückt. Nur eins kümmerte ihn, die Ungewißheit nämlich, ob Eleonore Verzeihung gewähre. Allein er ängstigte sich wirklich ganz umsonst, denn nicht lange, so gab die wahrhaft liebende Frau die feste Erklärung, sie sey vor Gott und Menschen Hassan's Gattin, und werde ihm folgen bis in den Tod.

„Für's Erste theilst Du mein Paradies in Smyrna!" — jubelte Hassan nach tausend Ausbrüchen seines aufrichtigen Danks, und war schon am folgenden Tage unterwegs nach dem Süden. Allein die Reisenden wurden in Belgrad aufgehalten, eine gefährliche Krankheit überraschte Eleonore, und als sie genesen, da hatte Prinz Eugen's Armee die Festung bereits so eng eingeschlossen, daß Hassan das Weiterreisen aufgeben mußte.

Es kam zu einer fürchterlichen Belagerung. Bomben und Granaten flogen in die geängstigte Stadt, und zerstörten bald den niedrigliegenden Theil derselben. Aber der Pascha Jezzet Ali hoffte Entsatz von Adrianopel her, wo der Großsultan in der That ganz ansehnliche Streitkräfte sammelte. Und die Erwartung täuschte nicht; denn am 31. Juli sah man das herbeigeeilte Türkenheer im Angesicht des Feindes ein Lager aufschlagen, die Hügel zwischen der Donau und der Sau durch viele tausend rothe und grüne Zelte kränzen, und da umher ganz unüberwindlich scheinende Circumvallations-Linien ziehen. Dagegen verdoppelte der heldenmüthige Prinz Eugen zwar seinen Eifer, doch konnte er sich nimmer den mißlichen Zustand der Armee verhehlen, wo Hunger und Seuchen wütheten, über die Hälfte der Cavallerie unberitten war, und die Vorposten von kecken Spahi's ungestraft niedergehauen wurden.

Zu einem Ausfall des Pascha's aus Belgrad hatte auch Hassan seine Dienste anbieten müssen, um auf einmal das Mißtrauen zu widerlegen, welches die Besatzung gegen ihn hegte. An der Spitze eines Janitscharen-Trupps verließ er die Festung, und langte, von dickem Nebel begünstigt, am Fuß eines Hügels an, auf welchem die Oestreicher Redouten erbaut. Diese sollten erstürmt und zertrümmert werden; Hassan stellte seine Mannschaft zur Angriffs-Colonne, und schlich durch Gebüsch voran, um das Terrain genauer recognosciren zu können.

Da rauscht' es im Dickicht, eine Grenadier-Mütze sah aus Nußbaumzweigen hervor, und eine

barsche Soldatenstimme donnerte: „Wer da?" — „Gut Freund!" — erwiederte Hassan in deutscher Sprache und wollte davon. — „Der Teufel ist Dein Gutfreund, Du verdammte Türkenbestie!" — herrschte der alte Grenadier, und mit grenzenlosem Erstaunen erkannte Hassan den todtgeglaubten Corporal Gabriel Lutz.

„Geh, Alter, ich will Nichts mit Dir zu thun haben!" — flüsterte er, und sprang über einen Graben. — „Schauen's, ich noch viel weniger mit Euch, desertirter Herr Spaniola, aber das mögt ihr halter doch von mir zum Angedenken mitnehmen!" — brüllte Lutz, drückte sein Gewehr ab, und Hassan wälzte sich in seinem Blut; die Kugel hatte ihm die rechte Seite durchbohrt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte Napoleons.

(Beschluß.)

Hundertundneununddreißigster Brief.

(Nach St. Cloud.)

Den 7 Juli 1807.

Die Königin von Preußen hat gestern bei mir gespeist. Sie machte mir das Ansinnen, ihrem Manne noch einige Concessionen zu gewähren, und ich hatte alle Mühe, mich dagegen sicher zu stellen. Ich war galant, hielt mich aber an meine Politik. Sie ist sehr liebenswürdig. Ich werde dir Näheres darüber mittheilen, doch kann ich es nicht, ohne ganz ausführlich zu seyn. Wenn du dieses Schreiben liesest, wird der Friede mit Preußen und Rußland geschlossen und Jerome als König von Westphalen mit drei Millionen Unterthanen anerkannt seyn. Diese Nachricht für dich allein. — Adieu, meine Freundin; ich liebe dich und will dich zufrieden und heiter wissen.

Hundertundfunfzigster Brief.

(Nach St. Cloud.)

Erfurt, (ohne Datum, im October) 1808.

Meine Freundin, ich schreibe dir selten; ich bin sehr beschäftigt. Unterredungen den ganzen Tag hindurch, das sagt meinem Schnupfen nicht zu. Uebrigens geht Alles gut. Ich bin mit Alexandern zufrieden, er muß es auch mit mir seyn: wäre er ein Weib, ich glaube, ich würde ihn zu meiner Geliebten wählen. — Ich werde in Kurzem bei dir seyn; gehab dich wohl, und daß ich dich dick und blühend antreffe. Adieu, meine Freundin.

Hundertundvierundsechzigster Brief.

(Nach Paris.)

(Ohne Ort, wahrscheinlich Benavente in Spanien) den 9. Januar 1809.

Moustache *) überbringt mir dein Schreiben vom 31sten Dec. Ich ersehe daraus, meine Freundin, daß du traurig bist und in deiner Unruhe die Dinge zu schwarz siehest. Oesterreich wird nicht gegen mich losschlagen. Geschieht es dennoch, so habe ich 150,000 Mann in Deutschland, und eben so viel am Rhein, und 400,000 Deutsche, um ihm zu antworten. Rußland wird sich nicht von mir lossagen. Man ist toll in Paris; Alles geht gut. Ich werde in Paris seyn, so wie ich es für nützlich erachte. Ich rathe dir, vor den Gespenstern auf deiner Hut zu seyn; eines Tages, Morgens 2 Uhr . . . . .

Adieu, meine Freundin; ich bin wohl und ganz der Deinige.

(In einem Schreiben von Schönbrunn vom 31sten Mai 1809 drückt sich Napoleon über Lannes Tod folgendermaßen aus:

Der Verlust des Herzogs von Montebello, der gestern starb, hat mich tief betrübt. So endigt Alles! . . . Kannst du dazu beitragen, die arme Marschallin zu trösten, so thu' es.)

*) Kaiserlicher Kourier.

Hundertundachtundachtzigster Brief.

(Der letzte vor Napoleons Scheidung, nach Malmaison.)

Nymphenburg bei München, den 21sten Oktober 1809.

Ich bin seit gestern hier und im besten Wohlseyn; ich werde morgen noch nicht abreisen. In Stuttgart werde ich einen Tag verweilen. Du wirst von meiner Ankunft in Fontainebleau 24 Stunden voraus benachrichtigt werden. Es ist ein Fest für mich, dich wieder zu sehen, und ich sehe diesem Augenblicke mit Ungeduld entgegen. Ich umarme dich. Ganz der Deinige.

Hundertundneunzigster Brief.

(Der erste nach der Scheidung. *)

(Nach Malmaison.)

Paris, 8 Uhr Abends, Dec. 1809.

Meine Freundin, ich habe dich heute schwächer gefunden, als du es seyn solltest. Du hast Muth gezeigt, du mußt solchen auch finden, um dich aufrecht zu erhalten; du mußt dich nicht einer verderblichen Melancholie überlassen, du mußt dich zufrieden fühlen und vor Allem für deine Gesundheit sorgen, die mir so theuer ist. Wenn du mir ergeben bist und mich liebst, so mußt du dich standhaft benehmen, und deine Stellung so nehmen, daß du dich glücklich fühlest (te placer heureuse.) Du kannst meine unveränderliche und zärtliche Freundschaft nicht in Zweifel ziehen, und du würdest die Empfindungen, die ich für dich hege, schlecht kennen, wenn du es voraussetztest, ich könnte glücklich seyn, wenn du es nicht bist, und zufrieden, wenn du dich nicht beruhigst. Adieu, meine Freundin; schlaf wohl; denke, ich will es so haben.

Hundertunddreiundneunzigster Brief.

Abends 7 Uhr 1809.

Ich habe deinen Brief erhalten, meine Freundin. Savary sagt mir, daß du beständig weinst; das ist nicht gut. Ich hoffe, du hast heute deinen Spaziergang machen können. Ich habe dir von dem Wild geschickt, das ich geschossen. Ich werde dich sehen, wenn du mir sagst, daß du vernünftig bist und daß dein Muth die Oberhand behält. Morgen habe ich den ganzen Tag die Minister bei mir. Adieu, meine Freundin; ich bin auch traurig heute; es ist Bedürfniß für mich, dich zufrieden gestellt zu wissen und zu erfahren, daß du Festigkeit gewinnst (que tu prends de l'aplomb). Schlaf wohl.

*) In dieser Zeit und bis zu seiner Vermählung mit Marie Louise schrieb Napoleon zweiundzwanzig Briefe an Josephinen.

---

* Auszug (Extract) aus der Zeitung von Abdera.

Ankündigung (Avertissement).

Motto:

Ein neuangelangter Charlatan bringt eine ganze Stadt in Bewegung, wenn seine Versprechungen recht abgeschmackt sind. Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab, den grünen Esel zu sehen.

Ritter von Zimmermann, von der Erfahrung in der Arzneikunst. S. 19. 3te Auflage.

(Beschluß.)

4) Da die Erfahrung dem Dr. Thessalus noch nicht gelehrt hat, ob andere gleich nach dem Aufriechen auf das arzneiliche Flacon in die Nase dringende Dünste, die Wirkung des Dunstes von dem, zu hoher mesmerischer Kraft potenzirten Zuckerstreusandkügelchen nicht schwächen können, so führt er der Vorsicht halber auch zierliche mesmerische Nasenstöpsel bei sich, mit denen das Nasenloch sofort nach dem Aufriechen verschlossen werden kann. Gerathen ist es, sich diese Nasenstöpsel anzuschaffen, und obgleich sie ihrer absurden Composition wegen, etwas theuer sind, so wird es sicherlich Niemanden gereuen auch für sie sein Geld wegzuwerfen.

5) Zu den Absurditäten, die der Dr. Thessalus, jedoch nur in kleiner Zahl, bei sich führt,

gehören auch hermetisch verschlossene Gläschen. Diese enthalten den Dunst, der von dem Körper des großen Entdeckers der Erbsünde des Menschengeschlechts, der Krätze nämlich, ausgeströmt ist. Da dieser Entdecker der Erbsünde bekanntlich hoch an Jahren ist, und wenn er sich nicht etwa selbst wieder verjüngen wird, nicht lange mehr ausdünsten kann, so werden diese Dunst-Riechgläser bald zu den Reliquien gehören und stehen daher schon jetzt hoch im Preise. Für Privatpersonen dürften sie sich daher nicht eignen, wol aber für ganze Städte und Länder, in denen es juckt und spuckt. Ein solches Gläschen zur gelegenen Zeit geöffnet, verbessert die Luft sofort dergestalt, daß eingebrochne Seuchen verschwinden und alle moralische Uebel sofort ausgeglichen werden, weshalb es den Staatsbehörden angerathen seyn dürfte, sich mit einigen dieser Wundergläschen zu versehen.

6) Von einer, jedoch nun schon veralteten Absurdität, verschiedenen Präservativen gegen die Cholera nämlich (Kupferkügelchen, Räucherungsmaschinen u. s. w.), welche Dr. Thessalus, als die Furcht vor der Cholera allgemein war, den echten, reinen und wahren Freunden des unendlichen Heils nicht unter einem Ducaten verkaufte, und durch die er sich manchen Ducaten erwarb, führt er noch eine bedeutende Menge bei sich, weil er zu der Cholerozeit nicht den Absatz fand, den er mit Recht zu finden Verlangen trug. Er ist gesonnen, mit dieser Absurdität in hiesiger Stadt völlig aufzuräumen, und giebt dieselbe daher für wenige Groschen ab, oder giebt sie auch den Käufern irgend einer andern Absurdität in den Kauf, und hofft dadurch eines recht zahlreichen Besuchs gewiß seyn zu dürfen.

Alle die andern Absurditären, die der Dr. Thessalus ferner bei sich führt, können vor der Hand noch nicht bekannt gemacht werden. Wir können indessen die Versicherung geben, daß deren noch viele geheim gehalten werden, da er bekanntlich in seinem Leben gar Viele fabricirt hat. Wie es sich gebührt, tritt er nur nach und nach damit hervor, giebt auch die Gebrauchszettel für seine Absurditäten, unter den Namen von Festgeschenken, Prodromi, Erklärungen u. s. w. gratis aus, und trägt sogar auf eine sehr liberale Weise die schweren Druckkosten derselben. Er ersucht jedoch sehr dringend, diese Gebrauchszettel aufzubewahren, um sich so dem Andenken des Publikums zu empfehlen. Alles dieses geschieht jedoch nur, wie sich dieses von selbst versteht, um durch die Dreistigkeit seiner Versprechungen das Publikum zur Benutzung seiner Absurditäten zu veranlassen, und um sein tolles Steckenpferd, an dessen Schweif er die Vernunft gefesselt einherschleift, schulgerecht reiten zu können.

Abdera im October 1833.

Hilarius Jocosus,
echter, reiner und wahrer Freund des
Dr. Bombastus Thessalus.

Literatur.

In Berlin erscheint seit ein Paar Monaten eine neue Zeitschrift: „Zion. Religiöses Erbauungsblatt für Israeliten, von Dr. A. J. Cohen." — Jeder ruhige und besonnene Beobachter der Zeit wird, ohne daß er damit ein Ankläger der Kultur seiner Generation, doch zugeben, daß der auffallende Mangel an Sittenreinheit, geläutertem Edelsinn und Erhabenheit des Gefühls, daß der herrschende niedrige Zeitschwindel das Wuchern der Verdienste und Talente nach Lohn und Auszeichnung, die Neuerungswuth und die ausgelassene Vergnügungssucht beider Geschlechter den Frieden, die Harmlosigkeit des Lebens und vorzüglich jene ächte Perle im Lebensschmucke unserer Voreltern

— das Familienglück — leider gar sehr aus unserer Mitte verdrängt haben. Es kann aber der Geist der Zeit (der so gewaltig auf seine herbeigeführte Zeit des Geistes sich brüstet, wonach die Menschen — Christen und Juden gleichviel — zum Theil schon über der Religion stehen, mehr denkend als fühlend, mehr rechnend als glaubend) bei einem solchen überall wahrzunehmenden Chaos vermischter Elemente, soll er länger noch bestehen, uns und unsern nächsten Nachkommen nur großes Verderben bringen, und es muß daher der nothwendige Uebergang zu einer allgemeinen Umbildung, zu einer entschiedenen Krisis vor der Thüre seyn. Der Herausgeber dieser religiösen Zeitschrift, ein geschätzter Religionslehrer und Erbauungsredner bei der israelitischen Gemeinde Berlins, spricht ähnliche Gedanken in Bezug zum Judenthum aus und erachtet es in seinem löblichen Eifer für nothwendig, wo noch Etwas von frommen Gesinnungen, religiösem Ernste, geistiger Würde und Heiligung bei seinen Glaubensgenossen vorhanden ist, dieß zu befestigen oder von Neuem hervorzurufen, wo es leider vermißt wird. Die Erweckung dieses religiösen Sinnes beabsichtigt er mit vorliegender, in ihrer Anlage auf Gemeinnützigkeit berechneten Zeitschrift, die in vierzehntägigen Lieferungen erscheint, kurze entsprechende Predigten, biblische Erzählungen und Legenden, weise Sprüche der Väter, Aphorismen aus dem Talmud und Abrisse biblischer Geschichte enthält. Alles nach dem Bedürfniß der Jugend von bekannten jüdischen Schriftstellern, wie: Jost, Auerbach, Fürstenthal, Miro, Salomon u. A. — In den dem Ref. bereits vor Augen gekommenen sechs Lieferungen befinden sich viele auch Nichtjuden sehr interessirende Aufsätze größern und kleinern Umfanges; es lebt und webt in ihnen ein geläuterter Geist, eine klare und wahre Vernunft-Anschauung. — So möge denn diesem löblichen, religiöse Volksbildung erzielenden Unternehmen gesegneter Eingang werden, auf daß es zunächst die israelitische Jugend für die durch Emancipirung ihr bevorstehende Erlösung auf Erden nach und nach vorbereite.

Buntes.

Leibeigenschaft ist härter als Sklaverei, denn der Sklave dient, arbeitet und wird ernährt; der Leibeigene dient, arbeitet und muß noch seinen Herrn ernähren.

Bitte! Bitte! Wer will so gütig und gefällig seyn, in einer Zeitschrift die Resultate der deutschen Ständeversammlungen mitzutheilen, nur ganz kurz. Z. B. die erste und die zweite Kammer beschloß, die erste oder zweite trat bei oder schlug ab, oder die Regierung begehrte und die erste oder zweite Kammer gewährte oder schlug ab u. s. w. NB. Unter der Regierung muß man wohl größtentheils das Ministerium verstehen. — Ein solches Resumé wird jedem unpartheiischen Beobachter eine Uebersicht gewähren, welcher Parthei es mit dem Wohle der Menschheit Ernst ist, und was bereits Gutes oder Nichtgutes geleistet worden.

Der Republikaner.

„Ich stimme für die Republik!"
Sprach Lick zu Luck. — „Lick, hast Du Kinder?" —
„Ja, lieber Luck; zehn und nicht minder." —
„Noch klein?" — „Ja, klein." — „Leb' wohl! Ich komme, lieber Lick,
Nach einer Reise um die Welt,
In sieben Jahren Dir zurück,
Und frage nach: ob die erwachs'ne Republik
Nach sieben Jahren Dir gefällt."

El.

A. Dasoes Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei E. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 30.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 85.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 24. October 1833.

He! Rundgesang und Becherklang!
Manns Leben ist eine Spanne lang!

Der schwarze Douglas.

(Nach Walter Scott: Erzählungen eines Großvaters.)

Hört, Schildwach, ich setze mich zu Euch her
Mir ward in der Hall' ums Herz so schwer.
Es trinkt drin Alles und schreit und lacht;
Will stillen mein Kind in der ruhigen Nacht.

Gefiel's Dir besser beim hellen Licht? —
Sey still, sey still, Du kleiner Wicht!
Die bösen Schotten kommen nicht,
Der schwarze Douglas frißt Dich nicht! —

Seht, Schildwach, was da im Busch sich regt,
Seht, wie sich's schleichend heranbewegt! —
„O! das macht uns kein Sorg' und Müh;
Das ist der Bauern verirrtes Vieh."

„He! Rundgesang und Becherklang!
Manns Leben ist eine Spanne lang!

Drum jauchzend Lieb und Wein erhebt!
Wer weiß, wer übers Jahr noch lebt!" —

Horcht, Schildwach, hat nicht das Thor geknarrt?
Seyd munter und wachsam auf Eurer Wart!
„Altenglands Fahne knarrt auf dem Thurm,
'S giebt noch die Nacht Gewitter und Sturm!"

„Halloh, halloh! trinkt aus, schenkt ein!
Noch schläft der Schotte, noch fließt der Wein!
Auf! feiert jubelnd aus voller Brust
Die kurze Ruhe! die rasche Lust!"

Hört! — in der Halle welch Stimmengewirr!
Ha! Schildwach, ist das nicht Schwertgeklirr?
„Die Trunk'nen schreien, was jeder will. —
Nun Gott sey Dank! — 's wird endlich still!" —

Ob meinen Jungen 'ne Mücke sticht?
So sey doch still, Du kleiner Wicht!
So sey nur ruhig: er holt Dich nicht;
Der schwarze Douglas frißt Dich nicht! —

„„ — Douglas ist hier! — Weib fürcht' Dich nicht!
Du sagst es ja: ich freß' Euch nicht. —
Die in der Halle schlug' ich todt.
Doch Ihr sollt leben — behüt' Euch Gott!""

E. A. v. Mühlbach.

Der Spanier.

(Beschluß.)

Der Schuß allarmirte die Janitscharen; mit wildem Angriffsruf rannten sie vorwärts; jeder hatte seine Muskete auf den Rücken geworfen und zückte die scharfe Klinge. Ueber einen Verhau kletterten sie behende, und rissen mit Riesenkraft einige Pallisaden nieder — da mit Kartätschen hagelt es aus der Redoute, Schuß fiel auf Schuß, und der Türkenschwarm wurde auseinandergerissen. Einzeln kamen die Flüchtigen nach Belgrad zurück; mit ihnen zwei Albaneser, welche den schwer verwundeten Hassan im Gesträuch gefunden, und auf ihre Schultern gehoben hatten. Am Festungsthor war ein Gedränge, Jezzet Ali Pascha rückte mit seinen Reitern siegreich in die Stadt, triumphirte mit eroberten Geschützen und gefangenen Oestreichern. Die Letzteren waren umzingelt von den Siegern und erwarteten schweigend den Tod; denn mit wilden Geberden ihre Säbel erhebend, zählten die Muselmänner schon im Voraus jeden Dukaten, welchen ihnen der abgehauene Kopf eines Christen einbringen mußte. Hassan, der Uniformen Dünewald'scher Kürassiers erkannte, wendete sich ab; doch immer wieder blickte er hin auf die ehemaligen Waffengefährten, und in das Gemüth des erschütterten Mannes kam die Ahnung, er werde auch Ferdinand von Aschenberg hier wieder sehen. Und also geschah es. Der Jüngling schritt ernst und gefaßt bei den Mitgefangenen, seine Heldenseele hatte nicht gebeugt werden können durch das Mißgeschick, und furchtlos blickten seine Augen auf die mordlustigen Türken.

„Aschenberg!" — wimmerte der Verwundete, und machte einen ohnmächtigen Versuch, sich von der Bank aufzurichten, wohin die Albaneser ihn getragen. Der Gefangene erkannte den ehemaligen Rittmeister, und sein Gesicht glühte in des Zornes Röthe. „Pfui über den ehrlosen Buben, der seinen Fahnen-Eid brechen und mit unerhörter Arglist ein schwaches Weib ins Verderben stürzen konnte!" — rief er, und schritt mit edlem Stolze vorüber. — „Eleonore lebt!" — ächzte Jener. — „Wo? wo?" fragte der Jüngling heftig, und stand einen Augenblick, die Antwort zu erwarten; aber ihn stieß ein Türke unwillig fort.

Rasch ließ Hassan sich dem Zuge nachtragen, und kam noch zur rechten Zeit nach der Citadelle. Um die Verwundung seines Bruders zu rächen, hatte Jezzet Ali Pascha bereits die Dünewald'schen niedermetzeln lassen, und Ferdinand von Aschenberg nur deßhalb aufgespart, um das kannibalische Schauspiel mit dem Tode eines heldenmüthigen Offiziers würdig beschließen zu können. Jetzt flehte Hassan um das Leben dieses Gefangenen, und seine Bitte ward nach einigem Wortwechsel endlich doch von dem Bruder gewährt.

Finster schaute Ferdinand auf seinen Retter. „Ich will nicht!" — trotzte er. — „Komm, in Eleonorens Namen beschwör' ich Dich, komm zu Ihr!" — bat Hassan. Noch zögerte der Jüngling einen Moment, dann stürzte er den Albanesen nach, welche ihren Herrn in die nahstehende Wohnung getragen.

Jammernd kniete Eleonore an dem Lager ihres Gatten, dessen Zustand durch Anstrengung, Blutverlust und heftige Gemüthsbewegung äußerst bedenklich geworden. Des Bruders durchaus unerwartetes Erscheinen zerstreute und tröstete die unglückliche Frau nicht, nur ein einziger Gedanke

beschäftigte ihre ganze Seele, und marterte den Busen mit unsäglicher Angst.

So verging der Tag und auch die folgende Nacht. Da, am frühen Morgen des 16. August donnerte die Schlacht bei Belgrad, und die erschrockne Erde bebte. Auf die Wälle eilte die Garnison, machte Miene hinaus zu dringen in's offne Feld; doch ein starkes Oestreichisches Corps hielt sie im Zaum, und der vor Wuth schäumende Jezzet Ali Pascha mußte von seinen hohen Festungswerken herab es schauen, wie Prinz Eugens Kriegskunst des Großveziers Heer überwältigte, und den Siegern auch das feste Lager zur Beute ward. Solch ein Ausgang der Schlacht kam den Bewohnern Belgrad's völlig unerwartet, und machte sie vollkommen muthlos. An Vertheidigung der Festung dachte Niemand mehr, die Bürger mit ihren Familien, die Soldaten mit Sack und Pack flohen in ganzen Schaaren, und vergeblich rasete der Pascha. Man zwang ihn zu capituliren.

Wehmüthig nahm er Abschied von dem Bruder. Als die Oestreicher mit klingendem Spiel nach Belgrad rückten, hauchte Hassan in den Armen seiner trostlosen Gattin die Seele aus. Ferdinand von Aschenberg war mit dem Sterbenden versöhnt, und drückte ihm jetzt die Augen zu. Auch Lutz wischte eine Thräne von der grauen Wimper, als er in das Sterbezimmer gekommen; er kniete neben der Leiche nieder, betete still, und wünschte ewigen Frieden für die Seele des Mannes, den er im Leben grimmig gehaßt.

Niemals erfuhr Eleonore, wer ihren Gemahl tödlich verwundet; der alte Corporal behielt ihr ganzes Vertrauen, und führte sie glücklich zu ihrem Vater nach Wien zurück.

---

* Erwiderung

In einer Beilage zu Nro. 82 des Bgfrds. wird dem Publico von einem Freunde der Zunftverfassungen eine Abhandlung über die Folgen der Gewerbsfreiheit vorgelegt. Welche Gründe bewegen den Verfasser dazu, gerade jetzt, wo die Zünfte doch bei uns noch ihr volles Ansehn behaupten? Will er den Kampf über diese Angelegenheit erneuern, so nehme er Folgendes als neue Erwiderung hin:

Man sieht beim ersten Ueberblick, daß der Verfasser, ungeachtet seiner vielen Hinweisungen auf Erfahrung und seines Bedauerns des oft verkehrten Standpunctes der Beurtheilenden, über eine Sache schreibt, deren Grundwesen ihm selbst so sehr unbekannt ist, oder deren beabsichtigte Beschönigung ihn in eine solche Verlegenheit versetzt, daß er eine ganze wichtige Seite des zu prüfenden Gegenstandes durchaus unberührt läßt, und die zweite so allgemein und unbestimmt ausmalt, und zugleich so unrichtig, daß die angeführten Beweise eben so gut auf das entgegengesetzte Object zu beziehen sind.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen sagt der Verfasser, daß es schon in den Zeiten, wo es die Obrigkeiten für klug hielten, für Nichtüberfüllung der Gewerbe zu wachen, große Künstler und Meister in allen Fächern gegeben habe; daß die damaligen Künstler und Professionisten aus der Zunftverfassung hervorgegangen seyen; und daß also Gewerbsfreiheit zur Ausbildung der Künste keinesweges nothwendig sey. Dieser Satz ist durchaus unrichtig: 1) führt der Verfasser als zünftige Gewerbe Malerei und Bildhauerkunst an; diese Unwissenheit ist groß; kennt er die freien Künste nicht, die keinen Zwang leiden, sondern aus dem Innern des Menschen selbst hervorgehn? 2) spricht er von großen

Meistern aus der Zeit der Zunftverfassungen, also aus dem Mittelalter etwa; es nimmt Wunder, daß er hier die sonst so reichlich angeführten Beweise und Zeitungsnachrichten fehlen läßt; es hat freilich geschickte Arbeiter zu allen Zeiten gegeben, aber am wenigsten wahrlich damals. Um nur von den gerade von ihm angeführten Goldschmieden zu reden, fragen wir: wer wagt es, bis auf einige Ausnahmen die Machwerke der damals Lebenden den Arbeiten der jetzigen Fabriken gleichzustellen? sollte man nicht eher bedauern, daß edle Metalle so vergeudet wurden? und würde dieß Gewerbe ohne die bei einer freiern Geschäftsbewegung verfertigten und zu uns gekommenen Producte nicht noch immer den alten Schlendrian fortgehen? Um endlich ihm eine dritte verkehrte Ansicht zu zeigen, fragen wir ihn noch: in welcher Zeit lebten denn die zu seinem Zwecke angeführten großen Meister der Bildhauerei und der andern Künste? in der Zeit, wo Amtsrollen verliehen wurden? Hier verweisen wir den belesenen Verfasser auf Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums; daraus lerne er, daß Freiheit die Künste hob, daß nur in dieser jeder Künstler auf eigenem Wege zu dem hohen Ziele gelangen konnte, wie im alten Griechenland, und daß bei einer gezwungenen und gewissermaßen zünftigen Betreibung der Künste nur gezwungene Werke zum Vorschein kamen, wie in Aegypten.

Jedoch sich an solche Sinnfehler nicht kehrend, oder vielleicht unschuldiger Weise wegen des Standpunctes in der „Tiefe und in den untern Regionen" in dieselben gerathen, fährt der Verfasser zuerst ganz richtig fort: daß Arbeitsverdienst und Absatz die Gewerbsthätigkeit beleben, daß nicht Gewerbsbefugnisse, sondern das Bedürfniß der Consumenten Arbeiten und Absatz vermehren, und daß je größer die Zahl der in den Verdienst sich Theilenden, auch desto härter der Kampf, sich gegenseitig zu verdrängen, sey. Dann behauptet er, dieser Wettkampf der Gewerbsleute könne nur auf Wohlfeilheit, also Verschlechterung, hinausgehen, da der größte Theil des Publicums seine Wahl nicht nach der Qualität zu bestimmen gewohnt sey, sondern an Zahlen klebe. Nun fragen wir ihn: ist denn das bei einer Zunftverfassung anders? sind denn alle Amtsmeister, wie er später auch selbst ihnen abspricht, aufrichtig genug, nach Einem Preise zu verkaufen, um den Käufern nur gute Arbeiten liefern zu dürfen? Hat ihn denn hier seine Erfahrung nicht belehrt, daß so gut beim Zunftwesen als bei Gewerbsfreiheit der Hauptabsatz immer in den Händen solcher Einzelner ist, die ihr Geschäft ins Große treiben, und daß der größte Theil der Meister, wofern ihnen der Ruf fehlt, welcher sowohl auf Billigkeit als auf gute Arbeit gegründet ist, dennoch zurücksteht, trotz aller Zunftgerechtsame? und bei welchen Arbeiten kann man mehr über schlechte Ausführung klagen, bei den in Gewerbsfreiheit Verfertigten, oder bei den von zünftigen Meistern zum Vorschein Kommenden? bei den durch fabrikmäßige Verfertigungsart zur höchsten Sauberkeit Gelangten, oder bei den aus zünftigen Werkstätten Hervorgehenden? deren Verfertiger nur zu oft durch unnützen Zunftzwang z. B. durch unnöthiges Reisen und mühsam zu erlernende Meisterstücke in ihrer Ausbildung gehemmt wurden.

Nach einigen wenig sagenden Bemerkungen kommt der Verfasser nun auf einen, seiner Meinung nach vielleicht schlagenden Beweis für die nothwendige Beibehaltung der Zünfte: er hält ihre Aufhebung für ungerecht, nennt die Amtsgerechtsame durch Einkäufe, Heirathen oder sonst erlangte förmliche Rechtsbesitze der Inhaber, und zeigt ihren dem Besitzer als solchen gewährenden

Nutzen. Hier müssen wir ihn doch einmal auf die Ungerechtigkeit der Zünfte aufmerksam machen, woran ihm in seinem ganzen Aufsatz kein Gedanke in den verkehrten Sinn gekommen zu seyn scheint. Müssen denn die durch den Zunftzwang Ausgeschlossenen nicht auch gefragt werden? haben sie nicht eben sowohl ein Widerspruchsrecht? ist Gewerbsfreiheit mehr als eine natürliche Folge der Lebensfreiheit? und ist der Zunftzwang nicht unverzeihlicher Eingriff in die natürlichen Rechte der Menschen? —

Dem vom Verfasser als eine Folge der Gewerbsfreiheit angesehenen zu frühen Verheirathen der Gesellen wäre doch wohl durch, ein mehr als Zunftgerechtsame, auf Billigkeit gegründetes Gesetz zu steuern, und die bei den Aemtern anzutreffenden Wittwenkassen und sonstigen Begünstigungen der Meisterswittwen wären doch wohl auch ohne die übrigen Zunftgesetze gedenkbar.

Nun legt der Verfasser den Lesern die in mehreren Nachrichten aus Berlin geschilderte, als Folge der Gewerbsfreiheit in jener Stadt entstandene Noth ans Herz. Er führt an: „es sey „zwar Jedem überlassen, Nahrung zu suchen, „wo er sie zu finden glaube, allein Tausende „hätten gesucht und gesucht und nicht gefunden, „und andere Tausende sie nur auf den Trümmern „des Wohlstandes von Zehntausend redlichen Mit„bürgern begründen können." Hier treten wir abermals fragend gegen ihn auf: Können denn die Zunftgesetze Tausende Nahrung suchender Individuen hinwegschaffen? und sind die von Gewerbsfreiheit Ausgeschlossenen, Unterkommen Suchenden nicht eben so unglücklich als Jene? Man kann z. B. aus Hamburg erfahren, daß daselbst außer den zünftigen Meistern eine bei weitem größere Anzahl sogenannter Heimlichen nur durch äußerst billiges Arbeiten für jene im größten Elende ihr Leben fristet.

Dann wieder aus Berlin: „Daß die Zahl „der Selbstmorde dort auf eine schreckbare Weise „zugenommen habe, als Folge einer zunehmenden „Theurung und des Mangels an Erwerb." Zu des Verfasser Zwecke dienlicher würde hier stehen müssen: „als Folge der überhandnehmenden Menge Nahrung Suchender." Welch ein Unsinn! Ist nicht ein Jeder gezwungen, Nahrung zu suchen? Ja, wenn der Verfasser diesen Unglücklichen andere Mittel anweisen könnte, zu Brod zu gelangen, als durch ein Gewerbe. — Doch um solche Fragen sich zu bekümmern, ist seine Sache nicht.

Als eine nothwendige Folge dieser Noth und also seiner Meinung nach der Gewerbsfreiheit führt er auch noch die gränzenlose Ausschweifung und Sittenlosigkeit in einer solchen Stadt an. Wer sind denn aber die meisten dieser Ausschweifenden, die ansäßigen Gewerbsleute, oder die durch Zunftzwang von der Heimath entfernt Gehaltenen und Umherirrenden? —

Dann muß der Verfasser auch noch die Zeiten näher bestimmen, wo unsere Vorfahren ihrer Wohlhabenheit wegen fromme Stiftungen begründeten; wir halten dafür, daß eher ihr frommer christlicher Sinn es war, welcher sie dazu aufmunterte.

Jedoch wir wollen den Verfasser nicht länger mit Fragen quälen, da die Schuld wohl weniger an ihm, als an dem zur Vertheidigung übernommenen Gegenstande liegt; denn die Thorheit ist zu groß, noch immer einer Furcht entgegenarbeiten zu wollen, daß die Zahl der in einen Erwerbszweig sich Theilenden zu groß werden möchte, welche Furcht schon älter ist, als die Aemter selbst und sie allein begründete. Nur kann man es nicht begreifen, wie es möglich war, einen solchen

Aufsatz dem Publiko vorzulegen; der Einsender desselben ist vielleicht gewohnt, alle Einwendungen der durch Zunftwesen Bedrückten nach Art seiner Zunftgenossen mit einem kalten: „Was geht mich das an, da siehe du zu!" für abgemacht anzusehen. Aber es ist ein Glück, daß die Obrigkeit einen auf solche Art abgefertigten Amtscandidaten nicht ebenfalls mit Gründen abweisen kann, welche doch am Ende nur darauf hinausgehn: „Dein ganzes Unglück rührt daher, daß du überhaupt da bist; denn dich von deinem erlernten Geschäfte ernähren, darfst du von Amtswegen, stehlen von Policeiwegen nicht, und das Hungern ist dir ebenfalls von Natur verboten."

Diese auf Menschenrecht gegründeten Behauptungen machen es den Obrigkeiten zur Pflicht, dem Amtswesen, wenn es auch nicht gerathen wäre, der verkehrten Ansichten vieler seiner Genossen wegen, es plötzlich mit einer vernünftigen Gewerbsfreiheit zu vertauschen, doch wenigstens in soweit Einhalt zu thun, daß es sich nicht dem aufkommenden und damit nicht zu vereinenden Gewerbsfleiße geradezu entgegenstellt.

Dem Verfasser aber geben wir schließlich den wohlgemeinten Rath, sollte er einmal wieder etwas schreiben wollen, vielleicht, um einige obiger vielen unbeantwortet gelassenen Fragen zu lösen, vorher besser zu prüfen und dann erst der öffentlichen Meinung zu übergeben. Vor Allem aber möge er bedenken, wie viele durch das Zunftwesen Beeinträchtigte er reizt, wenn er von der Ungerechtigkeit spricht, die Freiheit sich von ihrem Geschäfte zu ernähren, auch ihnen zu verleihen. Sollte er aber dennoch fortzufahren Lust haben, wäre zu wünschen, wenn er seines eigenen verkehrten Standpunktes besser eingedenk wäre.

---

* Gefunden, doch kein Fund.

Auf einem Papier, worin Seife gewickelt war, stand Folgendes: Die Kunst Jemand zu malen, den man nicht kennet, und von dem man keine Abbildung hat; gleichviel, er lebe oder sey todt.

Man nehme $\frac{1}{8}$ Loth Assa foetida $\frac{1}{2}$ Loth Knoblauch und das Gelbe von vier gekochten Eiern, hacke und stoße Alles fein, und schmiere es auf Weisbrod.

Dieses Brod esse man vor den Schlafenlegen, und binde um den großen linken Zehen den Namen deß- oder derjenigen, welche man malen will oder soll; die Schrift nach Innen. Im Traum erscheint alsdann die verlangte Person, und prägt sich der Phantasie so stark ein, daß man ohne Mühe des andern Tages ein sprechend ähnliches Bild machen kann.

Da man sich jetzt darauf zu legen scheint, Porträte von Leuten, die man nicht kennt, zu machen, so glauben wir obiges Rezept könnte von Nutzen seyn.

Neue Heilart der Hydrophobie (Hundswuth).

In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris ward eine ausführliche Abhandlung des Dr. Buisson vorgelesen, worin derselbe aus der an mehr als vierzig Kranken und an sich selbst gemachten Erfahrung folgendes Mittel gegen die fürchterliche Krankheit der Hundswuth als vollkommen erfolgreich anzeigt:

Ist jemand von einem tollen Hunde gebissen worden, so muß er sieben russische Dampfbäder (eins auf den Tag) 40 — 50 Grad Wärme nehmen; dann muß der Kranke 40 Tage lang, jedoch nur die Nacht über, schwitzen, weßhalb man ihn nackt in eine wollene Decke hüllt und ihn mit einer Matratze oder einem Federbette zudeckt. Um

die Transpiration zu befördern, läßt man den Kranken häufig während des Essens einen heißen Decoct von Sassaparille trinken, nach dem Essen aber warmes Wasser, auch muß er sich sehr viel Bewegung machen. Eine weitere Diät ist nicht nöthig. Dieß zur Verwahrung vor dem Ausbruche der Krankheit; ist dieser aber erfolgt, so muß der Kranke augenblicklich ein warmes Bad von 30 Grad Reaumur nehmen, das man dann bis auf 50 Grad langsam nachhitzt. Auch räth der Dr. Buisson, den Kranken bis zu seiner Genesung sorgfältig auf seinem Zimmer zu behalten.

H.

Bunte Steine.

Was in Europa zum Fluche wird, wird in Nordamerika zum Segen. — Wie, ein Volk von Proletariern und Ackerbauern ist weiter in der Erkenntniß des rechten und Guten, als das auf Cultur und Gesetze sich brüstende Europa, es ist vernünftiger, als die Welt und Schulgelehrten der alten Welt! Es hat den Zweck des Lebens begriffen, und erfüllt ihn im Genusse des innigsten Menschenverstandes, auf der Bahn wahrhaft religiöser Einsicht, im Rechtszustande, Friede, Ruhe und Ordnung. Es lebt der Bestimmung seines Daseyns, vernünftig und gottgefällig! — Und das in Unrecht herumtaumelnde Europa, kann es denn niemals zur Erkenntniß des wahren Guten und Rechten gelangen? O Schande über alle eure Rechtsgelehrte, Schande über diese Gefühl- und Rechtlosen!

Der gefährlichste Ackersmann, deß Pflugschar Niemand entrinnt, ist die Zeit, denn sie zieht unvertilgbare Furchen auf Stirn und Wangen. Eben so gefährlich sind ihre Ackerknechte: die Sorge, der Kummer, der Aerger ꝛc.

Miscelle.

Herr Stévenard, Uhrmacher in Boulogne-sur-Mer, hat kürzlich einen der merkwürdigsten Automaten vollendet, die man noch je gesehen hat. Auf einem mit mannichfachem Schnitzwerk verzierten Sockel von Palixander- oder Veilchenholz ruht ein mit sehr reich, obschon einfach ausgearbeiten gewundenen Verzierungen und Akanthusblättern geschmücktes Fußgestell von matt versilberter Bronze, auf dessen Fläche der türkisch gekleidete und ungefähr sechs Zoll hohe Automat auf einem Sopha sitzt. Vor ihm steht ein kleiner Tisch von vergoldeter Bronze, dessen Verzierungen einen Teppich bezeichnen, und zu seiner Rechten ein Gueridon, auf dem drei Becher nebst einer Art hohler Trommel von größerm Umfang als die Becher liegen. Der innere Mechanismus spielt nun zuvörderst eine Ouverture, bei der man die Wahl hat, ob man die von Moses, Tankred oder dem Barbier von Sevilla hören will; kaum ist sie geendet, so erhebt sich der Automat und grüßt die Zuschauer dreimal, wie Taschenspieler gewöhnlich zu thun pflegen. Hierauf ergreift er zwei von den Bechern, und führt nun das bekannte Becherspiel mit drei kleinen silbernen Kugeln aus, die er nach und nach unter beide Becher bringt, und sie endlich unter einen in der Mitte des Tisches Stehenden vereinigt. Dann stellt er seine Becher an ihre Stelle, und nun kommt die Trommel herab, die er dreimal schlägt, worauf sie sich aufhebt und eine kleine Tänzerin sehen läßt, die vorn auf dem Tisch unter Musikbegleitung des Mechanismus einen Tanz ausführt. Die Trommel senkt sich dann wieder herab, und wenn sie sich abermals aufhebt, ist die Tänzerin verschwunden. Der Automat, der während des Tanzes nicht aufhört, durch Kopf- und Körperbewegung seinen Beifall auszudrücken, ergreift nun den

dritten Becher, den er bis jetzt noch nicht berührte, stellt ihn in die Mitte des Tisches, und hebt ihn bald wieder auf, um ein silbernes Ei sehen zu lassen. Ein neues Wunder überrascht jetzt den Zuschauer, aus diesem Ei kriecht ein herrlicher buntfarbiger Vogel von unglaublicher Kleinheit hervor, hüpft auf das Ei, schlägt, über seine Befreiung höchst erfreut scheinend, auf die den Vögeln eigene Weise, mit der sie ihr Vergnügen auszudrücken pflegen, mit den Flügeln, dreht den Kopf und singt ein Liedchen. Der Automat bedeckt ihn dann wieder und Alles verschwindet; hierauf stellt er langsam seinen Becher bei Seite, grüßt die Zuschauer und setzt sich wieder. Ein zweites Musikstück schließt das Schauspiel. Dieses Meisterstück, zu dessen Vollendung der Verfertiger 5 Jahre brauchte, ist um 300,000 Franken verkauft worden.

---

* Neue Kinderschrift.

Allen Eltern, die ihren Kindern ein angemessenes Weihnachtsbüchlein schenken wollen, ist mit gutem Gewissen zu empfehlen, ein kleines, in Oldenburg bei Schulze erschienenes und in Bremen bei Heyse vorräthiges Werk, unter dem Titel: „Der Weihnachtsabend", von der wohlbekannten Schriftstellerin Charlotte Starke. Es ist gefällig ausgestattet und kostet 18 Grote. Das Büchlein ist der Großherzogin von Oldenburg zugeeignet, und soll von J. K. Hoheit, in gewohnter Milde, huldvoll aufgenommen seyn; möchte es auch hier Freunde finden! H.

Correspondenz-Nachricht

vom 20. September 1833 aus Hamburg.

(Abendzeitung.)

Unsere Befürchtung, daß einer der vielen Dunkelmänner Böckel's Stelle als Haupt-Pastor an der Jacobi-Kirche einnehmen möchte, ist Gott Lob! ohne Grund gewesen. Man scheint in diesem Kirchspiel das Licht zu lieben und hat deshalb den Herrn Doktor Schmalz aus Dresden zu dieser Würde berufen. Wenn der Ruf nicht trügt, so wird dieser Mann würdig die Kanzel besteigen, auf welcher Klefecker und Böckel so trefflich das Licht des wahren evangelischen Glaubens leuchten ließen, und der jesuitischen Versinsterungssucht einen festen Damm entgegenstellten. Unglaublich ist es, wie jene Frömmler kein Mittel unversucht lassen, die Unmündigen an Geist in ihr Netz zu ziehen. So werden z. B. den Bauern, welche Butter und andere Lebensmittel zur Stadt bringen, regelmäßig von den sinnlosen Tractätchen in die Hand gesteckt; doch jener Menschenschlag ist zu gesund in seinem Verstande, erkennt den Vogel an seinem Gesange und wickelt in jenes heillose Papier — Butterbrod.

Eben so unerhört sind die Predigten mehrerer Anhänger des Mysticismus, welche sich in einigen Kirchen der Mittagpredigten bemächtigt haben und dann das ungereimteste Zeug von der Kanzel herabreden. Ein Freund von uns hat uns mehrere Auszüge, die er nachgeschrieben, mitgetheilt, und wir sind vielleicht gesonnen, einem unserer nächsten Berichte einige Pröbchen davon einzuverleiben.

Ein anderer Unfug bei uns ist leider die übertriebene große Zahl der Straßenmusikanten, welchen wir jedoch in der Hinsicht den Vorzug vor den Mystikern geben möchten, weil sie doch bisweilen durch ihre munteren Melodien, ein Herz zur Fröhlichkeit stimmen, während Jene durch ihre finsteren Drohungen mit Tod, Hölle und jüngstem Gericht (das Fegefeuer wird auch gewiß nicht lange mehr ausbleiben) dem Menschen alle Lebensfreudigkeit zu rauben streben. Sonst aber gehört es zu dem Schrecklichsten, was einem schreibenden Geschäftsmann, wie viel mehr noch einem Schriftsteller, wiederfahren kann, wenn unter seinem Fenster eine Musikbande die andere ablöst, und endlich noch ein paar wetteifernde Drehorgeln ihn vollends zur Verzweiflung bringen. Da diese Leute der Polizei eine Abgabe bezahlen, so müssen wir uns diese unangenehmen Störungen schon gefallen lassen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 56.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 85.

Bremen, Donnerstag den 24. October 1833.

Gestorben:

Den 11. October. Des Arb. Johann Heinrich Christoph Fienemann Tochter, 11 Monat; Rolandstraße Nro. 10.

Den 12. — Des Schuhmachers Heinr. Christ. Schultze Sohn, 1 Jahr 4 Mt.; Uthbremerstraße Nro. 4.

Den 12. — Der Tischlergesell Carl Wilhelm Jürgensen, 24 Jahr; Pelzerstraße Nro. 5.

Den 13. — Des Arb. Joh. Siemers Sohn, 6 Monat; Hastedt Nro. 3.

Den 13. — Der Arb. Johann Schröder, 73 Jahr; hinterm Doventhorswall Nro. 4.

Den 14. — Des Kaufmanns Joh. Christian Luderius Diedrich Drost Tochter, (todtgeb.); Langenstraße Nro. 15.

Den 14. — Des Branntweinbrenners Joh. Friedr. Drögemeyer Sohn, 9¼ Jahr; Westerstraße Nro. 46.

Den 14. — Des Schneidermeisters Hermann Conrad Daniel Beuß Sohn, 8 Wochen; Laufstraße Nro. 3.

Den 15. Oct. Des Holzhändlers Heinr. Schumann Sohn, 2½ Jahr; am Deich N. 61.

Den 15. — Der Schmiedemeister und Thierarzt Gerhard Rabba, 73 Jahr; Osterthorstraße Nro. 12.

Den 15. — Der Grobbäcker Franz Hinrich Ebmeyer, 27 Jahr; kl. Rosenstr. Nro. 16.

Den 16. — Der Arb. Herm. Hesse, 65 Jahr; Grafenstraße Nro. 10.

Den 17. — Des Weißbäckers Johann Adam Piel Wittwe, geb. Rolfs, 75 Jahr; Ellhornstraße Nro. 16.

Den 18. — Der Waarenmäkler Franz Wilh. Thorbecke, 51 Jahr; Laufstraße Nro. 7.

Den 18. — Des Sperr-Einnehmers Heinrich Meyerdirks Tochter, (todtgeb.); Kirchenstr. Nro. 26 (Neustadt.)

Den 18. — Der Mobilienhändler Joh. Groh, 36 Jahr; Spitzenkiel Nro. 3.

Gebuurten:

Den 11. October. Des Arb. Gevert Nicolaus Schomacker Ehefr., geb. Hartwig, Hanewinkels-Gang N. 3; von einem Mädchen.

Den 12. — Des Detaillisten Gerhard Hinrich Meier Ehefr., geb. Precht, Grützmacherstr. Nro. 12; von einem Knaben.

Den 12. — Des Reepschlägers Abraham Gottlieb Schier Ehefr., geb. Strupel, Schwenestraße Nro. 15; von einem Knaben.

Den 13. — Des Garnhändlers Johann Heinr. Dunkacke Ehefr., geb. Tramm, Osterthoswallstraße Nro. 21; von Zwillings-Töcht.

Den 13. — Des Aufladers Hermann Henrich Lürßen Ehefrau, geborne Schrör, Hülsberg Nro. 29; von einem Knaben.

Den 13. — Des Sattlergesellen Christoph Müller Ehefr., geb. Kehrmann, Grafenstr. Nro. 43; von einem Mädchen.

Den 13. Octob. Des Schneidermeisters August Carl Fischer Ehefrau, geborne Neddermann, Burgstraße Nro. 2; v. e. Mädchen.

Den 13. — Des Färbers Theod. Meyer Ehefr., geb. Waldvogel, a. d. Viehweide N. 23 A; von einem Knaben.

Den 13. — Des Kahnschiffers Joh. Friedrich Sprathoff Ehefr., geb. Gärtjen, Muggenburg Nro. 2; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Arb. Diedr. Wilhelm Bode Ehefr., geb. Thomsen, Abbenthorswallstr. Nro. 25; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Tabacksfabrikanten Franz Christ. Ludwig Buchhorn Ehefr., geborne Cordes, Weerder N. 41; v. e. Mädchen.

Den 13. — Des Federposenfabrikanten Diedr. Meyer Ehefr., geb. Becker, gr. Sortillenstraße Nro. 15; von einem Knaben.

Den 13. October. Des Kohlhökers Herm. Segelken Ehefrau, geb. Poppe, Düsternstraße Nro. 78; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Dr. juris und Obergerichts-Advokaten Fr. Leopold Voget Ehefr., geb. Lampe, Martinistr. N. 14; v. e. Mädchen.

Den 14. — Des Kaufmanns Joh. Christ. Luderius Diedr. Drost Ehefr., geb. Hillern, Langenstr. Nro. 15; von einem todten Mädchen.

Den 14. — Des Schiffscapitains Ludwig Lappenberg Ehefr., geb. Rathjen, am Bollwerk; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Mäklergehülfen Georg Cassebohm Ehefrau geb. Ehlers, Molkenstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Arb. Herm. Hesse Ehefrau, geb. Behrens, Grafenstraße Nro. 15; von von einem Mädchen.

Den 14. — Des Kohlhökers Friedrich Focke Ehefr., geb. Bormann, Düsternstr. N. 41; von einem Knaben.

Den 15. — Des Schuhmachers Cord Heinrich Duensing Ehefr., geb. Schnadhorst, Oelmühlenstr. Nro. 27; von einem Knaben.

Den 15. — Des Cigarrenmachers Joh. Feddersen Ehefr., geb. Bielefeld, in der Wisch Nro. 2 C; von einem Mädchen.

Den 15. October. Des Schmiedeamtsmeisters Joh. Gotthelf Schultze Ehefr., geb. Meyer, Buchtstraße Nro. 32; von einem Mädchen.

Den 16. — Des Färbers Hinrich Schröder Ehefr., geb. Hüpohl, Heerdenthorssteinweg Nro. 26; von einem Knaben.

Den 16. — Des Tischlers Friedrich Wendel Ehefr., geb. Zincken, Paulsberg Nro. 48; von einem Knaben.

Den 16. — Des Arb. Joh. Hinrich Knippelmeyer Ehefr., geb. Koppelmeyer, Grafenstraße Nro. 31; von einem Knaben.

Den 16. — Des Schuhmachers Wilhelm Ernst Dretmann Ehefr., geborne Corßen, Degen-Gang Nro. 9; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Arb. Herm. Imhoff Ehefr., geb. Ernst, Hohethorstraße Nro. 27; von einem Mädchen.

Den 17. — Des Hökers Joh. Georg Deisterberg Ehefr., geborne Schulze, Faulenstraße Nro. 21; von einem Knaben.

Den 18. — Des Schuhmachermeisters Johann Traue Ehefr., geb. Binnewies, Marterburg Nro. 37; von einem Knaben.

Den 18. — Des Sperr-Einnehmers Heinrich Meyerdirks Ehefr., geb. Peyers, Kirchenstraße N. 26 (Neustadt); v. e. todten M.

Proclamirt sind:

Der Goldschmidt zu Diepholz Wilh. Joachim August Harder und Dorothea Elisabeth Küster hieselbst.

Der Cigarrenmacher Johann Adam Thiel hies. und Maria Margar. Elisabeth Straus aus Ottersberg.

Der Schenkwirth Joh. Peter August Marbes und Anna Dorothea Elisabeth Suck hies.

Der Mäklergehülfe Albrecht Ebeling am Buntenthorssteinweg und Metta Adelh. Warneken hieselbst.

Der Schuhmacheramtsmeister Johann Wilhelm Ehlert Hüncke hieselbst und Anna Henriette Wilhelmine Rohlffs aus Berne, Herzogthums Oldenburg.

Der Arb. Ernst Henrich Steinmeyer hieselbst und Anna Margaretha Ihlbrock, genannt Schmidt, aus Dickel, Amts Diepholz.

Der Landmann Joh. Hermann Runge zu Holle, Königl. Hannövr. Amts Hoya, und Rebecca Margar. Gübert zu Martfeld, Amts Hoya, welche allhier gedient.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 86.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 27. October 1833.

Immer noch stimmet dir Phöbus, edler Sänger, die Leyer!
Ferne noch sey dir das Ziel, reich noch dein Mund an Gesang. Daoves.

* Phöbus treue Liebe.

Scheuchet die lächelnden Musen des Sängers bleichendes Haupthaar?
Liebt die Jünglings-Gestalt einzig der Jüngling Apoll?
Ist mit dem Lenz sie dahin, des Gesanges göttliche Gabe?
Tönet die Leyer nicht mehr, rührt sie des Aelteren Hand?
Nein, mag an Reizen der Jugend allein sich weiden Cythere,
Ihren Tithonus, ergraut, fliehn, die den Jüngling erkor:
Geistesblüthe nur wahrt dem Apollo die ewige Jugend;
Sie nur liebet der Gott, schützt sie den Seinen so treu.
Blüht dir geistige Jugend; so mag dein Haar sich verfärben,
Bleichen die Wang' und der Mund, schwinden dem Arme die Kraft —
Immer noch liebet dich Phöbus, und stimmet dem Sänger die Leyer,
Nahet er hoffend dem Ziel, lächelnd zum Schwanengesang.

Weihe. G. F. Noeldeke.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

Unter obigem Titel wird General Dermoncourt in französischer und englischer Sprache, in Paris und London zugleich, ein Werk herausgeben, an dessen hohem Interesse sich nicht zweifeln läßt, da es nähere Aufschlüsse über die Schicksale einer Dame enthält, deren Abenteuer einen so höchst romantischen Anstrich gewonnen haben, daß man

Erzählungen längst vergangener Zeiten zu hören glaubt. Die Einleitung zu diesem Werk, aus dem englische Blätter die nachstehenden Auszüge mittheilen, enthält eine kurze historische Skizze von der Stellung Frankreichs gegen Europa und der Vendée gegen das übrige Frankreich, zu der Zeit, als die Herzogin es unternahm, sich in das Land zu wagen und den Wechselfällen eines Bürgerkriegs auszusetzen. Die ganz eigene Lage der Vendée, ihre alten bourbonischen Vorurtheile, nebst den sich widerstrebenden Interessen der neuen Eigenthümer, die liberalen Gesinnungen der konskribirten Soldaten und die erweiterten Aussichten und Interessen, eine Folge des durch die von Napoleon im Lande angelegten Straßen emporgekommenen Handels und Manufakturbetriebs, werden hier mit großer Treue geschildert. Im Jahre 1794 war das ganze Land nur von Herren und Dienern — Edelleuten und Pächtern — fast sämmtlich Bourbonisten, bewohnt; im Jahre 1832 aber waren die Käufer des Nationaleigenthums, die zurückgekehrten Konskribirten, die Kauf- und Handelsleute sämmtlich für die Revolution. Auf den Hauptstraßen, sagt der General, wo man mit dem, was in der Welt vorgeht, vertrauter ist, hegt das Volk liberale Gesinnungen; allein diese werden immer kälter, je weiter man sich zu beiden Seiten von den Straßen entfernt und in die weniger besuchten Gegenden des Landes kommt.

Der Verfasser ist der Meinung, daß die Regierung Ludwig Philipps im ersten Augenblick eben nicht ängstlich bemüht war, die Vendée zu beruhigen, denn die dortigen Unruhen waren ein willkommener Anlaß, um die Aufmerksamkeit des Publikums von der zaudernden auswärtigen Politik des Ministeriums abzulenken. Deßhalb wurde auch General Lamarque im Kommando durch General Bonnet ersetzt, und als dieser, eben so fest und entschlossen als sein Vorgänger, sich entschieden weigerte, den Instruktionen, die ihm Zaudern vorschrieben, Folge zu leisten, so kam er um seine Entlassung ein, und erhielt den General Solignac zum Nachfolger. Es wurde endlich hohe Zeit, den Aufstand niederzuschlagen, und nun erhielt General Dermoncourt den Befehl über die militärische Unterabtheilung zu Nantes.

Ich habe, sagt der Verfasser, stets von mir selbst eben so freimüthig gesprochen als von Andern, und kann daher sagen, daß meine Anstellung ein Beweis war, daß die Minister mit den Insurgenten nicht länger gelinde zu verfahren gedachten. Vier und vierzig Dienstjahre in Europa, Asien und Afrika, die Riesenschlachten, die ich mitgefochten, und gegen welche die unserer Tage nur unbedeutend zu nennen sind, hatten mir eine gewisse Todesverachtung eingeflößt, und mein Degen ging leicht aus seiner Scheide. Ueberdieß waren meine Ungnade unter der Restauration, der thätige Antheil, den ich an der Verschwörung von Belfort genommen, wobei ich nahe daran war, meinen Kopf zu verlieren, und die Bereitwilligkeit, mit der ich der provisorischen Regierung im Julius 1830 meine Dienste anbot, ein sicheres Unterpfand des Eifers, mit dem ich gegen die Chouans ziehen würde.

Gegen Vendéer scheitert jede strategische Berechnung militärischer Kunst, und besonders solche Plane, die mit Rücksichtnahme auf freies Feld entworfen sind. Das Heer, dem man jeden Tag zu begegnen erwartet, verschwindet gleich dem Rauch, denn es hat auch in der That gar keinen Bestand. Ist ein Tag zu Ausführung eines Schlags bestimmt, so wird mit Tagesanbruch, oder auch während der Nacht, in dem zum Sammelplatz bestimmten Dorfe die Sturmglocke geläutet, und die benachbarten Dörfer erwidern das gegebene Zeichen auf gleiche Weise. Die Bauern

verlassen nun bei Nacht ihre Hütten, bei Tage den Pflug, nehmen die Flinte auf die Schulter, von der sie sich nur selten trennen, stecken Patronen in den Gürtel, binden das Schnupftuch um den breitgekrämpten Hut, der das sonnenverbrannte Gesicht beschattet, halten an der Kirche still, um ein kurzes Gebet zu sprechen, und strömen dann von allen Seiten dem gemeinschaftlichen Sammelplatze zu, begeistert von dem zweifachen Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit ihrer Sache. Dann kommen ihre Anführer, um sie von der Ursache des Aufgebotes zu unterrichten, und gilt es irgend eine patriotische Abtheilung anzugreifen, so bezeichnen sie die Straßen, auf der sie ziehen, und die Stunde, in der sie vorüberkommen wird. Haben nun Alle die ertheilten Nachweisungen vollkommen begriffen, so ertheilt ihnen der den Oberbefehl habende Anführer den Schlachtplan mit den Worten: „Jetzt zerstreut euch, brave Bursche!" Jeder Einzelne bricht nun nicht aus der Reihe, sondern aus der Gruppe heraus, schlägt vorsichtig und schweigend seinen eigenen Weg ein, und binnen Kurzem verbirgt jeder Baum, jeder Strauch, jeder Ginsterbusch zu beiden Seiten der Landstraße einen Bauer, der mit der Flinte in der einen Hand und mit der andern sich stützend, hier bewegungslos, kaum Athem holend, gleich einem wilden Thier zusammengekauert, auf der Lauer liegt.

Die patriotische Abtheilung rückt mittlerweile, beunruhigt durch den Gedanken an irgend eine verborgene Gefahr, gegen den Engpaß vor, voraus ihre Patrouillen, die, ohne etwas zu sehen, vorübergehen, und die man auch ungehindert ziehen läßt; kaum aber befindet die nachfolgende Kolonne sich in der Mitte des Passes, zwischen zwei Anhöhen, wie in einem ungeheuern Wagengleise eingezwängt, wo sie sich weder zur Rechten noch zur Linken ausbreiten kann, so wird an dem einen Ende ein Zeichen gegeben, das sich längs der ganzen Hinterhaltslinie wiederholt, um anzudeuten, daß sich jeder auf seinem Posten befinde, und dann ertönt eine menschliche Stimme, ein Ruf des Kriegs und des Todes. In einem Augenblick blitzt es nun hinter jedem Strauch, hinter jedem Ginsterbusch hervor, und ein Hagel von Kugeln streckt die Soldaten reihenweis zu Boden, ohne daß sie des Feindes, der sie mordet, ansichtig werden können. Todte und Verwundete liegen an der Straße auf einander gehäuft, und ist die Abtheilung nicht ganz in Unordnung gerathen, können die Stimmen der Offiziere das Feuer noch übertönen, sammeln die Truppen sich, um den Feind, der sie schlug, ohne sich zu zeigen, Mann gegen Mann, zu bekämpfen, erklimmen sie den Abhang gleich einem Glacis und erklettern die Hecken gleich Wällen, so haben die Bauern bereits Zeit gehabt, sich hinter einen zweiten Versteck zurückzuziehen, von wo aus sie ihr Feuer so mörderisch als zuvor fortsetzten. Würde auch diese zweite Hecke erstürmt, so bieten zehn, zwanzig, ja hundert ähnliche Verschanzungen dem mörderischen Hinterhalt nach und nach ähnliche Verstecke, denn das ganze Land ist zum Schutz seiner Bewohner, denen der mütterliche Boden überall Schutz und ihren Feinden ein Grab bietet, allenthalben auf gleiche Weise durchschnitten. Das eben Gesagte wird erklären, warum der Convent, der vierzehn von Königen und Prinzen angeführte Armeen überwand, die von wenigen Bauern in Gährung erhaltene Vendée nie beruhigen konnte, und warum Napoleon, der ganz Europa Gesetze vorschrieb, seinen Befehlen in drei Departements von Frankreich keine Achtung verschaffen konnte.

Ich sah nach meiner Ankunft auf meinem Posten sogleich, daß ein allgemeiner Aufstand vorbereitet war; ja die Luft selbst führte einen Kriegsgeruch mit sich, den ein alter Soldat aus

Instinkt kennt. — Da die Herzogin sich entschlossen hatte, ihre Familie zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, so erhielt sie von dem Erkönig einen aus Edinburgh datirten, an die Royalisten des Landes gerichteten Brief des Inhalts, daß diese Letztern Marie Karoline Herzogin von Berry als Regentin anerkennen möchten. Mit diesem Brief verließ die Herzogin England, von einigen ihr treu gebliebenen Hofleuten begleitet. Im Junius 1831 kam sie durch Holland, und hielt sich auf ihrer Reise einen oder zwei Tage in Franfurt am Main und Mainz auf. Sie reiste dann durch die Schweiz, kam nach Piemont, und hielt sich endlich unter dem Namen einer Gräfin Sagana in Sestri auf, einer kleinen, zwölf Stunden von Genua auf dem Gebiet des Königs Karl Albert gelegenen Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Stufenjahre des menschlichen Alters.

(Mit einer Steindruck-Beilage.)

Kindheit, Jugend und Alter, Knabe und Jungfrau, Mann und Weib, wer anders lehrt sie uns kennen, als die Physiognomik? die Physiognomik, die Jeder mit auf die Welt bringt, und nicht erst zu lernen braucht.

Denen ich dieses Blatt vorlege, ihr seyd meist noch in den glücklichen Jahren der Jugend — (doch werden auch Aeltere sich nicht schämen dürfen, es in die Hand zu nehmen) und wißt es kaum, und merkt es erst, wenn ihr alt werdet, daß ihr jung waret, und wenn ihr unglücklich werdet, daß ihr glücklich waret, wie wir es erst fühlen, wenn wir in den kalten Winter hinaustreten, daß die Stube warm war, in der wir behaglich saßen, und wie wir erst, wenn wir nichts zu essen haben, das Glück schätzen lernen, keinen Hunger zu leiden. Die Jugend hat das Vorrecht, für die glücklichste Zeit zu gelten, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht genau, denn ich gehöre gerade auch noch nicht zu den Alten; — aber das weiß ich, daß jedes Alter seine Freuden, seine Vorzüge hat, daß keinem Alter das Glück entfremdet ist, wenn man es nur zu fassen versteht, und das Schicksal einen nicht auf gar zu karge Löhnung gesetzt hat. Wer die Verhältnisse richtig erkennt, in denen ihm sein Leben angewiesen ist, wer seinen Wirkungskreis, so eng oder groß, mit regem Eifer auszufüllen strebt, wer seine Kraft auf seine rechte Bestimmung verwendet, die Gegenwart festhält, nicht reuevoll rückwärts blicken muß, nicht muthlos vorwärts schaut, der wird, im Besitze der wahren Lebensweisheit, in jedem Alter Glück und Zufriedenheit finden können.

Werfen wir einen Blick auf die beiliegende Tafel, so sehen wir eine Stufenreihe der Jahre des Menschen bei beiden Geschlechtern, von 10 zu 10 Jahren, das männliche mit dem Säugling beginnend, der ein halb Jahr alt seyn mag, von diesem zu 10, 20, 30 Jahren u. s. w., das weibliche, immer zwischen das andere gestellt, von 5 zu 15, 25 ꝛc. Jahren. — Die Physiognomik lehrt uns mit Leichtigkeit die Geschlechter von einander unterscheiden, auch ohne Beihülfe der Frisuren und Kleider. Der höchste Grad der Weiblichkeit besteht nach Lavater in lauter Bogenlinien. Beim Weibe sind alle Formen, alle Züge mehr gerundet, wellenförmig, weich, daher der Ausdruck der Zartheit, Sanftmuth, Milde und — Schwäche, während der Mann durch die härteren, eckigern, schroffern, größern Linien mehr das Strenge, das Rauhe und die Kraft darstellt. — Ob der Säugling Knabe oder Mädchen wäre, er weiß es nicht, und wir sehen es ihm auch nicht an; hier herrscht noch kein Unterschied der Formen und Neigungen. Der

Lith. v. H. Steinen.

Die Stufenjahre des menschlichen Alters.

erste Laut des erwachenden Lebens ist ein Schrei, und das Tagewerk des neugebornen Kindes theilt sich in Schlafen, Weinen und Trinken; lachen lernt es erst später, und verlernt es auch oft wieder früher als das Weinen.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Die 5 ersten Jahre verrathen schon das Geschlecht; das Mädchen greift nach der Puppe, der Knabe nach Pferd und Säbel, und im zehnten kann kein Weiberrock mehr einen Achilles verbergen. Unbewußt glückliche Kindheit, die kein größeres Leid kennt, als wenn der kleine Wagen zerbricht, oder das Butterbrod mit der Fettseite auf den Boden fällt!

Ihr ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose,
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ihren goldnen Morgen!

Das wilde Mädchen wird zur sittsamen Jungfrau, der unbändige Knabe zum raschen, muntern, anständigen Jüngling. Die runden unausgeprägten Formen des Kindergesichts haben Gestalt und Haltung gewonnen, das pausbackige, geschlechtslose Einerlei hat ausdrucksvollen Zügen weichen müssen, und noch keine Verstellung sitzt in den Winkeln des Auges und in den Grübchen der Wangen; hier ist Spiegel der Seele, und — einer reinen Seele, eines Gemüths, das mit Begeisterung und Liebe die ganze Natur umfassen möchte, dem die Brust zu eng wird für die Gefühle, die sie bestürmen —

O, daß sie ewig grünend bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Aus der Jungfrau ist eine junge Frau geworden; der Jüngling hat sich ein Fach erwählt, und hat — geheirathet. Nun hat's freilich ein Ende mit den Burschenliedern und mit den sentimentalen Mondscheinspaziergängen —

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Aber das geht nicht spurlos an seinem Gesichte vorüber, es kommen Sorgen, es kommt Kummer, der keinen vergißt, es toben innere Leidenschaften und äußere Stürme, und verwischen die Züge der Kindheit, und setzen den männlichen Ernst an die Stelle, und graben manche Falten ein, die Buchstaben des Charakters, und machen die Züge schroffer, bestimmter, bezeichnender, kräftiger. Er ist 40 Jahre alt, und muß sein gehöriges Einkommen haben, sonst steht es schlimm um die Haushaltung und um ihn, wenn das alte Sprichwort Recht hat: „Wer im 20. Nichts weiß, im 30. Nichts ist, und im 40. Nichts hat, der lernt und wird und kriegt in seinem ganzen Leben Nichts.“ Es müßte nur das große Loos seyn, aber — wie gewonnen, so zerronnen! Auch über ihre Wange ist schon manche Thräne gerollt, und hat die Schminke der Jugend weggewischt, und das Feuer der Augen gedämpft, doch Mutterliebe ist reicher Ersatz für Schönheit, für ein Lächeln des Kindes giebt die Mutter gern eine Thräne und einen Seufzer, und wenn das Kind trinkt, leidet sie keinen Durst.

In wirksamer Thätigkeit und regem Streben, streng gerichtet auf den vorgesetzten Zweck, verfließt das Alter des Mannes, glücklich in seinem Ringen, und in männlicher Kraft steht er noch, ein Sechziger, in unermüdlichem Kampfe für sein Haus und seine Ueberzeugung. Ihm zur Seite die ruhige, besonnene Gattinn, den schweren Gang erleichternd, in engerm Kreise mit

Muth und Ausdauer ihr Ziel verfolgend, das Haus ordnend, die Kinder erziehend.

„Du bist alt geworden, lieber Freund!" würde der Schulkamerade dem Siebenziger zurufen, „hätte ich dich doch kaum wieder erkannt. Zwar die Züge sind es noch und die Augen auch des leichtfertigen Studenten, der seine Klinge zu führen und sein Glas zu leeren verstand trotz einem, aber faltig und eckig und eingeschrumpft. Und deine Frau, die sehe ich zum erstenmal! Ei, ei, Herr Bruder! man sieht ihr wohl ihre Jahre an, aber auch die edle Gesichtsbildung, die jugendliche Schönheit weiß ich noch recht wohl unter diesen Falten zu finden; ich bin Physiognome, und kann mir sehr wohl ausmalen, wie das Frätzchen aussah, als es 15 Jahre zählte, und du dich darein verguckteſt." — Wir auch, denn wir sehen es vor uns.

(Der Beschluß folgt.)

Welcker über Rotteck's Motion zur Untersuchung des Zustandes des Vaterlandes *).

Ich brauche nicht zu bemerken, mit welchem Gefühl des Dankes auch ich die nicht blos höchst mäßige, sondern auch höchst würdige Sprache gehört habe **); der Redner hat nicht blos in lebhaften, sondern unübertrefflichen Farben gesprochen, und die Beurtheilung darüber wird uns keine Gefahr bringen. Ich wünsche nicht, durch eine zu strenge Sprache aufzuregen, ich wünsche nicht, daß diese Motion und ihre vollständige Berathung einen aufregenden Einfluß weder in unserem Lande noch im übrigen Deutschland ausüben möchte. Nein, meine Herren, Empörungen, hochverrätherische Verschwörungen habe ich nie gebilligt, und nie gewünscht, und ich sage es laut, hochverrätherische Verschwörungen sind nicht der heilsame Weg, um zum Rechte zu gelangen. Allein mit derselben Ueberzeugung spreche ich aus, daß die freieste Berathung über die Mängel und Gebrechen der vaterländischen Angelegenheiten, die vollkommenste Oeffentlichkeit des Worts, nicht ein Saame der Zwietracht, keine Quelle der Aufregung, sondern ein Heilmittel für dieselben ist; und ich darf, um vollkommen verstanden zu werden, nur fragen: Wann und wo in unserem Deutschland hochverrätherische, revolutionäre Bestrebungen und Gedanken zu Tage gekommen sind, so lange das Wort frei, so lange man sich in Schriften und Versammlungen öffentlich aussprechen durfte? In den Jahren 1814, 1815 und 1816 hat man nichts von hochverrätherischen Unternehmungen und meuchelmörderischen Gedanken gehört. Als aber vom Jahre 1816 an Schritt vor Schritt das öffentliche Wort genommen wurde, da erschien jene unglückliche That von Sand und jene betrübenden Erscheinungen. Im Jahre 1831 war das Wort auf eine Weise bei uns frei geworden, wie es vorher nicht war.

So lange das Wort frei war, hat man von Verschwörungen, von Hochverrath und unglückseligen Planen nichts gehört, wohl aber hatte kurz vorher in Braunschweig, Hessen und Sachsen die Fackel des Aufruhrs geleuchtet. Als aber das Wort freier wurde, ertönte die Liede der Gesetzlichkeit, Ordnung und Ruhe, und in diesem Staate, wo das Wort an die Volksversammlungen, unter der freien Presse, am freiesten war, ist nach einem öffentlichen Anerkenntniß eines Ministers die geringste Zahl von Verhaftungen wegen politischer Verbrechen vorgekommen. In dem gefürchteten

*) Wir theilen dem Leser hier einige Worte mit, die in der denkwürdigen Sitzung der Badenschen Kammer vom 5. Juli gesprochen wurden. Sie sind nicht nur an und für sich trefflich und wahr, sondern machen uns auch mit der Gesinnung eines edlen deutschen Mannes und ausgezeichneten Mitgliedes der Badenschen Kammer näher bekannt.

**) Bezieht sich auf Rotteck's Rede.

Freiburg, an derjenigen Universität, die man als den Focus der Revolutionären und aufrührerischen Gesinnungen bezeichnete, hat sich nicht ein einziger Jüngling gefunden, der an den Frankfurter Unruhen Theil nahm. Erlangen und andere Universitäten haben dieses Glück nicht gehabt, und darin liegt wohl eine klare Bestätigung meiner Ansicht, daß die Freiheit des Worts, die freie Discussion unserer Interessen keine gefährliche, störende und verderbliche Aufregung herbeiführen werde. Wir hatten selbst nicht einmal betrübende Gefühle, nicht einmal mißmuthige Gedanken zu bekämpfen oder zu bedauern, so lange bei uns das Wort ganz frei war. Es hat sich erst dergleichen gezeigt, als jene Maaßregel, die der Herr Antragsteller bezeichnet hat *), den festen Glauben an die Fortdauer des gesetzlichen Zustandes erschütterte, aber auch da noch nicht eine bedenkliche Gestalt angenommen, weil wir noch nicht das Vertrauen auf unsere Regierung aufgegeben haben. Wir wollen es möglichst festhalten, und uns mit ihr vereinigen zur Wahrung der Verfassung, und zur Herstellung gekränkter Rechte, und darum wünsche ich öffentliche Berathung. Denn ich halte sie zur Abwendung von Gefahren im Innern unsers kleinen Landes für nothwendig. Man kann sagen: der Deutsche ist beharrlich — ja, er wird beharrlich seyn in seiner Freiheitsliebe, in seinem Wunsche für Erhaltung der Verfassung und der Verbesserung, so wie in seinem Wunsche einer organischen Ausbildung der Bundeseinrichtungen. —

---

* Die Erwiderung in Nro. 85 dieses Blattes

Was diese will, ist nicht abzusehen; sie ist bei weitem nicht so klar, als das Gesagte, wogegen sie gerichtet ist. Reisen der Handwerker wodurch diese in den Stand gesetzt sind, sich zu vervollkommnen, tadelt sie. Sie glaubt, nicht Wohlhabenheit, sondern frommer Sinn habe fromme Stiftungen begründet. Den Beweis ist und wird sie wohl schuldig bleiben, da ohne Wohlhabenheit keine Stiftung gegründet werden kann.

Wäre in Berlin keine Gewerbfreiheit, so würden sich keine Tausende hingedränget haben, Nahrung durch ihr Gewerbe zu suchen, sondern würden diese bei dem Ackerbau gefunden haben. Die Ausschweifendsten sind in der Regel diejenigen Gewerbe, die keine Zunft bilden. Alles zu schildern, was die Erwiderung Unrichtiges und Unreifes vorgetragen hat, halten wir der Mühe nicht werth, sondern wollen nur noch bemerken, wenn hier Gewerbfreiheit wäre, die Stadt bald so voll Fremder laufen würde, daß Niemand sich von seinem Gewerbe würde ernähren können. Dieß zu verhindern, müßte dann das Bürgerwerden erschwert und so ein neuer Zwang gegen den aufgehobenen eingeführt werden. Wäre dieß räthlich?

*) Die Junibeschlüsse des Bundestages.

Buntes aus der Zeit.

In der Stadt Sunderland lebt ein Kind, welches das Mal eines Schmetterlings im Gesicht trägt, das im Sommer von hochrother Farbe und ganz sichtbar, auch heiß anzufühlen ist; im Winter dagegen bis auf den Kopf zusammenschwindet und kalt sich anfühlt. — Bei der Stadt Kom in Persien ist ein Berg, der von jeder Seite und bei verschiedenen Annäherungen verschiedene Gestalten zeigt, so daß es scheint, als drehe sich derselbe mit dem Beschauer. Er heißt Teles me, der bezauberte Berg. Es scheint der Höfling unter den Bergen! — Der entthronte Gustav IV. Adolf äußerte gegen Ludwig XVIII.: seine Entsetzung sey ihm durch mancherlei Vorgeschichten bemerkbar gemacht worden; aber man wolle freilich bei solchen Gelegenheiten immer Geistesstärke zeigen und merke nicht darauf. (Es sind

spukhafte Geschichten, von denen die Rede ist; wer Geistesstärke hat, dem fällt hintennach auch nicht ein, daß er darauf hätte merken sollen. Todte Dinge sprechen nur das zum Menschen, was er in sie hinein spricht!) — Der Arbeitslohn soll in Amerika so hoch seyn, daß ein Handwerksgesell in Philadelphia wöchentlich 10 — 15 Rthlr. erhält, ein Arbeiter auf dem Lande bei freier Kost monatlich 19. Rthlr. Dabei stehen sie mit der Familie selbst auf dem Fuße der Gleichheit. Wenn nur die Zahlen nicht verschrieben sind; wir möchten Keinem rathen, dergleichen als feste Verschreibung anzusehn! — In den letzten drei Jahren hat man in England die Abnahme des Verkaufs geistiger Getränke bemerkt, so daß sie für den Mann ⅓ Gallon beträgt. Vielleicht wird das Ganze englische Volk eine Mäßigkeits-Gesellschaft; — oder aber: kann das Volk vielleicht nicht mehr so viel vertragen als sonst? — Der Branntwein soll dahin führen!

* Entlaufen der Matrosen.

Im Bürgerfreunde soll ich neulich angeklagt seyn, als ginge es mit der Bekanntmachung der Namen der weggelaufenen Seeleute nicht nach Recht und Billigkeit zu, darum will ich meinen lieben Mitbürgern erzählen, wie es zugeht.

Warum von Obrigkeits wegen seit einiger Zeit die Namen der Entlaufenen öffentlich bekannt gemacht werden, davon hat sie mir keinen Grund gesagt, und ich habe bei mir gedacht, sie würde es wohl wissen, daß es so am besten wäre, und da es jetzt so schrecklich einreißt mit dem Weglaufen, so habe ich gedacht, es wäre gut, daß das bekannt würde, damit ein ordentlicher Seemann sich doch schäme, und seine gelobte Treue nicht bräche; denn was ein ordentlicher Mensch ist, der hält doch Wort. —

Sind nicht Alle angezeigt, die weggelaufen sind, so muß man nur bedenken, daß ich ja nicht dabei bin, wenn sie weglaufen, daß ich auch nicht allwissend bin; ich kann also nur diejenigen als weggelaufen aufgeben, welche bei mir als Deserteurs angezeigt werden; und ich kann es ja nicht wissen, wenn der Capitain mir sagt, er habe einem Matrosen den Abschied gegeben, wenn er doch weggelaufen ist.

Meine Vorgesetzten bekommen die Liste zur Bekanntmachung von mir; wenn ich also getäuscht werde, so werden sie es auch, und wir können's dann Beide nicht helfen.

Daß ich nachher, so wie ich es erfahre, die Anzeige nachhole und gewiß nicht partheiisch bin, wird sich zeigen.

Uebrigens thut mir jeder Mensch einen Gefallen, der mir Nachricht giebt, wenn er hört, daß mir entlaufene Seeleute verschwiegen werden, das ist besser und offner, als so versteckte gedruckte Anzeigen, die einem alten Manne nur unverdienten Verdruß machen könnten, wenn er nicht als ehrlicher Mann bekannt wäre.

Diederich Graue,
Wasserschout.

---

* Freimarkts-Sehenswürdigkeiten.

Man hatte erwartet, der dießjährige Freimarkt würde den Schaulustigen eine größere Auswahl des Schauenswerthen bringen, da weder die Furcht vor der Cholera, noch die Besorgniß vor dem Einschleichen demagogischer Umtriebe unsere Thore versperrte. Nun müssen wir — in unsern Erwartungen getäuscht — ohne zu wissen, wen wir deshalb beschuldigen sollen, schon mit dem zufrieden seyn, was uns geboten wird, und wenn unsere Ansprüche nicht zu hoch gesteigert, oder anmaßend à la mode sind, so können wir es auch.

In der großen Bude, dem Waisenhause gegenüber giebt Demoiselle Josephine Werthermann ihre Vorstellungen, als erste Jongleurin! wie die Einlaßkarten besagen. Eine dieser Vorstellungen, der wir beiwohnten, gewährte uns eine angenehme Stunde, und der zahlreiche Besuch eines gebildeten Publicums ließ uns vermuthen, daß die Empfehlung der Künstlerin bereits per traditione unserm Bericht vorangeeilt sey. — Sie macht aber auch ihre Sachen brav, und anmuthige Bescheidenheit verschönert die Grazie ihrer Bewegungen. Ihr Begleiter, dessen Name uns eben nicht beifallen will, amüsirte die Anwesenden durch seine seltene Fertigkeit im Bauchreden.

Dann bieten die im Kramer-Amthause aufgestellten Panoramen des Herrn Suhr einen sinnigern Genuß, und wir rathen Allen, die müde des regen Treibens auf Markt und Domshof sind, den kleinen Abstecher nach St. Ansgarii nicht zu scheuen, wo sie in der Anschauung der gutgewählten und gutausgeführten Rundgemälde eine behagliche Erholung finden werden.

A. Daebes Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 87.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 31. October 1833.

Selige Erinnerungen
Meiner Kindheit, scheidet nicht!
Liebend halt ich euch umschlungen,
Bis erlischt des Lebens Licht.

Des Herzens Wunsch.

Bilder längst verklung'ner Tage,
Kehrt noch einmal mir zurück,
Macht verstummen meine Klage,
Sprecht mir vom vergang'nen Glück.

Zeigt mir jene heil'gen Haine,
Wo als Kind ich glücklich war,
Wo ich spielt' im Abendscheine,
Blumen schmückten mir das Haar.

Zeigt mir jene Rosenlaube,
Wo der Harfe Silberklang
Oft ertönt'; es girrt' die Taube,
Wenn ich fromme Lieder sang.

Zeigt mir jene Felsengrotten,
Wo der Tanne Wipfel rauscht,
Wo der Mutter süßen Worten
Oft das frohe Kind gelauscht.

Zeigt mir jene dunklen Gründe,
Wo das sanfte Veilchen spricht,
Zeigt das Bächlein, wo ich finde
Blühende Vergißmeinnicht.

Selige Erinnerungen
Meiner Kindheit, scheidet nicht!
Liebend halt ich euch umschlungen,
Bis erlischt des Lebens Licht.

Caroline Wehnert.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Ihr Inkognito war indeß ganz nutzlos, da es sich nicht einmal auf die sie begleitenden Personen erstreckte. Man hätte ihre Spur von Gasthof zu Gasthof verfolgen können, denn in jedem

Fremdenbuche waren die Unterschriften des Herrn von Menars, von Duras und anderer Personen ihres Gefolges zu lesen.

Die Heerstraßen der Lombardei und Piemonts waren von französischen Royalisten bedeckt, die von der Ankunft der Herzogin in der Nähe der Gränze von Frankreich Kunde erhalten hatten, und alle Welt wußte, daß die Gräfin Sagana die Herzogin von Berry sey, um so mehr, da sie selbst kein Geheimniß daraus machte. Jeden Sonntag ging sie, mit demselben Gefolge, das sie in Paris zu begleiten pflegte, zu Fuß nach der ungefähr zweihundert Schritte von ihrem Wohnort gelegenen Kirche, und zwar meist durch ganze Reihen von Volk, das die Neugier herbeigezogen hatte.

Die französische Regierung erhielt demnach gar bald Nachricht von der Anwesenheit der Herzogin in Piemont, die sie sehr übel aufnahm. Herr de Cases, der französische Konsul zu Genua, wußte, daß die Gasthäuser der Stadt mit Franzosen überfüllt waren, von denen auch nicht ein einziger zu ihm kam, um seinen Paß visiren zu lassen, weil die meisten Royalisten sich Pässe von fremden Gesandtschaften zu verschaffen gewußt hatten, und mithin als dermalige brittische, deutsche oder italienische Unterthanen, unter angenommenen Namen, zu den betreffenden Gesandtschaften gingen, um dort ihre Pässe vorzuzeigen. So wohnten im Hotel von Malta in Genua wohl ein Dutzend Reisende von allen europäischen Nationen, nur keine Franzosen, die aber, wenn sie zusammenkamen, nichts als Französisch, und zwar eben so rein als Herr de Cases selbst sprachen. Dieß beunruhigte den Konsul nicht wenig, und er erstattete sogleich Bericht an seine Regierung, worauf diese sogleich ein Schreiben an die sardinische Regierung erließ, in welchem sie sich beschwerte, daß Karl Albert in seinen Staaten einer Verschwörung Vorschub leiste, die nur gegen Frankreich gerichtet seyn könne.

Karl Albert schrieb nun an die Herzogin und unterrichtete sie von dem von den übrigen Staaten rücksichtlich Frankreichs angenommenen System. Der lange diplomatische Brief schloß mit der höflichen Bitte, die aber, obschon alle Gründe der Länge nach angeführt waren, nichts desto weniger ein strenger Befehl blieb, die sardinischen Staaten zu verlassen, da der Aufenthalt der Herzogin daselbst zu bekannt geworden sey; doch ward ihr Erlaubniß ertheilt, wenn es ihr immergefiele, unter einem strengern Inkognito, das es dem König von Sardinien möglich mache, ihre Anwesenheit in seinen Staaten gegen Ludwig Philipp zu läugnen, wieder dahin zurückzukehren.

Dieser Brief entrüstete die Herzogin, deren selbstständiger und herrschsüchtiger Charakter sie verleitete, sich eher jeder Gefahr und Beschwerde auszusetzen, als auch nur den leisesten Widerspruch gegen ihren Willen zu erdulden, nicht wenig. Sie konnte nicht begreifen, wie Karl Albert, den sie mit rothwollenen Epaulets als Freiwilligen bei dem nach Spanien bestimmten Heer gesehen hatte, die freundliche Aufnahme habe vergessen können, die er am Hofe Karls X. gefunden hatte, und wie er acht Jahre später, nachdem er selbst König geworden war, sie aus seinen Staaten weisen könne. Dieser Brief war eine Demüthigung für sie, auf die sie im Gespräch mit den Franzosen, die sich in Sestri einstellten, um ihre Befehle zu empfangen, immer wieder zurückkam. „Hoheit, sagte sie zu einem derselben, ist vergänglich wie Gebäude. Mein Urgroßvater baute Paläste, mein Großvater Häuser, mein Vater Hütten und mein Bruder wird ohne Zweifel Rattennester bauen. Mein Sohn aber soll, so Gott will, wenn die Reihe an ihn kommt, wieder Paläste bauen."

Die Herzogin entschloß sich endlich, Piemont zu verlassen, gab aber den Royalisten, die sich in Sestri bei ihr eingefunden hatten, ihr Wort, sich auf den ersten Ruf und bei der ersten ihnen günstig scheinenden Gelegenheit in Frankreich einzufinden. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Modena ging sie durch das Toskanische nach Rom, und damals war es, als der Papst ihr den bekannten Deutz vorstellte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Stufenjahre des menschlichen Alters.

(Beschluß.)

„Ja wir sind alle drei alt geworden," würde ihm unser Greis antworten, „aber die 70 Jahre trüben mir meinen Sinn noch nicht. Ich fühl' es zwar, die Füße wollen nicht mehr recht tragen, den Armen fehlt die Kraft, der Nacken beugt sich, und will den Kopf nicht mehr in die Höhe halten; der ist grau geworden, ich muß eine Brille brauchen, die Zähne fallen einer nach dem andern aus, ich schrumpfe zusammen, und werde steif, aber der Geist ist Gottlob! noch rüstig, und wenn ich auch keine feurige Gedichte mehr schreibe oder begeisterte Bundesreden halte wie ehedem, so stehe ich doch meinem Geschäfte noch mit allem Eifer und mit mehr Ausdauer vor, als es in jenen poetischen Jahren geschehen wäre, und meine Frau theilt redlich mit mir Arbeit und Mühe, Kummer und Freude. Wenn du in 10 Jahren wieder nachfragst, dann mag's freilich auch damit anders aussehen."

Wir sehen beide hier 10 Jahre älter. Setzen wir an die Stelle des Achtzigers den 30jährigen Jüngling, so können wir wohl das Erstaunen und die Gefühle des Mütterchens begreifen, von dem uns Hebel erzählt, dessen Bräutigam am Hochzeitstage in einer Vitriolgrube verschüttet worden, und das, als man nach 50 Jahren den Schacht zufällig öffnete, seine Leiche wiederfand, unversehrt und ungealtert, wie er im Leben gewesen.

Je weiter wir vorrücken, desto schwerer drücken die Jahre, und ruhen lastend auf dem ergrauten Haupte der Alten. Der Körper schleppt sich mühsam dahin, oder ist unverrückt an eine Stelle gefesselt, der Dienst der Glieder versagt, die Erde zieht ihn an, von der er genommen, an einem Fuße hat sie ihn schon und bald auch am Kopf. Der Geist ist müde geworden in der langen Zeit, und ruht aus bis zum hellern Erwachen, der Muth erlöscht mit der Kraft, der Greis wird zum zweiten Male Kind, seine Rechnung ist abgeschlossen, und sein Leib sinkt so unbeholfen in der Erde Schooß, als er daraus hervorging. —

Seine neue Hülle sey ihm leichter als die abgeworfene!

---

* Bitte an Menschenfreunde.

Die evangelisch-lutherische Gemeinde am Attersee in Ober-Oestreich nimmt die christliche Bruderliebe ihrer norddeutschen Glaubensgenossen in folgender Angelegenheit vertrauensvoll in Anspruch.

Sie zählt nicht einmal 400 Seelen, gehörte früher zu einem andern Pastorate und erhielt erst im Jahre 1812, wo ein Theil des Hausruckkreises an Baiern abgetreten ward, einen eigenen Seelsorger, welchen der Staat salarirte, und eine alte katholische Nebenkirche, um solche zur Feier ihres Gottesdienstes einzurichten und zu benutzen. Mit der Rückkehr jenes Landes an Oestreich im Jahre 1816 aber, hörte nicht nur die Besoldung des Predigers aus der Staats-Casse auf, sondern derselbe kehrte auch nach Baiern zurück, und

der höchst armen Gemeinde blieb, außer dem Orte ihrer Gottesverehrung, nichts als der Haß ihrer katholischen Nachbaren, denen es unerträglich schien, daß eine geweihte Kirche sich in lutherischen Händen befinden solle. Die Gemeinde brachte nun selbst das Unentbehrlichste zusammen, um einen eigenen Seelsorger wiederzuerhalten, und die Hoffnung der katholischen Landsleute, es werde die kleine evangelische Gemeinde, wegen zu großer Dürftigkeit und wegen daraus folgender Unfähigkeit, nur die nothwendigsten Gemeinde-Lasten abzuhalten, sich baldmöglichst auflösen, wurde, vermöge ihrer, unter dem Beistande des Herrn, in aller Trübsal und Aufrechthaltung bewährten Ausdauer, bisher vereitelt. Nur das wußte die Intoleranz durchzusetzen, daß der ehemaligen Kirche die äußere toleranzmässige Gestalt eines bloßen Bet-Hauses gegeben werden mußte.

Jetzt aber ist es derselben gelungen, einen entscheidenden Schritt zur wirklichen Auflösung der Gemeinde zu thun! — Es bewohnte bisher der evangelische Seelsorger der Gemeinde eine für ihn gemiethete Wohnung in dem Dorfe Attersee, auf eine halbe Stunde weit der einzige Protestant unter lauter Katholiken. Vor einiger Zeit nun erstand die Gemeinde, im Vertrauen auf die Unterstützung christlicher Bruderliebe, und selbst die höchsten Opfer bringend, ein bescheidenes Häuschen für ihren Pfarrer in demselben Orte um 800 fl. Conv. Münze, — etwa 400 Rthlr. Courant. — Als aber von der Regierung die Bestätigung dieses Ankaufes erbeten ward, so erfolgte nicht nur ein abschläglicher Bescheid, sondern es erging auch ein allerhöchster Befehl, welcher die Verlegung des Pastorates von Attersee nach Zell, 1½ Stunden von jenem entlegen, verordnete. Um dieses abzuwenden, hat die Gemeinde beschlossen, noch eine unmittelbare Vorstellung an den Kaiser gelangen zu lassen. Nach dem Urtheile von Personen, welche der Verhältnisse kundig sind, darf sie sich aber nur unter der Voraussetzung einen günstigen Erfolg von derselben versprechen, daß sie im Stande ist, sofort die Mittel zur Anschaffung der Pfarrwohnung als wirklich vorhanden durch das K. K. Evangelische Consistorium in Wien nachzuweisen. Da sie sich jedoch leider! außer Stande befindet, die genannte Summe unter sich selbst aufzubringen, so wendet sie sich in ihrer Bedrängniß an Diejenigen ihrer Glaubensgenossen, welchen der Herr, neben dem Besitze äußerer Glücksgüter, auch den größeren Vorzug hat zu Theil werden lassen, sich ohne Anfeindung zu ihrem Glauben bekennen und Ihn auf ihre Weise anbeten zu können, und sie bittet dieselben um eine milde Beisteuer zu dem gedachten Zwecke.

Um auch den wohlthätigen Gebern die sichere Ueberzeugung der gewissenhaften Verwendung des Gegebenen zu verschaffen, wünscht sie, daß das Zusammengebrachte unmittelbar in die Hände der K. K. Evangelischen Consistoriums gelegt werden möge. Nur das Eine muß noch bemerkt werden, daß nur von schneller Hülfe Heil zu erwarten sey.

Vertrauungsvoll, daß diese Bitte nicht ganz ohne Erfolg bleibe, räumte ich ihr gern einen Platz in diesen Blättern ein, und verbinde damit mein Gesuch an meine aufgeklärten Mitbürger, jeder Confession, die die Vorzüge eines von finstern Sectenhaß freien Zusammenlebens zu würdigen wissen, ihr Scherflein an unsere verehrten Herren Dompastoren, an welche die Aufforderung erging, und welche die Gaben christlicher Bruderliebe an die obengenannte Behörde befördern werden, einzusenden.

A. Daevs.

---

* Der morgende Bürgerconvent

wird in mancher Hinsicht interessant und wichtig werden; es ist daher zu wünschen, daß er zahlreich besucht werde und daß die Besuchenden ihm mit Würde und Ausdauer die Aufmerksamkeit schenken, welche er verdienen wird. Unter Andern dürfte 1) der Rath seine Antwort auf die Bemerkungen der Bürgerschaft in Betreff der neuen Hypotheken-Ordnung ertheilen und die Frage erledigt werden, ob und wann diese für unsern Haushalt so wichtige Sache ins Leben treten soll; hoffentlich zeigen sich keine Schwierigkeiten zur Publicirung des neuen Gesetzes für den 1. Januar 1834.

2) muß nothwendiger Weise die Frage entschieden werden, auf welche Weise oder durch welche Mittel die Krankencasse für fremde Dienstboten fortbestehen soll; denn mit dem 1. October ist die Frist des bisherigen Zustandes abgelaufen und es hat seitdem nur eine provisorische Aufnahme kranker Dienstboten im Krankenhause statt finden können.

Der Inspection und Administration des Krankenhauses kann und darf kein Vorwurf gemacht werden, daß sie bei dem Mangel einer Vereinbarung zwischen Rath und Bürgerschaft fortgefahren habe, kranke fremde Dienstboten, die vor dem 1. October aufgenommen sind, auf Kosten der Krankencasse zu verpflegen, daß sie auch seit dem 1. Oct. Kranke aufnimmt und verpflegt; eine Weigerung hätte mit Recht unbillig und ungerecht genannt werden können; sie konnte mit Recht auf die Erklärung der Bürgerschaft im Convente vom 30. August über die Fortdauer der Anstalt fußen, darf mit Zuversicht erwarten, daß Rath und Bürgerschaft die für tausende unserer Haushaltungen so nützlich und segensreich sich bewährte Krankencasse nicht wieder eingehen lassen, sondern ihren Wirkungskreis möglichst noch erweitern werden.

3) wird die Bürgerschaft sich über den Antrag des Senats in Betreff der Bürgerwehr zu erklären haben. Man hat nun reichlich einen Monat Zeit gehabt, jenen Antrag sorgsam zu prüfen; zu wünschen und zu hoffen ist, daß Jeder bei der Prüfung und bei der morgenden Erklärung als treuer Bürger, ohne Rücksicht und unpartheiisch nur die Sache im Auge gehabt habe und haben werde. — Die Motive, welche der Senat seinem Wunsche, das 4. Bataillon, oder — warum es sich ja eigentlich handelt, die Einrichtung bestehen zu lassen, daß die jüngeren Staatsbürger von 20 — 25 Jahren Mitglieder der Bürgerwehr seyen, zum Grunde legt, sind gewiß so wahr und richtig, daß die Bürgerschaft hoffentlich denselben beipflichten und eher an andre nützliche und nothwendige Veränderungen der Bürgerwehr, als an die Aufhebung des 4. Bataillons, denken werde. — Sehr wahr sagt der Senat, daß die Beifügung der jüngeren Leute von 20 bis zu 25 Jahren zur Bürgerwehr für das innere Leben und für die ganze Ausbildung der Bürgerwehr sich sehr nützlich bewährt habe, daß aber dadurch den älteren Bürgern der Uebungsdienst fast ganz erspart werde, daß die jüngeren Leute für den Dienst der Bürgerwehr und für die Einübung insbesondere in jeder Hinsicht geschickter als die älteren seyen; Beschwerden können sie besser ertragen, ihre Zeit besser hergeben als der etablirte, meistens schon verheirathete, einem eigenen Hausstand vorstehende, an ein Gewerbe gefesselte Mann, dessen Zeit und Kräfte oft auf so manche andre Weise für den Staatsdienst in Anspruch genommen werden.

Wenn nun das 4. Bataillon aufgehoben wird, oder besser gesagt: wenn die Bürgerbewaffnung erst mit dem 26. Jahre beginnt, fallen

dann nicht die rüstigsten, zur ersten Einübung geschickten jungen Männer aus? wird der Dienst den älteren Bürger dann nicht weit beschwerlicher? wird unsre Bürgerwehr dann nicht um ein Bedeutendes reducirt, nicht von ihrem besten Theile getrennt, ohne daß für das Gute ein andres Gute in die Stelle kömmt? wird dadurch Geld gespart, da die im 26. Jahre neu eintretende Mannschaft auch eingekleidet und ausgerüstet werden muß, da die bei dem 4. Bataillon angestellten Besoldeten nicht wohl entlassen werden dürfen?

Nur an die Sache denkend, um welche es sich handelt, thue ein Jeder obige Fragen, der morgen den Berathungen beiwohnen will und beantworte sie mit Ruhe, nur das Beste unsers Staats im Auge habend. — Möge dann die Deputation, welche seit so langer Zeit mit der Organisation der Bürgerwehr beauftragt ist, recht bald den ihr von Rath und Bürgerschaft ertheilten Auftrag vollziehen, möge immer mehr Spiel und Tändelei, kostspieliger Putz und unnützer Flitterstaat aus der Bürgerwehr entfernt werden, möge mehr mit Ernst exerciert, als durch lange Pausen amüsirt werden, mögen die Officiere immer besser das Commando lernen, mögen die Wehrmänner aus ihren Reihen immer mehr das Plaudern und die so oft störende Branntweinflasche verbannen, und mögen die Reklamationen und Begünstigungen immer mehr vermindert werden. — Möge der Nutzen der Bürgerwehr sich immer mehr bewähren und wir unter ihrem Schutze stets frei und glücklich seyn!

Js. M.

---

* Mittel gegen literarisches Ungeziefer.

Die Harpyen, welche sich bei der Tafel des Aeneas so räuberisch und unsauber benahmen, hatten zwar, wenn man der Mythologie glauben will, eine nicht unrühmliche Nachkommenschaft, von einer edlen Pferdenatur. Von den späteren Sprößlingen derselben fehlen aber die Nachrichten. Wenn man jedoch nach ihren Federn, ihren Ausleerungen und ihrer den Pferden einigermaßen ähnelnden Form urtheilen darf, überzeugt man sich bald:

daß einige wenige Kritikaster ihren Stammbaum von jenen raren Vögeln herzuleiten berechtigt, wenn sie nicht gar etwa mit jenen seltenen, langgeschweiften Sprößlingen des Hahns, wie weiland die Dioskuren, aus dem Ei gekrochen sind, wovon ihnen mitunter das Gelbe noch anklebt.

Um sich nun gegen die lauerbissigen Anfälle eines solchen Ungethüms sicher zu stellen, nehme man

1) einen Spiegel und halte ihm solchen vor. Rührt er sich noch, dann nehme man

2) einige Lorbeerblätter, etwa von dem Kranze eines Künstlers, und gebe ihm solche zu verdauen, worauf man in der Regel bald die Freude haben wird, dasselbe in menschlicher Gestalt zu erblicken. (Siehe Apulejus von Madaura.)

3) Will diese Kunst nicht anschlagen, dann mische man ihm Antimonium unter das Futter und Salz eine Handvoll, reibe ihm sanft den Rücken und wasche die wunden Stellen mit Seifenspiritus.

4) Hilft dieß sogleich, dann gut; wenn nicht, dann überlasse man den Popanz getrost seinen eigenen, die Geruchs- und Geschmacksnerven des Publicums beleidigenden, Ergießungen, wodurch

er bald ohnmächtig und unschädlich werden wird. Seine Seifenpillen werden ihm nichts helfen; dem Verdienste bleiben seine Kronen.

Damit sich nicht auch Andere darauf legen, Leute, welche sie nicht kennen, verdächtig und eine Kunst, welche sie nicht begreifen, lächerlich zu machen, glaubten wir, obige Rezepte könnten von Nutzen seyn. (Vergl. Bgrfd. Nro. 85.)

Literarische Reiseapotheke.

Gez. Outis.

---

*Bürgerwehr.

Unsere Bürgerwehr ist in neuerer Zeit so oft ein Gegenstand vertraulicher Unterhaltungen und öffentlicher Berathungen und Besprechungen gewesen, daß ein Unkundiger zu glauben versucht werden könnte, das Wohl Bremens und seine Selbstständigkeit hinge davon ab und man hätte dabei Rücksicht auf unser Verhältniß zum Deutschen Bunde zu nehmen.

Dazu mag wohl besonders die Erklärung des Senats im Convente vom 20. Septbr. 1816 wesentlich beigetragen haben, worin er seine Ueberzeugung dahin aussprach:

daß die Fortdauer und Erhaltung des Eifers, den seine Mitbürger bisher für die Waffenübungen gezeigt hatten, für unsern Staat durchaus nothwendig sey, indem, so wie für das gemeinsame Vaterland die Vertheidigungsfähigkeit eine unerläßliche Bedingung sey, so von allen Bundesgliedern hierin übereinstimmend gehandelt werden müsse, und gerade der kleinste Staat die Erhaltung seiner Selbstständigkeit allein von der Anerkennung seiner Bundestreue erwarten könne ꝛc.

Letzteres muß nun zwar als durchaus richtig anerkannt werden (freilich nicht allein in Beziehung auf die kleinsten, sondern auf alle Bundesstaaten, mit Ausnahme der mächtigsten, gegen welche Zwangsmittel fehlen); allein die Bürgerwehr steht mit den Bundespflichten in keinerlei Beziehung, ja, man scheint vielmehr auf ähnliche Einrichtungen in neuerer Zeit mit ungnädigen Augen herabgeblickt zu haben. Wenn daher unser Verhältniß zum Deutschen Bunde uns bei den Berathungen über das Institut der Bürgerwehr keinerlei Schranken zieht, so bleibt dabei lediglich unser eignes Interesse zu berücksichtigen.

Daß dieses dabei nicht wesentlich betheiligt sey, daß zum Wohl des Staats die Bürgerwehr nicht gar nothwendig sey, beweis't die frühere Zeit, wo wir nur eine Einrichtung kannten, nach welcher die Bürger in gewissen Fällen zum Wachtdienst verpflichtet waren, ihre militairische Ausbildung aber auf einer so niedrigen Stufe stand, daß sie kaum diesen Namen verdiente.

Es soll durch das Gesagte nur bewiesen werden, daß auch ohne Bürgerwehr dem Bremischen Staate der Umsturz nicht drohe und daß alle Redensarten von der Nothwendigkeit derselben zur Selbsterhaltung oder wohl gar zur Erhaltung der Selbstständigkeit nicht mehr als unbegründete Phrasen sind.

Weiter will aber der Verfasser nicht gehen und sich namentlich gegen den Vorwurf verwahrt haben, als sey er in blinder Anhänglichkeit an den alten Schlendrian, dem mitternächtlichen Ungethüm: „Herkommen" ergeben, womit man nur gar zu oft von Verbesserungen abzuschrecken sich bemüht.

Vor allen Dingen ist hier der Zweck der Bürgerwehr ins Auge zu fassen.

Dieser ist nach der Verordnung vom 21. April 1817:

1) die Waffenübung und Streitfähigkeit zur Erhaltung des Geistes der Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre.

2) Sicherung der innern Ruhe, wo die gewöhnlichen Anstalten nicht hinreichen, und Theilnahme an den allgemeinen in Deutschland getroffenen Anstalten zur Vertheidigung des Vaterlandes, insbesondere des eignen Heerdes.

3) Schutz gegen die Gefahr der Elemente.

Daß der unter Nro. 1 angegebene Zweck der edelste sey, kann wohl unbedingt behauptet werden, und wollte Gott! derselbe würde in ganz Deutschland gehörig berücksichtigt und von den Regierungen begünstigt.

Was nun vollends den Ausmarsch zur Vertheidigung unserer Gränzen, die Wehrfähigkeit zum Schutze des eignen Heerdes gegen auswärtige Feinde anlangt, so wird doch wohl Keiner mit dem Gedanken sich schmeicheln, daß diese Zwecke durch unsere Bürgerwehr erreicht werden können.

Eine solche militairische Ausbildung, wie sie zum Kampfe gegen reguläre Truppen erforderlich ist, hat Gottlob! unsere Bürgerwehr nicht erhalten, und wir können nie wünschen, daß sie sie erhalte.

Es ist bei den früheren Streitigkeiten über die Wehrpflicht schon hinreichend besprochen, wie wenig der Soldatenstand unsern bürgerlichen Verhältnissen angemessen sey, wie man davon die Untergrabung des Gewerbsbetriebes und somit der bürgerlichen Wohlfahrt fürchte, als daß man hier nur ein Wort darüber verlieren dürfte.

Nur die Frage mögte hier noch aufzuwerfen seyn, ob nicht durch die Entfestigung der Stadt eine Vertheidigung derselben gegen einen andringenden Feind geradezu unmöglich gemacht worden? ob man nicht gerade durch die Eile, womit man die freilich dürftigen Festungswerke zerstörte, seine Ueberzeugung dahin an den Tag gelegt habe, daß es ein Unglück für Bremen sey, wenn es der Heerd des Krieges würde und daß es vorzuziehen sey, dem Feinde hier keine Hindernisse in den Weg zu legen und befreundeten Truppen die Möglichkeit zu nehmen, denselben in unsern Mauern zu erwarten? Geräth der Handel in Stocken (und das ist doch die unvermeidliche Folge einer Belagerung) so ist es um Bremen's Wohlfahrt geschehen.

Hierdurch soll nun aber keinesweges behauptet werden, daß die Bürgerwehr ein überflüssiges Institut sey, welches man ohne Nachtheil wieder vernichten könnte.

Ihr größter Nutzen besteht aber in Erfüllung der andern beiden Zwecke, der Sicherung innerer Ruhe und des Schutzes gegen die Gefahren der Elemente. Nur hierin hat sich der Nutzen der Bürgerwehr bewährt und nur hierin kann er sich bewähren.

Aber diese Zwecke lassen sich erreichen ohne eine bedeutende militairische Ausbildung, ohne — Soldatenspiel.

Wird denn nicht ein Wesen getrieben mit der Bürgerwehr, daß man sich in die Residenz eines kriegerischen Staats versetzt glauben sollte? als handle es sich hier in unserm freien Bremen, in dieser Handelsstadt vor allen Dingen darum, bevorzugten Junkern mit schwerem Gelde eine ihrer vornehmen Geburt allein angemessene Gelegenheit zu geben, vor der Fronte in Gold, Silber und wehendem Federstand prunken und befehlen zu können?

Ist das unsern bürgerlichen Einrichtungen angemessen, und muß es nicht den Bürgersinn ertödten, an dessen Erhaltung und Belebung uns Alles liegt? Durch Form, sagt der Staatsrath Klüber, wird bei der Landwehr der Geist getödtet, wenn man sich in Anordnungen verliert, die nur auf unwesentliche, wohl gar spielende Aeußerlichkeiten Beziehung haben. Die Form beschränke sich auf das, was für den Zweck unentbehrlich ist.

Was ist es denn anders, als geisttödtende Form, wenn wir in den Reihen unserer Wehrmänner den Flitterstaat regulärer Truppen, Federn, Tressen und Farben aller Art erblicken? wenn der Unterlieutenant in Epaulets erscheint, die einem General angemessen wären?

Sie bezahlen sie ja selbst, wirft man ein; allein man sollte der Narrheit nicht Nahrung geben, sondern sie aus den öffentlichen Instituten verbannen, wenn sie auch den Staatssäckel direct nichts kostet.

Leider ist es nicht zu verkennen, daß in dem letzten Jahrzehend das moralische Gewicht der Bürgerwehr in der Meinung der Mitbürger (auch der angesehneren) bedeutend leichter geworden ist; daran aber ist ganz allein der Soldatenunfug Schuld, der damit getrieben worden.

Und doch ist es vorzugsweise der moralische Einfluß, der bei öffentlichen Aufläufen den Sturm beschwören und die Ruhe wieder herstellen soll. Oder soll etwa durch Pulver und Bajonette der Muthwille zu Paaren getrieben werden, und mögte man es sich auch nur möglich denken, daß Bürger befehligt werden könnten auf ihre Mitbürger zu schießen?

Hätten wir einmal das Unglück, daß ein bedeutender Tumult, eine hartnäckige, gewaltsame Widersetzlichkeit gegen die Autoritäten hier einträte, die eine strenge militairische Execution nöthig machte, so würde es doch wohl passender seyn, dazu das reguläre Militair (was ja, wenn der Senat dem Bürgerschlusse vom 26sten Juni 1833 unbedingt beitritt, bedeutend wird verstärkt werden:) und die Polizei zu verwenden; wäre aber die öffentliche Sicherheit auf eine Weise bedroht, daß weder die gewöhnlichen Mittel noch der moralische Einfluß der Bürgerwehr ausreichten, den Behörden Achtung und Gehorsam zu verschaffen, dann würde es auch schwerlich nützen können, ob die Bürgerwehr in Parade aufmarschieren, Quarré's formiren oder Gott weiß, welches Manöver machen könnte, und es bliebe uns nichts anders übrig, als den oft verheißenen und gern ertheilten Schutz des hohen Deutschen Bundes in Anspruch zu nehmen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Duncker Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei C. Tönjen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 87.

Bremen, Donnerstag den 31. October 1833.

Gestorben:

Den 8. August 1833 starb zu Havanna der Matrose des Schiffs „London Packet" Albert Harbers, 20 J.; geb. zu St. Magnus.

Den 19. October. Des Cigarrenmachers Phil. Eschenfeld Sohn, (todtgeb.); Paulsberg Nro. 32.

Den 19. — Der Arb. Joh. Friedrich Peine, 79 Jahr; Michaeliskirchhof Nro. 8.

Den 19. — Des Arb. Joh. Ludwig Dörbaum Ehefr., geb. Senghorst, 44 Jahr; große Fuhrleutestraße Nro. 36.

Den 19. — Des Tabacksfabrikanten Friedrich Reinhard Waltjen Tochter, 3 Jahr; Kirchenstraße Nro. 10 (Neustadt).

Den 20. — Des Abschlägers Johann Diedr. Korte Sohn, 1½ Jahr; Hankenstr. N. 12.

Den 20. — Des Maurergesellen Joh. Hinrich Greve Wittwe, geb. Grabbe, 77 Jahr; auf dem Kamp Nro. 4.

Den 20. — Des Landmanns Hermann Vagt Ehefr., geb. Viet, 28 Jahr; Schweinestr. Nro. 39.

Den 20. — Desselben Tochter, (todtgeboren).

Den 20. — Des Arb. Joh. Diedrich Meyer Sohn, 6 Jahr; Wulwesstraße Nro. 6.

Den 20. — Wilhelm Spüring, 15 Jahr; Schüsselkorb Nro. 5.

Den 20. — Der Tischlergesell Franz Anton Brüggentigges, 26 Jahr; gr. St. Johannisstraße.

Den 21. October. Die Näherin Maria Klevenhusen, 26 Jahr; Hankenstraße Nro. 28.

Den 21. — Des Arb. Henr. Gerland Tochter, 1½ Jahr; Hastedt Nro. 13.

Den 22. — Der Schneider Carl Gottfried Helmken, 80 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 29.

Den 22. — Des Senator Dr. juris Franz Friedrich Droste Tochter, 2 Jahr; Sandstraße Nro. 5.

Den 23. — Der Arb. Ernst Hinrich Dreyer, 54 Jahr; Kalkstraße Nro. 1.

Den 23. — Des Tischlers Joh. Mathias Armerding Sohn, 7 Jahr; kl. Rosenstraße Nro. 9.

Den 24. — Der Arb. Diedrich Focke, 26 J.; kl. Fuhrleutestraße Nro. 26.

Den 24. — Des Arb. Ernst Apholt Ehefrau, geb. Götting, 26 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 206.

Den 24. — Des Eisenhändlers Joh. Hinrich Otten Tochter, 11 Monat; Brautstraße Nro. 6.

Den 25. — Der Arb. Johann Andermann, 54 Jahr; Spielleutestraße Nro. 3.

Den 25. — Des Stuhlmachers Carl Friedr. Peters Sohn, 2½ Jahr; Neuenstraße Nro. 39.

Den 25. — Des Branntweinbrenners Franz Wilhelm Vagt Tochter, 1 Jahr; Westerstraße Nro. 12.

Geburten:

Den 18. October. Des Schlosseramtsmeisters Reinhard Joh. Julius Vintzens Ehefr., geb. Wendeburg, Stavendamm N. 25; v. e. M.

Den 19. — Des Cigarrenmachers Phil. Eschenfeld Ehefr., geb. Kuhlmann, hinterm Paulsberg Nro. 32; von einem todten Knaben.

Den 19. — Des Arb. Jeremias August Joh. Friedr. Christ. Walther Ehefr., g. Scharrelmann, Pünkendeich Nro. 43; v. e. Mädchen.

Den 19. — Des Kaufmanns Joh. Gottfried Christ. Friedr. Moock Ehefr., g. Kampfenkel, am Brill Nro. 2; v. e. Mädchen.

Den 19. October. Des Schullehrers Werner Kohlmann Ehefr., geb. Silkenstädt, Hutfilterstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

Den 20. — Des Landmanns Hermann Vagt Ehefr., geb. Viet, Schweinestr. N. 39; von einem todten Mädchen.

Den 20. — Des Kahnschiffers Hinrich Frage Ehefr., geb. Klefenhusen, kl. Krummenstr. Nro. 43; von einem Knaben.

Den 20. — Des Schuhmachers Eduard Bohne Ehefr., geb. Harjes, Hastedt; von einem Mädchen.

Den 20. Oct. Des Arb. Joh. Theodor Ludwig Rose Ehefr., geb. Bathmann, Buntenthorssteinweg Nro. 246; von einem Knaben.

Den 21. — Des Schuhmachermeisters Eberh. Ludw. Schirmer Ehefr., geb. Hilcken, Abbenthorsstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Arb. Hinr. Keil Ehefr., geb. Evers, Marterburg Nro. 38; von einem Knaben.

Den 22. — Des Küpermeisters Georg Alten Ehefr., geb. Pohlmann, Grützmacherstraße Nro. 16; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Korbmachers Jacob Paulus Weigler Ehefr., geb. Brockmann, Hutfilterstraße Nro. 31; von einem Knaben.

Den 22. — Des Küpers Siegmund Tobias Stumpe Ehefr., geb. Schildmüller, Jacobistraße Nro. 2; von einem Mädchen.

Den 23. Oct. Des Arb. Joh. Christ. Wiedau Ehefr., geb. Mehrtens, Düsternstr. N. 9; von einem Knaben.

Den 23. — Des Küpers Lüder Jürgens Ehefrau, geb. Bötjer, Grafenstraße Nro. 46; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Uhrmachers Reinhard Menke Ehefr., geb. Pfingsten, Domshof Nro. 13; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Malers Joh. Gerh. Meyerriecks Ehefr., geborne Castendieck, Weerder Nro. 38; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Malers Hinrich von Beesten Ehefr., geb. Rosemeyer, Neuenstr. N. 36; von einem Knaben.

Den 25. — Des Arb. Andreas Evers Ehefrau, geb. Bollheim, Bleicherstr. Nro. 45; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Buchhalter Friedrich Theodor Welling und Maria Köpke hieselbst.

Der Miethkutscher Joh. Friedr. Conr. Wehrmann hieselbst und Metta Cathar. Bleckwehl, genannt Sanders, aus Ganderkesee.

Der Landmann Heinrich Ludolph Phil. Prange zu Brebber, Königl. Hannöv. Amts Hoya und Anna Adelheid Cassen zu Ochmanien, Königl. Hannöv. Amts Bruchhausen.

Der Lohndiener Hinr. Ernst Berens und Melia Rühte hieselbst.

Der Arb. Hermann Droop und Marg. Adelh. Fincke, beide von hier.

Der Weißgärber Johann Christoph Dewitz zu Verden und Elisabeth Brüggemann hies.

Der Wassermüller Heinr. Friedrich Gerdes und des verstorb. Wassermüllers Albert Steinfort Wittwe, Dorothea Elisabeth Reute hieselbst.

Der Schneider Johann Kramer und des verstorbenen Schneiders Carl Wienke Wittwe, Margaretha Elisabeth geb. Dethmann, am Buntenthorssteinweg.

Der Arb. Joh. Albert Bobbe hies. und Anna Cathar. Charlotte Röpke zu Minden.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 88.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 3. November 1833.

Zerstreu' die Knospen und zerreiß' die Kränze
Ich will nicht hold mehr, will nicht lieblich seyn;
Die Blume welk' in ihrem schönsten Lenze,
An ihr soll nimmer sich ein Aug' erfreun.

Aus dem Nachlaß eines Dichters.

Der Dichter an die wankelmüthige Geliebte.

So ist's kein Wahn! — du konntest wirklich schwanken —
Du wähltest noch, und gab'st mir Hoffnung schon? —
Im Herzen Nacht, sind hell doch die Gedanken:
Ich muß dich flieh'n, sey auch mein Glück entfloh'n.

Aus meinem Grame hör' ich's laut erschallen:
Sie schwankte noch — und Lieb' ist stets sich klar!
Ja, weil du schwanktest, bist du mir gefallen,
An dir ist nichts als Eitelkeit noch wahr.

Wie ich dich liebe, kann ich nie dich hassen,
Zu Gott trag' ich mein Leiden ungeheilt;
Doch sollst du nicht ein zweites Herz verprassen:
Geh' hin, gieb dich dem Einen ungetheilt.

Zur Sinderung möcht' ich die Gruft wohl haben,
Doch daß mein Geist nicht strafend dir sich stellt,
Will ich voll Muth's nur mein Gefühl begraben,
Bis seine Hülle in sich selbst zerfällt.

In Einem doch hab' ich auf dich zu zählen:
Mir blüht in Kränzen die verschloss'ne Gluth;
Und muß mir nun der Kranz der Liebe fehlen —
Die Lücke füllt sich, wenn mein Herz einst ruht.

Leb' ewig wohl! — dich werd' ich nimmer schauen,
Mein Weg führt ab zum Kampf mit Sturm und Drang;
Mir wird fortan vor deinen Blicken grauen,
Und dennoch lebst nur du mir im Gesang.

Du lebst in ihm! — doch heilig sey's geschworen:
Für uns're Trennung ist zu nah das Grab;
Wär'st du mir nicht in Ewigkeit verloren,
Zerbrech' ich jedes Himmels Wanderstab.

Ich muß dich hier, ich mag dich dort nicht kennen,
Im Jenseits sey mir todt die Erdenzeit;

Kann mein Gedächtniß sich von dir nicht trennen,
Ist mir zunicht auch künft'ge Seligkeit.

Leb' wohl! — ich lerne nimmer dich vergessen,
Bin trauernd dein lebend'ger Leichenstein; —
Doch mag dein Glück an meinem Schmerz sich messen,
Und danach muß es unermeßlich seyn!

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Die Höflinge, von denen die Herzogin umgeben war, suchten sie nun mit aller Kraft der Beredsamkeit zu überzeugen, daß es das Beste sey, wenn sie selbst plötzlich in Frankreich erscheine. Die Unzufriedenheit im Süden wurde ihr als offene Empörung, die Vendéer als ein organisirtes und gerüstetes Heer, und die republikanischen Bewegungen als ein royalistischer Aufstand geschildert. Alle Briefe, in denen das Unkluge eines so raschen Schrittes gezeigt wurde, unterschlug man, und zeigte nur solche auf, die mit dem gegebenen Rath übereinstimmten. Von diesen letztern habe ich mehrere vor mir, sagt der Verfasser, die von einer kaum glaublichen Verblendung und Unvorsichtigkeit zeugen, und von Pairs von Frankreich geschrieben sind, deren Stimmen damals nichts weniger als entscheidend waren. Der Verfasser gibt in seinem Werk Auszüge aus einigen solchen in Chiffern geschriebenen Briefen, durch welche, wären die Namen der Schreiber nicht unterdrückt, wohl Mancher, von dem man es bis jetzt nicht geglaubt hätte, bloßgestellt werden würde. Durch solche Aufforderungen angetrieben, entschloß sich die Herzogin endlich, Alles zu wagen, und dem zufolge wurde den Getreuen folgendes Schreiben zugesendet:

„Ich will in Nantes, Angers, Rennes und Lyon wissen lassen, daß ich mich in Frankreich befinde. Bereitet euch, zu den Waffen zu greifen, sobald ihr diese Nachricht erhaltet, die euch wahrscheinlich vom 2. auf den 3. des nächsten Monats Mai zukommen wird. Sollte es den Boten nicht möglich seyn, durchzukommen, so wird das öffentliche Gerücht euch meine Ankunft verkünden, und dann werdet ihr ohne Verzug zu den Waffen greifen." Marie Karoline.

Am 15 April 1832.

Am 21. schiffte sich die Herzogin am Bord des Dampfboots „Carlo Alberto" ein. Am 29. befand sie sich auf der Höhe von Marseille, und in der Nacht desselben Tages sollte der Aufstand in dieser Stadt ausbrechen. Das Wetter war indeß zum Landen an der Küste nicht günstig; das Meer ging hoch, der Wind blies heftig, und ein Versuch an einer andern Stelle als auf der Rhede von Marseille zu landen, würde das Schiff der größten Gefahr ausgesetzt haben. Der Kapitän erbot sich gegen die Herzogin, es dennoch zu wagen, was diese aber bestimmt untersagte, und nur bat, daß man ein Boot aussetzen möge, auf dem sie entschlossen war, die Landung zu versuchen. Der Kapitän weigerte sich lange, allein die Herzogin ertheilte ihre Befehle sehr entschieden, und so blieb ihm, da das Schiff für ihre königliche Hoheit gemiethet war, mithin unter ihrer Verfügung stand, nichts übrig als zu gehorchen. Ueberdieß waren die Gründe, die sie angab, triftig: Sie selbst, sagte sie, habe die Stunde zum Ausbruch des Aufstandes bestimmt, und wolle deßhalb durchaus gegenwärtig seyn, damit nicht der Thron ihres Sohnes und das Leben derer, die bereit seyen, Alles für ihre Sache zu wagen, Gefahr laufe.

Der Kapitain ließ demnach das Boot aussetzen, das die Herzogin nebst zwei Personen, dem Herrn von Menars und dem General Bourmont, bestieg. Die Ruderer nahmen ihre Plätze, das schwache Fahrzeug trennte sich von dem Dampfboot,

und verschwand zwischen zwei berghohen Wogen, um bald darauf auf der Spitze einer Welle gleich einer Schaumflocke wieder zu erscheinen. Es war ein halbes Wunder, daß ein so gebrechliches Fahrzeug der tobenden See drei Stunden lang widerstand. Die Herzogin war auch hier, wie immer in wirklicher Gefahr, ruhig, ja fast munter. Sie ist eines jener zarten weiblichen Wesen, von denen man glauben sollte, daß der leiseste Hauch sie beugen könne, und die dennoch nur in Stürmen, die über ihrem Haupte oder in ihrem Busen wüthen, sich ihres Lebens freuen.

Die abenteuerlichen Reisenden landeten endlich gegen Abend unbemerkt an der Küste. Da sie nicht wagten, in ein Haus zu treten, so entschlossen sie sich, zu übernachten, wo sie waren; die Herzogin schlief, in einen Mantel gewickelt, unter einem Felsen, während Herr von Menars und General Bourmont bis Tagesanbruch Wache bei ihr hielten. Der erste Blick, den die Morgendämmerung nach der Stadt erlaubte, überzeugte die Herzogin, daß ihre Befehle befolgt worden seyen. Die weiße Fahne hatte die dreifarbige vom Thurm der Kirche St. Laurent verdrängt, und die Sturmglocke hallte in tiefen, lang gehaltenen Tönen von ihm herab. Man mußte die Herzogin fast mit Gewalt von ihrem Vorhaben, in die Stadt zu gehen, zurückhalten, und nur mit Mühe gelang es ihren Gefährten, sie zu bewegen, noch einige Zeit zu warten. Bald sah man eine zahlreiche Volksmasse sich auf die Esplanade von La Tourette drängen und nach dem Meer hin auf das Dampfboot „Carlo Alberto" blicken; denn es hatte sich ein Gerücht in der Stadt verbreitet, daß die Herzogin von Berry und General Bourmont an Bord dieses Schiffes seyen, und daß die Regentin und der Marschall gekommen wären, um die eben ausgebrochene legitimistische Bewegung zu unterstützen.

Um acht Uhr hörten die Herzogin und ihre Gefährten den Alarm, der in allen Theilen der Stadt geschlagen wurde. Dieß dauerte bis eilf Uhr, ohne daß jedoch geschossen wurde, und dann war Alles ruhig. Um 9 Uhr hatte die dreifarbige Fahne auf der Kirche St. Laurent ihren Platz wieder eingenommen, und um zwölf Uhr zerstreute sich, beim Anrücken der Nationalgarde und der Linientruppen, deren Waffen die Herzogin in den Sonnenstrahlen glänzen sah, das auf der Esplanade La Tourette versammelte Volk. Um zwei Uhr Nachmittags lief eine Fregatte mit der dreifarbigen Flagge, zwischen einer Menge von Schiffen durch, aus dem Hafen und näherte sich rasch dem Dampfboot, das ungefähr vier Stunden von der Küste wie ein Kork auf den Wellen wogte. Dieß gewahr werdend setzte der „Carlo Alberto" sich in Bewegung und verschwand bald in der Richtung gegen Toulon.

Alles dieß waren lauter ungünstige Zeichen. Länger da bleiben, wo man sich befand, wäre unklug gewesen, und deßhalb schlug General Bourmont der Herzogin vor, in eine nicht weit entfernte Hütte zu treten, während er selbst auf Entdeckungen ausgehen wollte. Diese Hütte gehörte einem Kohlenbrenner. Um 4 Uhr kehrte General Bourmont mit folgendem Bericht zurück: Während der ganzen Nacht vom 29. bis zum Morgen des 30. hatten sich Haufen von Legitimisten versammelt, und waren mit der weißen Fahne, unter dem Geschrei: „Es lebe Heinrich V.!" durch alle Straßen der Stadt gezogen. Um 3 Uhr Morgens waren einige bewaffnete Leute, nachdem sie die Schlüssel mit Gewalt genommen hatten, in die Kirche St. Laurent gedrungen und hatten statt der dreifarbigen, die weiße Fahne aufgepflanzt. Andere Bewaffnete waren nach dem Patoche und dem Wachthaus gedrungen, hatten die dreifarbige Fahne herabgerissen und in den

Koth getreten; der größere Haufe aber war unter dem Geschrei: „Es lebe die Ligue! es lebe Heinrich V.!" nach dem Gerichtshof gezogen. Ein Unterlieutenant vom dreizehnten Regiment, der sich hier befand, forderte das Volk auf, auseinander zu gehen, und auf die Weigerung des Rädelsführers, des Obristen Lachaud, ergriff er diesen beim Kragen und schleppte ihn nach heftigem Widerstand in die Wache. Ein allgemeines: „Rette sich, wer kann!" wurde hierauf laut, und während des Auflaufs ergriff man noch drei andere Personen, die Herren de Chandolle, Laget de Podio und Chevalier.

Die von der Mehrheit der Bevölkerung an den Tag gelegten Gesinnungen und die geringe Theilnahme, welche diese legitimistische Unternehmung erregt hatte, waren schlechte Anzeichen für den Erfolg der Unternehmung. Kaum zweihundert Karlisten hatten Theil an der Bewegung genommen, obschon sechs- bis achttausend in der Stadt sich befanden, und es war nur zu wahrscheinlich, daß die andern südlichen Städte sich nicht erheben würden, wenn Marseille, die vornehmste unter ihnen, nicht mit gutem Beispiele voranginge. Dieß waren traurige Nachrichten, und die Herzogin und ihr kleiner Rath beriethen sich nun eifrig, was zu thun sey. Ein Entschluß zu irgend Etwas war dringend, denn ihre Lage wurde immer bedenklicher, und die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick. Um ihr Mißgeschick zu vollenden, hatte das Verschwinden des „Carlo Alberto" ihnen auch noch den Rückzug zu Wasser abgeschnitten, und es blieb ihnen folglich nur noch die Wahl, entweder das Land, das die Rhone von den Alpen trennt, zu durchreisen, diese Gebirge zu übersteigen und nach Piemont zu gehen, oder sich westlich zu halten, Frankreich fast seiner ganzen Breite nach zu durchschneiden und Schutz in der Vendée zu suchen. Dieser letztere Plan, obschon der Ausführung nach der gefährlichste, bot doch die Aussicht eines wahrscheinlichen Erfolgs, und wurde deßhalb von der Herzogin gewählt; sie erklärte, da sie Frankreich einmal betreten habe, so wolle sie es auch nicht wieder verlassen, und deßhalb ertheilte sie mit der ihr eigenen Entschlossenheit Befehle zur augenblicklichen Abreise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Psychologie. Merkwürdige Fälle von Monomanie.

Alle Narren sind nicht eingesperrt; die Gesellschaft enthält eine große Zahl Individuen, welche eines Theiles ihrer Verstandeskräfte beraubt sind, und nichts destoweniger die Unabhängigkeit ihrer Handlungen genießen. Zu gewissen Epochen ist man ganz erstaunt, diese versteckten Monomanien sich aussprechen und eine bestimmte Gestalt annehmen zu sehen. Gewisse Verbrechen werden volksthümlich, gewisse regelwidrige Gewohnheiten verbreiten sich in der Masse; seltsame Neigungen ergreifen ganze Bevölkerungen. Es giebt, wie einen Magnetismus der Thorheit oder der Verbrechen, zuweilen der Tugend und Hingebung; die Gewalt des Beispiels ist wirklich ansteckend. Während der französischen Revolution füllten die Revolutionsgerichte den verhängnißvollen Karren, und die Verurtheilten gingen zum Tode, beinahe ohne daran zu denken. Unter Ludwig XIV. vergiftete man; unter der Regentschaft lebte man der Ausschweifung; in diesen letztern Zeiten legte man Brand an; zu einigen andern schlug man sich im Duell, Alles aus Mode.

Die Geschichte der Narrheit und der sich daran knüpfenden Affekte wäre sicherlich die merkwürdigste aller Geschichten; denn sie würde, allerdings in etwas übertriebener Form, die Thorheiten darstellen, welche zu allen Epochen mehr oder minder die Gesellschaft beherrscht haben.

Thorheiten, deren die Schriftsteller keine Erwähnung thun, und welche dennoch einen großen Raum im menschlichen Leben einnehmen. „Man kann, sagt der Doctor Pougens, sich keine genaue Vorstellung von den tausenderlei Sonderbarkeiten machen, denen der menschliche Geist ausgesetzt ist, wenn er sich unter einem krankhaften Einflusse befindet. So habe ich einen Narren gesehen, welcher sich einbildete, er trage den Himmel auf seiner Fingerspitze; auch hielt er ihn beständig in die Höhe, aus Furcht, der Himmel möge herabstürzen und die Welt erdrücken. Ein anderer glaubte in einen Hahn verwandelt zu seyn, dessen Schrei und Flügelschlag er nachahmte. Ein dritter, der in der Ueberzeugung war, er sey in einen irdenen Krug verwandelt, wagte nicht, sich zu zeigen, in der Besorgniß, er möge bei dem geringsten Anstoß zerbrochen werden. Ein vierter glaubte ohne Kopf zu seyn; man heilte ihn dadurch, daß man ihm eine bleierne Kappe aufthat, deren Gewicht ihn von seinem Irrthum zurückbrachte. Ein fünfter, welcher sich todt glaubte, verweigerte alle Nahrung, indem er sagte, die Todten äßen nicht. Einer seiner Freunde, um ihn aus diesem Wahn zu reißen, kam auf den Einfall, den Todten zu spielen. Man legte ihn in einen Sarg vor den Melancholischen, und einige Augenblicke darauf brachte man ihm das Mittagsessen; als der eingebildete Todte seinen Nachbar und alten Freund essen sah, befolgte er sein Beispiel und ward geheilt."

(Der Beschluß folgt.)

Plaudereien.

Man kann sich nicht genug verwundern, wie junge Männer, die auf den deutschen Universitäten den Wissenschaften obliegen, sich Excesse erlauben, welche nicht allein ihrem Interesse nicht zusagen, sondern sogar die gemeinste Gemeinheit und Rohheit beurkunden. Viele dieser jungen Menschen vergessen ganz und gar, was Studiren heißt, und warum sie studiren? Sie überheben sich über den Bürger- und Beamtenstand, über den Lehr- oder Künstlerstand, und lernen doch, um in diesen einst eintreten zu können. Das Geschöpf stellt sich höher, als den Schöpfer und das Ei will klüger seyn, als die Henne, der Lehrling verständiger, als der Meister. Der Studirenden Zweck ist zu lernen, und den Wissenschaften zu huldigen, nicht Tumulte zu erregen, wie ein Lanzknecht zu saufen, raufen und Lärm zu schlagen wie ungezogene Gassenbuben. Sehen sie denn solche Vorbilder in den Ständen, in welche sie eingereiht werden wollen? Sind das die Beweise ihrer höhern Cultur, der sie entgegen wallen?

Warum sind denn auf den östreichischen Universitäten die Studirenden sittsame, höfliche und ruhige Jünglinge, die blos den Wissenschaften obliegen und sich so sehr auszeichnen? Die deutschen Studenten verschreien ihre Ordnungsliebe für Knechtschaft, ihre Ruhe für Feigheit, ihre sittliche Haltung für Sklaverei. — Mit nichten; den Studirenden auf den östreichischen Universitäten sind alle Vergnügungen erlaubt, welche den Anstand, die Sittlichkeit, die Ruhe der Staatsbürger nicht verletzen, nicht in öffentliche Tumulte und rohes Lärmen ausarten. Sie besuchen Bälle (und geben selbst glänzende, von den höchsten Autoritäten besuchte), Caffee- und Billardhäuser, Wein- und Bierhäuser, alle Promenaden, Theater ꝛc, aber mit dem Anstande, der gebildete Menschen auszeichnet und sie über die Gemeinheit erhebt. Jedes Vergnügen wird gemüthlich, freudig, ohne Lärmen genossen, Niemands Ruhe wird gestört, Niemand beleidigt, und der freundlichste Verkehr findet zwischen Adel, Bürger und Studenten statt, und darum werden auch Letztere geachtet und in allen Gesellschaften gern gesehen,

wo sie zugleich Gelegenheit erhalten, sich für das höhere gesellschaftliche Leben auszubilden. Sie haben ihr Ziel immer vor Augen und wandeln auf der Bahn der Erkenntniß.

Buntes.

Man stritt sich: ob der 7jährige Krieg vor oder nach dem 30jährigen gewesen — ein Streitpunkt, den freilich nur zweibeinige Esel der Erörterung unterwerfen konnten. Ein alter, ehrlicher Bürger entschied mit edler Offenherzigkeit also: „So wie ich meine Frau zum Altare führte, ward der Hubertsburger Friede eingeläutet und damit der siebenjährige Krieg geschlossen. Seitdem — das sind heute dreißig Jahre — haben wir zusammen wie Hund und Katze gelebt — der dreißigjährige Krieg schließt sich also, bei mir wenigstens, gerade dem siebenjährigen an."

Die Ehrfurcht für gekrönte Häupter ging noch im 17ten Jahrhunderte so weit, daß bei Landestrauern über den Tod eines Regenten heirathende Jungfrauen sich ohne Brautkranz trauen lassen mußten. Dieß war z. B. der Fall bei'm Ableben Joh. Georg's I. von Sachsen 1656, so wie auch bei dem seiner Gemahlin 1659. *)

Früher waren Türken und Griechen sehr streng durch die Kleider-Ordnung geschieden; sie ist jetzt aufgehoben und der lästige Unterschied zwischen den beiden Völkern schwindet. Diese beginnende Verschmelzung ist auch dadurch merkwürdig, daß jetzt den Türkischen Griechen leicht gestattet wird, eine Kirche zu bauen, was früher nicht geschah: ja der Großwessir unterzeichnete bei einer solchen Gelegenheit 80,000 Piaster zu dem Bau. Das ist unerhört; — ach nein, nicht unerhört! Die Menschen überhaupt, also auch die Türken, sind viel liebenswürdiger im Unglück als im Glück, und wer zu dulden hat wird duldsam!

*) S. Pescheck's Frauenleben in Zittau.

Ein baierscher Soldat soll aus Griechenland geschrieben haben, daß er sich sehr nach dem Vaterlande sehne, weil die griechischen Mädchen sich in keinen Verkehr mit den Militairs einließen. Sehr fatal, besonders wenn der Eine oder der Andre mehr um der Siege unter Amor als unter Mars nach Griechenland zog; aber dagegen ehrenvoll für die griechischen Mädchen, daß sie ihre Gefühle nicht leicht preis geben, nicht etwa gleich singen: „Bairisch, bairisch, bairisch muß's seyn!" obwohl die Melodie von Carl Maria v. Weber sehr einladend ist. —

Als die Wiederherstellung der Facen und Sculpturen des Triumphbogens am Thore St. Denis beendigt war, denuncirte einer Derjenigen, welche nach des Kaisers Fall sich nicht schämten, seine eifrigsten Feinde zu seyn, den dabei angestellt gewesenen Architekten, daß er mit goldenen Buchstaben an den Fries des Triumphbogens die Worte Ludovico Magno angebracht habe. Nachdem der Kaiser unterrichtet worden, daß dies nur eine Auffrischung der alten Inschrift sey, erwiederte er: „Weshalb sollte ich darüber staunen oder unzufrieden seyn, das Ludwig XIV. auf einem von ihm errichteten Bauwerke der Beiname des Großen ertheilt wird? Ich kann ihm denselben weder streitig machen noch entreißen; die Nachwelt allein richtet über die Fürsten, und sie nur hat das Recht, ihnen Ehren zu geben oder zu nehmen. Ertheilen Schmeichler uns nicht verdiente Lobsprüche, so

bringt die Zeit das wieder ins Gleiche." — Die Inschrift blieb und besteht noch.

---

* Bemerkungen

über eine Erklärung über Homöopathie und deren Verunglimpfung im Wochenblatte Nro. 84.

Durch einige unschuldige Aufsätze, die seit einiger Zeit im Bürgerfreunde und Unterhaltungsblatte erschienen sind, ist Herr Dr. Meyerhoff im Wochenblatte zu der Erklärung veranlaßt worden, „daß man den gemeinen Mann über die Homöopathie in der bisherigen Verblendung zu erhalten, und ihn von deren Benutzung zurückzuscheuchen gar nicht satt kriegen könne." Es lohnt sich wol der Mühe zu untersuchen, ob der Herr Doctor gerechte Ursache zu dieser Erklärung hat oder nicht, ob jene Aufsätze wirklich den gemeinen Mann in der bisherigen Verblendung zu erhalten beabsichtigten, oder denselben nicht vielmehr aufzuklären sich die Mühe gaben. Diese Untersuchung wird indessen höchst schwierig, da der Herr Doctor es unterlassen hat, in einer Klammer die Klasse des Publikums näher zu bezeichnen, welche er unter den gemeinen Mann versteht. Man kann daher über diese Benennung nur Muthmaßungen hegen, und muß annehmen, daß derselbe den Theil des Publikums darunter begreift, welcher dasjenige, was der Herr Doctor seit Jahr und Tag öffentlich bekannt zu machen ein Belieben trug, nicht gleich für baare Münze annehmen will, schwerlich aber den Theil des Publikums, welchen er die echten, reinen und wahren Freunde der Homöopathie nennt. Die Benennung gemeiner Mann wäre sonach eine ganz ehrenvolle Benennung, und werden die Verfasser jener Aufsätze, gegen welche der Herr Doctor seine eifrige Erklärung gerichtet hat, wahrscheinlich auch zu der Klasse des Publikums gehören, dem der Herr Doctor den Ehrennamen „gemeiner Mann" ertheilt, und können sie den Himmel dafür nur danken daß er ihnen den gesunden Menschenverstand noch erhalten hat! — Der Herr Doctor scheint durch seine Bekanntmachungen Proselyten habe machen wollen, was ihm früher vielleicht oft gelungen seyn mag. Durch Bekanntmachung seiner Heilungen der Krätzigen mittelst homöopathischer Riechgläser dachte er vielleicht einen wahren Knalleffect hervorzubringen, und schmeichelte er sich vielleicht, daß sich die Zahl der echten, reinen und wahren Freunde der Homöopathie nun recht mehren würde. Gleich nach dieser Bekanntmachung erscheinen aber jene Aufsätze, die einen Strich durch die Rechnung zu machen drohen, und darüber fängt der Herr Doctor an, sich gewaltig zu ereifern. Derselbe hätte indessen vorab bedenken sollen, daß der Krug so lange zu Wasser geht, bis er bricht. Bisher schwieg das Publikum zu seinen Bekanntmachungen still, ein großer Theil belächelte dieselben, daß aber die Geduld desselben endlich zur Neige geht, ist in der Ordnung, ebenso, daß Stimmen sich gegen den Herrn Doctor erhoben, die ihn in seine Schranken zurückzuweisen sich bemühen. Wer etwas öffentlich bekannt macht, muß sich eine Kritik seiner Bekanntmachungen gefallen lassen, und je abgeschmackter diese sind, desto toller muß die Kritik ihre Streiche führen, das ist ebenfalls in der Ordnung. Der Herr Doctor scheint in seiner Erklärung anzunehmen, daß die genannten Blätter, namentlich der Bürgerfreund, bloß zur Unterhaltung dienen. Wir fordern die Redactionen dieser Blätter auf, sich hierüber näher zu erklären, glauben aber vor der Hand, daß sie auch zur Belehrung dienen sollen, und dieses besonders vom Bürgerfreunde. *) Es kann wol keinen größeren Freund des Bürgers geben, als der, welcher ihn belehrt, ihn vor Abwegen warnt, in Zeiten der Gefahr die Augen öffnet und gegen Tollheit und Unverstand zu bewahren sucht. Ein Blatt, welches diesen Zweck erfüllt, ist ein ehrenwerthes Blatt und köstliches Gut des Bürgers. Kann man sich mit Fug und Recht darüber wal ereife n, wenn ein solches Blatt Aufsätze enthält, welche durch ernst belehrende Worte oder die schärfer verletzende Geißel der Satyre dem Unverstande entgegentreten? Wenn Alles das, was je in den Köpfen der Menschen ausgeheckt und öffentlich bekannt gemacht wurde, gleich für unumstößliche Wahrheit gelten sollte, so würde es um die Menschheit bald schlecht, um die Irrenanstalten vielleicht desto besser stehen! Zum Ereifern gegen die Aufsätze im Bürgerfreunde und Unterhaltungsblatte hatte der Herr Doctor daher durchaus keinen Grund, und ist er selbst die nächste Veranlassung seiner Ereiferung gewesen. Hätte er seine Krätzheilungen durch die homöopathischen Riechgläser und Streukügelchen nicht öffentlich bekannt gemacht, und als etwas ganz Absonderliches ausposaunt, so würden jene Auf-

---

*) Es möchte anmaßend lauten, wenn ich dieses unbedingt bejahen wollte; aber es ist mir immer der schönste Lohn meines Bestrebens gewesen, wenn die Leser dem Bürgerfreunde dieses Zeugniß gaben. Der Red.

sätze, die ihm nun so viel Gift und Galle machen, nicht erschienen seyn. Und in der That, es wäre für ihn und seine Homöopathie vielleicht besser gewesen, wenn er diese Heilungen hübsch in petto behalten hätte, da sie seiner Sache eben nicht sehr zur Ehre gereichen. Nach dem, was der Schreiber dieses von anerkannt geschickten und umsichtigen Aerzten gehört hat, wird die Krätze nämlich, besonders in den englischen und hannoverschen Militärhospitälern, seit Jahr und Tag, ohne alle Nachtheile für die Kranken, auf eine sehr einfache, den Schweiß befördernde Weise in einigen Tagen geheilt. Der Herr Doctor hat dagegen bei seinen Krätzigen sieben volle Wochen lang nichts weiter gethan, als sie auf homöopathische Riechgläser aufriechen lassen und ihnen Streukügelchen gegeben, dieselben also über die Gebühr an der Krätze leiden lassen da ihm doch ohne Zweifel jene kürzere Heilart bekannt seyn mußte. Mit Fug kann man daher wol fragen, ob es recht sey, seine Nebenmenschen zum Gegenstande des Versuchs einer Lehre zu machen, der man Jahre lang mit beispielloser Hartnäckigkeit Eingang zu verschaffen strebt, ob es nicht weit eher Pflicht des Arztes sey, seine Kranken auf die sicherste und schnellste Weise von einem lästigen Uebel zu befreien, als bei ihnen Mittel anzuwenden, die minder schnell wirken und die erst versucht werden müssen? Wir glauben daher, daß der Herr Doctor gar keinen Grund hat, sich gegen die im Bürgerfreunde und Unterhaltungsblatte befindlichen Aufsätze zu ereifern, und ertheilen ihm den wohlmeinenden Rath, der ihm auch schon in einer der letzten Nummern des Unterhaltungsblattes von seinen guten Freunden ertheilt wurde, sich künftig vor allen Bekanntmachungen seiner heilkünstlerischen Leistungen in Acht zu nehmen; denn wenn dergleichen wieder erfolgen sollten, so könnten sie leicht zu Aufsätzen die Veranlassung geben, die Aerger und Zorn erregen.

Dürften wir noch einen Wunsch in Hinsicht des Herrn Doctor's aussprechen, so wäre es der, daß er bei seinen Heilungen auch das benutzen möchte, was die Erfahrung vieler hunderte von Jahren als bewährt befunden hat, nicht aber sein alleiniges Vertrauen auf seine homöopathischen Mittel setzen; denn gerade der Arzt, welcher das Gute aller Methoden kennt und es richtig benutzt, ist ein vielseitig gebildeter Arzt und wird in seinem Wirkungskreise am segensreichsten seyn.

Den Aufsatz in den Lesefrüchten, auf die der Herr Doctor aufmerksam macht, entsinnen wir uns nicht, gelesen zu haben, zweifeln aber nicht, daß er der Sache der Homöopathen nicht günstig seyn sollte, indem diese es sich schon seit längerer Zeit zum Gesetz gemacht haben, ihr Licht vor den Leuten leuchten zu lassen, d. h. ihre gelungenen (nicht die mißlungenen) Heilungen in Blättern, wie der allgemeine Anzeiger, die Lesefrüchte u. s. w. bekannt zu machen. — Einige uns wichtiger scheinende Schriften als die Lesefrüchte, möchten wir hier noch wol anführen, nämlich 1) Dr. F. A. Simon jun. Viergespann von den chronischen Krankheiten für Staatsmänner, Theologen, Aerzte und gebildete Nichtärzte geschrieben. Hamburg 1833. — 2) Die phantastische und besonders die lebensgefährliche Seite der homöopathischen Theorie und Kurmethode, nach medicinisch-moralischen Grundsätzen, und von natur-, menschen- und staatsrechtlichen Gesichtspunkten aus beleuchtet durch Dr. J. F. Baltz zu Berlin. — Diese höchst interessanten Schriften, die wir mit vieler Belehrung gelesen haben, verdienen gewiß allgemein gekannt zu seyn, und glauben wir sie auch dem Herrn Doctor mit Recht empfehlen zu können. — Ob die Verfasser der oft erwähnten Aufsätze im Bürgerfreunde und Unterhaltungsblatte aus Selbstinteresse geschrieben haben, wie dieses der Herr Doctor in seiner Erklärung anzunehmen geneigt scheint, wissen wir freilich nicht, möchten es aber wol bezweifeln, da eben kein Selbstinteresse, wol aber ein recht lebhaftes Interesse für Menschenwohl aus diesen Aufsätzen hervor zu leuchten scheint. — Eben so wenig können wir angeben, ob die Verfasser dieser Aufsätze von den Redactionen des Bürgerfreundes *) und Unterhaltungsblattes ein gutes Honorar erhielten, worüber die Redactionen den Herrn Doctor indessen am besten werden beruhigen können. Jedenfalls scheint es uns aber, daß das belohnende Gefühl, seine Nebenmenschen durch einige in den Druck gegebene Worte, dieselben seyen nun ernst und belehrend oder scherzend und beißend, vielleicht auf richtigem Wege erhalten zu haben, das beste Honorar ist, welches einem Verfasser zu Theil werden kann, und begnügen auch wir uns mit demselben bei Abfassung dieser Bemerkungen gern.

*) Nicht das Geringste. D. R.

A. Daves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönhen, Catharinenstraße Nro. 80.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 89.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 7. November 1833.

O Wundermacht der frommen Liebe,
Die über Sorg' und Harm erhebt;
Die, ob auch Erdenglück zerstiebe,
Doch nie verzagend trostlos bebt!

Das starke Mutterherz

beim Anblick des lahmgeborenen Kindes.

Sie konnte schon der Wunsch beglücken,
Bevor er in Erfüllung ging.
Mit frommen Dank und mit Entzücken
Empfing sie dann den Ankömmling.
Ihr klang des Weinens erster Ton
Wie Segensgruß und Liebesbitte;
Und aufwärts stieg, nach edler Sitte,
Der Lobgesang zu Gottes Thron.

Sie eilte nun, ihr Kind zu schauen,
Das hocherwünscht ins Leben kam.
Doch Schrecken faßte sie und Grauen
Ob dem, was jäh der Blick wahrnahm.
„Der eine Fuß ist ja verkürzt?
Nie wird es können g'rade stehen!
Ungleiche Schritte muß es gehen!"
Die Hände faltet sie bestürzt.

Viel Wehmuthszähren rannen nieder;
Das Mutterherz erbebte tief.
Doch siegt' im Kampf der Glaube wieder,
Der sich auf Gottes Huld berief.
Die Sinne fand sie unverletzt;
D'rum ehrte sie den Rathschluß dessen,
Der ihr die Prüfung zugemessen.
Mit hoher Fassung sprach sie jetzt:

„So galt, o Kind, Dein erstes Weinen
Der leiblichen Gebrechlichkeit?
Kein Wunderhelfer wird erscheinen;
Doch Gott ist's, der uns Trost verleiht.
Viel Lieblichkeit im Angesicht,
Die helle Stirn, des Auges Feuer —
Dieß Erbtheil macht Dich uns so theuer,
Weil es Gemüth und Geist verspricht.

Kannst Du mit der Gestalt nicht glänzen:
Sey nur an Lieb' und Tugend reich;

Und bleibe, wie von raschen Tänzen,
So fern von Eitelkeit zugleich!
Mit Demuth schmücke still Dein Herz,
In Dankbarkeit und Gottvertrauen:
So wirst Du Deine Wohlfahrt bauen
In Gleichmuth unter Wonn' und Schmerz.

„Verbot'ne Wege zu betreten,
Mißbrauche nie den Wechselschritt!
Eilt man zur Arbeit und zum Beten,
Geh, mühsam auch, wetteifrig mit!
Erwarte fromm des Treusinns Lohn!
Mitleidig soll Dein Leid Dich machen;
Und wenn Dich Spötter je verlachen,
So blick' empor zum Gnadenthron!

„Der Freunde wirst Du viele finden,
Ist redlich, rein und mild Dein Sinn.
Was Gott giebt, zwiefach zu empfinden,
Wird Anspruchlosen zum Gewinn.
Dein Ohr ergötzt der Vögel Sang;
Des Schönen hast Du viel zu schauen
Auf blumumkränzten Segensauen:
Der Schöpfung freu' Dich lebenslang!

„Ob Viel die Welt Dir schuldig bliebe:
Gott ist's, der Dir Ersatz verleiht!
Gerührt erkenne jede Liebe,
Die willig Rath und That Dir weiht.
Die Glücklichern beneide nie;
Und wenn sie mit gesunden Gliedern
Selbst Warnung nur durch Hohn erwiedern:
Bedau're, duld' und segne sie!

„Nichts darf dem Geist die Freiheit nehmen,
Sich aufzuschwingen zu dem Herrn!
Nichts soll die Kraft dem Willen lähmen,
Der Edles wählt getrost und gern!
Nichts raube Dir die Zuversicht:
Gott schirmt auf rauhem, steilem Pfade.
Laß g'nügen Dir an seiner Gnade:
So wächst Dein Muth, Dein Trost, Dein Licht!" —

„So wird mein Herz zur Tochter sprechen,
Ward ihr ein läng'rer Lauf bestimmt.
Zum Heil gedeiht ihr das Gebrechen,
Sobald sie Gottes Rath vernimmt.
Ist sie durch Prüfung dann bewährt:
So steht ihr einst der Himmel offen.
Da darf sie von der Schwachheit hoffen:
Sie wird zur Herrlichkeit verklärt!"

O Wundermacht der frommen Liebe,
Die über Sorg' und Harm erhebt;
Die, ob auch Erdenglück zerstiebe,
Doch nie verzagend trostlos bebt!
Gern rühmt mein Lied die Segensmacht
Der stillbewährten Muttertreue,
Die, oft betrübt, doch hold aufs Neue
Dem Schmerzenskind entgegenlacht!

J. G. Trautscholdt.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Die Herzogin hatte einen in der Nähe von Montpellier wohnenden Freund, auf dessen Treue sie sich verlassen konnte, da aber die Gesellschaft weder Wagen noch Pferd oder Maulthier hatte, so blieb kein anderer Ausweg, als zu Fuß dahin zu gehen; man machte sich demnach auf den Weg, entschlossen, die erste Station so lang als möglich auszudehnen. Unsere Reisenden verließen jetzt das Meeresufer; die Nacht war dunkel, und sie konnten Marseille am andern Ende der Bai nur aus zahllosen Lichtern erkennen, die gleich Sternen leuchteten. Dann und wann erhob sich ein Geräusch in der aufgeregten Stadt, das die sanfte, feuchte Nachtluft zu den Ohren der Wanderer trug. Dann kehrte sich die Herzogin immer um, warf einen Blick auf die Stadt, wo ihre Hoffnungen gescheitert waren, und setzte dann mit einem Seufzer ihre mühselige Reise fort.

Da sich vermuthen ließ, daß nach dem, was in der Stadt vorgefallen war, die Straßen beaufsichtigt werden würden, und daß Reisende ihres Aussehens zu Fuße Aufmerksamkeit erregen müßten, so wurde beschlossen, sich von dem Kohlen-

brenner durch die Gebirge führen zu lassen. Nach fünf Stunden ermüdender Wanderung gestand der Führer, daß er bei der Dunkelheit der Nacht den Weg verloren habe; die Herzogin war so ermüdet, daß sie nicht weiter gehen konnte, sie hüllte sich also in ihren warmen Mantel, legte ihr Haupt auf den Mantelsack, und fiel bald in einen so tiefen Schlaf, als wäre sie in den Tuilerien gewesen, während ihre Gefährten sie bewachten. Die Herzogin erwachte mit Tagesanbruch, und es war bereits hell genug, daß der Führer seinen Irrthum erkennen konnte. Er hatte sich zwei Stunden von dem Fußpfad entfernt, den er hätte einschlagen sollen, und um ihn wieder zu gewinnen, hätten die Reisenden eine Stunde weit durch offenes Land gehen müssen, wo sie Gefahr liefen, erkannt und angehalten zu werden. Die Herzogin bemerkte in diesem Augenblick ein nicht weit entferntes Landhaus und frogte, wem es gehöre. „Einem wüthenden Republikaner, antwortete der Führer, der noch dazu Maire der Gemeinde ist.

„Wohl, erwiderte die Herzogin, führe mich dorthin."

Ihre Gefährten blickten sie voll Erstaunen an.

„Meine Herren," sagte die Herzogin, indem sie sich zu ihren Gefährten wendete, ohne ihnen Zeit zum Sprechen zu lassen, und in einem Ton, den sie immer annahm, wenn ihr Entschluß unwiderruflich war, „der Augenblick ist gekommen, wo wir uns trennen müssen, denn einzeln laufen wir weniger Gefahr, als wenn wir beisammen bleiben. Sie, Herr von Bourmont, sollen meine Befehle in Nantes erhalten, gehen Sie dorthin, und warten sie auf mich. Sie Herr von Menars, gehen nach Montpellier, dort sollen sie erfahren, wo ich bin. Leben Sie wohl, meine Herren; ich wünsche Ihnen glückliche Reise, Gott sey mit Ihnen!" Mit diesen Worten reichte sie den beiden Herren die Hand zum Kusse und beurlaubte sie. Beide entfernten sich, weil sie wohl wußten, daß Vorstellungen nichts fruchten würden.

Als sich die Herzogin allein sah, wiederholte sie dem Führer ihren Befehl, sie zu dem Landhause des Maires zu begleiten, und eine Viertelstunde später stand sie im Besuchzimmer desselben. Der Hausherr, dem man ihre Ankunft hatte wissen lassen, erschien etwas später, die Herzogin ging ihm entgegen und redete ihn mit den Worten an: „Ich weiß, mein Herr, Sie sind Republikaner, allein politische Meinungen finden auf eine Verbannte, Flüchtige keine Anwendung. Ich bin die Herzogin von Berry, und gekommen, Sie um einen Zufluchtsort zu bitten."

„Mein Haus steht zu Ihren Diensten, Madame."

„Ihre Stellung setzt Sie in den Stand mich mit einem Paß zu versehen, und ich habe darauf gerechnet, daß Sie mir einen solchen ausstellen werden."

„Ich will Ihnen einen verschaffen."

„Bis Morgen muß ich in die Nachbarschaft von Montpellier, wollen Sie mir dazu behülflich seyn?"

„Ich selbst werde Sie dahin begleiten."

„Jetzt, mein Herr, fuhr die Herzogin, ihm die Hand reichend, fort, lassen Sie mir ein Bett in Bereitschaft setzen, und Sie sollen sehen, daß die Herzogin von Berry ruhig unter dem Dach eines Republikaners schlafen kann."

Am nächsten Abend befand sich die Herzogin in der Nähe von Montpellier, wohin sie, an der Seite des Herrn Maires sitzend, in dessen Wagen gefahren war, und sobald Herr von Menars sie hier gefunden hatte, wurden Anstalten zur Abreise getroffen. Beide stiegen in eine Kalesche, der Marquis von L., in einen Kutschermantel gehüllt, nahm Platz auf dem Bock, und die Reisenden fuhren nun, mit regelmäßigen Pässen ver-

sehen, mit Postpferden auf der Heerstraße von Montpellier nach Carcassonne. Zu Toulouse hielten sie sich einen Tag auf, und wollten dann über Bordeaux nach einem in der Nähe von St. Jean d'Angely gelegenen Schloß reisen, das einem Freunde des Marquis von L. gehörte, für dessen Treue dieser sich verbürgte, obschon er sich des ihm zugedachten Besuchs nicht versah. Von diesem Schloß aus wollte die Herzogin dann den Legitimisten in Paris Nachricht von ihrer Ankunft geben, und ihre ersten Proklamationen an die Vendéer ergehen lassen.

Die Bequemlichkeit und Sicherheit, mit der sie von Montpellier nach Toulouse gereis't war, flößten ihr eine solche Zuversicht ein, daß sie mehrere Freunde in letzterer Stadt von ihrer Ankunft in Kenntniß setzte und ihre Besuche annahm. Sie verließ indeß Toulouse noch in der Nacht nach ihrer Ankunft, setzte die Reise am folgenden Tage in einer offenen Kalesche fort, fuhr, ohne sich aufzuhalten, durch Bordeaux, ging über Dordogne und Cublac, und kam dicht unter den Mauern von Blaye vorüber, wo sie damals noch keineswegs daran dachte, daß sie binnen Kurzem eine Gefangene in diesen Mauern seyn würde.

Am Abend hielt der Wagen vor dem Thor des Schlosses. Der Marquis von L. sprang vom Bock herab, und schellte ganz so heftig an, wie Einer, der nicht Willens ist, lange zu warten. Der Lärm und die ungewöhnliche Stunde, in der er sich vernehmen ließ, veranlaßte den Herrn des Hauses, selbst herbeizukommen. „Ich bin es, von L.," sagte der Marquis, als er ihn gewahrte, „öffne rasch das Thor, denn ich bringe Dir Ihre königliche Hoheit, die Herzogin von Berry."

(Die Fortsetzung folgt.)

Psychologie. Merkwürdige Fälle von Monomanie.

(Beschluß.)

Die Oeffentlichkeit, die so großen Vortheil gewährt, hat zuweilen das Unglück, diese Volksmonomanien zu verbreiten, und die Gerichte von London haben davon ganz neuerlich ein seltsames Beispiel geliefert. Vor einiger Zeit hatten einige Uebelthäter, durch eine Bekehrung zu bessern Gesinnungen, den Einfall einer ganz neuen Art von Heroismus; sie klagten sich freiwillig wegen der Verbrechen an, die sie begangen hatten. Andere fanden nicht minder schön, sich mit Verbrechen zu belasten, welche sie nicht begangen hatten. Hier ist ein Beispiel dieser heroisch-komischen Selbstverläugung. Miß Elms, in Diensten bei einem Krämer in City, verschwindet; ihr Dienstherr, ein Mensch von schlechter Lebensweise und beinahe immer betrunken, stellte sich ins Gefängniß und klagte sich als den Mörder von Miß Elms an. Er erzählte alle Umstände des Mordes, er beschrieb genau sein Verbrechen. Einige Tage darauf fand sich Miß Elms wieder; sie sagte, sie habe das Haus ihres Dienstherrn verlassen, weil sie auf eine wenig anständige Weise daselbst behandelt werde, und die ganze Geschichte ihrer angeblichen Ermordung sey nur eine Fabel; man befragte nun den armen Teufel, welcher sich angegeben hatte. Seine Antworten sind merkwürdig genug, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Anfänglich beharrte er bei seiner ersten Erklärung; als man ihn aber mit Fragen drängte, gestand er endlich die wahre Ursache seiner Angabe:

„Es sind, sagte er, die verdammten Zeitungen, welche mich verrückt haben; das Lesen darin und die Erzählungen von Mordthaten und Geständnissen der Mörder haben mein Gehirn gänzlich in Verwirrung gebracht; ich wollte auch in den öffentlichen Blättern figuriren, und so habe ich

mich in die üble Lage gebracht, in welcher ich bin. Seyn Sie versichert, daß ich nie mehr eine Zeitung lesen werde."

Gewiß ein wunderliches Argument gegen die Oeffentlichkeit! — Uebrigens ist es eine drollige Erscheinung um die Erklärung dieses Mannes, welcher weder seine Mängel noch seine Fehler, noch seine Gewohnheitsvölleret, sondern einzig und allein das Lesen der Journale bereut! Als vor einem Jahr das Brandlegen in den englischen Pachthöfen den Schrecken auf dem Lande verbreitete, als die Zeitungen von dem Lärm dieses Verbrechens wiederhallten, klagten sich mehrere Bauern an, Feuer in die Scheunen ihrer Nachbarn gelegt zu haben, und es wurde bewiesen, durch unwiderlegliche Alibi, daß sie das Verbrechen, dessen sie sich beschuldigten, nicht begehen konnten. Je mehr man den Menschen studirt, desto mehr ist man erstaunt über die Schwäche einer Intellenz, die so stolz auf ihre Thaten ist, und über die Gebrechlichkeit einer Vernunft, die so hoch triumphirt.

---

*Zunftzwang.

Es giebt gewiß nur wenige Gegenstände der Staatswirthschaftslehre, worüber so viel geschrieben und debattirt worden ist, als über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Gewerbsfreiheit in Städten, und insofern könnten sowohl der in der Beilage zu Nro. 82 des Bürgerfreunds enthaltene Aufsatz, betitelt: — „Ueber die Folgen der Gewerbsfreiheit" — als diese Zeilen für überflüssig gehalten werden, da in beiden wohl nur wenig, vielleicht nichts Neues über den Gegenstand im Allgemeinen zu finden seyn dürfte. Allein auch vielfach besprochene allgemeine Grundsätze erregen trotz dem dann oft erst ein wirkliches Interesse, wenn sie auf einen speciellen Fall angewandt werden, und da, soviel Einsender bekannt ist, die Frage: ob es zweckmäßig sey, gerade in Bremen völlige Gewerbsfreiheit einzuführen, — bisher noch nicht öffentlich erörtert worden ist, so fühlt sich das größere Publicum dem Verfasser jenes Aufsatzes, wodurch eine solche Erörterung wenigstens veranlaßt wird, gewiß dankbar verpflichtet, und wird auch einige Worte mehr über denselben Gegenstand hoffentlich nicht ganz überflüssig finden.

Beim Lesen jenes Aufsatzes befremdet zuerst die darin sich aussprechende Furcht vor der gänzlichen Aufhebung der Zünfte in der Stadt Bremen; die Sache wird so gehalten, als gehe man hier wirklich mit dergleichen Gedanken um, als beabsichtige man wirklich die alte Zunftverfassung hier über den Haufen zu werfen, gänzliche Gewerbsfreiheit und Concessionswesen oder Unwesen einzuführen. — So weit sind wir aber gottlob noch nicht gekommen, und werden dahin auch hoffentlich in den nächsten hundert Jahren nicht gelangen, denn in unserm guten Bremen haben wir freilich, und gewiß nicht zu unserm Schaden, eine s. g. Bewegungsparthei, die das Veraltete hinwegzuräumen strebt; allein, wenn diese auch wirklich alles Bestehende zu stürzen und auszurotten suchte, was sie so unbedingt doch nicht thut, so würde in jeder Hinsicht und namentlich rücksichtlich der Zunftverfassung ihr Bemühen an der Kraft der weit zahlreichern und mächtigern Widerstandsparthei, die das Bestehende zu erhalten strebt, sicherlich scheitern. Es ist so leicht nicht, in Bremen ein Institut gänzlich aufzuheben, das Jahrhunderte hindurch bestanden, das wesentlich zum Flor des Gemeinwesens beigetragen, das von jeher den wahren Bürgersinn erzeugt, genährt und erhalten, und dem unser Staat wohl mehr zu verdanken hat, als man bei oberflächlichem Nachdenken erwarten sollte: nämlich einen braven, tüchtigen, wohlhabenden, innig

an unserm Gemeinwesen hangenden Mittelstand, eine Classe von Leuten, die man in so vielen Deutschen Städten schmerzlich vermißt. Schon der ruhige, sinnige Geist der meisten unserer Mitbürger, und namentlich derer, welche an der Gesetzgebung Theil nehmen, bürgt uns dafür, daß man hier nicht so ohne weiteres alle Zünfte, die Pflanzschule des wahren Bürgerthums, aufheben, daß man nicht ein Experiment machen werde, welches für den Staat wie für den einzelnen Bürger die traurigsten Folgen haben könnte. Und weshalb sollte man sich zu einem solchen Versuche entschließen, hat sich unser Bremen nicht bei den Zunfteinrichtungen wohl befunden, lehrt nicht die Erfahrung anderer Länder und Städte das Mißliche eines solchen Versuchs? Die in dem Aufsatze in Nro. 82 von Preußen hergenommenen Beispiele passen freilich nicht ganz, da in jenem Staate die Einwanderung von preußischen Unterthanen aus der gesammten Monarchie in die Städte nicht solchen Beschränkungen unterworfen ist, wie hier, sich mithin nicht genau bestimmen läßt, ob der Verfall des Bürgerstands in den preußischen Städten mehr der Leichtigkeit sich in denselben niederzulassen, oder mehr der Gewerbsfreiheit zuzuschreiben ist; allein, daß seit Einführung der letztern der eigentliche Mittelstand, die Gewerbsleute, und namentlich die Handwerker mehr und mehr heruntergekommen sind, ist in der Erfahrung gewiß begründet, wovon dann die Folge wiederum Verschlechterung der Arbeit gewesen ist, daher durchschnittlich wohl in keiner preußischen Stadt so geschickte Handwerker gefunden werden, als in Bremen, wenn auch, durch die Umstände begünstigt, einzelne Geschäftszweige dort mehr blühen als hier. Eben aber, weil es problematisch bleibt, ob nicht das Sinken des Bürgerstands in den preußischen Städten durch Einführung der Gewerbsfreiheit veranlaßt ist, und es dort wenigstens ebensoviele Leute giebt, welche die Zünfte wieder herbeiwünschen, wie solche, welche die Fortdauer der Gewerbsfreiheit verlangen, wird man sich hier wohl hüten einen Versuch nachzumachen, der uns theuer zu stehen kommen könnte, und der, einmal gemacht, nicht so leicht wieder zu paralisiren seyn dürfte, und schon aus diesem Grunde können die Mitglieder der Zünfte gewiß ruhig in die Zukunft sehen, und brauchen von dem besonnenen Bremer kein leichtsinniges Experimentiren zu fürchten. Und wo sollte, wenn man wirklich einmal an Einführung einer völligen Gewerbsfreiheit ernstlich dächte, wo sollte die Gränze seyn? welches Gewerbe sollte frei, welches nicht frei seyn? Sind es denn die Zünfte allein, welche für ihr Gewerbe ein ausschließliches Recht in Anspruch nehmen, existirt hier denn im Uebrigen Gewerbfreiheit? Leidet es der Kaufmann, daß ein Fremder hier Handelsgeschäfte treibt, sieht der hiesige Arzt oder Advocat nicht zugelassene Aerzte und Advocaten hier gern practisiren? Giebt es hier nicht privilegirte Mäkler und Agenten, Ausmiener, Güterbestäter, Druckereien, Leihbibliotheken, Wein- und Branntweinschenken, ja Leichenanstalten u. s. w. u. s. w.? Strebt nicht Jeder dahin, in den ausschließlichen Besitz der Ausübung seines Gewerbes zu gelangen, und sind nicht die meisten auch Nichtzünftigen an eine besondere Concession gebunden? Fast jeden Bremer, der seine Stimme für die Gewerbsfreiheit erhebt, könnte man ermahnen, damit zu beginnen, für sich und seinen Stand das Monopol aufzugeben, und da hiezu nur Wenige geneigt seyn möchten, so hat es für's Erste mit der Einführung der Gewerbsfreiheit noch wohl gute Wege.

Aber, giebt es denn wirklich so viele s. g. Radicale hier, die die Zünfte über den Haufen werfen, und alle Gewerbe frei machen wollen?

Nachdem, was hierüber verlautbar ist, muß diese Frage gewiß verneint werden, wohl aber giebt es Viele, welche eine Reform des Zunftwesens, eine Revision der Zunftgesetze für nothwendig halten, und zu diesem gehört auch der Schreiber dieser Zeilen.

Einer solchen Reform können und sollten die Zünfte sich nicht widersetzen, da sie selbst es unmöglich verkennen können, daß viele ihrer Gesetze sich für die jetzigen Zeiten nicht mehr passen, ja daß manche Zunft sich selbst und ihre Zeit überlebt hat, abgestorben ist, als gänzlich unnütz, und unfähig den gerechten Anforderungen der Zeitgenossen zu entsprechen, förmlich aufgehoben werden muß.

Ein Recht auf den Fortbestand der einmal gegebenen Zunftgesetze haben die Zünfte eben so wenig wie jeder andere Bürger ein Recht auf die Fortdauer der übrigen Gesetze: für die fernste Zukunft kann kein irdisches Gesetz gegeben werden, Alles ist dem Wechsel unterworfen, und so auch jedes Zunftgesetz, welches nur den jedesmaligen Zeitverhältnissen anpassend gemacht werden kann. Die Vergleichung der Zunftgesetze mit dem Eigenthume, wie sie sich in dem Aufsatze in Nro. 82 findet, paßt schon aus dem Grunde nicht, weil jeder Staatsbürger ein natürliches Recht hat, den Schutz seines Besitzthums zu begehren und eben dieses Naturrecht, den freien Gebrauch aller Kräfte der Staatsbürger verlangt, mithin durch einen Eingriff in das Eigenthum das Naturrecht verletzt, durch Aufhebung einer Zunft aber wieder hergestellt wird: mit andern Worten: jede Zunft beschränkt die natürliche Freiheit der Bürger gerade so wie jede Verletzung des Eigenthums. Aus politischen Gründen kann der Staat freilich durch ein Gesetz diese natürliche Freiheit beschränken, allein sobald diese Gründe wegfallen, und die Privilegirten nichts anders als eben dieses Gesetz für sich anzuführen haben, ist der Staat nicht nur berechtigt, sondern aus Rücksicht auf die übrigen Bürger auch verpflichtet, die Hindernisse, welche der freien Gewerbsthätigkeit des Bürgers im Wege stehen, wegzuschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Rationalismus, Supranaturalismus und Mysticismus.

(Ein Wort von Dr. J. F. Th. Wohlfarth.)

Auf dem Gebiete der Theologie herrscht wie zu irgend einer Zeit Spaltung, und zwar Spaltung nicht etwa über unwesentliche Nebenbestimmungen, sondern über die wichtigsten Hauptpunkte der Religion, eine Spaltung, die schon längst die Aufmerksamkeit der Laien auf sich gezogen hat, in den Religionsvorträgen der meisten Lehrer einen entscheidenden Einfluß äußert, und bereits tief in das religiöse Leben eingreift. Noch immer bekämpfen sich Rationalismus und Supranaturalismus, Vernunft- und Offenbarungschristenthum. Während die eine Parthei den Hauptbeweis für die Göttlichkeit der Lehre Jesu in ihrer höchsten Vernunftmäßigkeit findet, sucht die andere darzuthun, daß dieselbe lediglich auf der Thatsache unmittelbarer Offenbarung beruhe. Die erstere läugnet nicht bloß die Nothwendigkeit, sondern selbst die Möglichkeit einer solchen Offenbarung, verschmäht das Ansehen derselben für den Menschengeist und dringt auf eine vernunftmäßige Auffassung der Lehre Jesu. Die zweite schreit über die Anmaßungen der Vernunft, die sich herausnehme, Gottes Rathschluß zu meistern, und ruft nach Schergen und Ketten, um diese Feindin des Christenthums zu fesseln und unter

den Glauben gefangen zu nehmen. Jene nennt solchen Glauben blind und aberwitzig und beweist, daß der vernünftige Mensch ohne Ueberzeugung durch Vernunftgründe nichts als wahr annehmen, ohne Vernunft keine Religion haben, ohne Vernunft weder Gott erkennen noch verehren könne; sie fordert eine Anbetung Gottes durch Reinheit des Herzens und des Lebens, verwirft die Lehre von der versöhnenden Kraft eines Gott unwürdigen schuldlosen Opfers als eine jüdische Zeitidee, setzt den Zweck des Todes Jesu in die Bekräftigung seiner Lehre, leitet aus demselben moralische Motive zur Besserung ab, und macht die Vergebung der Sünde unbedingt von der Besserung abhängig. Diese behauptet die strenge Satisfaktionstheorie, verwirft die Annahme biblischer Zeitideen, deutet die Stellen von dem Leiden und Sterben Jesu ganz buchstäblich, hält sich streng an eigentlichen Wortverstand, läßt Jesum als Sündopfer der Menschen dahin sinken, spricht dem Menschen alle eigene Kraft zum Guten ab, läßt ihn ohne den Beistand des heil. Geistes nichts vermögen, und nur durch das Blut Jesu Gnade und Vergebung bei Gott finden. Und wer möchte es läugnen, daß die letzte Parthei der Lehre der Augsburgischen Konfession und der übrigen symbolischen Bücher, und der Theorie Luthers näher, weit näher stehe, als die erstere.

Wenn inzwischen dieses für den Gegenstand gar nichts entscheiden kann, so ruft dagegen die erstere den Geist der Konfessionsschriften, das Prinzip des Protestantismus an, und während sie von jener des Unglaubens bezüchtigt wird, beschuldigt sie dieselbe des Aberglaubens.

(Der Beschluß folgt.)

Sprüche.

(Nach Sirach.)

12, 18.

Aechte Freundschaft, du kannst im Glücke sie nimmer erkennen,
Doch, wenn es fliehet von dir, zeiget sich offen der Feind,
Geht's dir wohl, so wecket es Mißgunst und Neid bei dem Feinde,
Reicht dir das Schicksal den Kelch, flieht dich der heuchelnde Freund.

20, 32 u. 33.

Vergräbt man Gold, was frommt dann sein Besitz?
Unthät'ge Weise, was sind wohl sie nütz?
Verbergen soll mit Recht sich nur der Thor.

36, 27.

Fehlet dem Garten der Zaun, leicht wird er von Buben verwüstet;
Ohne wirthsame Frau gehet der Mann in der Irr'.

K. C. H — n.

Räthsel.

Ein Doppelhaus für zehen Knechte,
Das seinen Herrn einst arm gemacht,
Und das, vom weiblichen Geschlechte
Besessen, Manchen warm gemacht.

Oft wird's mit Anstand auch getragen,
Und trägt zugleich den eignen Herrn;
Sein Anblick selbst muß oft behagen,
Denn Mancher küßt sogar es gern.

Im Osten häufiger als im Westen.
Dort ist's geschmückt, hier meistens kahl;
Vom Bräutchen bei den Hochzeitsfesten
Braucht der Polak es als Pokal.

F. G. M.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 89.

Bremen, Donnerstag den 7. November 1833.

Gestorben:

Den 12. Juni 1833 starb zu Havanna der Koch auf dem Schiffe „Dorothea Luise" Arend Heinr. Lange, 40 J.; aus Grohden.

Den 13. — starb daselbst der Matrose des benannten Schiffes Johann August Brodier, 19 Jahr; von hier.

Den 26. Juli — starb am Bord des Schiffs „Johannes" Joh. Michael Dürr, 34 J.; aus Pfalzgrafenweiler, Königr. Würtemb.

Den 21. August — starb auf der Reise von Bremen nach Baltimore der Matrose des Schiffs „Johannes" Johann Hinrich Gräving, 23 Jahr.

Den 26. Oct. Henriette Bolte, 20 Jahr; Herrlichkeit.

Den 27. — Des Dr. Med. und Professors Gottfr. Reinhold Treviranus Ehefr., geb. Focke, 63 Jahr; am Wall Nro. 91.

Den 27. — Der Kaufmann Hinrich Duntze, 48 Jahr; Schwarzpott Nro. 12.

Den 27. — Johanna Wermelskirch, 51 Jahr; im Pröven Nro. 24.

Den 27. — Der Barsemeister Lüder Hindrichson, 68 Jahr; Theerhof Nro 13.

Den 27. — Des Müllers Conrad Haake Ehefrau, geb Meyer, 41 Jahr; Abbenthorswall.

Den 28. — Der Stuhlmacher Justus Heinrich Kelle, 31 Jahr; Georgshof Nro. 20.

Den 28. — Lena Lindemeyer, 66 Jahr; kleine Hundestraße Nro. 11.

Den 29. Oct. Der Maler Heinr. Anton Frese, 40 Jahr; gr. St. Annenstraße Nro. 63.

Den 29. — Des Kaufmanns Georg Wilhelm Cammert Sohn, 10 Monat; Langenstraße Nro. 55.

Den 29. — Des Gastwirths Martin von Oesen Tochter, 1½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 1.

Den 29. — Des verstorb. Steinhauers Joh. Liemann Sohn, 2 Jahr; Steinstraße N. 1.

Den 30. — Des Steuermanns Herm. Windeler Wittwe, geb. Voß, 64 Jahr; Payeken-Gang.

Den 29. — Des Schuhmachers Heinr. Christ. Schultz Sohn, 13 W.; Uthbremerstr. N. 4.

Den 30. — Des Schuhmachermeisters Heinr. Friedr. Georg Steinmeyer Sohn (todtg.); Schweinestraße Nro. 36.

Den 30. — Der Handlungsgehülfe Friedrich Nicolaus Hoyer, 17¾ Jahr; am Dom N. 1.

Den 31. — Der Maurergesell Diedr. Wienken, 70 Jahr; Paulsberg Nro. 32.

Den 31. — Des Kalkbrenners Jürgen Wilkens Wittwe, geb. Esselbrun, 83 Jahr; Doventhorssteinweg Nro. 36.

Den 31. — Carl Ludwig Meyer, 5 Wochen; Schwanenstraße Nro. 14.

Den 1. November. Des Küpers Herm. Korff, Ehefr., geb. Hashagen, 36 Jahr; Düsternstraße Nro. 87.

Gebuurten:

Den 24. Oct. Des Schuhmachers Friedr. Knochenhauer Ehefr., geb. Pflüger, Elhornstr. Nro. 13; von einem Mädchen.

Den 26. — Des beeidigten Copiisten Johann Friedr. Leonh. Bollmann Ehefr., g. Münch, Knochenhauerstraße N. 11; v. e. Mädchen.

Den 26. — Des Zimmergesellen Herm. Gottl. Lorentz Ehefr, geb. Kettler, Schmidtstraße Nro. 2; von einem Mädchen.

Den 26. — Des Gastwirths Cord Waetjen Ehefr., geborne Waetjen, Osterstraße; von einem Mädchen.

Den 27. Oct. Des Waaren-Agenten Christoph August Schulze Ehefr., geb. Brauns, Molkenstraße Nro. 29; von einem Knaben.

Den 27. — Des Schuhmachers Friedr. Heinr. Wilh. Dammann Ehefr, geborne Pengel, Rolandstr. Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Arb. Albert Kruse Ehefrau, geb. Meier. kl. Krummenstraße Nro. 7; von einem Knaben.

Den 27. — Des Kohlhökers Jacob Meyer Ehefrau, geb. Vagt. Lingen-Gang N. 2; von einem Mädchen.

Den 28. Oct. Des Glasers Conrad Fischer Ehefrau, geborne Sievers, Diepenau Nro. 2; von einem Knaben.

Den 28. — Des Küpers Johann Friedrich Schrader Ehefr., geb. Breckers, am alten Steinweg N. 26 E; von einem Mädchen.

Den 28. — Des Mäklergehülfen Joh. Wilh. Stange Ehefr., geb. Stange, Langenstraße Nro. 98; von einem Knaben.

Den 28. — Des Uhrmachers Eduard Friedrich Fouckhardt Ehefr., geb. Meisner, Herrlichkeit; von einem Knaben.

Den 29. — Des Zuckerfabrikanten Johann Friedrich Jasper Ehefr., geb. Schörling, Schüsselkorb Nro. 14; von einem Knaben.

Den 29. — Des Küpers Albert Bertling Ehefrau, geb. Murken, Wüstenstätte Nro. 7; von einem Knaben.

Den 29. Oct. Des Maurergesellen Friedr. Knochenhauer Ehefr., geb. Heithoff, am alten Steinweg Nro. 49; von einem Mädchen.

Den 30. — Des Schuhmacheramtsmeisters Heinr. Friedr. Georg Steinmeyer, Ehefr., g. Rätchen, Schwanenstr. Nro. 36; v. e. t. K.

Den 31. — Des Kaufmanns Heinr. Rudolph Reinken Ehefrau, geb. Block, beim Dom Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 31. — Des Schiffscapitains Joh. Christ. Claussen Ehefr., geb. Nehlken, am Bollwerk Nro. 14; von einem Knaben.

Den 1. Nov. Des Cigarrenmachers Carl Diedr. Wiele Ehefr., geb. Ellebrecht, Wätjen-Gang Nro. 8 (Neust.); von einem Mädchen.

Den 1. — Des Arb. Wilhelm von der Werff Ehefr., geb. Tackenberg, Biermanns-Gang Nro. 7; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Zimmermeister Christopher Poppe und Johanna Wilhelmine Schierenberg hieselbst.

Der Schweineschlachter Johann Friedr. Wilh. Franke hies. und Catharina Maria Herz aus Barrien, Königlich Hannövr. Amts Syke.

Der Tischler Berend Hilke zu Vegesack und Caroline Charlotte Henriette Lohaus aus Minden.

Der Arb. Heinrich Kirchhoff und Magdalena Wehmann, beide von hier.

Der Hutmacher Christoph Carl Reichenbach hies. und Sophie Doroth. Thiermann aus Uchte.

Der Kornmesser Albert Wilkens und des verst. Leichenansagers Johann Hüniken Wittwe, Gesche Margaretha geb. Boschen, hieselbst.

Der Küper Johann Hinrich Hencke und Metta Siemes, beide von hier.

Der Schuhmacher Johann Conrad Wilhelm Sander am Buntenthorssteinweg und Anna Maria Poppe aus Dötlingen, Herzogthums Oldenburg.

Der Schuhmacheramtsmeister Hinrich Wilhelm Brockmann hieselbst und Meta Wistel aus Wurthfleth, Amts Hagen.

Der Schuhmacheramtsmeister Johann Conrad Ebel hieselbst und Margaretha Lucie Thielpapen aus Wunstorf, Königlich Hannövr. Amts Blumenau.

Der Höker Heinrich Carl Ludwig Haßmer und und Anna Amalia Helena Margar. Holste, beide von hier.

Der Arb. Gätje Hohrmann und des verstorb. Kohlhökers Johann Friedrich Lundt Wittwe, Margaretha geb. Vieth.

Zehnterch Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 90.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 10. November 1833.

Die Formen der Erde vergehen,
Die Kunst gehört der Welt.

Ehre und Kunst.

Es waren einmal zwei Brüder
Verschieden in Sinn und Thun;
Der Eine wollte genießen,
Der Andre niemals ruh'n.

Der Eine schwelgt' im Schönen
Und wurde drob bettelarm,
Der Andre wurde Minister,
Beneidet vom Höflingsschwarm.

Und stolz verhöhnt er den Bruder:]
„Du hast dein Loos gewollt,"
Der nimmt sein Letztes, die Geige,
Von dannen sich fröhlich trollt.

Er spielt den Menschen zur Freude,
Zum Troste manch munteres Stück,
Man höret ihn niemals klagen
Ob Stürmen, ob Mißgeschick.

Wohl zwanzig Male im Wechsel
Sind Lenz und Herbst genaht;
Der Fröhliche zieht zur Nachtzeit
Einst singend seinen Pfad.

Sitzt an dem Weg ein Bettler,
Betrübt und schwach und alt,
Der Geiger schauet ihn bebend,
Erkennt wohl die Gestalt!

„So haben sie denn verstoßen
Grausam, o Bruder, Dich!"
„Weil ich auf Menschen gebauet
Traf würdig die Strafe mich."

„Komm denn! will dich geleiten,
Mein Ziel ist sicher gestellt; —
Die Formen der Erde vergehen,
Die Kunst gehört der Welt."

August Kahlert.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Der Herr des Hauses stand starr vor Staunen und Schreck. „Die Herzogin von Berry, stammelte er, wie Madame —"

„Sie selbst, öffne schnell das Thor!"

„Aber sie wissen nicht, daß ich zwanzig Personen im Hause habe, die alle im Besuchzimmer versammelt sind und —"

„Mein Herr, sagte die Herzogin, haben Sie nicht zufällig eine Base, die funfzig Stunden von hier lebt?"

„Ja, Madame."

„Nun wohl, so öffnen Sie das Thor und stellen mich diesen zwanzig Personen als ihre Base vor."

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und der Herr des Hauses, der diese Einwendungen nur aus Besorgniß für die Sicherheit der Herzogin gemacht hatte, öffnete sogleich; die liebenswürdige Heldin hüpfte aus dem Wagen, nahm den ihr dargebotenen Arm und trat in das Haus. Die Gäste hatten sich indeß, da sie das Verschwinden ihres Wirths gewahrten, größtentheils in ihre Schlafzimmer begeben, so daß die Herzogin, als sie mit Herrn von Menars und dem Marquis von L. ins Zimmer trat, nur noch die Frau vom Hause nebst zwei oder drei Personen vorfand, und mithin die Einführung der Fremden nur wenig Umstände machte.

Am nächsten Morgen stellte sich die Herzogin den Gästen beim Frühstück vor, und spielte ihre Rolle als Verwandte des Hauses so natürlich, daß Niemand auch nur den geringsten Verdacht schöpfte, wobei ihr der Umstand zu statten kam, daß keiner der Anwesenden sie früher gesehen hatte. Am folgenden Sonntag kam der Geistliche der kleinen Gemeinde von S., zu der auch die Bewohner des Schlosses gehörten, wie gewöhnlich zum Frühstück, und auch diesem wurde die Herzogin als eine Base des Hausherrn vorgestellt. Der Geistliche trat vor, um ihr seine Achtung zu bezeugen, blieb aber plötzlich so betroffen stehen, daß die Herzogin in ein lautes Gelächter ausbrach. Der gute Geistliche war der Herzogin von Berry im Jahre 1828 während ihrer Anwesenheit in Rochefort vorgestellt worden.

„Was fällt Ihnen denn an meiner Base so sehr auf?" fragte der Hausherr.

„Wie, erwiderte der Geistliche, das ist Madame —! Ihre — Base! — Ah! aber wahrhaftig, das ist erstaunlich!"

„Aber was ist denn da zu erstaunen?" fragte die Herzogin, die sich an der Verwirrung des Geistlichen ergötzte.

„Es ist, daß — Ihro königliche Hoheit ist — ich meine, daß Herrn —'s Base Ihrer königlichen Hoheit außerordentlich ähnlich sieht; — kurz ich hielt Sie für — und selbst jetzt noch — ich wollte darauf schwören, daß —"

Die Herzogin war außer sich vor Lachen, und in diesem Augenblick rief die Glocke zum Frühstück. Sie setzte sich an der Tafel dem Geistlichen gegenüber, der, ganz in Gedanken verloren, den Gegenstand seiner Verwirrung unverwandt ansah und des Essens darüber vergaß, oder wenn man ihn daran erinnerte, die Gabel bewußtlos zum Munde führte, sie aber gleich wieder auf den Teller legte und ausrief: „Es ist unglaublich! eine solche Aehnlichkeit ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen."

Die Herzogin blieb acht Tage in diesem Schloß; sie schickte von hier aus Briefe an ihre Freunde in Paris und der Vendée ab, und erließ eine von ihr als Regentin von Frankreich unterzeichnete Proklamation an das Volk. Sie war

indeß nicht allein rücksichtlich der Vorbereitungen, sondern auch über die Gesinnungen in den westlichen Departements sehr im Irrthum. Sie beurtheilte diese Provinzen nach den südlichen, die durch einen einfachen Aufruf zur Empörung verleitet und durch einen einzigen Unfall entmuthigt werden können. Der Vendéer ist ernst, kalt und schweigsam; er prüft jeden Plan bedächtig und sorgfältig, und wägt die möglichen Wechselfälle des Erfolgs und Fehlschlagens genau gegen einander ab. Sind die erstern die überwiegenden, dann reicht er seine Hand, sagt Ja, und stirbt erforderlichen Falles für die Erfüllung seiner Zusage. Da nun aber bei ihm Ja und Nein Worte des Lebens und des Todes sind, so besinnt er sich auch, ehe er sie ausspricht.

In der That weigerten sich auch mehrere Häuptlinge der Vendée, Folge zu leisten, als sie den Befehl erhielten, zu den Waffen zu greifen, und erklärten das Unternehmen für fruchtlos und verderblich; sie schlossen mit der Versicherung, daß sie für ihre Person mit Freuden ihr Blut auf Befehl der Herzogin vergießen würden, warnten sie aber zugleich, nicht die schwere Verantwortung auf sich zu laden, und die Bauern zu einem gewagten Unternehmen aufzufordern. Sogar Herr von Coislin, dessen Versprechungen die Herzogin hauptsächlich bestimmt hatten, erklärte sich in einer langen Denkschrift gegen ihr Unternehmen. Die Herzogin war indeß fest entschlossen, ihr Glück dem Zufall zu vertrauen und das Unternehmen zu wagen; sie erließ deßhalb folgende Antwort an Herrn von Coislin:

„Ich habe alle Ursache, über die in Ihrem Schreiben enthaltenen Angaben bekümmert zu seyn. Sie werden sich des Inhalts Ihrer frühern Briefe wohl erinnern; diese Briefe sowohl, als eine Pflicht, die mir heilig ist, vermochten mich, dem bekannten Biedersinn dieser Provinzen zu vertrauen. Als ich am 24. den Befehl ertheilte, zu den Waffen zu greifen, so geschah es, weil ich Ihrer Theilnahme gewiß zu seyn glaubte, und in Folge bestimmter Nachrichten aus dem Süden und von andern Punkten Frankreichs. Ich würde meine Sache als für immer verloren ansehen müssen, wäre ich genöthigt, aus dem Lande zu fliehen, und dieß werde ich zu thun gezwungen seyn, wenn nicht sogleich die Waffen erhoben werden. Es bleibt mir dann nichts übrig, als fern von Frankreich zu beklagen, daß ich den Versprechungen derer zu viel vertraute, zu deren Besten ich allen Gefahren trotzte, um die meinen zu erfüllen. Ich muß bekennen, daß es mir, des Raths des Herrn Marschalls beraubt, schwer fällt, einen solchen Entschluß ohne ihn fassen zu müssen; allein ich hege die Zuversicht, daß er auf seinen Posten gehen wird, wenn er nicht bereits dort ist.

„Ich hätte sehr gewünscht, für den Mangel seines Raths durch den Ihrigen entschädigt zu werden; allein die Zeit war dringend, und ich fühlte mich daher verbunden, ihrer Ergebenheit und ihrem Eifer zu vertrauen. Der durch ganz Frankreich erlassene Befehl, am 24. dieses Monats zu den Waffen zu greifen, bleibt demnach für den Westen in voller Kraft.

„Es bleibt mir nun nichts übrig, mein Herr, als ihre Aufmerksamkeit auf das Heer zu lenken. Es wird uns den Erfolg sichern, und es ist deßhalb unsere Pflicht, bei ihm alle nur möglichen Mittel der Ueberredung zu versuchen. Sie werden daher Sorge tragen, daß meine Proklamationen und Ordonnanzen zwei Tage vorher vertheilt werden, und ich mache Ihnen zur Pflicht, nicht eher feindselig gegen dasselbe zu verfahren, als bis alle Versuche zur Vereinigung erschöpft sind. Dieß ist mein unabänderlicher Wille.

„Nachschrift. Ich ersuche Sie, diesen Brief sogleich den Personen mitzutheilen, die den

Ihrigen an mich mit unterzeichnet haben. Ich muß Ihnen nochmals wiederholen, Herr Marquis, wie sehr ich auf Ihre Ergebenheit rechne, von der Sie mir schon viele Beweise gegeben haben, und die mir in diesem entscheidenden Augenblick wichtiger ist als je." Marie Karoline,

Vendée, Regentin von Frankreich.

am 18. Mai 1832.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*Zunftzwang.

(Fortsetzung.)

Das Recht des Staats, die Zunftgesetze einer Revision zu unterziehen, dürfte sonach wohl zu den Allerunbestrittensten gehören, und kann daher rücksichtlich Bremens nur die Frage seyn, ob eine solche nothwendig, oder doch wenigstens nützlich sey. Alle dafür sprechende Gründe hier aufzuzählen, würde, auch wenn der Raum dieser Blätter eine solche Ausführlichkeit verstattete, schon deßhalb unmöglich seyn, weil gerade zu den anstößigen Puncten in unserer Zunfteinrichtung der gehört, daß fast alles darauf Bezügliche geheim gehalten wird, es somit für den, welcher nicht den freien Zutritt zum Archive hat, rein unmöglich ist, alle Mängel aufzudecken, daher auch der Schreiber dieser Zeilen, dem leider auch das Archiv verschlossen ist, sich nur darauf beschränken kann, hier einige Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung hervorzuheben, um daran zu zeigen,

daß es allerdings sehr an der Zeit sey, die sämmtlichen Gesetze der Zünfte in Bremen einer gründlichen Revision zu unterziehen.

Daß zu den Fehlern unserer Zunfteinrichtungen auch die Geheimhaltung der deßfalsigen Gesetze und Privilegien gehöre, ist schon eben bemerkt; es ist freilich wunderbar zu sagen, aber doch wahr, daß in Bremen sich Jedermann nach den nie publicirten Zunftgesetzen richten soll, aber kein Mensch existirt, der sie kennt. Es kommt fast täglich vor, daß Richter und Advocaten gefragt werden, ob eine bestimmte Handlung erlaubt sey, ob sie als ein Eingriff in Zunftprivilegien angesehen werden könne u. dgl. m., und da müssen die gelehrten Herren denn in der Regel gestehen, daß sie darüber keine Auskunft geben können. Um sich solche zu verschaffen, bedarf es der Erlaubniß, die Archivalacten einzusehen, und wenn man diese auch von der Güte eines der Herren Inspectoren des Archivs erhalten sollte, was mitunter seine Schwierigkeiten hat, so ist damit auch noch nicht einmal geholfen, denn die Gesetze bestehen nicht bloß aus den gewöhnlichen Zunftartikeln, außerdem existirt eine Masse von Senatsbeschlüssen für jede Zunft, wodurch einige Artikel geändert, modificirt oder aufgehoben worden sind, so daß es oft eine wahrhaft herkulische Arbeit erfordert, sich durch den Wust durchzuarbeiten. Ist man endlich damit fertig, glaubt nun seiner Sache gewiß zu seyn, so riscirt man noch immer, daß irgend eine Bestimmung, die in den Zunftgesetzen nicht zu finden gewesen ist, von der Morgensprache für notorisch, gerichtskundig erklärt, und man somit in Strafe genommen wird, obgleich es auch bei dem größten Scharfsinn nicht möglich gewesen ist, eine solche Notorietät aus den Gesetzen herauszufinden. Bedarf es wohl eines Mehreren, um die Nothwendigkeit einer deutlichen, genauen Redaction der Zunftgesetze und einer ordentlichen Publication derselben darzuthun?

Läßt es sich mit den ersten Grundsätzen des Rechts reimen, daß der Bürger sich nach Gesetzen richten soll, die nie gehörig publicirt worden sind, ja die geflissentlich geheim gehalten werden?

Mit einer neuen Redaction und Publication sämmtlicher Zunftprivilegien wäre schon viel gewonnen, aber damit müßte zugleich auch eine

Revision und theilweise Umarbeitung des Inhalts selbst verbunden werden.

Daß man die, oft aus grauer Vorzeit herstammenden, in der plattdeutschen, jetzt nur Wenigen noch verständlichen Sprache geschriebenen Privilegien ins Hochdeutsche übersetzen werde, versteht sich wohl von selbst; bei der Revision aber wird man gewiß noch manche andere, einer Aenderung bedürfende Puncte finden, wozu vor Allem die Stellung der Morgensprachen und Inspectionen zu den Zünften zu rechnen ist. Wie der Bremische Staatskalender ausweist, sind ein Herr Bürgermeister und 23 Herren Senatoren Morgensprachsherren bei den verschiedenen Zünften (unter welchem Ausdrucke hier der Kürze wegen auch Societäten, Gewerke und ähnliche Corporationen, wie unter dem Worte Morgensprachsherren auch die Herren Inspectoren solcher Corporationen hier begriffen sind). Jeder Zunft stehen ein oder mehrere Morgensprachsherren vor, und alle Zunftsachen werden nicht wie sonstige Streitsachen in regelmäßig wiederkehrenden Sitzungen, sondern einzeln vor der competenten Morgensprache in besondern Terminen verhandelt, so daß wir für Zunftsachen nicht ein Gericht erster Instanz, sondern gerade so viele Gerichte wie Zünfte haben. Von welchen Zufälligkeiten es abhange, welcher Herr des Raths gerade Morgensprachsherr einer gewissen Zunft wird, wie bei der einen die ältesten, bei einer andern die jüngsten, bei wieder einer andern der, welcher in einem Quartiere grade der Dritte von oben ist u. s. w., diese Function übernehmen muß, und ob eine solche Einrichtung und ein dadurch veranlaßter häufiger Wechsel der Gerichtspersonen zweckmäßig sey, soll hier nicht weiter untersucht werden; nur einige Folgen der Zersplitterung der Gerichtsbarkeit unter so viele Behörden möge verstattet seyn, hier zu erwähnen.

Es kann nicht fehlen, daß bei so verschiedenen Richtern auch verschiedene Ansichten über manche Grundsätze obwalten, daß daher nicht alle Morgensprachen nach denselben Grundsätzen verfahren, und so die verschiedenen Urtheile der verschiedenen Morgensprachen oft nicht übereinstimmend ausfallen.

Das Verfahren vor den Morgensprachen ist mündlich und summarisch, obgleich in Morgensprachssachen bis an das höchste Gericht appellirt werden kann: in den Morgensprachen sollen die Partheien persönlich erscheinen, und da die Sitzungen nicht zu einer bestimmten Zeit gehalten; immer auch nur eine Sache einer einzelnen Zunft in einem Termine vorkommt, so ist die natürliche Folge, daß die Sitzungen der Morgensprachen von Niemanden als eben von den Partheien besucht werden, ja vielleicht nicht einmal von sonst Jemandem frequentirt werden dürfen. Der Gegner eines Amts steht allein da: ungeübt und mit dem gerichtlichen Verfahren unbekannt, sieht er seinen durch Uebung viel gewandter und erfahrner gewordenen Gegnern gegenüber, soll sich sofort mündlich erklären, und obendrein herrscht bei vielen Aemtern der Gebrauch, daß nicht bloß Alt- und Jungmeister erscheinen, sondern daß auch bei gewöhnlichen Streitsachen das ganze Amt zusammengetrommelt wird, und der unglückliche allein und ohne Beistand erscheinende Gegner des Amts rund um sich herum 20, 30, ja oft noch mehr Gegner sieht, deren Erscheinen, auch wenn alle mäuschenstill wären, grade nicht geeignet ist, Muth einzuflößen. Kommt nun noch hinzu, daß Jemand mit einem Amte zu thun hat, welches das Privilegium hat, daß die Morgensprachen in des klagenden oder verklagten Amts eigenem Amthause gehalten, die höchsten Magistratspersonen im Staate also in der Parthei eigenem Hause Gericht halten müssen, und berücksichtigt man dabei den bekannten Er-

fahrungssatz, daß fast Jeder in seinem eigenen Hause mehr Muth zu haben pflegt als im fremden: so begreift man, wie schon ein sehr hoher Grad von Kraft und Besonnenheit dazu gehört, in einer solchen Morgensprache dem ganzen versammelten Amte gegenüber den Kopf nicht zu verlieren, weßhalb es denn nicht fehlen kann, daß schon aus diesem Grunde die Zünfte ein großes Uebergewicht über ihre Gegner haben müssen. Dieses wird oft noch durch die zwar eingebildete, aber doch Muth einflößende Ueberzeugung von einer gewissen Vorliebe der Morgensprachen für die Zünfte, durch die Kenntniß der Zunftgesetze und die Gewißheit, daß sie dem Gegner ganz unbekannt seyen, vermehrt, und, um das Maaß voll zu machen, schreibt die Gerichtsordnung vor, daß bei Zunftsachen die Partheien keinen Anwald nehmen dürfen, vielmehr persönlich erscheinen müssen, so daß vor Gericht der Vortheil in jeder Hinsicht auf Seiten der Zünfte ist, was sich mit der wahren Gerechtigkeit nicht reimen läßt.

Das Verfahren vor den Morgensprachen ferner ist sehr zeitraubend für Richter und für die Aemter; für erstere, eben weil wegen jeder einzelnen Streitsache ein besonderer Termin gehalten wird; für die Aemter, weil in solchen Terminen alle Amtsgenossen erscheinen müssen, und z. B. wegen eines confiscirten Corsetts 40 — 50 Menschen auf die Beine gebracht werden.

Daß dieses Verfahren endlich theurer als das beim gewöhnlichen Untergerichte ist, lehrt ein Blick in die Taxordnung.

Die Mehrzahl der so eben erwähnten Nachtheile würde gehoben, wenn auch die Zunftsachen, sobald sie wirklich streitige sind, an das gewöhnliche Untergericht verwiesen, oder ein eigenes aus mehreren Senatoren bestehendes Zunftgericht eingerichtet würde: Gleichförmigkeit der Entscheidungen, größere Kenntniß der Richter in Zunftsachen, Gleichheit der Rechte der Partheien, Unbefangenheit derselben, Zeit- und Geldersparniß würde erreicht, und sicherlich einem wesentlichen Mangel unserer Zunfteinrichtungen abgeholfen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Rationalismus, Supranaturalismus und Mysticismus.

(Ein Wort von Dr. J. F. Th. Wohlfarth.)

(Beschluß.)

So schroff jedoch diese Gegensätze einander auch gegenüber zu stehen scheinen mögen, und wie auch der Streit endlich durchgekämpft oder verglichen werde, das ist die tröstende Rede für uns: daß wir daraus nichts zu fürchten haben für die Sache der heiligen Wahrheit. „Die Kirche wird je länger, je mehr zu der Einsicht gelangen, daß noch manches zu ihr Gehörende Verbesserung nöthig habe." Was aber zu verbessern, und wie zu verbessern sey? das kann nur im Streit der Meinungen ausgemittelt, und wird hierdurch um so mehr ausgemittelt werden, als in demselben die Wahrheit heller und klarer hervortreten muß. Einer theologischen Wissenschaft, der Kampf und Streit fremd wäre, gebührte der ehrende Name einer protestantischen nicht. Und recht eigentlich der Geist, der auch auf dem Reichstage zu Augsburg und in der von demselben benannten Konfession der Wahrheit herrliche Siege gewann, dieser Geist ist es, der in jenem Streit sich kräftig erweist und gewiß auch jetzt zur Ehre des Christenthums die christliche Kirche weiter vorwärts führen wird. „Wer vermag einen Irrthum, einen trüglichen Schein oder eine Absurdität zu ersinnen, womit man nicht schon die Veste des Evangeliums zu erstürmen versucht hätte? Aber, was war der Erfolg? Sind die Gegner, und wann sie auch mit Gigantenmacht anstürmten, nicht jedesmal

von den Blitzen der Wahrheit getroffen und niedergeschmettert worden? Hat nicht die Wahrheit zu allen Zeiten um so glänzendere Siege gefeiert, je heftiger sie angegriffen wurde? Würden wir also nicht selbst den Werth unserer guten Sache verdächtig machen, wenn wir es nicht duldeten, sie von allen Seiten zu beleuchten, oder wenn wir durch Beschränkung der Denkfreiheit die Besorgniß an den Tag legten, die Wahrheit möchte die Prüfung nicht bestehen und über feindliche Angriffe nicht zu siegen vermögen? Würden wir nicht hierdurch dem Evangelium die Gelegenheit rauben, sich in seiner göttlichen Kraft geltend zu machen? Nein, durch den Streit der Meinungen ist schon mancher Irrthum überwunden, manches Vorurtheil besiegt, manches Lehrsystem geläutert und gereinigt worden; aber die Wahrheit selbst, die ewige, göttliche Wahrheit hat darunter nie gelitten, sondern jedesmal nur gewonnen." Weit entfernt über den Streit auch des Supernaturalismus und Rationalismus zu trauern, wollen wir vielmehr des regen, kräftigen, freien Lebens in unserer Theologie uns um so aufrichtiger freuen, je mehr es gerade auch in unsern Tagen wieder gilt: gegen die Feinde des Lichts in die Schranken zu treten.

Welchen warmen Freund der Wahrheit nämlich müßte es nicht betrüben, wenn nächst den Sprechern, welche sich in ihrer Befangenheit zu Herren über Glauben und Gewissen ihrer Mitchristen berufen fühlen und die Religion Jesu auf die Formen des 16. Jahrhunderts reduziren wollen, auch Männer auftreten, die sich eine höhere Stufe der Seligkeit zu verdienen hoffen, wenn sie die Christenheit aus dem Sonnentempel der Wahrheit und lebendigen Erkenntniß in die dunkeln Hallen, in die unterirdischen Gemächer düstrer Schwärmerei und thörichter Selbstpeinigung herab zuführen suchen. Man spricht von Abnahme des Mysticismus; wir glauben noch nicht daran. Darum, daß das Fieber einige Augenblicke nachläßt, ist es noch nicht gewichen. Und Viele, Viele sehen offenbar das Uebel nur um deßwillen weniger und geringer, weil sie mit seinem Daseyn vertrauter geworden oder selbst in seine Schlinge gerathen sind. Der Mysticismus hat tiefe Wurzeln geschlagen, hat Vieler Vernunft gefangen genommen, Vieler Augen verblendet, und was das Schlimmste ist, er zählt selbst unter den höhern und höchsten Ständen warme Freunde und Verehrer.

„Es ist, als wenn der Mensch auch des gesunden Verstandes nach langem Gebrauch überdrüssig würde, und in den Phantasien und Gefühlen der Mystik und Schwärmerei wieder Reiz und Nahrung suchte."

Und mag diese Erscheinung noch so natürlich zu erklären, mag sie nach einem nothwendigen Zusammenhange der Erscheinungen unserer Zeit auf dem Gebiete der Theologie und Politik gekommen, eine heilsame Krise des Umschlags vom Unglauben zum Glauben und höchst wünschenswerth seyn, damit unsere Nachkommen in der Religion, in der einmal für eine mathematische Evidenz unmöglich ist, das mystische mit dem frommen Glauben innig verbundene Element nie mehr verkennen; eine Krisis, die zu lange anhält, ist und bleibt immer gefährlich und fordert, damit sie das sey, was sie seyn soll, ärztliche Hülfe. Das dem Lichte entwöhnte Auge bleibt lieber in der Finsterniß; Schwärmen und Phantasiren ist leichter als Denken und Forschen, und der Weg, den die Mystiker zum Himmel führen wollen, scheint wenigstens gemächlicher als der Pfad der strengen Tugend.

Die Reformatoren, welche in Augsburg ihr Glaubensbekenntniß ablegten, folgten keinen dunklen Gefühlen, keinen Bildern einer künstlich erregten Einbildungskraft, keinen schwärmerischen Regungen eines krankhaften Gemüths; eine Klarheit der Ideen, Deutlichkeit der Begriffe, Bestimmtheit der Vorstellungen sprach sich überall aus. Sie waren sich dessen, was sie wollten, ihrer Grundsätze, wie dessen, was sie in Folge der Anwendung derselben erkannt und gefunden hatten, lebhaft bewußt; ihr Glaube war ein ächter Denkglaube; das klare Wort Gottes, ausgelegt durch unbefangene Erklärung seines Sinnes, war ihre Leuchte und ihr Licht. Schwärmerei und Mysticismus verwarfen sie, als Etwas des vernünftigen Menschen Unwürdiges, der Schrift Widersprechendes, die Tugend und Seligkeit Hinderndes, ja die Reformatoren selbst waren die ersten, welche dem in jenen Zeiten auftretenden Separatismus kräftig entgegenarbeiteten. Nur jenen allein wahren, der Religion eigenthümlichen Mysticismus, jene frommen Gefühle, welche die Erkenntniß der Wahrheit in dem Gemüthe hervorruft, jene Demuth in der Forschung nach Wahrheit, jene Bescheidenheit, die der Beschränktheit des menschlichen Verstandes eingedenk ist, wenn ihr nicht das volle Licht aufgeht, jene gläubige Unterwerfung unter den göttlichen Rathschluß in Christo, auch wenn Wir ihn nicht begreifen, jene heiligen Gefühle der Anbetung, Liebe

und Dankbarkeit, die dem die Gränzen seines Wissens Fühlenden, für das klare Schauen, daß erst jenseits des Grabes uns vergönnt seyn wird, hienieden uns durch himmlische Ahnungen Ersatz bieten, diesen von Vernunft und Schrift gebilligten und geforderten, edlern Mysticismus hielt ihr frommer Sinn aufrecht. Wenn dieß nicht die Stimmführer des Mysticismus erkennen wollen, so sollen wir Andern es wenigstens bedenken, damit wir nicht irre geführt werden, Gott da zu suchen, wo er — in der Finsterniß — nimmer zu finden ist.

Correspondenz.

(Auszug aus einem Briefe aus Prag.)

„In demselben Moment kam der Zug vorüber. Der Wagen des Kaisers war, der kühlen Abendluft wegen, nicht herunter geschlagen, wohl aber waren die Fenster desselben herabgelassen, so daß ich ihn ganz deutlich sehen konnte. Kaiser Franz erscheint über seine Jahre alt, das Gesicht äußerst mager, greisenhaft und gerunzelt, die Haltung des Körpers hinfällig. Je länger ich ihn ansah, um so mehr fiel mir die Aehnlichkeit zwischen ihm und Friedrich des Großen in den letzten Jahren seiner Regierung auf, mit dem Unterschiede, daß die Mienen des großen Königs noch ernster und strenger gehalten waren. Die einfachsten Sitten, Frömmigkeit aus Grundsatz, angeborne Gutmüthigkeit und ein patriarchalisches Leben im Schooße seiner Familie zeichnen den Kaiser als Mensch aus. Er hat einst einen harten Kampf auskämpfen müssen. Der Sohn eines korsikanischen Edelmanns raubte ihm die Hälfte seiner Monarchie, eine geliebte Tochter war der Preis für das Bestehen der noch übriggebliebenen. Wie recht hatte er, als er seinem Neffen, dem Herzog von Reichstadt, die Worte in Halbach's „heilige Anklänge" einschrieb (ein Buch, welches der Herzog als das theuerste Gut, was er besaß, seinem Freunde, dem Ritter Prokesch von Osten, als Andenken an eine schöne Stunde gab, in welche der Sohn des entschlummerten Welt-Eroberers mit einer zum Herzen gehenden Rührung über Religion und das Walten einer ewigen Vorsehung sich ausließ): „Gott wolle dir in jedem Ereignisse deines Lebens, in jedem Kampfe Licht und Kraft verleihen. Dies der heiße Wunsch deiner dich liebenden Großeltern. Franz. Caroline Auguste." Bekannt auch ist die Antwort, die er einem hohen Prälaten, Hinsichts der Bestätigung der verstorbenen Gattin seines ältesten Bruders, des Erzherzogs Karl, in dem entschiedensten Tone gab: „Sie hat unter uns gelebt, sie soll auch bei uns ruhen." Der Kaiserliche Wille entschied. Und so ward die Entschlummerte in der Familiengruft bei den Kapuzinern — beigesetzt.

Es circuliren viele Anekdoten, die fast sämmtlich von des Kaisers klarem Verstande, der richtigen Beurtheilung und oftmals auch von scharfsinnigen und treffenden Repliken — die wahre Sarkasmen wären, wenn jene angestammte Gutmüthigkeit ihnen nicht den verwundenden Stachel nähme — ganz unleugbare Kunde geben. Die als Künstlerin und aus ihrem Privatleben bekannte Sophie Schröder kommt unlängst nach Wien. Mit Recht war ihr gefühlvolles Herz von der Besorgniß ergriffen, es möchte ihr Benehmen gegen das Publikum, in der letzten Zeit ihres Wirkens auf dem Hofburgtheater, noch in frischem Andenken seyn und zu Scenen Anlaß geben, die ein so empfindsames Herz leicht irritiren könnten. Um diesen zarten Auftritten auszubeugen, geht sie schnurstracks zum Kaiser, der gerade am meisten Ursach hatte, mit ihr unzufrieden zu seyn, und bittet ihn, durch seine persönliche Gegenwart den bangdrohenden Sturm zu beschwichtigen. Der Kaiser sagt es ihr zu. Die verhängnißvolle Theaterstunde schlägt. Im Parterre merkt man schon einige unzweideutige Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfange der Madame. Da tritt der Kaiser in seine Loge — die Gardine rollt auf und er ist der Erste, der die zaghaft heraus- und beklommen Hervortretende mit Beifall empfängt. Dieses großmüthige Beispiel des geliebten Monarchen entzündete einen wahren Enthusiasmus. Nun erschallte es von allen Seiten in den rauschendsten Akkorden, ein donnernder Applaus ward Madame zu Theil. Tief gerührt geht sie den andern Tag zum Kaiser, um ihm für so viel Huld ihren beredsamen Dank abzustatten. Schwache Augen wollten bemerken, daß, als Madame aus dem Audienz-Zimmer trat, eine trübe Falte des Unmuths auf ihrer Stirn lag. Der Kaiser aber lachte und sagte laut: „Na — ich habe mich und das Publikum on ihr gerächt; ich habe ihr gesagt: Nicht wahr, Schröder, wir Beide sind recht alt geworden?!"

(Hierbei eine Beilage.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

* Die Homöopathie.

Ist's Lüg' und Trug', so wird es bald vergehen,
Ist's Wahrheit, ewig leuchtend fortbestehen.

Die Homöopathie gehört zu den Wissenschaften, wovon sich die Philosophen mit aller ihrer Weisheit nichts haben träumen lassen. — Da sich die Zahl ihrer Anhänger und Verehrer täglich mehrt, da das Interesse für sie täglich gesteigert wird, da das allgemeine Wohl so eng damit verflochten ist: so mag es wohl dem Laien vergönnt seyn, von dem was er darüber gelesen und gehört hat, Bemerkungen zum Besten der leidenden Menschheit, ja zum Besten des ganzen Staats wiederzugeben, zumal wenn er, wie ich, selbst geprüft, selbst erfahren hat, daß die Homöopathie kein Werk der Thorheit ist, sondern fest überzeugt ist, daß sie in der Hand des vernünftigen Arztes, der Feind von aller Charlanterie nicht blinden Glauben erzwingen will, eine Sache der Wahrheit ist, für deren Enthüllung man dem Schöpfer nicht genug danken kann. — Daß die Homöopathie auf alle mögliche Weise angefeindet wird, ist ganz natürlich — welche große neue Wahrheit, wodurch uralte Systeme und Methoden umgestürzt wurden, ist ohne Kampf zum Siege gelangt? Man denke doch an das Christenthum und die Reformation, an die Thränen und das Blut und die Opfer Tausender während ihrer Errichtung und Verbreitung, an die Lob- und Dankgesänge von Millionen, auf denen der Segen jener großen Güter ruht, seitdem der Kampf ausgekämpft und der Sieg errungen ist. — Welche neue Kunst und Wissenschaft hat die Theorie und Praxis alter Meister, woran sich die Menschen seit Jahrhunderten gewöhnt hatten, umgestoßen, ohne Hindernisse aller Art zu finden, ohne verspottet und verlacht zu werden, ehe sich die Menschen einmal Mühe gaben, das bessere Neue sorgsam zu prüfen, ehe man sich von der wirklichen Nützlichkeit des Neuen überzeugte? Man denke nur an die Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst, des Maschinenwesens, der Blitzableiter, der Dampfböte ꝛc. Wie wurden diese hochwichtigen Sachen anfangs verlacht, wie wurden ihre unsterblichen Erfinder verhöhnt und verfolgt! Berthold Schwarz ward ins Gefängniß geworfen, Faust als vom Teufel besessen verschrieen, Fulton ward in Paris und London mit seinen Anträgen, Dampfböte zu bauen, verspottet und verlacht, kam endlich damit in den Freistaaten Nordamerika's zu Stande, fand aber so wenig Theilnahme, daß er in großer Dürftigkeit starb. — Dummheit, Stolz, Eigennutz, Neid, Phlegma waren es größtentheils, welche jene Verfolgungen erzeugten, sie sind auch die Motive Vieler, welche die Homöopathie verlachen, befeinden und wieder zu unterdrücken sich bemühen. — Diese neue Wissenschaft giebt der bisherigen Methode der Söhne Aesculaps eine ganz andere Gestalt, droht die Läden der Apotheker leer und öde zu machen, wird den Verdienst so mancher Drogueristen und Materialisten ungemein schmälern; daß also eine große Menge sonst sehr achtbarer, angesehener, gelehrter Männer zu ihren natürlichen Widersachern gehören, ist nicht zu verwundern; denn bis jetzt haben noch Wenige derselben Lust zu prüfen oder die Hochherzigkeit, die Wahrheit und Klarheit der neuen Lehre einzugestehen. Jene Widersacher haben nun eine Menge von Brüdern, Schwestern, Vettern und Cousinen, welche mitspötteln, mitlachen, weil jene es gern sehen, dazu gesellt sich nun der Troß der Phlegmatischen und Gleichgültigen, welche sich ärgern, wenn etwas Neues unter der Sonne vorfällt'

wodurch sie aus ihrer bisherigen Bequemlichkeit durch den Strom der Aufklärung zu thätiger Theilnahme fortgezogen werden. — Aber sind sie hinwegzuläugnen die vielen Beweise, welche sich täglich mehr zeigen, daß Leidende, welche vergebens durch Mixturen und Brechpulver, Blutigel und Aderlässe, Pillen und Latwergen bei der Allopathie Hülfe suchten, durch die Homöopathie Hülfe fanden? Hahnemann's Lehre besteht nun schon seit 30 Jahren; wäre sie nun, was so Viele behaupten, ein Werk der Thorheit, wäre sie dann nicht schon längst untergegangen, statt daß sie sich immer mehr ausbreitet? Hätte sie in dieser langen Reihe von Jahren das Unheil und den Nachtheil angerichtet, welche ihr so manche Unkundige zudictiren, wäre sie dann nicht schon längst in allen Ländern verboten worden, statt daß so viele Regierungen sie schützen, ja sie zu fördern suchen?

In der lesenswerthen Motion des Abgeordneten Herr in der Badischen Kammer am 12. Aug. d. J. in Betreff des theoretischen und practischen Unterrichts der Homöopathie auf den inländischen Hochschulen, findet man mehrere Beispiele aufgeführt, wie lebhaft sich manche Regierungen für die neue Wissenschaft interessiren. Der vorige Herzog von Anhalt-Köthen sagte in einem Dekrete vom 1. Juli 1832, er halte es für eine Regentenpflicht, die Heilart Hahnemann's seinen Unterthanen zu empfehlen; sein Nachfolger, der jetzige Herzog, hat sich öffentlich darüber ausgesprochen, daß auch er sich von den Vorzügen der neuen Heilart vor der alten überzeugt habe. — Der Herzog von Lucca hat kürzlich ein großes Hospitol errichtet, worin alle Kranken von zwei eigends angestellten Aerzten ausschließlich homöopathisch behandelt werden; die Königlich Sächsische Regierung hat die aus Privatmitteln bezweckte Errichtung eines homöopathischen Hospitals in Leipzig genehmigt. Der König von Preußen hat sich auf Anrathen seines allopathischen Arztes der Methode mit Erfolg bedient und mehrere Glieder seiner Familie sind diesem Beispiele gefolgt, haben sogar Homöopathen zu ihren Leibärzten angenommen; die Dokumente, welche der Doctor Roth in Folge Auftrags des Königs von Baiern über die homöopathische Behandlung der Cholera aus Oestreich geholt hat, geben den schönsten Beweis der schnellen Wirksamkeit der neuen Methode in jener schrecklichen Krankheit. — Die Baiersche Regierung ist in Begriff ein Lokal zur Behandlung der Kranken nach homöopathischen Grundsätzen zu errichten; der König von Würtemberg und die Königlich Preuß. Regierung zu Düsseldorf haben gewissen Aerzten ausdrücklich die Erlaubniß ertheilt, die homöopathischen Arzneien ihren Kranken selbst zu geben. — In Kopenhagen ist auf Veranlassung des Professor Wendt in einer Anstalt ein besonderes Lokal bestimmt worden, worin die Kranken homöopathisch behandelt werden sollen, auch in Stockholm hat man in einem Lazarethe Versuche begonnen; in Wien befinden sich bereits 22 homöopathische Aerzte; daß in Rußland die Anwendung der neuen Lehre wieder verboten ist, darf nicht befremden.

Bei all dem Bemerkten muß es auffallen, daß in unserm freien, aufgeklärten Bremen, welches sonst im Guten und Gemeinnützigen so manchen Städten voranleuchtet, die neue Lehre so viele Feinde hat, so viele Widerwärtigkeiten erdulden muß, bloß deshalb, weil ein ehrenwerther Greis, dem schon so Manche ihre Gesundheit verdanken, und der es gewiß redlich und ehrlich meint, nicht mit der Feder umzugehen versteht. Das sollte nicht seyn; man sollte nicht bloß die schwache Schattenseite, sondern auch die hellleuchtende Lichtseite betrachten; man sollte nicht ohne Untersuchung verdammen, nicht ohne Prüfung verwerfen, nicht spötteln und lachen, weil Andere

spötteln und lachen, nicht anonym und verdächtig eine so ungemein wichtige Sache bekritteln, sondern mit offnem Visier hervortreten, wenn Facta anzugeben sind, daß die Homöopathie schädlich und verwerflich sey; man lasse z. B. in unserm Krankenhause Versuche anstellen, behandele einen Theil der Kranken eine Zeitlang allopathisch, den andern Theil homöopathisch und dann urtheile man nach dem Resultate. — Zu meinem Bedauern konnte ich dem letzten Bürgerconvente nicht beiwohnen, heftige Anfälle asthmathischer Beklemmungen, verbunden mit einer starken Erkältung — von welchen Uebeln ich indeß innerhalb 3 Tagen durch die homöopathischen Mittel des Herrn Doctor H — d. hergestellt ward, fesselten mich an jenem Tage ans Bett; es that mir dieses ungemein leid, da ich wußte, daß mehrere Gegenstände von großer Wichtigkeit zur Berathung und zu Definitiv-Beschlüssen vorkommen würden, besonders lag mir die Krankencasse für fremde Dienstboten am Herzen, da ich mich von deren großen Nutzen und Segen völlig überzeugt hatte; leider habe ich es erfahren müssen, daß durch Stimmenmehrheit der Theil der Bürgerschaft, welcher auf jenem Convente versammelt gewesen, 60 und einige, die Krankencasse für fremde Dienstboten aufgehoben hat; Herrschaften und Dienstboten, welche seit mehreren Jahren das Gute dieser Anstalt empfunden haben, werden das Unangenehme dieses Beschlusses bei neuen Krankheitsfällen im hohen Grade fühlen. Es haben vielleicht Manche aus Unkunde, Manche aus Vorurtheil gegen die Anstalt, Manche aus Ermüdung über den schon so viel besprochenen Gegenstand kurzweg für die Auflösung der Krankencasse votirt — Alle würden aber gewiß gern für deren Erhaltung gesprochen haben, wenn selbe ohne Erhöhung der Beiträge der Interessenten und ohne Ansprüche auf die Staatscasse hätte geschehen können. — Wie, wenn nun dazu ein Mittel wäre, wenn der Senat seine Genehmigung ertheilen und sich dazu bei den Bewohnern Bremens eine genügende Theilnahme zeigen würde, eine Privat-Krankencasse für Dienstboten zu errichten und zwar eine homöopathische Heilanstalt? — Man lache nicht über diesen Vorschlag, sondern denke nach; man verwerfe nicht, sondern prüfe. —

Schließlich erlaube man mir noch einen Blick auf die von dem Abgeordneten Herr angedeuteten Vortheile der Homöopathie und zwar hinsichtlich der bedeutenden Ersparniß an Geld und Zeit:

1) ist der Geldwerth der homöopathischen Arzneimittel so höchst unbedeutend, daß die Aerzte sie leicht unentgeltlich geben können, dadurch würden die Apothekerkosten ganz wegfallen, oder, wenn der Staat die Apotheker nicht unberücksichtigt lassen könnte, würden diese bei unsrer kleinsten Münze für jedes Mittel noch große Procente verdienen;

2) hat die Erfahrung bereits bewiesen und viele angesehene Aerzte sind darüber einverstanden, daß die Genesung von vielen Krankheiten durch homöopathische Behandlung weit schneller als sonst gefördert wird, welch ungemein großer Nutzen und wohlthätiger Einfluß dieses, besonders bei der arbeitenden Classe ist, wird Jeder leicht begreifen;

3) ist der Gewinn und die Ersparung nicht allein für den Privatmann, sondern auch für Staats- und Gemeindecassen unberechenbar. Trübt sich bei dem kranken Armen nicht noch mehr der Blick und verschlimmert sich nicht sein Leiden noch ungleich mehr bei dem Gedanken: „wie sollst du für die vielen Arzneien Zahlung leisten? Wird nicht Mancher dadurch abgehalten, die Hülfe eines Arztes anzurufen? Ist nicht schon mancher Kranker ein Opfer der Vernachlässigung geworden?

4) ist die neue Heilmethode deshalb für den Kranken von großem Nutzen, weil der homöopathische Arzt die Arzneimittel bei sich führt und sie sogleich geben kann. Wie oft wohnt der Kranke mehrere Stunden von Aerzten und Apothekern entfernt, und muß oft lange Zeit warten, bis er die vom Arzte vorgeschriebenen Mittel aus der Apotheke erhält; durch den großen Zeitverlust hat die Krankheit eine andre Richtung genommen und oft wirkt so das bestverordnete Mittel nachtheilich. Bei Krankheiten besonders ist schon viel gewonnen, wenn Zeit gewonnen ist;

5) hat sich die Homöopathie nicht allein bei Menschen, sondern auch bei Thieren ungemein bewährt gefunden; welche erfreuliche Aussicht für den Landmann, dessen Hauptvermögen oft im Viehstande steckt, und welcher bisher so oft durch langwierige kostspielige Kuren seines kranken Viehs verarmt und unglücklich geworden ist; es handelt sich hier also um eine wichtige staatswirthschaftliche Frage, welche die neue Methode vorlegt.

Bei solchen wichtigen Vortheilen, bei der Anerkennung des Nutzens von Seiten vieler aufgeklärten Regierungen, bei dem so günstigen Urtheile ausgezeichneter Deutscher Aerzte, eines Hufeland's, Kopp's und andrer, ist die Menschheit dem ehrwürdigen Greise Hahnemann unendlichen Dank schuldig für seine Lehre, welche ohne Zweifel immer mehr Eingang finden, immer mehr vom Kampfe zum Siege gelangen wird.

Daß die Homöopathie mit aller Vorsicht angewandt werden muß, daß sie in der Hand eines Pfuschers höchst nachtheilich seyn kann, daß sie bei Schlagflüssen, Körperverletzungen, Vergiftungen, bei Ertrinken und andern plötzlichen Unglücksfällen nicht ausreicht, daß sie hier auf Erden nicht unsterblich machen werde, wird jeder vernünftige Mensch leicht begreifen. Nicht fürstliche Dekrete, nicht Ciceronische Reden vom Katheder, nicht die gelehrtesten Schriften der Philosophen werden die Wahrheit der Homöopathie beurkunden, nein — sondern eine andere Stimme wird entscheiden, eine Stimme, welche so oft schon den Fürsten auf dem Throne und den Professor auf dem Catheder zum Schweigen gebracht hat, das ist — die Stimme des Volks: — des Volkes Stimme aber ist Gottes Stimme.

Obigen zum allgemeinen Besten gemachten freimüthigen Bemerkungen füge ich den aufrichtigen Wunsch bei, daß die Homöopathie zum Segen der Menschheit immer mehr bewährt gefunden werden möge und daß ihre Gegner unter Nennung ihrer Namen Thatsachen des Nachtheils der Homöopathie verzeichnen mögen; bei einer so ungemein wichtigen, alle Menschen nahe angehenden Sache, sind anonymes Lob und anonymer Tadel nur schädlich, klingen verdächtig und partheiisch.

Johannes Rösing.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 91.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 14. November 1833.

— Wo ist ein Edelsitz, von dem
Nicht ein Geschichtchen zu erzählen wäre,
Dem Enkel wichtig, deutungsvoll und schaurig? —
W. Scott.

*Sysiphus.

Jahrtausende schon wälz' ich meinen Stein,
Doch nimmer will der Zorn der Götter enden;
Und strahlet mir der Hoffnung gold'ner Schein,
Muß ich die Schritte wieder rückwärts wenden.
Ha, grause Marter, namenlose Pein,
Ein Werk beginnen und es nie vollenden!
Könnt, Götter, ihr den Menschen also strafen;
Den ihr erschuft, Vollendetes zu schaffen. —

Als Licht geboren streb' ich auf zum Lichte,
Doch hemmt den Flug der plumpe, schwere Stein;
Er zieht herab mich stets mit dem Gewichte,
Ins öde Thal, voll Dunkelheit und Pein.
Den süßen Trost, daß man mich einst vernichte,
Und mich befrei' vom qualenvollen Seyn,
Raubt grausam mir der harte Spruch der Götter:
„Du Mensch bist ewig, dulde ohne Retter!

Nehmt ihr auch nicht des Lebens schwere Bürde,
So sey die letzte Bitte mir gewährt:
Nehmt mir das göttliche Gefühl der Würde,
Das in mir spricht: solch Sclavendienst entehrt!
Dann trag' ich ruhig meine Höllenbürde,
Dann fühlt der Leib, der Mensch sich nicht beschwert;
Und wie ein Gaul geduldig werd' ich fröhnen,
Und mich vielleicht mit dem Geschick versöhnen.

Th. Rüther.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Die Herzogin hegte die größte Hoffnung, daß das Heer sich für sie erklären werde; die Berichte über die geheimen Versuche, es zu gewinnen, beweisen nur zu sehr, wie schlecht sie unterrichtet war. Sie hatte mittlerweile, wie bereits erwähnt, am

15. Mai um 11 Uhr das Schloß verlassen, in dem sie eine so gastliche Aufnahme fand, und die Vendée betreten. Sie wollte am folgenden Tage in der Nähe von Montaigu mit Herrn von Charette zusammentreffen, und war deßhalb genöthigt, den Rest des Tages und die ganze darauf folgende Nacht auf der Reise zuzubringen. Sie hatte beschlossen, auf halbem Wege im Hause eines Geistlichen einzukehren, der von Herrn von Charette bereits unterrichtet, und als ein eifriger Anhänger der legitimen Sache erbötig war, sie an den Ort der Zusammenkunft zu begleiten. Die Herzogin erreichte sein Haus gegen acht Uhr Abends, und kam allein, weil sie fürchtete, eine zahlreiche Begleitung möchte Verdacht erregen. Von hier aus hatte sie noch sieben Stunden zurückzulegen.

Sobald die Herzogin zu Nacht gespeist hatte, bat sie den Geistlichen, während sie ihre Vorbereitungen treffe, die nöthigen Befehle zur Abreise zu geben. Bald war Alles bereit, und als nach Verlauf einer Viertelstunde der Geistliche das Zimmer der Herzogin wieder betrat, um ihr zu melden, daß ihr Pferd gesattelt stehe, fand er sie in einen Bauerburschen von etwa 18 Jahren verwandelt; ihre langen, lichtbraunen Haare waren unter einer braunen Perücke verborgen. Der Geistliche rief nun seinem Pathen, einem Aufschößling von etwa 16 Jahren, und sagte diesem, indem er auf die Herzogin deutete, nur die wenigen Worte: „Hier ist ein junger Mann, den Du hinter Dich auf's Pferd nehmen sollst; er muß nach — gebracht werden."

Der Bursche blickte den seiner Führung Anvertrauten flüchtig an und erwiderte dann: „Sehr wohl, Herr Pfarrer, er soll dahin gebracht werden." Die Herzogin stieg nun, nachdem sie von dem Geistlichen Abschied genommen, hinter ihrem Führer aufs Pferd, und fort ging's im Trab, ohne daß die beiden Reisenden nur ein Wort gewechselt, oder der Führer sich nur ein einziges Mal nach seinem Gefährten umgesehen hätte. Nach drei Stunden erreichten sie den bestimmten Ort.

Die Herzogin gab sich hier zu erkennen, und trat in das Haus, in dem man sie erwartete. Der Bursche aber, der sie gebracht hatte, kehrte sogleich zurück, ohne ein Wort zu sprechen, oder eine Belohnung zu fordern.

Dieser junge Mensch hatte die Herzogin im Jahre 1828 gesehen, und sie selbst unter ihrer Verkleidung wieder erkannt. In diesem Benehmen spricht sich der ganze Charakter der Landleute der Vendée aus; er ist unwandelbar derselbe — kalt, schweigsam und treuergeben.

Charette traf zur bestimmten Stunde ein, und ritt dann mit der Herzogin weiter bis in die Nähe von Grand-Lieu. Kaum hatten sie auf diesem Wege etwa eine Stunde zurückgelegt, als sich ein Unfall ereignete, der beinahe den ganzen Feldzug noch vor dem Beginn ein Ende gemacht hätte. Als nämlich die Reisenden ein wenig unterhalb Remouilli auf einer Brücke oder vielmehr einem Damm von nassen Steinen über die Maine gingen, glitschte der Herzogin der Fuß aus und sie stürzte in den kleinen Fluß. Charette sprang augenblicklich nach und trug sie ans jenseitige Ufer, wo sich die Herzogin, die als Mann gekleidet war und keine Kleider zu wechseln bei sich hatte, in großer Verlegenheit befand. Da sie aber in der Nähe ein Haus bemerkte, so ging sie hinein, entkleidete sich und hüllte sich, bis ihre Kleider trokken waren, in ein Betttuch; dann kehrte sie ins Vorhaus zurück, wo sie eine Schüssel saure Milch und ein Stück schwarzes Brod, die ihr Gefährte verlangt hatte, mit diesem theilte.

Von Aigrefeuille aus, wo die Herzogin wieder Kleider ihres Geschlechts und einen Wagen erhielt, fuhr sie auf der Heerstraße bis Couffon, wo sie in ein Haus trat. Bald darauf kam eine

mit ihren Kleidern bekleidete Frau aus demselben, und stieg in den Wagen, der auf der Straße nach Nantes fortfuhr. Die Herzogin hatte indessen die von der Frau abgelegten Kleider angezogen und begab sich dann auf einem Seitenweg in den unwegsamsten Theil des Landes. Sie hoffte auf diese Weise, wenn man ihr nachstellen sollte, ihre Verfolger auf eine falsche Spur zu leiten.

An demselben Tage noch (17.) verbarg sich die Herzogin in einer ärmlichen von jeder andern Wohnung entlegenen und gegen zufällige Entdeckung vollkommen gesicherten Hütte. Von hier aus gab sie Herrn von Bourmont Nachricht von ihrer Ankunft in der Vendée. Der General war, nachdem er über Lyon und Moulins Frankreich durchreist hatte, an demselben Tage in Nantes eingetroffen. Hier erhielt die Herzogin Herrn von Coislins Zuschrift und den Besuch des Herrn von Guibourg.

Während die Herzogin in der Vendée thätig war, hielten ihre einflußreichsten Freunde in Paris, die indeß an dem guten Erfolg ihres Unternehmens zweifelten, Zusammenkünfte. Es war deßhalb dringend nöthig, der Herzogin durch einen Mann von unzweifelhafter Zuverlässigkeit ihre Ansichten mittheilen zu lassen. Der Herzog von Fitzjames, der Vicomte von Chateaubriand und Hyde de Neuville waren von der Regierung zu streng beaufsichtigt; man beschloß also, daß Herr Berryer, der Advokat, unter dem Vorwand eines Prozesses vor den Assisen von Vannes die Herzogin besuchen, ihr einen kurzen Aufsatz über die in der Versammlung ausgesprochenen Meinungen überbringen und das Uebrige mündlich mittheilen solle. Der Bericht über diese abentheuerliche Reise ist höchst interessant.

Herr Berryer verließ Paris am Morgen des 20. und kam am 22. nach Nantes. Bei seiner Ankunft erfuhr er, daß Herr von Bourmont seit zwei Tagen hier sey, und begab sich sogleich zu ihm. Herr von Bourmont hatte am 15. den Befehl erhalten, am 24. zu den Waffen zu greifen; allein nach Allem, was er während seines kurzen Aufenthalts in Nantes gehört hatte, war er mit dem Herrn Berryer der Meinung, daß auf diesen Aufstand, den er als einen beklagenswerthen, übereilten und thörichten Einfall betrachtete, durchaus keine Hoffnung zu gründen sey.

Der Marschall war in der That so sehr dieser Meinung, daß er es auf sich nahm, den allgemeinen Aufstand bis auf weitere Befehle zu verschieben. Er war mit dem Beweggrund der Reise des Herrn Berryer höchlich zufrieden, und noch an demselben Tage war alles Nöthige zu dessen Abreise bereit. Um zwei Uhr Nachmittags war das kleine Fuhrwerk, das ihn weiter bringen sollte, vor seiner Thür; ehe er es jedoch bestieg, fragte er den vertrauten Agenten der Herzogin in Nantes, wo Madame sich aufhalte und welche Straße er einschlagen müsse. Der Agent erwiderte, indem er auf einen an der Ecke der Straße, auf einem grau gefleckten Pferde haltenden Bauern deutete: „Sehen Sie dort diesen Mann, dem dürfen sie nur folgen.“ Und in der That, kaum sah der Bauer, daß Herrn Berryers Fuhrwerk sich in Bewegung setzte, so trabte er in gemessener Entfernung voran, daß ihn Herr Berryer stets im Gesicht behielt. Auf diese Art ging es über die Brücken ins freie Feld; der Bauer sah sich nie nach Herrn Berryer um, sondern trabte anscheinend so unbekümmert um das Fuhrwerk, dem er zum Führer dienen sollte, voran, daß Herr Berryer mehr als einmal auf den Gedanken kam, man habe ihn zum Besten. Dem Kutscher konnte er, da er nicht in das Geheimniß eingeweiht war, keinen Aufschluß über den Weg geben, den er einzuschlagen habe, und wenn ihm auf seine Frage, wohin er fahren solle, die Antwort wurde: „Folge

enem Mann!" so gehorchte er der erhaltenen Anweisung buchstäblich, und kümmerte sich weiter so wenig um d. Führer, als dieser sich um ihn bekümmerte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*Zunftzwang.

(Beschluß.)

Ein Urtheil darüber zu fällen, ob nicht einzelne Zünfte, bei denen die Erfahrung gelehrt hat, daß sie hier doch nicht bestehen können, besser ganz aufzuheben seyen, dürfte nicht schwer seyn; dagegen die Ansichten über das Zusammenziehen mehrerer nahe verwandter Zünfte in eine, z. B. der Tonnenmacher und Kimker, schon mehr von einander abweichen, und wenn man gar einzelne Bestimmungen in den verschiedenen Zunftartikeln ins Auge faßt und Abänderungen vorschlägt, so erhebt sich in der Regel ein solch Geschrei für und wider, daß es schwer wird, die Ruhe und ein richtiges Urtheil zu bewahren. Der Verfasser dieser Zeilen, dem überdieß, der obenerwähnten Geheimhaltung der Zunftgesetze wegen, zu einer vollständigen Prüfung auch nicht einmal das Material zur Hand ist, will daher schließlich einige ihm zur Kunde gekommene Vorschriften auch nur erwähnen, dem unpartheiischen Leser dann das Urtheil über die Nothwendigkeit einer Revision der Artikel überlassend.

Das s. g. Jagen der Bönhasen, das dabei gebräuchliche, freilich jetzt gesetzliche Verfahren, das Anstößige der Erlaubniß, dem ruhigen Bürger das Haus vom Keller bis zum Boden durchsuchen zu dürfen, was selbst das Criminalgericht nur nach sorgfältiger Erwägung aller Verdachtsgründe thut, der dadurch freilich ohne Schuld der jagenden Meister schon so oft veranlaßte Scandal, alles Dieß kennt jeder Bürger selbst zu gut, als daß es darüber noch eines Worts weiter bedürfte.

Aus diesen Blättern haben wir gesehen, daß sich die Bremischen Frauenzimmer ihre Kleidungsstücke von Männern machen lassen sollen, ja, daß es sogar verboten ist, eine Bremische Frau zu unterrichten, wie sie es anzufangen habe, für sich und ihre weiblichen Angehörigen die eigenen Kleider zu machen; auf beides ist das Schneideramt privilegirt, welches bekanntlich keine weibliche Lehrlinge annimmt.

Durch dieselben Blätter haben wir erfahren, daß das Knochenhaueramt den ausschließlichen Verkauf von Schweinefleisch in Anspruch nahm, und damit durchdrang, obgleich seit Menschengedenken Niemand ein Stück Schweinefleisch in der Fleischhalle gesehen hatte.

Das Lohgerberamt hat das Recht, fremdes Leder am Thore so lange anzuhalten, bis ihm nachgewiesen worden ist, daß es bloß zur Durchfuhr bestimmt sey. Wird es auch zur Stadtwaage gebracht, so muß es dort doch so lange liegen, bis eine Morgensprache darüber gehalten worden ist, worüber begreiflich mehrere Tage hingehen. Ob dabei der Großhandel bestehen, mögen die Kaufleute, ob wir dabei gutes Schuhwerk erwarten können, mag Jeder entscheiden, der hier keine dichte Stiefeln und Schuhe bekommen kann.

Die Drechsler haben das ausschließliche Privilegium auf alle Drechslerarbeit: sie können vielleicht keine Flöten oder Clarinetten drechseln, aber was thut's! wer nicht zum Amte gehört, oder nicht eine specielle Vergünstigung vom Senate erhalten hat, darf's auch nicht thun.

Kein Maurer-Handlanger darf eine Kelle in die Hand nehmen, der Gesell thut keine Handlangerarbeit; der Bürger muß also bei jeder noch so geringfügigen Maurerarbeit einen Gesellen und

einen Handlanger bezahlen, welcher letzterer dann wieder seinem Meister sechs Grote für jeden Tag abgeben muß.

Einen Stuhl darf hier Jeder verfertigen und verkaufen; läßt der Stuhlmacher ihn aber von einem hiesigen Sattlermeister polstern, und verkauft ihn dann gepolstert, so hat er in die Rechte des Sattleramts gegriffen und wird in Strafe genommen.

Der Vergleich zwischen dem Schreiner- und Zimmeramte besagt unter Anderm:

Gemeinschaftliche Arbeit des hiesigen Schreiner- und Zimmeramts:

1) Gekählte Ausluchten, so vom Zimmeramt ohne Karnies, vom Schreineramte aber ohne Riegel und Legens gemacht, so daß die Brustwehr statt der Fensterbänke dient;
2) schlichte Thorwege und Pforten ohne Laubwerk, jedoch geschweift, so aber, daß dem Zimmeramte die Setzung der Pfähle privative gelassen wird, und das Schreineramt die Verzierungen mit Leisten und Laubwerk sich reserviret.

Vorstehende Beispiele werden wohl genügen, um den Wunsch der Revision der sämmtlichen Zunftgesetze einigermaaßen zu rechtfertigen! Dem Verfasser dieser Zeilen liegt das Wohl der Mitglieder unserer Zünfte gewiß am Herzen, ihre Erhaltung hält er für nothwendig zum Gedeihen unseres kleinen glücklichen Freistaats, eben darum glaubt er aber den Zünften dringend rathen zu müssen, sich zeitgemäßen, alle Verhältnisse gehörig berücksichtigenden Reformen nicht zu widersetzen, sondern selbst die Hand zur Abschaffung unpassender, für unsere Zeit sich nicht mehr eignender Gesetze zu bieten, der möglichst freien Ausbildung der Lehrlinge und Gesellen keine Hindernisse in den Weg zu legen, geschickten und rechtlichen Arbeitern den Eintritt in eine Zunft zu erleichtern, am wenigsten aber denselben durch hohe Eintrittsgelder oder gar durch Processe zu erschweren.

Entsprechen die Zunftgenossen den gerechten Anforderungen der Zeit, so werden sie sicherlich unangefochten bleiben; im entgegengesetzten Falle aber dringt doch einmal der allgemeine Wille durch, und dann wird ihnen wahrscheinlich mehr genommen, als man jetzt als ein freiwilliges Opfer von ihnen erwartet; können sie sich aber zu Opfern nicht entschließen, so sollten sie sich, bis sie angegriffen werden, im Stillen des Genusses ihrer Privilegien freuen, und die öffentliche Discussion über einen Gegenstand vermeiden, den die am wenigsten aufs Tapet bringen müssen, welche alles einmal Bestehende ohne Ausnahme erhalten wissen wollen.

Darf der Staat die Homöopathie ihrem ungestörten Fortgange unbedingt überlassen, oder ist er verbunden, polizeilich einzuschreiten? *)

Extreme haben nie etwas Bleibendes gehabt; so wie der Brownianismus als solches verschwunden ist, so glauben wir auch den Freunden des homöopathischen Lehrgebäudes dessen Untergang mit Sicherheit voraussagen zu können. — Wie aber der Brownianismus als neue Bearbeitung der Medicin manches Gute zurückgelassen hat, so wird auch aus der Homöopathie ein bleibender Nutzen für die praktische Arzneikunde erwachsen, wenn

*) Die letzte Nro. dieser Blätter brachte uns in einer Beilage die Ansicht eines Laien über die Homöopathie. Wir würden uns jedes Urtheils darüber enthalten, wenn diese Ansicht nicht auch zugleich Ansprüche und Forderungen aussprächen, deren Realisirung für das Gemeinwohl nachtheilig und gefahrdrohend seyn mögte. Deßhalb übergeben wir hier dem prüfenden Publico einen aus der Medicinischen Zeitung, herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preußen, entlehnten Auszug, einer von einem namhaften, (nicht anonymen) Sachkundigen verfaßten Abhandlung über denselben Gegenstand, und glauben, daß er vorzugsweise der Beachtung werth sey. Die Einsender.

insbesondere eine genauere Bestimmung der spezifiken Kräfte der Arzneien erst später wird zu Tage gegangen seyn.

Zu den indirecten Lichtseiten der Homöopathie rechnen wir die jetzt in der That auffallende Vereinfachung des ärztlichen Handelns der Allopathen und die kleinern Gaben, in welchen sie ihre Arzneien reichen. Referent darf sich wohl dieses Urtheil erlauben, da ihm in seiner amtlichen Stellung jährlich bei Festsetzung von Arzneirechnungen viele Tausend allopathische Recepte durch die Hände gehen. Noch vor zehn Jahren waren Lösungen von einer Unze eines bittern Extractes in sechs Unzen Flüssigkeit mit noch drei bis vier verschiedenen Zusätzen nichts seltenes; dergleichen kommt gegenwärtig nicht mehr vor. *)

Wir glauben, durch das bis jetzt Gesagte hinlänglich gezeigt zu haben, daß wir einzelnes Gute der Homöopathie keinesweges verkennen, noch daß wir aus bloßer Liebe zum Herkömmlichen uns mit dem Wesen der neueren Lehre nicht befreunden. Je mehr wir aber auf der einen Seite geneigt sind, die Mängel unseres Heilverfahrens anzuerkennen, und das einzelne Gute der Homöopathie hervorzuheben, um so freier dürfen wir wohl über einen Punkt uns aussprechen, bei welchem es sich in Beziehung auf die neue Lehre um öffentliche Sicherheit handelt und bei dem nach unserm Dafürhalten die Sanitätspolizei wirksam einzuschreiten hat.

Die Homöopathie darf sich nicht in Handlungen verlieren, denen sie nach den bisherigen Erfahrungen durchaus nicht gewachsen ist; sie darf kein Kurverfahren verwerfen, dessen Richtigkeit und Nothwendigkeit rationell und kunstmäßig feststeht; sie darf endlich nicht Krankheiten heilen wollen, für welche sie der Natur der Sache nach nicht vorhanden ist. Ist es irgendwo nöthig und möglich, den Arzt für sein Verfahren verantwortlich zu machen (vergl. Medicin. Zeitung Nr. 28, S. 121), somuß es bei der Homöopathie um so mehr geschehen, als die Bekenner dieser Lehre gar oft nur so experimentiren, daß sie der Natur und Kunst Fragen vorlegen, auf welche bereits die befriedigendsten Antworten gegeben worden sind. Durch die Homöopathie Krankheiten versuchsweise heilen zu wollen, in welchen ein gründliches und sicheres Verfahren bereits feststeht, bringt Leben und Gesundheit der Staatsbürger ohne Nothwendigkeit in Gefahr, und ist meistens ein auf bloßer Neugier beruhendes Experiment, daß die Medicinalpolizei nicht zulassen darf, wenn sie sich des Umfangs ihrer Wirksamkeit gehörig bewußt ist. Wollte man, wie einige es fordern, der Homöopathie einen unbedingt freien Spielraum lassen, so würde, wie es schon hier und da geschieht, die Grundfeste des physischen Wohls der Staatsbürger auf das empfindlichste erschüttert, das öffentliche Wohl gefährdet und ein Zustand herbeigeführt werden, der bei völliger Erlähmung alles polizeilichen Eingreifens der Obrigkeit, den Staatsbürger in dem Glauben an die Weisheit und Umsicht der Regierung irre machen könnte. Warum beschränkt der Staat die Presse? Weil er dafür zu sorgen hat, daß durch möglichst vollständige Ausrottung des Bösen das als gut anerkannte Gute gepflegt werde, daß gemeinschädliche Ansichten und Grundsätze durch Druck und Schrift nicht verbreitet und dadurch die Unterthanen mit ihren staatsbürgerlichen Verhältnissen unzufrieden gemacht, und Ordnung und gute Sitte überall aufrecht erhalten werden. Muß doch selbst religiöse Tole-

*) Ein ächter Allopath und ein gemäßigter Homöopath, sagt ein vorurtheilsfreier Beurtheiler der neuen Lehre, stehen sich im Wesentlichen weit näher als Viele glauben. Die praktische Homöopathie hat einen großen negativen Vorzug; er besteht darin, daß dem oft so nachtheiligen Einschreiten und Ueberfüllung mit vielerlei Arzneien abgeholfen wird.

ranz ihre Gränzen haben, oder würde der Staat Philosophen dulden, welche den Atheismus predigten? Wie in den abstracten Wissenschaften, so giebt es auch in der Arzneikunde gewiße Grundsätze und Axiome, welche, die Systeme und Methoden mögen wechseln, wie sie wollen, durch dieselben nicht erschüttert werden können; es müßte denn sein, daß alles was der Medicin durch mühsames Forschen in Jahrhunderten zur Gewißheit geworden, auf leeren Träumereien beruhte, daß die redlichsten Aussprüche der erfahrensten Aerzte für Trug zu achten, ja daß selbst das für Thorheit und Unsinn zu halten wäre, was das Urtheil des gebildeten Laien für augenscheinlich richtig erachtet.

Vor Allem kann wohl in einer Erfahrungswissenschaft kein theoretisches Raisonnement, sondern es müssen Thatsachen entscheiden; wirkliche Erfahrungssätze, Wahrnehmungen a posteriori müssen einem Ausspruche zum Grunde liegen, welcher einer Menge von Anhängern der neuen Lehre entgegentreten, sie in ihrem Treiben aufhalten, sie in die Gränzen ihres Wissens zurückweisen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Transmigraphie.

Im Nordland soll die Kunst erfunden seyn, gleich einem Fische im Wasser zu schwimmen, ohne naß zu werden, und dabei mit Leichtigkeit eine Last von mehreren 1000 Pfunden zu transportiren, welches dadurch möglich gemacht wird, die Last in Ruhe zu lassen, wodurch sie auf die Schwere eines Lothes und noch weniger gebracht werden kann. Der Erfinder hat diese Kunst „Transmigraphie" genannt. So wie in der Homöopathie durch Bewegung ungeheure Kräfte aus Nichts erzeugt werden, so werden umgekehrt in der Transmigraphie durch Ruhe ungeheure Lasten in Nichts verwandelt. Diese neue Schwimmkunst, wovon sich die Philosophen mit all ihrer Weisheit nichts haben träumen lassen, wird bald alle Schifffahrt, NB. wenn Keiner über diese Kunst schreibt, der der Feder nicht gewachsen ist, oder die Logik an die Seite setzt, und nicht weiß, was er schreibt, oder schreibt, was er nicht weiß, — entbehrlich machen. Daß sie auf alle mögliche Weise angefeindet werden wird, ist ganz natürlich. Welche neue Kunst und Wissenschaft ist ohne Hindernisse durchgedrungen? Man denke an das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, den Blitzableiter ꝛc.

Am ersten wird sie siegen und Grund erhalten, wenn irgend ein Abgeordneter auftritt, sie rühmt und bekannt macht, daß es in vielen Ländern erlaubt sey, Proben mit dieser Kunst anzustellen. Sie wird nicht unterdrückt werden, wenn ihre Verehrer auch selbst gestänben, sie hätten sieben Wochen dazu nöthig, von einem Orte zum andern zu gelangen, und es bekannt wäre, auf dem gewöhnlichen Wege gebrauche man nur drei Tage, dasselbe Ziel zu erreichen; ja, hat diese Kunst das Glück, daß bei Rühmung derselben Jan-Hagel ruft: Hurrah! Hurrah! so ist an der Richtigkeit nicht mehr zu zweifeln. Volksstimme ist Gottesstimme.

Pyragmon.

* Electricität.

So viel bekannt ist, hat Kassel und Leipzig nur das Glück, Männer in ihren Mauern zu besitzen, denen eine solche Electricität einwohnet, daß sie mit Händeauflegung Kranke heilen. Dresden hat es nicht so gut, denn die Frau, welche die Menschen und Thiere gesund macht, wohnet einige Stunden von der Stadt. Daß in dieser Stadt viele Krankheiten herrschen müssen, geht daraus hervor, daß das Morgenblatt erzählet, täglich fahre regelmäßig eine Krankenpost nach der Frau, die Privat-Fuhren nicht zu rechnen.

Vor dem Hause derselben wäre eine Polizeiwache aufgestellt, welche die Kranken nur einzeln einließen, damit das Haus mit Kranken nicht überfüllet und die Frau in der Heilung gestört werde. So ämsig und auf dem kürzesten Wege die Heilversuche auch geschähen, so müßten doch Viele des Abends unverrichteter Sache abgehen oder zurückkehren.

Krankheiten, welche thierischer Electricität weichen, kann man mit jeder thierischen Electricität verscheuchen, und es bedarf dazu nicht gerade der Hand eines Mannes oder Frau. Katzen, die bekanntlich sämmtlich electrisch sind, vertreten diese Stelle. Wer also die Hand einer electrischen Frau nicht haben kann, bediene sich der Pfote einer Katze, und er wird seinen Zweck erreichen.

* Torfpresse.

In Irrland wird der gestochene Torf sogleich in eine Presse gebracht, und mit wenig Zeitaufwand zu dünnen Tafeln gepreßt. Die so gepreßten Tafeln liefern folgende Vortheile: 1) geben sie eine stärkere Hitze; 2) nehmen sie weniger Raum ein; und 3) brauchen sie nicht viel Zeit zum Trocknen, indem sie fast trocken aus der Presse kommen.

Die Torfpressen dürften auch in Deutschland anwendbar seyn, und es wäre zu wünschen, daß die Moor-Commissarien Proben damit anstellten, und wenn es auch hier vortheilhaft gefunden würde, es einführten.

Buntes.

„Warum wirfst du die Fenster ein? fragte ein Student in Leipzig einen betrunkenen Handwerksburschen, der eben wieder einen Stein aufhob. „Weil jetzt endlich die Völker mündig geworden sind!" lallte der Gefragte.

Cousin sagt in seinem Bericht über die Schulen Deutschlands: „Das gesittete Europa bildet gegenwärtig nur eine und dieselbe Familie. Wir ahmen vielleicht England nach in Allem, was sich auf das äußere Leben, auf Kunst und Gewerbe bezieht; warum sollen wir erröthen, was das innere Leben angeht, von dem guten, rechtlichen, frommen Deutschland zu entlehnen?" — Hr. Cousin will sich seit einigen Jahren bei den Deutschen in Vetter-Gunst setzen; wir brauchen es ihm also just nicht aufs Wort zu glauben, daß wir in Masse so gut, rechtlich und fromm sind. Merkwürdig ist es aber, wie er die Franzosen um alle Originalität bringen will, und ihnen das im Feuer seines von Deutschland herübergeholten Systems unvorsichtig herausjagt. „In materiellen Dingen Nachahmer der Engländer, in geistigen Nachahmer der Deutschen." — Blitz, wo bleiben denn die Franzosen?!" A. Münde.

* Des Teutschen Erinnerung an die Franzosenzeit.

Gottlob die bösen Zeiten
Sind fort mit Frankreichs Heer,
Und keine Thränen gleiten,
Von Teutschen Wangen mehr!

Uns plagte ungeheuer
Das fremde Lumpenpack;
Wie war der Kaffee so theuer
Wie schlecht der liebe Taback!..

Th. Rüther.

Auflös. des Räthsels in Nro. 89:

Pantoffeln.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage des Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 60.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 91.

Bremen, Donnerstag den 14. November 1833.

Gestorben:

Den 11. August 1833 starb zu Havanna der Matrose des hiesigen Schiffs „Bürgermeister Smidt" Hinrich Behnken, 24 J.; aus Eggeste.

Den 12. — starb daselbst der Kapitän des gedachten Schiffs Diedrich Hilken, 31 J.; aus Vegesack.

Den 15. — starb daselbst der Zimmermann auf dem gedachten Schiffe Fritz Haesloop, 19 Jahr; aus Ronnebeck.

Den 23. Sept. starb auf der Reise von Havanna nach Bremen der Matrose des obigen Schiffs Haye Brodersen, 24 Jahr; aus Nordmarsch bei Husum.

Den 2. Nov. Der Tischler Joh. Paul Schrödel, 49 Jahr; kl. Rosenstraße Nro. 4.

Den 2. — Des verstorb. Kunstmalers Johann Reuscher Wittwe, geb. Herbst, 56 Jahr; St. Martinistr. Nro. 15.

Den 3. — Des Kaufmanns Heinr. Schreiber Wittwe, geb. Kroog, 68 Jahr; Ansgarikirchhoff Nro. 2.

Den 3. — Der Schiffszimmermann Tietje Huesheer, 45 Jahr; Süderstr. Nro. 30.

Den 4. Nov. Des verst. Fuhrmanns Daniel Poppe Wittwe, geb. Semcken, 92 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 165.

Den 5. — Johann Hinrich Meyer, 2 Monat; Walldammstraße Nro. 10.

Den 5. — Anna Rebecca Müller, geb. Conräder, 72 Jahr; im Armenhause.

Den 6. — Der Schneidermeister Joh. Conrad Dörbaum, 65 Jahr; Spitzenkiel Nro. 4.

Den 6. — Des Arb. Conrad Herm. Hartung, Sohn, 9 Mt.; Nienabers-Gang Nro. 8.

Den 7. — Der Chaussée-Einnehmer Hinrich Gädjen, 47 Jahr; am Wallerbaum.

Den 8. — Anna Elisabeth Bratenstahl, geb. Martens, 78 Jahr; im Armenhause.

Den 8. — Des Landmanns Johann Wulfken Ehefr., geb. Lachmund, 48 Jahr; zu Woltmershausen.

Den 8. — Des Arb. Friedr. Schlüter Tochter, 8 Jahr; Punkendeich Nro. 1.

Den 8. — Der Schiffskapitän Berend Wehland, 66 Jahr; gr. Krummenstr Nro. 37.

Den 8. — Des Malers Anton Reinkens-Meyer Tochter, 1¼ Jahr; Pelzerstr. Nro. 23.

Geburten:

Den 1. Nov. Des Schlossermeisters Christian Friedr. Bruns Ehefr., geb. Rüstedt, Langenstraße; von einem Knaben.

Den 1. — Des Windmüllers Johann Hinrich Leidenberg Ehefr., geb. Leidenberg, Hastedt; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Tischlers Joh. Hinr. Meyer Ehefr., g. Tuntemann, Spitzenkiel N. 20; von einem Knaben.

Den 2. — Des Arb. Bernhard Müller Ehefr., geb. Brockmann, Paulsberg Nro. 22; von einem Knaben.

Den 2. — Des Schneiders Florian Ludwig Ehefr., geb. Petersen, Heerdenthorswallstr, Nro. 88; von einem Knaben.

Den 2. Nov. Des Arb. Hinrich Fischer Ehefr., geb. Schottler, Schwachhausen Nro. 2; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Schuhmachers Joh. Friedrich Rust Ehefr., geborne Vogt, Schwarzpott Nro. 2; von einem Knaben.

Den 3. — Des Kaufmanns Hinrich August Hunicke Ehefr., geb. Engelken, Faulenstr. Nro. 36; von einem Knaben.

Den 3. — Des Lichtziehers Hermann Esdorn Ehefr., geb. Buns, kl. Rosenstr. Nro. 17; von einem Knaben.

Den 3. — Des Küpers Joh. Christoph Eckenberg Ehefr., geb. Bruns, Doventhorsdeich Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 3. Nov. Des Maurergesellen Joh. Hinr. Bötjer Ehefr., geb. Dunenkamp, auf dem Häfen Nro. 26; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Schuhmachers Jacob Friedr. Hinr. Lürßen Ehefr., geb. Brauer, Runken Nro. 21; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Arb. Herm. Dettmer Ehefr., geb. Mosees, Bleicherstr. N. 41; v. e. Knaben.

Den 3. — Des Tonnenmachers Jost Hinrich Tiemann Ehefr., geb. Colwey, auf dem Häfen Nro. 24 B; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Waaren-Agenten Gottfr. David Hirdes Ehefr., geb. Kampe, gr. St. Annenstraße Nro. 27; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Mäklergehülfen Joh. Herm. Haase Ehefr., geb. Lindemann, Schüssel-Nro. 28; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Cigarrenmachers Rud. Friedr. Wilhelm Bischoff Ehefr., geb. Bieregge, Süderstr. Nro. 24; von einem Knaben.

Den 6. — Des Kaufmanns Joh. Heinr. Hobach Ehefr., geb. Hüsing, Grünenstraße Nro. 114; von einem Mädchen.

Den 6. Nov. Des Oberländischen Schiffers Martin Hoyer, Ehefrau, geborne Windhorst, Marterburg Nro. 28; von einem Mädchen.

Den 6. — Des Copisten Hermann Gätjen Ehefr., geb. Weyhusen, Kloster Nro. 11; von einem Knaben.

Den 6. — Des Cigarrenmachers Wilh. Streithorst Ehefr., geb. Reinken, Walldammstr. Nro. 7; von einem Knaben.

Den 7. — Des Schlachtschreibers Justus Gerlef Ehefr., geb. Silkenstaedt, Schlachte N. 34; von einem Knaben.

Den 7. — Des Kaufmanns Heinrich Leupold Ehefr. geb. Lampe, Martinistr. Nro. 11; von einem Knaben.

Den 7. — Des Kaufmanns Engelb. v. Duisburg Ehefr., geb. Straat, Doventhorssteinweg Nro 8; von einem Knaben.

Den 8. — Des Arb. Hermann Elfers Ehefr., geb. Semp, Hastedt Nro. 36; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Cigarrenmacher Andreas Henrich Christian Ebrecht hieselbst und Margaretha Adelheid Wessels aus Brockhuchting.

Der Küper Gottfried Friedrich Oesselmann und Maria Lucie Kramer, beide von hier.

Der Kupferschmiedeamtsmeister Johann Raake hieselbst und Anna Margaretha Brünjes zu Ritterhude.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 92.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 17. November 1833.

Hebra's Lebensmelodie,
Im ätherischen Erwachen,
Wird empor in Hymnen schweben.

Wohl wird jedes Engelleben
Himmlischer die Himmel machen;
Dich begeistern wird nur sie.

Tiedge's Urania.

* Hebra's Sterbelager.

Mitgetheilt von Charlotte S. H. Starke.

Motto:

Es ist von ihr hinweggesunken
Der irdische Druck; das Göttliche nur,
Den linden Strahl, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott dem Schooß der Natur.

Tiedge.

„Weil', o weile jetzt an diesem Bette!
Wanke bang' und schüchtern nicht hinaus!
Heilig, heilig sey Dir diese Stätte!
Hier ist nichts, denn Gottes Haus."

Und ich weilte — trat mit heilgem Beben
Näher zu dem Sterbelager hin;
Sah' ihr Aug', ein Strahl vom ew'gen Leben
Glänzte hoch und hehr darin.

Ach! der mächt'ge Himmelsstrahl durchwebte,
Wie der schnelle Blitz, mein ganzes Ich;
Und ich staunte, fühlte, starrte, bebte —
Mächt'ger Strahl, noch fühl' ich dich!

Ach! auf ihrer frommen Stirn und Wange,
Thronte hohe Paradiesesruh'
Und ein stilles Sehnen: „Herr, wie lange?"
Doch nicht, wie ich will, wie Du!"

Und der Heiland winkt ihr schon von Ferne
Still und freundlich, rief ihr lächelnd zu:
„Komm Du Liebe, komm zum bessern Sterne!
Komm, geh' ein zu meiner Ruh!"

Und die Engel harrten voll Verlangen
Ihres Abschied's, wahrten ihr Gebein
Ungeduldig, wollten sie umfangen,
Um sie ewig zu erfreun.

Und ich stand da, tiefbewegt, am Bette,
Fühlte meine Schwäche, so wie nie —
Ewig heilig sey mir jene Stätte!
Litt' ich, stürb' ich einst, wie sie!

Oldenburg, October 1833.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Nach einer Reise von 2½ Stunden, während deren Herr Berryer sich sehr unbehaglich fühlte, kamen sie in eine kleine Stadt, wo der Bauer auf dem Pferde vor dem Wirthshaus hielt und abstieg. Der Kutscher lenkte augenblicklich auch dahin und Herr Berryer stieg aus. Der Bauer setzte von hier aus seinen Weg zu Fuß fort, und nachdem Herr Berryer seinem Kutscher bedeutet hatte, hier bis um sechs Uhr des nächsten Abends auf ihn zu warten, folgte er seinem seltsamen Führer.

Nachdem sie etwa hundert Schritte gegangen waren, trat der Führer in ein Haus, und da ihn Herr Berryer auf den kurzen Weg bald eingeholt hatte, so folgte er ihm auf der Ferse. Der Mann öffnete die Thüre zur Küche, in der sich die Hausfrau allein befand, und sagte auf Herrn Berryer deutend: „Hier ist ein Herr, der geführt werden muß." — „Er wird geführt werden," war die Antwort. Kaum waren diese wenigen Worte gesprochen, so öffnete der Bauer die Thüre und verschwand, ohne Herrn Berryer Zeit zu lassen, ihm zu danken oder ihn zu belohnen. Die Hausfrau gab dann dem Fremden ein Zeichen sich zu setzen, und fuhr, ohne eine Sylbe zu sprechen, in Besorgung ihrer häuslichen Angelegenheiten fort, als ob sie allein wäre.

Das Schweigen mochte ungefähr drei Viertelstunden gedauert haben, als es durch die Ankunft des Hausherrn unterbrochen wurde, der den Fremden zwar begrüßte, aber sonst weder Ueberraschung noch Neugier zeigte. Er blickte nur seine Frau fragend an, und diese wiederholte, ohne sich vom Platz zu bewegen oder ihre Arbeit zu unterbrechen, die früher vom Führer gesprochenen Worte: „Hier ist ein Herr, der geführt werden muß." Der Hausherr warf einen jener raschen, argwöhnischen und forschenden Blicke auf seinen Gast, die dem Vendéer Bauer so eigen sind, und dann nahmen seine Züge wieder den gewöhnlichen Ausdruck der Leutseligkeit und Unbefangenheit an. Den Hut in der Hand trat er zu Herrn Berryer und fragte: „Der Herr will unser Land bereisen?" — „Ja, ich wünsche weiter zu kommen." — „Der Herr hat ohne Zweifel Papiere bei sich?" — „Ja." — „Die in gehöriger Ordnung sind?" — „In der besten." — „Wollte der Herr sie mir nicht zeigen? ich würde ihm dann sagen, ob er sicher durch unser Land reisen kann." — „Hier sind sie."

Der Bauer nahm die Papiere und überlief sie flüchtig; kaum hatte er aber den Namen Berryer erblickt, so faltete er sie zusammen und gab sie mit den Worten zurück: „Es ist Alles in Ordnung, mit diesen Papieren kann der Herr reisen wohin er will." — „Und Ihr werdet mir den Weg zeigen?" — „Ja, Herr." — „Ich möchte sobald als möglich fort." — „Ich will die Pferde satteln."

Der Bauer ging hinaus und kam nach zehn Minuten mit den Worten zurück: „Die Pferde stehen bereit." — „Und der Bote?" — „Er wartet." An der Thüre fand Herr Berryer in der That einen bereits zu Pferde sitzenden, zur Pachtung gehörigen Burschen, der ein anderes gesatteltes Pferd am Zaum hielt, und kaum hatte der Pariser Advokat den Fuß im Steigbügel, als der neue Führer, eben so stumm als sein Vorgänger, sich auch schon in Bewegung setzte.

Nach ungefähr zwei Stunden, während welcher Herr Berryer auch nicht ein Wort mit seinem Führer wechselte, langten sie mit Eindruch der Nacht an der Thüre eines jener Pachthäuser an, die man mit dem Namen eines Schlosses beehrt. Es war halb acht Uhr, und Herr Berryer stieg nebst seinem Begleiter ab und ging ins

Haus. Der Letztere wendete sich an einen Diener und sagte: „Da ist ein Herr, der den Deinigen sprechen muß." Dieser Letztere war indeß bereits im Bette, weil er in der vergangenen Nacht einer Zusammenkunft beigewohnt hatte und den ganzen Tag zu Pferde gewesen war; zu ermüdet, um aufstehen zu können, fand sich einer seiner Verwandten an seiner Stelle ein.

Sobald Herr Berryer diesem gesagt hatte, wer er sey, und daß er die Herzogin von Berry zu sprechen wünsche, wurden sogleich Anstalten zur Abreise getroffen; jener Verwandte übernahm es selbst, den Reisenden zu führen, und binnen zehn Minuten saßen beide zu Pferde. Nach einem Ritt von etwa einer Viertelstunde ertönte einige hundert Schritte vor ihnen ein lauter Ruf; Herr Berryer hielt sein Pferd an, und fragte, was dieß zu bedeuten habe. „Es ist unsere Wache, entgegnete der Vendéer Anführer ruhig, die auf ihre Weise fragt, ob die Straße frei sey; horchen sie nur auf und Sie werden bald die Antwort vernehmen." Bei diesen Worten ergriff er Herrn Berryer am Arm und nöthigte ihn vorwärts zu reiten, und einen Augenblick später ertönte ein zweiter noch entfernterer Ruf als der erste, von dem er ein Echo zu seyn schien, so vollkommen ähnlich war der Ton. „Jetzt können wir zureiten, sagte der Führer, indem er seinem Pferd die Sporen gab, die Straße ist frei." — „Geht uns denn eine Patrouille voraus?" fragte Herr Berryer. „Ja; wir haben einige hundert Schritte vor und hinter uns einen Mann." — „Aber wer sind diese?" — „Bauern, deren Hütten an der Straße liegen. Geben Sie Acht, wenn wir an einer vorüber kommen, werden Sie ein kleines Fenster öffnen und den Kopf eines Mannes an demselben erscheinen sehen. Wären wir Soldaten einer benachbarten Kantonnirung, so würde der Mann, den Sie bemerkt haben, augenblicklich durch eine Hinterthüre schlüpfen, und befände sich etwa ein Sammelplatz in der Nähe, den wir zu überrumpeln vorhätten, so erhielte man dort eine Viertelstunde vor unserer Ankunft Nachricht." Hier brach der Vendéer plötzlich ab. „Horchen Sie auf," sagte er, indem er sein Pferd anhielt. „Was gibt's, fragte Herr Berryer, ich hörte nichts als den Ruf unserer Patrouille." — „Ganz recht, aber der Ruf wird nicht erwidert, folglich sind Soldaten in der Nähe." Dieß sagend setzte er sein Pferd in Trab, Herr Berryer folgte ihm, und fast im nämlichen Augenblick wurden sie von dem Mann in ihrem Rücken eingeholt, der eilig herbeiritt.

Die Straße theilte sich jetzt in zwei Wege und hier fanden sie ihre Wache bestürzt und unentschlossen stehen. Ihr Ruf war von keiner Seite her erwidert worden, und der Mann wußte nun nicht, welchen Weg er einschlagen sollte, denn beide führten nach dem Ort, wohin die Reisenden wollten. Der Anführer und die Wache sprachen einige Augenblicke leise zusammen, worauf dann die Wache den Hohlweg rechter Hand einschlug und bald in der Dunkelheit verschwand. Fünf Minuten später ritten der Anführer und Herr Berryer auf derselben Straße weiter, und ließen auf der Stelle, von der sie ausritten, den zweiten Mann zurück, der ihnen dann nach fünf Minuten ebenfalls folgte.

Ungefähr dreihundert Schritte weiter fanden die Reisenden den voraus reitenden Mann unbeweglich halten; er gab ihnen ein Zeichen sich ruhig zu halten, und flüsterte ihnen die Worte zu: „Eine Patrouille." Wirklich hörten sie auch gleich darauf den gemessenen Schritt von Soldaten; es war dieß, sagt der General, eine von meinen mobilen Kolonnen, die eben ihre Nachtrunde machte.

Das Geräusch kam bald näher, und nun konnten die Reisenden die Bajonette der Mann-

schaft unterscheiden. Die Abtheilung hatte, um dem in den Hohlwegen rinnenden Wasser auszuweichen, keinen von den beiden Pfaden eingeschlagen — was die augenblickliche Unschlüssigkeit des Führers verursacht hatte — sondern die Anhöhe erstiegen, und ging nun auf der andern Seite der Hecke auf dem Boden, der den ihn begränzenden Hohlweg beherrschte. Die Lage der Reisenden war in diesem Augenblick höchst kritisch; denn es durfte nur eines der vier Pferde wiehern, so waren sie entdeckt und alle zu Gefangenen gemacht. Die Thiere hielten sich indeß so ruhig, als ob sie die Gefahr, in der ihre Herren schwebten, gekannt hätten, und so zogen denn die Soldaten vorüber, ohne zu ahnen, wer in ihrer Nähe halte. Als die Fußtritte endlich in der Ferne verhallten, setzten auch die Reisenden ihren Weg fort.

Um halb zehn Uhr lenkten sie von der Straße ab in ein kleines Gehölz, wo sie abstiegen, ihre Pferde der Obhut der beiden Bauern übergaben und ihren Weg zu Fuße fortsetzten. Sie befanden sich nun nicht mehr weit von der Pachtwohnung, in der die Herzogin von Berry sich aufhielt; da es aber ihre Absicht war, durch eine Hinterthüre in dieselbe zu treten, so mußten sie einen Umweg durch Sümpfe machen, in denen sie oft bis an die Kniee einsanken. Endlich gewahrten sie einen dunkeln Punkt, und das war die von Bäumen umgebene Pachtwohnung. Sie erreichten nun bald die Thüre, an die der Führer auf besondere Weise anklopfte. Fußtritte und der Ruf: „Wer ist da!" ließen sich nun von Innen vernehmen, den der Führer durch ein verabredetes Losungswort beantwortete, auf das sich die Thüre öffnete. Ein altes Weib, das aber zu größerer Sicherheit von einem starken, rüstigen, mit einem Knittel (einer furchtbaren Waffe in solchen Händen) bewaffneten Bauer begleitet war, versah das Amt eines Thürhüters.

„Wir möchten Herrn Karl sprechen," sagte der Führer. „Er schläft, erwiderte das alte Weib, aber er hat befohlen, ihn sogleich zu benachrichtigen, wenn Jemand kommen sollte. Kommt nur mit in die Küche, ich will ihn wecken." — „Sagt ihm, daß Berryer von Paris da ist," sagte dieser.

Das alte Weib ließ die beiden Reisenden in der Küche, und kehrte nach etwa zehn Minuten mit der Nachricht zurück, daß Herr Karl Herrn Berryer erwarte. Dieser folgte nun der Alten, die ihn eine außerhalb des Hauses angebrachte gebrechliche Treppe hinan zu einem kleinen Zimmer im ersten Stock, dem einzigen bewohnbaren des Hauses, führte. Dieß war die Wohnung der Herzogin von Berry, in die ihm die Alte eintreten hieß, dann die Thüre abschloß und außerhalb stehen blieb.

Herrn Berryer's ganze Aufmerksamkeit war jetzt auf die Herzogin gerichtet, die sich in ihrem Bett befand, das auf einer roh mit der Axt zusammengezimmerten hölzernen Bettstatt ausgebreitet war. Sie hatte Betttücher von der feinsten Leinwand, und war mit einem schottischen, grün und roth gestreiften Teppich zugedeckt. Auf dem Kopf trug sie eine wollene Haube, wie die Frauen des Landes sie zu tragen pflegen, deren Flügel über die Schultern herabfallen. Die Wände des Zimmers waren kahl, und die Heizung geschah durch ein plump gearbeitetes Kamin von Pariser Stuck. Außer dem Bett bestand das ganze Geräth in einem neben demselben stehenden mit Papieren bedeckten Tisch, auf dem noch zwei Paar Pistolen lagen, und aus einem Stuhl, der in einem Winkel stand, und den ein völliger Anzug eines Bauerburschen nebst einer schwarzen Perücke einnahm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darf der Staat die Homöopathie ihrem ungestörten Fortgange unbedingt überlassen, oder ist er verbunden, polizeilich einzuschreiten?

(Fortsetzung.)

Der Augenarzt hält es mit Recht für einen großen und wichtigen Vorzug seiner Kunst, daß er es mit einem Organ zu thun hat, dem er in Krankheiten unmittelbar beikommen kann, ohne erst andere Organe in ihren Verrichtungen zu stören, um durch Mitleidenschaft derselben oder durch das Blut auf ein entferntes krankes Organ zu wirken. Dieß geschieht z. B., wenn auf Krankheiten der Leber, der Nieren, des Gehirns u. s. w. durch den Magen und Darmkanal hingewirkt wird. Wie schnell und heilsam aber jene örtlichen Mittel, wenn es die rechten sind, sich beweisen, weiß jeder Augenarzt. Bei der Ophthalmia neonatorum, welche durch Ansteckung während der Geburt entstanden, eitern die Augen in der Regel binnen 48 Stunden aus; sie können erhalten werden, wenn das Ansteckungsgift durch eine Sublimatsolution oder durch etwas Aehnliches schnell zerstört wird, wie dieß jeder Augenarzt zu belegen im Stande ist; derselbe wird aber auch nicht wenig blinde Kinder und Erwachsene kennen, welche durch Fahrlässigkeit der Hebammen um den edelsten Sinn des Gesichts gekommen sind. Kommt die benannte Ophthalmia neonatorum zur Behandlung eines gemäßigten Homöopathen, so wird derselbe neben seinen Atomen auch die örtliche Anwendung von Heilmitteln nicht verschmähen; verfällt sie dagegen einem Stockhomöopathen, wie es deren viele giebt, so wird der Kranke rettungslos verloren seyn, weil der ächte Homöopath in seiner Augenentzündung örtlich etwas anwendet. — Die Obrigkeit vernachlässigt aber ihre Pflichten, wenn sie nicht bei Zeiten dafür sorgt, daß dergleichen medicinische Verstöße gegen die öffentliche Sicherheit gar nicht vorkommen können, wenn sie den Homöopathen mit Untersagung der Behandlung mehrerer anderer Krankheiten nicht auch die Kur der Ophthalmia neonatorum verbietet.

Ein Homöopath, welcher dem αὐτὸς ἔφα seines Meisters unbedingt geschworen, sonst aber mehr dem gebildeten ärztlichen Publicum zugehört, hat eine syphilitische Dame 6 Wochen lang anfänglich mit $\frac{1}{10000}$ des Hahnemann'schen Queckſilders, dann mit Atomen der Sepia, des Safrans, des Schwefels, der Belladonna u. s. w. fruchtlos behandelt. Es zeigte sich die Krankheit durch speckige, fressende Geschwüre am Halse, welche unter dieser Behandlung immer mehr Zerstörung anrichteten. Als das Zäpfchen eben abfallen wollte, und der Homöopath die Kranke mit den Worten tröstete: „Was wird's denn seyn, wenn Sie auch kein Zäpfchen mehr haben, Sie müssen nur das Vertrauen in die Homöopathie nicht verlieren," wurde die Kranke bedenklich und ließ mich rufen. Morgens und Abends $\frac{1}{4}$ Gran Sublimat, ein Sarsaparilldecoct mit Guajac, und die örtliche Anwendung des Sublimats bewirkten binnen 4 Wochen Genesung. Auf meine Veranlassung haben sich zwei andere Aerzte von der Wahrheit dieses Factums überzeugt. — Wenn nun der Staat nach solchen und ähnlichen Ereignissen den Homöopathen noch erlauben kann, die Lues zu behandeln, so bringt er dadurch, das ist doch wohl gewiß, die physische Sicherheit seiner Bürger in große Gefahr.

Eine Frau mit einem völlig ausgebildeten grauen Staare war ein halbes Jahr lang von einem Homöopathen mit Streukügelchen, natürlich ohne Wirkung, behandelt worden und hatte ihn gut bezahlen müssen. Die Obrigkeit, welche so etwas dulden, diejenige gesetzgebende Behörde, welche ohne einzuschreiten zusehen kann, wie solche

Charlatane die Kranken so unverschämt bevortheilen, darf sich freilich nicht wundern, wenn auch andere Quacksalber auftreten und der Medicinalpolicei zum Trotz ihr Wesen treiben.

Eine andere Frau, welche mit einem eingeklemmten Bruche, behaftet war, starb unter der Behandlung mit Streukügelchen, wäre aber aller Wahrscheinlichkeit nach durch eine zeitige Operation gerettet worden.

Wir könnten noch viele ähnliche Thatsachen hier beibringen, wenn es der Raum erlaubte, und nicht das Vorstehende hinlänglich wäre, um darzuthun, daß es in der Medicin gewisse feststehende Heilgrundsätze giebt, welche durch neue Systeme und Methoden in ihrer Anwendung vielleicht verbessert, vereinfacht, erleichtert, nie aber gänzlich aufgehoben werden können. So steht es z. B. eben so fest, daß ein verrenkter Arm vor allen Dingen eingerichtet, als daß bei der reinen Form des intermittirenden Fiebers die China nicht in Atomen, sondern in kräftiger Dosis gegeben werden muß; daß wie beim Biß wüthender Thiere, so bei der Augenentzündung der Neugebornen das Gift vor allen Dingen örtlich zerstört werden muß. Von solchem Verfahren wissen nun freilich die sogenannten Stockhomöopathen nichts, und wollen Alles durch Streukügelchen heilen. Ich kann es auf meinen Dienstleid versichern, daß unlängst ein Homöopath behauptete, er wolle auf jede Wette unter zehn eingeklemmten Brüchen neun derselben bloß durch Anwendung innerer Mittel heilen. —

Will man solche und ähnliche Thatsachen aus dem Reiche der Erscheinungen hinwegleugnen, sie gegen die Versicherung glaubwürdiger Personen für Erdichtung halten, so muß alle wissenschaftliche Beurtheilung des Gegenstandes aufhören, so muß sich die alte ehrwürdige Arzneikunde gegen eine neue medicinische Aufwallung verleugnen, welcher das Leben fehlt.

Wollte man behaupten, daß erst noch mehrere Erfahrungen gesammelt werden müßten, ehe man entscheiden könnte, ob die neue Lehre unbedingt zulässig sey oder nicht: so bedarf es unserer unmaßgeblichen Meinung nach der ferneren Erfahrungen keineswegs, da die bisherigen für eine einstweilige Gränzbestimmung völlig zureichend sind. — Wir wissen aus zuverlässigen Quellen, daß Hahnemann selbst in bestimmten Fällen die kräftigsten örtlichen Mittel verordnet. Warum folgen ihm hierin seine Jünger nicht? Es giebt der äußerlichen spezifiken Arzneimittel eben so viel, als der innern. Warum werden erstere von den Homöopathen so unverantwortlich vernachlässigt? Soll etwa die Medicinalpolicei sich so lange alles Einschreitens enthalten, bis es den jüngern Priestern der neuen Lehre genehm seyn wird, sich von dem Werth und der Wichtigkeit der äußern Behandlung dieses und jenes Uebels zu überzeugen, oder muß nicht vielmehr der Staat einschreiten, und solchen Mißgriffen, solchen Fahrlässigkeiten durch geeignete Verordnungen vorbeugen? Neue Erfahrungen sind, wie es jetzt gethan ist, für den fraglichen Zweck eben so wenig nöthig, als daß die Obrigkeit jetzt noch Erfahrungen über andere medicinische Eingriffe in die öffentliche Sicherheit sammle, um Afterärzten, herumziehenden Bruchschneidern und andern Medicastern policeilich zu begegnen. Die medicinische Wissenschaft würde sich selbst verkennen, wenn sie nicht jedes intercurrirende System zu würdigen, jeder neuen Methode ihren Platz anzuweisen im Stande wäre. Es giebt keine Medicinalpolicei, wenn sie nicht weiß, was sie in Fällen zu thun hat, wo Leben und Gesundheit der Staatsbürger auf die muthwilligste Art gefährdet wird. Kunst und Wissenschaft, Sicherheit und Ordnung, Autorität und öffentliche Achtung

der Medicinalbehörden, Alles muß aufhören, wo die Licenz freien Spielraum hat.

(Der Beschluß folgt.)

* Lisco v.

Die guten Scribenten haben die Gewohnheit, daß sie allemal eine richtige und vollständige Beschreibung von derjenigen Sache geben, die sie abhandeln wollen, und aus dieser Beschreibung die Schlüsse machen, die zu ihrem Zwecke dienlich sind.

Wer unter die guten Scribenten gerechnet seyn will, der muß vernünftig, ordentlich und zierlich schreiben. In dessen Schriften also weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzutreffen ist, der ist ein elender Scribent.

Wären die Leute klug, so würden die Aerzte schmal beißen müssen. Ein Kranker würde die Natur walten lassen, und mit de Fresny sagen: „Qnand un malade laisse tout faire à la nature, il hazarde beaucoup; quand il laisse tout faire aux médecins, il hazarde aussi; mais hazard pour hazard; j'aime rois me confier à la nature, car au moins on est sûr, qu'elle agit de bonne foi, comme elle peut, et qu'elle ne trouve pas son compte à faire durer les maladies.“ *)

(Siehe dessen „Amusement serieux et cronique,“ pag. 49).

Wenn wir (die schlechten Scribenten) Aber schreiben, so setzen wir das A zuerst und das R zuletzt, und so machen wir es in allen andern Wörtern. Was die Ordnung der Wörter unter sich anlanget, so bilde ich mir ein, wir thun genug, wenn wir sie so setzen, daß die meiste Zeit ein Verstand herauskommt. Können unsere Leser unsern Sinn manchmal nicht erreichen, so müssen sie es entweder ihrer Einfalt zuschreiben, oder denken, daß wir selbst nicht gewußt, was wir haben wollen, und dann wäre es eine Unbescheidenheit, von uns zu verlangen, was wir nicht gewußt haben.

*) Wenn ein Kranker der Natur Alles überläßt, so wagt er viel; übergiebt er sich gänzlich den Aerzten, so wagt er auch; aber Wagniß gegen Wagniß; ich ziehe es vor, mich der Natur anzuvertrauen, denn mindestens kann man versichert seyn, daß sie so aufrichtig handelt, wie sie kann, und daß sie keinen Vortheil dabei hat, die Krankheiten in die Länge zu ziehen.

* 13ter Artikel der Hamburger Mäklerordnung 1740.

Es wird den Mäklern hiermit verboten, weder in Ausrufen, noch aus der Hand, Waaren zu verkaufen, ohne daß sie sogleich bei Schließung der Parthie, ihren Käufer nennen können, imgleichen den Verkäufern die Waare gleichsam in die Hände zu binden, daß sie eine ganze Parthie, ohne dazu habende Käufer schließen, und dieselbe nachgehends, ganz oder zum Theil, an vorhin unbenannte Abnehmer vertheilen und anbringen, bei Verlust der Courtage von solcher Parthie, auch Erlegung einer Strafe von 20 Rthlr. auf jeden Contraventions-Fall.

Was nicht Alles in einer Auster steckt!

Nach Englischen Blättern haben mikroskopische Untersuchungen ausgewiesen, daß das Innere einer Auster eine Welt ist, die von einer unzähligen Menge kleiner Thiere bewohnt wird, in Vergleich mit denen die Auster selbst ein Koloß ist. Die Feuchtigkeit, die zwischen den Austerschalen sich vorfindet, enthält eine Menge mit einer durchsichtigen Haut bedeckter Embryonen, die gewöhnlich darin herumschwimmen. Legte man hundert derselben neben einander, so würden sie noch nicht

den Raum des Kopfes der kleinsten Stecknadel einnehmen. Auch befinden sich in dieser Flüssigkeit eine Menge verschiedener anderer Thierchen, 500 Mal kleiner noch, die ein phosphorisches Licht verbreiten, und dieß sind nicht einmal alle Miethsleute in dieser Wohnung, da sie auch noch drei verschiedene Sorten von Würmern enthält.

H.

Zeitblätter.

Französische Blätter berichten: „Zu Bury in England habe sich ein Frauenzimmer ohne Arme verheirathet. Bei der Trauung sey ihr der Trauring auf die große Zehe des rechten Fußes gesteckt worden." Sie setzen aber auch hinzu: „die Zeitschrift, welche in Bury herauskommt, hätte bei der Bekanntmachung dieses Falles hinzugefügt, die Braut habe nicht nur keine Arme, sondern auch keine Hände gehabt, und sie habe zu ihrem Bräutigam gesagt: Ich bringe Dir ein redliches Herz und einen guten Kopf zu, und was noch wichtiger ist, Du bist sicher, daß ich Dir nie einen Schlag geben, noch Dich mit meinen Nägeln kratzen werde."

Welch eine armselige Erfindung, welch ein schaaler Witz auf Kosten einer fremden Nation; denn gesetzt auch, daß eine Ehe mit einem armlosen Frauenzimmer geschlossen worden, so würde doch ein solcher, alle Sittlichkeit verletzender Ringewechsel, nicht stattgefunden haben. Die Sache hat aber noch eine schlimmere Seite. Die Nachahmungsucht, die man leider! nicht mit Unrecht den Deutschen vorwirft, zeigt sich auch in Deutschen Zeitblättern; auch sie liefern ähnliche abgeschmackte Erdichtungen und alberne Witzeleien, die weder Ueberlegung, noch ächten Witz, sondern nur hämische Bosheit verrathen. Man sinnt nur auf einen Köder für den Pöbel, man will nicht den Besten seiner Zeit genug thun, um für alle Zeiten zu leben, sondern man will nur für den Moment sein Leben durch ein kärgliches Honorar fristen, um den Schlechtesten seiner Zeit zu gefallen.

Karl Müchler.

Buntes.

Um an der Glücksbude spielen zu können, verkaufte ein junger Bursche sein schönes langes Haar an einen Friseur. Der Haare beraubt wagte er nun sein Geld und gewann — einen Kamm. Es ist ein alter Spaß, aber es erneuern ihn zuweilen ganze Völker, indem sie eine Eigenthümlichkeit aufgeben, um Etwas dafür zu empfangen, was sie nicht brauchen können.

Jean Paul war der Liebling des weiblichen Geschlechts (theils sprach er durch seine Gemüthlichkeit die Frauen an, theils dadurch, daß sie ihn nicht verstanden). Eine Schilderung von dieser Seite her muß also interessant seyn; in Rahel's (Frau von Varnhagen's) Nachlaß findet sich folgende: „Jean Paul hat etwas Beruhigendes an sich. Vor dem könnte ich mich gar nicht schämen. Nie hat ein Mensch so ganz anders ausgesehen, als ich ihn mir denken mußte. Keine Ahnung vom Komischen. Er sieht scharfsinnig und die Stirn von Gedanken wie von Kugeln zerschossen aus. Er spricht so ernst, sanft, gelassen und geordnet, hört so gern — süß möcht' ich sagen — und väterlich zu, daß ich nie geglaubt hätte, er sey Richter." — Frau von Varnhagen gehörte übrigens zu den Frauen, die Jean Paul verstehen konnten.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße Nro. 46.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 93.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 21. November 1833.

So ruhig, so heiter, so labend,
Dieß Eine nur fleh' ich von Dir:
O, Schicksal, so dämm're mein Abend,
So friedlich erschein' er einst mir.

Sonnenuntergang.

Sie scheidet sanft, sie sinkt so schön,
O, möcht' ich einst wie sie jetzt scheiden!
Schon harren And're, sie zu seh'n,
Und hoffen Wärme, Licht und Freuden.
Hold blickt sie Berg und Thal noch an,
Wo sie so vielfach wohlgethan.

So lang' es tagte, wirkte sie
Für Halm und Frucht, für Blatt und Blüthen;
Sie gab Gedeih'n zu unsrer Müh',
Selbst dann, als ihre Strahlen glühten.
Brod, Honig, Oel und Milch und Wein!
Durch sie nur kann es uns erfreu'n.

Der Vogel singt sein Morgenlied,
Das Lämmchen hüpft ihr froh entgegen;
Der Löwe brüllet, weil sie flieht;
Der Mensch dankt still für ihren Segen! —
Hier hört sie wohlzuthun jetzt auf;
Dort ist beglückend nun ihr Lauf.

So sey's denn, Vater, auch mit mir! —
Ich habe nie mein Pfund vergraben;
Nach meinen Kräften schafft' ich hier,
Wie's Edle laut gestanden haben.
O, führe mich nun sanft dahin,
Wo ich — Dir näher! — nützlich bin! —

Berlin. Dr. Karl Witte d. Aelt.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Der Zweck von Herrn Berryers Besuch war, wie bereits erwähnt, die Herzogin zu bereden Frankreich zu verlassen; da ich indeß den eigentlichen Inhalt ihrer Unterredung nicht angeben kann, ohne mehrere Personen bloßzustellen, so übergehe

ich ihn mit Stillschweigen. Der Leser kann diesen Mangel durch aus dem bereits Gesagten geschöpfte Vermuthungen ergänzen. Um drei Uhr Morgens fügte die Herzogin sich endlich den Gründen, die Herr Berryer sowohl in seinem Namen als in dem seiner Parthei anführte; aber dennoch gab sie, obschon sie sich selbst bereits überzeugt haben konnte, wie wenig von einem bewaffneten Aufstande zu erwarten sey, nur mit Thränen und Ausrufen der Verzweiflung nach.

„Wohlan denn, sagte sie, es ist beschlossen, ich muß Frankreich verlassen; ich werde nicht wiederkehren, Sie können sich darauf verlassen, denn ich will nicht mit fremden Heeren zurückkommen. Man will nur, wie sie wohl wissen, eine gewisse Zeit abwarten, und dann, wenn der Tag gekommen ist, wollen sie meinen Sohn rufen. Nicht etwa, daß sie sich vielmehr um ihn kümmerten als um Ludwig XVIII. im Jahre 1813, nein, er soll nur als Mittel dienen, daß sie eine Parthei in Paris bilden können. Gut, aber sie sollen meinen Sohn nicht haben; unter keiner Bedingung sollen sie ihn haben, lieber wollte ich, daß er in den Gebirgen Calabriens von seiner Hände Arbeit lebte. Sehen Sie, Herr Berryer, und wenn er den Thron von Frankreich durch Abtretung einer Provinz, einer Stadt, einer Festung, eines Hauses, ja einer Hütte, wie ich jetzt bewohne, erkaufen könnte, so gebe ich Ihnen mein Wort, als Regentin und Mutter, er soll nie König werden."

Um vier Uhr schien die Herzogin vollkommen resignirt zu seyn. Herr Berryer nahm Abschied von ihr, und erhielt die Zusage, daß sie ihn Nachmittags an dem zweiten Hause, an dem er am vorigen Abend Halt gemacht hatte und das vier starke Stunden von der Herberge entfernt war, wo er seinen Kutscher gelassen, treffen wolle. Dort wollte sie in seinen Wagen steigen, mit ihn nach Nantes zurückkehren, dann mit einem falschen Paß versehen, Post nehmen, quer durch ganz Frankreich reisen und bei Mont Cenis über die Gränze gehen.

Herr Berryer wartete an dem bezeichneten Ort von Mittag bis sechs Uhr Abends, wo er endlich ein Schreiben von der Herzogin erhielt, das ihn belehrte, daß sie sich eines Andern besonnen habe. Sie bekannte, daß sie zu viele Interessen an das ihrige gefesselt hätte, als daß sie sich entschließen könne, sich den Folgen ihres Eintritts in Frankreich zu entziehen und sie auf Andern lasten zu lassen, und daß sie deßhalb fest beschlossen habe, das Schicksal derer, die sie in Gefahr gebracht, bis zum Aeußersten zu theilen. Nur die auf den 24sten Mai angeordnete Erhebung der Waffen war bis zur Nacht vom 3. auf den 4. Junius verschoben. Tief betrübt kehrte Herr Berryer allein nach Nantes zurück.

Am 25sten erhielt Herr von Bourmont den folgenden Brief von der Herzogin, der den Herrn Berryer eröffneten Entschluß vollkommen bestätigte:

„Da ich den festen Entschluß gefaßt habe, die westlichen Provinzen nicht zu verlassen, sondern mich ihrer lang erprobten Treue zu vertrauen, so rechne ich wegen Vorkehrung der nöthigen Anstalten zur Erhebung der Waffen in der Nacht vom 3. auf den 4. Junius auf Sie, lieber Freund. Ich rufe alle tapfern Männer unter meine Fahne; Gott wird uns helfen, daß wir unser Vaterland retten; keine Gefahr, keine Beschwerde soll mich entmuthigen, ich werde auf den ersten Sammelplätzen erscheinen." Marie Karoline,

Vendée, Regentin von Frankreich.
am 25. Mai 1832.

Als ein Beispiel der Art, wie der Krieg in der Vendée geführt wurde, führen wir die Beschreibung des in öffentlichen Blättern vielfach erwähnten Kampfes in und bei dem Schlosse Penissière bei:

Für den 6. Junius war auf dem 1½ Stunde von Clisson entfernten Schloß La Penissière de la Coeur eine Versammlung anberaumt. Der Zweck derselben war, gegen Cugnau und Bussière aufzubrechen und die Nationalgarde zu entwaffnen. Um 9 Uhr Vormittags hatten sich 45 Chouans an dem genannten Orte versammelt, sämmtlich junge Leute von guten Familien, die von zwei Brüdern, Exoffizieren der königlichen Garde, angeführt wurden, und zwei Bauern bei sich hatten, die in Nantes das Jägerhorn der leichten Infanterie hatten blasen lernen und ihre Musikbande vorstellten.

Der Adjudant-Major des 29sten Regiments, der in Abwesenheit des Bataillonschefs George von dieser Versammlung benachrichtigt worden war, marschirte mit 45 Voltigeurs und zwei Gensdarmen nach dem zum Sammelplatz der Chouans bestimmten Schloß. Als er vor demselben anlangte, fand er, daß seine Mannschaft nicht zahlreich genug sey, um es einzuschließen, denn das Schloß war von einer Mauer beschützt, welche einen Park umgab. Es wurde also ein Gensdarm abgeschickt, um Verstärkung herbeizuholen, und bald langten auch noch weitere vierzig Mann unter dem Befehl des Lieutenants Sanco an. Der Adjudant-Major befahl jetzt anzugreifen; nach einer kurzen Vertheidigung wurde die äußere Mauer verlassen und die Chouans zogen sich in das Haus zurück, wo sie alle Eingänge verrammelten. Sie vertheilten ihre Streitkräfte zu ebener Erde und im ersten Stock, gaben jeder Abtheilung einen Hornisten bei, der während des ganzen Gefechts nicht aufhörte zu blasen, und eröffneten nun aus den Fenstern ein eben so gut unterhaltenes als wohl gezieltes Feuer. Zweimal drangen die Soldaten bis auf zwanzig Schritte vom Gebäude vor, und wurden eben so oft zurückgeschlagen.

Der Adjudant-Major befahl jetzt einen dritten Angriff zu machen, und während die Vorbereitungen hiezu getroffen wurden, rückten vier Mann mit Hülfe eines Maurers gegen das Schloß vor, und sahen sich einen Theil des Giebels aus, der keine Oeffnung nach dem Garten hatte, wo also der Zugang auch nicht vertheidigt werden konnte. Dort glücklich angekommen, legten sie eine Leiter an, stiegen auf das Dach des Hauses, in das sie eine Oeffnung brachen, warfen brennende Pechkränze unter den Dachstuhl und zogen sich dann zurück. Kaum war dieß geschehen, so schlug auch schon eine Rauchsäule aus dem Dach; die Soldaten erhoben ein lautes Geschrei und rückten abermals gegen die kleine Veste, die eine flammende Fahne auf ihrer Zinne aufgesteckt zu haben schien. Die Belagerten hatten das Feuer zwar wohl bemerkt, aber keine Zeit zum Löschen, und da die Flamme bekanntlich immer aufwärts steigt, so hofften sie, daß wenn nur erst das Dach abgebrannt seyn würde, das Feuer wohl aus Mangel an Nahrung von selbst erlöschen werde. Sie erwiderten das Geschrei der Soldaten mit einem eben so gut unterhaltenen Feuer als das frühere, während dessen ganzer Dauer die Hornisten nicht aufhörten kriegerische Weisen zu blasen.

Um diese Zeit langte der Bataillonschef Georges von einigen Mann begleitet an. Er befahl augenblicklich zum Sturm zu schlagen, und die unter einander wetteifernde Mannschaft drang nun gegen das Schloß vor. Dießmal erreichte sie die Thüren des Gebäudes, und die Sappeurs und Mineurs machten Anstalt sie aufzubrechen. Die die Chouans befehligenden Offiziere befahlen den zu ebener Erde aufgestellten Leuten, sich sogleich in den ersten Stock zu verfügen, ein Befehl, den diese augenblicklich ausführten, und während nun die Thüren aufgebrochen wurden, feuerte die eine Hälfte der Belagerten auf die Stürmenden, die andere Hälfte aber hob die Ziegel des Fußbodens auf, schlug Löcher durch denselben und empfing

die eindringenden Soldaten zwischen den Stützbalken durch mit einem Hagel von Kugeln. Die Stürmenden mußten sich zurückziehen, und die Chouans begleiteten den Rückzug mit ihren gellenden Hörnern und dem lauten Geschrei: „Lange lebe Heinrich V!"

Der Bataillonschef befahl nun, daß das Erdgeschoß eben so in Brand gesteckt werden solle, wie der Dachstuhl. Die Mannschaft rückte demnach mit brennenden Fackeln und dürrem Holze vor, welches Alles durch die Fenster ins Haus geworfen wurde, und binnen zehn Minuten hatten die Chouans über und unter sich Feuer. Es schien jetzt unmöglich, daß sie dem Tod entgehen könnten, und das Feuer, das sie noch immer ununterbrochen fortsetzten, war allem Anschein nach die letzte Rache zur Verzweiflung getriebener Männer. Ihre Lage war in der That entsetzlich; das Feuer erreichte bald die Stützbalken der Decke und erfüllte die Zimmer mit Rauch, der durch die Fenster qualmte, es blieb also den Belagerten nur die Wahl, lebendig verbrannt, vom Rauch erstickt oder von den Soldaten niedergemetzelt zu werden.

Die Anführrr der Rebellen griffen indeß zu einem verzweifelten Mittel, sie beschlossen nämlich einen Ausfall zu wagen. Da es nun vor Allem nöthig war, dessen Erfolg so viel als möglich zu sichern, so sollte er durch ein Musketenfeuer gedeckt werden, das die Soldaten in Athem hielte: die Anführer der Chouans fragten demnach ihre Leute, wer von ihnen sich freiwillig für die Sicherheit seiner Kameraden opfern wolle, wozu acht von ihnen sich bereit erklärten. Die kleine Schaar wurde nun in zwei Pelotons abgetheilt; 35 Mann nebst einem Hornisten sollten versuchen, das nur von einer Hecke umschlossene andere Ende des Parks zu erreichen, und die übrigen acht Mann nebst dem zweiten Hornisten diesen Ausfall decken. Die beiden Brüder (die Anführer der Chouans) umarmten sich, denn sie mußten sich trennen, weil der eine die Zurückbleibenden, der andere aber den Ausfall befehligte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darf der Staat die Homöopathie ihrem ungestörten Fortgange unbedingt überlassen, oder ist er verbunden, polizeilich einzuschreiten?

(Beschluß.)

Wir verlangen nun keinesweges, daß Männern von ausgezeichneten Kenntnissen vorgeschrieben werde, wie sie ihre Kranken behandeln sollen. Es darf kein wissenschaftliches Streben, kein Kunstverkehr in seinen Fortschritten gehemmt und aufgehalten werden. Einen Kopp und andern Zierden der Wissenschaft können wir es nur danken, wenn sie in der neuen Lehre die Spreu von den Körnern, das Wahre vom Nichtigen, das Nützliche von dem Schädlichen sondern. Wir wollen nur, da es sich hier nicht bloß um wissenschaftliche Toleranz, vielmehr um die dem Staate heiligen Güter, um menschliche Sicherheit und Wohlfahrt handelt, daß der richtige Gebrauch neuer Erfindungen zwar gesichert, daß aber auch eben so der Mißbrauch derselben verhütet werde. Gegen Männer von ausgezeichneten Kenntnissen oder gegen solche praktische Aerzte, die nach neueren Ansichten und Entdeckungen Versuche anstellen, die keine Sicherheit gefährden, sind unsere Aussprüche nicht gerichtet. — Die Homöopathen streiten jetzt schon hier und da über das Quantum der Arzneidosen, über Ansicht in Betreff der Zulässigkeit eines allopathischen Verfahrens, über eine lächerliche Psoratheorie, und über andere Paradoxien mehr. Wir lassen sie gewähren, fordern aber, daß das öffentliche Wohl nicht darunter leide, fordern, daß nicht erst dann zu öffentlichen Maaßregeln geschritten werde, wenn des Unheils

viel geschehen ist, was durch keine Verordnung wieder gut gemacht werden kann. Mag eine örtliche Behandlung eines Uebels jetzt schon in die Homöopathie gehören oder nicht, mag sie einst noch hineinkommen oder nicht, das kümmert uns jetzt nicht: daß dieselbe aber gegenwärtig von den Homöopathen auf das unverantwortlichste vernachlässigt wird und vernachlässigt worden ist, das berechtigt uns zu dem dringenden Wunsche, es möchte durch eine polizeiliche Einschreitung den daraus folgenden Uebeln vorgebeugt werden. Es haben sich, wie schon oben angedeutet worden, hier mehrere Aerzte von Ruf dazu verstanden, da, wo das allopathische Verfahren nicht genügen möchte, und es ohne Nachtheil geschehen könnte, Versuche mit einfachen Mitteln in sehr kleinen Dosen anzustellen. Einige dieser Versuche hatten ihrer Behauptung nach, einen nicht ungünstigen Erfolg, andere blieben gänzlich ohne Wirkung. Zu bemerken ist noch, daß die größere Anzahl unserer allopathischen Aerzte, ehe noch an die neue Lehre gedacht wurde, da homöopathisch verfuhren d. h. wenig oder nichts verordneten, wo Krankheit und Heilung derselben als ein nicht zu störendes Ganze gedacht werden mußte. Nimmer werden aber die oben erwähnten Aerzte sich verleiten lassen, kalten Fiebern, der Lues, Augenentzündungen und allen den Krankheiten, welche ein kräftiges allopathisches Verfahren erheischen, und die eine örtliche Behandlung erfordern, mit homöopathischen Arzneigaben zu begegnen. Dieß geschieht in dem hiesigen Regierungsbezirk sehr häufig von einzelnen Stockhomöopathen, insbesondere von ausländischen Aerzten und Chirurgen, welche die Launen des Publikums und seinen Glauben an das Wunderbare und Außerordentliche benutzend, zu Credit und Geldverdienst gelangen wollen, in welcher Kategorie sie auch die niedrigsten Mittel nicht verschmähen, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Das Publikum gegen solche Eingriffe in die öffentliche Sicherheit zu schützen, ist Aufgabe der Medicinalpolicei, welche sie nicht von sich weisen darf, jedoch nicht eher zu lösen im Stande seyn wird, als bis von der gesetzgebenden Medicinalbehörde genau bestimmt ist, welche Krankheiten nicht homöopatisch behandelt werden dürfen. Zu diesem Zweck möchte vielleicht vorgeschlagen werden, daß eine Commission zur Bestimmung, wie weit die Homöopathie ohne Nachtheil zugelassen werden könne, zu ernennen sey; allein eine solche Commission könnte wirklich nur für eine fernere progressive Beschränkung der Homöopathie von Nutzen seyn, denn für jetzt bedarf es da keiner Untersuchung, wo schon gewisse Grundsätze zur richtigen Beurtheilung des Gegenstandes feststehen, daß nämlich bestimmte Krankheiten nicht Gegenstand einer Lehre seyn können, welche, abgesehen von ihrem Mangel einer richtigen wissenschaftlichen Grundlage, mit dem sie eine tolerante Anmaßung verbindet, die alles Bestehende verwirft, in der Behandlung von Krankheiten, denen sie nicht gewachsen ist, Leben und Gesundheit der Staatsbürger geradezu in Gefahr bringt. Die Anstellung einer solchen Prüfungscommission würde dann auch auf ein Mißtrauen gegen die Personen hinauslaufen, welchen der Staat die technische Beurtheilung medicinischer Gegenstände schon anvertraut hat. Würde der Staat nun dem gefährlichen Treiben jener Afterärzte aus einer mißverstandenen Toleranz länger zusehen, gar nichts gegen ihre Behandlung der Lues, der chirurgischen Krankheiten, der örtlichen Vergiftungen u. s. f. unternehmen, so würde jeder Kranke, dessen Unstern ihn in die Hände jener Aerzte brächte, diese Toleranz schwer zu büßen haben. Wir sind nicht gut dafür, daß es unter dem Schutze einer solchen Toleranz nicht irgend einem medicinischen Schwärmer einfiele,

örtliche Krankheiten durch Sympathie und Besprechungen, Verletzungen einer Arterie durch Streukügelchen, die Verletzung von einem wüthenden Thiere mit Atomen von Arzneien zu behandeln. Noch kürzlich wurde eine Hebamme hier mit Gefängniß bestraft, weil sie gegen die ausdrücklichen Bestimmungen in ihrem Lehrbuche die Ophthalmia neonatorum mit Muttermilch äußerlich behandelt und keinen Arzt zugezogen hatte, worüber das Kind erblindet war. Ein Homöopath von gewöhnlichem Schlage hätte örtlich bei diesem Kinde auch weiter nichts vorgenommen, das Kind würde daher auch unter seinen Händen erblindet seyn, indeß würde er auf den Grund jener Toleranz frei ausgegangen seyn, weil eine gesetzgebende Behörde noch nicht festgestellt hat, daß die in Rede stehende Krankheit nicht homöopatisch behandelt werden darf. Wohin soll das aber am Ende führen? Der Arzt darf, wie oben schon angedeutet wurde, nicht erst das Unglück mehrerer Menschen abwarten wollen, ehe er amtlich einschreitet, oder etwa vermeinen, daß die neue Lehre schon von selbst sich in Verruf bringen werde; der Preis ist zu hoch. Es handelt sich keineswegs bloß um den Zweck, daß etwas Falsches sich selbst zerstöre; es soll vielmehr einer neuen Methode, Krankheiten zu heilen, das Schädliche benommen werden: das erheischt das Wohl des Staatsbürgers, die Ehre der rationellen Heilkunde, die Lehrstühle auf unseren Akademien und die Würde der Arzneiwissenschaft. Glaubt aber eine gesetzgebende Medicinalbehörde, daß in den oben angeführten und ähnlichen Fällen ein homöopathisches Verfahren eben so schnell und sicher helfen würde, um Anstand zu nehmen, die neue Lehre zeitgemäß zu beschränken: so haben wir Andern nichts mehr zu sagen, die Beurtheilung des Gegenstandes nach Erfahrungsgrundsätzen hat ein Ende, wir bekennen unsere Unwissenheit und betrauern den Zustand der öffentlichen Arzneikunde, welche theuer und mühsam errungene Güter jener schwärmerischen medicinischen Aufwallung unbedingt hingeben kann, und nicht die Kraft besitzt, einem flüchtigen Probleme voller Widersprüche entgegenzutreten, welche ein vorurtheilfreies Bewußtseyn einflößt, und welche in diesem Bewußtseyn schon mehr als ein medicinisches System überwunden hat.

Hiernach verlangen wir von der gesetzgebenden Medicinalbehörde im Namen der ausübenden Medicinalpolicei für jetzt weiter nichts, als eine genaue Sichtung derjenigen Krankheiten, welche ohne Nachtheil des staatsbürgerlichen Wohls möglicher Weise von der Homöopathie geheilt werden können von denen, welche der Natur der Sache nach nicht Gegenstand der Behandlung für die neue Lehre seyn können, und ein Verbot an die Homöopathen, sich mit Behandlung der letztgenannten Krankheiten zu befassen, namentlich der Lues, der Augenentzündungen jeder Art, der Verletzungen von wüthenden Thieren, der intermittirenden Fieber, aller chirurgischen Krankheiten ꝛc.

Wir verkennen keineswegs die Schwierigkeit einer solchen Sonderung; allein es ist unbedingt vorzuziehen, daß Krankheiten, welche seither schnell und mit gewissem Erfolge durch das bisherige allopathische Verfahren bekämpft wurden, der neuen Lehre entzogen werden, als daß man bei unbeschränkter Licenz der Homöopathie eine Menge von Unglücksfällen herbeizieht, denen hätte vorgebeugt werden können.

Wir legen nun noch ein Bedenken unserer Preußischen gesetzgebenden Medicinalbehörde zu weiterem Ermessen hier vor: Ob es nicht überhaupt nur solchen Aerzten des benachbarten Auslandes erlaubt seyn dürfte, im Preußischen homöopathische Kuren zu verrichten, welche durch Able-

gung ihres Staatscursus zu ihrem Vortheil sich als vollständig gebildete Heilkünstler legitimirt haben.

Endlich erlauben wir uns noch, ein paar Worte über das Selbstdispensiren der homöopathischen Aerzte hinzuzufügen, da wir einige Erfahrungen gemacht haben, welche das Unpassende und Unzulässige dieses Verlangens von Seiten der Homöopathen in sanitätspolicеilicher Hinsicht darthun können.

Wenn es den Aerzten erlaubt seyn sollte, ihre Arzneien selbst auszugeben, so würde nicht nur alle gute Ordnung, alle Sicherheit, alle Aufsicht der Medicinalbehörden auf die ärztliche Praxis und alle Verantwortlichkeit der Medicinalbeamten in gegebenen Fällen aufhören, sondern es würde auch der Medicinalpolizei bei Vergehen in der ärztlichen Praxis und den Gerichtshöfen in criminellen Medicinalfällen eine oft höchst nothwendige Controlle entgehen, die nämlich, welche die Einsicht der von dem Arzte verschriebenen Recepte in der öffentlichen Apotheke darbietet. So hatte hier jüngst ein Homöopath behauptet, daß er bei einem Kinde den höchsten Grad der scrophulösen Lichtscheu in 48 Stunden durch den inneren Gebrauch des Aconits in 10000facher Verdünnung und durch Auflegung von trocknen Läppchen geheilt habe. Diese so unerhört schnelle Heilung eines bekanntlich hartnäckigen Uebels erregte die Aufmerksamkeit der Medicinalbehörde. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, und es ergab sich, daß gar kein hoher Grad von Scrophulosis vorhanden gewesen war, vielmehr das Kind nach den Masern eine Augenentzündung bekommen hatte, bei welcher auch äußere Mittel angewendet worden waren, worüber der Beweis sich in den Recepten der öffentlichen Apotheke vorfand. Auch in dem obenerwähnten Falle, in welchem ein Anhänger der neuen Lehre eine syphilitische Kranke lange fruchtlos mit homöopathischen Atomen behandelt hätte, mußten ebenfalls die Recepte in der Apotheke den Beweis der fehlerhaften Behandlung liefern. Es ist hiernach von größter Wichtigkeit, daß die Medicinalbehörden darauf halten, daß keinem homöopathischen Arzte das Selbstdispensiren erlaubt werde. Fischer.

---

* Homöopathische Thatsache.

Ex ungue leonem.

Herr Johannes Rösing wünscht in seinen freimüthigen Bemerkungen über Homöopathie in der Beilage zu Nro. 90 d. Bl., daß Thatsachen zum Nachtheile der Homöopathie bekannt gemacht werden möchten, (wenn gleich solche Thatsachen mit dem Wunsche, daß diese Heilart zum Segen der Menschheit immer mehr bewährt gefunden werden möge, einigermaaßen im Widerspruche steht) welches allerdings etwas dazu beitragen kann, das Wahre oder Falsche dieser Heilart mehr zu unterscheiden und ans Licht zu bringen, zumal da man es den Homöopathen vorwirft, daß sie nur ihre glücklichen, nicht aber ihre unglücklichen Kuren zugleich bekannt werden lassen. Wenn nun gleich Ein Fall, der Zahl nach, wenig bedeutet, so kann er doch als Beispiel und Zeichen dieser Heilmethode wohl etwas bedeuten, und so mag denn dieser Fall (der erste und bis jetzt einzige nach homöopathischer Kurart hier im Orte, wie Schreiber glaubt, mit Bestimmtheit versichern zu dürfen) hier zur öffentlichen Würdigung hingestellt seyn. Hr. Rösing wünscht nun zugleich, daß diejenigen, welche solche Thatsachen bekannt machen, ihre Namen nennen mögen; da es hier jedoch nur auf die Sache und nicht auf Namen ankommt; Schreiber dieser Zeilen aber, wie sehr er auch ein Freund der Oeffentlichkeit d. h. der öffentlichen rücksichtslosen Behandlung aller, das Wohl des Ganzen, wie des Einzelnen, betreffenden Gegenstände ist, eine

natürliche Abneigung besitzt, sich selbst zu veröffentlichen, und selbst nur seinen Namen gedruckt zu lesen, wenn es nicht eben nothwendig ist: so bittet er, daß dieß ihm auch hier möge erlassen werden, indem er die Versicherung giebt, daß er sich bei seiner Erzählung aufs Strengste an der Wahrheit halten wird; gestattet es aber gern, daß der Herr Redacteur dieser Wochenschrift seinen, des Schreibers, Namen Jedem, dem daran gelegen seyn könnte, ihn zu kennen, und der vielleicht dennoch an der Wahrheit dieser Mittheilung zweifeln möchte, zu nennen. Nun zur Sache selbst.

Die Frau des Schullehrers K.... zu D....., eine bis dahin stets gesund gewesene Person, alt 42 Jahr, wurde im Jahre 1831 krank. Ihre Krankheit schien gichtartiger Natur zu seyn und äußerte sich hauptsächlich durch schmerzhafte Beulen oder Knollen unter den Armen, am Halse und in den Weichen des Unterleibes. Es wurde der Arzt des nahe gelegenen Städtchens D., Hr. O., ein Allopath, zu Rathe gezogen. Dieser erklärte gleich anfangs, daß die Krankheit einen sehr bösartigen und hartnäckigen Charakter an sich trage, wie es ihm in der Art noch wenig vorgekommen sey, rieth zum Gebrauch des Dampfbades in Bremen, und als die Kranke darauf nicht eingehen wollte, verordnete er die ihm sonst am zweckmäßigsten scheinenden Mittel, unter andern auch Salzbäder. Diese Kur wurde eine Zeitlang fortgesetzt, das Uebel wollte jedoch nicht weichen, und da die Kranke fand, daß die Kur sie zu sehr angreife, so stellte sie dieselbe ein, nachdem sie 8 bis 9 Mal gebadet hatte, und blieb nun eine Zeitlang ohne ärztliche Hülfe. Da indessen die Krankheit wieder heftiger und die Schmerzen unerträglicher wurden, rieth ich dem Manne der Frau, mit welchem ich in amtlicher Verbindung stehe, er möchte, weil doch der Arzt erklärte, daß er die ihm bekannten besten Mittel angewandt habe, und er weiter nichts als die Fortsetzung derselben empfehlen könnte, sich an einen Bremer Arzt zu wenden, um möglicher Weise noch ein anderes Hülfs- und Rettungsmittel zu erhalten, und er versprach, meinem Rathe folgen zu wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Notiz.

Der Freund, welcher mir den Brief, ohne Namens-Unterschrift, mit dem Aufsatze für den Bürgerfreund bestimmt, betitelt: „Beispiel besonderen Fleißes" zugesandt hat, muß gewiß eine besondere Absicht dabei gehabt haben, denn warum sonst nicht direkt an den Bürgerfreund?

Ich mußte daraus schließen, daß die Benutzung meinem Gutdünken überlassen seyn sollte, und habe daher geglaubt, daß der Bürgerfreund das darin Berührte nicht untersuchen, und abändern könne, es daher für zweckmäßiger gehalten, den Aufsatz der Behörde zu übergeben, damit sie untersuche und wenn anwendbar — abändere.

Joh. Heinr. Kruse.

* Empfehlung.

Von einem Spaziergange begleitete ich vor einigen Tagen einen Freund in die Wohnung eines Künstlerpaars, des Herrn Grimm und Frau, beide vorzügliche Portraitmaler. Aus mehreren theils vollendeten, theils noch auf der Staffelei befindlichen Bildern in Kreide und Oel, begrüßten mich die äußerst wohlgetroffenen Züge bekannter Mitbürger und Mitbürgerinnen, und einige andere theils ältere, theils neuere Arbeiten in miniature ꝛc. gaben mir einen hinreichenden Beweis von der Meisterschaft des Künstlerpaars. — Die Verhältnisse in der Zeichnung waren überall kunstgerecht beobachtet, die Aehnlichkeit bis in die kleinsten Züge treu, die Arbeit selbst höchst sauber und gefällig. — Mit Wahrheit empfehle ich das junge bescheidene Paar; es wohnt bei Herrn Ahlers am Doventhorswall. D.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Catharinenstraße Nro. 50.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 93.

Bremen, Donnerstag den 21. November 1833.

Gestorben:

Den 9. November. Des Friedr. Joachim Peter Holst Ehefr., geb. Stietelberg, 59 Jahr; gr. Fuhrleutestraße Nro. 4.

Den 9. — Des verst. Arb. Andreas Meyer Wittwe, geb. Petri, 75 Jahr; Blumenstr. Nro. 4.

Den 9. — Marianna Maria Mecklenburg, 20 Jahr; Marterburg Nro. 44.

Den 9. — Des Tabacksfabrikanten Johann Friedrich Stechmann Ehefr., geb. Hochmeyer, 57 Jahr; kl. Fischerstr. Nro. 10.

Den 10. — Johann Würdemann, 1¼ Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 236.

Den 10. — Die Näherin Anna Margaretha Dettmer, 30 Jahr; Zippen Nro. 2.

Den 10. — Der Bockknecht Johann Justus Stickroth, 70 Jahr; Armenhaus.

Den 11. — Der Waaren-Agent Hermann Wulfen, 54 Jahr; Kaufmannsmühlenkamp Nro. 5 C.

Den 11. — Munda Bohn, 43 Jahr; Bruns-Gang Nro. 5.

Den 12. — Des Soldaten Johann Bernhard Meyne Wittwe, geb. Ohm, 78 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 117.

Den 12. — Der Arb. Christoph Paucke, 60 Jahr; Paulsberg Nro. 49.

Den 13. — Des Arb. Carl Baumann Ehefr., geborne Brinkmann, 61 Jahr; hinterm Paulsberg Nro. 18.

Den 13. Nov. Joh. Franz Hein, 80 Jahr; kl. Helle Nro. 10.

Den 14. — Des Maurergesellen Wilh. Sengstacke Tochter, 8 Tage; Rövekamp Nr. 4.

Den 14. — Der Höcker Diedr. Herm. Silkenstädt, 48 Jahr; kleine Krummenstraße Nro. 42.

Den 14. — Des Schneiders Joseph Kremm Wittwe, geb. Lindenberg, 81 Jahr; beim steinern Kreuz Nro. 17.

Den 14. — Des Küpers Jost Hinrich Tiemann Tochter, 11 Tage; auf dem Häfen Nro. 24 B.

Den 15. — Des Schneiders Heinr. Corßen Wittwe, geborne Priegel, 71 Jahr; kleine Krankenstraße Nro. 4.

Den 15. — Des Küpermeisters Joh. Wilhelm Küster Ehefr., geb. von Harten, 49 Jahr; Albutenstraße Nro. 3.

Den 15. — Der Schuhmacher Friedr. Heinr. Kuntze, 46 Jahr; gr. Krummenstr. N. 14.

Den 15. — Der Fuhrmann Nicolaus Bauer, 63 Jahr, aus Coburg; Westerstr. Nro. 86.

Den 15. — Des Kaufmanns Christ. Heinrich Müller Tochter, 1 Jahr; Knochenhauerstaße Nro, 17.

Den 16. — Des Zimmergesellen Johannes Jockel Ehefr., geb. Müller, 68 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 63.

Geburten:

Den 7. Novemb. Des Zimmergesellen Heinrich Georg Wessels Ehefrau, geborne Wohlers, Barkhof Nro. 5; von einem Knaben.

Den 7. — Des Maurergesellen Wilhelm Sengstacke Ehefr., geb. Geers, Rövekamp N. 4; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Arb. Joh. Heinrich Christian Oesselmann Ehefrau, geb. Koch, Schwachhausen Nro. 4; von einem Knaben.

Den 8. Nov. Des Arb. Harm Hinr. v. Ohlen Ehefrau, geb. Wichmann, Kohlhökerstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Oberländ. Schiffers Johann Heinr. Bischoff Ehefr., geb. Bothe, Kohlhökerstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Schornsteinfegermeisters Herm. Ludwig Leonhard Ehefr., geborne Paborn, Königstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

Den 10. Nov. Des Gastwirths Jacob Seekamp Ehefrau, geborne Siemers, Hastedt Nro. 52; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Tischlers Joh. Henr. Schliemann Ehefrau, geb. Müller, Knoopstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Küpers Hinrich Westermann Ehefr., geb. Lange, hinterm Abbenthorswall Nro. 9; von einem Knaben.

Den 10. — Des Schweineschlachters Johann Gabriel Fischer Ehefrau, geb. Isenberg, hinter der Balge Nro. 6; v. e. Mädchen.

Den 11. — Des Soldaten Christian Heinrich Schrenker Ehefr. geb. Longelbach, in der Caserne, (Westerstr.); von einem Mädchen.

Den 11. — Des Arb. Joh. Heinr. Wilhelm Schrage Ehefr., geb. Farrelmann, Kirchenstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Bockfahrers Franz Augustin Großkopf Ehefr., geb. Haase, Bleicherstr. Nro. 7; von einem Mädchen.

Den 12. — Des Kaufmanns Joh. Eberhard Bruns Ehefrau, geb. Evers, Langenstraße Nro. 82; von einem Knaben.

Den 12. — Des Kaufmanns zu Newyork Laurenz Heinrich von Post Ehefr., geb. Meier, am Markt Nro. 9; von einem Mädchen.

Den 13. — Des Schiffszimmermanns Johann Heinrich Meiland Ehefr., geb. Hahlbohm, Düsternstr. Nro. 55; v. Zwillings-Knaben.

Den 13. Nov. Des Schuhmachers Carl Christoph Wiebe Ehefr., geb. Sander, Hastedt Nro. 56; von einem Knaben.

Den 14. — Des Arb. Joh. Christoph Eckner Ehefr., geb. Wellmann, Gerberhof N. 6; von einem Knaben.

Den 14. — Des Arb. Gerh. Kaiser Ehefrau, geb. Heicken, Hastedt Nro. 12; von einem Knaben.

Den 14. — Des Kaufmanns Friedrich Carl Ferdinand Nielsen Ehefrau, geb. Böving, Osterthorstraße Nro. 6; von einem Knaben.

Den 14. — Des Küpers Conr. Heinr. Meyerrieks Ehefrau, geb. Hellmers, Knoopstraße Nro. 36; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Cigarrenmachers Franz Steinmetz Ehefr., geb. Knübels, hinterm Stephanithorswall Nro. 31; von einem Knaben.

Den 15. — Des Schneiders Ernst Friedrich Zerbel Ehefr., geb. Wellmann, Schweinestraße Nro. 43; von einem Mädchen.

Den 15. — Des Buchhalters Joh. Heinrich Volkmann Ehefrau, geb. Dürkop, Abbenthorswallstraße Nro. 63; v. e. Mädchen.

Den 15. — Des Arb. Hinr. Wilhelm Sturm Ehefr., geb. Kunst, Eckhardts-Gang N. 4; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Der Kaufmann Christ. Heinr. Friedr. Stisser und des verstorb. Carl Ludwig Heitbreder Wittwe, Cathar. Maria geb. Dierks, hies.

Der Altschuhmacher Christ. Henrich Kirchner und des verst. Arb. Joh. Heinrich Meyer Wittwe, Elisabeth geb. Meyer, beyde von hier.

Der Maurergesell Bernhard Sengstack und Rebecka Brockwehl, beyde von hier.

Der Cigarrenmacher Joh. Anton Steel und Wilhelmine Dorothea Schlentz, beyde von hier.

Der Maler und Glaser zu Deedesorff, Herzogthums Oldenburg, Joh. Jacob Koth und Becke Catharina Zerbst, welche allhier gedient.

Der Kaufmann Bernhard Joseph Nasing zu Dinckloge, Herzogth. Oldenburg, und Gesina Rumpsfeldt hieselbst.

Der Cigarrenmacher David Lohmann und Anna Margar. Döring, beyde von hier.

Der Tischler zu Hastedt Heinr. Friedrich Buhe und des verst. Arb. zu Hastedt Hinr. Jacobsen Wittwe, Sara Dorothea Cyriacks.

Der Landmann Heinrich Helms zu Kirchweihe, Amts Syke, und Margaretha Schmidt zu Thedinghausen, welche allhier gedient.

Der Oeconom und Weggeld-Einnehmer Johannes Paul Friedr. Schünemann zu Schönberg, Königreichs Dänemark, und Adelheid Christina Altenbrock hieselbst.

Der Cigarrenmacher Johann Heinrich Buck und Adelheid Winters, beyde von hier.

Der Arb. Joh. Conr. Hilscher hies und Anna Margar. Dorothea Kuhlmann aus Drebber, Amts Diepholz.

Der Zimmergesell Hinrich Döhle und Margar. Cathar. Amalia Döhle, beyde von hier.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 94.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 24. November 1833.

Und so fliehen meine Tage
Wie die Quelle rastlos hin;
Und so bleichet meine Jugend
Wie die Blumen schnell verblühn. Schiller.

* Das Mädchen am Bache *)

„Einsam weinte am murmelnden Bach
„Ein Mädchen, so fromm und so gut,
„Thränen der Liebe flossen herab,
Blumen auf Blumen pflückte sie ab,
Und warf sie betrübt in die Fluth."

Langsam schwanden die Blumen dem Blick,
Es trugen die Wellen sie fort:
Blumen ihr kehret nimmer zurück,
Wie ihr entfliehet, floh auch mein Glück
Und kehrt nicht dem flehenden Wort!

Blumen so schlafet im Grabe denn wohl!
Und grüßt mir entschwundene Lust,
Grüßet die Stunden, liebend gelebt,
Ewig, ach ewig sind sie entschwebt
Der einsamen trauernden Brust!

Bald entschlummert, wie ihr in der Fluth,
Des Mädchens verlassenes Herz. —
Kühliges Bette, deckest so warm
Jegliches Busens quälenden Harm;
Im Grabe da heilet der Schmerz!

Hedwig Hülle.

*) Die erste Strophe dieses Liedes ist bekannt und zu ihm eine liebliche Melodie. In einem geselligen Cirkel wurde ich jüngst ersucht, einige Strophen hinzu zu schreiben. Ich that es und ärndtete einen freundlichen Dank. Vielleicht ist Mehreren die das Lied singen die Mittheilung desselben lieb. D. B.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Die Zurückbleibenden unterhielten nun, von Fenster zu Fenster laufend, ein ziemlich lebhaftes Feuer während die Uebrigen auf der den Belagerern entgegengesetzten Seite des Hauses ein Loch in die Mauer brachen, und als dieß zum Durchgang groß genug war, in Geschwindschritt, den

Hornisten an der Spitze, in guter Ordnung nach dem mit einer Hecke umschlossenen Ende des Parks rückten. Die Soldaten schickten dem Rückzug eine Musketenfalve nach, durch welche zwei von den Chouans getödtet wurden; ein dritter, tödlich verwundet, verschied an der Hecke. Der vorausschreitende Hornist erhielt drei Schüsse, und fuhr noch immer fort zu blasen; es thut mir sehr leid, sagt der Verfasser, daß ich die Namen solcher Männer nicht wohl nennen kann.

Die Lage der in dem Gebäude Zurückgebliebenen wurde mittlerweile immer gefährlicher. Die brennenden Balken krachten und schienen das Gewicht der Belagerten nicht länger tragen zu können, weßhalb sie sich in eine Art Vorsprung, den die Mauer bildete, zurückzogen, entschlossen, sich hier aufs Aeußerste zu vertheidigen, und kaum war dieß geschehen, so stürzte der Fußboden mit furchtbarem Krachen ins Erdgeschoß hinab. Die Soldaten erhoben bei diesem Anblick ein Freudengeschrei, denn das Musketenfeuer hörte in demselben Augenblick auf, und mithin glaubten sie, die Belagerten seyen unter den Trümmern begraben, ein Irrthum, der diesen das Leben rettete.

Als die Chouans dieß von ihrem Versteck aus gewahrten, hielten sie sich still und regungslos, das Militär dagegen verließ mit einem bei solchen Vorfällen natürlichen Abscheu eilig das brennende Gebäude, dessen Flammen Freund und Feind, Todte und Lebende, ohne Unterschied verzehrte. Die Nacht war mittlerweile hereingebrochen, und von ihrer Dunkelheit begünstigt, glitten nun die todtgeglaubten acht Chouans, gleich umgehenden Gespenstern, längs der heißen Mauer herab, und erreichten glücklich die Hecke, durch die ihre Kameraden entkommen waren, so daß nichts auf dem Schlachtfeld blieb, als die rothglühenden, rauchenden Trümmer des Hauses, und rund um dieselben herum einige Leichen, die von dem letzten aufflackernden Licht der erlöschenden Flamme beleuchtet wurden.

Ueber die Gefangennehmung der Herzogin theilt der Verfasser Folgendes mit:

Das herumschweifende gefahrvolle Leben wurde der Herzogin endlich unerträglich. Auch in der ärmlichsten Hütte konnte sie nicht eine einzige Nacht ungestörter Ruhe genießen, denn die Agenten ihres königlichen Oheims, durch Gold und Hoffnung auf Beförderung gespornt, waren ihr unablässig auf der Spur. Jeder Tag, der ihren unruhigen Schlummer unterbrach, weckte sie zu neuen Beschwerden und Gefahren. Die heldenmüthige Mutter des jungen Heinrich klagte zwar nicht, aber die Anführer der Vendéer wollten sie nicht länger diesen stündlichen Gefahren preisgeben; sie hielten deßhalb einen Rath, und schlugen einmüthig vor, daß die Herzogin nach Nantes zu kommen suchen solle, wo schon lange ein sicherer Zufluchtsort für sie bereit war. Die Herzogin willigte ein, und machte selbst den Antrag, die gefährliche Wanderung in Begleitung der Demoiselle Kersabiec und des Herrn Grafen von Menars, sämmtlich als Landleute verkleidet, zu Fuß anzutreten. Am nächstfolgenden Markttag (16. Junius) um 6 Uhr Morgens verließ die Herzogin mit ihren Begleitern die Hütte nächst Chateau Thebaut, in der sie die Nacht zugebracht hatte, und trat ihren gefährlichen Weg an. Nach Verlauf einer Stunde drückten die groben wollenen Strümpfe und schweren mit Nägeln beschlagenen Schuhe die Herzogin so stark, daß sie sie auszog, in ihre großen Seitentaschen steckte und den Weg barfuß fortsetzte. Die Landleute strömten nach der Stadt, und da sie fürchtete, durch die „aristokratische Weiße ihrer Füße" verrathen zu werden, so paßte sie einen günstigen Augenblick ab, zog sich hinter eine an der Straße angebrachte Ruhebank zurück, rieb dort ihre zarten Füße mit Erde ein und schritt dann mu-

thig vorwärts. Als die Gesellschaft sich der Stadt näherte, verminderte sich ihre Furcht; die Herzogin fand sich besser in ihre Kleidung, und ehe sie die Stadt betrat, zog sie ihre groben Strümpfe und Schuhe wieder an. Als sie auf die Brücke Pyrmil kam, gerieth sie unter eine Abtheilung Soldaten, die von einem vormaligen Offizier der königlichen Garde geführt wurde, den sie in den Tuilerien oft im Dienst gesehen hatte. Dem Bouffai gegenüber machte ein Schlag auf die Schulter, daß sie sich schnell und erschrocken umsah; das alte Marktweib, das sich diese Freiheit genommen hatte, rechtfertigte sie gegen die Herzogin und Demoiselle Kersabiec mit den Worten: „Meine Kinder, helft mir doch meinen Aepfelkorb auf den Kopf heben, und ich will jedem von euch auch einen Apfel für eure Mühe geben." Die Herzogin ergriff sogleich die eine Handhebe des Korbs, Demoiselle Kersabiec die andere und bald war er im gehörigen Gleichgewicht auf den Kopf des guten alten Weibes gestellt, die jedoch, die versprochene Belohnung vergessend, weiter gehen wollte, als Madame sie am Arm hielt und sagte: „Nun, Mutter, wie steht's mit meinem Apfel?" Das alte Weib langte nun etwas verdrießlich ein paar Aepfel herab, die von den Damen, denen der fünfstündige Spaziergang Appetit gemacht hatte, auf der Stelle verzehrt wurden. — Als sich die Herzogin jetzt umsah, war das Erste, was ihr in die Augen fiel, ein großer Anschlagzettel, an dessen Spitze mit großen Buchstaben die unheilverkündenden Worte: Belagerungszustand, zu lesen waren. Den ängstlichen Bitten der Demoiselle Kersabiec ungeachtet, blieb die Herzogin stehen und las den Anschlag, der sie und ihre treuen Anhänger außer dem Gesetz erklärte, bedächtig durch. Bald hernach erreichten sie glücklich das Haus, in dem sie erwartet wurden, und hier legte die Herzogin ihre Verkleidung ab, die dort sammt Allem, was von der Straße an ihr hängen geblieben war, heilig aufbewahrt wird. Das flüchtige Kleeblatt begab sich dann nach dem Hause der Demoiselle Duguigny in der Straße Haut-du-Chateau Nro. 3, wo ein Zimmer nebst einem Versteck in Bereitschaft gesetzt war. Das Zimmer war eine bloße Dachkammer im dritten Stock, und das Versteck ein Winkel, den das vorspringende Kamin bildete, der durch eine geheime aus einer Eisenplatte bestehende Thüre, die eine verborgene Feder öffnete, verschlossen war. Die Herzogin ging also jetzt mit einem Male aus einem höchst bewegten Leben zu einem Zustand der quälendsten Unthätigkeit über. Ihre Korrespondenz, die sie selbst führte, beschäftigte sie nur wenige Stunden des Tags, und dann wurden die übrigen ihr um so lästiger. Zuweilen unterhielt sie sich damit, die unscheinbaren Wände ihres Zimmers mit Zeitungen auszuschmükken und mit andern Handarbeiten: ihre Lieblingsbeschäftigung aber bestand im Malen und Sticken, worin die Herzogin ausgezeichnete Geschicklichkeit besitzt. Bei dem leisesten Verdachte wurde zu ebener Erde eine Glocke gezogen, die in das Zimmer der Herzogin ging, zum Zeichen sich in den Versteck hinter dem Zimmer zu verbergen.

Zum Mittagessen kam die Herzogin in den zweiten Stock herab, wo sie gewöhnlich in Gesellschaft des Grafen Menars, der Demoiselle Stylite von Kersabiec, der beiden Demoiselles Duguigny und des Herrn Guibourg speiste, der aus dem Gefängniß zu Nantes entwischt war. Das Gerücht, daß sie in der Stadt verborgen sey, wurde indeß fast allgemein, und ich war nur zu gut überzeugt, daß es gegründet sey. Da jedoch nur wenige ihrer treuesten Anhänger um das Geheimniß ihres Verstecks wußten, so schienen alle unsere eifrigsten Nachforschungen nur geringen Erfolg zu versprechen. Die Vorsicht der Herzogin und ihrer Freunde ging überdieß noch so weit,

daß sogar Herr von Bourmont nur auf wiederholtes und dringendes Bitten zu ihr gelassen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Homöopathische Thatsache.

(Fortsetzung.)

Nach einiger Zeit erkundigte ich mich, ob dieß geschehen und wie es gegangen sey, und erfuhr nun Folgendes von ihm. Er sey nach Bremen gekommen und habe seinem dort wohnenden Bruder sein Leid geklagt und ihn um seine Meinung gefragt, an welchen Arzt er sich wenden solle. Dieser habe geäußert, da es doch scheine, als wenn die Krankheit sich durch die gewöhnliche Heilmethode nicht heben lasse, so rathe er ihm, sich an den Herrn Dr. M. zu wenden, der sich mit einer neuen Kurart abgebe, wovon jetzt viel Aufsehens gemacht würde und Manche viel Wunderdinge erzählten. Diesem Rathe sey er gefolgt; sey gleich zu dem Herrn M. gegangen, habe ihm die Krankheit und Krankheitsgeschichte seiner Frau vorgetragen und ihn gefragt, ob er glaube, helfen zu können. Der Herr Doctor habe ihm dann geantwortet, daß er allerdings sich getraue, die Kranke herzustellen. Er, nämlich K., habe darauf gefragt, ob auch der Herr Doctor die Kranke zu sehen verlange, in welchem Falle er Anstalt treffen würde, daß sie nach Bremen geschafft werde, indem er hoffe, daß sie das Fahren noch, wenngleich nicht ohne große Beschwerde und Schmerzen, aushalten würde. Der Herr Doctor habe geantwortet, das sey durchaus nicht nöthig, er brauche sie gar nicht zu sehen, habe ihm darauf ein kleines, weißes Pülverchen in Papier gewickelt gegeben, mit der Anweisung, dasselbe seine Frau nach seiner Zuhausekunft einnehmen zu lassen, mit der Zusicherung, daß Besserung darnach erfolgen werde. Jedoch habe er hinzugefügt, wirke das Pülverchen nicht sogleich, vielmehr daure die Wirkung desselben drei Wochen!!! fort, doch solle er nach 8 Tagen wieder zu ihm kommen. Zugleich wurde eine strenge Diät vorgeschrieben. Um aber sicherer zu seyn, daß er dann auch wirklich wieder komme, bäte er sich einen halben Louisd'or auf Abschlag seiner Kurkosten aus. K., ein unbemittelter Mann von geringer Einnahme, wie dieß bei Dorfschulmeistern leider! gewöhnlich der Fall ist, führt nicht so viel Baarschaft bei sich, und bittet den Herrn Doctor mit einem Thaler zufrieden zu seyn, den er denn auch annimmt.

Zu Hause angekommen, sein Pülverchen in der Tasche, voll Hoffnung im Herzen, seiner guten Frau Linderung und Rettung zu bringen, erzählet er nun dieser, wie es ihm ergangen und zieht das Wunderpulver hervor. Die Frau öffnet gespannt das Papier und erschrickt nicht wenig, eine so geringe Dosis darin zu finden, glaubend, daß es etwa in der Tasche ihres Mannes verschüttet seyn könnte. Bei genauer Nachsicht entdecken sie jedoch das kleine weiße Pulver *) und der Mann versichert, es sey Alles, was er erhalten habe. Wie aber soll ich das hinunter bringen? sagt die Kranke. Nur mit der Zunge auflecken oder in den Mund hineinschütten, sagt der Herr Doctor, erwidert der Mann. So ward denn das verhängnißvolle Pulver eingenommen, und voll Hoffnung der wunderbaren Wirkung entgegengelebt.

*) das indessen mehr als ein Octillionthel und selbst als ein Millionthel einer gewöhnlichen allopathischen Dosis gewesen seyn muß, sonst würde man es mit bloßen Augen nicht haben wahrnehmen können. — Merkwürdig ist auch, wie Hr. K. versichert, daß dieß weiße Pülverchen (wahrscheinlich etwas Magnesia oder Kalumel) mehreren Leuten, die er bei dem Herrn Doctor M. getroffen, von demselben gegeben worden sey, und also von ihm als ein Universalmittel scheint betrachtet, oder doch gegeben zu werden,

Wenn ich nun gleich bisher kein entschiedener Gegner der Homöopathie war, welches ich ohne Anmaßung eines mir nicht zukommenden Urtheils nicht seyn konnte; ich überdieß weniger von der Kunst und Heilmethode der allopathischen Aerzte halte, wie viele Andere halten mögen: so gehöre ich doch auch nicht zu denen, die jede neue Lehre, von welcher viel Lärm geschlagen wird, für ein Evangelium und jeden blauen Dunst für baare Münze annehmen, sondern vielmehr zu denen, welche die heutigen Tages so übel accreditirte und verketzerte Vernunft noch in Ehren und für das größte Geschenk des guten Gottes halten, und sich nicht entschließen können, was der gesunden Vernunft und der Erfahrung von Jahrtausenden Hohn spricht, *) als Wahrheit und als ein der Menschheit nur zu lange vorenthaltenes Heil zu acclamiren.

Ich schüttelte daher nach der Erzählung meines guten Schullehrers und Freundes bedenklich den Kopf und wünschte von Herzen, daß die Verheißungen des Arztes und die darauf gestützten guten Hoffnungen der Kranken in Erfüllung gehen möchten.

Indessen verflossen die ersten 8 Tage, ohne daß irgend eine erwünschte Wirkung eintrat. Das Uebel hatte seinen bisherigen gewöhnlichen Charakter und Fortgang. K. ging also zum Doctor und referirte klagend, daß das gegebene Mittel noch nicht geholfen habe. Dieser tröstete ihn dann, daß es bald kommen solle, ein solches hartnäckiges Uebel sey nicht gleich zu überwinden u. s. w. und gab ihm ein ähnliches weißes Pülverchen mit zum Einnehmen, welches wieder eine Portion auf 8 Tage sey; zugleich wurde die alte strenge Diät empfohlen. Diese Procedur wurde nun regelmäßig von 8 Tagen zu 8 Tagen wiederholt; die Krankheit aber nahm nicht ab, sondern immer zu, bis die Kranke endlich nach 30wöchiger Krankheit und 20wöchiger homöopathischer Behandlung durch den Tod von ihren Leiden befreiet wurde. Noch am Tage vor ihrem Hinscheiden verlangte sie einen andern Arzt, bevor aber dieser erscheinen konnte, war ihr schon für immer geholfen. —

Die wahrhafte Erzählung dieser Thatsache mag nun zwar wenig oder nichts gegen die Homöopathie im Allgemeinen beweisen; denn es wäre zu viel, wenn man von ihr verlangen wollte, sie solle jede Krankheit heilen können; aber sie giebt doch zu Betrachtungen Anlaß, und dient zur Warnung, nicht zu voreilig und unüberlegt in seinem Vertrauen zu seyn. Wohl ist es wahr, was Herr. J. Rösing sagt und was von den Anhängern und Vertheidigern der neuen Lehre unaufhörlich zur Empfehlung derselben wiederholt wird, daß keine große neue Wahrheit und Entdeckung im Gebiete der Kunst und Wissenschaft ohne Widerspruch, Anfeindung und Kampf sich Bahn geschafft habe; aber eben so wahr ist es, und noch wahrer, daß, so lange die Welt steht tausend und aber tausend Unwahrheiten, Thorheiten, Tollheiten, Hexereien und Teufeleien vom Menschen für wahr gehalten worden sind, die es, beim Lichte besehen, doch nicht waren, von der Zauberin Medea bis auf Frau von Krüdener herab. Und wie viel neue Lehren, Ansichten, Behauptungen und Systeme, namentlich in der

*) Das thut die Homöopathie hinsichtlich der Quantität ihrer Gaben, indem sie lehren will, daß mit dem octillionsten Theil einer Kraft dasselbe und mehr ausgerichtet werden kann, als mit dem Ganzen. — Wird dieß bewiesen, so kann jedes angebliche Wunder ohne weiteres geglaubt werden; denn wer weiset ein größeres Wunder auf, als dieses, daß ein unbedeutendes Partikelchen eines bekannten Arzneimittels, ein Atom das im Munde verschwindet und gar nicht in den Magen hineinkommen kann, und käme es hinein, sofort von dem Magensafte absorbirt werden müßte, dennoch unverändert bleibt, und tausendjährigen Erfahrungen spottend, unerhörte Wirkungen hervorbringt, bloß — weil ein homöopathischer Arzt das Mittel gegeben hat!

Philosophie und Medicin sind nicht seit Phythagoras und Hippokrates bis auf Hegel und Hahnemann entstanden und vergangen, mit dem lautesten Beifall als die ausgemachteste Wahrheit verkündet und von Tausenden angenommen, bald aber wieder als unhaltbar verworfen worden! Wie viele haben wir nicht schon vor uns vorüber gehen gesehn! Man denke doch nur an den Mesmerismus, Magnetismus, Galvanismus, Brownianismus! Zwischen der Erfindung der Homöopathie und den Erfindungen des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst, des Blitzableiters, der Dampfböte u. s. w., die Herr Rösing anführt, findet überdieß der große Unterschied Statt, daß diese, wenn auch anfangs Unwissenheit oder sonstige unlautere Gründe gegen ihre Annahme sich auflehnten, auf bekannten Gesetzen der Natur beruhen; die Homöopathie aber, wenn auch das similia similibus bei einigen Mitteln und Krankheiten sich als richtig erweiset, wie man es auch ja schon vor Hahnemann bei der bella donna kannte, doch hinsichtlich der Quantität der Gaben allen bekannten Gesetzen der Natur, so wie der gesunden Vernunft wiederstreitet. Dieser Unterschied ist sehr zu bemerken. Wie viel tausend Mittel und Kuren sind wohl schon als unfehlbar empfohlen und dennoch bald nachher als versagend und unzureichend erkannt worden!

(Der Beschluß folgt.)

* Krankencasse für fremde Dienstboten.

Bekanntlich hat die Bürgerschaft diese Anstalt, über deren vielfachen Nutzen und Segen für Herrschaften und Dienstboten schon genügend gesprochen worden, auf dem letzten Convente durch Stimmenmehrheit plötzlich aufgehoben: daß nicht immer ein Beschluß der Mehrheit gut und weise, sondern oft von sehr nachtheiligen Folgen ist, hat sich schon oft bewährt. — Kaum sind wenige Wochen seit jenem Beschlusse verflossen und schon werden die Klagen über die so plötzliche Auflösung der Krankencasse laut, viele Herrschaften und Dienstboten empfinden schon das Unangenehme davon; besonders kommen diese Klagen aus kleinen Haushaltungen, wo Raum und Mittel zur Heilung kranker Dienstboten so sehr beschränkt sind. — Von mehreren achtbaren Mitbürgern bin ich mündlich und schriftlich dringend ersucht worden, die Sache wieder ins Gleise zu bringen, mit der Bemerkung, daß man gern dazu jährlich einen Beitrag liefern wolle; allein so sehr ich auch dieses Vertrauen dankend zu ehren weiß: so zeigen sich mir doch zu viele Schwierigkeiten, um das Werk mit Muth und Vertrauen anzufassen. — Die Schwierigkeiten finden sich sowol in der Verwaltung als auch in den Mitteln; die Verwaltung ist ungemein schwierig, raubt dem Geschäftsmann gar zu viel Zeit, ein Conto für mehr als 3000 Dienstboten ist nöthig, und strenge Ordnung muß dabei obwalten, besonders da so oft die Dienstboten nicht allein ihre Wohnungen, sondern auch ihre Namen verändern. — Die Mittel haben sich bei der bisherigen Einrichtung von 2 Groten Abgabe vom Lohnthaler als sehr ungenügend gezeigt. —

Im ersten Jahre der Errichtung der Krankencasse von October 1830 bis October 1831 betrug die Einnahme von 2905 Dienstboten von Freimarkt bis Ostern . . . . . Rt. 801. 47
3075 Dienstboten von Ostern bis October . . . . . „ 828. 2
dazu an Geschenken . . . . . „ 7. 54

Rt. 1637. 31

dagegen betrugen die Ausgaben 2152 Rt. 40 Gr.; nämlich; 190 Rt. 57 Gr. für die Unkosten der ersten Einrichtung, 19 Rt. 37 Gr. für diverse

Unkosten, Drucklohn ꝛc., 100 Rt. an Herrn Grotewold für das Eincassiren der Beiträge (ein höchst mühsames viele Zeit erforderndes Geschäft), 47 Rt. 18 Gr. für Begräbnißkosten (6 Todte), 1795 Rt. für 359 Monatspflegen à 5 Rt. dem Krankenhause vergütet; es ergab sich also ein Deficit von 515 Rt. 9 Gr.

Im 2. Jahre, wo das Vorurtheil der Dienstboten gegen das Krankenhaus immer mehr schwand, wo die Kasse dem Krankenhause, welches bei 5 Rt. große Nachtheile gehabt hatte, 6 Rt. monatliche Pflege zahlen mußte, betrugen die Ausgaben circa 2700 Rt. (es waren circa 90 Monatspflegen mehr gegeben) dagegen die Einnahme 1640 Rt.

Das Deficit wurde in Folge des Beschlusses von Rath und Bürgerschaft durch den Ertrag der Fährpacht gedeckt.

Während des letzten Verwaltungsjahres vom 1. Oct. 1832 bis zum 1. Oct. 1833 zahlten im 1. halben Jahre 3062 Dienstboten von 57845 Rt. Lohn à 2 Grote . . . . . Rt. 803. 29
im 2. halben Jahre 3122 Dienstboten von 59855 Rt. Lohn à 2 Grote . . . . . „ 831. 23

mithin war die Einnahme Rt. 1634. 52
dagegen betrug die Ausgabe für 497 Monatspflegen à 6 Rt. . . . . Rt. 2982 —
Unkosten für Begräbnisse, Eincassiren ꝛc. . . . . „ 208. 16

Rt. 3190. 16

also ein Deficit von 1555 Rt. 36 Gr., welches Deficit vom Staate natürlich gedeckt werden muß. Gut, daß man den Ertrag der Fährpacht im letzten Budget vor die Linie gestellt hat, dieser Posten dürfte sich am besten zur Deckung des Deficits eignen.

Ein Blick auf obige Darstellung wird die Schwierigkeit zur Herbeischaffung der Mittel gehörig zeigen; denn nur durch einen Beitrag von 4 Gr. vom Lohnthaler würde die Casse bei ihrer bisherigen Einrichtung durch sich selbst bestehen können, und 4 Gr. ist zuviel, das geht nicht; dann würde die Anstalt für die Dienstboten und Herrschaften keine Erleichterung, sondern eine Last. Indeß darf man den Muth nicht verlieren, die erstorbene gute Sache wieder ins Leben zurückzuführen, ob homöopathisch oder allopathisch — das mögen Besserunterrichtete ausfechten, das suum cuique lasse ich gern gelten; ich gebe unumwunden meine Meinung zu erkennen, nach bester innerer Ueberzeugung, gleichviel wie man darüber urtheilt; Alles hat seine Zeit.

Bei dem regen Wohlthätigkeitssinn der Bürger Bremens, bei dem Segen, den die Krankencasse verbreitet hat, bei der Theilnahme, die sich für dieselbe gezeigt hat, glaube ich, daß sich dieselbe wol ins Leben zurückführen ließe; 1) wenn der Beitrag um ein Geringes erhöht würde; 2) wenn die Herrschaften sich zur Zahlung verpflichteten; 3) wenn die Polizeibehörde, unterstützt von einigen Bürgern, die Verwaltung übernehmen würde, durch welche Controlle auch sonst manches Gute gestiftet werden könnte; und 4) wenn der Staat die Kosten der Arzeneien tragen wollte.

Es meinen zwar Manche, der Staat dürfe sich durchaus nicht mit der Sache befassen, ihm dürfe die Anstalt Nichts kosten, zumal die Dienstboten, welche so unterstützt würden, Fremde seyen. Aber ist es nicht des Staates Pflicht, Hülfe zu leisten, wo Noth ist? ist denn das, was man vom Staate zu solchem wohlthätigen Zwecke verlangt, so bedeutend, dem kleinen Opfer, der Nutzen, der dadurch geschafft wird, nicht weit überwiegend? ist es recht und billig, Dienstboten, welche oft jahrelang mit uns unter einem Dache wohnen, Leid und Freud mit uns theilen, durch Fleiß und Treue bewährt gefunden sind, als Fremde zu betrachten, als Fremde stiefmütterlich zu behandeln? Haben sie nicht gerechten Anspruch auf unsere und des Staates Hülfe, wenn sie krank werden? Diese Fragen sind wohl werth, das man sie ruhig erwäge, ruhig beantworte.

Johannes Rösing.

* Bremische Consuln.

Die wöchentlichen Nachrichten vom 21. Nov. beginnen mit der merkwürdigen amtlichen Bekanntmachung, daß der Senat geruht habe, den Kaufmann Johann Molsch zum Bremischen Consul in Moscau zu ernennen. Beim Lesen dieser Anzeige hat sich gewiß bei recht Vielen die Frage aufgeworfen: wozu die Ernennung eines Bremi-

schen Consuls in Moscau? Hat man gern dem Herrn Molsch gefällig seyn wollen, oder ist es geschehen, Bremen's diplomatische Verhältnisse mit Rußland enger zu knüpfen? Unser kleiner Staat gefällt sich seit einiger Zeit darin, an vielen Plätzen Consuln anzustellen, ja manche Orte haben deren zwei; wenn solches wirklich zum Nutzen der Schifffahrt und des Handels geschieht, so kann man mit der Ertheilung solcher Würden schon zufrieden seyn, da dadurch manche Menschen so recht überglücklich werden; allein wenn unsere Schiffer durch die Consuln in Weitläufigkeiten verwickelt, und wenn diese Consuln sich von unsern Schiffern einen willkürlichen Tribut zahlen lassen, wie solches an manchen Orten geschieht, dann sind solche Würdenertheilungen nicht nützlich, sondern schädlich.

Js. R.

* Kunstanzeige.

Ein Künstler, welcher im Portraitmalen aus dem Gedächtnisse sich in Paris einigen Ruf erwarb, hat die Ehre, ein geschätztes Publicum in Kenntniß zu setzen, daß er in dieser Hinsicht die schwierigsten Aufträge übernimmt. — Wer das Portrait von Eltern oder Verwandten, welche nicht geneigt sind, sich malen zu lassen, ohne deren Wissen zu besitzen wünscht — wer eines geliebten Kranken oder eben Verstorbenen entstellte Züge in blühender Gesundheit gemalt haben möchte — und endlich, wer in der Meinung, man könne ihn nicht treffen, oder durch Geschäfte abgehalten, sich vor langweiligen Sitzungen scheut — kann dieser Weitläufigkeiten entgehen, wenn er den Künstler mit einem Auftrage beehren will. — Daß nur gelungene Bilder honorirt werden, bedarf keiner Erwähnung. Nähere Auskunft ertheilt

Dr. Kellner.
Dechanatstraße Nro. 3.

* An Henriette Hanke.

Nach Lesung ihrer Schwiegermutter.

Deinem tieffühlenden Herzen,
Klarem Verstande und zartem Sinn,
Entsproßten, o wohl uns —
Du Innigverehrte!
Schon Blumenkränze voll
Freundlicher Weihe;
Ja selbst die zartesten, reinsten,
Gediegensten Perlen.
Denkend empfingen wohl alle,
Dir verwandte Gemüther,
Die freundlich gereicheten Gaben.
Nun aber sagen vor Allen
Wir innigen herzlichen Dank Dir,
Für das gelungenste Bild,
Einer edelen Frau, und
Würdigen trefflichen Mutter!

Charlotte S. H. Starke.

* Teutsche Sentenz.

„Verständig spricht der junge Mann,
Und werth ist es, daß man ihn höre;
Ich glaubte beinah selbst daran,
Wenn — er nur etwas älter wäre." — —

Th. Rüther.

* Viersylbige Charade.

Erste Sylbe.

Weil zweimal Du mich hast genannt
Doch hastig und geschwind.
War ich als Vater Dir bekannt —
Und Du warst ja mein Kind.

Zweite Sylbe.

Ich heiß in jener Sprache Nein —
Jedoch muß hinter mir
Noch jederzeit ein Zeichen seyn,
Welch' Sylb'chen nenn ich hier?

Als Gegensatz von Ja bekannt
Bin ich, wie ich hier steh'
Und werde häufig so genannt
Zu Land und auf der See.

Dritte Sylbe.

Mein Sylb'chen nennet Dir ein Rad,
Ob groß es oder klein —
Sobald es noch ein Zeichen hat
Welch' Sylb'chen mag es seyn?

Vierte Sylbe.

Kannst lesen Du mich doppelt hier
Auch hastig und geschwind
So nenn' ich Deine Mutter Dir
Und Du, Du bist ihr Kind.

Das Ganze.

Durch Kunst zeigt Sie Dir die Natur,
Jedoch für die Gebühr
Du glaubst ein Meer Dich auf der Flur:
Nun nenn das Ganze mir.

Es hat so wie man sagen hört
Gar Manchen hoch erfreut
Und ist zu sehn die Mühe werth;
Freu' Dich, noch ist es Zeit.

—ht—.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 30.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 95.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 28. November 1833.

In der Liebe geht der Trug fast immer noch weiter als das Mißtrauen.

Larochefoucauld.

Der Selbstmord.

In's Nebenzimmer, von des Tanzes Mühen
Zu ruh'n, floh eine schöne Frau. Allein
Ein junger Lieutenant stürzet hinterdrein
Und trägt sein Herz ihr an auf beiden Knien.

„Sie, Holdeste, Sie müssen mich erhören!
Sie müssen mein seyn — mein, um jeden Preis!
Wie ich Sie liebe — ewig, glühend heiß —
Liebt Keiner Sie! ich kann's, ich will's beschwören!"

Sie aber bleibt so hart wie Stein bei Allen,
Was er beschwor. — „Wie? — und Sie zweifeln wohl?"
— Hier zog er aus der Tasche ein Pistol —
„Wohlan, so will ich todt zu Ihren Füßen fallen!"

„„Nur nicht so nah! ich bitte sehr! denn heute
Trag' ich dieß weiße Kleid zum ersten Mal.
Ihr Blut — mein Gott, was spräche man im Saal? —
Ihr Blut verdürbe ja die reine Seide!""

Sie ging; er aber stürzt noch eine Flasche
Champagner um. Sein Muth flammt mehr und mehr.
Ha, jetzt betrachtet er das Mordgewehr!
Und — steckt es langsam wieder in die Tasche. —

Sie tanzte. Bald wird ihr der Saal zu enge:
„Der arme junge Mann! — Wie? — wenn er doch?" —
Sie denkt's nicht aus — eilt — hofft, sie findet noch
Ihn lebend wieder in der bunten Menge.

Umsonst! — Nun steigt die Angst. Vom L'hombre-Spiele
Zieht sie den General, klagt ihm ihr Leid:
„Ach retten Sie! Vielleicht ist's jetzt noch Zeit —
Vielleicht liegt er schon blutend auf der Diele." —

Der Chef begreifet ihre Angst und eilet
Hinaus — zum mind'sten gibt er ihr sein Wort.
„O Gott! schon eine Viertelstunde fort!
Ich sterbe selbst, wenn er noch länger weilet!" —

Jetzt kommt der Chef zurück. Rasch durch die Kette
Der Tänzer sie mit bleichem Antlitz bricht:
„Wie fanden Sie den Armen?" — „„Leider, nicht
Mehr — wach; — er schlief ganz sanft in seinem
Bette. —

L.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Das Auftreten des Deutz bei der Herzogin und die Geschichte seines Verraths, wobei indeß sichtlich Manches übergangen ist, erzählt der Verfasser auf nachfolgende Weise: Die Herzogin wurde von ihrer Umgebung mit sehr eifersüchtigen Augen gehütet, und eine Koterie hatte sich ihrer Person dergestalt versichert, daß sie jeden Besuch ihrer Freunde zu verhindern wußte. Dieser Umstand war Ursache, daß die Verrätherei des unwürdigen Deutz fast gescheitert wäre. Dieser Mensch wußte zwar wohl, daß sich die Herzogin zu Nantes aufhalte, doch wußte er hierüber nicht mehr als die ganze Stadt. Es galt das Haus zu wissen, in dem sie lebte, und dieses kannte Deutz nicht. Es gelang ihm indeß, sie von seiner Anwesenheit in Kenntniß zu setzen, da aber die Herzogin fürchtete, es sey diese Nachricht eine ihr von der Polizei gelegte Schlinge, oder eine andere Person wolle unter Deutz Namen Zutritt zu ihr erhalten, so weigerte sie sich ihn zu sehen, wofern er nicht seine Papiere einer Person, die sie ihm schicken wolle, anvertrauen würde. Deutz lehnte dieß ab, mit dem Bemerken, er werde sich auf einige Tage nach Paimboeuf begeben, und dann, in Hoffnung eines glücklichern Erfolgs, die Ehre haben, abermals um eine Audienz bei Madame nachzusuchen. Er verließ Nantes in der That, blieb zehn Tage abwesend, und suchte bei seiner Rückkehr abermals um eine Zusammenkunft nach, die ihm indeß wieder abgeschlagen wurde.

Endlich bequemte er sich doch, der Herzogin die wichtigen Papiere, die er bei sich hatte, durch eine dritte Person zu senden, und da nun die Herzogin bei Empfang derselben keinen weitern Zweifel über die Identität der Person des Deutz hegte, so willigte sie ein, ihn vor sich zu lassen. Dem zufolge wurde er nun Mittwochs am 31. Oct. um 7 Uhr Abends in das Haus der Demoiselles Deguigny geführt, das er jedoch betrat, ohne zu wissen, wo er sich befände, und selbst ohne die Straße zu kennen, in der es lag.

Nach einem anderthalbstündigen Gespräch nahm Deutz Abschied von der Herzogin, überzeugt daß sie das Haus mit ihm zugleich verließ, und daß sie ihn, wie einst in Massa, nicht in ihrer eigenen, sondern in der Wohnung einer ihr ergebenen Person gesprochen habe. Er war also unvermögend, weder irgend eine zuverlässige Nachricht über das Haus, wo er sie gesehen, zu geben, noch den Ort genau zu bestimmen, wo man die Flüchtlinge finden werde. Es wäre daher thöricht gewesen, einen Versuch zu ihrer Verhaftung zu machen, denn ein solches Unternehmen würde sie nur noch vorsichtiger gemacht haben.

Deutz bat also um eine zweite Audienz unter dem Vorwand, daß der Anblick der Herzogin bei der letzten ihm bewilligten Zusammenkunft ihn so sehr ergriffen, daß er vergessen habe, ihr höchst wichtige Dinge mitzutheilen. Die Herzogin machte um so weniger Schwierigkeiten, dieß Verlangen zu bewilligen, als sie selbst ihm Depeschen zu übergeben hatte. Eine zweite Audienz wurde also auf Donnerstag den 6ten November angesetzt, von der er sogleich die Polizei in Kenntniß setzte.

Um 4 Uhr wurde Deutz zur Herzogin geführt, doch scheint es daß ihm einige gewandte Polizeiagenten folgten, die alle seine Bewegungen beobachteten.

An demselben Tage, ungefähr um 2 Uhr, war der Elende vor dem Hause vorübergegangen, das die Herzogin barg, ohne Zweifel, um das Aeußere desselben sich um so besser einzuprägen. Kaum war er eingetreten, als er es auch sogleich wieder erkannte; es war also wahrscheinlich, daß die Herzogin hier wohne. Als er ihr Zimmer betrat, fand er sie bleich und sehr bewegt. Sie stand auf, ging, einen Brief in der Hand zusammendrükkend, gerade auf ihn zu, und blickte ihn so scharf an, als ob sie seine innersten Gedanken erforschen wolle.

„Mein Herr, sagte sie, wissen Sie, was man mir von Paris schreibt? Man sagt mir, daß ich verrathen sey; bin ich's durch Sie?"

Deutz schwieg bei diesem unerwarteten Empfang, denn es fehlten ihm die Worte zu seiner Vertheidigung.

„Sie sehen, mein Herr," fuhr die Herzogin fort, indem sie ihm den Brief zeigte, „ich soll morgen verhaftet werden. Wissen Sie nichts davon?"

Deutz nahm, nachdem er sich Etwas gefaßt hatte, eine gewisse Zuversicht an. Er schob die Verwirrung bei ihrer Beschuldigung auf sein verletztes Gefühl, betheuerte seine Unschuld und Treue, und berief sich, um seine Unbestechlichkeit zu bekräftigen, auf die Klugheit und Sparsamkeit, mit der er alle ihm von ihr übertragenen Geschäfte besorgt habe. Die Herzogin erkannte dieß auch an, und erklärte endlich, daß sie ihn einer solchen Niederträchtigkeit unfähig glaube. Dieß Gespräch dauerte ungefähr eine Stunde.

Als Deutz sich wegbegab, ging er am Speisezimmer vorüber, das eben offen stand. Ein schnell hinein geworfener Blick überzeugte ihn, daß die Tafel für sieben Personen gedeckt sey, und da er wußte, daß die Demoiselles Oeguigny allein lebten, so schloß er hieraus, daß die Herzogin zu Tisch herabkomme. An diesem Tage hatte sie Madame de Charette und Demoiselle Kersabiec eingeladen mit ihr zu speisen. Alle diese Bemerkungen theilte Deutz sogleich der Polizei mit, und sobald nun der General Gewißheit rücksichtlich des Hauses hatte, in dem die Herzogin so lange Zeit hindurch das Fegefeuer ihrer Selbsteinkerkerung erduldet hatte, traf er geschickt und vorsichtig alle nöthigen Vorkehrungen, um jeder Möglichkeit ihres Entkommens vorzubeugen, und umstellte an einem verhängnißvollen Abend um sechs Uhr, in Verbindung mit der Polizei, das Haus und die Nachbarschaft mit 1200 Soldaten. Der Mond stand hell und glänzend am Himmel, und die Herzogin, die gerade an diesem Tag einen unheilverkündenden Brief von Paris erhalten, aber doch keine Ahnung von der großen Gefahr hatte, die ihr drohte, genoß eben, vorsichtig in eine Ecke des Fensters gedrückt, des herrlichen Abends, als Herr Guibourg plötzlich die blitzenden Bajonnette der vom Obristen Lorrier geführten anrückenden Militairabtheilung gewahrte. In demselben Augenblick zog er sich von dem Fenster zurück und rief: „Retten Sie sich, Madame, retten Sie sich!" Die Herzogin und ihre Gesellschaft flüchtete sich eilig hinauf zur Mansarde, deren verborgene Thüre offen stand, und nun entspann sich hier ein Wettstreit der Großmuth, wer zuerst den Versteck betreten sollte. Es war kein Rangstreit oder sonstige leere Förmlichkeit, sondern der Eingang war eng, und leicht hätte es geschehen können, daß die Soldaten heraufkamen, noch ehe der Letzte der Flüchtigen sich versteckt hatte. In dieser seltsamen Verlegenheit entschied die Herzogin, daß die Reihenfolge nach der körperlichen Größe geordnet werden sollez Herr von Menars

ging also voran und Herr Guibourg war der zweite; allein Demoiselle Stylite weigerte sich entschieden, vor der Herzogin einzutreten, worauf diese lachend sagte: „Nach den Regeln der Strategie, Stylite, ist es, wenn es zum Rückzug kommt, die Schuldigkeit des Befehlshabers, die Nachhut zu bilden." Demoiselle Kersabiec gehorchte jetzt, die Herzogin folgte, und kaum war die Thüre des Verstecks geschlossen, so wurde auch schon die Hausthüre von den Soldaten gesprengt.

Die Soldaten traten, von den Polizeikommissarien von Paris und Nantes geführt, die geladene Pistolen in den Händen hatten, von denen eine aus Ungeschicklichkeit losging und ihren Träger in die Hand verwundete, in das Erdgeschoß. Der Kommissär, Herr Joly, fand alle von dem Verräther Deutz gemachten Angaben vollkommen genau; der gedeckte Tisch mit sieben Couverts stand bereit, obschon noch Niemand an demselben Platz genommen hatte. Die beiden Demoiselles Duguigny, die Baronin Charette und Demoiselle Celeste waren die ganze sichtbare Gesellschaft; sie wurden auf der Stelle verhaftet, und Herr Joly, der durch Deutz von des Hauses Gelegenheit unterrichtet war, stieg in das Dachzimmer der Herzogin hinan und rief an dessen Thüre, laut genug, daß Madame ihn hören konnte: „Hier ist das Audienzzimmer!" Die Herzogin war nun überzeugt, daß die Warnung, die sie an diesem Tag von dem Verrath des Deutz von Paris erhalten hatte, nur zu gegründet sey. Dieser Brief, den sie unvorsichtiger Weise auf dem Tisch hatte liegen lassen, gab Herrn Joly, der ihn fand, Gewißheit, daß Madame sich wirklich im Hause befinde.

Die Bauverständigen, die den Auftrag erhielten, das Zimmer zu untersuchen, erklärten, entweder aus Unwissenheit oder aus Mitleid, daß sich hier kein Versteck befinden könne. Sie gingen dann in die benachbarten Häuser, und schlugen dort so heftig an die an den Versteck stoßenden Mauern daß der Kalk u. s. w. mitten unter die hinter dem Kamin versteckten erschrockenen Flüchtlinge herabfiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Homöopathische Thatsache.

(Beschluß.)

Weit entfernt sey es von mir, die Verdienste Hahnemann's und seiner würdigen Jünger bestreiten zu wollen, namentlich in Hinsicht der Ausmittelung der wahren Kräfte der Heilmittel und ihrer Wirkungen auf den thierischen Körper und vornehmlich seine bis zur Evidenz geführte Darlegung, daß die Mischung vieler verschiedener Arzneimittel durcheinander nothwendig die Substanz verändern, folglich ganz andere Wirkung als die beabsichtete, hervorbringen müsse; statt daß manche allopathische Ärzte die Mittel gegen verschiedene Krankheiten oder Uebelstände, die sie an dem Kranken wahrzunehmen glauben; z. B. eines auf den Kopf, das andere auf die Brust, das dritte auf den Unterleib wirkend, zusammenrühren und den Kranken schlucken lassen, erwartend, daß der Magen jedes Mittel an die rechte Behörde schicken werde; ein Verfahren, das demjenigen gleichen würde, wenn ein Maler eine Landschaft malen wollte, auf welcher grüne Bäume, blaue Luft und rothe Häuser sich zeigen sollen, und er nun eine gewisse Dosis grüner, blauer und rother Farbe zusammenrührte und die Zeichnung damit bestriche, erwartend, daß die Gegenstände sich nun in ihrer rechten Farbe darstellen würden. Obgleich nicht außer Acht gelassen werden darf, daß in der neueren Zeit rationelle allopathische Aerzte auch mehr und mehr zur größeren Einfachheit der arzeneilichen Gaben geschritten sind, statt daß man noch vor etwa 50 Jahren gewohnt war, die Gelehrtheit und Geschicklichkeit eines Arztes nach der

Complicität seiner Gaben und der Länge seiner Recepte zu bemessen, und wenn er anders nicht für ungelehrt und ungeschickt gehalten werden wollte, nicht leicht ein Recept schrieb, das nicht wenigstens eine halbe Elle lang war. Wahr bleibt es übrigens ewig, was Haller sagt: „Ins Inn're der Natur schaut kein erschaff'ner Geist." Kein Arzt und Naturforscher wird nachweisen können, wie es zugeht, daß diese Arzenei so und nicht anders wirkt, und den Grund zeigen, wie diese Wirkung eigentlich sich mache; eben so wenig, wie es zugeht, daß der Baum aus dem Kerne und aus der Erde hervorwächst, zum Stamme wird und Blätter, Blüthen und Früchte bringt; genug, daß wir wissen, daß es geschieht, und daß diese und jene Mittel gewisse Kräfte besitzen und gegen diese und jene Krankheiten heilsam wirken, die richtige Anwendung aber durch Versuche ermittelt werden muß. Darum wird wohl die Arzneikunst stets eine Erfahrungslehre bleiben, und dem Kranken diejenige Methode und derjenige Arzt der liebste seyn, der ihn am leichtesten und sichersten heilt. Daß nun die bisherige allopathische Methode auf die Erfahrung von Jahrtausenden gegründet sey, kann nicht geleugnet werden, wenn nicht zugleich geleugnet wird, daß alle Aerzte seit Hippokrates und Galenus bis auf Hahnemann nichts geleistet haben, sondern Alles eitle Einbildung gewesen ist. Dieß ist doch wohl etwas zu weit gegangen. Würde eine solche Behauptung aber aufgestellt, so würde sie durch die Erfahrung, daß es wirklich specifische Mittel gegen gewisse Krankheiten giebt, auf deren Wirkung man wetten kann, z. B. die China gegen das kalte Fieber, um nur das Bekannteste anzuführen, jeden Augenblick widerlegt werden können. Nun frägt es sich, welche Heilart die meisten glücklichen Erfahrungen und Beweise zu liefern vermag, die allopathische und homöopathische. Da sollte man aber glauben, daß, was einmal als Erfahrung fest stehe, durch andere Erfahrungen nicht umgestoßen werden könne, daß wenn bisher zur Heilung einer Krankheit 1 Gran einer gewissen Arzenei nöthig war und nöthig ist, zugleich nur ein octillionster Theil, d. h. Nichts, dazu nöthig seyn könnte. Es ist ein alter ewiger noch nie widerlegter Satz: Ex nihilo fit nihil, „aus Nichts kann nicht Etwas entstehen," oder Null von Null geht auf. Diesen Satz will die Homöopathie mit einmal zu Nichte machen. Ob es ihr damit gelingen wird? Ich zweifle. Zwar kann der Glaube Berge versetzen, warum sollte denn auch die Homöopathie nicht Krankheiten heilen können, so gut wie noch jüngst der Prinz von Hohenlohe sie wegbetete? Der Glaube macht selig, warum sollte er nicht auch gesund machen können? Nur hat nicht Jeder diesen Glauben, und allemal hilft er auch doch nicht. Er führt auch leicht zur Täuschung und dann folgt auch bald die unangenehme Enttäuschung.

Was mich betrifft, so halte ich die Homöopathie von großen Nutzen, aber nur von negativen, d. h. sie verhütet ein manchmal allopathisches Verfahren und entzieht der Krankheit die Kräfte durch strenge Diät. Sie nützt, indem sie Schaden verhütet. Im Allgemeinen ist sie, wie ich glaube, nichts, als ein leeres Phantom, eine Chimäre, die, wie so viele andere, zu ihrer Zeit verschwinden wird; in allen den Krankheitsfällen aber, wo kräftige positive Mittel angewandt werden müssen, um das Uebel im eigentlichen Sinne zu vertreiben, halte ich sie für eine sehr gefährliche Chimäre, der in diesem Falle leicht Gesundheit und Leben zum Opfer gebracht wird, vor welcher also nicht genug gewarnt werden kann.

Schwer und unmöglich ist es übrigens, auszumachen und zu bestimmen, wie viele Krank-

heiten durch Homöopathie oder Allopathie geheilet oder nicht geheilet werden. Es läßt sich durchaus nicht nachweisen, wie viel die Natur oder wie viel die Kunst zur Herstellung des Kranken beigetragen hat. Im Allgemeinen läßt sich wohl behaupten, daß die liebe Natur das gute Beste thut und mehr vermag, als die Kunst, die immer nur die Natur unterstützen kann. Die Erfahrung lehrt es auch, daß bei weitem die meisten Krankheiten durch die Natur allein, d. h. wenn auch keine ärztliche Hülfe angewandt wird geheilt werden, und vielleicht in der Regel von 20 Kranken, die keinen Arzt gebrauchen, nur einer stirbt. Wer kann nun bestimmen, wenn der Kranke einen Arzt gebraucht und geneset, ob die Natur oder der Arzt es gethan, oder wie groß der Antheil der Kunst an der Genesung gewesen sey? Ja, der Arzt kann vielleicht eine schädliche Arzenei geben, die gute Natur des Kranken überwindet sie aber sammt der Krankheit, und sowohl Jener als Dieser glaubt, die Arzenei habe es gethan. Wenn es also richtig ist, daß etwa von 20 Kranken, (dieß ist selbstredend nur eine willkürliche Annahme, es können mehr oder weniger seyn) nur einer stirbt, wenn er keinen Arzt gebraucht; so kann man auch annehmen, daß wenn diese 20 einen homöopathischen Arzt gebrauchen, dieser 19 von ihnen heilen wird, weil er nicht schadet und nicht nützt; ein allopathischer Arzt hingegen vielleicht alle 20 erhält; möglicher Weise aber auch, wenn er ungeschickt handelt, Einen oder den Andern mehr davon hinopfert. In dubio wird man doch wohl annehmen dürfen, daß bei allen Fehlern, Absurditäten und Mißgriffen, die mit durchlaufen, eben weil Aerzte auch Menschen sind, es mehr vernünftige und geschickte als unwissende und ungeschickte allopathische Aerzte giebt, und sie für Leben und Gesundheit der Menschen ungleich mehr nützen als schaden. Von den homöopathischen Aerzten aber kann man nur sagen, wie oben bemerkt, sie nützen nur, indem sie Schaden verhüten; sie schaden aber, indem sie Nutzen (d. h. Anwendung positiver Mittel) verhindern.

Wie sehr pflichte ich dem Herrn Johannes Rösing bei über die Wichtigkeit der Vortheile und Ersparnisse, die er aus der Homöopathie folgert, wenn nur erst die Prämisse, daß es seine völlige Richtigkeit mit der neuen Lehre habe, erwiesen wäre; aber da sitzt der Knoten. Wollte Gott! er würde zum Segen der Menschheit gelöset!

Ich schließe diese Bemerkungen, die nur als Antwort eines Laien an einen Laien Entschuldigung und Nachsicht finden können, und nur gelegentlich durch die Mittheilung jenes Beispiels homöopathischer Krankheitsbehandlung hervorgerufen sind, mit den Worten Gamalials und Luthers, welche Herr Rösing seinem Aufsatz als Motto vorgesetzt hat:

Ist's Lug und Trug, so wird es bald vergehen,
Ist's Wahrheit, ewig leuchtend fortbestehen.

Homöopathie.

(Eingesandt.)

In den Vereinigten Staaten Nordamerika's breitet sich die Homöopathie immer mehr aus, und die Zahl der Anhänger wächst mit jedem Tage, da die neue Methode sich bei den meisten Krankheiten so bewährt findet. In Philadelphia hat sich ein Verein von angesehenen Aerzten zum Behuf der Ausbreitung der Hahnemann'schen Heillehre gebildet, welche zu Ehren des Begründers derselben am 10. April d. J. (seinem Geburtstage) zusammengetreten ist und den Namen Hahnemann society angenommen hat. Dem Hofrath Hahnemann ist nebst dem Diplom als Mitglied des Vereins eine Abschrift der Verfassung mitgetheilt, unterzeichnet von Dr. Constantin Hening als Präsident, Dr. Charles Mattock als Secretair, William Geiße

als Schatzmeister. — In Neujork ist kürzlich eine Universität errichtet. Eine der ersten Handlungen der medicinischen Facultät derselben war, dem Hofrath Dr. Hahnemann ein Ehren-Diplom zu senden. Der homöopathische Arzt Dr. Gray übernahm die Besorgung; das Diplom ist in lateinischer Sprache abgefaßt, unterzeichnet von dem Dr. med. Daniel Perkotti als Präses der Facultät und den Secretair Francis Walch und Samuel Okkelly. —

(Aus dem Deutschen Anzeiger.)

* Auch Etwas über Domestiken-Kranken-Kasse.

Die Aufhebung derselben ist schon sehr fühlbar geworden, und wird es noch mehr werden; deßhalb wäre zu wünschen, sie würde wieder hergestellt.

Wenn ein Dienstbote 24 Rthlr. Lohn erhält und vom Rthlr. 3 Grote zur Kranken-Kasse zahlt, bleiben ihm 23 Rthlr. übrig. Bezahlt die Herrschaft diesen Rthlr. und giebt dem Dienstboten 25 Rthlr. Lohn, so ist dieses dem Dienstboten, aber nicht der Krankencasse gleich. Denn bezahlt die Herrschaft, so ist Ersparung möglich, die Einsammlung ist weder mühselig noch kostspielig, die Bücher sind leichter zu führen u. s. w. Wenn die Trinkgelder mit in Anspruch genommen werden und die Herrschaften bezahlen, so wird die Kasse mit 3 Grote vom Lohn- und Trinkgeldsthaler bestehen können. Man könnte auch jeden fremden Dienstboten, wenn er das erste Mal in Dienst kommt, ein Gewisses an die Kranken-Kasse zahlen lassen. Reichte man mit den 3 Groten aus, so würde diese Einkaufungssumme mit der Zeit einen Fond bilden, der allen Zuschuß entbehrlich machte.

Hiesige Dienstboten müssen mit zur Kranken-Kasse gezogen und keine Ausnahme gestattet werden, damit Niemand die Ausrede brauchen könnte: „Meine Dienstboten sind hiesige."

Wir bitten oben Gesagtes einem reiflichen Nachdenken zu unterwerfen.

* Wunsch.

Die am vorigen Sonntage vom Herrn Dr. Böckel gehaltene Predigt, die mit einer auf den hiesigen Kanzeln seltenen Freimüthigkeit das christliche Verhalten beim überhandnehmenden Kampfe abweichender Religionsmeinungen schilderte, enthielt so reichen Stoff zu weiterem Nachdenken, und scheint auch Denen, welche die St. Ansgari-Kirche nicht besuchen, zu sorgfältiger Beherzigung so empfehlenswerth zu seyn, daß einige der Zuhörer des Herrn Doctor den Wunsch, diese Predigt dem Druck übergeben zu sehn, in diesen Blättern auszusprechen sich erlauben.

Anekdote.

Aus dem Leben.

Ein armer Webergesell ging auf seiner Wanderschaft bei einem schönen Schlosse vorbei. Der Besitzer sah aus dem Fenster und rauchte sein Morgenpfeifchen. „Ich bitte Euer Gnaden," flehte der Wanderer, „schenken Sie einem armen Wanderburschen eine Kleinigkeit; ich bitte gar schön." — Der Graf warf ihm einen alten Groschen zu.

Der Webergesell dankte, und da der Groschen sehr alt war, so hob er ihn auf und trennte sich nicht von ihm.

Dreißig Jahre später war der nämliche Webergesell Eigenthümer desselben Schlosses und der Herrschaft und noch zehn andrer mehr. Er war Lieferant und durch die Lieferungen unter allen Lieferanten dieses Landes der Reichste geworden und es geblieben. Er starb erst 1833.

* An Georg Rapp.

Nach Lesung seiner „Dichterweihe."

Es wird sich all das Herrliche erfüllen,
Mir hat's heut' klarer mein Gefühl vertraut: —
Des Lebens Schöne — wird die Trauer stillen —
Neu hat Dein Lied die Hoffnung mir erbaut. —
Dein Himmels-Bild — (schön konntest Du's enthüllen) —
Hab' ich mit heil'ger Lust — still angeschaut! —
Noch viele Herzen wirst Du Dir erringen,
Sie werden warm Dir ihren Beifall singen.

Charlotte S. H. Starke.

Logogriphische Füllungen.

1.

(Bekannt, als Muster.)

In das Herz des größten Weltbezwingers
Setze du hinein:
Und der Leiden größter Ueberwinder
Wird gefunden sey.

Auflösung: Geld. Geduld.

2.

In das Herz des Mädchens
Wirf ein e hinein,
Alsbald wird geschlossen
Ihre Ehe seyn.

3.

Aus des Ozeans Mitte
Steigt hervor mit ist
Ein berühmter Wilhelm,
Der jetzt fertig ist.

4.

Was du viel von Mädchen hörst,
Wenn sie recht vertraulich schwatzen.
Setze ie hinein, so löst
Draus die Bäurin manchen Batzen;
Fäßchen sind's, oval und klein,
Doch darin kein Branntewein.
Endlich noch ein m dazwischen,
Wird es dir die Kehl erfrischen,
Kübel, schenkt es Wasser aus,
Faß ist's, fließet Wein daraus.

5.

Wie mit g ein Nagethier
Zaubrer wird, das sage mir.

6.

Aus Allem, was dir bitter schmeckt,
Wirf nur ein Doppel-T heraus,
Zwar bleibt es bitter, doch es schmeckt
Und treibt auch Sorgen Manchem aus.

J. G. M.

---

* Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 94:

Panorama.

---

* Falling Leaves.

The Leaves are falling from the poplar trees;
And through the skeleton branches j behold
Glimpses of clear blue daylight. Thus, methinks,
As one by one the joys of life decay,
Withered, or prematurely snapped, the eye
Of age contemplates, with a clearer ken,
The opening oault of Immrotallity,
O'er-arching Earth and Time. —

* Fallendes Laub.

Das Laub fällt von den Pappelbäumen rings;
Und durch ihr Zweiggerippe seh' ich klar
Des blauen Taglichts Blicke. So, deucht mir,
Indem des Lebens Freuden einzeln flieh'n,
Verwelkend oder früh geknickt, erschaut
Des Alters Aug' mit aufgehellter'm Blick
Den offnen Himmel der Unsterblichkeit,
Weit überwölbend Erd' und Zeit. —

Hedwig Hülle.

Berichtigung.

In dem Aufsatze „Bremische Consuln" des letzten Bürgerfreundes ist statt geruht — beschlossen und statt manches Ort — ein Ort zu lesen, welche Abänderungen vom Verfasser bereits vor dem Abdruck gemacht, aber aus Versehen nicht beachtet worden.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 95.

Bremen, Donnerstag den 28. November 1833.

Gestorben:

Den 16. Nov. Der Arb. Lür Sanders, 68 J.; Hastedt.
Den 16. — Der Arb. Gerhard Lindemann, 62 Jahr; am Dobben Nro. 10.
Den 16. — Der Bediente Diedrich Conrad Thoke, 26 Jahr; Obernstraße Nro. 54.
Den 17. — Der Arb. Joh. Diedrich Arens, 60 Jahr; Laves-Gang.
Den 17. — Des Tuchmachers Johann Georg Mackenroth Ehefr., geb. Reiners, 66 J.; große St. Johannisstraße Nro. 127.
Den 19. — Der Arb. Conrad Wrede, 59 J.; Payeken-Gang Nro. 4.
Den 19. — Des Müllers Conrad Würdemann Ehefr., geb. Dancken, 34 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 236.
Den 20. — Des Maurergesellen Berend Bollmann Wittwe, geb. Krop, 68 Jahr; am Sielpfad Nro. 11.
Den 20. — Der Cigarrenmacher Christ. Friedr. Wehmeyer, 19 Jahr; Westerstr. Nro. 70.
Den 20. Nov. Der Schuhmacher Joh. Herm. Lavalje, 51 Jahr; große St. Annenstraße Nro. 14.
Den 21. — August Hermann Heyn, 6 Monat; Sortillenstraße Nro. 131.
Den 21. — Friedr. Andreas Wagener Wittwe, geb. Spiegel, 61 Jahr; im Armenhause.
Den 21. — Der Kaufmann Johann Christian Lülmann, 47 Jahr; Theerhof Nro. 21.
Den 22. — Des verst. Malers Franz Rosenkranz Wittwe geb. Knoll, 30 Jahr; hinterm Osterthorswall Nro. 44.
Den 22. — Des Galanteriehändlers Hans Hinrich Rancke Sohn, 4 Mr.; Sögestraße Nro. 5.
Den 23. — Des Arb. Heinr. Kirchhof Tochter, 4 Monat; am Steinthor Nro. 17.
Den 23. — Des verstorb. Arb. Gerd Bolte Wittwe, geborne Sanders, 69 Jahr; am schwarzen Meer Nro. 12.

Geburten:

Den 14. Nov. Des Landmanns Joh. Bollmann Ehefr., geb. Meyer, Hastedt N. 92; von einem Mädchen.
Den 14. — Des Zimmergesellen Johann Carl Ludwig Isern Ehefr., geb, Brutsche Düsternstr. Nro. 93; von einem Knaben.
Den 15. — Des Tonnenmachermeisters Carl Heinr. Lange Ehefr., geb. Brokate, Abbenthorswallstr. Nro. 2; von einem Mädchen.
Den 16. — Des Kaufmanns August Friedr. Leidenroth Ehefr., geb. Prior, Obernstraße Nro. 19; von einem Knaben.
Den 16. — Des Arb. Joh. Ludolph Wehrmann Ehefr., geb. Rosemann, Heerenstraße Nro. 3; von einem Knaben.
Den 16. — Des Zimmergesellen Christoph Scheel Ehefr., geb. Roggen, Uthbremerstr. Nro. 3; von einem Mädchen.
Den 17. Nov. Des Lackirers Johann Heinrich Martin Springer Ehefr., geb. Kroog, Knochenhauerstr. Nr. 28; von einem Knaben.
Den 17. — Des Schornsteinfegergesellen Friedr. Moritz Genzel Ehefr, geb. Hellberg, Klosterstr. Nro. 14; von einem Knaben.
Den 17. — Des Waarenmäklers Siegfried Bärentz Ehefr., geb. Wardenburg, Martinistraße Nro. 31; von einem Knaben.
Den 17. — Des Arb. Johann Heinrich Frese Ehefr., geb. Warnken, Neuenstr. N. 10; von einem Mädchen.
Den 18. — Des Wechselmäklergehülfen Ferdinand Justinian Ludwig Hirt Ehefr., geb. Petzold, Neuenweg Nro. 10; v. e. Knaben.
Den 18. — Des Conditors Georg August Hinterthür Ehefr., geb. Retberg, Domsheide Nro. 2; von einem Mädchen.

Den 18. Nov. Des Schuhmachers Conr. Haßling Ehefr., geb. Lauenbach, gr. St. Johannisstr. Nro. 63; von einem Mädchen.

Den 18. — Des Schuhmachers Joh. Hinrich Haberland Ehefr., geb. Horstkotte, gr. St. Johannisstr. Nro. 112; von einem Mädchen.

Den 19. — Des Küpers Hinrich Brüggemann Ehefr., geb. Borlach, gr. St. Johannisstr. Nro. 224; von einem Knaben.

Den 19. — Des Arb. Joh. Friedr. Dunekamp Ehefr., geb. Schmieding, Düsternstr. N. 24; von einem Knaben.

Den 19. — Des Hökers Ferd. Grede Ehefr., geb. Oetjers, Grafenstraße Nro. 18; von einem Knaben.

Den 19. — Des Landmanns Hermann Solte Ehefr., geb. Fohne, Buntenthorsteinweg Nro. 136; von einem Knaben.

Den 20. — Des Arb. Johann Hinrich Meyer Ehefr., geb. Sudholtz, gr. St. Johannisstr. Nro. 4; von einem Knaben.

Den 20. Nov. Des Gärtners Johann Hinrich Borcherding Ehefr., geb. Fahrenbrink, Rövekamp Nro. 38; von einem Knaben.

Den 21. — Des Buchhalters Christoph Andreas Homann Ehefr., geborne Nasse, Weerder Nro. 7; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Kaufmanns Friedrich Hilfers Ehefr., geb. Bechtel, Stintbrücke Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Windmüllers Johann Hinr. Dohrmann Ehefr., geb. Heeschen, am Wall Nro. 9; von einem Mädchen.

Den 21. — Des Arb. Detlef Hinr. Heeschen Ehefr., geb. Hepers große Sortillenstraße Nro. 29; von einem Knaben.

Den 22. — Des Schullehrers Conr. Diedrich Behrens Ehefr., geb. Rohde, Rolandsstr. Nro. 12; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Kaufmanns Eduard Hagedorn Ehefr., geb. Bohlen, Brautstr. Nro. 26; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Kaufmann Otto Heinr. Jahns und Magdalena Sophia Müller hieselbst.

Der Schneideramtsmeister Christoph Friedrich Eickmeyer und Maria Sabina Lawbrecht, beide von hier.

Der Branntweinbrenner Johann Hinr. Witte und Clara Buschmann, beide von hier.

Der Branntweinbrenner Johann Diedr. Drögemeier und Adelheid Cathar. Büschmann, beide von hier.

Der Schuhmacher Carl Diedrich Schröck und Anna Catharina-Margaretha Knaack, beide von hier.

Der Kaufmann Johann Matthias Schröder und Christina Maria Spilner, beide von hier.

Der Küper Claus Meyer und Metta Bohmgaren hieselbst.

Der Branntweinbrenner Cord Sanders und des verst. Branntweinbrenners Joh. Friedrich Drögemeyer Wittwe, Anna geb. Pennmeyer, hieselbst.

Der Seidenhutmacher Georg Roth und Johanna Sophia Brocks hieselbst.

Der Schuhmacheramtsmeister Otto Fischer hies. und Margaretha Elisabeth Ostermann aus Mellinghausen.

Der Zimmergesell Johann Lorenz Wilh. Baumbach und des verst. Wachtmeisters in Königl. Holländ. Diensten Joh. Friedr. Petersen Wiese Wittwe, Maria Sophia Elisabeth Heinken.

Der Arb. Cord Hohrmann und des verstorb. Kohlhökers Johann Friedrich Lundt Wittwe, Margaretha geb. Vieth.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 96.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 1. December 1833.

Wir sollen hier uns freuen lernen
Des Wiedersehn's auf bessern Sternen.
Dahin strömt unser Aller Lauf.
„Die Liebe hört ja nimmer auf!!“ Trautscholb.

Freundes Heimsuchung,
ein Segen für Trauernde.

Si luctus moestificat, si ulla calamitas vexat: adsunt boni homines, qui flere cum flentibus norunt. Leniuntur aspera, relevantur gravia, et superantur adversa.
AUGUSTINUS.

In tiefer Traurigkeit befangen,
Bedarf die Seele Kraft und Licht.
Dem Gram untröstlich nachzuhangen
Gestattet mir mein Glaube nicht.
Von Sehnsucht und Vertrau'n getrieben,
Eil' ich zu denen, die mich lieben;
Ihr Mitgefühl, ihr Wort, ihr Blick
Erhebt das Herz im Mißgeschick.

Der heiße Schmerz wird sanfte Klage,
Der irre Zweifelmuth wird stumm.
Die Freundschaft stillt die Seufzerfrage:
Muß herbe Trennung seyn? Warum?
Den Rath des Höchsten preis't die Demuth;
Verstimmung weicht der süßen Wehmuth,
Da Gott mir so viel Gutes ließ,
Und noch weit mehr mir dort verhieß.

Theilnehmend reichet mir die Hände,
Ihr Treuen, Ihr erquickt mein Herz.
Ich bin gefaßt! Was Gott auch sende:
Mittheilend mildert sich der Schmerz.
Um Wonn' aus Weh mir zu bereiten,
Um mich durch Nacht zum Licht zu leiten,
Verlieh mir Gott der Freunde viel;
Getrost, wir geh'n vereint zum Ziel!

Dahin ist uns vorausgegangen
Der Väter und der Kinder Schaar.
Uns darf im finstern Thal nicht bangen,
Nun ist der Trennung Zweck uns klar.
Wir sollen hier uns freuen lernen
Des Wiederseh'ns auf bessern Sternen.
Dahin strebt unser Aller Lauf.
„Die Liebe hört ja nimmer auf!!“
Trautscholb.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Die Treue der Kammerfrau, Charlotte Moreau, und der Köchin, Marie Bossi, war durch nichts, weder durch Gold noch durch Stahl, zu erschüttern, obschon ihnen das erstere wiederholt geboten wurde, und der Anblick so vieler bloßen Schwerter und Bajonnette sie in nicht geringen Schrecken setzte. Die Nachsuchungen wurden noch immer fruchtlos fortgesetzt, und man fing schon an zu glauben, daß die erwartete Beute entschlüpft sey. Die Nationalgarde wurde herbeigerufen, um das ermüdete und mißmuthige Linien-Militär abzulösen; die Umgebung indeß so streng bewacht als vorher, und zwei Gensdarmen in die Mansarde gestellt, die an den bis jetzt noch unentdeckten Versteck stieß. Das Ungemach, das die Herzogin und ihre Gefährten zu erdulden hatten, kann man sich leicht vorstellen, wenn man weiß, daß ihr Zufluchtsort nur 3½ Fuß lang, und an dem einen Ende 18 Zoll, an dem andern aber nur 8 oder 10 Zoll breit war. Herr von Menars und Guibourg besonders müssen fürchterlich gelitten haben, denn der Raum war so niedrig, daß sie, selbst wenn sie die Köpfe zwischen die Dachsparren steckten, kaum aufrecht stehen konnten. Die Nacht war so durchdringend kalt, daß die beiden alten Gensdarmen es nicht aushalten konnten; der eine ging also hinab, um Brennmaterial zu holen, und nun wurde ein Feuer angezündet, das die verborgene eiserne Thüre bald erhitzte, und der versteckten, vor Kälte fast erstarrten Gesellschaft anfangs eine willkommene Wärme mittheilte. Die Mauern des Verstecks wurden indeß bald so heiß, daß man sie nicht mit der Hand berühren konnte, und die verborgene Thüre, die man sich wie eine Ofenthüre vorstellen muß, ward rothglühend. Um ihre Leiden noch zu erhöhen, fingen die Arbeiter schon vor Tagesanbruch wieder an die Mauern, und besonders an die ihres entsetzlichen Kerkers, mit solcher Wuth zu klopfen an, daß es schien, als wolle nicht nur das Haus, sondern auch die benachbarten Wohnungen zusammenstürzen und sie unter den Trümmern begraben. Verbrannt oder zerschmettert zu werden schien unvermeidlich. Die Herzogin behielt noch immer ihre Fassung, und lachte sogar über das Gespräch der beiden nichts argwohnenden Gensdarmen, von denen der eine endlich, trotz des Getöses, das die Arbeitsleute machten, in einen tiefen, hörbaren Schlaf fiel, während sein Gefährte, der sich hinlänglich gewärmt hatte, das Feuer nach und nach abgehen ließ, so daß Mauern und Thüre wieder eine gemäßigtere Wärme ausströmten.

Herr von Menars wagte es jetzt, einige Steinplatten des mit Schiefer gedeckten Daches aufzuheben, um etwas frische Luft einzulassen. Der schlafende und der schlaftrunkene Gensdarm, die beide von der Kälte munter gemacht wurden, zündeten jetzt das Feuer mit mehrern Bündeln Zeitungen wieder an, die sie in einem Winkel des Zimmers fanden. Dieses Papierfeuer war noch weit erstickender als die frühere Torfflamme, der Rauch drang durch die durch das Klopfen an der Mauer entstandenen Risse, und die die Thüre bildende Platte erhitzte sich zu einem fürchterlichen Grade. Die Luft in dem Versteck wurde mit jedem Augenblick weniger zum Einathmen geeignet, und die armen Flüchtlinge waren genöthigt, den Mund an den Schiefer der Bedachung zu legen, um ihren brennenden Athem zu kühlen. Die Herzogin litt am meisten, denn sie stand, da sie zuletzt eingetreten war, dicht an der eisernen Platte. Ihre Gefährten erboten sich zu wiederholtenmalen, die Plätze zu wechseln; allein sie schlug es stets aus.

Endlich gesellte sich zu der Gefahr zu erstikken, noch die des lebendigen Verbrennens; die Platte wurde rothglühend, und die Kleider der

Herzogin fingen zweimal Feuer, das sie immer mit den Händen ausdrückte, wovon die Brandmale noch lange nachher sichtbar waren. Mit jedem Augenblick wurde die Luft in dem Versteck dünner und die äußere konnte nicht in der zum freien Athemholen] nöthigen Menge zuströmen. Die Gefangenen litten an entsetzlichen Brustbeklemmungen, und ein Aufenthalt von nur noch zehn Minuten in dieser glühenden Atmosphäre würde das Leben der Herzogin gefährdet haben. Ihre Gefährten beschworen sie herauszugehen, allein sie weigerte sich auf das Bestimmteste. Große Thränentropfen, die der Zorn ihr auspreßte, rollten über ihre Wangen, und wurden von der heißen Luft augenblicklich aufgetrocknet; ihre Kleidung fing noch einmal Feuer, und noch einmal drückte sie es aus; allein die Bewegung, die sie dabei machte, hob den Drücker auf, der die eiserne Platte schloß, und diese öffnete sich ein wenig. Demoiselle Kersabiec, die auf der Stelle zugriff, um sie wieder zu schließen, verbrannte sich die Hand fürchterlich.

Endlich erklärte die Herzogin doch, sie fühle sich unvermögend, diese Qualen länger auszuhalten, und so öffnete denn Herr von Menars die Platte zum großen Erstaunen der Gensdarmen, die laut ausriefen: „Wer da!" — „Ich!" erwiderte die Herzogin, „ich bin die Herzogin von Berry, thut mir nichts zu Leide."

Die Gensdarmen sprangen sogleich zu und traten das Feuer aus. Die Herzogin kam zuerst heraus, wobei sie genöthigt war, Hände und Füße auf den noch heißen Heerd zu stellen; ihre Gefährten folgten. Es war jetzt halb neun Uhr Vormittags, und folglich hatten die armen Eingekerkerten sechzehn Stunden in diesem furchtbaren Aufenthalt zugebracht. Die Herzogin schickte sogleich zu dem General Dermoncourt, dem sie sich als Gefangene überliefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Bremen's Handelspolitik.

So wie eine Sache ihren eigentlichen Werth erhält, wenn sie an der ihr gebührenden Stelle steht, und zu demjenigen Zwecke gebraucht wird, wozu sie bestimmt ist; aber allen Werth verliert und ein unnützer platzraubender Plunder wird, wenn man ihren Zweck verkennt, sie zu Dingen gebrauchen will, wozu sie ihrer Natur nach nicht brauchbar ist, oder sie gar an Orte stellt, wo sie besser dazu sich eignenden Gegenständen den Platz raubt; — eben so verhält es sich mit Ländern, Staaten und Städten, besonders solchen von geringeren Umfange.

In der großen Kette der civilisirten Staaten, welche die Erde bedecken, hat ein Jeder seine ihm durch seine Lage und Eigenthümlichkeit angewiesene Bestimmung, in welcher allein derselbe Werth und Bedeutung erlangt, und in welcher allein derselbe die Achtung anderer Staaten erwerben kann. Verkannt und vernachlässigt ein Staat seine Bestimmung, so verliert er in gleichem Maaße sein Gewicht in der Schaale der Völker, und Einfluß und Reichthum sinken in gleichem Verhältnisse; denn sucht ein Staat Etwas, wozu er vermöge seiner Eigenthümlichkeit nicht befähigt ist, so wird er es einestheils nicht erreichen, anderntheils aber wegen Anmaßung von andern Staaten so lange angefeindet und verhöhnt werden, bis der sich aus seinen Schranken in ein ihm nicht gehöriges Feld Erhebende entweder zu seiner ihm gebührenden Stelle zurückgekehrt, oder ganz aus der Kette der Staaten-Republik gestrichen seyn wird. Ein gleiches Schicksal trifft denjenigen Staat, der, unbekümmert um seinen Wachsthum, die Augen gegen das verschließt, was um ihn her

vorgeht, der da glaubt oder wähnt, bei dem seit Jahrhunderten befolgten Systeme, wobei er sich wohlbefunden, beharren zu können, wenn auch alle Umstände, die jenes System bis dahin als das Beste bewährten, ganz und gar verändert worden sind, und daher noch so dringend eine ähnliche oder angemessene Abänderung erheischen; der, anstatt die Thunlichkeit einer solchen Abänderung zu prüfen, mit starrem Eigensinn das alte oder veraltete System vertheidigt und laut proclamirt, unterstützt durch zahlreiche Beweise aus der Vergangenheit, ohne auch nur einen Blick auf die veränderte Gegenwart zu werfen. —

Umstände verändern eine Sache! ein wahres Sprichwort, das sich in tausend und aber tausend Fällen im Privatleben bewährt, und bei den Verhältnissen eines Staates zu andern eben so sehr seine Richtigkeit hat.

Ein jeder Staat, er sey so klein als er wolle, hat seine Bestimmung in der Kette der Völker und wenn diese durch besondere Umstände in Anregung kommt, so kann auch ein kleiner Staat, wenn er in seiner Bestimmung seinen richtigen Platz einnimmt, mächtig eingreifen in die Gestaltung der Völker-Verhältnisse. Aber unerläßliche Bedingung ist, daß es den Umständen, Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart gemäß geschehe. —

Was in dieser Beziehung ein kleiner Staat mit äußerst beschränkten Mitteln und unter sehr ungünstigen Local-Verhältnissen bei unermüdlicher Befolgung seiner Bestimmung leisten kann, hat unser Bremen bewiesen. Von einem kleinen Fischerdorfe erwuchs es vor etwa 900 Jahren schon zu einer nicht unbedeutenden Stadt, und erkennend, daß nur im Handel dessen Größe erreichbar sey, verfolgte es consequent die Förderung seiner Handelsinteressen. Es entstand durch Bremische Ansiedlungen Rigo, welche Colonie einen einträglichen Handel mit Rußland hervorbrachte, durch dessen Inneres, besonders durch den wachsenden Flor von Nowgorod, der Ostindische Caravanen-Handel sich zog, der durch die verheerenden Kriege der Araber, Türken, Perser und Griechen von den bis dahin dadurch bereicherten Handelsstädten Klein-Asiens und Syriens abgewendet, und nach dem Norden geleitet worden war. Der mächtige Handelsbund der Hansa gab den kaum beachteten kleinen Deutschen Seestädten politisches Gewicht, und das dadurch erzeugte Selbstgefühl vermochte später Bremen nicht davor zurückzuschrecken gegen die Krone Schweden in ihrer größten Macht gleich nach dem dreißigjährigen Kriege das Schwert zu ziehen. — Später als Ludwig's des XIV. fanatischer Wahn Frankreich's industriereiche protestantische Bewohner ins Ausland trieb, und Preußen's Handelspolitik denselben freies Wirken und Schaffen in Schlesien's Bergen bereitete, benutzte Bremen sorgfältig die neue Quelle des Reichthums zu einem einträglichen Ausfuhrhandel nach Spanien und England mit den neuen Erzeugnissen des Innlandes, dessen Leinenwebereien durch die Anleitungen der Emigranten sich bald über einen großen Theil des fleißigen arbeitsamen Deutschland's verbreiteten. Bremen wurde reich bei diesem Handel, dem sich die Einfuhr von Colonial-Erzeugnissen, die man von den Stapelplätzen des westlichen Europa's mit großem Vortheile bezog, von selbst anschloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Schreiben aus Hamburg.

Das Verbot des Selbstdispensirens der homöopathischen Aerzte, als nothwendiges allgemeines Staatsbedürfniß; mit besonderer Beziehung auf das Herzog-

thum Sachsen-Gotha. Ein Wort zu seiner Zeit, geschrieben für Gesundheitspolizeibeamte, Aerzte und Laien, von Dr. Robert Knauer, praktischem Arzte in Gotha. 1833 bei Mirus in Arnstadt. XII. und 88.

Dieses Büchlein wird für Bremen nicht ohne Interesse seyn, in so fern daraus die Homöopathie und ihre Jünger näher und besser kennen zu lernen sind, und wie ihr ganzes Thun und Treiben auf eitel Dunst und Charlatanerie hinausläuft. Es werden darin sehr interessante Beiträge zur homöopathischen Praxis geliefert; z. B. über die Uneigennützigkeit der Homöopathen, über ihren vortheilhaften Pulverhandel — nicht mit Schießpulver — sondern mit Milchzuckerpülverchen, das Stück à zwei Groschen, und über Scheinpülverchen, deren scheinbare Wirkung eben so theuer bezahlt wird, als die eigentlich arzneilichen, die ebenfalls nichts wirken. Auch kostbare Versuche kommen darin vor; z. B. von einem Dr. Schindler, der in einem, vom Spiritus frumenti erleuchteten und begeisterten Zustande sämmtliche Streukügelchen seiner Taschenapotheke verschluckt hat, um den thatsächlichen Beweis zu führen, wie gefahrlos und unwirksam die homöopathischen Mittel sind. Ein sehr lehrreiches Beispiel wird über die sogenannte homöopathische Verschlimmerung beigebracht. Ein homöopathischer Chirurg hatte nämlich, weil nach dem Einnehmen seines unschuldigen Pülverchens die Krankheit viel schlimmer und gar nicht besser wurde, und die Patientin, welche von der angeblich ungeheuern Wirkungskraft der homöopathischen Mittel gehört hatte, sich für vergiftet hielt, in der großen Noth und Angst seines Herzens erklärt, es sey nur ein Scheinpulver gewesen, und könne also die Verschlimmerung gar nicht veranlaßt haben. Dem armen, unschuldigen Gregorius wurde deßhalb die Thüre gewiesen.

Aber auch für Bremen's Homöopathen, namentlich für den berühmten Dr. Meyerhof, dessen Ruf als medizinischer Schriftsteller schon übers Meer gedrungen ist, kann dieses Schriftchen nicht anders als sehr lehrreich und interessant seyn. Dieser wird darin die Bekanntschaft würdiger Kollegen machen, die ganz in seinem Geiste und seiner Art die edle Kunst treiben, und, wie der Dr. Schindler, ihm auch in Rücksicht ihres klaren und bündigen Styls nachkommen, obgleich er darin, ohne Frage, einzig und unerreichbar dasteht. Solch ein dumpfes, verworrenes Wortgetümmel, solch ein Babylonischer Periodenbau, wem stünde der zu Gebote, außer Herrn Doctor Meyerhof? Wenn es erlaubt ist, eine kühne Konjektur zu äußern, so möchten wir fast vermuthen, der Mann sey beim Thurmbau von Babel gewesen, wo die Zungen der Menschen sich verwirrten; denn nur bei dieser Gelegenheit kann er diese kostbare Sprache und diese noch köstlichern Perioden sich angeeignet haben. Vom Sinn derselben — ich habe Leute behaupten hören, es sey baarer Unsinn — rede ich gar nicht; das ist die Sache seiner geschätzten Leser.

Man hat behauptet, wir Deutschen seyn, genau genommen, Abkömmlinge der Perser oder Parther. Ich habe das lange bezweifelt, aber Dr. Meyerhof's schriftstellerische Versuche in der Beilage zu den Bremer Nachrichten vom 24. September und in den Nachrichten selbst vom 24. Oktober haben jeden Zweifel gehoben. Jetzt bin ich überzeugt, daß wir von den Persern abstammen; denn nur so lassen sich Meyerhof's eigenthümliche Wendungen und Ausdrücke begreifen. Er schreibt das schönste Persisch-Deutsch, aber mehr Persisch; denn wer nur Deutsch versteht, der kann sich aus seinen stylistischen Uebungen nicht vernehmen. Bremen ist zu beneiden um diesen Mann; denn was muß der nicht am Krankenbette

leisten, in dessen Kopfe so unübertreffliche unverständliche Gedanken in so lichtvoller, klarer Darstellung zu Stande kommen? Ein Freund, dem ich die beiden Skripturen zeigte, blieb vor Verwunderung ganz außer sich, und meinte, es sey doch unbegreiflich, wie solch ein Mann als Arzt in Bremen — — — — aber die Bremer möchten zu stolz werden, wenn ich ihnen Alles mittheilte, was mein Freund mir darüber sagte.

Herr Johannes Rösing, der sich in der Beilage zu Nro. 90 des Bgfrds. ebenfalls über Homöopathie hat vernehmen lassen, würde seiner Vaterstadt, welcher er schon bei so vielen Gelegenheiten durch seinen eben so unermüdeten als Alles umfassenden Patriotismus so äußerst nützlich geworden ist, zuverlässig einen großen Dienst erweisen, wenn er Herrn Doctor Meyerhof's Persische Abhandlungen ins Deutsche übertragen und mit erklärenden Anmerkungen versehen wollte; sie würden dadurch ungleich gemeinnütziger werden, und Herr Rösing dadurch seinen vielen Verdiensten um Bürger- und Staatenwohl die Krone aufsetzen. Auf jeden Fall ist sehr zu beklagen, daß er in den letzten Bürgerkonvent nicht hat kommen können, und sein Homöopathikus ihn von seiner unbedeutenden Erkältung nicht sogleich mit einer guten Potenzirung von Niesewurz hergestellt, einem Mittel, was ihm gewiß unter allen Umständen auf der Stelle geholfen hätte. Schließlich erlaube ich mir noch einige Bemerkungen zu seinem Vorschlage, die Privatkrankenkasse für Dienstboten in eine homöopathische Krankenanstalt zu verwandeln, und über die dadurch zu erreichende Ersparniß an Geld und Zeit.

Ad. Nro. I und III ist freilich der Geldwerth der homöopathischen Mittel eben so unbedeutend als ihre Wirksamkeit null ist, und die homöopathischen Aerzte könnten sie leicht unentgeltlich geben; aber diese lassen sich bekanntlich ihre Pülverchen, von wegen des enormen Reibens und Schüttelns, ungleich theurer bezahlen, als die Apotheker, wie Herr Rösing aus der oben angezeigten Schrift erfahren kann. Zwei Groschen das Stück, während die Apotheker in Gotha nur 4 Pfennige nehmen. Die unentgeltliche und geldlose Zumuthung würde daher den homöopathischen Aerzten gar nicht gelegen kommen; denn obgleich sie der Meinung sind, daß mit der gröfsern Verdünnung der Arznei ihre Kräfte steigen, so sind sie doch noch nicht zu der großen und erhabenen Idee vorgeschritten, daß je geringer das Honorar für ihre Bemühung, um so größer dessen Werth. Die meisten scheinen umgekehrt in dieser Hinsicht die grobmateriellsten Begriffe zu hegen, und sich keineswegs mit Gelddilutionen oder dem bloßen Riechen davon begnügen zu wollen.

Ad. Nro. II hat die Erfahrung keineswegs bewiesen, und viele angesehene Aerzte sind nicht der Meinung, daß die Genesung der Kranken allgemein und überhaupt viel schneller bei der homöopathischen Behandlung von Statten gehe. Ein Artikel z. B., der bei den Dienstboten nicht all zu selten ist, wie die Krätze, erfordert, nach Hahnemann's eigner Angabe, in ihrem frischen Zustande zwölf Wochen zur Heilung, da jeder nichthomöopathische Arzt sich dreist anheischig machen kann, in fast eben so viel Tagen damit zu Ende zu kommen.

Ad. Nro. IV zeigt, daß der Einsender, ein so großer Ignorant er auch in seinem Fache *) seyn mag, gar nichts von der Medizin versteht, und viel besser gethan haben würde, seinen rastlosen Patriotismus an einem andern Gegenstande auszulassen. Nur einzelne lebensgefährliche Krank-

*) Ignorant in seinem Fach ist ein bekannter Volksausdruck für: sehr vollkommen in seinem Fach seyn. Herr Rösing, der viel von der Volksstimme hält, wird gewiß diesen Volksausdruck sehr goutiren und nicht übel deuten.

heiten erheischen eine so schnelle Hülfe, und das sind in der Regel solche, wo die Homöopathen selbst eingestehen, nichts leisten zu können, und ihre Zuflucht zu den Methoden und Mitteln der gewöhnlichen Arzneikunst nehmen; z. B. Schlagfluß, Scheintod, Vergiftungen u. s. w.

Ueberhaupt kann Herr Rösing, trotz seiner philosophischen Abhandlung über die Homöopathie, sich fest überzeugt halten, daß er zu keinem Urtheile, weder über die gewöhnliche Arzneikunst, noch über die homöopathische, befähigt ist, und gar nicht weiß, wovon eigentlich die Rede ist. Er kann sich ferner überzeugt halten, daß sehr gediegene Kenntnisse und eine vieljährige Erfahrung erforderlich ist, um nur einen einzigen Punkt in der praktischen Medizin zur Evidenz zu bringen, und daß daher nichts lächerlicher fällt, als wenn Layen, denen Beides abgeht, sich es einfallen lassen, von den Vorzügen der Homöopathie vor der gewöhnlichen Arzneikunst, oder umgekehrt, zu reden. Er kann sich drittens überzeugt halten, daß, so wie Hahnemann sich von jeher als einen aberwitzigen, lügenhaften Charlatan erwiesen hat, so auch seine Heilmethode, vermöge ihrer innern Nichtswürdigkeit, einen Jeden, der sich ihr ergiebt, unvermeidlich zur Charlatanerie führen muß.

Er kann sich endlich überzeugt halten, daß das abgedroschene Sprichwort von der Volksstimme sehr oft am unrechten Orte angewendet wird, und daß des Volkes Stimme nicht immer Gottes Stimme ist, selbst wenn Herr Rösing zu diesem Volke gehören sollte. Das Volk ist oft sehr unvernünftig, und das ist ein Glück für die Homöopathen; aber es wäre frevelhaft, dem lieben Gott diese Unvernunft zuzurechnen, oder Ihn dafür verantwortlich zu machen. Ist dem vielbelesenen Herrn Rösing vielleicht jene Stelle aus einem Fragment von Schiller bekannt? — Was ist Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn! Verstand ist stets bei Wenigen gewesen.

Hamburg, den 23. Nov. 1833. S. j. Dr.

---

* Aufforderung.

Im Bürgerfreunde Nro. 92 fragt Js. R., weßhalb zu Moskau ein Bremischer Consul ernannt sey?

Eine einfache Anfrage bei irgend einem der Herrn Senatoren hätte natürlich genügt, um die Antwort zu erhalten, daß die Anstellung auf die Vorstellung mehrerer angesehener hiesiger Handlungshäuser erfolgt sey; allein um Belehrung scheint es dem Js. R., auch nicht eigentlich zu thun zu seyn, vielmehr nur um eine erwünschte Gelegenheit, die Bremischen Consuln deßhalb öffentlich zu denunciiren,

> weil sie an manchen Orten unsere Schiffer in Weitläuftigkeiten verwickeln, und sich von ihnen einen willkührlichen Tribut bezahlen lassen.

Unnütze Anfragen, selbst wenn sie mit einigen kleinen Malicen geschmückt werden, kann man Jemanden, der auch über die trivialsten Dinge seine Meinung öffentlich aussprechen zu müssen glaubt, allenfalls hingehen lassen; beschränkt ein solcher Mann sich aber nicht mehr aufs Fragen, sondern macht er vielen unter öffentlicher Autorität handelnden Personen öffentlich den bestimmten Vorwurf der Prellerei, ohne jedoch bestimmte Thatsachen anzuführen, so ist es seine Pflicht, den Vorwurf wahr zu machen, die Pflicht der betreffenden Behörde einzuschreiten, zu untersuchen, und die genommenen Resultate gerade so zu veröffentlichen, wie es mit der Denunciation der Fall gewesen ist, damit das Publikum entweder durch Abstellung der Mißbräuche, oder durch

Aufdeckung der Unwahrheit deßfallsiger Anzeigen beruhigt werde.

Hat Js. R. Recht, so muß dem Unfuge ein Ziel gesetzt, und, daß solches geschehen, öffentlich bekannt gemacht werden; hat er Unrecht, so ist er, wenn man ihn auch nicht geradezu der Verläumdung beschuldigen will, wenigstens ein Unbesonnener, der als solcher öffentlich bezeichnet werden muß, sich selbst zur Besserung, Andern zum warnenden Beispiele.

Daß Js. R. nicht anstehen werde, anzuzeigen, an welchen Orten die Bremischen Consuln sich die gedachten Prellereien erlaubt haben, darf man von ihm wohl erwarten, und daß die Behörde die Sache aufs Strengste untersuchen, Jedem sein Recht angedeihen lassen, und die gewonnenen Resultate öffentlich bekannt machen möge, hat jeder Bremische Staatsgenosse bei der Publicität, die der Sache einmal gegeben worden ist, gewiß ein Recht zu verlangen, daher es hoffentlich nur dieser Aufforderung bedürfen wird, um beide zu weitern Schritten zu veranlassen.

* Erwiderung.

Was die in der vorletzten Nummer dieses Blattes beleuchtete Anstellung eines Bremischen Consuls in Moscau betrifft, so können sich die Leser des Bürgerfreundes darauf verlassen, daß Herr J. R., der ihnen deßhalb allerhand Zweifel und Bedenken beigebracht, vollkommen im Stande war, sie auch wieder zu heben, da der wahre Zusammenhang der Sache, wenn auch nicht stadtkundig, doch börsenkundig ist. Die gedachte Ernennung ist nämlich lediglich durch die Vorstellung mehrerer der achtbarsten hiesigen Handelshäuser von der Zweckmäßigkeit derselben, bei der Zunahme unseres Geschäftsbetriebs nach dem Innern von Rußland, veranlaßt worden. Eine gleich erfreuliche Bewandniß wird es allem Vermuthen nach auch mit den andern Consulats-Patenten haben, deren Vermehrung in der letzten Zeit Herrn J. R. zum Aergerniß gereicht, und sollte der Brem. Handel noch ferner bei seiner Eigenthümlichkeit beharren, sich mehr und mehr über entlegene Gegenden auszudehnen, so ist wirklich nicht abzusehen, wie unser kleiner Staat es anfangen soll, Hrn. J. R. jeden weitern Verdruß der obigen Art zu ersparen. Sonst freilich hat dieser Herr so vollkommen Recht zu behaupten, daß, wenn diese Consuln sich von unsern Schiffern einen willkürlichen Tribut bezahlen lassen ꝛc., solche Würdeertheilungen nicht nützlich, sondern schädlich sind, als jeder Andere z. B. das Recht haben würde, es abgeschmackt oder malitiös zu finden, wenn Jemand wider besseres Wissen mißtrauische Fragezeichen macht. Für unsern speciellen Fall ist aber jene Redensart zum Glück ohne alle Bedeutung, da, wie bekannt, die Anstellungs-Bedingungen der Bremischen Consuln der Art sind, daß ihnen alle willkürliche Tribute untersagt werden, und Hr. J. R. uns daher auch den Beweis schuldig bleibt, daß und wo dergleichen dennoch erhoben würden.

* Anfrage.

Sollen und müssen die Postillione mit den zweirädrigen Wagen in vollem Gallopp durch die Stadt fahren? — Ist dieses der Fall, dann muß die Post-Anstalt auch eine Entschädigungs-Anstalt für zerbrochene Beine und Arme halten, und die Frau, die am 27. d. durch eine solche tolle Fahrweise übergefahren wurde, muß die Erste seyn, die entschädigt wird; denn Schreiber dieses kann versichern, daß selbige in der Johannisstraße dem tollen Postillion nicht ausweichen konnte. Wie viel Unglück ist in dieser Straße nicht schon geschehen, und wie viel ist nicht durch Gottes Hülfe dahin abgewendet, daß Hunderte mit dem Schrecken davon kamen. Möge doch unsere Polizei endlich diesem Unwesen steuern. L.

* Bitte an das Fischeramt.

Dasselbe verbietet das Fischen mit Netzen, Hamen, Körben und Scheeren, in den Gewässern worin es ausschließlich nur allein zu fischen berechtigt ist, ohne sie zu benennen. Uns sind solche nicht bekannt; deßhalb ersuchen wir besagtes Amt freundlich, in diesen Blättern anzuzeigen, welches die Gewässer sind, die es im Auge hat, damit wir nicht unwissend sündigen. Die Weser kann nicht gemeint seyn, dieß lehrt der 110. § der kündigen Rolle, und die obrigkeitliche Verordnung vom 12. Oct. 1736.

Mehrere Bürger.

Anzeige.

Die am 24. Nov. von Dr. Böckel gehaltene Predigt ist in seinem Hause, am Wall, und Obernstr. Nro. 39 für 12 Gr. zu haben.

Berichtigung.

In dem Gedichte: Falling Leaves in der vorigen Nro. dieses Blattes lese man die zweite Zeile von unten:

The opening vault of Immortality.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße Nro. 30.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 97.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 5. December 1833.

Ich erkenn' euch, ernste Mächte,
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.

Schiller.

Der Schleier.

Matone liegt den ganzen Tag
Im Kahne, ohne Ruderschlag;
Bald tönt ein Lied aus voller Kehle,
Bald übernimmt ein Traum die Seele.
Den Frohen keine Sorge drückt,
Mit Blumen ist sein Schiff geschmückt;
Ihm gönnt das Glück des letzten Fangs
Noch heut die Lust des Müssiggangs.
Auf keine Zeichen hat er Acht,
Bis plötzlich wild der Sturm erwacht,
Bis ihn umfluthet rings die Noth,
Ihn aus dem Meer angrinst der Tod.
Schon dränget an ein Felsenriff
Der übermächt'ge Wind das Schiff,
Daß er an eigner Kraft verzagt
Und seine Noth der Heil'gen klagt:
„Laß mich nicht sterben in der Fluth,
O hohe Herrin, sanft und gut!
Ich kleide neu dir den Altar,
Ich bring' dir schwere Kerzen dar!
O sey mit deiner Hülfe nah,
Agathe von Catanea!"
Die Gütige versäumt ihn nicht;
Sie nimmt den Schleier vom Gesicht,
Wirft helfend ihn dem Schiffer zu
Und spricht: „Wie ich dir sage, thu:
Wenn dich gerettet dieses Pfand
Und lebensfroh du stehst am Strand,
Wirf, abwärts stehend, alsogleich
Das Tuch zurück in's feuchte Reich."
Der Schwerbedrängte ward gerettet,
Das wilde Meer vor ihm geglättet,
Unsichtbar heil'ge Schwäne zogen
Ihn sicher aus dem Braus der Wogen.
„Der Heil'gen Schutz hab' ich erprobt,
Ihr sey gezollt, was ich gelobt!
Den Schleier aber, der mein Glück,
Werf' ich nicht mehr in's Meer zurück;

Will mir für künftige Gefahren
Das Beten, ihr den Wurf ersparen."
Die Kerzen bracht' er treulich dar,
In Scharlach hüllt' er den Altar,
Und kecker ward seitdem sein Muth;
Er ist ja in des Schleiers Hut,
Er ließ der Heil'gen Rettungspfand
Ja klüglich nimmer aus der Hand.
Bald nachher aus des Himmels Schooß
Brach der Orkan entfesselt los;
Matone doch blieb unerschrocken,
Als ständ' er auf dem Lande trocken;
Er höhnet Wind und Wellen laut,
Weil er des Schleiers Tugend traut,
Er läßt ihn hoch in Lüften Wehen,
Gewiß, dem Tode zu entgehen.
Doch wilder zuckt der Blitze Glut,
Verdoppelt wird des Sturmes Wuth,
Und bald zerschellt am Felsenriffe
Der kecke Rudrer sammt dem Schiffe. —
Bedrängte Männer flehn umsonst
Seit damals um Agathe's Gunst;
Vielleicht daß Mitleid und Vertrau'n
Erlosch im Herz der sel'gen Frau'n;
Vielleicht daß durch die Schuld des Thoren
Sie ihren Schleier gar verloren.

G. Pfizer.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Ich führte sie, fährt der General fort, zu einem Sessel. Ihr Gesicht war bleich, ihr Haupt entblößt und das Haar über der Stirn stand empor wie bei einem Mann. Sie trug ein einfaches, unterhalb an mehrern Stellen verbranntes Kleid von braunem Merino und an den Füßen kleine Pantoffeln. Als sie sich niedersetzte, sagte sie, indem sie meinen Arm stark drückte, mit besonderm Nachdruck: „General, ich habe mir nichts vorzuwerfen; ich habe nur die Pflicht einer Mutter erfüllt, indem ich das Erbe meines Sohnes wieder zu erlangen suchte." Kaum hatte sie Platz genommen, als sie sich auch nach den übrigen Gefangenen umsah, die sämmtlich zugegen waren, mit Ausnahme Herrn Guibourg's, nach dem, auf ihr Verlangen, sogleich geschickt werden sollte. Sie wendete sich dann zu mir und sagte: „General, ich wünsche von meinen Unglücksgefährten nicht getrennt zu werden." Dieß versprach ich ihr auch im Namen des Grafen Erlon, der, wie ich fest überzeugt war, mein Wort lösen würde.

Die Herzogin schien sehr durstig zu seyn, und obschon bleich, befand sie sich doch in einem so aufgeregten Zustand, wie eine Fieberkranke. Ich hatte ihr ein Glas Wasser gebracht, sie tauchte ihre Finger hinein, und diese Kühlung schien ihre Schmerzen etwas zu lindern. Ich bat sie, auch ein Glas zu trinken, was sie genehmigte; da aber im ganzen Hause das Oberste zu unterst gekehrt war, so hielt es sehr schwer ein zweites Glas Wasser herbeizuschaffen.

Mein Sekretär und mein Adjudant waren inzwischen, der Eine zum Grafen d'Erlon, der Andere zu Herrn Moriz Duval gegangen, um sie von dem Vorgefallenen zu unterrichten und um ihre Gegenwart zu bitten. Herr Duval kam zuerst. Er trat in das Zimmer, wo wir uns befanden, den Hut auf dem Kopf, als ob keine gefangene Dame zugegen gewesen wäre, die aus Rücksicht gegen ihren Rang und ihr Unglück größere Achtung und Ehrerbietung verdiente, als selbst in den Tagen ihres Glücks. Er näherte sich der Herzogin, legte nachlässig die Hand an den Hut, den er kaum lüftete, rief aus: „Ja wahrhaftig sie ist's," und ging dann hinaus, um seine Befehle zu geben.

„Wer ist der Mann?" — „Errathen Madame es nicht?" war die Antwort. Sie sah mich an und lächelte. „Er kann nichts als ein Präfekt seyn," erwiderte sie, und wahrlich sie traf die

Wahrheit, als ob sie seine Bestallung gesehen hätte. „Hat er unter der Restauration gedient?" fragte sie weiter. „Nein, Madame." — „Das freut mich um der Restauration willen herzlich."

In diesem Augenblick trat Graf Erlon ein. Die Herzogin stand rasch auf und ging gerade auf ihn zu. „Herr Graf, sagte sie, ich habe mich dem General Dermoncourt anvertraut, und bin überzeugt, sie werden mir die Gefälligkeit erzeigen, ihm zu erlauben, bei mir bleiben zu dürfen. Ich habe ihn gebeten, mich nicht von meinen Unglücksgefährten zu trennen, und er hat es mir in Ihrem Namen zugesagt; werden Sie sein Wort in Ehren halten?"

„Der General, entgegnete der Graf, hat nichts versprochen, was ich nicht bereit wäre, zu genehmigen; und Sie können versichert seyn, daß Sie mich stets bereit finden werden, Ihren Wünschen in Allem, was in meiner Macht steht, zu entsprechen." Diese Worte beruhigten die Herzogin. Ich näherte mich ihr jetzt, um ihr zu sagen, daß es, wenn sie sich besser fühle, nöthig sey, das Haus zu verlassen. „Wohin soll ich?" sagte sie, mich starr anblickend; „wohin wollen Sie mich bringen?" — „Nach dem Schloß, Madame." — „Ah! gut, und von da aus ohne Zweifel nach Blaye?" Sie nahm bei diesen Worten meinen Arm. „General," sagte sie, einen Scheideblick auf das Zimmer und die offene Platte im Kamin werfend, „hätten Sie nicht einen Krieg gleich dem Märtyrthum des heiligen Laurentius gegen mich geführt, einen Krieg, fügte sie lachend hinzu, der eines ächten Ritters unwürdig ist, so würden Sie jetzt meinen Arm nicht unter dem Ihrigen haben."

Die Herzogin war von dem ausgestandenen Ungemach so erschöpft, daß sie das kaum 200 Schritt entfernte Schloß nur mit Mühe erreichte. Bei ihrer Ankunft im Zimmer des Artilleriebriften, der Kommandant des Schlosses war und dieses Zimmer sogleich zu ihrem Gebrauch eingeräumt hatte, fühlte sie sich besser, und sagte mir, sie wünsche etwas zu essen. „Denn, fügte sie bei, da ich eben zu Tisch gehen wollte als Sie kamen, so habe ich seit 36 Stunden nichts gegessen."

Da Graf Erlon und der Präfekt sich zu den Truppen begeben wollten, wobei ich gegenwärtig seyn mußte, so bat ich die Herzogin um Erlaubniß, mich beurlauben zu dürfen. „Und wann werde ich Sie wiedersehen?" fragte sie. „Wann immer Eure königliche Hoheit nach mir schicken werden; Sie wissen, Madame, daß ich ganz zu Ihren Befehlen stehe." — „Und Sie würden diesen gehorchen?" sagte sie lächelnd. „Es wird mir stets Ehre und Pflicht seyn," versetzte ich mit einer Verbeugung, und verließ das Zimmer.

Kaum hatte ich mich etwa dreißig Schritte vom Schloß entfernt, so kam auch schon ein Trompeter der Gensdarmerie ganz außer Athem hinter mir drein, um mir zu sagen, daß die Herzogin befohlen habe, auf der Stelle zu ihr zurückzukehren, und daß sie sehr erzürnt gegen mich zu seyn scheine. Ich fragte den Mann, ob er die Ursache dieses plötzlichen Zornes nicht wisse. So viel er aus einigen Worten der Herzogin zu Demoiselle Kersabiec schließen könne, war die Antwort, betreffe es den Umstand, daß Herr von Menars, statt in ein Zimmer neben dem ihrigen, in den Thurm gebracht worden sey. Da ich fürchtete, man habe diesem Herrn die Achtung und Aufmerksamkeit nicht bewiesen, die ich zur Pflicht gemacht hatte, so begab ich mich auf der Stelle in sein Zimmer, und fand ihm so krank, daß er, zu schwach sich zu entkleiden, sich in seinem Anzug auf das Bett geworfen hatte. Ich erbot mich zu seinem Kammerdiener, da sich aber weder Tisch noch Stuhl im Zimmer befand, so war dieß kein leichter Dienst. Ich rief also einen Gensdarmen

herein, und unsern vereinten Bemühungen gelang es ihn zu Bette zu bringen.

Ich ging nun zur Herzogin, die, sobald sie mich erblickte, mehr auf mich zustürzte als ging, und im höchsten Zorn zu mir sagte: „Fangen Sie so an, mein Herr? Halten Sie so Ihr Versprechen? Dieß läßt für die Zukunft nichts Gutes erwarten. Es ist entsetzlich!" — „Was ist geschehen, Madame?" fragte ich. „Sie versprachen, keinen meiner Gefährten von mir zu trennen, und doch haben sie bereits Menars in ein anderes Gebäude gebracht." — „Sie irren sich, Madame," erwiderte ich; „Herr von Menars ist zwar im Thurm, aber der Thurm gehört zu dem von Ew. königl. Hoheit bewohnten Hauptgebäude." — „Wenn das ist, so kommen Sie sogleich mit mir, mein Herr, ich will den armen Menars auf der Stelle sehen." Mit diesen Worten ergriff sie mich am Arm und zog mich nach der Thüre; hier stand ich still und sagte: „Haben Ew. königl. Hoheit vergessen, daß Sie in Verhaft sind?" — „Ach ja! erwiderte sie seufzend, es ist wahr, ich glaubte in einem Palast zu seyn, und befinde mich in einem Kerker. Auf alle Fälle, General, hoffe ich, daß mir nicht verwehrt ist, zu ihm zu schicken und mich nach seinem Befinden zu erkundigen." — „Ich habe ihn eben gesehen, und bin gekommen, Ew. königl. Hoheit zu unterrichten, wie er sich befindet." — „Nun, wie geht es ihm?" Ich erzählte der Herzogin nun, was ich eben gethan. „General," sagte sie hierauf in einem Ton, der deutlich zeigte, daß ihr Zorn gänzlich vorüber sey, „ich danke Ihnen für Ihre Güte gegen Menars; er ist ihrer vollkommen würdig, denn er hat meinem tollen Unternehmen nicht das Wort geredet. Er bot Alles auf, um mich davon zurückzubringen, aber als er sah, daß ich durchaus darauf bestand, so sagte er: „Madame, ich bin seit sechzehn Jahren um Sie, und es ist meine Pflicht, Ihnen zu folgen; indem ich dieß aber thue, geschieht es ohne ihr Unternehmen, das für Sie selbst und für Frankreich die traurigsten Folgen haben kann, zu billigen." Die Herzogin hielt hier einen Augenblick inne und setzte dann seufzend hinzu: „Der arme Menars hat vielleicht Recht."

(Der Beschluß folgt.)

* Bremen's Handelspolitik.

(Fortsetzung.)

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts erstand Nordamerika von dem politischen und Handels-Drucke England's und mit dem neuen Jahrhunderte öffneten nach und nach auch Spanien's und Portugal's Amerikanischen Colonien ihre Häfen dem allgemeinen Verkehre. Schnell gewahrte Bremen die Veränderung, die dadurch dem großen Handel bevorstand. Zwar hatte Bremen geblühet bei seinem bisherigen Geschäftsbetriebe mit Spanien, Portugal, Frankreich und England, aber wohl erkennend, daß ein Wechsel von Umständen auch einen Wechsel der Handels-Politik erheische, und daß diese nicht das Heil des Staates fördere, wenn sie sich in Betrachtungen des schönen absterbenden bisherigen Handels ergösse, sondern nur dadurch Gutes schaffe, wenn sie die neuen Verhältnisse sich zu nutz mache, bevor Andere den Vortheil zu sich nähmen, bestrebten sich Bremen's Kaufleute, an die Stelle ihrer alten Verbindungen die Neuen der ihnen nunmehr geöffneten Amerik. Märkte treten zu lassen, und Bremen's Handel erlangte dadurch einen Flor und eine Ausdehnung, wie man ihn nie gekannt hatte, auch nicht in den glücklichsten Perioden. Dennoch gab es viele Leute, die den Verlust der bisherigen Geschäftsweise beklagten, und den aufblühenden Amerikanischen Handel mit der wachsenden Größe der Bremischen Rhederei als verwegene Unterneh-

mungen ansahen, bis der Erfolg und die Zeit die Vergangenheit mit Vergessenheit bedeckten.

So stehen wir diesen Augenblick wieder an der Gränze einer neuen Epoche des Handels mit dem Deutschen Innlande. Kaum war unser Vaterland von dem Drucke des Eroberers befreiet, und kaum hatte der Handel wieder angefangen, seine segensreiche Belebung und Erholung den blutgetränkten Gauen Deutschland's zu Theil werden zu lassen, als die bisherigen noch unverkümmerten Absatzwege der Erzeugnisse der inländischen Industrie, wie auch des inländischen Ackerbaues und der Viehzucht allmählig gewaltsam verstopft wurden; denn es entstand im Westen das Neufranzösische Prohibitif-System, das Holländisch-Belgische Zollsystem, im Osten erhob sich an Rußland's und Polen's Gränze eine Zoll-Linie, fast härter, als im Westen, und im Süden Deutschland's schärfte Oesterreich seine Zollgesetze in dem Maße, daß Böhmen, Oesterreich und Italien als förmlich abgesperrt von den andern Bundesstaaten erschienen. —

Alle diese Ereignisse erregten unbegreiflicherweise in den Hansestädten wenig Aufmerksamkeit und man gewahrte kaum, daß diese Verfügungen der Gränzstaaten Deutschland's, dieses am Ende zu Grunde richten müssen, wenn dasselbe nicht zu Repressalien und ähnlichen Schutzmitteln der eigenen Industrie seine Zuflucht nähme; denn Deutschland's Märkte blieben der ganzen Concurrenz des Auslandes geöffnet, welches seinen Ueberfluß über Deutschland ausschüttete, ohne dagegen von diesem auch nur Einiges zurückzunehmen, und geschah es in einzelnen Fällen, so war es nur gegen Erlegung enormer Zölle.

Damals wäre es an der Zeit gewesen, daß die Hansestädte an der Spitze des Deutschen Handels, *ihren Beruf erkennend*, die Regierungen des Deutschen Inlandes aufgefordert hätten, zusammen zu treten, um gemeinsam Maßregeln zu nehmen, das Deutsche Vaterland gegen die drohenden Verfügungen der Nachbar-Länder zu schützen, und eine Deutsche Handelspolitik zu schoffen, bei welcher man gerne Bremen und Hamburg das erste und gewichtigste Wort eingeräumt haben würde. Was geschah aber? Die Hansestädte schwiegen. — Die veränderten Verhältnisse wurden nicht einmal bemerkt. — Da traten endlich die Regierungen von Würtemberg und Baiern zusammen, und errichteten im Süden ihr Zollsystem, um ihre Länder nicht der völligen Aussaugung der Fremden Preis zu geben. Preußen hatte schon sein schützendes System von seinen alten Provinzen auf die neuen in West-Deutschland ausgedehnt, welche Maßregeln die übrigen ungeschützten Bundesstaaten auf noch schnellerem Wege der völligen Verarmung entgegenführen mußten. — Was thaten bei allen dem die Hansestädte? — Anfangs sahen sie dem Dinge ruhig zu, als ginge es sie gar nicht an; dann aber, als diese Veränderungen ihnen nicht mehr bloß indirect, sondern so direct als möglich sichtbar wurden, belebte sich ihre Thätigkeit. Aber worin bestand dieselbe? Statt der augenfälligen, durch die total veränderten Umstände der Gegenwart gebotenen Abänderungen der Handelspolitik zu huldigen, bemeisterte sich der Stimmführer in Handels-Angelegenheiten eine fixe Idee, die theilweise in der Vergangenheit ihre Begründung hatte, aber in der Gegenwart offenbar alles Haltes ermangelte; nämlich die Idee: „*Nur ein freier Handel sey heilsam.*" Dieses wurde bald zur stehenden Redensart, und des Handels Kundige, wie des Handels Unkundige, bemühten sich, im Hinblick auf längst vergangene nicht mehr existirende Umstände, die Vortrefflichkeit des freien Handels auseinander zu setzen, uneingedenk, daß dermalen davon gar keine Rede mehr

seyn könne, weil derselbe nirgends mehr existirte. Zur Huldigung dieser Idee entstand der sogenannte Mitteldeutsche Handelsverein, dessen Haupttendenz darin bestand, die Augen gegen alles um ihn her Vorfallende zu verschließen, und hartnäckig den Anforderungen der Zeit sich zu widersetzen, um vermuthlich ruhig über alles das Schöne nachdenken zu können, was einstmals vor 20 Jahren der freie ungehinderte Verkehr durch halb Europa Segenreiches mit sich gebracht hatte; denn bei den die Mitteldeutschen Staaten umgebenden Preußischen, Würtembergischen, Baierischen und Oesterreichischen Mauthen konnte man sich leicht überzeugen, daß an einen freien Handel in der Praxis doch wohl nicht mehr zu denken sey. —

Woher die Idee des freien Handels eigentlich stammt, ist nicht weniger räthselhaft als die Gründe, zu versuchen denselben in Ausführung zu bringen, zu einer Zeit, wo ein solcher Versuch durch die obwaltenden Umstände offenbar zu einem Versuche wurde, den Handel auf die härteste Weise geradezu zu hemmen; denn eine freie Bewegung des inländischen Verkehrs konnte doch nur denkbar seyn, wenn das ganze Inland sich zu einem gemeinschaftlichen Zollsysteme vereinigte, (von welchem Staate dasselbe ausginge, konnte gleichgültig seyn); der Zweck aber des Mitteldeutschen Vereins war gerade, dieses zu verhindern, und zwar des freien Handels wegen. Gesagt und gedruckt ist dieses oft, aber was man dabei gedacht hat? ob es begriffen ist? — — —

Schön und herrlich ist die Idee eines freien Handels über die ganze Erde! Aber wo und wann hat diese Ide in Wirklichkeit bestanden? Nur in der Zeit der Kindheit des Handels; wird aber Jemand diese Zeit der Kindheit und der Barbarei zurückwünschen? — Als der Handel, um bei unserm Vaterlande stehen zu bleiben, anfing, bedeutend zu werden, entstanden Privilegien und Stapelgerechtigkeiten, die schönen Flüsse Deutschland's wurden mit endlosen Zöllen beschwert, so daß die Schiffer alle 2 Stunden anzuhalten genöthigt waren. Jenes war nicht die Zeit des idealischen freien Handels. Später als die Colonial-Systeme sich erhoben, mußten alle für die Colonien bestimmten Güter erst nach dem Mutterlande, und geduldig unterwarf sich der Handel der Hansestädte dem Zwange, die für die Colonien bestimmten Leinen ꝛc. erst nach Spanien, Portugal, Frankreich und England zu senden. Es wurde dabei Geld verdient, und man dachte nicht an Phantasien über freien Handel. Als Amerika frei geworden war, erschien als erste Maßregel der neuen Staaten, Zölle auf alle Waaren zu legen; sie hatten ja das Musterbild von England vor Augen. Man hörte wiederum nicht von freiem Handel sprechen, denn der Handel gedieh bei aller Beschränkung. Als Rußland, Oesterreich, Frankreich und die Niederlande dem Beispiel ihrer Vorbilder gefolgt waren, und nun auf empfindliche Weise den Deutschen Handel des Inlandes und nach dem Inlande lähmte, welches wirklich verderblich auf den Deutschen Handel wirkte, während die früheren oben erwähnten Beschränkungen dem Handel Deutschland's noch reichlichen Spielraum ließen, schwieg noch Alles, ungeachtet der Verderben und Verarmung drohenden Ueberführungen unserer Märkte mit ausländischen Erzeugnissen, denen der Wiederabfluß nach den nunmehr versperrten Nachbarländern fehlte, und die nun keine andere Bestimmung behielten, als die vaterländischen Erzeugnisse von Deutschen Märkten zu verdrängen, oder deren Verbrauch im Lande selbst zu verkümmern. Als nun aber einige Deutsche Regierungen anfingen, diesem Uebel Schranken zu setzen, um den Wohlstand ihrer Länder, und zugleich deren Handel zu heben, da entstand unbegreiflicherweise in Bremen ein Bestreben, einen freien Handel zu erstreiten, den man in extenso nie gehabt und sich doch dabei wohlbefunden hatte. — In der That eine seltsame Idee, nach einem Ideale zu streben, in einer Zeit, in welcher am allerwenigsten seit der ersten Entstehung des Handels an dessen Realisirung zu denken war. Was nützt, was bezweckt ein solches Streben, ein solches Schwimmen gegen den Strom? Andere Zeiten, andere Sitten; — andere Zeiten, anderer Handel. — Die Geschichte des Handels ist dafür Beleg, und oben sind dergleichen Wechsel des Geschäftsganges hinreichend angedeutet. — Es mußte doch einleuchten, daß die Mitteldeutschen Staaten mit der Zeit die Täuschung und Zweck-

widrigkeit ihres Verfahrens erkennen, und durch die Noth gezwungen werden würden, ihre Augen für ihren eigenen Vortheil zu öffnen, und eine Handelsvereinigung mit den größeren Nachbarstaaten herbeizuführen; daß Bremen durch sein Eifern gegen eine solche Vereinigung, dann ganz und gar allen moralischen und handelspolitischen Einfluß in Deutschland verlieren, und als ein Feind des Gedeihens nationeller Industrie angesehen werden würde. —

(Die Fortsetzung folgt.)

* Bemerkungen.

1) Homöopathie.

Dachte ich's doch, als ich meinen neulichen Aufsatz über diesen wichtigen Gegenstand niedergeschrieben und zum Druck befördert hatte, daß sich Manche sofort mit scharfgespitzten Federn an das Schreibepult setzen würden, um gegen denselben zu Felde zu ziehen, nicht allein um die Sache, um welche es sich handelt, sondern auch meine Person anzugreifen; aber solche Gedanken schrecken mich nicht, die wiederholten Versuche, mich durch Persönlichkeiten zu ärgern oder zu bewegen, die Feder niederzulegen, wenn es gilt, Ungebührlichkeiten aus dem Wege zu schaffen und Gutes zu fördern, sind fruchtlos. — Man hat es von mehreren Seiten getadelt, daß ich seit einiger Zeit alle meine Aufsätze mit meinem Namen bezeichne, wüßten doch die Tadler die Gründe dazu! — sie lassen sich nicht wohl niederschreiben, — wem aber daran gelegen ist, sie zu wissen, kann sie von mir erfahren; wie sehr irren doch diejenigen, welche in diesem öffentlichen Auftreten Egoismus, Dünkel oder Eigennutz versteckt glauben. Immerhin mögen die Redacteure der Zeitschriften Schmähungen, Wortverdrehungen und Lügen, wie schon oft geschehen, gegen mich aufnehmen, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden, die zähle und achte ich nicht; wenn sie mir nur die Liebe erzeigen wollen, Lob und Ruhm von Freunden, woran es mir gottlob auch nicht fehlt, möglichst abzuweisen.

Daß sich so viele Stimmen für und gegen die Homöopathie erhoben, ist gut; denn die Sache ist zu wichtig für die ganze Menschheit, kann nicht genug besprochen werden; aus dem lebhaften Kampfe kömmt gewiß etwas Gutes hervor. Es wird immer mehr klar, daß die neue Lehre den Grund zu einer großen Reform der ältern Heilmethode legt; die Aerzte, welche so gewaltig dagegen anschreien, werden im Stillen immer mehr Homöopathen; der sonst gewöhnliche Text bei den Recepten: „alle 2 Stunden 2 Eßlöffel voll" wird immer seltener, Apotheker werden dieses nicht abläugnen können; der sonst so häufigen Aderlässe und Brechmittel werden immer weniger, und man findet es für gut, der Natur freiern Lauf zu lassen und jene Mittel nur bei ganz besondern Fällen anzuwenden. Als Beweis, daß die neue Lehre auch in Bremen mehr Anhänger findet, sich immer mehr bewährt macht, dient, daß wir statt früher einen, jetzt 3 homöopathische Aerzte und alle 3 vollauf zu thun haben; sehr weise handelt unsre Obrigkeit, wenn sie das Selbstdispensiren bei anerkannt rechtlichen, erfahrenen Aerzten gestattet; den Charlatan, der Glauben erzwingen will und die neue Methode nur aus Geldgier lehrt und übt, wird man bald erkennen. Manche Stellen meines Aufsatzes scheint man mißverstanden, nicht mit gehöriger Ruhe gelesen zu haben; ich habe Niemanden beschuldigen wollen, an keinen der Gegner habe ich beim Niederschreiben persönlich gedacht; die Bemerkungen gelten nur fürs Allgemeine, den großen Nutzen habe ich beleuchtet, wenn die Homöopathie allgemein bewährt gefunden wird. In der Anwendung derselben von vielen gelehrten, angesehenen Männern habe ich einen Grund gesucht, glauben zu dürfen, daß die neue Lehre keine Thorheit sey, durch Erfahrungen bei mir selbst und den Meinigen, daß die Sache nicht allein auf strenger Diät beruhe, sondern an den Pülverchen mit den Zugaben von Seiten der Aerzte mehr sey, als Manche glauben. — Daß ich mich nicht näher in die Sache eingelassen habe, ist ganz natürlich; denn ich bin nur ein Laie dabei, habe gar keine medicinische Kenntnisse, eben so wenig als der Schütze des Unterhaltungsblatts und der mit mir befreundete, von mir hochgeschätzte Ehrenmann in Delmenhorst; beider Aufsätze habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Letzterer scheint in seinen Darstellungen im Bürgerfreunde „Homöopathische Thatsache" der Sache an und für sich nicht so sehr abhold zu seyn, das bemerkt man aus manchen Widersprüchen; sondern zieht eigentlich gegen das Verfahren und den Eigennutz des Dr. M. zu Felde. Dem auf Hahnemann und Dr. M. so arg schimpfenden und scheltenden Doctor Simon aus Hamburg (s. Bürgerfreund vom 1 Dec.) habe ich gar nichts zu sagen, zumal derselbe so weit geht, und Jeden, der sich der Homöopathie ergiebt, für einen Charlatan erklärt.

2) Bremische Consuln.

Im Bürgerfreunde vom 1. Dec. befindet sich eine Aufforderung und Erwiederung in Betreff meines die Censur passirten Aufsatzes „Bre-

mische Consuln." — Es scheint, als wolle man mir eine Falle legen; aber ich gehe nicht hinein, so leicht lasse ich mich nicht fangen. Vielfache Klagen über die Weitläufigkeiten, denen unsere Schiffer an fremden Plätzen, durch Brem. Consuln unterworfen sind und die Zahlungen, die sie denselben zu leisten haben, bewegen mich, die Sache in Anregung zu bringen. Die Vorsteher der Kaufmannschaft, das Collegium der Aeltermänner, der Senat oder andere Behörden mögen nun der Sache näher nachforschen, die sich zeigenden Nachtheile und Ungebührlichkeiten zum Besten des Handels und der Schifffahrt heben, zum freirn Handel unserer freien Stadt immer mehr beitragen. Findet sich irgend eine Behörde berechtigt, mich über Gesagtes, was ich nur bestätigen kann, zu vernehmen, so thue sie es, es soll mir recht seyn, an Beweisen und Belegen fehlt es mir nicht.

Ich läugne durchaus nicht den Nutzen, den die Anstellung von Consuln an manchen Orten für Bremen haben kann, aber die Art und Weise, wie selbe vertheilt sind, finde ich unpassend. Wir haben Consuln in den so selten besuchten Häfen von Santos, Porto Alegro und Rio de Grande und haben keinen in den für Bremen so wichtigen Handelsplätzen auf Cuba und Haity, keinen in St. Thomas, keinen in Vera Cruz; in Montevideo haben wir einen Consul und in dem viel wichtigern Buenos Ayros keinen, in Toscana, in Moscau haben wir Consuln, keinen in Triest und Archangel, keinen in Schlesien, wo so viele Tausende für Bremer Rechnung in Leinwand einen großen Theil des Jahres unterm freien Himmel liegen, keinen in der Schweiz, wohin so große Massen von Cigarren versandt werden. Manche recht vernünftige Leute halten es für Bremen's Handel weit wichtiger und nöthiger, in Hannövrisch Münden einen Consul zu haben, als in Moscau, und glauben, der Senat habe sehr ungern in das Gesuch einiger Kaufleute, in Moscau einen Consul zu ernennen, gewilligt — vielleicht haben die Leute, die so urtheilen, Recht, vielleicht Unrecht, ich habe meine Meinung dargethan, sie gefällt vielleicht Manchen nicht; man kann's nicht Allen recht machen.

Js. R.

---

* Berichtigung. *)

Berlin, den 25sten November.

Es ist unglaublich, welcher Mittel sich die Homöopathie bedient sich im Publicum Ansehn zu verschaffen. So lesen wir hier in mehreren Zeitungsblättern und noch neuerlichst in der Beilage zu Nro. 90 des in Bremen erscheinenden Bürgerfreundes mit Verwundrung, daß Se. Majestät der König von Preußen jetzt sich der homöopathischen Behandlung anvertraut habe, und ihr seine gegenwärtige Gesundheit verdanke. Wir können dagegen aus sicherer Quelle versichern, daß dieses Alles reine Unwahrheiten sind, daß Se. Majestät niemals eine homöopathische Kur gebraucht, auch keinen homöopathischen Leibarzt haben, und fortwährend, ohne alle homöopathische Medizin, ja ohne alle Kunsthülfe, die beste Gesundheit genießen — man müßte denn etwa Das homöopathische Behandlung nennen, wenn man gar Nichts braucht. —

*) Daß obiger Aufsatz wahrlich aus sicherer Quelle kommt, versichert Die Red.

Auflösung der logogryphischen Füllungen in Nro. 95:

Jungfrau, Junge Frau. Meer, Meister. Er, Eier, Eimer. Maus, Magus. Bier, bitter.

---

* Bekanntmachung.

Um den Wünschen und Aufforderungen meiner resp. Freunde zu genügen, habe ich die Etiquetts von den gangbarsten Sorten Wein in verschiedenen Farben und Mustern anfertigen lassen und verkaufe das 100 in jeder Farbe und Größe zu 9 Grote. — Auch habe ich die Einrichtung so getroffen, daß ich von einer jeden beliebigen Sorte, die nicht auf dem Lager vorräthig ist, in einer Stunde mehrere hundert Etiquetts liefern kann.

Meinen Handverkauf von allen möglichen Drucksachen in großer Auswahl, (von 4 bis 500 Artikel) die als Schema's besonders im mercantilischen Umgange gebraucht werden, auf möglichst bestem Papier sauber gedruckt, beschnitten zu dem billigsten Preise berechnet sind, wovon ich mit Recht sagen kann, ich verkaufe ächten Buch- und Steindruck und nicht Stein- für Kupfer-Druck — — — empfehle ich zur gefälligen Abnahme ganz gehorsamst.

G. Jöntzen.
Buch- und Steindrucker.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 97.

Bremen, Donnerstag den 5. December 1833.

Gestorben:

Den 8. Sept. 1833 starb zu Neworleans der Matrose des Schiffs „Adler von Bremen" Hinrich Lübsen, 19 Jahr; aus Neuenkirchen.

Den 8. — starb daselbst der Cajütjunge des obigen Schiffs Arend Sanstädt, 16 Jahr; aus Elmsloh.

Den 18. — starb daselbst der Leichtmatrose Caspar Hinrich Harstmeyer, 19 Jahr; aus Bremen.

Den 20. — starb daselbst der Matrose Hinrich Pape, 52 J.; wohnhaft gewesen zu Berne.

Den 30. Sept. starb in See der Zimmermann auf dem Schiffe „Charlotte von Bremen" Johann Meyer, 22 Jahr; aus Stubbe.

Den 22. Nov. Der Arb. Gätje Hormann, 46 Jahr; im Krankenhause.

Den 23. — Des Privatlehrers Joh. Bertram Tochter, 5 Monat; Molkenstr. Nro. 26.

Den 23. — Des Zimmergesellen Heinr. Stürken Sohn, 1 Jahr; Paulsberg Nro. 45.

Den 23. — Des Leinewebers Gabriel Friedrich Martens Ehefr., geb. Uly, 38 Jahr; Fedelhören Nro. 19.

Den 23. — Johann Bonnhagen, 11 Jahr; Nienabers-Gang Nro. 6.

Den 24. — Des Tischlers Nicolaus Dierksen Sohn, 3 Jahr; Rosenkranz Nro. 6.

Den 24. — Der Tischlergesell Herm. Theodor Haake, 23 Jahr; Ansgarikirchhof.

Den 24. — Der Klanderknecht Diedr. Heinr. Kastendiek, 37 Jahr; Süderstr. Nro. 23.

Den 24. — Der Schneidergesell Christ. Luckenbach, 40 Jahr; Jacobikirchhof.

Den 25. — Des Arb. Joh. Hinrich Frohard Wittwe, geb. Schröder, 64 Jahr; U. L. Frauenkirchhof Nro. 19.

Den 26. Nov. Des Rentiers Arnold Diedr. Bischer von Gaasbeck Ehefr., geb. von der Hellen, 45 J.; gr. St. Annenstr. N. 101.

Den 26. — Des Arb. Joachim Herm. Hauschild Tochter, 4 Tage; im Kloster Nro. 52.

Den 26. — Dorothea Elisab. Kreymeyer, geb. Stock, 77 Jahr; Nicolai-Wittwenhaus.

Den 26. — Des Malers Theis Frau Ehefr., g. Huntemann, 33 J.; Pelzerstr. N. 3.

Den 27. — Des Schuhmachers Herm. Hinr. Harmsen Ehefr., geb. Warnken, 63 Jahr; Brünings-Gang Nro. 2.

Den 27. — Des Weinküpers Heinrich Beyer Tochter, 4 Jahr; Marterburg Nro. 37.

Den 27. — Des Küpermeisters Joh. Friedrich Kremelberg Tochter, 1¼ Jahr; Grützmacherstr. Nro. 25.

Den 28. — Des Cigarrenmachers Christ. Ludw. Kühlmann Ehefr., geb. Busch, 40 Jahr; Ellhornstr. Nro. 18.

Den 28. — Johann Wilh. Hartung, 14 Jahr; Fehrfelde Nro. 2.

Den 29. — Der Strumpfweber Joh. Hinrich Verdenhalven, 54 Jahr; kl. Helle N. 6.

Den 29. — Des Schuhmachers Joh. Daniel Schütte Ehefr., geborne Meier, 32 Jahr; Buntenthorsteinweg Nro. 63.

Den 29. — Catharina Margaretha Nonne, 67 Jahr; kl. Helle Nro. 6.

Den 29. — Der Arb. Joh. Ludolph Wellmann, 52 Jahr; Kiefstraße Nro. 1.

Den 29. — Des Cigarrenmachers Joh. Hinr. Hüneke Ehefr., geb. Schrader, 30 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 39.

Den 30. — Des Arb. Daniel Sengstake Ehefr., g. Nebdermann, 56 J.; Uthbremerstr. N. 9.

Geburten:

Den 20. Novemb. Des Arb. Joh. Justus Gudermann Ehefr., geb. Bax, Webers-Hof Nro. 7; von einem Mädchen.

Den 20. Nov. Des Apothekers Caspar Hoffschläger Ehefrau, geb. Grote, Langenstraße Nro. 91; von einem Mädchen.

Den 21. Nov. Des Kaufmanns Joh. Nicol. Mohr Ehefrau, geb. Schultze, Osterstraße Nro. 2; von einem Knaben.

Den 22. — Des Arb. Johann Hinrich Rasche Ehefr., geb. Henning, Kohlhökerstr. N. 33; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Cigarrenmachers Joh. Herm. Lindemann Ehefr., geb. Duvenicks, Hohenpfad Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Steindruckers Herm. Thiele Ehefr., geb. Lange, Glocken-Gang N. 7; von einem Mädchen.

Den 22. — Des Schuhmachers Joh. Daniel Schütte Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorsteinweg Nro. 63; von einem Knaben.

Den 23. — Des Tonnenmachers Tölke Blanke Ehefr., geb. Corßen, Buntenthorsteinweg Nro. 12; von einem Mädchen.

Den 23. — Des Schneidermeisters Georg Ludwig Droste Ehefr., geb. Budden, Klosterstraße Nro. 19; von einem Knaben.

Den 23. — Des Schneiders Joachim Hauschild Ehefrau, geborne Leesen, im Kloster Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Arb. Joh. Diedrich Kunst Ehefr., geb. Schwepen, Dreckort N. 28; von einem Mädchen.

Den 24. — Des Arb. Joh. Friedr. Wilhelm Bielefeld Ehefr., geb. Spieckermann, Grünenstraße Nro. 73; von einem Mädchen.

Den 24. Nov. Des Mechanikus Joh. Ernst Friedr. Kraut Ehefr., geb. Schumacher, gr. St. Johannisstr. Nro. 156; von einem Knaben.

Den 25. — Des ordentlichen Lehrers an der Hauptschule Dr. Friedrich August Menke Ehefrau, geborne Bley, Gartenstr. N. 1; von einem Knaben.

Den 25. — Des Kaufmanns Jürgen Lyra Bohlens Ehefr., geb. Bastian, Langenstr. Nro. 84; von einem Knaben.

Den 25. — Des Arb. Hermann Droop Ehefr., geb. Fincke, Theerhof Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 25. — Des Färbers Johann Albrecht Engelbert Ehefr., geb. Walzien, Walldammstraße Nro. 5; von einem Knaben.

Den 27. — Des Arb. Joh. Ludwig Bickmann Ehefr., geb. Osmers, Buntenthorsteinweg Nro. 159; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Schuhmachermeisters Johann Friedr. Holzmann Ehefrau, geb. Seipel, am Markt; von einem Knaben.

Den 29. — Des Cigarrenmachers Anton Steib Ehefr., geb. Mindermann, Warnken-Gang Nrr. 4; von einem Knaben.

Den 29. — Des Tischlers Ludwig Krüner Ehefrau, geb. Zimmermann, Grafenstraße Nro. 30; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Kaufmann Joh. Heinr. Daniel Prüsse und Dethardine Dorothea Henriette Degener hieselbst.

Der Drechsler Joh. Heinrich Herm. Meins zu Wildeshausen, Herzogthums Oldenburg, und Metta Margaretha Meyer aus Nordwohlde, Königl. Hannövr. Amts Syke.

Der Tischler Joh. Henrich Bormann und Ilsabe Kerting, beide von hier.

Der Cigarrenmacher Friedrich August Elsinger und Johanne Elisab. Kahle, beide von hier.

Der Schuhmacher Johann Andreas Schulze hieselbst und Anna Margaretha Dannettel aus Poggenburg, Amts Diepholz.

Der Weißbäcker Joh. Heinrich Weyland und des verst. Weißbäckers Friedrich August Leonhard Wittwe, Helena geb. Paborn.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

No. 98.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 8. December 1833.

Ja, im Jubelliede schwinge
Dich, mein Geist, zu Gottes Thron!

* Gebet des 65jährigen Sängers.

Gott, der mir in Blüthentagen
Holder Töne Geist verliehn,
Laß ihn mich durch's Alter tragen
Unter Himmelsmelodien!
Frisches, kräft'ges Jugendleben
Fülle meiner Jahre Raum,
Und des matten Alters Beben
Werd' ein kurzer Morgentraum.

Für die Ewigkeit geboren,
Streb' ich fort mit heiterm Sinn,
Zu des Himmels offnen Thoren
Flügelt sanft mich Hoffnung hin.
Heil'ger Sänger Chor umringe
Feiernd des Gesanges Sohn,
Und im Jubelliede schwinge
Dich, mein Geist, zu Gottes Thron!

Weihe. G. F. Noelbeke.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Beschluß.)

Als die Herzogin fragte, ob ihr Zeitungen gestattet seyen, und dieß bejaht wurde, nannte sie unter denen, die sie zu lesen wünschte, auch den Ami de la Charte. Als ich hierüber mein Befremden nicht unterdrücken konnte, gab sie folgende seltsame und nicht unweibliche Ursache an: „Dieß hat seinen eigenen Grund, General," sagte sie im Ton tiefer Betrübniß, „in jenem Blatt werde ich immer Karoline genannt; dieses ist der Name meiner Kindheit, an den ich mich stets mit Wehmuth erinnere, weil der, den man mir nach meiner Vermählung beilegte, nie Glück gebracht hat."

Herr Duval, der Präfekt, beleidigte die Herzogin abermals; er kam, ohne sich anmelden zu

lassen, zu ihr, ging gerade auf den Kredenztisch los, und aß, der Herzogin den Rücken zukehrend, ein Paar Rebhühner. Sie blickte ihn mit einem Ausdruck an, den ich nie vergessen werde, wendete sich dann zu mir und sagte: „Wissen Sie, General, was ich bei dem Rang, den ich verloren habe, am meisten bedaure?" — „Nein Madame." — „Daß ich nicht über ein paar Diener gebieten kann, um diesen Menschen für seine Unverschämtheit zu züchtigen." Das Benehmen des Präfekten entrüstete mich auch in der That nicht weniger als die Herzogin selbst.

Aus der nachfolgenden Unterredung der Herzogin mit dem General scheint nicht undeutlich hervorzuleuchten, daß sie die Hoffnung hegte, sie werde öffentlich bekannt gemacht werden.

„Sahen Sie jemals meinen Sohn, General?" — „Ich hatte nie die Ehre, Madame." — „Es ist ein gutes Kind, ein Tollkopf, wie ich, sehr hartnäckig, wie ich, aber, eben so wie ich, Frankreich mit Leib und Seele ergeben." — „Sie lieben ihn ohne Zweifel sehr?" — „So zärtlich als nur immer eine Mutter ihren Sohn lieben kann." — „Wenn dem so ist, so müssen Ew. königl. Hoheit mir die Bemerkung erlauben, daß ich nicht begreifen kann, warum Sie, nachdem doch nach den Gefechten in Vieillevigne und La Penissière in der Vendée Alles vorbei und jede Hoffnung verloren war, nicht darauf bedacht waren, zu dem Sohn, den Sie so zärtlich lieben, zurückzukehren. Wir ließen Ihnen Zeit und Gelegenheit genug dazu." — „Sie General, waren es ja, wenn mir Recht ist, dem meine Korrespondenz in die Hände fiel?" — „So ist's, Madame." — „Und Sie haben meine Briefe gelesen?" — „Ich war allerdings so unbescheiden." — „Nun wohl, so müssen Sie ja auch aus diesen Briefen wissen, daß ich, von dem Augenblick an, als ich mich an die Spitze der tapfern Vendéer stellte, fest entschlossen war, alle Folgen des Aufstandes über mich ergehen zu lassen. Sie erhoben sich für mich, sie wagten ihr Leben für mich, und ich hätte sie verlassen sollen? Nein, General, nimmermehr; ihr Schicksal war das meine und ich habe mein Wort gehalten. Uebrigens wäre ich schon längst Ihre Gefangene, schon längst würde ich mich, um der Sache ein Ende zu machen, ergeben haben, hätte nicht Eine Sorge mich zurückgehalten." — „Darf ich fragen welche?" — „Mir war bekannt, daß sobald ich eine Gefangene seyn würde, Spanien, Preußen und Rußland meine Auslieferung verlangen würden. Die französische Regierung dagegen würde mich natürlicherweise vor ein Gericht gestellt, und die heilige Allianz nie geduldet haben, daß ich vor einem Assisenhof erscheine, denn dadurch wäre die Würde eines jeden gekrönten Hauptes von Europa beschimpft. Von einem solchen Konflikt der Interessen zu gegenseitiger Kälte und von dieser Kälte zum Krieg ist nur ein Schritt, und ich habe Ihnen bereits erklärt, daß ich nie die Veranlassung zu einem Invasionskrieg seyn wollte. Alles für und durch Frankreich war mein Losungswort, das mir immer zur Richtschnur diente. Wer hätte mir überdieß dafür bürgen können, daß Frankreich bei einer neuen Invasion nicht getheilt worden wäre? und ich will das Ganze oder Nichts." Ich lächelte. „Warum lächeln Sie darüber?" sagte die Herzogin. Ich verbeugte mich, ohne etwas zu erwidern. „Nein, nein, sagte sie, sprechen Sie; warum lachten Sie! ich will es wissen." — „Ich lächelte darüber, entgegnete ich, bei Ew. königl. Hoheit so große Furcht vor einem auswärtigen Krieg zu finden." — „Und so geringe vor einem Bürgerkrieg. Das meinen Sie doch?" — „Ich bitte Ew. königl. Hoheit wohl zu bemerken, daß Sie meine Gedanken, nicht aber mein Urtheil ergänzt haben." — „Oh, ich fühle mich nichts weniger als beleidigt darüber, denn ich kam von Täuschung, rücksichtlich der

öffentlichen Meinung, befangen nach Frankreich. Ich glaubte, das ganze Königreich würde sich für mich erheben, und das Heer sich mir anschließen. Kurz ich erwartete eine Art Rückkehr von Elba. Nach den Gefechten zu Vieillevigne und La Penissière gab ich allen meinen Vendéern den ausdrücklichen Befehl, nach Hause zu gehen, denn vor Allem, General, bin ich ein französisches Weib, und Beweis davon ist, daß ich nur jene guten französischen Gesichter zu betrachten brauche, um mir einzubilden, ich sey keine Gefangene mehr. Meine einzige Furcht ist, daß man mich wo anders hinsenden wird; ich bin überzeugt, man wird mich nicht hier lassen, denn hier bin ich dem Heerd des Aufstandes zu nahe. Doch das thut nichts, sie sind doch noch weit mehr in Verlegenheit als ich, darauf können Sie sich verlassen, General."

Als sie diese Worte gesprochen hatte, stand sie auf, und schritt, die Hände auf dem Rücken, wie ein Mann, durch das Zimmer, und stand dann einen Augenblick später still. — Es war jetzt halb sechs Uhr, und da die Herzogin speisen wollte, so beurlaubte ich mich. „Gott befohlen bis morgen," sagte sie mit kindlicher Lebhaftigkeit zu mir.

Das Uebrige ist bekannt, denn ihre fernern Begebenheiten sind weitläuftig in öffentlichen Blättern besprochen worden.

Das Athenäum sagt: Die englische (jetzt gleichfalls erschienene) Ausgabe dieses Werks enthält mehrere wichtige Dokumente, die man in Paris nicht bekannt zu machen wagte, damit das Werk nicht confiscirt würde; hierauf fügt dieß Blatt noch folgende Aeußerungen des Uebersetzers bei: Der General (Dermoncourt), ein äußerst liebenswürdiger Mann, würde sich nur schwer entschließen, selbst unwürdigen Individuen Unannehmlichkeiten zu machen. Da ich mit allen auf dieß Werk bezüglichen Gegenständen auf's genaueste bekannt bin, so nehme ich keinen Anstand, die Neugierde des englischen Lesers durch Ausfüllung einer Lücke zu befriedigen. Der Schreiber des Briefes, worin die Herzogin von Berry benachrichtigt wurde, daß sie verrathen sey, und verhaftet werden würde, wenn sie nicht Nantes augenblicklich verlasse, ist der Minister D'Argout, der seit langer Zeit der Herzogin geheime Nachrichten gegeben hatte, und sie von allen Geheimnissen des Kabinets von Louis Philipp in Kenntniß setzte. In der vom General Dermoncourt weggenommenen Korrespondenz befanden sich Briefe, welche mehrere Minister, namentlich den Marschall Soult kompromittirten. Diese Briefe wurden nach ihrer Wegnahme sogleich an die geeignete Behörde gesendet, welche gerade eine der kompromittirten Personen war. Der Marschall Soult schrieb an die Herzogin, er sey ganz der ihrige, wenn sie zu seinen Gunsten das Amt eines Konnetable's von Frankreich wieder herstelle. Die Antwort der Herzogin ist sehr charakteristisch: „Mein Herr Marschall! Das Schwert eines Konnetable's von Frankreich ist nur auf dem Schlachtfelde zu gewinnen: ich erwarte Sie hier." Der Uebersetzer fügt hinzu, der Leser könne sich auf die Richtigkeit dieser Angaben verlassen.

---

* Bremen's Handelspolitik.

(Fortsetzung.)

Wie ganz anders hätte Bremen dastehen können, wenn es von vorne herein das zu befördern gesucht hätte, was es doch trotz alles Eifers nicht verhindern konnte, und was doch wahrlich für Bremen, nachdem nun einmal der Deutsche Zwischenhandel mit den Nachbarländern unwiederbringlich verloren war, nur Vortheil bringend werden konnte. Bremen hätte dann seine Handelskenntnisse und Erfahrungen nützlich anwenden

Maximen erheischt, als der Landhandel, Institutionen und Einrichtungen herbeiführen können, die die jetzige Leichtigkeit des Bremischen Verkehrs nicht nur nicht erschwerten, sondern dem ansehnlichen Fabrik-Interesse und Kleinhandel unserer Vaterstadt alle die Vortheile verschaffen würden, die ein freier, keiner Steuer unterworfener Absatz durch ein weites, gegen des Auslandes Industrie geschütztes Land gewähren. — Aber eine Deutsche Zoll-Linie erschien als ein Popanz, von dem man glaubte, er vernichte allen Handel, ungeachtet man deutlich bemerken konnte, daß seit Errichtung der Preußischen und Baierischen Schutzzölle der Handel mit diesen Zoll-Ländern gerade sehr bedeutend zugenommen hatte, während derselbe mit den zollosen Mitteldeutschen Ländern ansehnlich im Abnehmen war. Davon, daß in den Engl. Häfen und in den Nordamerikanischen aufblühenden Handelsplätzen, namentlich in New-York, ein doppelt so hohes Steuersystem, als in Deutschland, existirt, und dennoch von Belästigung des Handels kaum die Rede sey, und der Handel daselbst sich leicht entwickelt, wurde in Bremen keine Notiz genommen, da es nicht zu der Lieblings- und Mode-Idee eines freien Handels paßte. — Wohin hat nun das Nichterkennen der Anforderung der Gegenwart an Bremen's Handelspolitik geführt, und wohin wird und kann es noch führen, wenn man nicht das Vergangene und Verlorene vergessen, und das, dieses ersetzende Neue anerkennen und benutzen will? Zunächst hat es dahin geführt, daß Bremen allen handelspolitischen Einfluß in Deutschland verloren hat, und es wird dahin kommen, daß Alles, was von Fabriken in Bremen existirt, und daselbst wegen der Oertlichkeit, weil es ein Seeplatz ist, mit dem größten Vortheile betrieben werden kann; als z. B. Zuckerfabriken, und für sich und seinen Seehandel, der andere Seifensiedereien, Tabacks- und Segarenfabriken und viele Andere, nach und nach völlig ruinirt und zahllose Bürger der Verarmung Preis gegeben werden. Zwar wird der sich jetzt bildende allgemeine Deutsche Zollverein Bremen's Handel mit rohen Producten des Auslandes gegen dessen Willen und Erwarten heben, weil jetzt Deutsche Fabriken einen großen Theil desjenigen rohen Stoffes verarbeiten und von Bremen kaufen werden, den bis dahin Englische Fabriken über Liverpool von Amerika bezogen, und der steigende Wohlstand des Inlandes, der durch die Belebung der Industrie und des Verkehrs, wie des innern entfesselten Handels bewirkt wird, muß einen vergrößerten Consum von Colonial-Waaren hervorbringen, den die Hansestädte zu befriedigen haben. Aber könnte Bremen nicht diesen Vortheil hinnehmen und obendrein den des Fabrikinteresses dabei? — Da stoßen wir aber wieder auf die Idee des freien Handels, die als letzte und einzige Grundlage nun noch behauptet: Bremen ist keine Fabrikstadt und muß nur durch Handel blühen, an dem Untergange der Fabriken und größeren Gewerbe ist nichts gelegen. — Wahr ist nun freilich, daß Bremen keine eigentliche Fabrikstadt sey, und soll und kann Bremen dieses auch nie werden; ebenfalls muß Bremen durch seinen Handel blühen, und soll es auch und wird unter der neuen Gestaltung noch mehr blühen, wenn es nicht sein Glück von sich stößt. — Daß aber für Bremen ein größerer Vortheil darin bestehe, wenn ein paar Kaufleute ungehindert etliche hundert Fäßer raffinirten Zuckers im Laufe eines Jahres seewärts beziehen können, um ¼ gr. aufs Pfund, oder in Summa etliche hundert und wenn's hoch kommt etliche tausend Rthlr. zu verdienen oder auch zu verlieren, als wenn fremder

raffinirter Zucker ausgeschlossen ist, und dagegen statt 8 à 10 sich mühsam haltender, dann 20 blühende Zuckerfabriken hier existiren, hunderte von Arbeitern ernähren, und einen doppelten Umsatz des Zuckers am Platze verursachen, einmal des Rohen und dann des Raffinirten, möchte sich schwerlich als richtig herausdemonstriren lassen. — Eben so verhält es sich mit vielen andern Fabriken, die ein Seeplatz leichter betreiben kann, als eine Landstadt, und deren Flor den Platzhandel nur befördern würde. Die nächste Folge würde ein Zunehmen der Bevölkerung, ein Wachsen des Wohlstandes der arbeitenden Volksclassen und ein Steigen des so sehr gesunkenen Werthes des Grundeigenthums seyn. Mag dieses Alles nun dem Handel einiger Kaufleute gleichgültig seyn, und diese, unbekümmert um den Wohlstand ihrer Mitbürger, lieber ihr Geschäft ohne Controle führen, so folgt doch nicht daraus, daß solches dem Wohle des ganzen Staates ersprießlich sey, welches man doch allein im Auge haben muß. Die Hauptopposition gegen die fast unabwendbar scheinende Veränderung unseres Handels- und Fabriksystems, besteht in der Furcht vor schwerer Belästigung des größeren Handels. Prüfen wir aber das, was man sich darunter denkt, so stoßen wir auf eine wahre Gespensterseherei und auf die sonderbarsten Vorstellungen. Sieht man doch, wie in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's das Geschäft, trotz des strengsten Zollzwanges sich bisher ganz leicht gemacht hat, auch wie man in den Niederlanden so ganz leicht den großen Handel treibt, ohne an das vorhandene Zollsystem zu denken. Haben wir nicht schon in Bremen für mehrere Artikel eine Einrichtung, die ganz und gar dasselbe ist, wie ein Entrepôt-fictif-System? Haben wir es nicht bei Weinen, Branntwein, Butter, Schinken, Amerik. Mehl? Lassen wir nicht bei Versendungen zu Wasser landeinwärts durch einen beeidigten Wupper das Gewicht der zu versendenden Waaren abnehmen, und finden es gar nicht lästig? Warum sollte es denn so ungeheuer lästig seyn, bei einkommenden Waaren ebenfalls einen beeidigten Mann zugegen seyn zu lassen? Platz-Verkäufe unversteuerter Weine geschehen jetzt durch Uebertragung von der Consumtions-Conto des Einen auf die des Andern, und man findet es eben nicht sehr beschwerlich, wie sollte man denn eine ähnliche Uebertragung unversteuerter Colonial-Waaren beschwerlich finden? Die Sache ist so schlimm nicht, wie man sie sich denkt, und würde mit nichten eine so große Revolution in unserm Geschäftsbetriebe hervorbringen, als Einige glauben. Schlägt man sich mit dergleichen Phantasien herum, als z. B. daß bei einem Beitritte Bremen's zu dem großen Deutschen Handelsvereine, das Entrepôt in Bremerhafen seyn, und man daselbst das Geschäft durch Commanditen treiben müsse, um der Einfachheit wegen am Ende selbst nach Bremerhafen zu ziehen und dieses in Bremen zu verwandeln, und daß unversteuerte Läger in eines Jeden eigenem Packhause oder Entrepôt-fictifs nicht gestattet werden würden, so wird man freilich sich in ein Labirynth verwickeln, aus welchem jeder Ausweg fehlt. Aber weßhalb fürchtet man dergleichen Unsinn? Augenscheinlich weil man sich nicht die Mühe geben will, das neue Deutsche Handelssystem zu prüfen, dessen Zweck nicht Beschränkung und Belästigung des Handels, sondern Belebung und Erleichterung desselben ist. Deutschland bedarf seiner Seestädte, und wenn diese blühen, so blühet das Inland mit, und umgekehrt ebenfalls; denn die Interessen beider sind verschwistert, und es ist eine Unnatur, wenn die Seestädte sich vom Lande absondern und dem Interesse desselben entgegenarbeiten und

wiederum umgekehrt ist der Fall derselbe.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung der Berichtigung im vorigen Blatte.

Die homöopathische Zeitung von Schweikert enthält in ihrer 44sten Nummer bereits Folgendes:

Hofrath Dr. v. Necher (von Nation ein Böhme, kein Neapolitaner), Leibarzt Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Lucca, hat hier viele ansehnliche Kranke — einen selbst auf Verlangen unsers Kronprinzen — auf die Zeit seines Hierseyns übernommen und mit dem besten Erfolge behandelt; — sein Herzog selbst, der an einer starken Parotitis (Ohrspeicheldrüsenentzündung) und heftigen Angina tonsillaris (Mandelentzündung) darniederlag, gab ihm durch seine Krankheit unwillkührlich Gelegenheit, dem hiesigen Hofe und dem ganzen Publiko zu zeigen, daß die Homöopathik schneller, sanfter und sicherer heilt als jedes andere Heilverfahren; denn der Herzog ward am 5. Tage seiner Krankheit zur allgemeinen Freude dem hiesigen Hofe, vollkommen hergestellt, wiedergegeben, — die übrigen Patienten hat er Stülern übergeben. — v. Necher hat mit Sr. Majestät dem Könige eigens über die Homöopathik gesprochen, und ihm auch Mittel und Wege vorgeschlagen, durch welche diese Lehre am meisten gedeihen könnte, und ihn um seinen Schutz gegen die Verfolgungen der Schüler der neuen Lehre gebeten; — aber das Gerücht, daß v. Necher Sr. Majestät den König homöopathisch behandelt hätte, ist falsch. Necher wurde wohl sehr oft vom Dr. v. Wiebel besucht, sprach auch wohl mit ihm vom Unwohlseyn Sr. Majestät, aber von einer homöopathischen Behandlung Desselben war gar keine Rede.

Nehmen Sie vorliegende Zeilen als Beweis meiner vorzüglichen Hochachtung für die Lehre, an deren Entwickelung wir mit vereinten Kräften arbeiten, und für Sie, den Herausgeber dieser sehr nützlichen Zeitung, an; nur Wahrheit kann gedeihen, denn sie ist unvergänglich, und wäre unsere Lehre nicht wahr, so bestände sie heute nicht mehr, wo sie im Gegentheil täglich neue Siege über die hergebrachten Gewohnheiten und über die eingewurzelten Vorurtheile erficht. Diesen Vorzug müssen wir rein und unbefleckt erhalten, er führt zum höchsten Gedeihen, zum unausbleiblichen Siege Ich habe die Ehre ꝛc.

Berlin, den 1. Mai 1833.

Dr. Franz X. Melicher.

* Gerichtliche Depositа.

Die königliche Justizcanzlei zu Stade hat kürzlich (via. Bremer Zeitung Nro. 331) angekündigt, daß bei ihr verschiedene Depositа befindlich, die Berechtigten dazu aber unbekannt seien. Sie liefert ein Verzeichniß solcher Depositа und fordert alle Diejenigen, welche Ansprüche darauf machen, auf, diese in einem dazu angesetzten Termine bei Strafe des Verlustes derselben anzumelden p. p.

Sollte es nicht billig sein, daß auch unser Ober-Gericht einmal durch den Herrn Staatsanwald eine solche Maaßregel in Beziehung auf die bei der Obergerichtscanzlei befindlichen alten nicht abgeforderten Depositа einleiten ließe, und die dann für herrenlos erklärten Gelder der Generalcasse überwiesen würden?

* Bemerkung.

Seit mehreren Jahren, besonders aber seitdem der Fahrweg des Walls gepflastert worden, durfte nur leichtes Fuhrwerk diesen befahren; seit einiger Zeit aber wird derselbe von schwer beladenem Fuhrwerk aller Art so stark benutzt, daß das schöne Steinpflaster in Kurzem ganz

verdorben und der Neben-Weg so holprig seyn wird, daß auch selbst dann für Lustfuhrwerke dieser Weg ohne Gefahr nicht mehr benutzt werden kann.

Eins kommt aus dem Andern.

Wie sich in der Welt so Eins aus dem Andern entwickelt! Durch die Expedition nach Afrika, nach Algier, muß auf der Nordküste daselbst eine so große Umwälzung in Denkart und Handelsweise der dortigen wilden Bewohner vor sich gehen, daß sich jetzt der Erfolg so wenig berechnen läßt wie die Zeit, welche dazu gehört. Aber was gab nun eigentlich die Veranlassung zur Expedition? — Daran denkt jetzt kein Mensch mehr.

1793 und 1794 war in Frankreich große Theuerung. Europa war den Franzosen so feindlich gesinnt, daß es, von Pitt getrieben, den Gedanken faßte, Frankreich aushungern zu wollen. Die Franzosen lachten und holten ihr Getreide aus Afrika, gegenüber gelegen.

Ein Jude, Nathan Bakei, hatte den Mäkler hierbei gemacht, aber erst im Jahre 1819 die großen Summen, wohl zwei Millionen Thaler betragend, erhalten, welche Frankreich's Regierung schuldig geblieben war. Die Leute in Algier hatten aber von ihm Nichts bekommen. Er hatte sich im Gegentheil auf Französischem Gebiete niedergelassen und starb da. — Jetzt verlangte nun der Dey entweder nochmal Zahlung von Frankreich oder Auslieferung des Sohnes vom Betrüger.

Jene konnte Frankreich nicht leisten und in diese wollte es nicht willigen, da es gegen unsere Rechtsbegriffe streitet. Der Dey sollte klagbar werden. — Statt dessen gab er dem Französischen Consul eine Maulschelle, und in Folge der Theuerung 1793, der Europäischen Getreidesperre, der jüdischen Betrügerei, der Afrikanischen Maulschelle geht die Nordküste von Afrika — einer neuen Aera entgegen.

Liegt hier nun ein großer Weltplan zum Grunde oder spielt der launige Zufall seine Rolle? — Doch wohl das Erstere! Die Vorsehung weiß aus Kleinigkeiten die größten Folgen hervorgehen zu lassen.

*r.

Plaudereien.

(Aus dem Kometen.)

Unter die am allernöthigen bedürftigsten Reformen, gehört noch in den meisten Staaten die Reform der Gerichtsordnung, und besonders jene des Schuldenwesens. Die meisten Gerichtsordnungen sind gewiß von Erzschuldenmachern gemacht, und überall zu Gunsten der Schuldner. Die Anforderungen des Mein sind in der Execution mit so vielen Hindernissen und Verzögerungen verbunden, daß man bei kleinen Summen gar die Gerechtigkeit nicht zu Hülfe rufen kann, um so weniger, als sie fast überall zu den kostspieligsten Dingen gehört. Es ist eine wahre Schande für die Gesetzmacher, daß sie so wenig rechtlichen Sinn besitzen, um eine Gerichtsordnung zu entwerfen, welche mit der Gerechtigkeit Schnelligkeit und Wohlfeilheit verbindet. Ungeheuer sind die Summen, welche jährlich in Streitsachen das Mein und Dein betreffen, und den Gläubigern durch eine wirklich demagogische Gerichtspflege hintangehalten oder gar entzogen werden. Eine Schuldenstreitsache, die mündlich in einigen Stunden entschieden werden kann, braucht jetzt auch oft Jahre lang Zeit, um im schriftlichen Gerichts-Verfahren beendigt zu werden. Unter den Concursen giebt es gar viele, welche in 30 Jahren nicht beendigt werden, und das ganze Massavermögen vollends aufzehren, so daß Niemand davon

etwas erhält, außer das Gericht und die Advokaten. Pfui, über eine solche Rechtspflege! —

Sind denn die Köpfe der Gesetzmacher so ganz vernagelt, und haben denn diese Menschen gar keine Religion, daß sie Gesetze machen, die nicht selten Kläger und Beklagten an den Bettelstab bringen. O, ihr Ständeversammlungen, laßt euch angelegen seyn, diesen Uebelstand zu beseitigen!

Reflex.

Ein Grab mit Blumen bepflanzt, ist mir immer ein höchst rührender Anblick. Sie deuten die sanfte, die sehnende, die himmlische Liebe an, welche sich in den Kindern des Lenzes ausspricht. Möge auch auf meinen Hügel eine liebende Hand einst Blumen pflanzen. — Die Stille des Friedhofes, die bewachsenen Gräber, die neigenden Blumenkelche, wie laden sie ein zur süßesten, längsten Ruhe!

G. Nicol.

* Glaube, Liebe, Hoffnung.

Auf den sturmbewegten Meereswogen
Trieb sich wankend um mein leichtes Schiff,
Und der Blitze Feuermassen flogen
Nah, es krachte auf dem Felsenriff.
Konnt' ich sicher hier auf Rettung bauen,
Wo die Blicke nur Verderben schauen? —
Knie'nd zum Himmel wandt' ich naß den Blick;
Neuer Muth erwuchs für das Geschick.

Sah des Himmels Saphirpforten offen
Und der Gottheit Glanz umstrahlte mich,
War mein Auge wunderbar betroffen,
Der Alliebe Hand, sie zeigte sich;
Da kaum lag ein Erdenlebens Müden;
Jetzt doch dacht' ich heiter meiner Brüder,
Schwur der Gottheit für Errettung Dank
Und — der Wetter dunkles Schrecken sank.

Menschen liebend, Gott so fest im Herzen,
Ward das Leben mir wie Maitag hold;
Denn der Glaube milderte die Schmerzen,
Und die Liebe war der Liebe Sold. —
Hoffnung zeigt in nebelgrauen Fernen
Tage mir auf Myriaden Sternen,
Die, noch schöner als im Paradies,
Mir mein Geist für Ewigkeiten wies.

Leopold.

* Die Todtenspende.

Stille, weiße Todtenzeichen
Sagen wer in jenen Gräbern
Nach dem öden, wirren Leben
Schläft den langen süßen Schlaf.

Dorthin wallt ein bleiches Mädchen,
Zu bekränzen einen Hügel;
Und ihr thränendunkles Auge
Sagt, daß dort der Theure ruht!

Und so lang der Sommer währte,
Bracht' sie immer frische Blumen
Bei der gold'nen Sonne Sinken
Dem Geliebten auf die Gruft. —

Doch als öd' und kahl die Felder
Von des Winters eis'ger Strenge,
Ging sie lächelnd, ohne Blumen,
Zu der Gruft des Lieben hin.

In dem sonst so trüben Auge
Glänzte eine Freudenthräne;
Und man fand sie früh am Morgen
Todt auf des Geliebten Grab.

Th. Rüther.

Die schönste Zeit.

Das Herz bringt soviel Freud' als Leid;
D'rum ist des Lebens schönste Zeit:
Wo noch so eng des Wissens Kreis,
Daß man vom eignen Herz nichts weiß.

Richard Roos.

Berichtigung.

In dem Aufsatze des letzten Bürgerfreundes: „Bemerkungen" wolle man statt: Triest — Neapel lesen.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 30.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 99.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 12. December 1833.

Was wir uns als höhere Wesen denken, sind wir selber, eben weil wir sie denken; wo unser Denken aufhört, fängt das Wesen an.

J. Paul.

Der Geist des Menschen.

Des Menschen Geist — er ist von Gott gegeben,
Und nach dem Göttlichen ist auch sein Streben —
Und für das Göttliche wird er stets kämpfen,
Das Irdische kann Ewiges nicht dämpfen!

Der Geist des Menschen lebt für ew'ge Zeiten,
Tod mag Verwesung Leibern rings bereiten,
In Trümmern mag das Weltenall zergehen:
„Der Geist des Menschen wird wie — Gott bestehen!"

Günther Nicol.

Kampf zweier Kriminalgefangenen in Hayti.

Vor einigen Monaten wurde ein Mulatte, Namens Eriaz, wegen der Ermordung eines Handelsmannes der Insel zum Tode verurtheilt. Diesem Morde, der unter schrecklichen Umständen begangen wurde, war ein bedeutender Diebstahl vorausgegangen. Wenige Tage nachher wurde ein junger Portugiese, welcher aus Eifersucht seine Geliebte erdolcht hatte, zur nämlichen Strafe verdammt.

Die beiden Verurtheilten befanden sich in dem nämlichen Gefängnisse, jedoch in zwei verschiedenen Behältern. Eriaz, dessen Stärke und Wildheit man fürchtete, war in einem finstern Kerker, in welchen die Luft nur durch eine enge mit Gittern versehene Oeffnung, die auf einen der Gänge des Gefängnisses ging, eindringen konnte. Kein Lichtstrahl kam bis in diesen Kerker, die größte Dunkelheit, selbst mitten am Tage, herrschte darin. Dardeza, dessen Verbrechen weniger schrecklich war, und welcher den Hütern mehr Mitleid eingeflößt hatte, war in ein geräu-

migeres und luftigeres Zimmer gebracht worden, in welchem man durch ein Gitterfenster auf das Feld sehen konnte.

Die beiden Verurtheilten hatten die Eisen an den Händen und Füßen. Man meldete ihnen Beiden, daß ihre Hinrichtung in drei Tagen statthaben werde, und man reichte ihnen einen Vorrath an Wasser und Brod, hinlänglich, um sie bis zum verhängnißvollen Augenblick zu nähren.

Seit langer Zeit beschäftigte sich jeder der beiden Gefangenen mit Entwürfen der Flucht. Dardeza, welchem man erlaubt hatte, die Besuche seiner Freunde zu empfangen, hatte einige Werkzeuge erhalten, um sein Projekt auszuführen; allein der unglückliche junge Mann, ohne Energie und Geschick war bald durch einige fruchtlose Versuche ermüdet und in eine dumpfe Abspannung verfallen, in welcher er mit Entsetzen dem Besuche des Henkers entgegensah.

Eriaz, mit mehr Energie und Kühnheit, verzweifelte nicht, und entschloß sich, Alles zu versuchen, um der Hinrichtung zu entgehen.

Nach der Lage seines Kerkers und dem Wege, welchen er gegangen, um dahin gebracht zu werden, hatte er berechnet, daß eine der Mauern dieses Gefängnisses die Schlußmauer seyn müsse, und daß er mittelst einer Oeffnung durch dieselbe einen Ausgang auf das Feld gewinnen könne.

Er legte also Hand ans Werk. Um das Geräusch zu vermeiden und seinen Stein zu erweichen, feuchtet er zuerst die Wände der Mauer an, und mit den Ketten, welche seine Hände umgeben, kratzt er an der Mauer, und nachdem er einige Stücke losgebrochen, befeuchtet er von Neuem den Stein und fängt wieder an zu kratzen. Er beraubt sich des Schlafes und hält sich mit einer unermüdlichen Thätigkeit an seine Arbeit. Von Zeit zu Zeit erscheint ein Beschließer an der Oeffnung, und beschaut mittelst einer Laterne, welche das Licht in den Kerker wirft, den Gefangenen; aber inmitten der Arbeit hat Eriaz das Ohr gespannt; beim geringsten Geräusche hält er inne, und wann der Beschließer kommt, sieht er Eriaz vor dem Loche, welches er gemacht, zusammengekauert, dem Anscheine nach schlafend.

So hatte er die Mauer bereits ziemlich tief ausgehöhlt; allein welches ist die Dicke dieser Mauer? Eriaz wußte es nicht, eben so wenig, wie viel er noch zu durchbrechen habe; der Unglückliche war selbst darüber in Unwissenheit, wie viel Zeit er noch bis zur Hinrichtung vor sich habe. In diesem finstern Verließe, wo eine ewige Nacht herrschte, jedes Mittels beraubt, die Zeit zu berechnen, seit dem Augenblick, wo man ihm angekündigt hatte, daß er nur mehr drei Tage zu leben habe, wußte er nicht, wann diese letzte Frist ablaufen werde.

Schreckliche Lage! Beim geringsten Geräusch glaubte er, daß Alles vorbei sey, daß man ihn zur Hinrichtung abzuholen komme, und in dieser Ungewißheit über die noch übrige Arbeit und die gelassene Zeit, hielt der Unglückliche muthlos inne....

Indessen macht er einen letzten Versuch und greift mit knirschenden Zähnen die Mauer an..... Er ist gerettet! Der Stein weicht, die Mauer ist durchbrochen.... Aber ach! der Unglückliche hat sich in seiner Berechnung über die Oertlichkeit geirrt.... Es ist nicht die reine und frische Luft des Feldes, welche sein Gesicht berührt, und durch die mühsam gebrochene Oeffnung gewahrt er nichts weiter, als ein anderes Gefängniß, welches von dem blassen Schein einer Lampe spärlich erleuchtet ist.... Er hört ein dumpfes Aechzen, er ruft mit leiser Stimme.... es war der Kerker von Dardeza.

(Der Beschluß folgt.)

* Bremen's Handelspolitik.

(Beschluß.)

Wie schief die Urtheile in Bremen über den neuen Deutschen Handelsverein sind, beweiset unter Anderm eine noch vor Kurzem in diesen Blättern gemachte Aufstellung des Betrages der Steuern, welche von den in Bremen eingeführten Waaren nach dem Preußischen Zolltarife zu erlegen seyn würden, woraus man beinah schließen sollte, als wenn damit gemeint wäre, Bremen selbst würde diese zu bezahlen haben, wenn es dem Vereine beiträte. Consumtions-Steuern bezahlt der Consument, oder der inländische Empfänger, wenn die Waaren aus einem unversteuerten Lager oder Entrepôt versendet werden, und wäre der Zoll früher hier erlegt, so würde natürlich der Inländer solches im Preise zu erstatten haben. — Möchte der Herr Einsender jener Tabelle doch einmal sich dadurch verdient machen, daß derselbe für dasselbe Quantum Waaren eine Steuerberechnung nach Englischen, Nordamerikanischen, Französischen, Oesterreichischen und Russischen Tarifen entwürfe, um einmal zu sehen, um wie viel diese Tarife höher sind, als der Preußische! —

Ein andrer Einwurf gegen die Anwendbarkeit eines Anschlusses Bremen's an den Verein, beruht in unseren Finanzen. Man besorgt, daß dieselben einen großen Ausfall dabei erleiden würden. Diese Besorgniß beruht aber auf einer nicht begründeten Presumption, nämlich dieser, daß man annimmt, Bremen's Antheil an der allgemeinen Steuereinnahme würde nach der Kopfzahl angenommen werden. Ist aber schon hierüber angefragt und verhandelt? — — Die Betheiligten des Vereins werden leicht einsehen, daß eine einzelne reiche, viel consumirende Stadt nicht nach dem Maaßstabe geschätzt werden kann, wie eine Landschaft mit Bauern, und würde dabei gewiß eine angemessene Vereinbarung statt finden können. Die Steuersumme, welche durch Bremen's Consum in die allgemeine Steuercasse fließt, würde ungefähr als Bremen's Antheil hierher zurückfließen, und wenn Bremen's Bürger eine höhere Consumtions-Steuer zu tragen haben wie bisher, so könnten andrerseits dagegen andere Steuern, als Grundsteuer, Schoß ꝛc. wegfallen, die bisherige Consumptions-Abgabe würde ohnehin erlöschen. Zur Unterhaltung der Handels- und Schifffahrts-Anstalten, an der Stelle der bisherigen Ein- und Ausgangsrechte, könnte eine angemessenene Entrepôt-Abgabe nach ähnlichem Maaßstabe wie bisher treten, und so ließe sich die Sache wohl arrangiren. Man sage nicht, das gehe nicht, denn man hat ja noch nicht mit den Vereinsstaaten unterhandelt, und bleibt es Bremen ja immer unbenommen zu thun, was es will, wenn kein angemessener Vergleich zu Stande kommen kann.

Die Vertheidiger der Idee des freien Handels pflegen nun, wenn sie gegen das Erwähnte wenig mehr einzuwenden wissen, sich auf ihre Citadelle zurückzuziehen und zu äußern: „Ohne Hannover können wir nicht beitreten, laßt uns also warten, bis dieses dazu genöthigt wird."

Also diese Herren denken, es sey noch Zeit, wenn wir gezwungen werden, und man uns die Bedingungen vorschreibt? Willenlos sollen wir uns am Ende einer Nothwendigkeit unterwerfen, passiv verharren, wo wir activ seyn könnten und müßten? —

Beseelt von dem Wunsche, daß Bremen in den Handelsangelegenheiten Deutschland's denjenigen Platz einnehmen möge, der ihm gebührt, von welchem es aber jetzt noch ziemlich weit entfernt ist durch die Verfolgung einer fehlerhaften Handelspolitik, hält Einsender dieses es für sehr wünschenswerth, daß das bisher von Bremen befolgte System durch Rath und Bürgerschaft einer

ernstlichen Prüfung unterworfen und zu diesem Zwecke eine Deputation erwählt werde, die aber nicht aus Männern bestehen darf, die den Traum des freien Handels träumen, sondern aus solchen Männern, welche ohne vorgefaßten Widersinn ein Handelssystem betrachten, und es auch der Mühe werth gehalten haben, über Handelspolitik ein wenig nachzudenken, zumal es nur gar zu viele Kaufleute giebt, die sich um wenig Anderes bekümmern, als ihren beschränkten Geschäftskreis nicht überschreitet, und wenn sie ja über etwas urtheilen, was darüber hinausliegt, sich darauf beschränken, einige aus der Schule noch behaltene oder gelegentlich gehörte Floskeln anzubringen, die einer eigentlichen Bedeutung ermangeln, und nur unter gewissen, ihnen aber gleichgültigen Voraussetzungen und Bedingungen Sinn haben.

Möchte daher Bremen bald aus seinem Schlafe erwachen, und seinen hohen Beruf erkennen, wie zu den Zeiten der Hansa, möchte es in der einzigen, jetzt aber allerwichtigsten Angelegenheit, worin es Gewicht und Einfluß unter den Deutschen Bundesstaaten haben kann, dieß Gewicht in die Schaale legen, und dem brüderlichen Segen versprechenden Vereine der Deutschen Völkerschaften nicht ferner entgegenwirken, sondern seinen Einfluß verwenden, gemeinsam mit den noch isolirt gebliebenen wenigen Staaten dahin zu streben daß der Deutsche Völkerbund fortan nur Ein- und dasselbe Handelsinteresse habe, und stark durch seine Einheit das Ausland nach und nach zu liberaleren Handelssystemen zwinge, wozu allerdings Hoffnung vorhanden ist. Möchte man doch endlich die Augen öffnen und einsehen, daß der werdende Deutsche Handelsbund in seiner Tendenz nicht geeignet ist, den Handel zu beschweren, vielmehr zum einzigen Zweck hat, den Handel von seinen Fesseln zu befreien, und dem Auslande zu beweisen, daß der Deutsche jetzt auch gelernt hat, was seinem Interesse frommt: Freiheit des Handels im Innern und Freiheit des Handels mit dem Auslande unter gehörigem Schutze der inländischen Industrie. Angemessene Besteuerung des Luxus, daher derer, die Geld haben, zur Erleichterung derer, die es nicht im Uebermaaße besitzen, dieses noch verdienen wollen, da die Staaten irgend woher ihre Einnahmen nehmen müssen, also auch mit dem Zwecke der Erleichterung und Beglückung des Ganzen. —

Brief eines britischen Offiziers aus dem heiligen Lande.

Kloster auf dem Berge Carmel in Palästina, am 27. Januar 1833.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Nazareth erstieg ich den Gipfel des Berges Tabor, den angeblichen Schauplatz der Verklärung. Von hier aus übersah ich die Berge des Anti-Libanon, unter denen der Hermon sich durch seine Höhe auszeichnet, den Berg Gilboa am jenseitigen Ufer des Jordans, den Berg Ephraim, den Berg Carmel, die Hügel von Samaria, die Ebenen von Esdraelon und Galilea, Tiberias, den See von Galilea, das Dorf Deborah, wo Jael Sisorah erschlug, das noch jetzt von den Arabern Endor genannte Dorf, wo die Hexe Cana von Galilea wohnte, und viele andere merkwürdige Orte. Die Aussicht, obschon durch den Schnee entstellt, war dennoch mannichfaltig und schön; in der Nacht kam ich wieder ins Kloster zurück. Der Berg Tabor erhebt sich ungefähr 1000 Fuß über die Ebene von Esdraelon, deren fruchtbarer Boden mit Graswuchs und Bäumen bedeckt ist; der Ilex, oder die immergrüne Eiche, kam besonders häufig vor.

Am nächsten Tag kehrte ich, da die Wege noch zu schlecht waren, um Samaria erreichen zu

können, nach dem Mittelmeer zurück, kam durch die zu alten Zeiten und in allen Kriegen so berühmte Stadt Zippora (jetzt Sephouri) über die Ebene von Zabulon, und erstieg eine Hügelkette, von der aus ich Acre sah. Ich eilte, diese Stadt noch vor Thorschluß zu erreichen, und setzte über den klassischen Fluß Belus, der einst ein Jahr lang vom Blute des Adonis, der in den naheliegenden Hügeln, unweit der Quelle des Flusses von einem Eber getödtet wurde, roth gefärbt war. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang schritt ich durch das Thor des berühmten St. Jean d'Acre, aber — welch ein Anblick! nicht Ein Haus war stehen geblieben, die Stadt bot nichts als einen Haufen von Ruinen. Die schöne Moschee Abdullah Pascha's war wie ein Sieb durchlöchert, die herrlichen Marmorsäulen umgestürzt und die Portale gänzlich zerstört. Kanonen, Kugeln und Stücke von geplatzten Bomben lagen allenthalben umher.

Ibrahim Pascha nahm nach 5½ monatlicher Belagerung, während welcher fast die ganze Garnison umkam, denn von 5000 Mann kamen nur 150 davon, die Stadt mit Sturm. Sie war gänzlich verwüstet, die Mauern an mehrern Stellen eingestürzt und ein festes Schloß im Meer ganz zusammengeschossen. Seine Offiziere thaten sich etwas darauf zu Gute, zu erzählen, wie viele Kugeln auf die Stadt verschossen worden waren, nämlich: 260,000 Kugeln und 40,000 Bomben; man darf sich also über die Verwüstung nicht wundern. Ibrahim ist ein außerordentlicher Mann, von bewundernswerther persönlicher Tapferkeit; er war stets im stärksten Feuer und tödtete eigenhändig einige zwanzig seiner eigenen Offiziere, weil sie nicht vorrücken wollten. Man sagt auch wirklich, kein türkischer Offizier sey vor dem Feind, sondern Alle von Ibrahim's Hand gefallen. Er gestattet in seinem Lager weder Gepäck noch Troß und hat selbst keinen Bedienten. Er schläft Nachts wo er sich gerade befindet, in seinen Mantel gewickelt, und kam vor Acre sieben Tage lang nicht aus den Laufgräben. Er sagt, er wolle die Welt erobern, und ich glaube, die europäischen Herrscher werden bald nöthig finden, ihm ein Ziel zu stecken.

Von Acre kehrte ich nach dem Berg Carmel zurück, wo ich, durch entsetzliches Regenwetter aufgehalten, mich bei den Mönchen befinde. Morgen gehe ich indeß nach Jaffa, an der Spitze eines Zugs von hundert Pilgrimen, die, so wie ich, nach Jerusalem wollen, wo ich am fünften Tage anzulangen gedenke. Von dort aus geht es nach Damascus, dann mit der Karawane durch Mesopotamien nach Bagdad, von da auf dem Euphrat nach Bassorah und durch den Golf von Persien nach Bombay. (Die Forts. folgt.)

---

* Dank

der hochlöblichen Weg- und Bau-Deputation, für die zu Stande gekommene Hinwegräumung der beiden Pfähle an der Ecke der Mühlenstraße und dem Osterthorsteinwege. Diese nur Unglück verursachenden mitten auf dem Fußwege gestandenen Pfähle wurden schon so oft in den tiefsten Abgrund verwünscht, indem sowohl erwachsene Leute als Kinder gleichzeitig durch schmerzerregendes Anstoßen Gefahr liefen ihre Gesundheit auf immer geopfert zu sehen. Referent dieses, welcher von mehreren solchen Fällen Augenzeuge war, kann nicht umhin, im Namen Vieler für die wohlthätige Wegräumung der Pfähle seinen wärmsten Dank abzustatten, erlaubt sich auch zugleich noch die Bemerkung, wenn die hochlöbliche Weg- und Bau-Deputation in Ihren gütigen Bemühungen fortfährt solche und ähnliche Verbesserungen eintreten zu lassen, Sie gewiß den allgemeinen Dank des Publicums einernten wird.

. . . . e . . . . n.

Dank und Bitte.

Ich fühle mich innig verpflichtet, beim Schlusse des Jahres Allen Denen den freundlichsten Dank zu sagen, die meinen „Bremer Jugendfreund" *) so gütig aufnahmen. — In Hoffnung ihrer fernern Theilnahme und aufzunehmenden Absatzes, werde ich mit dem Januar 1834 den zweiten Jahrgang in's Leben treten lassen, und, durch zugesicherte Beiträge ehrenwerther Männer und Frauen ferner unterstützt, nur dahin streben, daß diese Blätter für die liebe Jugend an Reichhaltigkeit belehrender Aufsätze immer mehr zunehmen. Wohlwollende, die freundlich geneigt seyn sollten, der Wittwe Streben nach ehrlichem Auskommen auch zu fördern, versäume ich nicht zu bitten, durch ihren Beitritt zur Subscription auf das nächste Jahr mich zu erfreuen. — Der Preis des Jahrgangs von 36 Bogen in monatlichen Heften ist halbjährig 1 Rthlr. 18 Gr.

Hedwig Hülle,
geb. Hoffmeier.

Buonaparte und das Gänsespiel.

Ich befand mich im Jahre 1797 beim Generalstabe Buonaparte's in Italien, erzählt Arnault. Eines Abends war Gesellschaft bei Madame Buonaparte. Da man gern alle Welt beschäftigen wollte, schlug man eine Partie Vingt-un vor. Der General wollte nicht mitspielen. „Ich habe so meine Lieblingsspiele," sagte er zu mir und gab mir ein Zeichen, mich zu ihm zu setzen; „wissen Sie es schon? Wollen Sie mitspielen?" — Dieses Spiel war gerade das, welches ich auch am besten verstand, und so spielte ich denn mit dem Manne, der das Gleichgewicht von Europa in den Händen hielt; was? — Schach? Dame? Domino? Nein, liebe Leser! — Gänsespiel. Und wie eifrig spielte er es. Er zählte die Felder wie ein Schüler mit der Marke und ward auch wie ein Schüler verdrießlich, wenn die Würfel ihm nicht wohlwollten, trat ins Wirthshaus nur höchst ungern ein, zitterte vor Furcht, in den Sumpf zu gerathen oder gar ins Gefängniß zu kommen, und nur aus dem Tode machte er sich hier eben so wenig als auf dem Schlachtfelde, da er sicher war, ihm wieder zu entlaufen. Ich kann es nicht beschreiben, wie sehr mich diese Partie, in welcher sich sein ganzer Charakter kund gab, amüsirte! Und dieß that es um so mehr, weil ich um nichts artiger gegen meinen Mitspieler war als das Spielglück und ihm nicht das Mindeste durchschlüpfen ließ. „General," sagte ich zu ihm: „es geht in diesem Spiele nicht wie im Kriege; das Genie kann gar nichts dabei thun und ich bin daher hier eben so stark als Sie."

(Aus Arnault's Erinnerungen eines Sechzigers.)

H.

Mamsell Sontag die Erste.

Unsere Henriette Sontag, jetzige Gräfin Rossi, war nicht die erste berühmte Sängerin ihres Namens. Schon zu Anfang des 18ten Jahrhunderts gab es bei der Hamburgischen Oper, damals als die beste in Deutschland bekannt, eine Demoiselle Sontag, welche Liebling des Publikums war. Sie taufte sich in der Folge um und nannte sich auf Französisch Mamsell Dimanche. Sie spielte in der damals beliebten Oper: „Der

*) Diese von unserer talentvollen Mitbürgerin herausgegebene Jugendschrift verdient eine größere Theilnahme. Mit Vergnügen las ich die bereits erschienenen Hefte des ersten Jahrgangs und muß nach bester Ueberzeugung wünschen, daß sie in recht vielen Familienkreisen verbreitet wäre; das jugendliche Gemüth wird nur lautere Eindrücke daraus aufnehmen. Sehr gern erbiete ich mich zur Annahme von Subscriptionen und würde es mich erfreuen, wenn ich dazu beigetragen hätte die Auflage zu vergrößern, und die Sorgen — ich glaube es sagen zu dürfen — der heimischen Dichterin zu vermindern. A. Daeves.

Hamburger Jahrmarkt", den Sansfagon, einen Deutschfranzosen, mit allgemeinem Beifall. Ob sie am Ende auch einen Grafen geheirathet hat, kann nicht angegeben werden. (S. Journal „Hamburg u. Altona", 1802. Bd. 2. S. 9.)

Itzehoe. H. Schröder.

Miscelle.

Herr Buisson erzählt in einer kleinen, bereits im Jahre 1823 der Akademie der Wissenschaften zu Paris übergebenen und nur mit einem einfachen Anfangsbuchstaben unterzeichneten Abhandlung über die Wasserscheu, als deren Verfasser er sich jetzt bekannt hat, folgenden ihm selbst vorgekommenen Krankheitsfall dieser Art und dessen Heilung: Er wurde zu einer Frau gerufen, die, wie man ihm sagte, seit drei Tagen an dieser Krankheit litt. Die Symptome waren die gewöhnlichen, nämlich Zusammenziehung des Schlundes, Unfähigkeit zu schlucken, häufiger Speichelfluß und Schaum vor dem Munde. Ihre Nachbarn sagten aus, sie sey vor ungefähr vierzig Tagen von einem tollen Hunde gebissen worden. Auf ihr eigenes dringendes Bitten öffnete man ihr eine Ader, und sie starb, wie zu erwarten, einige Stunden nachher. Herr Buisson, dessen Hände mit Blut bedeckt waren, wischte sich unvorsichtiger Weise an einem Handtuch ab, mit dem man vorher den Mund der Kranken gereinigt hatte. Er hatte damals an einem seiner Finger ein Geschwür, glaubte aber, es sey hinreichend, den daran hängenden Speichel mit etwas Wasser abzuwaschen. Am neunten Tag, als er eben in seinem Wagen saß, wurde er plötzlich von einem Schmerz im Schlund und einem noch größern in den Augen befallen. Der Speichel trat ihm unaufhörlich in den Mund, und der Luftzug, nebst dem sogenannten Funken- oder Flockensehen, machten ihm ein höchst peinliches Gefühl. Sein Körper schien ihm so leicht, daß es ihm war, als könne er ungeheuer hoch springen, und zugleich fühlte er einen Trieb zu laufen und zu beißen, zwar nicht Menschen, wohl aber Thiere und leblose Gegenstände. Endlich trank er nur mit großer Beschwerde, und der Anblick von Wasser war ihm fast noch lästiger als der Schmerz im Schlund. Diese Symptome kehrten alle fünf Minuten wieder, und es schien, als ob der Schmerz in dem verletzten Finger entstünde, und sich von da aus aufwärts nach der Schulter erstrecke. Aus allem diesem schloß Herr Buisson, daß er von der Wasserscheu befallen sey, und so entschloß er sich denn, sich in einem Dampfbad zu ersticken. Nachdem er sich zu diesem Zweck in ein solches begeben hatte, ließ er die Hitze bis auf 42° (107. 36 Fahrenheit) erhöhen, worauf er sich zu seiner großen Ueberraschung und Freude frei von allen Beschwerden fand. Er verließ das Bad vollkommen gesund, aß tüchtig und trank mehr als gewöhnlich. Seit jener Zeit hat er, wie er angiebt, mehr als achtzig gebissene Personen, unter ähnlichen Symptomen, auf gleiche Weise behandelt, die mit Ausnahme eines siebenjährigen Kindes, das im Bad starb, bei Allen von dem glücklichsten Erfolge war. Die von ihm vorgeschlagene Behandlungsweise besteht darin, daß man den Kranken eine gewisse Anzahl sog. Russische Dampfbäder nehmen lassen, und jede Nacht, durch Einwickeln in Flanell und Zudecken mit Federbetten, in heftigen Schweiß zu bringen suchen solle, wobei die Ausdünstung noch durch häufiges warmes Trinken eines Absuds von Sarsaparilla zu befördern sey. Er erbietet sich, so fest ist er von dem Erfolg seiner Behandlungsweise überzeugt, sich den Krankheitsstoff selbst einzuimpfen. Als Beweis für den Nutzen einer starken und anhaltenden Ausdünstung erzählt er folgende Anekdote: Ein Verwandter des Kapellmeisters Gretry wurde mit mehreren Personen

zu gleicher Zeit von einem tollen Hund gebissen. Alle starben, nur Grétry's Vetter, der, wie er sagte, „lustig sterben wollte," und deßhalb Tag und Nacht tanzte, genaß. Herr Buisson führt noch die alte Sage von der Tarantel an, der zufolge die von ihr Gebissenen ebenfalls den Tanz als Gegenmittel anwendeten, und macht auf den Umstand aufmerksam, daß jene Thiere, bei denen die Wasserscheu sich sehr häufig von freien Stücken entwickelt, nämlich Hunde, Wölfe und Füchse, niemals schwitzen.

---

* Kleinere Poesieen.

von G. F. Noeldeke.

Carl's-Aue. An den 350 Jahre alten Orangen-Baum.

Drei Jahrhunderte prangst du zugleich mit Blüthen und Früchten;
Unter der Blüthen Gedüft reifet die goldene Frucht.
Sey mir, Sinnbild, gesegnet, der ewigen Jugend des Sängers:
Frühling und Sommer und Herbst einen sich friedlich in ihm.
Aber er kennt nicht den Winter, und unter dem Silber der Haare
Denkt noch heiter sein Geist, schläget noch fröhlich das Herz.

Carl's-Aue. Erinnerung.

Bald sind's 50 Jahre, da wallt' ich, ein blühender Jüngling,
Hier, wo Quellen der Lust sprudeln für jeglichen Sinn,
Funfzig Jahre, sie bringen der trüben und sonnigen Tage,
Ewig wechselnd, so viel — segnen mit beiden das Herz.
Dank dir, freundliche Sonne, die meinen Tagen gelächelt;
Lust am Leben hast du, Lust am Erfreuen gelehrt!
Dank euch, Stürme des Lebens, die oft umbrausten den Wandrer;
Muth zu dulden habt ihr; Kraft mir zu Handeln gebracht!
Leite mich ferner o Vater; durch Sturm und Heitre, zum Ziele!
Daß vollendeter da dankend, entschwebe der Geist!

Logogriphische Füllungen.

1.

Kaum ist es ausgeschlüpft;
Doch wirf ein a hinein,
So kommen schon zu spät
Die Männer, die drum frei'n.

2.

Es ist ein Kompliment; allein
Mit a wird's Jedem grausig seyn.

3.

Ein berühmter Komponist,
Der mit u k nur Trommler ist,
Stellt mit t als Pfaff sich dar,
Wird mit k ein Knecht sogar;
Ja mit n t h ein wildes Thier,
Und mit N. N. gar Papier;
Mit n n ist's, der mit Fug
Deutschen Reiches Fahne trug;
Endlich kann ich ihn noch preisen
Mit n z als Hemd von Eisen.

4.

Es ist ein Knochen; du dazu,
So wird's ein Araber in Nu.

5.

Wirf aus dem Koth nur r a heraus,
Und gleich wird junger Wein daraus.

6.

Leer ist mein Faß, was füll' ich ein?
mit b
Weich Eingeweid' soll's Erste seyn;
mit d
Dann folgt ein derber Ueberzug,
mit i t
Und eine Treppe, fast zum Flug;
mit h r
Noch werf' ich ein Schulmeisterlein
mit f
Und eine Art von Schülern drein;
mit y
Und endlich noch mein Instrument,
Das ihr als Räthsel spielend kennt.

So ist mein Faß gar bunt gefüllt,
Sein Inhalt wird gar leicht enthüllt.

J. G. M.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Duves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 99.

Bremen, Donnerstag den 12. December 1833.

Gestorben:

Den 22. Mai 1833 starb zu Montevideo der Leichtmatrose des Schiffs: „Elisabeth" Hinrich Raschen, 17 Jahr; gebürtig aus St. Magnus.

Den 17. Sept. starb zu Havana der Matrose des gedachten Schiffs Friedrich Warns, 24 Jahr; wohnhaft gewesen zu Vegesack.

Den 30. Nov. Des Malers Carl Joh. Friedr. Lühmann Sohn, 10 Mt.; Grünenstraße Nro. 55.

Den 1. December. Der Handlungsgehülfe Wilhelm Steuber aus Verden, 18 Jahr; Langenstraße Nro. 144.

Den 1. — Des Tuchmachers Detlef Hinrich Heeschen Tochter, 11 Tage; gr. Sortillenstraße Nro. 31.

Den 2. — Des Brunnenmeisters Christ. Coordes Wittwe, geb. Schäfer, 82 Jahr; Molkenstraße Nro. 41.

Den 2. — Des Maurergesellen Werner Friedr. Wolff Sohn, 5 Monat; Punkendeich Nro. 36.

Den 3. — Der Schuhmacher Joh. Friedrich Holzmann, 54 Jahr; hinterm Schütting Nro. 4.

Den 3. — Der Knochenhauer Joh. Almers, 66 Jahr; hinter der Holzpforte Nro. 22.

Den 3. — Des Seeschiffers Jacob Bultmann Tochter, 5 Mt.; Neuenstraße Nro. 79.

Den 3. — Der Knopfmacher Johann Daniel Petersen, 66 Jahr; Klosterort Nro. 5.

Den 3. — Der Schenkwirth Anton Heinrich Oetting, 81 Jahr; Langenstraße Nro. 143.

Den 3. — Des Schneidermeisters Joh. Heinr. Oertzen Ehefrau geb. Arens, 65 Jahr; Schwanenstraße Nro. 20.

Den 3. — Des verst. Rentiers Herm. Hinrich Tietjen Wittwe, geb. Cornelius, 85 Jahr; Abbenthorstraße Nro. 10.

Den 4. Nov. Des Cord Frese Sohn, 6 Mt.; Paulsberg.

Den 4. — Des Tischlers Heinr. Wilh. Christ. Waßmann Sohn, 6 Mt.; gr. St. Annenstraße Nro. 70.

Den 4. — Des verst. Küpers Christian Steinmeyer Tochter, 9 Jahr 6 Mt.; Hankenstr. Nro. 11.

Den 4. — Die Dienstmagd Margar. Elisab. Ulcke, 39 Jahr; Wachtstraße Nro. 25.

Den 4. — Adelheid Doodt, 26 Jahr; großen Payeken-Gang Nro. 3.

Den 4 — Des Arb. Anton Steib Ehefr., geb. Mindermann, 29 Jahr; Warnken-Gang Nro. 4.

Den 5. — Der Schneidermeister Joh. Wilh. Homann, 80 J; Knochenhauerstr. N. 30.

Den 5. — Des Stuhlmachers Georg Heinrich Heins Sohn, 2 Jahr; gr. St. Annenstr. Nro. 31.

Den 5. — Des verstorb. Arb. Noa Ostermann Wittwe, geb. Löwe, 78 Jahr; kl. Rosenstraße Nro. 24.

Den 6. — Des Schlossermeisters Bernh. Lagemann Sohn, 6½ Jahr; Neuenmarkt Nro. 21.

Den 6. — Des Oeconomen Heinr. Trevirannus, Tochter, 9 Jahr; Osterthorstraße Nro. 29.

Den 6. — Des verstorb. Amtsfischers Frerich Rohde Wittwe, geb. Klevenhusen, 68 J.; Schmidts-Gang Nro. 3. (Großenstraße.)

Den 6. — Der Speisewirth Johann Diedrich Meyer, 48 Jahr; Brautstraße Nro. 6.

Den 6. — Der Tischler Joh. Diedr. Brüning, 59 Jahr; hinterm Osterthorswall Nro. 49.

Den 7. — Die Wäscherin Elisabeth Warnken, 28 Jahr; Ohlmeyers-Hof Nro. 4.

Gebuurten:

Den 28. Nov. Des Tabacksfabrikanten Herm. Heinrich Wehmeyer Ehefr., geb. Döhlen, Heerdenthorssteinweg Nro. 18; v. e. K.

Den 29. — Des Grobbäckers Joh. Carl Friedr. Kasten Ehefr., geb. Biskanter, Abbenthorstraße Nro. 13; von einem Knaben.

Den 29. — Des Arb. Wilh. Ohlsen Ehefrau, geborne Lohmann, Hastedt Nro. 77; von einem Mädchen.

Den 30. — Des Arb. Johann Hilken Ehefr., geb. Fincke, Bleicherstraße Nro. 38; von einem Mädchen.

Den 30. — Des Kohlhökers Johann Berend Twietmeyer Ehefr., geb. Rungen, Uthbremerstraße Nro. 22; von einem Knaben.

Den 30. — Des Kochs Hermann Freudenberg Ehefrau, geb. Backhaus, Catharinenstraße Nro. 5; von einem Knaben.

Den 1. Dec. Des Kaufmanns Johann Achelis Ehefr., geb. Strormann, am Wall N. 69; von einem Mädchen.

Den 1. — Des Küpers Joh. Ludwig Schriever Ehefr., geb. Schultze, Jacobistraße Nro. 1; von einem Knaben.

Den 1. — Des Schuhmachers Wilh. Thurnau Ehefr., geb. Stallmann, Paulsberg N. 68; von einem Mädchen.

Den 1. — Des Schuhmachers Philipp Wilken Rößler Ehefr., geb. Hagemann, kl. Johannisstraße Nro. 12; von einem Mädchen.

Den 2. Nov. Des Schullehrers Joh. Diedr. Conrad Ostermann Ehefrau, geb. Müller, Knoopstraße Nro. 25; von einem Knaben.

Den 2. — Des Cigarrenmachers Joh. Hinrich Lürßen Ehefrau, geborne Eggers, Runken Nro. 35; von einem Mädchen.

Den 2. — Des Maurergesellen Friedr. Röper Ehefr., geb. Schaaf, in der Wisch; von einem Mädchen.

Den 3. — Des Schuhmachermeisters Friedrich Kern Ehefr., geb. Herbst, Knochenhauerstr. Nro. 25; von einem Knaben.

Den 3. — Des Arb. Johann Kruse Ehefrau, geb. Block, Buntenthorssteinweg Nro. 166; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Tischlermeisters Franz Kruse Ehefr., geb. Hallerstedt, große Rosenstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Schuhmachers Aug. Heinrich Meier Ehefrau, geb. Jungblum, hinterm Osterthorswall N. 33; von einem Knaben.

Den 5. — Des Bereiters Hinr. Friedr. Spüring Ehefr., geb. Depken, Theisenradsdeich Nro. 5; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Arb. Georg Heinrich Becker Ehefr., geb. Deichs, große Fuhrleutestraße Nro. 28; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Tabacksfabrikant Carl Hinrich Wesing und Betha Fincke, beyde von hier.

Der Arb. Simon Heinrich Sille und des verst. Arb. Berend Lampe Wittwe, Adelheid Catharina geb. Rahmann, hieselbst.

Der Arb. Joh. Wilhelm Eltzer, genannt Elster, und Johanna Maria Frahm hieselbst.

Der Arb Albert Claus und des verst. Arb. zu Hastedt Philipp Christ. Bomeyer Wittwe, Becke geborne Flammann.

Der Arb. Friedr. Wilh. Leesemann und Dorothea Norwald, beyde von hier.

Der Arb. Joh. Friedrich Ludolph Junge und Anna Maria Meister aus Emden.

Der Landmann zu Deichhorst bei Delmenhorst, Herzogthums Oldenburg, Johann Christoph Kiselhorst und Cathar. Sophia Lübbering zu Deichhorst.

Der Koch Ludwig Friedrich Papenhausen und Christine Luise Becker hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 100.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 15. December 1833.

Liebe deine Wunderkraft
Hat mein Leben neu geboren,
Hat zum Glück der Götterschaft
Mich hienieden schon erkoren.
Ohne Wandel! Ewig so!
Ewig jung und ewig froh.

Bürger.

* Dem 11ten November 1829.

Der Sturmwind braust, die Wolken ziehn;
Des Jahres letzte Freuden fliehn,
Rings auf der blumenleeren Flur
Erlischt das Leben der Natur.

Mit Schlossen mischt der Regen sich,
Es treibt der Nord ihn schauerlich,
Und scheucht aus Garten, Feld und Hain
Uns in die Winterzellen ein.

Doch in das wirthliche Gemach
Folgt uns die stille Freude nach,
Wo treue Liebe Rosen bricht
Und Freundschaft ihre Kränze flicht.

Seht, in des Hauses Garten blühn
Und trotzen Sturm und Regen kühn
Noch zarte Blumen treuer Art,
Dem späten Festtag aufgespart;

Sie weihn das ländlich frohe Mahl,
Sie kränzen unsern Festpocal —
Und hell ertönt zum Gläserklang
Des Gatten jubelnder Gesang:

Die mir in voller Lenzes-Pracht
Der Erstlingsliebe Kranz gebracht,
Mich in des Sommers Gluth gekühlt,
Mit mir der Ernte Lust gefühlt;

Die Kinder unf'rer Wahl mit mir
So treu geheget für und für,
Daß rein am Herzen, hell im Geist,
Die edle Mutter jedes preist,

Durch deren Lieb' im Herbst, verjüngt,
Der Dichter Lenzgefühle singt
Und wie im holden Jugendtraum
Ihm grünt des Lebens kräft'ger Baum,

Ihr Dank und Heil aus voller Brust! —
Klingt an „Auf frische Lebenslust,
Bis zu dem gold'nen Traualtar
Uns lächelnd ruft das Jubeljahr!"

Weihe. G. F. Noetdeke.

Kampf zweier Kriminalgefangenen in Hayti.

(Beschluß.)

Bald haben sich die beiden Unglücklichen genähert. Eriaz theilt Dardeza sein Projekt mit, und da er vernimmt, daß der Kerker dieses Letztern ein Fenster auf das Feld hat, glaubt er ihre Flucht gesichert.... Allein wie viele Tage sind seit der fatalen Todesverkündigung verstrichen, wie viel Zeit hat Eriaz noch zu leben? Er befragt Dardeza, und erfährt von diesem, der die Stunden und die Tage berechnen konnte, daß die eben eingebrochene Nacht die letzte sey, und daß die aufgehende Sonne ihr Schaffot bescheinen solle.

Diese entsetzliche Mittheilung schlägt Eriaz nicht nieder, sie verdoppelt seine Entschlossenheit. Dardeza unterstützt ihn, und beide strengen sich an, um die gemachte Oeffnung zu vergrößern, und bald befindet sich Eriaz in dem Kerker von Dardeza.

Dieser hatte von einem Freunde eine Uhrfeder erhalten, um die Stäbe seines Fensters zu durchfeilen und sich ein Mittel der Flucht zu verschaffen; allein wie bereits angeführt, dieser Unglückliche hatte selbst nicht einmal versucht, ein Projekt zu realisiren, welches ihm unmöglich dünkte. Die Gegenwart von Eriaz belebte seinen Muth; er ergreift das kostbare Werkzeug, welches er bewahrt hatte, und beide beginnen die Arbeit; sehr bald haben sie einige Fensterstäbe durchsägt. Die Oeffnung ist weit genug, damit sie hindurch können, und wenn sie einen Fall von 60 Fuß wagen könnten, so wäre ihre Flucht gesichert.

Es bleibt ihnen nur noch, die Bande, welche ihre Hände und ihre Füße fesseln zu durchfeilen. Aber diese Arbeit erfordert lange Zeit, die Nacht verstreicht, der Tag wird anbrechen, der verhängnißvolle Tag, welcher für sie nur beginnen soll! Die kostbare Uhrfeder kann ihnen nicht beiden zugleich dienen; kaum wird ein einziger Zeit genug haben, um seine Ketten zu zerbrechen, und mit diesem ungeheuern Gewichte ist die Flucht unmöglich.

Jetzt entsteht ein fürchterlicher Streit zwischen diesen zwei Unglücklichen. Das rettende Instrument befindet sich in den Händen von Dardeza; er will sich seiner bedienen. Eriaz stürzt auf ihn los, um es ihm zu entreißen. In diesem engen Kerker, zwischen diesen beiden mit Ketten beladenen und einem nahen Tode geweihten Menschen beginnt ein gräßliches Ringen, ein Todeskampf. Eriaz, der Stärkere, wirft seinen Gegner nieder; Dardeza sieht sich überwunden; er nähert sich dem Fenster, und damit kein Heil weder für den Einen noch den Andern bleibe, damit beide sterben müssen, will er das theure Werkzeug hinauswerfen. Eriaz hält ihn auf. Nein, Du sollst es nicht haben! ruft Dardeza verzweifelt aus; und indem er einen letzten Versuch macht, um sich den Händen seines Gegners zu entwinden, steckt er die Feile in den Mund und verschlingt sie.

Bei diesem Anblick stürzt Eriaz vernichtet zusammen. Es ist also vorbei: der Tod ist unvermeidlich!

Dardeza liegt auf der Erde ausgestreckt, gebrochen von dem ausgehaltenen Kampfe und nur wie ein Todesröcheln von sich gebend. Die Uhrfeder, welche er verschluckt, bleibt ihm im Halse stecken, er ist am Ersticken.... Plötzlich durchflammt ein schrecklicher Gedanke das Gehirn von Eriaz, er fällt auf Dardeza los, ergreift ihn mit Wuth, erdrosselt ihn, zerschlägt ihm den Kopf an

der Mauer, fährt ihm mit der Faust in den Schlund, zerreißt ihm den Hals mit den Händen, und bis in die schlagende Brust des Unglücklichen hinab, sucht er beim Lampenscheine das kostbare und rettende Instrument .....

Endlich zieht er es voller Blut hervor; bald ist er an der Arbeit, seine Ketten fallen ...., und mit den Kleidungsstücken von Dardeza, welchen er entblößt, bildet er sich eine Art von Strick, welchen er an einen Fensterstab befestigt.. Er läßt sich hinabgleiten, aber wie er an das Ende des Strickes kommt, wirft er mit Entsetzen seine Blicke auf die Tiefe unter sich. Es bleibt ein Abgrund von mehr als dreißig Schuh!... Dennoch zögert er nicht; sein Fall ist durch eine Plattforme gebrochen, auf welche er stürzt, und er fällt blutig auf das Pflaster nieder.

Aber noch ist nicht Alles beendigt, er befindet sich in einem Rundweg, von einer hohen Mauer umgeben, welche er übersteigen muß.

In diesem Augenblicke, wie er nachsucht, auf welcher Seite er am leichtesten übersteigen könne, stürzt ein Wachhund auf ihn los. Eriaz wirft sich ihm seinerseits entgegen, und um seinem Gebelle ein Ende zu machen, fährt er ihm mit dem Arm in den Rachen und erstickt ihn; aber mitten in den konvulsivischen Bewegungen zerfleischt ihm der Hund die Hand.

Es war keine Zeit zu verlieren, denn schon fing der Tag an zu grauen. Eriaz wählt eine Stelle der Mauer, wo zahlreiche Sprünge einen Anhaltspunkt darbieten, und der Unglückliche, erschöpft, verfallen und die Faust in Fetzen, gelangt endlich über die Mauer. Er ist frei...!

Beim Tagesandruch kommen die Kerkerknechte, um die Verurtheilten zum Schaffotte abzuholen... Sie finden nur mehr einen gräßlich verstümmelten Leichnam.

Bald hat sich der Lärm in der ganzen Umgegend verbreitet, und es werden Bekanntmachungen vertheilt, im welchen das Signalement des Schuldigen enthalten ist; nach den Blutspuren und den Ueberbleibseln, welche sich bei dem durch Eriaz erstickten Hunde finden, war zu erkennen, daß ihm die rechte Vorhand abgerissen seyn mußte, und man publicirt alle diese Einzelnheiten.

Eriaz war während beinahe einer Stunde gelaufen, sterbend vor Müdigkeit und Hunger, er hält bei einer kleinen Hütte an, wo er es wagt, um Gastfreundschaft zu bitten, in der Hoffnung, daß der Lärm seiner Flucht nicht bis hieher dringen werde.

Eine alte Negerin, welche diese Hütte bewohnte, reichte ihm einige Nahrungsmittel. Eriaz war eben im Begriff weiter zu gehen, als plötzlich der Mulatte Caro, der Sohn dieser Negerin, welche den Flüchtling so großmüthig aufgenommen hatte, eintrat. Er kam von der Stadt, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu erzählen, was er daselbst erfahren hatte. Bei dieser Erzählung erblaßt Eriaz und versteckt eilig seinen Arm unter seiner Kleidung. Diese Bewegung, obschon sehr rasch, bemerkte Caro; der unerschrockene junge Mann wirft sich auf Eriaz, entreißt ihm seinen Mantel und entblößt die blutige Wunde; aber Eriaz mit einem schnellen Sprunge weicht zurück, ergreift ein Beil, welches in einem Eck steht, und dringt auf Caro ein, welcher sich gleichfalls mit einem ungeheuern Prügel bewaffnet hatte. Caro wehrt mit Gewandheit den nach ihm geführten Streich ab, das Beil von Eriaz gleitet an dem Stock seines Gegners ab und spaltet das Gehirn der armen Negerin, welche herbei geeilt war, um ihren Sohn zu schützen.

Bei diesem Anblick stürzt Caro auf Eriaz los und versetzt ihm einen Schlag auf den Kopf, daß er besinnungslos und wie todt zur Erde fällt;

sodann wirft er sich auf seine Mutter, die er vergeblich in's Leben zurückzurufen versucht.

In den nämlichen Augenblicke langen drei der zahlreichen Polizeireiter, welche nach allen Richtungen nach dem Flüchtlinge ausgeschickt worden waren, auf diesem neuen Schauplatze von Verbrechen an: Eriaz wird gebunden, an den Schweif eines Pferdes angehängt und im Galopp ins Gefängniß zurückgebracht.

---

* Il vesuviano.

Eine Neapolitanische Erzählung.

(Aus dem Englischen übersetzt von Hedwig Hülle.)

An einem der letzten Abende meiner Anwesenheit in Neapel, besuchte ich den großen Löwen des Erdbodens, den Vesuv. Die Sonne war zu heftig für eine Wanderung durch die fünf Meilen des feurigen Sandes, welcher die Haut so mancher schönen Wange meiner Landsmänninnen versengt hat. Ich nahm ein Boot, und fand den Segen meiner Vorsicht darin, dem Tode des heiligen Lorenz zu entgehen, und zugleich eine Unendlichkeit Neapolitanischen Geplauders von meinem Lazarone zu hören. Aber als wir unter dem kleinen Vorgebirge ruderten, welches eine Art Landungsplatz für Portici ausmacht, bestand er darauf, daß ich die Geschichte einer Ruine hören solle, bedeckt mit der grünen Schönheit wilder Blumen und reicher Italienischer Schlingpflanzen, welche an einem herrschenden Punct des Ufers lag.

„Dort," sagte er, mit etwas mehr Ernsthaftigkeit, als ich bei seinem kühnen und heitren Gesicht erwartete, — „dort war der Pallast des Conde Florestan de Alcantara. Als ich zuerst in seinem Dienste war, nannte man ihn einen Einsiedler und ich weiß nicht was; denn niemals gab es einen Mann, welcher mehr die Narren und die Schelme von Neapel haßte. Aber davon gab es ein Ende, wie von allen andern Dingen.

Es kam plötzlich die Nachricht von des alten Königs Tod und von der Ankunft des Duca de santa Croce von Sicilien, im Gefolge des neuen Königs, dessen erster Minister er war. Diese Kunde gab meinem Herrn neues Leben. Er wurde sogleich ein anderer Mann. Er ging nach Neapel in wenigen Tagen, und von der Zeit an war der Alcantara-Pallast ein Kreis von Vergnügungen. Ich sah niemals eine so vollkommene Verwandlung bei einem Manne. Ich konnte mich kaum der düstern Stirn und der scharfen Lippen des Grafen auf dem Lande erinnern bei dem heitern Aussehen und den glänzenden Sitten des Grafen in Neapel. Unser Pallast war der beständige Sammelplatz der ersten Personen des Staates; wir sahen alle Gesandten, alle Schönheiten, alle Künstler, alle vorzügliche Fremden bei uns. Warum keine Condessa da sey? war die Frage eines Jeden; und ohne Zweifel, wenn glänzende Blicke und edle Anerbietungen die Töchter der ersten Namen des Königreichs eingeführt haben könnten in den Alcantara-Pallast, er würde nicht lange ohne ein weibliches Haupt gewesen seyn.

Aber eine außerordentliche Person, von welcher die Neapolitaner bis auf diesen Tag und aus guten Gründen sprechen, kam nun, unsere Festlichkeiten zu hemmen. Der Conde hatte, wie alle andere Großen von seinem Vermögen, Palläste oder Villen in verschiedenen Theilen der Küste; und wie sich das Wetter änderte oder der Wind oder es seiner Laune gefiel, oder möglicherweise der noch veränderlicheren Laune irgend einer schönen Dame des Hofes, eilten wir Alle von einem zu dem andern, auf einen augenblicklich gegebenen Befehl. Aber nachdem ein ganzer Sommer verschwendet war bei diesen Umherschweifungen, diese Nacht in Neapel, die morgende Nacht in Calabrien, die Nacht darauf an den Ufern von Tarent, und die folgende Nacht hier in Portici, als

ob wir Flügel trugen, begann sich die Nachricht zu verbreiten von der Rückkehr Joachimo d'Imola's, oder Il Fiorentino's, oder Il Diavolo, der Name, welcher nach der Meinung der Diebe all unsern großen Männern zukommt, welche nicht Lust haben, Taxen zu bezahlen, Geschmack haben, die Gelder Anderer sich anzueignen, und es verachten, in ihren Betten zu sterben. Dieser Mensch begann unsern Bewegungen außerordentlich lästig zu werden. Ein Maulesel mit Silbergeschirr beladen, ein Dutzend Körbe mit Monte Palciano, oder ein Futteral mit Guitarren war jederzeit sicher, in seine Hände zu fallen, und wirklich machten wir selten eine Reise, ohne einen königlichen Preis zu zahlen für die Erlaubniß, unsere Aussicht zu verändern. Der Graf lachte eine zeitlang über diese Verluste und sagte, daß, weil Räuberei der Original-Handel des Landes sey, so seyen Fremde, wie er, natürlicherweise der Raub, und daß, wenn jeder Spitzbube in Neapel zum Galgen gesendet würde, wir die belebteste Flotte und den leersten Hof von allen Königreichen unter der Sonne haben würden.

Aber Fra Joachimo's Fortschritte fingen zuletzt an, Eindruck zu machen. In diesem selben Pallast von Portici hatte der Conde eine Gesellschaft der Angesehenen versammelt. Wir hatten drei Tage Feste und Gaukeleien. Der Graf spielte hoch, wie es die Gewohnheit von seines Gleichen war; aber er spielte ehrlich, welches nicht ihr Gebrauch war, und er verlor folglich. Sein Geld war bei allen Gelegenheiten freigebig verschwendet worden, aber beim Spiel flog es dahin. Am letzten Tage der Woche gab es ein Fest, welches alle andere übertraf; eine General-Einladung erging an alle Vornehme zwanzig Meilen im Umkreise. Alles war so prächtig als möglich. Tanz, Gesang und Maskerade war die Ordnung der Nacht. Aber weil Einige von der Bauernschaft den Lärm verbreitet hatten, daß Joachimo's Bande im Laufe der Woche gesehen worden sey, die Appeninen durchkreuzend, wurde ich ausgesandt mit den Hägereutern, die Heerstraßen von Umhertreibern zu säubern. Wir mochten eben so gut die Mühe uns erspart haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* 11ter Bürgerconvent,

den 29. November 1833 (anwesend 59 Bürger).

Der Senat eröffnete denselben mit einem leisen aber gerechten Vorwurfe, daß die Bürgerschaft im letzten Convente seine Gründe für die Beibehaltung des 4. Bataillons nicht gehörig berücksichtigt und eine so sehr abweichende Erklärung ertheilt habe; sehr richtig zeigte er auf den Grundsatz hin, die Wehrfähigkeit und die sich darauf gründende Wirksamkeit der Bürgerwehr aufrecht zu erhalten. Der Senat beharrte bei seiner letzten Erklärung, den Eintritt in die Bürgerwehr nicht weiter als bis zum vollendeten 22. Jahre hinauszusetzen, hielt es indeß für genügend, daß der Wehrmann nach einer vorläufigen Waffeneinübung im ersten Jahre seiner Verpflichtung noch während Eines Jahres, außer den gewöhnlichen Uebungen mit den übrigen Wehrmännern, zu besonderen Waffenübungen unter Leitung der Feldwebel angehalten werde. Wäre der Senat bei dieser Erklärung stehen geblieben, dann wäre auf diesem Convente das 4. Bataillon definitiv aufgehoben worden; denn die Bürgerschaft nahm obigen Antrag nach einer lebhaften Discussion mit 34 gegen 25 Stimmen an; aber ein anderer kitzlicher Punkt rettete abermals das 4. Bataillon, wahrscheinlich indeß nur auf kurze Zeit. Der Rath wollte nämlich nicht zugeben, daß, wenn die Bürgerschaft auf seinen Antrag einginge, derselbe nur auf die Dauer von fünf Jahren beschlossen werde, sondern meinte, er müsse als ein feststehendes Gesetz für

immer gelten, wobei übrigens nach drei Jahren eine Prüfung vorgenommen werden könne. Diese Erklärung erregte bei der versammelten Bürgerschaft eine große Aufregung; man hielt ein solches Prinzip für gefährlich, wollte sich nicht auf ewige Zeiten die Hände binden lassen, fühlte sich dadurch bei fernern Berathungen gelähmt, und fast einstimmig ward der Rathsantrag verworfen, die frühere Erklärung bestätigt; indeß wiederholt bemerkt, eine Veranlassung zu einer Revision der Beschlüsse binnen fünf Jahren werde willkommen seyn. Ueber die darauf ertheilte energische Erklärung des Raths, daß, da abermals keine Vereinbarung erfolgt sey, die jetzige Organisation der Bürgerwehr, mit Inbegriff des 4. Bataillons, bis zu einer endlichen Uebereinkunft in ihrem Wesen bleiben müsse, wird sich nun die ehrliebende Bürgerschaft nächstens zu erklären haben.

In Rücksicht der Ergänzungs-Mannschaft und der eigenen Aufstellung der Cavallerie hielt der Senat seine Bemerkung vom 27. September durch den Beitritt der Bürgerschaft für erledigt. Die Bürgerschaft schwankte, ob sie darauf etwas erwiedern wolle, da sie ihre deßfalls abgegebene Erklärung nicht für gänzliche Uebereinstimmung hielt; es wurde indeß beschlossen, nichts darauf zu erwiedern; die Sache dürfte daher bei einer andern Gelegenheit noch wol wieder zur Sprache kommen.

Es wurde hierauf der Ankauf des Packhauses bei den Theerhäusern besprochen, welches dem Staate zu 2500 Rthlr. zu überlassen der Eigenthümer sich erboten hatte; der Gegenstand fand keinen Widerspruch und wurde durch Rath und Bürgerschluß erledigt, da durch diesen Ankauf Gränzstreitigkeiten beseitigt werden, auch auf eine Abnutzung von mehr als 150 Rthlr. zum Besten des Staates zu rechnen ist.

Größeres Interesse als diese Sache erweckte der Bericht der Finanzdeputation, den Abbruch der Häuser Nro. 1 und 2 am Domshofe betreffend, indem dazu die nicht unbedeutende Summe von 6412½ Rthlr. erforderlich war. Einige Bürger wiesen auf die Größe der Summe und auf einen wahrscheinlichen Ausfall bei den Finanzen für das nächste Jahr hin, hielten es auch noch für problematisch, ob der Dom durch Hinwegschaffung jener Häuser wirklich so verschönert sich zeigen werde, als Viele erwarteten; diese Einwendungen wurden aber rasch und kräftig durch die Bemerkungen aus dem Felde geschlagen, daß jene Häuser so augenscheinlich eine so große Mißzierde des herrlichen Domgebäudes seyen, daß der Wunsch, sie aus dem Wege zu sehen, nicht sowohl ein Privatwunsch der Domgemeinde, sondern vielmehr ein langgehegter Wunsch des ganzen Publicums sey; hingewiesen wurde auf die große Zahl Fremder, die seit mehreren Jahren den Domshof bewohnen; hingewiesen wurde auf die großen Opfer unserer Vorfahren bei Erbauung des Doms, wogegen das, was von der Gegenwart gefordert werde, so unbedeutend sey, und mit 41 gegen 7 Stimmen beschloß die Bürgerschaft den Abbruch bemerkter Häuser mit dem Wunsche, daß die Finanzdeputation im nächsten Convente über die Art und Weise des Abtrages, sey es durch Zahlung, Austausch oder durch ein anderes Arrangement, berichten möge. Der Rath fand für gut, seine Erklärung über diesen Beschluß auszusetzen.

Rath und Bürgerschaft nahmen noch 2 Deputations-Vorschläge an, der eine betraf die nun ins Werk zu setzende Erleuchtung eines Theils der Heerden- und Osterthors-Vorstadt, der andere betraf eine Polongation der Bremerhaven-Taxe auf fernere 3 Jahre, wobei eine Ermäßigung der Abgaben von kleineren Fahrzeugen beschlossen wurde. Noch 4 Deputations-Berichte über jähr-

liche Steuern und Consumtions-Abgaben, über die Verbesserung des Straßenpflasters und den Abbruch des St. Johanniskloſters lagen zur Berathung vor; da es schon spät Abend geworden, so wurden diese nicht wenig interessanten Gegenstände für den nächsten Convent ausgesetzt, um dessen baldige Ansetzung der Rath ersucht wurde. Man trennte sich 9½ Uhr.

Johannes Rösing.

* Fromme Wünsche, und dringende Bedürfnisse.

Es wird immer mehr Zeit, daß sich Rath und Bürgerschaft über folgende wichtige Gegenstände mit Ernst berathen und sie mit Nachdruck zu allgemeiner Zufriedenheit fördern:

1) Ein Handelsgericht nach dem Muster anderer Städte, zur Vermeidung weitläuftiger, kostspieliger, oft erst nach vielen Jahren oder auch gar nicht zu Ende kommender Processe;

2) eine neue Fallitenordnung zur Vermeidung von Bevortheilungen und Uebervortheilungen von Seiten des Debitors, zu besserer Regulirung der privilegirten Schulden, damit der reiche Capitalist nicht größere Vortheile genieße, als Mäkler, Waarenagenten, Handwerker und Dienstboten; zu besserer Feststellung der Pflichten der Deputirten der Masse, damit sie das Vertrauen rechtfertigen, damit sie bei der Sorgfalt für das Beste der Creditoren das Interesse des Debitors nicht aus den Augen verlieren;

3) eine fortwährende Verbesserung des Postwesens und Revision des Directoriums unter Hinzuziehung bürgerlicher Deputirten;

4) eine Radikal-Verbesserung des Policeiwesens, damit weniger gebettelt, weniger gestohlen werde, Stehler und Hehler leichter und schneller zur Verantwortung gezogen werden können, damit man mit weniger Gefahr auf den Straßen gehen kann, damit die Spaziergänge besser geschont werden, damit viele Wünsche erfüllt werden;

5) anhaltende Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf Wasserstand und Deichwesen, damit sich keine solche Trauerscenen wieder erneuern als wir erlebten, damit eine permanente gemeinschaftliche Deputation wache und sorge;

6) eine Aenderung und Verbesserung unserer Münze, damit das kleine Geld nicht eben so schnell verschwinde, als es schwer gegen Gold nur mit Agio unterzubringen ist, damit mehr 6, 9 und 12 Grotenstücke, so wie mehr halbe Groten zur Erleichterung des Detailhandels geprägt werden mögen;

7) eine bessere Regulirung und Verschmelzung der verschiedenen Administrationen bei milden Stiftungen, damit zu größerem Vortheile des financiellen Zustandes derselben mehr als bisher aus einem Topfe gekocht werde, damit die Würden, womit so manche Bürger bekleidet werden, ihnen nicht zu sehr zu Bürden werden, und Vernachlässigung übernommener Pflichten vermieden werden. Außer mehreren anderen wichtigen Sachen

8) eine Verbesserung unserer Verfassung, damit die Stellung des Collegii seniorum gegen Rath und Bürgerschaft immer würdiger, damit unser Finanzzustand immer geregelter werde, damit Aemter und Zünfte zum Besten der Genossen und Nichtgenossen revidirt, damit ein Repräsentationssystem eingeführt und die Justiz von der Verwaltung getrennt werde, damit wir die den Juden bewiesene Ungerechtigkeit wieder gut machen, damit die Presse in bessere Fugen komme, damit überhaupt so Vieles, woran unser Staat leidet, aus dem Wege geräumt und so manches Gute, was er nicht hat, ins Leben gerufen werde. —

Js. R.

* Bemerkungen.

Gern hätten wir gesehen, wenn dem Berichte wegen des Klosters der Riß wäre beigegeben worden. In Steindruck hätte dieß leicht geschehen

können. Derjenige, welcher das Kloster kauft, hat nebenbei auch den Vortheil, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, wenn er die anzulegende Straße damit benennt. (?) Sollte es nicht zweckmäßig seyn, die Fußwege daselbst mit eichenen Klötzen statt mit Klinkern zu pflastern?

Wenn es erlaubt seyn soll, frisches Fleisch gegen Abgabe in die Stadt zu bringen, so muß dieses nicht auf halbe oder geviertheilte Thiere beschränkt, sondern allgemein seyn, und das Fleisch am Thore gewogen werden. Würde nur das Erste bewilliget, so hätten wohlhabende Leute und Gastwirthe den Vortheil davon, nicht das Allgemeine. Daß das Fleisch von kranken Thieren nur frisch und nicht gesalzen, geräuchert oder als Würste eingeführt werden könne, will uns nicht einleuchten; würde es erlaubt, frisches Fleisch einzuführen, so würde dasselbe zwar wohlfeiler, aber auch schlechter seyn. Daß die Schweine kopfweise bezahlt werden, verursacht, daß man bei den Schweineschlächtern nur Fleisch von alten schweren Schweinen haben kann. Sollte man die Schweine nicht in Klassen theilen können, und diese durch ein Maß um den Leib zu bestimmen und danach zu bezahlen seyn?

Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

Verkleinerungen.

Kupferstiche und lithographirte Zeichnungen kann man dadurch verkleinern, daß man sie auf Pergament überträgt und dasselbe in heißes Wasser bringt, wodurch es sich sammt der Zeichnung regelmäßig zusammenzieht.

Zur Seidenzucht.

Es wird als vortheilhafter angegeben, die Seidenraupen-Puppen in den Cocons mit Terpentin als mit heißem Wasser zu tödten.

Gyps.

Man hat gefunden, daß auch der rohe, fein gepülverte Gyps vollkommen hart wird, wenn man ihn mit Auflösungen von Kali vermengt. Früher glaubte man, daß nur der gebrannte Gyps hart werde.

Schlichte für Leinweber.

Es wird dazu empfohlen: 6 Unzen Leinsamen zehn Minuten lang in Wasser gekocht, durchgepreßt und mit 14 Unzen Waizenmehl angerührt und nochmals gekocht.

---

* Lesefrüchte.

Die protestantischen Geistlichen, würden im Ganzen das nämliche scharf klingende Lied der Intoleranz und Herrschsucht, als die Römischen singen, wenn sie nicht durch ihre Weiber einen gewaltigen Dämpfer auf der Geige hätten.

Junge Leute sind gewöhnlich von einem gewissen Belehrungsfieber befallen, aber erfahrne Männer können einen dummen Kopf eben so ruhig seine Ideen auskramen hören, als einen Esel Disteln fressen sehen! —

Bekanntmachung.

Das hanseatische Taschenbuch für das Jahr 1834 hat die Presse verlassen, und ist in verschiedenen Einbänden — zum Weihnachts-Geschenk sehr geeignet — in der Catharinenstr. Nr. 36 zu haben. Es enthält dieses Jahr sehr interessante Notizen, wovon sich besonders der ganz neu berechnete Artikel von der Vergleichung der Maaßen und Gewicht der wichtigsten Länder und Provinzen Europa's, jetzt richtig stipulirt, und eine neu revidirte Posttabelle, auszeichnet.

Georg Jöntzen,
Buch- und Steindrucker.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 101.

Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 19. December 1833.

* Anzeige.

Der Bürgerfreund wird auch im folgenden Jahre, wie bisher, erscheinen. — Die Unterzeichnete weiß es dankend zu erkennen, daß, ungeachtet einer vermehrten Concurrenz, die Auflage noch im Zunehmen ist, und diese Theilnahme dient ihr zur Aufmunterung, die zum Grunde gelegte Tendenz treu zu verfolgen. Auswärtige, welche dieses Blatt zu halten wünschen, wollen sich an ihre resp. Postämter, Hiesige an Herrn Jöntzen oder an die Unterzeichnete wenden. Der Preis ist 36 Gr. Vorausbezahlung für das Quartal und 8 Gr. für die Liste der Civilstands-Urkunden. Die Red.

Verworfen ist, was Du für Sold begonnen,
Durch Liebe nur wird Liebesgunst gewonnen!

Eduard Anschütz.

Der Kunstjünger und die Muse.

Kunstjünger.

Mit bleichem Antlitz, tiefgefurchten Wangen
Naht Dir, o Muse, Dein getreuster Sohn!
Von Siechthums Qual, von bitterm Schmerz umfangen,
Nährt seine Brust die Todeskeime schon;
Sein Lebensstern ist längst hinabgegangen,
In tiefe Nacht der Hoffnung Strahl entfloh'n;
Arm, freudenlos, was kann die Welt ihm bieten,
Von der so Leib wie Seele streng geschieden?
Selbst Liebesglück hab' ich dahin gegeben,
Nicht Goldes Glanz, nicht Güter reizten mich;
Dir, Dir allein galt mein erhab'nes Streben,
Und jedes Opfer bracht' ich nur für Dich!
D'rum ford'r' ich auch von Dir allein das Leben,
Das ungenossen, spurlos mir entwich.
Gieb, Muse, mir, Du mußt den Kämpfer lohnen,
Unsterblichkeit durch Deine Lorbeerkronen!

Muse.

Betrogner Thor! Du wähntest mir zu dienen,
Und gabst Dich nur der Ehrsucht buhlend hin,

Nie ist mein Bild vor Deinem Aug' erschienen,
Nie faßte mich Dein brütend dumpfer Sinn,
Das Mitleid nur erwecken Deine Mienen,
Doch nimmer trägt Verlor'nes Dir Gewinn;
Verworfen ist, was Du für Sold begonnen,
Durch Liebe nur wird Liebesgunst gewonnen!

Eduard Anschütz.

---

* Il vesuviano.

Eine Neapolitanische Erzählung.

(Fortsetzung.)

Während wir jede Hecke auf der Landstraße durchsuchten nach Banditen, als wenn es Hasen gewesen wären; und jeden Ton für das Blasen von Hörnern oder das Abfeuern von Karabinern hielten, war Fra Joachimo ruhig mit einer maskirten Gesellschaft in den Pallast gegangen, hatte sein Abendessen auf die dreisteste Art genossen, und war dann hinauf marschirt zu der Tafel, wo der Conde am hohen Spiel war, hatte ein Pistol herausgezogen und jeden Sequin an der Tafel in seine Tasche hinübergesetzt. Dieselbe Operation war in demselben Augenblick vollzogen an jedem Tische in den Zimmern; die Bestürzung war außerordentlich; der geringe Widerstand, den man versucht hatte, war bald zu Ende bei dem Anblick von einem halben Hundert grimmigblickender Kerls, die bis zu den Zähnen bewaffnet waren, Besitz nahmen von den Thüren, während ihre Maskerade-Brüder die Gesellschaft vollkommen plünderten ohne Schwierigkeit. Nie gab es eine vollkommenere Reinigung von den Eitelkeiten des Fleisches.

Dahin gingen Armbänder und Halsketten, gezogen von den geschmückten Armen und schwanengleichen Nacken der schönen Damen von Neapel, mit dem Anstande eines Ceremonienmeisters. Tiaren von Diamanten und Kämme von Perlenketten folgten mit derselben Delicatesse der Berührung. Shawls, Uhren, Sterne, Epauletts und Börsen sagten auf ähnliche Weise ihren Eigenthümern Lebewohl; und am Schlusse dieser Dieberei hatte es nie Schönheiten gegeben, welche dem geraubten Schmuck weniger zu verdanken hatten. Die Banditen nahmen ihren Urlaub vor dem Anbruch des Tages; und der erste Schimmer der Morgendämmerung sah die ganze Menge der Tapfern und Schönen heimfliehen in allen Richtungen, zum ersten Male in ihrem Leben das Vergnügen hassend und Buße thuend ohne die Hülfe eines Beichtigers.

Die Geschichte erregte in Neapel eine außerordentliche Sensation; denn wenn Jemand Lust hat, über irgend eine Sache Lärm zu verbreiten, so giebt es keinen bessern Kunstgriff, als Frauen darin zu verflechten, und wer sie zu verewigen wünscht, hat nur ihnen eine Gelegenheit zu geben, von sich selbst zu sprechen. Der Conde war empört über die Beleidigungen. Ich hatte ihn nie zuvor so vollkommen leidenschaftlich gesehen, und dieses einzelne Zeichen war genügend für mich, wenn ich hätte funfzig Jahre mit ihm leben sollen. Er bot außerordentliche Belohnung an für die Habhaftwerdung der Banditen; aber sie schienen in die Erde gesunken zu seyn. Er verschwendete Tage und Wochen, durch das Land jagend, wo irgend ein Gerücht sich vernehmen ließ von ihrem Erscheinen; aber er hätte eben so gut auf seinem Sopha schlafen können. Fra Joachimo hatte die Klauen eines Wolfes, aber er hatte auch die Flügel eines Falken, und wir würden eben so leicht jeden von diesen im freien Felde gefangen haben, als diesen schnellfüßigen Liebhaber von Armbändern und Halsketten. Aber der Conde hatte seine Feinde, wie alle andere große Männer, und diese machten den meisten Lärm über den Vorfall; sie verkündeten, daß die Casse des Pallastes vollkommen geleert sey durch die Bande; daß des Grafen Banquiers finstere

Miene machten; daß es mit Equipage, Einrichtung und Festen zu Ende sey, und daß die glänzende Stadt Neapel nicht länger durch seine Gegenwart werde geehrt seyn.

Diese Geschichten flogen so vielfach durch das Land, daß sie uns selbst auf unsrer Jagd nach Fra Joachimo erreichten. Der Wirth an einem der elendesten Orte, wo wir zwischen den Hügeln einkehrten, hatte die Frechheit zu fragen: „bei wem seine Rechnung ausgewechselt werde," mit dem Nachsatz, daß er anfange zu glauben, „weder Herr noch Diener würden wahrscheinlich mit mehr Geld beschwert seyn, als sie verwalten könnten." Ich beantwortete seinen Wink mit einem Hieb meiner Peitsche, welcher seine Stirn zu einem Schilde für alle naseweisen Wirthe machen wird, so lange er lebt, und nahm seine Rechnung, indem ich sie und seine Worte dem Conde sogleich überbrachte. Dieser warf mir eine Handvoll Sequins zu und gebot mir: „bezahle den Schurken, und behalte den Ueberrest für dich; aber da ich den Schurken schon bezahlt hatte mit der einzigen Münze, welche sich für ihn paßte, legte ich die Sequins in meine Tasche nieder. Der Vorfall, einfach wie er war, gab demungeachtet unsrer Jagd ein Ende. „Nach Neapel" war der Befehl, und nach Neapel fuhren wir augenblicklich. Unser Einzug war gleich dem eines Gesandten, und die Lazaroni schwuren bei allen Heiligen, daß die Erde nie einen solchen Edelmann hervorgebracht habe. Der ganze gebildete Pöbel war derselben Meinung; und wenn Volksgunst zu messen wäre nach Essen, Trinken und Tanzen, so hatte der König der beiden Sicilien in seinen Reichen keinen Cavalier, so sehr angebetet von Männern, Weibern und Kindern.

Es war eine der Unbegreiflichkeiten für die Dienerschaft gewesen, daß zwischen all den glänzenden Figuren auf unsern Bällen der Conde nie eine Donna erwählt hatte zum Gegenstande seiner vorzüglichen Aufmerksamkeit. Er sprach, lachte, tanzte und machte den Hof; aber unglücklicher Weise war es mit Allen überein, und die Muthmaßungen der schönen Damen waren auf alle Art dahin gerichtet, diesen ungewöhnlichen Bruch guter Sitten zu berechnen. Zuletzt waren sie befriedigt, daß der eisenherzige Conde nicht erreichbar sey, für irgend einen Pfeil Cupido's. Der commandirende Capitano von Principato Citra war kürzlich bei Hofe erschienen mit seiner Spanischen Braut. Sie mußte nach der Ordnung sich einen Cavalier erwählen. Der Conde bot galanter Weise seine Dienste an, aber die Wahl der Dame fiel auf den erbärmlichsten Stutzer des Hofes, ein Mensch, welcher bei der Auszeichnung weder Freude noch Kummer empfand, und ihr folgte zur Kirche, zum Concert und zum Ballsaale mit der geziemendsten Pünctlichkeit seines Berufs. Der Conde Florestan lachte über seine Niederlage, und von dem Augenblick an strebte er nur danach, Alles zu verdunkeln. Immer freigebig, wurde er nun auf eine wilde Weise verschwenderisch. Er baute einen Pallast an der Seite des Vesuvs, als ob er die Ausbrüche verachtete, oder als ob er den Crater dort oben zum Sinnbild seines wilden Lebenslaufes nahm. Man hörte nichts als von den Ausschweifungen, dem Luxus, der gränzenlosen Verschwendung des Conde Florestan. Aber seine Spanischen Agenten bedienten ihn gut; Reichthum fluthete daher, all' seine Bedürfnisse zu erfüllen, und mancher bedürftige Italienische Prinz beneidete ihn den Besitz der Amerikanischen Minen, welche die Kronleuchter des Vesuv-Pallastes erhellten. Aber das Spiel war nun sein Haupt-Ergötzen. Er trieb es bis zum höchsten Uebermaß; Keiner war willkommen, der nicht spielen wollte, und Wenige waren unwillkommen, welche es wollten. Italien ist eine Spielernation; und er hatte daher natürlicherweise

volle Zimmer. Aber des Grafen unerschöpfliche Börse war die große Anziehungskraft, und sie blutete willig: er schien sogar ein seltsames Ergötzen im Verlieren zu finden; er warf unbedingt sein Geld weg, und in dem Vergnügen des Spieles begrub er alle seine andere Gefühle. Wenn er gegen irgend einen Mann auf der Erde eine bestimmte Abneigung hatte, so war es der Capitano; aber dieser Mann gewann unendliche Summen bei meines Herrn Spiel, welcher in der That die Parthie in seine Hände warf, und manche Rolle habe ich mit einem Lächeln des Triumpfs von dem Grafen zu ihm hinüber fliegen sehen, als ob er erfreut war, dessen Glück zu machen. Der Capitano war ein finsterer, rauher Soldat, hochmüthig in seinen Blicken, und unverschämt in seiner Sprache; er hatte lange in den Continental-Kriegen gedient, und dieß war ihm Grund genug, für unbarmherzige Verachtung der Neapolitaner, ihrer Armee, der Flotte und des Adels. Der Conde Florestan theilte seine finsteren Blicke, aber er lachte darüber, und seine Börse war dem Capitano zu nützlich, den Streit zwischen ihnen zu dulden. Aber die Braut war ein Geschöpf von anderer Form. Zwischen den Spanischen Schönheiten, welche beständig sich zu dem glänzenden Hofe von Neapel drängten, war die Capitanessa über alle Vergleichung die schönste, und ich mögte zugleich sagen, die unglücklichste. Während meines Dienstes in dem Pallast hatte ich oft selbst die Lazaroni rings um das Thor knien sehen, als ob sie sie anbeteten, wenn sie aus ihrem Wagen stieg. Sie war gerade in dem Frühling des Lebens, mit einem Paar großer schwarzer Augen, welche Sternen gleich waren, und ein Ausdruck des Gesichts, so schön, wie das Bild einer Muse; aber die Züge einer marmornen Statue waren nie melancholischer. Nur wenn der Graf vorüberging oder mit ihr sprach, war es, als wenn das Leben ihr zurückzukehren schiene, und dann war es in Bitterkeit. Ihre Wange erröthete im Unwillen, welches sie sich wenig Mühe gab, zu unterdrücken, und ihre Antwort auf seine ceremonielle Sprache war stets die Sprache der Verachtung. Der Fall befremdete mich für eine Zeitlang, aber eine Unterhaltung, welche ich vernahm machte mich mit dem Geheimniß bekannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brief eines britischen Offiziers aus dem heiligen Lande.

Kloster auf dem Berg Carmel, 26. Januar 1833.

Gestern kehrte ich nach einem Ausflug von sieben Tagen in der Gegend um Nazareth wieder ins Kloster zurück. Da die Flüsse so angeschwollen waren, daß Niemand sich zum Ueberführen entschließen wollte, so beschloß ich den Uebergang näher an den Quellen zu versuchen, wo, wie ich glaubte, die Strömung minder bedeutend seyn würde. Ich verließ den Berg Carmel am frühen Morgen, und nachdem ich den ganzen Tag nicht vom Pferde gestiegen war, kam ich gegen Sonnenuntergang in ein kleines Dorf auf dem schneebedeckten Gipfel eines kleinen Hügels, dicht an dem Berg, auf dem der Prophet Elias in Gegenwart der falschen Baalspropheten geopfert hatte, und wo sein Opfer von himmlischem Feuer verzehrt worden war. Hier, wie allenthalben in dieser Gegend, waren die Häuser vom Ungewitter zerstört worden, doch fand ich, nebst meinen Begleitern, Herberge bei dem Oberhaupt des Dorfes, einem „lateinischen Christen," wie er, zum Unterschied von den Griechen, genannt wurde. Er hatte nur ein Zimmer, und als ich eintrat, fand ich seine Frau, die uns sehr gastfreundlich in ihrer Hütte willkommen hieß, beschäftigt, auf einer zinnernen Platte Kuchen bei einem Holzfeuer zu backen. Da man hier zu Lande keinen Kamin hat,

so war das Zimmer, das, so wie der übrige Raum der Hütte, eine Niederlage für Mundvorrath war, voll Rauch; Getraide, Bohnen, Stroh, Holz u. s. w. lagen in den Winkeln aufgeschüttet und geschichtet. Die Thüre war sehr niedrig, und ich gerieth beim Eintreten zuerst unter das Vieh, das einen mit dem Fußboden gleich hohen Raum von etwa sechs Fuß ins Gevierte einnahm; von hier aus kam ich in das drei Fuß höher gelegene Zimmer, an dessen äußerster Gränze eine Krippe für das Vieh ausgehölt ist. Als mit Einbruch der Nacht die Männer hereinkamen, so grüßte mich jeder auf arabische Weise, indem er mich bei der Hand nahm, dann seine eigene küßte und sie auf die Brust legte. Hier fand kein Unterschied der Person statt: mein Führer und die Knechte wurden auf ganz gleiche Weise behandelt, und als das Essen fertig war, langten wir Alle in die nämliche Schüssel. Ich wollte Getraide für meine Pferde kaufen, allein der Hausherr nahm dieß sehr übel, und sagte, wer unter seinem Dach herberge, Menschen und Vieh, seyen ihm willkommen, und Alles stünde zu Diensten, was er habe, ohne daß er etwas dafür annehmen würde. Als es Schlafeszeit war, wurden wir, siebzehn oder achtzehn an der Zahl, reihenweise auf den Boden gebettet; so viel ich mich erinnere, waren unsrer eilf Männer, zwei Weiber und fünf Kinder. Tiefer als der Boden, auf dem wir lagen, so daß sie gerade mit den Köpfen darüber hinsehen konnten, standen ein Pferd, fünf Kühe, zwei oder drei Esel, Schafe und Ziegen, die ganze Nacht durch blökend und brüllend, durch einander; die Kitzen, Lämmer und Kälber lagen wie die kleinen Kinder unter uns herum, so daß ich herzlich froh war, als der Tag anbrach. Bald hernach brach ich auf, und nachdem ich den Opferberg überstiegen hatte, kam ich zu dem an seinem Fuße fließenden Bache Kison, wo Elias die Baalspfaffen erschlug. An den Ufern des Flusses, der sehr angeschwollen war, fand ich eine Horde Beduinenaraber beschäftigt ihre Zelte abzubrechen, um nach jenseits überzusetzen. Ich ritt mitten unter sie, mit dem Ausruf: „Gott sey mit euch!" worauf sie sich um mich sammelten und mich sehr umständlich ausfragten.

Der Häuptling lud mich sogleich zum Essen ein — ein Beweis von Freundschaft — und da ich schon seit zwei Stunden, ohne Frühstück, auf dem Wege war, so nahm ich es gern an. Ein hölzerner Napf mit Butter wurde nun auf den Boden neben das Feuer gestellt, und für jeden ein Kuchen von Mehl aus der Asche hervorgezogen. Wir hockten uns um den Napf herum, rieben unsere Kuchen einer nach dem Andern an der Butter und verzehrten unser Mahl fast wie die Affen. — Ich miethete die Männer, jeden für fünf Piaster (15 Kreuzer), mein Gepäck über den Fluß zu schaffen; das sehr reißende Wasser ging ihnen bis über die Schultern, und zu meinem großen Mißvergnügen mußte ich sehen, daß sie meine Sachen nicht auf dem Kopf tragen konnten. Die natürliche Folge davon war, daß Alles, meine Pistolen und Pulver ausgenommen, die ich mir um den Hals gebunden hatte, tüchtig gewaschen wurde. Unser Uebergang war lustig genug; da sah man Kamele, Pferde, Kühe u. s. w. durch den Strom stoßen, treiben und ziehen, während Männer und Weiber ihre ganz gleiche Kleidung, eine lange, auf der Brust offene, mit dem Rock zusammenhängende Weste, bis zum Hals hinauf aufnahmen und ohne Umstände durchwateten. Ich selbst ritt wie ein schottischer Hochländer, die Hosen auf den Rücken gebunden, durch. Es war ungefähr zehn Uhr Vormittags, und gegen drei Uhr erreichten wir ein ganz im Schnee begrabenes und von schneebedeckten Bergen umgebenes Dorf. Die Bewohner waren Araber, und als ich näher kam zählte ich etwa vierzig zerstreut herumliegende

Ziegen und ungefähr eben so viele Schafe, die bei dem Ungewitter umgekommen waren.

Ich machte Halt unter einem Baum, und schickte in das Dorf, um einige Brode kaufen zu lassen; die armen Einwohner nahmen aber durchaus kein Geld, und schickten mir ein Dutzend heiße Kuchen, mit der Bitte, die Nacht bei ihnen zu bleiben, weil es unmöglich sey, heute noch nach Nazareth zu kommen. Ich entschloß mich indeß dennoch, den Versuch zu wagen, denn die Häuser der guten Leute sahen ganz so aus, als wollten sie ihnen jeden Augenblick über dem Kopf zusammenstürzen, und zog also weiter. Der Weg ging beständig aufwärts, wobei die Pferde oft bis an den Bauch in den Schnee einsanken, und da ich, seit er gefallen war, der Erste hier reiste, so war es sehr schwer, den Weg zu finden. Wir waren unsrer drei: Ich, ein Diener, der ein ägyptischer Araber war, und ein Eingeborner von Nazareth, der mich vom Berg Carmel aus begleitet hatte. Mein Führer und Eigenthümer der Pferde, dem der Anblick des Flusses und die Nachricht von dem gefallenen Schnee Besorgnisse einflößten, trennte sich an den Ufern des Kison von mir, und kehrte, nachdem er mir seine Thiere übergeben hatte, auf seinem Esel, auf dem er, mit Lanze, Schwert und Pistole bewaffnet, wie Sancho Pansa aussah, ruhig nach Hause zurück; indeß war er kein so treuer Schildknappe als jener. Seit Menschengedenken war hier zu Lande kein Schnee gefallen, und mein ägyptischer Diener hatte in seinem Leben noch keinen gesehen. Da ich Vertrauter damit war, so ritt ich voran, gerade auf Nazareth los, und verließ mich rücksichtlich des rechten Wegs auf mein gutes Glück. Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde erblickte ich den runden Gipfel des Berges Tabor, und ritt nun um so getroster vorwärts. Endlich erreichten wir den Kamm einer kleinen Hügelkette, die fast einen Zirkel bildete; wir ritten längs demselben hin, und als wir uns nun plötzlich links wendeten, sahen wir unter uns ein weißes, auf dem runden Gipfel eines Hügels gelegenes Dorf; dieß war Nazareth, die erste heilige Stadt des heiligen Landes, die ich betrat. Sie war von dem Schnee, der viele Fuß tief in den engen Straßen lag, fast zerstört. In der Dämmerung erreichte ich das Kloster, das ebenfalls ein Hospiz für Reisende ist. Mein Pferd stürzte dreimal auf der Straße, da aber der Schnee weich war, so litten wir keinen Schaden.

Als ich in das Kloster kam, waren die Mönche gerade in der Kapelle und sangen das Salve regina. Der Gottesdienst war bald zu Ende, und nun erhielt ich ein festgebautes Zimmer mit einem Gemälde der heiligen Jungfrau über der Thüre, darunter die Inschrift Ave Maria Purissima mit großen Buchstaben und mit einem bequemen Bett. Um sechs Uhr erhielt ich ein gutes Nachtessen aus der Klosterküche auf mein Zimmer, denn hier läßt man die Fremden nicht, wie in Carmel, im Refektorium speisen. Nach dem Essen ist eine Stunde lang Versammlung, wo man Kaffee trinkt und sich unterhält, und hier machte ich dem Superieur und den übrigen Brüdern, die sämmtlich recht höfliche, angenehme Leute waren, meine Aufwartung. Sie waren vom Franziskanerorden, mit großen Bärten und Kapuzen. Sie zeigen in Nazareth Josephs Haus, die Synagoge, in der Jesus den Schriftgelehrten die heiligen Bücher auslegte, und die Tafel, an der er vor und nach der Auferstehung mit seinen Jüngern speiste; gläubige Katholiken erhalten sieben Jahre Ablaß, wenn sie diese heiligen Gegenstände besuchen. Außerdem wird noch eine Grotte, die Küche der Jungfrau Maria genannt, gezeigt; das Haus selbst ist von den Engeln nach Loretto ge-

tragen worden. In der Nähe der Grotte steht die sehr schöne Kirche.

---

* Zwei nicht zu überschlagende Bemerkungen zur Verordnung wegen der Steuern.

Unter dieser Ueberschrift ist im Bürgerfreunde vom 1. Aug. d. J. ein Aufsatz vom Einsender dieses abgedruckt, worin eine Ungerechtigkeit und eine Unzuträglichkeit jener Verordnung gerügt worden. Seit der Zeit hat er von Vielen ein mit ihm übereinstimmendes Urtheil vernommen, und macht in Gegenwärtigem um so mehr auf das Gesagte und Bewiesene, was auch in dem Unterhaltungsblatte eine Stelle finden wird, aufmerksam, als in dem letzten Deputationsbericht der Steuern wegen der Sache nicht erwähnt ist. Er fügt noch hinzu, daß auch das keineswegs billig zu nennen ist, daß der Vermiether eines ganzen Packhauses oder Stalles statt des Miethers die Beiträge zur Gassenreinigung und Erleuchtung leisten muß.

16 Dec. 1833.

---

* Lesefrüchte.

Nicolai sagt in seiner Reise 1781 durch Deutschland: Das Deutsche Theater ist noch in seiner Kindheit. Verschiedene Ursachen kommen zusammen, es noch lange darin zu erhalten. Zu diesen Ursachen gehört, daß jeder Stümper von Schauspieler sich dünkt, einen ersten Rang zu verdienen. Jeder Stümper hat an seinem Orte sein Publikum, das ihn lobt und Beifall klatscht; besonders hat jede Stümperin ihren Reimer, der Gedichte auf sie macht, welche man in öffentlichen Blättern zu lesen bekommt. Wir haben Beispiele, daß das Lob eines Schauspielers in allen Zeitungen wiederhallt, der nicht einen einzigen Satz richtig ausspricht, sondern statt zu spielen, tobt, heult und springt. Die Sucht, das Schauspiel als eine Erholung zu besuchen, macht auch einsichtsvolle Zuschauer indulgenter, und das ist gut; denn wenn man nichts Besseres hat, muß man wol mit dem Schlechten zufrieden seyn. Aber man gewöhnet sich endlich an das Schlechte. Die Schauspieler schließen daraus, daß sie täglich ertragen oder wohl gar beklatscht werden, daß sie schon Leute sind, die etwas bedeuten; ihr Eigendünkel nimmt zu und darüber geht das wahre Studium der Schauspielerkunst immer mehr verloren; wir haben eine Menge Schauspieler, welche Prätensionen machen, aber kein Schauspiel.

Wenn in despotischen Staaten das Land durch Ungeschicklichkeit der Regierungen unter fremde Herrschaft geräth, so machen es die Herrscher mit den Völkern wie die Jäger mit ihren Hunden. Man hetzt sie auf das Wild los und giebt ihnen auch wol etwas von dessen Fleisch zu fressen; ist aber die Jagd vorüber, so werden sie wiederum eingesperrt, mit schlechter Kost gefüttert und bekommen Prügel.

Wenn die Volksstimme Gottesstimme wäre, so würden die Propheten gewiß überflüssig gewesen seyn, nicht oft ganze Völker wie einzelne Menschen rasen und in der kürzesten Zeit von einem Extreme zum andern überspringen! —

Regierungen, welche die Zunft der Lichtlöscher begünstigen, müssen am Ende selbst im Dunkeln tappen, während dieselben durch das unter den Völkern verbreitete Licht beleuchtet, nur im schönsten Glanze erscheinen könnten! —

Die Lehren des blinden Glaubens und Mystizismus werden jetzt als eine Art Kampfer gebraucht, um die erwachsene Kraft der Vernunft in den Menschenköpfen zu schwächen.

Von Norden kann kein Licht kommen.

Manchen Großen geht es mit der befohlenen öffentlichen Freude des Pöbels, wie den Bauern, welche zum ersten Mal in das Theater kommen. Sie sehen die Komödie für Wahrheit an!

Man betet Leute an, welche blos Sitzfleisch und Gedächtniß haben, sich ihr ganzes Lebelang mit griechischen und lateinischen Wörtern herumgebissen, und am Ende dieser glorreichen Laufbahn einige Varianten berichtigt haben, von welchen das Volk eben so wenig weiß, als von den Aegyptischen Hierogliphen?

Die sogenannte Größe vieler Juristen ist nur auf die Erbärmlichkeit der Gesetzgebung gebaut, und wird mit dieser zusammenfallen.

Eine einzige gesunde Idee im Gebiete der Gesetzgebung ist mehr werth, als 100 Folianten voll Kompilationen!!

Alle Wortklauber vergessen, daß wenn man auch die Geschichte eines Pfannkuchens noch so gründlich studirt, doch Niemand davon satt werden kann! —

Der vornehme und gemeine Pöbel betet immer Alles an was oben schwimmt.

Der Despotismus quält die Menschen, wie Kinder die Hunde, immer so lange, bis sie von ihnen tüchtig gebissen werden.

---

* Notiz.

Den mir durch St. Ansgarii Becken zugestellten Ld'or. habe ich dem Wunsche der edlen, — unbekannten Geberinn gemäß, verwandt, und eine hohe Freude dadurch bereitet. A. Daeves.

---

* Subscriptions-Anzeige.

Schon bei seiner Lebezeit schenkte mir der sel. Postsekretär Hr. T. Huntemann das Verlagsrecht seiner seit vielen Jahren privilegirt gewesenen und herausgegebenen:

Tabellen aller Waaren, welche zur Haushaltung und Handlung bei Pfunden, Ellen u. dgl. gekauft und verkauft werden, worin man den Preis nach Reichsthaler, Grote und Schware, von ¼ Pfund bis zu 1000 Pfund u. s. w. zu ⅛ Groten wie auch zu ¼ Schwaren bis zu 10 Rthlr. unfehlbar ausgerechnet findet. Ferner: Interesse-Rechnung von 1 bis zu 10000 Rthlr. Capital auf 1 Jahr zu 6, 5, 4, 3, ½ und ¼ pCt., wie auch auf ½ Jahr und 1 Monat eingetheilt. Zu Jedermanns (auch selbst des Rechnens Unerfahrenen) Gebrauch herausgegeben ꝛc. ꝛc.

Dieses nützliche fast unentbehrliche Buch ist seit vielen Jahren vergriffen. Ich mochte der Concurrenz nicht entgegen seyn. Da aber die bisher herausgekommenen ähnlichen Bücher den Anforderungen des Publicums nicht entsprachen, so bin ich vielfältig aufgefordert, obiges Buch zum nothwendigen Hausbedarf doch wieder aufzulegen. Ich habe mich jetzt dazu entschlossen, dasselbe verbessert und vermehrt, mit schönen, deutlichen Zahlen und Schriften, auf gutem weißem Schreibpapier sauber u. correct gedruckt, herauszugeben, wenn man mir den Weg der Subscription erlaubt, und die Zahl der Unterschriften zureicht, daß die bedeutenden Druckkosten und das Papier in Etwas gedeckt sind. Das Buch kann circa 18 bis 20 gedruckte Bogen stark werden, welche ich zu dem niedrigen Subscriptions-Preis von 48 Grote, sauber in Pappband gebunden, angesetzt habe. Der nachherige Ladenpreis ist 1 Rthlr.

Georg Jöntzen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 30.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 101.

Bremen, Donnerstag den 19. December 1833.

Gestorben:

Den 21. Mai 1833 starb auf der Reise von Bremen nach Baltimore am Bord des Schiffs „Ulysses" Casimir Weitzel, 42 J.; aus Budingen.

Den 7. Dec. Des Candidaten der Theologie Dr. Carl Julius Arnold Sohn (todtgeb.); Wegesende Nro. 11.

Den 7. — Anna Adelheid Nonne, 69 Jahr; kleine Helle Nro. 6.

Den 8. — Des Cigarrenmachers Anton Steib Sohn, 8 Tage; Warnken-Gang Nro. 4.

Den 8. — Der Schneider Friedr. Wilh. Rasche, 42 Jahr; hinterm Stephanikirchhof N. 39.

Den 8. — Des Schuhmachermeisters Joh. Friedr. Conrad Christoph Oerke Tochter, 2½ Jahr; Heerdenthorswallstr. Nro. 53.

Den 9. — Der Buchdrucker Simon Hinrich Nolte, 22 Jahr; hinterm Abbenthorswall Nro. 23.

Den 9. — Des Kornmessers Albert Friedrich Behrens Ehefr., geb. Kattau, 66 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 128.

Den 10. Dec. Der Kaufmann Albert Herm. Schörling, 39 Jahr; Sögestraße Nro. 20.

Den 10. — Der Bleicher Hinr. Vagt, 85 J.; Weerder Nro. 60.

Den 11. — Des Hufschmidts Ludwig Hübner Wittwe, geb. Lankau, 72 Jahr; Barkhof Nro. 5 Q.

Den 11. — Des Arb. Gerhard Heinr. Becker Ehefr., geb. Deich, 31 Jahr; große Fuhrleutestr. Nro. 28.

Den 12. — Des Schullehrers Ferdinand Freytag Tochter (todtgeboren); Knoopstraße Nro. 26.

Den 12. — Des Küpermeisters Georg Christoph Bernhard Ehefr., geb. Geogt, 68 Jahr; Abbenthorswallstraße Nro. 17.

Den 13. — Des Zimmermanns Hinr. Wentze Sohn, 1¼ Jahr; Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 3.

Den 14. — Des Schuhmachermeisters Johann Christian Christoph Witte Sohn, 7 M.; Geeren Nro. 9.

Gebuhrten:

Den 6. Dec. Des Krameramtsgenossen Christ. Conrad Hoffmann Ehefr., geb. Meese, am Wall Nro. 24; von einem Mädchen.

Den 7. — Des Candidaten der Theologie Dr. Carl Julius Arnold Ehefr., geb. Bindseil, Wegesende N. 11; v. e. todten Knaben.

Den 7. — Des Kunstdrechslers Johann Ernst Schmalz Ehefr., geb. Ohm, Osterthorssteinweg Nro. 72; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Tabacksfabrikanten Carl Ludw. Nolte Ehefr., geb. Crüvell, Balgebrückstr. Nro. 13; von einem Mädchen.

Den 8. — Des Tonnenmachers Heinr. Suhling Ehefr., geborne Klefenhusen, Hankenstraße Nro. 28; von einem Knaben.

Den 8. — Des Maurergesellen Hinrich Rohde Ehefrau, geb. Stallmann, Schweinestraße Nro. 33; von einem Knaben.

Den 8. Dec. Des Goldschmidts Bernh. Lehmkuhl Ehefr., geb. Weißenborn, am Markt Nro. 19; von einem Knaben.

Den 8. — Des Instrumentenmachers Carl Christian Seebohm Ehefr., geb. Schünemann, Sögestr. N. 11; v. e. Mädchen.

Den 9. — Des Arb. Cord Osmers Ehefr., geb. Hüneken, gr. Krummenstr. Nro. 13; von einem Knaben.

Den 9. — Des Arb. Hinrich Hustedt Ehefrau, geb. König, Hastedt Nro. 36; von einem Mädchen.

Den 9. — Des Strumpfwebers Eimerich Rudolph Wessels Ehefr., geb. Benten, Georgshof Nro. 18; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Buchdruckers Johann Heinr. Sanders Ehefr., geb. Rose, hinterm Stephanithorswall N. 1; von einem Mädchen.

Den 10. Dec. Des Kaufmanns Herm. Diedr. Hegeler Ehefr., geb. v. Tungeln, Neustadts-Deich Nro. 39; von einem Knaben.

Den 10. — Des Leinewebers Johannes Lange Ehefr., geb. Fabry, kl. Helle Nro. 8; von einem Knaben.

Den 10. — Des Landmanns Hinrich Depken Ehefr., geb. v. Bremen, Paulinermarsch; von einem Mädchen.

Den 10. — Des Tabacksfabrikanten Carl Otto Theodor Lahusen Ehefr., geb. Jacobsen, Ansgariithorsstr. Nro. 13; v. e. Knaben.

Den 10. — Des Arb. Joh. Rotermundt Ehefrau, geb. Wohlers, Hastedt Nro. 110; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Kleidersellers Friedr. Wilh. Hartmann Ehefr., geb. Melle, große St. Johannisstr. Nro. 64; von einem Mädchen.

Den 11. Dec. Des Hökers Arvid Friedrich Priester Ehefr., geb. Meyer, Kiesstr. N. 3; von einem Knaben.

Den 11. — Des Arb. Segelke Ahlers Ehefr., geb. Boschen, Dreckort Nro. 29; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Sattlermeisters Heinr. Gottfr. Dieterich Ehefr., geb. Klocken, Neuenweg Nro. 6; von einem Mädchen.

Den 11. — Des Zimmergesellen Johann Carl Gottlieb Wartenberg Ehefr., geb. Spoler, hinterm Paulsberg N. 16; v. e. Mädchen.

Den 12. — Des Schullehres Ferdin. Freytag Ehefr., geborne Lange, Knoopstr. 26; von einem todten Mädchen.

Den 13. — Des Zimmermeisters Christ. Willig Ehefr., geb. Lohmann, kl. Helle Nro. 17; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Schneideramtsmeister Joh. Carsten Rogge hies. und Clara Dorothea Rosenhagen aus Thedinghausen.

Der Cigarrenmacher Joh. Heinr. Dreyer und Johanna Henriette Fricke, beide von hier.

Der Altbinder Diedr. Flügger und Beta Wallbaum hieselbst.

Der Altbinder Joh. Gottfried Wendt und Engel Pein, beide von hier.

Der Kaufmann August Wilh. Gildemeister und Gesina Albertine Auguste Nettmann, beide von hier.

Der Detaillist Joh. Friedr. Hinrichs und Adelheid Münch hieselbst.

Der Kaufmann Joh. Friedr. Lehmkuhl hieselbst und Jenny John zu Königsberg in Preußen.

Der Handelsmann Augustinus Josephus Rivolae und Beta Wehmann hieselbst.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 102.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 22. December 1833.

* Anzeige.

Der Bürgerfreund wird auch im folgenden Jahre, wie bisher, erscheinen. — Die Unterzeichnete weiß es dankend zu erkennen, daß, ungeachtet einer vermehrten Concurrenz, die Auflage noch im Zunehmen ist, und diese Theilnahme dient ihr zur Aufmunterung, die zum Grunde gelegte Tendenz treu zu verfolgen. Auswärtige, welche dieses Blatt zu halten wünschen, wollen sich an ihre resp. Postämter, Hiesige an Herrn Jöntzen oder an die Unterzeichnete wenden. Der Preis ist 36 Gr. Vorausbezahlung für das Quartal und 3 Gr. für die Liste der Civilstands-Urkunden. Die Red.

Wo kranken Seelen dürstet nach Trost im Wintergrau'n,
Da laß der Schwachen Blicke zu Deiner Klarheit schau'n;
Stärk' Du zu neuem Kampfe, wo je ein Muth erlag,
Und wende von Bedrängten voll Huld der Sorge Schmach! Hedwig Hülle.

* Weihnachtslied.

Dem Jesuskinde in der Krippe,
Dem Heiland sey Dein Lied geweiht;
Ihm bring', o Christ, mit Herz und Lippe,
Das Opfer frommer Dankbarkeit!

Wie wenn vom Strahlenglanz umgeben
Sich zeigt die Sonn' in ihrer Pracht,
So geht durch ihn ein neues Leben
Für Dich hervor, aus tiefer Nacht!

Den Retter und den Weltbeglücker,
Den Führer durch der Wahrheit Wort,
Des Wahns, der Laster Unterdrücker,
Umschließt schon jetzt die Krippe dort!

Vom Himmel kam der Herr auf Erden;
Ward Mensch aus eig'nem freien Trieb,
Auf dunkler Bahn Dein Licht zu werden,
Wie hatte Jesus Dich so lieb!

In ihm sind Weisheit, Kraft und Gnade;
Er strömt sie aus zu Deinem Heil;
O Christ, nimm auf dem Tugendpfade
An seinen Segensgütern Theil!

Die Knechtschaft in den Staub zu treten,
Lehrt er Dich kindlich jederzeit,
Im Geist und Wahrheit zu Gott beten,
Wie Liebe Dich vom Zwang befreit.

Empfänglich nur für edle Triebe,
Soll Deine Seele fromm und rein:
Dein Herz voll warmer Menschenliebe,
Ganz Mitleid für die Brüder seyn.

So ruft der Heiland Dich zu kommen,
An seiner Kirche mitzubau'n;
An ihr, in der sich alle Frommen
Zu einem Bund vereinigt schau'n!

O folg' ihm gern; hilf treu auf Erden
Sein Reich verbreiten fern und nah';
Ein Hirt und eine Heerde werden,
Soll einst in ihm die Menschheit ja!

Mit ihm allein wird Dir's gelingen:
Und frei einst über Grabeshöh'n,
Dein Geist sich auf zum Himmel schwingen,
Verklärt den Gott der Liebe seh'n!

...nn.

---

* Il vesuviano.

Eine Neapolitanische Erzählung.

(Fortsetzung.)

An einem unserer Masquerade-Festen, als ich unter den Fenstern umherschlenderte, die frische Luft des Gartens zu genießen, kamen zwei Masken aus den Sälen und gingen auf den Balcon.

„Ich habe Euch gesucht, Conde de Alcantara," sagte eine weibliche Stimme, „und habe Euch gesucht, euch einen Vorwurf zu machen."

„Ew. Excellenz erweisen mir viel Ehre," war meines Herrn Antwort. „Aber auf welche Weise kann ich beleidigt haben?"

„Nichts mehr hiervon, Conde. Das Leben, welches der Capitano führt, ist Eure Schuld: er spielt beständig und bis zu einer ungeheuren Höhe."

„Ich wurde es nicht gewahr, daß er beim Spiel gelitten. Ich denke das Glück, welches ihm gelächelt hat in der Haupt-Crisis des Lebens, scheint sein Lächeln selbst bei solchen Kleinigkeiten, wie die Angelegenheiten des Pharotisches, nicht versagt zu haben."

„Graf, ich bin nicht zu täuschen. Diese Leidenschaft ist mit ihm aufgewachsen. Er ist glücklich gewesen, wenn es ein Glück ist, zum Verderben geführt zu werden. Seine Neigung wäre vielleicht ungeweckt geblieben, wenn er in Eurem Pallast kein Glück gehabt hätte; aber nun lebt er nur für das Spiel. Graf, dieß ist Euer Werk."

„Ihro Excellenz müssen immer Recht haben; aber daß das Heilmittel in meinen Händen liegen soll, ist mir unglücklicher Weise unbekannt. Erlaubt mir zu sagen, daß, so erfreut ich seyn müßte, zu merken auf Ew. Excellenz geringsten Wunsch, so kann ich kaum glauben, daß der Capitano zufrieden damit seyn wird, mir den Charakter eines Mentors für sich ertheilt zu sehen."

Für eine Weile war es darauf still, und die Capitanessa schien geweint zu haben; zuletzt brach sie hervor mit einem Strom von Vorwürfen.

„Ich kenne Euren Vorsatz sehr wohl; Ihr seyd entschlossen, ihn zu verderben. Ihr habt ihn in einen Abgrund getaucht, von wo kein Mensch ohne Schuld zurückkehrte. Seine fortdauernden Besuche hier sind bemerkt worden. Seine Feinde in der Nähe des Königs sind nicht müssig. Seine Abwesenheit von seinem Gouvernement ist bereits über königliche Geduld hinaus verlängert worden. Wenn ich mich erniedrige, unter Euer Dach zu kommen, ist es, über ihn zu wachen, wo möglich, ihn hinweg zu nöthigen; ihn wenigstens vor einer Handlung der Verzweiflung zu bewahren, wenn er erkennt, daß er verloren ist, denn verloren wird er seyn."

Die Unterhaltung hörte dann auf oder war abgebrochen durch eine Gruppe von Masken, welche vorüberging, und ich hörte nichts mehr.

Zwei Nächte darauf, als wir aus der Oper zurückkehrten, hielten an der Ecke einer der engen Straßen, welche von dem San Carlos bei den Santa Croce-Gärten vorbeiführen, einige betrunkene Buben den Wagen auf. Der Conde sprang ungeduldig hinaus, nach der Ursache zu fragen, und mischte sich unter das Volk. In dem nächsten Augenblick hörte ich einen Schrei; er war in die Seite gestochen; aber ob zufällig von einem unter dem Pöbel, oder von einem Meuchelmörder, konnte Niemand sagen. Alle entflohen augenblicklich, und ich trug ihn blutend und sprachlos heim. Die Wunde war fast tödtlich, und der Conde siechte einige Tage hin ohne Lebenshoffnung. Der Thäter konnte nicht entdeckt werden: aber es brachte ein allgemeines Interesse hervor; und zwischen denen, die am häufigsten nachfragen ließen, war der Capitano; eine Höflichkeit, welche denen, die seine eiserne Natur kannten, als ein Wunder erschien; was aber die Menge seiner Furcht, einen Freund zu verlieren, der seinen Einkünften so nützlich war, zuschrieb.

Während der Graf im höchsten Fieber lag, öffnete sich einst des Nachts die Thüre, als ich an seinem Bette saß, und es erschien eine Person, die ich für einen der Mönche von San Georgio hielt, und welche sagte, daß sie gekommen sey, des Kranken Beichte zu hören. Ich verließ das Zimmer natürlich sogleich, aber wartete horchend in der Nähe. Das Bekenntniß schien lang; und befürchtend, daß es meinen Herrn erschöpfen möge, näherte ich mich. In der Finsterniß des Zimmers, nur durch eine einzige Kerze erleuchtet, wurde ich nicht gesehen. Des Beichtigers Worte waren diese, aber nicht die eines Mönchs:

„Florestan, ich habe zu spät die schreckliche Verrätherei erkannt, welche gegen uns ausgeübt wurde. Erst heute hörte ich es von meines Gatten, meines Verräthers, Lippen: in einem Anfall von Narrheit oder alberner Eifersucht oder Wahnsinn beschimpfte er mich durch Beschuldigungen, von welchen er wohl weiß, daß sie keinen Grund haben, als in seinem eignen unreinen Herzen. Er enthüllte das ganze künstliche Gewebe, welches uns in Granada trennte; welches verursacht hatte, daß ich in meiner Tollheit Dich den treulosesten Mann nannte, und in meiner noch größeren Raserei ihn der Wahrheit, der Treue und der Ehre fähig hielt. Mit dem boshaften Triumpf, weniger eigen einem Menschen als einem bösen Feinde, zeigte er mir den erbärmlichen Argwohn, welchen ich für Beweise der Liebe gehalten hatte; die schwindlichten Vermuthungen, welche ich zu Handlungen gestaltet hatte; das ganze System freiwilliger Betrügerei, worin ich blindlings mich geworfen hatte, seine Vorsätze zu befördern, und jede Gelegenheit zu meiner eignen Flucht zu vereiteln. Aber Du hörst mich nicht — Du verschließest Dein Herz gegen das elende Wesen, welches gekommen ist, das letzte Bekenntniß seiner Irrthümer abzulegen, Deine letzte Vergebung zu erflehen, zu erleichtern ihr beschwertes, ihr brechendes Herz und zu sterben." Ein leiser Klagelaut des Conde war die einzige Antwort. Ich hörte lautes Stöhnen und wilde Seufzer. In der Furcht, daß er sterbe, zog ich die Gardine auf die Seite. Der Fremde kniete an dem Bette, das Mönchsgewand war zurückgeworfen; aber das Gesicht zu erkennen, gelang mir nicht, die Hände bedeckten es, und als ich eine Bewegung gegen meinen Herrn machte, wurde die Kapuze augenblicklich niedergezogen, und die Gestalt erhob sich plötzlich von den Knien, und entfernte sich.

Aber wie groß meine Neugierde auch immer gewesen seyn mag, sie wurde bald getheilt durch gleich räthselhafte Besuche von Andern, welche in allen Arten von Verkleidung erschienen, die, obgleich sie hinreichten, die Augen der Dienerschaft zu täuschen, nicht aber, sie vor den meinigen zu verbergen, welche durch die erste Zusammenkunft geschärft waren. Verkäufer verschiedener Spielsachen, Juwelen oder Stickereien, hauptsächlich in Frauentracht, quälten beständig, den Grafen zu sehen, und selbst in seinem schwächsten Zustande wurde die Bitte selten versagt. Bei solchen Gelegenheiten war ich ausgeschlossen. Diese Kaufleute waren augenscheinlich die Ueberbringer von Briefen und andern Neuigkeiten, welche den Kranken tief erschütterten. Aber alle meine Versuche, sie zurückzuhalten, waren vergeblich. Des Grafen Befehl war, sie sogleich vorzulassen, und ich war nur Muthmaßungen überlassen. Der Mönch kam nicht wieder; aber ich fand eines Tages ein Fragment eines Briefes auf das Schreibepult hingeworfen, welches diese Worte enthielt:

„Dich zu sehen ist unmöglich, wenn es auch nicht unnöthig wäre. Ich bin überzeugt durch die vollkommensten Beweise, wer Deinen Meuchelmörder gedungen. Der Versuch wird wieder und wieder gemacht werden, bis er gelingt. Nimm Dich in Acht — aber wenn ein Gefühl für Eine in Deinem Herzen zurückblieb, die Dir so großes Unrecht that, und sich selbst so verhängnißvoll schadete, bestrebe Dich nicht, dieß Verbrechen zu erwiedern — bestrebe Dich nicht, mich zu sehen, beides würde mich nur elend machen. Lebe wohl, Florestan, und gedenke mein."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bemerkung auf die „Bitte an das Fischeramt" in Nro. 96 des Bürgerfreundes.

Wenn ich ein Fischeramtsmeister wäre, — was ich nicht bin, — so würde ich die Schweigsamkeit nicht so weit getrieben, vielmehr längst auf die gedachte, freundliche Bitte, eben so freundlich etwas erwidert haben, z. B. Folgendes:

1. Es ist zuvörderst nicht der Wahrheit gemäß, daß das Fischeramt im Wochenblatte das Fischen ꝛc. ꝛc. verboten habe, sondern das Amt hat dort nur eine Verfügung seiner Morgensprachsherren zur öffentlichen Kunde gebracht, um „Jedermann zu warnen" und mit dieser Bekanntmachung offenbar gerade im Geiste der jetzigen Bittsteller gehandelt;

2. es ist aber auch nicht minder unrichtig, daß überall in dieser Bekanntmachung von einem allgemeinen Verbote des Fischens ꝛc. ꝛc. die Rede seyn soll, vielmehr bezieht sich die jetzige Verfügung der Morgensprachsherren ausdrücklich nur auf das Ausstellen von Netzen, Hamen ꝛc. ꝛc.;

3. es soll endlich ein großer Irrthum seyn, daß die Bittsteller davon ausgehen, man könne aus der Existenz eines frühern allgemeinen Gesetzes (wie § 110 der K. R. und die Verordnung von 1736) mit Sicherheit die Nichtexistenz eines abweichenden singulären Rechtes, z. B. eines Privilegiums, folgern, was übrigens hier nicht weiter erörtert und bei einem Rechtskundigen leicht weiter nachgefragt werden kann.

Nach diesen Berichtigungen würde ich sodann

4. den Bittstellern zwar die sämmtlichen Privilegien des Amts ohne Weiteres — nicht vorlegen, weil erstlich, dem Vernehmen nach, Privilegien zu ihrer rechtlichen Wirksamkeit keiner Publication bedürfen, vielmehr auch ohne diese gegen jeden Dritten klagend verfolgt werden können, andererseits, weil sich in dieser schreibseligen

Zeit vor dem verrufenen Spuck der Wortverdrehung nicht genug zu hüten steht. Dagegen würde ich mich zunächst auf den gesunden Menschenverstand und sodann — ohne der sonstigen Privilegien des Amtes überall zu gedenken — gerade auf die von den Bittstellern in Bezug genommenen obrigkeitlichen Verfügungen (§ 110 der K. R. und Verordn. v. 1736) berufen.

Schon nach dem gesunden Menschenverstande kann nicht bezweifelt werden, daß wenn hieselbst ein Fischeramt existirt (wie Solches von den Bittstellern anerkannt worden) die ausschließliche Wirksamkeit der Zunftgerechtsame sich jedenfalls auf unsre Hauptgewässer, mithin namentlich auch die Weser, erstrecken müsse. Dies ist aber auch in den erwähnten obrigkeitlichen Verfügungen mit den klarsten Worten ausgesprochen und solcher Gestalt gesetzlich außer allen Zweifel gestellt.

Beide Verfügungen nämlich betreffen ausdrücklich den Fischfang in der Weser, beide kündigen sich ganz bestimmt als Verbote an, welche zu Gunsten des Amts gegen jeden nicht zum Amte gehörenden Dritten gerichtet und, weit entfernt, die Freiheit des Fischfangs in der Weser zu proclamiren, gerade im Gegentheil ihrem Grunde und ihrem Zwecke nach, lediglich zum Schutze des Fischeramts in seinen ausschließlichen Gerechtsamen gegeben sind.

Da namentlich in den gedachten Verfügungen auf das Bestimmteste verordnet ist, daß die Amtsfischer ausschließlich berechtigt seyen, mit Lachsnetzen, Treibgarn, großen Fischnetzen und andern dergleichen Geräthe in der Weser zu fischen; da ferner nach dem klaren Inhalte der Verordnung von 1736 zu „dergleichen Geräthe" alle diejenigen zu rechnen sind, deren Gebrauch offenbar eins über den Bedarf der eigenen Küche hinausgehende Beute bezweckt: so ist eben so wenig daran zu zweifeln, daß in der Bekanntmachung des Amts „die Weser" gemeint, als daß das jetzige Verbot der Morgensprachsherren hinsichtlich des Aussatzes von Netzen, Hamen, Scheeren, Körben und sonstiger zum Fischen dienenden Sachen in vollem Einklange mit den mehrgedachten früheren Verordnungen stehn.

Eine Erwiederung dieser Art würde ich, wie gesagt, den Bittstellern in Anerkennung ihrer höchst ehrenwerthen Gewissenhaftigkeit, welche selbst die unwissentliche Sünde scheuet, nicht vorenthalten und noch den Rath beigefügt haben, daß sie künftig, um ganz sicher zu gehen, sich beim Fischen in der Weser auf den Gebrauch der Angelruthe beschränken, im Uebrigen aber ihre Fischzüge nur in solchen Gewässern halten möchten, welche durch Eigenthum, Pacht oder auf sonstige Weise der Privat-Disposition einzelner Individuen unterworfen sind, versteht sich, nachdem sie von den letztern die Erlaubniß dazu erhalten haben.

Ganz anders verhält es sich mit dem Producte aus der Jippengegend in Nro. 97 des Unterhaltungsblatt's, in Hinsicht dessen die stumme Indignation des Amts höchst passend erscheint, mindestens so lange, bis der Einsender die Verordnung von 1736 selbst, oder namentlich auch die Bestimmungen der kundigen Rolle, auf welche die erstere sich wesentlich bezieht und ohne welche daher die Verordnung vernünftigerweise gar nicht beurtheilt werden kann — erst gelesen haben wird.

Das bildliche Zeitalter.

(Ein Votum gegen die Auswüchse unserer Zeit.)

Die Bilderstürmer sind wieder auferstanden! Bilder, nichts als Bilder! „Fresco-Bilder", „Reise-Bilder", „See-Bilder", „Atlantische Bilder", „Phantasie-Bilder", Bilder des Orients", „Guckkasten-Bilder", „Nacht-Bilder", „Traum-Bilder", „Wiener Bilder", und damit etwas Leben in diese Masse hineinkomme, auch „lebende

Bilder"! Es hat sich diese Bilder-Krankheit offenbar seit dem, nun schon hübsch ausgewachsenen Houwald'schen Bilde in Deutschland gebildet und in unsern Tagen bis zur Epidemie gesteigert; ich wittre schon, daß bei Meister Basse, als Neujahrs-Angebinde für 1834, mit sauber colorirtem Umschlag „Schnupfen-Bilder, oder der Schnupfen wie er ist, ein Roman für Nieselustige" erscheinen werde. Sperren — ich meine die kritischen — helfen dagegen nichts; denn das Uebel kommt nicht vom Menschen, sondern aus der Luft — und daß Zeit, Zeitgeist, Zeitwort, Zeitung sich nach dem herrschenden Winde richten, ist schon den Antidiluvianern als uninteressantes Faktum bekannt gewesen, kann mithin im Jahre 1833 nicht mehr zu den interessanten Hypothesen gerechnet werden: denn wie der Mensch nicht ohne Luft, so kann er auch nicht ohne Zeit leben, und eigentliche Zeitlosen giebt es daher auch nur unter den Pflanzen; die aber leben nicht, sondern vegetiren, wie noch heutzutage an seltenen Exemplaren von solchen Menschen-Pflanzen ganz deutlich zu sehen. Wie es ferner eine trübe, heitere, helle, dunkle, trockne, heiße, gewitterschwüle und gepreßte Luft, so giebt es auch eine trübe, heitere, helle, dunkle, trockne, heiße, gewitterschwüle und gepreßte Zeit. Licht und Zeit drohen Beide alles Beharrende zu vernichten, und wenn man sagt: „die Luft zehrt", so gilt dieß noch mehr von der Zeit, die ganze Nationen verschlingt. Dafür hat der Mensch sich an seinen beiden Feinden gerächt, und wie Otto von Guerike für die Luft, so hat Johann Guttenberg für die Zeit einen Zwinger erfunden, worin erstere mit all ihrem Sauer-, Stick-, Kohlenstoff und ihrem ganzen luftigen Wesen, letztere mit all ihren Größen, Kämpfen, Bewegungen Stürmen, Nächten und Sonnenstrahlen und all ihrem Zeitlichen gebannt wurden; und so reichen sich Luftpumpe und Presse die Hände zum gemeinschaftlichen großen Werke! Wie man sagt: „er lebt von der Luft" so kann man auch sagen: „er lebt von der Zeit"; denn diese giebt nur alle Jahrhunderte etwas. Wie man frägt: welche Luft herrscht?" — so kann man auch fragen: „welche Zeit herrscht?" denn beide sind geborne Herrscher, die Luft oben, die Zeit unten. Beide rächen sich an dem, der ihnen zu nahe tritt, blutig. So drang Deutschland's größtem Geologen, da er die Spitze des Chimborasso erklomm, um dessen Scheitel nur dünne Luft spielt, das Blut aus Nase und Mund, als es den äußersten Marken der Luft schon so nahe gekommen, daß er sie, so zu sagen, mit den Händen greifen konnte; und an den frühen Cypressen auf dem historischen Grabe von St. Helena rächte sich ihrerseits die egoistisch gemißhandelte Zeit.

(Der Beschluß folgt.)

Fructus belli.

Die heldenkühne Vertheidigung der spanischen, von den Franzosen unter dem Marschall Lannes (1809) belagerten Festung Saragossa gehört bekanntlich zu den beispiellosen Ereignissen jener schrecklichen Feldzüge. Schon waren die Wälle gefallen, als noch jedes wehrhafte Kloster und Gebäude von dem Reste der Besatzung, von Bürgern, Mönchen und Frauen behauptet, nach manchem abgeschlagenen Sturme dem langwierigen Minenkrieg veranlaßte. Endlich sah sich Lannes am Ziele sich im Besitze eines riesigen, Pestdämpfe verbreitenden Schutthaufens, der funfzigtausend faulende Leichname bedeckte und der Grimm des Siegers wählte nun, um die heroische Klerisei der Spanier einzuschrecken, die übriggebliebenen Geistlichen und Mönche zum Opfer aus. Sie wurden verhört, erdrosselt, gesäckt und in den Ebro geworfen — ein Beginnen, das die geängstetsten Domherren

der Kathedrale vermochte, zu Rettung des Daseyns und der bedrohten Amtsbrüder dem Marschall die Schätze ihrer Kirche anzubieten. Diese bestanden in prächtigen, der heiligen Jungfrau von hohen Häuptern und reichen Andächtigen verehrten Denkzeichen und Geschenken, z. B. in einem herzförmigen Geschmeide, das dreizehnhundert Diamanten enthielt, dem Vermächtnisse der Königin Barbara von Spanien, zweihundert und funfzigtausend Franken an Werth. In mehreren mit Edelsteinen bedeckten Kronen, zwei juwelenreichen Bildern der Kaiserin Marie Therese und ihres Gemahles, sammt vielen Köstlichkeiten, deren Gehalt, laut der Schätzung, eine Million Thaler überstieg.

Der Marschall Lannes verwies diese Beauftragten, scheinbar beleidigt, an die beiden unter ihm dienendrn Generale Mortier und Junot, welche das Opfer jedoch, zur herzinnigen Freude der Darbringer, gleich Jenem ablehnten. Aber noch am Abende dieses Tages forderte ein Offizier des Oberfeldherrn den gesammten Schatz, und Junot, welchen ein solches Verfahren empörte, erhielt auf Begehren von dem ersten Kapellan, als dem Hüter derselben, die schriftliche Versicherung, daß sich der Marschall die gedachten Kleinoden zugeeignet habe. Lannes nahm sie mit sich nach Paris und sagte, sich dem Kaiser vorstellend:

Ich habe von dort einige bunte werthlose Steine mitgebracht; Ew. Majestät mögen befehlen, wem ich sie aushändigen soll. Junot und Mortier stellten sich spröde, was ich ihnen verdacht habe, da ich sie gern und unbedenklich annehmen würde.

Napoleon sprach ihm, als dem Vertilger Saragossa's, die Beute unbesehen zu.

G. S.

Buntes aus der Zeit.

Unter den Hottentotten am Katzenfluß in Afrika, welche früher geistig und körperlich durch Branntwein ganz ruinirt zu werden Gefahr liefen, ist eine Mäßigkeitsgesellschaft etablirt, welche einen raschen Erfolg hat und für die treuherzige Natur dieser Menschen bürgt.

Eine Albanesische Mahlzeit besteht aus mindestens 40 Gerichten, welche schnell nach einander folgen und dann frägt man aus der Küche: ob noch mehr verlangt werde oder das Desert zu bereiten sey. Ein Engländer versah sich an den sechs ersten Gerichten, hielt aber bis zum 29sten aus, wo ihm dann die Unmöglichkeit des Weiteressens zum Ekel einleuchtend wurde.

Man hat beobachtet, daß die Schwäne dießjährig früh weggezogen sind, und will einen strengen Winter prophezeien.

„Der Mensch bedarf der Zeichen,
Um bös' zu prophezei'n:
Wenn nicht Kometen streichen,
So müssen Schwän' es seyn;
Beim Fehlen zürnt er mächtig:
Doch da er nie sich trügt,
Wird ihm Natur verdächtig,
Weil sie sich gar nicht fügt."

Muß sich ein neuer Mechaniker nicht entsetzen, wenn er erfährt, daß 518 nach Christi in China schon Kettenbrücken vorhanden waren? Aber ist es nicht eben so arg, wenn Schelling von Gott einen Einfall hat, den der Schuster Jacob Böhm schon hatte? Beide lehren einen dunkeln Urgrund in Gott.

Prof. Leo erklärt in seiner „Naturlehre des Staates": „die Blutrache sey unter gewissen Un-

ständen eine sittliche Pflicht, welche der Staat anerkenne." Bei solchen Behauptungen möchte man auf die Begründung begierig seyn.

Ein grämlicher Reisender sagt von Canada: man schwimme dort zwei Monate im Frühjahr und zwei Monate im Spätjahr in Koth, vier Monate brate Einen der Sommer an der Sonne und probire den Braten mit Fliegenstichen, stecke man aber die übrigen vier Monate die Nase aus dem Schnee, so beiße sie der Frost ab." Jener Wanderer ist wahrscheinlich vom Spleen geplagt und legt den Trauermantel nicht ab, damit seine Krankheit eine hitzige werde.

Ein Volk im Aufruhr sucht sich gewöhnlich die schlimmsten Bekehrer aus, wie uns die Geschichte beweist; denn an jedem Ausgange der Revolutionen steht ein Tyrann.

Ludwig XIV. verbot 1658 bei 60 Livres Strafe, irgend welche Kleie wiederholt zu mahlen, „indem diese Substanzen nicht werth seyen, in den menschlichen Leib zu gelangen." — Jetzt will man aber wissen, daß sie es werth sind; — wer hat Recht? — Ein heutiger Franzose, Herpin, hat gefunden, daß man bei dem Mahlen den vierten Theil des Gewichts vom Korn in Kleie verwandelt, der physisch nur $\frac{1}{20}$ beträgt, und daß man in der Kleie 75 Prozent Nahrungsstoff unbenutzt läßt, welche im kalten Wasser ausgewaschen werden können. Demnach hatte Ludwig XIV. gewiß unrecht.

---

* Die halbe Täuschung.

2 Sonette.

Wie oft das Leben doch nur Hoffen bleibt! —
Worauf der Sehnsucht heiße Wünsche bauen,
Worauf mit Sicherheit als Ziel hinschauen,
Von dem uns tückisch nicht das Fatum treibt?

Darf man, wie er dem Herzen ein sich schreibt,
Darf man der Schönheit Feuerblicke trauen;
Das Zauberblümchen pflücken in den Auen,
Deß würz'gen Duft ein Zephyr zu uns treibt?

Wie kannst das Holde Dein Du fröhlich nennen,
Das sprechend doch nur kurz zu Dir sich neigt;
Die reinste Gluth nur lächelnd mag erkennen!

Fühlloser Busen, der beengt nicht schweigt,
Dann klopfend fragt, warum für sein Entbrennen
Ein eis'ger Berg, erkaltend ihn, aufsteigt?

Ein Wesen wahrt, woran es innig hangt,
Das Herz; dies kann's um Kron' und Gold nicht missen;
Bei ihm ruht süß es in Bekümmernissen
Nach ihm wehmüthig es in Thränen langt.

O Trost! ihr Geistesarme, ihr umfangt
Das Bild, das kann bei euch ich sicher wissen!
D'rum Herz, von Schwermuth werde nicht zerrissen,
So lang vor ihrem Sinken Dir nicht bangt.

Was einer Gottheit Wahl für Dich gewählt,
Dem, Ich! bleib Du mit Treue hingegeben,
Blüht Dir schon nicht die Einigung für's Leben;

Der Geist, im Fluge frei, hat nie verfehlt,
Wohin das Sehnen ging, das hehre Streben;
Es ist dem Theur'sten nah', ist ihm vermählt!

Franz Leopold.

Auflösung der logogriphyschen Füllungen in Nro. 99:

1. Brut. Braut. 2. Grus. Graus. 3. Paer. Pauker. Pater u. s. w. 4. Bein. Beduin. 5. Morast. Most. 6. Leer. Leber. Leder. Leiter u. s. w.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 30.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 103.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 26. December 1833.

* Anzeige.

Der Bürgerfreund wird auch im folgenden Jahre, wie bisher, erscheinen. — Die Unterzeichnete weiß es dankend zu erkennen, daß, ungeachtet einer vermehrten Concurrenz, die Auflage noch im Zunehmen ist, und diese Theilnahme dient ihr zur Aufmunterung, die zum Grunde gelegte Tendenz treu zu verfolgen. Auswärtige, welche dieses Blatt zu halten wünschen, wollen sich an ihre resp. Postämter, Hiesige an Herrn Jöntzen oder an die Unterzeichnete wenden. Der Preis ist 36 Gr. Vorausbezahlung für das Quartal und 8 Gr. für die Liste der Civilstands-Urkunden. Die Red.

Mitten inne zu steh'n zwischen Demokritus
Und Heraklitus gleich-thörigter Weisheit, dieß
Ist die Warte des Lebens,
Und erreichlich nur Wenigen. Klamer Schmidt.

* Unsere Zeit.

Ein ernsthafter Schwank oder ein schwankhafter Ernst.

(Scene aus Elysium.)

Avis au lecteur.

Die ehrenwerthe Versammlung besteht aus Klopstock, Schiller, Göthe, Galenus, Hippocrates, Luther, Melanchton, Körner, Friedrich, Napoleon, Taubmann und Galilei.

Im kühlen Schatten riesiger Platanen,
Vom Sonnenäther rosig angehaucht,
Ergehn sich sinnend der Gepries'nen Manen,
Den Forscherblick ins weite All getaucht:
Das Greisenhaupt geschmückt mit Lorbeerkronen,
— Die ihre Zeit den Meisten vorenthielt —
Auf Moosen ruhend, weicher als auf Thronen,
Von Harmonie erfülltem Duft umspielt.
Jünglingsgestalten mit den gold'nen Locken,
Im Arm die Lyra mit dem Eichenkranz'.
Hier traut gepaaret unter Blüthenflocken
Des Schlangenstabes mit des Scepters Glanz;
Dort staubzerfallen Coran, Analecten
Und Corpus juris, Talmud und Pandecten.

Mit Blitzesschnelle naht aus weiter Ferne
Im Regenbogenglanz der Aerostat,
Metempsichosenpost nennt' ich ihn gerne,
Denn er führt Geister ihren luft'gen Pfad.

Schon ruht er an den himmlischen Gestaden,
— Geblendet steht der Angekomm'nen Schaar —
Der Glanz, in dem sich ihre Blicke baden,
Umschließt, durchdringt, verjüngt sie wunderbar.
Das nie Geahnte sehn sie hier gestaltet,
Der Schleier fiel — unendlich steht der Raum;
In ew'ger Jugend strahlt, was einst veraltet,
In heller Klarheit, was einst Seelentraum:
So wird auch uns seyn, wenn auf deinen Höhen,
Elysium, als Neulinge wir stehen.

Und aus den Gruppen, die sich dort ergehen,
Die sich gelagert, dringt ein milder Gruß:
„Von wannen kommt ihr Pilger zu den Höhen,
„Welch' Wandelsternes Tiefen ließ Eu'r Fuß?" —
Und „von der Erde!" tönt's in blöder Weise,
„Aus jenem Theil, den man dort Deutschland nennt!" —
Da reiht es sich zu einem bunten Kreise,
In dem das Aug' manch hohen Freund erkennt:
Denn Freunde sind den Edlern die Heroen,
Die an des Wissens Firmamente lohen.

Und aus der Mitte zweier Lichtgestalten,
Den Immortellenkranz ums edle Haupt,
Tritt schwebend, trotz des Kleides weiten Falten,
Ein hohes Bild, die Stirn mit Grün umlaubt:
„Ihr lieben Freunde," haucht es, „gebt uns Kunde
„Von jenem Stern, der einst auch unser Hort;
„Lebt unser Name noch im Volkes-Munde
„Und unsre Werke, dauern sie noch fort? —
„Wird jenen Oden, die das Heil'ge tragen,
„Wird dem Messias, hoher Weihe voll,
„Nicht jedes Herz im schönen Anklang schlagen,
„Wird ihnen nicht der Achtung hehrer Zoll?
„Schmückt Egmont jetzt Thaliens würd'gen Tempel,
„Ist Iphygenia Deutscher Bühnen Zier? —
„Gewiß lieh Tasso längst der Kunst den Stempel,
„Ein Meteor zieht Faust durch ihr Revier.
„Und Posa — Pilger, sagt es unumwunden —
„Ist wohl nur Schatten noch vom Männerwerth?
„Der Tell hat kund'gern Sänger doch gefunden,
„Maria, Max, der Jungfrau siegend Schwert? —
„Wir waren ja des Aufschwungs frohe Zeugen,
„Dem Edlen nur wird jetzt das Volk sich beugen.

Gesenkten Haupts tritt einer jener Waller
Hervor und spricht: „wohl seyd ihr mir bekannt
„Ihr hohen Sänger! — doch im Munde Aller
„Wird Euer Name nimmermehr genannt;
„Das Volk ist klüger, aufgeklärter worden,
„Es saugt die Bildung schon an Ammenbrust;
„Das Denken haßt's, es ziemt nur rohen Horden,
„Es will Genuß, Veränd'rung und die Lust.
„Des Waldes Siedler brummen auf der Bühne,
„Der Eckensteher füllt Thaliens Haus;
„Das Fatum zwingt zum Morde wie zur Sühne:
„Das Volk steht über Rührung über Graus.
„Vor sieben Mädchen mit Gewehr und Tasche —
„Floh deine reine Jungfrau scheu zurück;
„Die Kritiker durchstöbern arg die Asche,
„Kein Lumpen *) selbst entgeht dem scharfen Blick.
„Veränd'rung liebt das Volk, was soll der Dichter
„Sich müh'n und forschen in des Wissens Schacht? —
„Für einen Abend ist's — zwei abgebrannte Lichter,
„Champagnerrausch — das Lustspiel ist gemacht.
„Niemand will denken; so ist's einmal Mode,
Mit einem Wort: sie machen sich's commode. —

„Schon gut, schon gut! — sey dein Bericht beendet!"
(Soll Neugier wol auch Geistern eigen seyn?)
Kaum hat der hohe Sänger sich gewendet,
So nimmt ein Andrer seine Stelle ein.
Der Schlangenstab stützt seine kräft'ge Rechte,
Die hohe Stirn verschönt ein Faltenzweig,
Vielfält'ger Kräuter duftiges Geflechte
Und Präparat aus Erd- und Feuerreich
Trägt seine Linke: „Sprecht, ihr jungen Bürger,"
So hebt er an, — „leicht ist Euch der Bericht,
„Herrscht unbesiegt der Tod dort noch als Würger
„Mit seinen Schergen: Fieber, Krampf und Gicht? —
„Fand jenes Monstrum, das die Länder schreckte,
„Noch keinen Ritter, der es überwand,
„Noch keinen Jenner, der den Bann entdeckte
„Vor dem es wie ein Nebelbild entschwand? —
„Sind tiefer die Geweihten eingedrungen
„Ins tiefverhüllte Walten der Natur;
„Hat sich ihr Forschen schon hinangeschwungen
„Zum sichern Standpunkt auf des Wissens Spur? —

*) Nicht mit Lump zu verwechseln.

„Trifft ihre Kunst die rechten Kräuter, Moose —
„Und irrt sie nicht bei Pro- und Diagnose? —
„Du scheinst schlecht unterrichtet, hoher Weiser,"
— Entgegnet heftig einer aus der Zahl.
„Vergeudet habt Ihr Alten" — setzt er leiser
Hinzu, „die Zeit auf Bergen und im Thal,
„Um Gummata, um Kräuter aufzuspeichern,
„(Da doch dem Tod' kein Kraut gewachsen ist)
„Um Apotheker, Bader zu bereichern:
„Jahrtausende vererbte sich die List;
„Doch unsrer Zeit nur blieb es vorbehalten,
„Das wahre Heil durch mystischen Rapport;
„Atome bergen furchtbare Gewalten,
„Und zwanzig Jahre potenzirt sich's fort.
„Similia similibus — so lautet
„Die Zauberformel zu der Heilung Steg;
„Ihr, die ihr Uebeln goldne Brücken bautet,
„Vernehmt's: — man riecht Gebrechen jetzt hinweg.
„In Mörsern und Retorten Spinnen kosen,
„Im Receptirtisch' ungestört die Maus;
„Ein Octillonstel Eurer kleinsten Dosen
„Reicht bravgerüttelt für Armeen aus:
„Mit aller Kunst entgeht man nicht dem Tode;
„Was kümmert's denn, — man macht sich's
nur commode!"

(Der Beschluß folgt.)

---

* Il vesuviano.

Eine Neapolitanische Erzählung.

(Fortsetzung.)

Der Conde genas, obgleich er vier Aerzte des Hofes hatte, ihn zu bedienen. Aber um die Cur zu vollenden, war ihm verordnet, zurückzukehren nach seinem Pallast in Portici. Die Gärten waren reich, die Aussicht unvergleichlich, und die Luft selbst Gesundheit. Aber das Vergnügen hatte seine Gefahr. Fra Joachimo fing an, Zeichen zu geben von seinen Bewegungen gegen die Hauptstadt, durch die Plünderung von Häusern oder Reisenden in jeder Nacht. Die Truppen, ausgestellt, die Heerstraßen zu bewachen, konnten in Verfolgung dieser außerordentlichen Person, welche allenthalben und nirgends zu seyn schien, nichts ausrichten; und wie ehrliche Italiener sahen sie ein, daß, da es thöricht sey, ihre Zeit zu verlieren, um ein Phantom zu verfolgen, das Beste, was sie thun könnten, sey, ihre Waffen auf den Haufen zu werfen und sich schlafen zu legen. Einem halben Dutzend ihrer Patrouillen waren in diesem Zustande Waffen, Rüstungen und Vorräthe davon getragen worden — ehe sie es begreifen konnten, daß Schlafen im Angesicht des Feindes der Vorsicht entgegen sey. Aber nichts konnte die verschwenderische Lebensweise des Conde ändern. Er lachte über Fra Joachimo, erneuerte seine Festgelage mit seiner rückkehrenden Gesundheit, und errichtete seinen Hazardtisch nach einem verzweiflungsvolleren Maßstabe denn jemals. Das Spiel war früher sein Vergnügen gewesen, es war nun seine Leidenschaft. Er saß ganze Nächte an dem Tische, und Verlüste machten keinen andern Eindruck auf ihn, als eine Ausgelassenheit hochmüthiger Geister. Aber der Eindruck war nicht derselbe bei Allen. Der Capitano hatte während der Krankheit meines Herrn fortgefahren zu spielen, und zu seinem Unglück in schlimmere Hände, als die des Conde gefallen, war er am Rande des Abgrundes. Als er zu unsern Festen zurückkehrte, hatte ich nie einen so verwandelten Mann gesehen. Das kühne breite Gesicht war zusammengesunken, schmal und elend. Seine Farbe war so bleich, wie bei einem kranken Mädchen, und die Stimme, deren Hauptton Uebermuth gewesen, war gebrochen, und zu einem Lispeln herabgesunken. Nacht für Nacht spielte er; aber das Glück hatte ihn verlassen. In seiner Verzweiflung borgte er von dem Conde, und so wie er borgte, flog die Anleihe aus seinen Fingern. Endlich verbreitete sich ein Lärm, daß von einer großen Summe Geldes der königlichen Schatzkammer des Principato, des Capitano's Sorge anvertraut, keine Rechenschaft

habe gegeben werden können. Ich sah ihn in der Nacht, als man sich zuerst im Pallaste die Geschichte zuflüsterte, und wenn der Capitano einen Feind hatte, das war die Nacht für ihn, sich seines Triumphs zu freuen. Er spielte mit der Raserei eines Mannes, bei welchem Tod und Leben auf dem Spiele stand.

In dieser Nacht fand ich den Conde seltsam beunruhigt. Er war des Capitanos Gegner und wie die Haufen von Gold vor ihm in die Höhe stiegen, lächelte er oft mit einem Ausdruck von heftigem Ergötzen. Als die Sätze sich verdoppelten und das Spiel auf einmal kühner und ihm günstiger wurde, verrieth sich sein Entzücken beständig selbst. Zuletzt kam ein entscheidender Wurf. Alle versammelten sich um den Tisch. Kein Laut war zu vernehmen zwischen der Menge. Jedes Auge war auf das Brett gerichtet, als der Würfel im nächsten Augenblicke dieses wüthende Spiel entscheiden sollte. Der Becher war in meines Herrn Hand. Ich blickte ihn an, als er sie erhob, den Wurf zu thun. Seine Lippen bebten, sein Gesicht brannte, und wenn je durch das Auge allein ein Gebet gerichtet wurde zu den Mächten des Zufalls oder des Bösen, so war es in diesem wilden emporgerichteten Auge. Der Würfel war gefallen. „Verderben!" heulte der Capitano, indem er, mit seinen magern Händen den Würfel ergreifend, rücklings zu Boden fiel. „Revange!" murmelte der Conde, indem er einen Blick des bittern Triumphs auf seinen gefallenen Feind werfend, aus dem Zimmer rannte.

Vorfälle dieser Art waren so gewöhnlich zwischen den Vornehmen, daß das Elend des unglücklichen Spielers die Unterhaltung nicht unterbrach; dasselbe Verderben ging vorwärts zu funfzig Tischen durch das Haus zur selben Zeit, und als der Ruf zum Abendessen kam, dachte Keiner mehr an den Capitano. Der Conde war in seiner gewöhnlichen Stimmung, weder hochmüthig, noch gedrückt, aber die Ehren des Festes vollziehend mit der Ruhe und hohen Courtoisie seines Ranges. Nie gab es ein verschwenderisches Gastmahl, selbst nicht unter den Ausschweifungen der Noblesse; und selten war eine Gesellschaft vereint, die weniger der Sorge eingedenk war. In der Mitte der Festlichkeit wurde dem Conde ein Blatt eingehändigt, und er folgte dem Boten zu seinem Studierzimmer. Als ich die Thür vorbeikam, hörte ich Stimmen in schneller Unterhaltung, und ein kleines Fenster, welches in den Garten ging, gab mir Gelegenheit, meiner Neugierde, die Ursache dieses unzeitigen Billets zu erfahren, ein Genüge zu thun. Zu meinem höchsten Erstaunen sah ich das schöne und stolze Weib des Capitano zu des Conde Füßen knien. Ich konnte nur ein Fragment ihrer Worte erhaschen. — „Floreſtan, Ihr habt Genugthuung gehabt. Du hast meinen unglücklichen Gatten vernichtet. Er verdients Deine und meine Verabscheuung. Ich gestehe, daß er uns Beide betrogen hatte — daß alle meine früheren Hoffnungen von Glück durch seine Verrätherei zerstört wurden." Die Stimme verlor sich in Seufzern. Der Conde erhob sie von der Erde, und führte sie zum Fensterflügel, sie wieder zu stärken durch die frische Luft. Sie war ohne Vergleich die schönste und köstlichst geschmückte der vielen Damen im Pallast während des Abends gewesen, und als der Conde den Schleier von ihrem Haupte zog, war ich in der That geblendet durch eine plötzliche Flamme von Diamanten. Aber als sie sich umwendete und zu der einzeln flimmernden Lampe emporblickte, die das Gemach erhellte, als ob sie in ihr ein Bild ihres eignen unglücklichen Herzens erblickte, sah ich niemals so viel Melancholie und Schönheit bei einem menschlichen Wesen. Nachdem sie eine Weile geblickt, wendete sie sich plötzlich und sagte:

„Graf, Ihr habt mein Unglück vernommen. Ich habe vor menschlichen Ohren mein letztes Bekenntniß abgelegt. Ich werde nicht lange leben. Ich darf nicht lange leben. In dieser Stunde ist ein Gefühl in meiner Seele, welches spricht wie die Stimme des Geistes. Aber ich beschwöre Dich, wenn Du je mein gedachtest in den langen und elenden Jahren unserer Trennung; wenn Du mich noch nicht hassest; wenn Du wünschest, daß ich Dein gedenke in der Welt, zu welcher ich eile, rette meinen elenden Gatten." Der Conde hatte bis jetzt mit gebeugtem Haupt und zur Erde gerichteten Blicken zugehört. Aber bei der Erwähnung des Capitanos sprang er empor. Seine Augen flammten in plötzlicher Wuth: er verfluchte ihn als seinen Verderber. „Ihn retten! — retten den kaltblütigen Verräther! Ihn retten, welcher mich für Jahre zu dem elendesten der Menschen gemacht hat — der mich auf die Folter zerstörter Hoffnung, gesunkener Ehre und verlorener Liebe gespannt hat — retten den Capitano, retten Deinen Gatten? Nein! möge diese Hand an meiner Seite vergehen, wenn ich sie nicht hingeben wollte — wenn ich nicht Vermögen, Namen und Leben hingeben wollte, ihn niederzuschlagen zu meinen Füßen und in seine sterbenden Ohren zu schreien — daß ich seine Verrätherein kenne und auf diese Weise am Ende sie vergelte!"

Die Dame schauderte zurück vor der wüthenden Heftigkeit seiner Bewegungen und Sprache, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte laut. Aber plötzlich sich ermannend und die Thränen von ihren Wangen heftig wischend, nahte sie ihm mit dem Schritte einer Kaiserin. „Conde!" sagte sie in einem erhabenen Tone, „Ihr habt meine Bitte verachtet — weise nun, wenn Du es darfst, meinen Befehl zurück. Von dieser Stunde sind wir einander fremd. Es ist meine erste Pflicht, meinen Gatten vor Schande zu retten, so elend und strafbar er immer sey. Deine Rache, bittre und tödtliche Rache, verführte ihn zuerst zum Spiel. Du allein bist verantwortlich für die Folgen. Du bist hochmüthig, entschlossen und scharfsinnig: er ist schwach und unwürdig, ein Tyrann und ein Thor. Er hat die Gelder des Staats durchgebracht; er hat es unter Deinem Dach verloren: diese Nacht hat er einen verzweifelten Versuch gemacht für dessen Ersatz. Die Summe, die er verloren hat in dieser Stunde, war die Summe, welche er gesammelt hatte, morgen der Untersuchung vorzubeugen, bis er im Stande seyn würde, das Ganze zurückzuzahlen. Ich habe ihn verlassen in den Kämpfen eines Menschen, über den öffentliche Schande, vielleicht öffentlicher Tod, schwebt. Erstatte das Geld, welches Du von ihm gewonnen hast, und mache Dich werth meiner Gebete während ich noch lebe." Sie hielt inne: es erfolgte keine Antwort. „Dann, Florestan," fuhr sie fort, in einem tiefen, gradesgleichen Tone, „ich weiß, was Du gewesen bist; ich weiß, was Du bist; ich weiß, was Du seyn wirst." Sie blieb mit ihren geheimnißvollen Augen auf ihn gerichtet, ihre Lippen zusammengepreßt, und ihre Wangen so blaß, wie der Tod.

Der Graf hatte gegen das Fußgestell einer Statue gelehnt gestanden, so bewegungslos wie sie, aber bei diesen Worten fuhr er empor, und hochmüthig auf die schöne Anklägerin blickend, rief er: — „Du weißt, was ich bin! so sey es. Aber wer hat mich so gemacht? Wer warf mich von meiner Höhe herab? Wer trieb mich, verzweifelnd und verloren, in meine Versunkenheit? Wer hat mir das Gesicht des Weibes verhaßt gemacht fürs Leben, daß ich im Manne nur einen Feind oder ein Schlachtopfer erblicke? Wer hat Florestan hinausgetrieben in die Wildniß gleich einem Raubthier, ein verabscheuungswürdiges

Leben zu führen und zu vergehen in öffentlicher Verfluchung? Dein Gatte hat dieß gethan; und nun, bei jeder Macht, die in der Seele eines Mannes lebt, er soll bereuen, was er gethan hat. Madam, ich bin kein Liebhaber mehr: unser einziges Band ist das des gleichen Elends. Jahre haben überwunden Alles, was in meiner Natur zärtlich oder schwach war. Ich habe meine Schwachheit ausgelöscht in der Bitterkeit der Einsamkeit, in der Flucht, im Raube, in der Verachtung der müssigen und verächtlichen Wesen, welche in diesem verächtlichen Lande die Söhne und Töchter der Hoheit ausmachen; in der Vereinigung mit den Verwegenen, den Unbarmherzigen, und den gleich mir dem Verderben Geweihten, und mehr als Alles, in dem Entschluß, dem feierlichen, geheiligten, beschworenen Entschluß der Rache."

Die liebliche Dame schlug ihre Hand an ihre Stirn, als ob sie die Stimme des Todes vernommen hätte. Der Schlag warf eine Aigrette aus ihrem Haar, und die Diamanten flogen funkelnd über den Boden umher. Sie stieß einen Schrei der Freude aus. „Warum dachte ich hieran nicht früher? rief sie; „er mag doch gerettet seyn." Sie riß die Juwelen aus ihren Haaren, und mit den in Unordnung gerathenen Rabenlocken, und ihre Hände voll von den kostbaren Steinen, huschte sie zur Thüre. Mein Herr machte einen Versuch, sie zurückzuhalten, aber sie sprang von ihm hinweg mit der Schnelligkeit eines Rehes und schoß aus dem Zimmer. Meines Herrn Aussehen blieb trübe. Er ging zu einem Schreibtisch, schrieb einige Zeilen, womit er mich nach Neapel beauftragte, so spät die Stunde war, und ich sah nicht mehr von ihm in dieser Nacht. Der Edelmann, zu dessen Hause ich gesendet wurde, war entweder abwesend oder nachlässig, und ich wurde den ganzen Tag wegen seiner Antwort aufgehalten. (Die Forts. folgt.)

Das bildliche Zeitalter.

(Ein Votum gegen die Auswüchse unserer Zeit.)

(Beschluß.)

Endlich giebt es Luft- und Zeitkrankheiten, Luft- und Zeitkrisen, Luft- und Zeitdruck, Luft- und Zeitschwindel, Luft- und Zeitzüge, Luft- und Zeit-Erscheinungen, Luft- und Zeit-Erschütterungen — und, um mit den Bildern die Reihe zu beschließen, auch Luft- und Zeitbilder. Kurz — Luft und Zeit sind wie Zwillingsschwestern, eine Species von Ritta und Christina, fest aneinandergekettet auf Leben und Tod! Wenn ich daher von den vielen jetzt auftauchenden Bildern als eine Krankheit spreche, die in der Luft liegt, so meine ich gleichzeitig damit ihre altera pars vitae — die Zeit. Unsere Zeit aber ist ein verzärtelt Ding, man mag sie angreifen wo man will — überall thut's weh. Sie verträgt weder von der rechten noch von der unrechten Seite einen Angriff und läßt sich daher nur bildlich er- und anfassen. Wie ganz anders stand es mit der nunmehr schon sanft in Christo entschlummerten Zeit unserer Väter, auch von Wolfgang Menzel dem Redakteur der neuen Zeit, „die Rückenzeit" genannt! Sie hatte zwar einen bescheidenen Mund und pünktlichen Gehorsam; auch wußte sie nur wenig von unsrer Consecutio temporum, die, wie bekannt, in unsern Tagen eine Reform ex fundamento erlitten, so daß unter Anderem das damalige Futurum periphrasticum in das Tempus praesens, das Gerundium zum Plusquamperfectum und der Imperativ zum Optativ umgeschmolzen wurden, wiewohl auch noch in dieser Grammatik des neunzehnten Jahrhunderts, selbst noch in ihrer jüngsten Juli-Edition, sehr viel Inperfecta vorkommen —; allein dafür

konnte man doch mit ihr ein Wörtchen unter vier Augen sprechen, ihr in's offene blaue philanthropische Auge sehen, ihr die markige Hand derb schütteln, ja selbst ihr ein derbes Kapitel mit Glacee-Handschuhen vorlesen, ohne zu befürchten, zur Thür hinaus geworfen zu werden. Auch brauchte man sie nicht erst zu fragen: „Meine Liebe, wie geht's, oder richtiger, wie steht's? Denn ihr frisches, rundes Vollmondsgesicht war eine Satyre auf alle Aerzte unsrer Zeit. Man konnte sein Herz mit seinen zwei Kammern, mit einer Kammer, oder auch mit gar keiner Kammer vor ihr ausschütten, ohne zu befürchten, daß letztere Effusion von den eingefleischten Kameralisten mit der jetzt grassirenden Redensart: „alle tausend Donner-Wetter!" aufgenommen würde. Man sah's an diesem schmunzelnden Munde, der nur zum Essen, nicht zum Reden da zu seyn schien, man sah's an dieser harmlosen Fülle des Bauches, in dessen Fett kein einziger beunruhigender Gedanke sich regte; man sah's endlich an diesen thatkräftigen, inhaltreichen, äußerst concreten Waden — wogegen die mit Hegel'scher Begriffs-Watte gefütterten äußerst abstrakten unserer Zeit sich sehr stiefmütterlich ausnehmen würden — wie gut und rechtschaffen es ihr in leiblicher Hinsicht gehe. Sie war im eigentlichsten Sinne ein allgemeines Leib-Eigenthum, von dem Alles zehrte. Wie steht es aber mit unserer Zeit, die mit der Hand nach der Sonne greift um den Mond damit zu erleuchten? Schon ihr Aeußeres verräth auf den ersten Blick die Gelbsucht. Es erscheinen ihr daher auch alle Gegenstände gelb und grün, und man könnte fast sagen, sie säh' nicht mit den Augen sondern mit der Galle. Zwar hat ihr lichtdurstiger Blick etwas ungemein Anziehendes, fast Rührendes, allein bei näherer Betrachtung merkt man freilich, daß er ganze Sonnensysteme auf ein Mal einsaugen will und dieser Egoismus stößt wieder zurück. Sie hat auch einen Mund — einen Mund, dem es wie Honigseim von den Lippen fließt, nur schade, daß er keinen reinen Mund hält und sich oft und bitter versprickt. Außerdem ist sie im höchsten Grade Hypochonder; macht jeden Tag ihr Testament, bildet sich schon ihr Epitaphium im Lapidarstyl, das etwa so lauten soll: „Sie starb zu rechter Zeit", und bestellt sich schon ihre Leichenredner. Wirft man ihr etwas vor, z. B. einen Zeitspiegel, worin der sich ganz makellos dünkenden die vielen Sommersprossen, Aufsprünge und Risse in ungeschminkten Verhältnissen erscheinen, so nimmt sie einen solchen Vorwurf sehr übel, schmollt oder wird wohl gar grob und prüde. Fühlt man ihr auf den Weisheitszahn, so findet man auch hier viel Hohles, obgleich der kleinen Schreierin bei jedem dritten Worte der Mund von Weisheit überfließt.

Ueber das Bellen der Hunde.

Der Hund bellt im Zustande der Natur niemals, sondern stößt bloß einen kläglichen Ton aus, oder knurrt, oder heult; ein Hund, der bellt, ist allemal schon im Zustande der Zähmung für das Haus. — Sonnini erzählt, daß die Schäferhunde, auf die man in den Wüsten Aegyptens stößt, nicht einmal diese letztere Fähigkeit besitzen, und Columbus sagt, daß die Hunde, die er mit nach Amerika gebracht hatte, nicht mehr bellten, als er sie nach seiner Rückkehr in die neue Welt wiederfand. Den Alten war diese Eigenthümlichkeit nicht unbekannt. Der König David vergleicht den Lärm seiner Feinde mit dem Bellen der Hunde, die um eine Stadt her schwärmen. — Das Bellen ist also eine erlangte Fähigkeit, eine Anstrengung, um zu sprechen, die aus der Näherung des Hundes an den Menschen entspringt. Der Hund giebt die verschiedenen Empfindungen, die er fühlt, durch verschiedene Töne der Stimme von sich.

Dem Schäferhunde gehorcht seine Heerde nach dem Tone des Bellens, ohne daß er zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen braucht. Diese Töne sind so deutlich, daß man gleich weiß, ob sie Zorn oder Furcht ausdrücken. — Ein Pferd begreift bei'm Bellen eines Hundes gleich, ob er es in die Beine beißen wird oder nicht. Man möchte fast kaum daran zweifeln, daß jetzt die Hunde in Europa mehr bellen und sich weniger beißen als sonst. Es wäre gewiß etwas sehr Anziehendes, die Sprache dieser Thiere genauer zu erforschen, da sie eben so sonderbar als manchfach ist. Deutlich bemerkt man, daß sie die Kunst der Tongebung und die Bedeutung einer Menge von Worten verstehen. Miß Hawkins erzählt, daß ein kleiner, Garrick angehörender Hund, den dieser berühmte Künstler immer mit in's Theater nahm, ein so feines Gehör hatte, daß er die Stimme seines Herrn mitten unter den übrigen Darstellern unterschied und deutliche Zeichen der Freude von sich gab, wenn dieser sprach.

H.

Sättel und Steigbügel.

Wann mögen Sättel und Steigbügel erfunden worden seyn? Unter dem Kaiser Konstantin findet man sie erwähnt. Wenigstens erzählt der byzantinische Geschichtschreiber Zonaras, das Constans seinen Bruder Konstantin vom Pferde und aus dem Sattel gestoßen habe. Später geschieht ihrer oft Erwähnung; früher, bei Römern und Griechen, ist noch keine Spur entdeckt. Die Alten waren tüchtige — Voltigeurs. Sie hoben

„Sich im Sprung auf die Renner,"

sagt Virgilius von seinen Kämpfern (XII. 88). Sein Turnus

„Heischt sich Roß und Waffen zugleich und
schwingt auf den Wagen
Sich stolzirend im Sprung." —

(XII. 326 und 327). Die junge zur Reiterei ausgehobene Mannschaft wurde dazu auf's eifrigste angehalten. Erst mußten sie ohne Waffen, dann in voller Rüstung und zwar von beiden Seiten auf's Pferd springen und herunterspringen lernen. Jetzt wurde das Ding mit bloßem Schwerte geübt, dann wieder mit dem Schwerte in der Scheide. Viele der griechischen und römischen Reiter müssen jedem jetzigen Kunstbereiter in der Art gleich gekommen seyn. Für ältere Reiter, für Reisende, waren auf der Landstraße, um leichter auf- und absitzen zu können, Steine angebracht, und eben so diente bei Manchen ein Vorsprung an der Lanze, mit dem einen Fuß auf's Pferd zu kommen. Sattel und Steigbügel selbst aber sind erst lange nach Christi Geburt bekannt geworden.

*r.

Das hat man vom Reisen!

Die Donau ist auf ihrer langen Reise
Bald Katholik bald Protestant.
Sie fließt auf ungewisse Weise
Durch Deutschland und durch Ungerland,
Zwar nicht verschwindend in den Sand,
Wie unser alter Vater Rhein,
Doch geht's ihr ärger, wie bekannt:
Sie kann zuletzt sogar nicht Christin seyn.

Gl.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße Nro. 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 102.

Bremen, Donnerstag den 26. December 1833.

Gestorben:

Den 13. Dec. Der Arb. Peter Mohr, 49 J.; Stavenstraße Nro. 8.

Den 14. — Des Schlachtfuhrmanns Albert Bothe Tochter, 7 Monat; Großenstr. N. 2.

Den 15. — Der Strumpfweber Christoph Kentzler, 57 Jahr; Paulsberg Nro. 76.

Den 15. — Der Schuhmachergesell Friedrich Tonne, 33 Jahr; Abbenthorswallstraße.

Den 17. — Des Arb. Herm. Rauch Wittwe, geb. Kiring, 73 Jahr; Hastedt.

Den 17. — Des Korbmachers Joh. Heinrich Lübking Sohn, 1 Jahr; Neuenweg N. 4.

Den 17. — Des Schreibers Hermann Gätjen Sohn, 5 Jahr; auf dem Kloster Nro. 9.

Den 17. — Des Schlachtfuhrmanns Reinhard Evers Ehefr., geborne Bohlens, 40 Jahr; auf Stephanikirchhof Nro. 3.

Den 18. — Der Kaufmann Philipp Hachez, 38 Jahr; Buchtstraße Nro. 36.

Den 18. — Des Arb. Johann Rotermundt Tochter, 8 Tage; Hastedt Nro. 109.

Den 19. Dec. Des Kalkmessers Georg Philipp Schöne Wittwe, geb. Bellois, 56 Jahr; Balgebrückstraße Nro. 16.

Den 19. — Des Arb. Joh. Gottwald Kriete Sohn, 5 Monat; Grünenstraße Nro. 48.

Den 20. — Des Schuhmachers Heinr. Jürgen Schwerdtfeger Sohn, (todtgeb.); hinterm Abbenthorswall Nro. 2.

Den 20. — Der Drechsler Carl Cellarius, 22 Jahr; Obernstraße.

Den 20. — Des Kornstechers Joh Friedrich Eckhoff Wittwe, geb. Hohnholt, 60 Jahr; Mühlenstraße Nro. 8.

Den 20. — Der Küpermeister Joh. Heinrich Heininghausen, 84 J.; am Stielwall N. 11.

Den 20. — Des Glasermeisters Ernst Philipp Robert Ehef., g. Meyer, 43 J.; Neuenweg N. 11

Den 20. — Der Arb. Heinrich Bode, 36 J.; Barkhof Nro. 5.

Den 21. — Der Baumseidenfabrikant Lüder Weyhusen, 62 J.; gr. Rosenstraße N. 28.

Gebuurten:

Den 11. Dec. Des Schneidermeisters Carsten Neuhaus Ehefr., geb. Osmer, Grünenstr. Nro. 61; von einem Knaben.

Den 13. — Des Schneidermeisters Heinrich Zacharias Stallmann Ehefr., geb. Arndt, Faulenstraße Nro. 51; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Arb. Joh. Diedr. Ahrens Ehefrau, geb. Günnemann, Muggenburg Nro. 17; von einem Mädchen.

Den 14. — Des Cigarrenmachers Hinr. König Ehefr., geb. Castendieck, außerm Steinthor Nro. 77 A; von einem Mädchen.

Den 15. — Des Schuhmachers Christ. Steinwedel Ehefr., geb. Petershagen, Pelzerstr. Nro. 1; von einem Knaben.

Den 15. — Des Mascopsträgers Jacob Schmidt Ehefrau, geb. Wessels, Blöten-Gang Nro. 4; von einem Knaben.

Den 15. — Des Hökers Joh. Hinrich Meyer Ehefr., geb. Röpke, gr. St. Johannisstr. Nro. 73; von einem Mädchen.

Den 17. Dec. Des Kaufmanns Carl Engelbert Eduard Klugkist Ehefrau, geb. Heidmann, Contrescarpe Nro. 4 B; v. e. Mädchen.

Den 17. — Des Fuhrmanns Albert Pralle Ehefr., geb. Pennmeyer, gr. St. Johannisstraße Nro. 211; von einem Knaben.

Den 17. — Des Stuhlmachers Joh. Anton Bock Ehefr., geb. Rausenberg, Wulwesstr.; von einem Knaben.

Den 18. — Des Kaufmanns Joh. Hermann Philipp Selchert Ehefrau, geb. Pülschen, Geeren Nro. 49; von einem Knaben.

Den 18. — Des Arb. Arnold Christoph Fahrenberg Ehefr., geb. Meyer, gr. St. Annenstraße Nro. 38; von einem Mädchen.

Den 19. — Des Schauspielers am hiesigen Stadt-Theater Gerh. Friedr. Lemke Ehefr., geb. Knoll, Buchtstraße N. 41; v. e. M.

Den 19. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Nicolaus Schürmann Ehefr., geb. Bauer, am Siel Nro. 5; von einem Knaben.

Den 19. Dec. Des Arb. Joh Hinrich Meyer Ehefr., geb. Hanefeldt, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

Den 20. Dec. Des Schuhmachers Heinr. Jürgen Schwerdtfeger Ehefr., geb. Blom, hinterm Abbenthorswall Nro. 2; v. e. todten K.

Proclamirt sind:

Der Tabacksfabrikant Heinrich Brand und des verst. Tabacksfabrikanten Johann Diedrich Müller Wittwe, Caroline Friederike Wilhelmine geb. Blume, hieselbst.

Der Tischler Joh. Herm. Martens am Buntenthorssteinweg und Hedewig Johanne Maria Ripken aus Lunsen, Herzogl. Braunschweigischen Amts Thedinghausen.

Der Arb. Joh. Friedr. Geercken hieselbst und Walburga Granz aus Würzburg.

Der Kaufmann Gustav Gerh. Ulrichs hieselbst und Maria Johanna Henriette Kort zu Hamburg.

Der Schuhmacheramtsmeister Johann Christian Lüntzmann und Gesche Ficke, beyde von hier.

Achtzehnter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 104.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 29. December 1833.

* Anzeige.

Der Bürgerfreund wird auch im folgenden Jahre, wie bisher, erscheinen. — Die Unterzeichnete weiß es dankend zu erkennen, daß, ungeachtet einer vermehrten Concurrenz, die Auflage noch im Zunehmen ist, und diese Theilnahme dient ihr zur Aufmunterung, die zum Grunde gelegte Tendenz treu zu verfolgen. Auswärtige, welche dieses Blatt zu halten wünschen, wollen sich an ihre resp. Postämter, Hiesige an Herrn Jöntzen oder an die Unterzeichnete wenden. Der Preis ist 36 Gr. Vorausbezahlung für das Quartal und 8 Gr. für die Liste der Civilstands-Urkunden. Die Red.

Was hier der Mensch, die Völker leiden,
Verschuldet ist es oft, und Prüfung wird's;
Doch steht ein Ziel. Die letzte, schönste Kraft,
Die lange schlummert, unerkannt und still,
Im Innersten des Lebens — sie erwacht,
Sie wird sich inne, wenn das Feindliche
Sich nah' und näher drängt; dann wird die Gluth,
Die uns Verderben schien, ein mildes Licht,
Ein Morgenroth; es blüht ein neues Leben,
Besonnen hell und reif in schöner Kraft,
Aus der Bedrängniß göttergleich empor;
Die Prüfung weicht, und in versöhnter Lieb'
Tritt aus dem Kampf das Feindliche zurück.

G. A. H. Gramberg.

* Unsere Zeit.

Ein ernsthafter Schwank oder ein schwankhafter Ernst.

(Scene aus Elysium.)

Avis au lecteur.

Die ehrenwerthe Versammlung besteht aus Klopstock, Schiller, Göthe, Galenus, Hippocrates, Luther, Melanchton, Körner, Friedrich, Napoleon, Taubmann und Galilei.

(Beschluß.)

„Thöricht Geschlecht!" — spricht hörbar kaum der Weise,
„Dein bester Arzt bleibt nach wie vor der Tod!"

Da tritt ein Dritter, Würd'ger, aus dem Kreise,
Mit Blicken mild wie junges Morgenroth:
„Seyd mir gegrüßt, ihr meine lieben Brüder,
— „Denn Brüder sind wir Pilger allzumal; —
„Schlagt Eu'ren Blick — den freien — nicht mehr nieder,
„Gewöhnt Euch an der Wahrheit hellen Strahl;
„Doch kündet mir, wie sie da unten wallen
„In Glaube, Liebe, Hoffnung und Gebet,
„Einstimmig ihre Lieder aufwärts wallen
„Zum Throne Dess, der ewiglich besteht?

„Denn trennend herrscht nicht Lehre mehr und Meinung,
„Erfolgt ist längst die segensreiche Einung!“,

„Du kühner Streiter auf der Wahrheit Felde,
„Wie irrst du doch,“ so tönt es mild bewegt,
„Wirst du es fassen, was ich trauernd melde:
„Daß häufig man nach einem Luther frägt.
„Wie in der Heilkunst eifrig die Verdünner
„Ihr Wesen treiben, so beim Seelenheil
„Verkünden die Verdummer — der Gewinner
„Sey nur des blinden, trägen Glaubens Theil;
„Vernunftgebrauch sey diabolisch, sagen
„Sie, und von keinem Werth die gute That,
„Den heitern Aufblick soll der Mensch nicht wagen,
„Die Gottheit waltet wie zu Dschaggernath.
„Ihr Wahn trieb sie, die Hohen zu verdammen,
„Die wir verklärt in Eurer Mitte sehn;
„Sie ließen gern den Holzstoß wieder flammen
„Und säh'n erfreut die Menschheit rückwärts gehn.
„Ist denn kein Luther da? — so rufen Viele,
„Kein Wiclef, der sie treffend persiflirt? —
„Ein jeder will ja recht bequem zum Ziele
„Und in der Dämm'rung geht sich's ungenirt;
Das Denken taugt nichts, — so will's die Methode,
Die Losung ist: wir machen's uns commode!

„Auch dieser Wahn wird in sein Nichts zerfallen;“
— Erwiedert mild der große Kirchenheld. —
„Wohl eine Zeitlang mag der Nebel wallen,
„Doch ewig glänzt die Sonn' am Himmelszelt!“
Er wendet sich, — ein liebliches Gebilde
Im Jünglingsalter, schreitet in den Raum;
Künstlich verflochten, wie zu einem Schilde,
Umschwebt ihn Schwert und Leier wie ein Traum.
„Ich sah das Volk — im Aufschwung seiner Jugend,“
So hebt er an, — „sah seinen Heldengeist;
„O sprecht es aus, es giebt noch Deutsche Tugend,
„Die krafterfüllt unwürd'ge Fesseln reißt.
„Und wenn das Alter auch mit seinen Schwächen
„Matt wie der Strom durch Sumpf und Sandbank schleicht,
„So strebt die Jugend gleich den Felsenbächen,
„Daß sie das Ziel — das Herrliche — erreicht;
„Wo frei der Geist — der Körper sturmerprobet
„Dem Wahne trotzet und der Willkühr wehrt,
„Wo beider Kraft sich — wie's auch ringsum tobet,
„Im Kampf für Recht und Deutsche Freiheit mehrt.
„Ich sah die Schmach — die schimpfliche — entweichen,
„Jetzt lebt die Kraft doch unter Deutschlands Eichen?!

„Wo du sie suchst, da ist sie nicht zu finden,
„Mein Liederheld,“ — versetzt ein hoher Greis; —
„Auch ich sah damals Siegeskränze winden,
„Auch ich gab stolz des Lorbeers junges Reis.
„Der Aufschwung stockte an den ehr'nen Schranken,
„Die Führer wichen von der jungen Brut;
„Der sich're Flug ward unheilvolles Schwanken,
„Zum Fieberkrampfe der Begeist'rung Gluth;
„Erschlaffung folgte. — Statt des kühnen Recken,
„Den deine Gluth in Deutschland's Hainen wähnt,
„Trifft du den dünkelhaften Modegecken,
„Der bei den Sagen jener Tage gähnt.
„Ein Toilettenheld ist er geworden,
„Dem weder Brille noch Manschette fehlt,
„Und nach den Söhnen, die den Vater morden,
„Nennt er den Lappen, der den Hals ihm stählt.
„Schlagfertig steht er — doch nur mit der Zunge,
„Weisheit, Regierungskunst hat er erschöpft;
„Nach seinem Willen würd' im raschen Schwunge
„Bei Dutzenden verbannt, gehenkt, geköpft:
„Auch er bringt ja ins Spiel die Episode,
„Das Ritornell: wir machen's uns commode!

Und als der Deutsche Sänger das vernommen,
Rauscht es wie zürnend durch sein Saitenspiel:
„O, daß der Stern“ — ruft er — „so bald verglommen.
„Deß hehrer Schein ins düst're Leben fiel.“
Wer sind die beiden mit verschlung'nen Händen,
Vor denen jetzt der Liederheld entweicht? —
Ihr Blick scheint schnelle Blitze zu versenden,
Von keinem Eindruck je ihr Muth erweicht:
„Läßt sich das Volk so gern zur Thorheit führen,“
— So spricht der Eine spöttelnd zu der Schaar, —
„Mag's leicht wohl seyn, die Länder zu regieren,
„Bequemer, wie's zu unsern Zeiten war.
„Gewiß herrscht Ruhe jetzt im Deutschen Reiche,
„Denn nur der Müssiggang trägt solche Frucht;
„Doch kennt er oftmals auch auf lose Streiche,
„Und übertritt die Schranken guter Zucht.

„Beschäft'gung will der Geist — und weiterstreben
„Soll ohne Stillstand er, nach weisem Plan,
„Bleibt er am vorgeworf'nen Köder kleben,
„Dann ist zum Rückgang schon ein Schritt gethan:
„So sagt uns denn, womit sie sich beschäft'gen,
„Woran sie Geist, Verstand und Einsicht kräft'gen.

„Ihr denkt doch noch des Reichstags, der Congresse
„Und des polit'schen Treibens Eu'rer Zeit,
„Mit blankem Schwert bezogt ihr solche Messe —
„Jetzt wird ein Riß mit Kielen zugereiht.
„Das Volk ist mündig! — ruft's an allen Ecken,
„Und doch beträgt sich's häufig knabenhaft;
„Der tolle Veitstanz eitler Freiheitsgecken
„Zertritt, was Ruhe, Prüfung, Einsicht schafft.
„Nur vorwärts, vorwärts, fleißig eingerissen;
„Der alte Schutt ist unnütz, morsch und rauh! —
„So stets die Einen, ohne noch zu wissen
„Woher ein beff'rer Stoff zum neuen Bau.
„Langsam voran! nur etwas stehngeblieben!
„So dann die Andern, die die Sorge quält,
„Daß, wenn das Schnitzwerk erst hinweggetrieben
„Zuviel des Lichts durch Thür und Fenster fällt.
„So treiben sie's! — sie woll'n Constitutionen;
„Was wird daraus? — nur eitel Confusionen."

(Taubmann, der einstige lustige Rath am Sächsischen Hofe, mischt sich unter die Gruppe.)

„Wer war der Thor, wer war von uns der Weise,
„Wen hat die Schellenkappe nicht bedeckt? —
„Ein jeder trug sie zwar nach seiner Weise,
„Der offenkundig, Jener tief versteckt.
„Jetzt ist's der größte aller ird'schen Orden,
„Zu dem der Taubmann einstmals sich bekannt:
„Mehr als ein Volk ist närrisch ja geworden,
„Die Schellen tönen durch das ganze Land.

Galilei unterbricht ihn:

„So war's — so ist's — und wird's so lange bleiben,
„Wie Gäa sich um ihre Achse rollt:
„Der nur ist weise, der dem wirren Treiben
„Nur höchstens ein bedauernd Lächeln zollt;
„Der froh die Blumen, die der Flur entsprießen,
„Die gold'nen Früchte, die sie bietet, pflückt;
„Der zu entbehren weiß und zu genießen,
„Und, wo er kann, auch And'rer Pfade schmückt.
„Die Jahre misset der Gestirne Kreisen
„Dem Pilger zu, und jedes häuft manch Grab;
„Die Thorheit bleibt dem Menschen bis zum Greisen:
„Dann streift der Engel seine Hülle ab! —

A. Daeves.

---

* Il vesuviano.

Eine Neapolitanische Erzählung.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend schlenderte ich hinunter nach dem Hafen, der kühlen Luft zu genießen. Ein Gedränge von Cavallerie um einige Wagen her kam die Strada di Toledo entlang. Ich erkletterte ein Geländer, um zu sehen, was sie transportirten. Zu meiner Verwunderung sah ich verschiedene meiner Cameraden mit Stricken gebunden in den Wagen, und am Schlusse des Zuges, doppelt bewacht, den Conde. Ich war überwältigt von Schrecken und Kummer, und folgte der Bedeckung. Sie hielten einige Minuten an bei dem Pallast des Justizministers, und dann wendeten sie sich und gingen in das Schloß St. Elmo. Eine verwirrte Geschichte machte schnell ihren Weg durch die Stadt, aber ging dahin aus, daß der Capitano, zurückkehrend von des Conde's Feste, aufgehalten worden war durch einen Banditen, welcher ihn einer großen Summe in Juwelen beraubte: daß die Geschichte der Räuberei zuerst für einen Kunstgriff gehalten worden sey, ihn zu schützen vor der Beschuldigung der Unterschleife, aber die Wahrscheinlichkeit war schnell Gewißheit geworden, welche den Raub dem Conde de Alcantara zur Last legte! Ganz Neapel war in Erstaunen; aber andere Nachricht folgte schnell, welche es mehr als wahrscheinlich machte, daß der verschwendrische Conde Floreston mit Fra Joachimo einer und derselbe war. Das Knäul war der Entwickelung nicht fern. Daß er ein Spanier von edler Geburt sey, war bekannt, aber wo sein

Güter lagen, durch welche seine außerordentliche Verschwendung unterstützt oder wo seine gelegentlichen Lücken des Einkommens so plötzlich und überflüssig ersetzt waren, war ein allgemeines Räthsel. Unter andern Erinnerungen, welche sich nun im Publicum erhoben, waren seine seltsamen periodischen Abwesenheiten, seine erklärte Leidenschaft für Wanderungen in den wildesten Berggegenden, und die geheimnißvollen Zusammenkünfte, welche er hielt, wenn er nicht im Stande war, sein Zimmer zu verlassen. Selbst seine sonderbare persönliche Thätigkeit, seine Kraft, Beschwerden zu ertragen, seine Kenntniß des Seewesens, seine Geschicklichkeit im Gebrauch von Pistole und Säbel, worin ich nie seines Gleichen sah, machte einen Theil des allgemeinen Beweises aus. Ich widersetzte mich lange den Beweisen, und, wo ich durfte, behauptete ich heftig die Ehre des Conde; aber wie konnte ich der ganzen Welt mich widersetzen?

„Die Geschichte ging endlich vorüber, wie andere Wunder der Woche. Der Graf lag in Ketten in St. Elmo und der Capitano war zurückgesendet zu seinem Gouvernement, wo er bald darauf gestorben ist. Zwei Jahre gingen an meinem Haupte vorüber, — während ich Thunfische fing oder Passagiere zwischen Sorento und Neapel fuhr, dann und wann, ich will es gestehen, mit einer kleinen Smuggelei verbunden, die Dunkelheit des Lebens aufzuhellen, und die Donna's von Ischia und Capri durch Rum und Caffee zu erheitern. Aber an einem wilden Abend fuhr ich in meinem Boote einen Passagier über, dessen Stimme ich sehr wohl kannte durch alle Vermummung. Es war die Capitanessa; ich fand, daß sie mich auch kannte. Wir steuerten auf die Rückseite des Hafendammes. Der Wind blies stark und kühl, der Regen fiel heftig, und es war nicht zu befürchten, irgend einem Offizier des Zollhauses zu begegnen. Nie gab es eine schönere Nacht für Contrebande. Aber wir hatten andere Dinge zu thun. Die Donna fragte mich, im Fall, daß ich Gelegenheit hätte, meinen Herrn zu flüchten, ob ich den Willen habe. Ich schwur bei den glänzenden Augen meiner Herrin, den edlen Grafen zu retten, wenn er auch zehnmal Fra Joachimo wäre, würde ich durch Feuer und Wasser gehen. Ich brauche nicht zu sagen, wie die Sache gethan war; aber ehe die Glocke von St. Elmo in dieser Nacht zwölf schlug, war die Mauer erstiegen, des Conde's Fesseln in Stücke geschlagen, und er selbst und die Dame stürzend über die Wellen eine Meile weit den Meerbusen hinunter.

Doch welchen Dienst ich immer meinem kühnen Herrn gethan haben mag, ich that den Kaufleuten und Reisenden einen schlechten innerhalb funfzig Meilen um Neapel. Denn von dem Augenblick an kam kaum ein Mann an, welcher nicht einen Packen oder eine Börse lassen mußte auf der Heerstraße. Die alten Vorfälle waren Kinderspiel gegen das, was jeden Tag in der Woche sich zutrug, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Es schien Alles weniger Erfolg der Raubsucht als der Rache. Die Cavallerie war ausgesandt, die Banditen zu verjagen, und war stets entweder getäuscht oder vollkommen geschlagen. Aber die Hauptscene war die Nachbarschaft des Berges, und kein Philosoph durfte nach einem Bimstein suchen, noch ein Pilger ein Ave sprechen jenseits Portici. Il Vesuviano war der Name von diesem neuen Schrecken des Landes. Die königlichen Boten waren nicht länger im Stande, Käsekuchen und Empfehlungen zum Bedarf der Prinzessinnen einzuführen, und die ministeriellen Vortheile durch Kapitalien waren schrecklich aufgehoben. Il Vesuviano ging frisch vorwärts, mehr und mehr. Die Veteranen des Dienstes

gingen auf ihn ab in ganzen Compagnien, und ihre Offiziere waren vielleicht nur mißvergnügt, daß sie ihrem Exempel nicht folgen konnten. Die Pracht von Il Vesuviano, der Sold, die Schmausereien und die schöne Uniform seiner Truppen waren das allgemeine Gespräch, und wenn es an der Zeit gewesen wäre, Könige zu entsetzen, Il Vesuviano hätte figuriren können als der Gründer einer Regierung.

Aber die Sache war ernsthaft geworden, und wenig geringer als eine Armee wurde beordert zur Verfolgung dieses Königs der Banditen. Ich lag am Abend am Hafendamm, als sie den Chiaja entlang marschierte, und ich folgte ihnen in meinem Boot am Ufer der Bay hinab. Es war bekannt, daß Il Vesuviano in den letzten vier und zwanzig Stunden auf dem Berge gesehen worden war. Die Truppen nahmen Besitz von den Pässen vor dem Einbruch der Nacht und der Ausfall sollte von allen Seiten auf ein Mal gemacht werden, auf ein Signal der Stadt.

(Der Beschluß folgt.)

---

*Aufforderung.

Wir besitzen in der Person des Herrn Js. R. bekanntlich einen Mann, der den Beruf in sich fühlt zu schreiben, und alles öffentlich zu rügen, was, nach Seinem Dafürhalten, anders oder besser eingerichtet werden könnte. Daß er dabey oft das heilsame ne sutor aus der Acht läßt und sich dadurch den unangenehmsten Zurechtweisungen bloß stellt, ist Seine Sache, die ich weder anzufechten noch zu verfechten gesonnen bin.

Aber ich möchte es mir wohl erlauben, Ihn, dem das kaufmännische Wissen doch ohnstreitig am nächsten liegen muß, einmal auf einen würdigen Gegenstand Seiner Critik aufmerksam zu machen, welcher bisher, unbegreiflicherweise Seiner Beobachtung entgangen zu seyn scheint; wenigstens erinnere ich mich nicht, etwas aus seiner Feder darüber gelesen zu haben.

Ich möchte ihn nämlich bitten: die innern Einrichtungen unserer Handlungs-Schule einmal mit derjenigen Umsicht und Aufmerksamkeit zu prüfen, welche ich einem Manne, der so Vieles zu wissen scheint, doch zunächst in solchen Dingen nothwendig zutrauen muß, die Seinen eigenen Wirkungskreis so nahe berühren, und um die es wohl der Mühe werth wäre, die Ansichten erfahrener und gebildeter Kaufleute zu vernehmen.

Aus dem Conflict und dem Austausch der Meinungen pflegt das Gute hervorzugehen, und da jenes Institut, seiner Bestimmung nach, dazu dienen soll: junge Leute zu brauchbaren wohlunterrichteten Comptoir-Arbeitern heranzubilden, so folgt daraus, daß es der Kaufmannschaft nicht gleichgültig bleiben darf, ob jener wichtige Zweck, bei den bisherigen Einrichtungen, erreicht werden könne oder nicht.

---

* Bemerkungen über Bemerkungen.

Ein Ungenannter hat in Nro. 102 d. Bl. viele Worte über eine „Bitte" gemacht, die nichts sagen und zu nichts führen. Unaufgeklärt ist geblieben, welches die Gewässer sind, welche die Amtsfischer bei ihrer Anzeige im Wochenblatte im Auge gehabt haben, als worauf es doch allein ankommt. Wir würden über die Bemerkungen schweigen, wenn sie nicht Unrichtigkeiten in sich enthielten. Nro. 1 u. 2 besteht aus Wortklaubereien, deßhalb kein Wort darüber.

Nro 3 u. 4 sind unrichtig; denn so lange ein allgemeines Gesetz (wie § 110 der K. R.) gültig ist, kann kein besonderes Gesetz, das diesem widerspricht, stattfinden. Da nun § 110 noch gültig ist, folget von selbst ganz sicher, daß kein besonderes Gesetz diesem widersprechend seyn kann.

Privilegien bedürfen allerdings Publikation, denn so lange diese unbekannt sind, kann keine Klage gegen Dritte erhoben werden, daß sie sich gegen ein unbekanntes Privilegium vergangen hätten. Daß da, wo ein Fischeramt ist, sich nothwendig seine Gerechtsame auch auf das Hauptgewässer erstecken müssen, ist keine Folge. Unser Fischeramt könnte z. B. Zunftgerechtsame in der Ochtum, oder der Wumme haben, und nicht in der Weser; würde nun daraus folgen, da es keine Gerechtigkeit in der Weser, als dem Hauptgewässer, zu fischen hätte, so hat es auch keine Gerechtigkeit in der Ochtum oder der Wumme. Diese Folge wäre nicht abgeschmackter, als die, welche der Herr Bemerker gemacht hat.

Derselbe zweifelt nicht, in der Bekanntmachung des Amtes, sey die Weser gemeint. Allein daß er nicht daran zweifelt, ist kein Grund, daß dem auch so sey. Die Weser kann nicht gemeint seyn, indem dem Bürger frei steht, zum eigenen Bedarf, mit allen möglichen Fischgeräthen, in derselben zu fischen.

Uebrigens danken wir dem Herrn Bemerker, für seinen Rath, Rechtskundige zu befragen, dieß ist geschehen und hat obiges Resultat gegeben.

Begrüßungsweisen verschiedener Völker.

Die den Philippinischen Inseln zunächst wohnenden Insulaner ergreifen den Fuß oder die Hand desjenigen, den sie ehren wollen, und reiben sich das Gesicht damit. Die Lappen drücken ihre Nase stark gegen die der Person, die sie begrüßen. In Neuguinea legt man Blätter auf das Haupt desjenigen, dem man eine Höflichkeit erweisen will. An den Meerengen von Sunda hebt man den linken Fuß der zu begrüßenden Person auf, und setzt ihn sanft auf das rechte Bein und dann auf das Gesicht. Die Bewohner der Philippinischen Inseln verneigen sich, die Hände an die Wangen gelegt, sehr tief, und heben, indem sie das Knie beugen, den einen Fuß in die Höhe. Der Aethiopier ergreift das Kleid seines Freundes und wikkelt sich so hinein, daß der Andere fast nackt dasteht. Wenn die Japaner sich auf der Straße begrüßen, so ziehen sie einen Pantoffel aus, und die Bewohner von Astrachan eine ihrer Sandalen, im Hause aber legen sie beide ab. Zwei schwarze Könige an der Küste von Afrika nähern sich einander und drücken sich dreimal den Mittelfinger. Die Bewohner von Carmene öffnen sich, wenn sie Jemand besondere Zueignung zeigen wollen eine Ader und kredenzen ihren Freunden das herausfließende Blut. Wenn die Chinesen nach langer Trennung sich wiedertreffen, so werfen sie sich auf die Kniee, neigen das Gesicht zwei- oder dreimal gegen den Boden und geben noch andere Beweise von Zuneigung. Sie haben auch eine Art Komplimentenformular, in welchem die Anzahl der Verneigungen, der Kniebeugungen und die bei solchen Gelegenheiten zu sprechenden Worte vorgeschrieben sind. Die Gesandten probiren diese Ceremonie 40 Tage lang, bevor sie am Hofe erscheinen. Die Otaheytier stoßen ihre Nasen zusammen. In den mittägigen Provinzen von China nähert man sich einander mit den Worten: Y a f a n? Hast Du Deinen Reiß gegessen? In Kairo fragt man sich: „Wie schwitzest Du?" weil man trockene Haut als Anzeichen des bösartigen Fiebers betrachtet.

R e f l e x e.

Von G. N i c o l.

Es hat mich immer tief und innigst ergriffen, wenn ich kräftige, edle, starke Männer habe weinen sehen. Solche Thränen — welch' einen Schmerz verkünden sie! — Die Thränen des Kin

des sind ein linder Frühlingsregen; schon leuchtet das lächelnde Sonnenauge durch's blauschimmernde Himmelsgewölbe, der farbenglänzende Regenbogen ersteht in Perlenpracht, das Kind greift wieder die Blumen der Freude, in deren Kelchen funkelnder, erquickender Thau blitzt. — Die Thränen des Mannes sind ein herbstlich-trübes Regenschauer, lang anhaltend, herabfallend auf verwelkte, gestorbene Hoffnungen, auf Verluste, die eine starke Brust zerschmetterten. O, wie lang währt es da, daß wieder nur ein Sonnenstrahl durch den schwarzen Schleier des Schmerzes bricht, daß eine Blüthe der Freude duftend sich wieder erschließt. — Ach! und manche Schmerzen werden durch Thränen doch nicht einmal gelindert.

Schon tausendmal hab' ich mir vorgenommen, gar nicht mehr zu hoffen. Und ich hatte die Hoffnung verbannt. Aber da kam sie doch wieder, die Unsterbliche, mit den liebenden, himmlischen Sternenaugen, umschwebt von Nachtigallentönen, umkränzt von ewigen Maiblüthen. Mein heißes Haupt legt' ich an ihren sanften Blumenbusen, ich weinte und hoffte nun stärker, und umfaßte nun noch inniger denn zuvor die Göttin! — Könnte der arme Mensch alle die schrecklichen Leiden ertragen, die wild auf ihn einstürmen, Seele und Leib zerren, wenn ihm nicht auch vom gütigen Schöpfer jene mildernde Göttin in's Leben mitgegeben worden wäre?

Die innere richtende Stimme lebt in jeder Menschenbrust. Man kann dieß sicher behaupten, und täuscht sich da gewiß nicht. Sophistereien, Leidenschaften, materielle Vortheile ꝛc. drücken jene Stimme wohl eine Zeitlang nieder, aber sie ertödten sie sicherlich nicht. Sie lebt fortwährend, pocht mahnend an und der Mensch erbebt. Sie mag fernerhin erstickt werden sollen, aber sie zückt ein flammendes Cherubschwert durch den Menschen, und donnert im Posaunenschalle: „Unglücklicher, Unglücklicher, hörst Du mich nicht, ich lebe immer, Du vernichtest mich nicht, ich bin ein Theil, wenn man so sagen darf, Deiner unsterblichen Seele.'" — Jenen Richter im Busen des Menschen könnte man auch das innere, rein moralische Gesetz benennen, man folge ihm, es ist ein göttlicher Fingerzeig durch den ganzen Lebenspfad.

Buntes aus der Zeit.

In Hamburg erschien unlängst ein scharfes Mandat gegen die sogenannten wilden Ehen, welches das merkwürdige Resultat lieferte, daß sich von Mitte Mai bis Ende October, 305 Paar zur Copulation meldeten, von denen 51, wegen früherer, noch nicht getrennter Verbindung, oder wegen Mangel an Taufzeugnissen abgewiesen werden mußten.

Die Bairischen Zeitungen freuen sich darüber, daß es mit den Werbungen für Griechenland einen guten Fortgang habe, und melden, täglich kämen zwischen vierzig und funfzig Personen, ja ganze Familien, um dorthin auszuwandern. — Muß es nicht recht trübe Zeit in dem gewiß nicht übervölkerten Bayern seyn, daß seine Bewohner sich also drängen, es gegen ein der Civilisation ziemlich baares Land zu vertauschen?

In Basel ist ein großer Zwist darüber ausgebrochen, ob Sonntags Theater seyn darf oder nicht. — Wie finster muß es in der Vaterstadt Euler's noch seyn! Da indessen die Baseler Uhr eine Stunde mehr zeigt als die anderer Orte, ist's etwas Natürliches, daß es dort später Tag wird.

Die Schnelligkeit der Bewegung mit den Luftballon ist außerordentlich. Garnerin legte im

Junius 1802 eine Strecke von achtzig Englischen Meilen, von Ranelagh nach Colchester, in einer Stunde zurück; Green machte von Leeds aus, in einer Höhe von 4000 Fuß, dreiundvierzig Engl. Meilen in achtzehn Minuten.

Mit den von Danzig aus nach Amerika verschifften Polen sind mehrere Frauenzimmer aus dem Danziger schwarzen Meere, einer Vorstadt, als eiligst angetraute Frauen ausgewandert.

---

* Lesefrüchte.

Frauenzimmer werden keine Opfer, sondern Altäre der Liebe.

Wer Thoren die Wahrheit sagt und besoffene Bauern aus dem Schlafe weckt, macht gewiß schlechte Geschäfte! —

Manche Gesellschaft scheint gleichsam das Reich der Fabel herstellen zu wollen, in welchem die Thiere redeten! —

Die Charakters der meisten Menschen haben keine Schneide, sondern bloß Rücken, und viele Menschen glauben Messer zu seyn, während sie doch bloß Stiele sind! —

Der vornehme Dünkel nistet gewöhnlich, wie der Zaunkönig in Hecken, nur in beschränkten Köpfen!

Die Kopfhängerei, ist ein Heller Derjenigen, welche keine Goldmünze des Verstandes besitzen!

---

* Kleinere Poesieen

von G. F. Noeldeke.

Die Lindenblüthe.

Spät, nach allen, erscheint die Blüthe der schirmenden Linde;
Nicht anschmeichelnd dem Blick, labt sie mit würzigem Duft;
Und es ziehen heran die Schwärme der ämsigen Bienen —
Aus unscheinbarem Kelch, saugen sie nährendes Süß:
Mag sich langsam entfalten die Kraft und schimmerlos blühen;
Spendet, was schön ist und gut, nur sie der harrenden Welt.

Die Silberpappel.

Die du mit herrlichem Blatte dir schmückest die schattende Krone
Oben das dunkele Grün, unten das schimmernde Weiß,
Sey mir, Sinnbild, gesegnet, der ernsten Hoffnung des Christen,
Die auf silbernem Grund, kindlichen Glaubens sich baut!

---

* Die Propaganda.

Die Aengstlichkeit fürchtet ihr Zauberlicht
Und hat ihr den Tod geschworen;
Die Weisheit und Kraft befeinden sie nicht,
Sie wissen, ihr Spiel ist — verloren.

J. C. Schierenberg.

---

* Die Congresse.

Besorgt spricht man von den Congressen;
— Kühn prophezeien wär' vermessen —
„Krieg," hallt's, „was wird man sonst beginnen?"
Erwägen reiflich — sich besinnen!

J. C. Schierenberg.

A. Daeves Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Catharinenstraße Nro. 36.